Friderich Just Riedel
Weiland K. K. Raths,

sämmtliche

Schriften.

Erster Theil.

Zehn Satyren, nebst drey Anhängen.

WIEN,
bei Joseph Edlen von Kurzbek, k. k. Hofbuchdrucker, Groß- und Buchhändler.

1787.

Bayer. Staats-
Bibliothek
München

Dem

gröſten Mäcen Germaniens

Dem

Hochädlen und Fürſichtigen Herrn

Herrn

* * * * *

wohlverdienten Obermeiſter

des löblichen Schneiderhandwerks

zu

* * *

widmet

dieſe geringen Blätter

mit

ehrfurchtsvollem Magen

der Verfaſſer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Vortreflicher Mäcen

Du Zierde Deiner Stadt!
Sieh, wie sich hoffnungsvoll ein unterthän'ges Blat
Durch aller Dichter Schwarm, der Deine Größe singet,
Und Deine Güte spürt, vor deine Augen dringet.
„Ob ich gleich Dir, so wie Du mir noch unbekannt von Angesicht„
Erkühn ich mich doch, Dir dies Buch zu überreichen,
Zu meines Magens Trost die Höhe zu ersteigen,
Wo man bei Deinem Bier von Deinen Thaten spricht.

Vergönne, großer Mann, daß ſich an Deinem Tiſche
Die Muſe ſättige und ihren Gaum erfriſche:
So ſoll, ſo oft Du wirſt Dein {Wiegenfeſt / Namensfeſt} begehn,
Ein dienſtbeflißnes Lied davor zu Dienſten ſtehn.
Ich will für Deinen Ruhm in Folianten ſchreiben
Und ganz der Deinige in Ewigkeit verbleiben.

Der hungrige und Mäcenbedürftige
Autor.

Vorrede.

Da es Leute giebt, die, um gelehrt zu ſcheinen, viele Bücher kaufen und ihre Wände damit bekleiden, ohne, wenn es hoch kommt, etwas anders zu leſen, als Titel und Vorreden; ſo ſind das zwei Hauptſtücke der Autorſorge, einen ſchönen, neuen, witzigen und alamodiſchen Titel zu erſinnen, und die Schrift mit einer zierlichen und vielſagenden Vorrede zu verſehen. Und dieſe beiden Stücke haben auch mir viele ſchlafloſe Nächte verurſachet. Den Titel hätte ich nun wohl, Gott Lob! gefunden; auch hätte mir wohl ein guter Freund einen engliſchen Denkſpruch dar-

zu mitgetheilet, um meine Schrift dadurch gelehrter zu machen. Aber um die Vorrede ſieht es noch ſchlecht aus. Es iſt dieſe in meinem Leben die erſte, die ich ſchreibe, und ich bin in dieſen Dingen noch ſo unwiſſend, daß ich mir gar viel Mühe habe geben müſſen, ehe ich das eigentliche Weſen einer Vorrede erforſchet. Der Herr Magiſter Tohu, ein großer Philoſoph, drücket ſich hiervon in ſeiner Metaphyſik §. 2987. ſo aus: „ Eine Vorrede iſt nichts anders, als ein Kompliment, welches „ der Autor ſeinen Leſern, wegen „ ſchlechter Bewirthung, der geſunden „ Vernunft, wegen zugefügter Injurien, und ſich ſelbſt, wegen ſeines „ künftigen Ruhmes machet. „

In einer alten Handſchrift aber, davon ich dieſem Bändchen eine Probe mittheile, finde ich, daß die Vorrede eine Sammlung von Wortſpielen genennet

net wird, dadurch der Autor seine Leser verblümter Weise um Verzeihung bittet, daß er ein Narr sey, nebst dem herzlichen Wunsche, Leute zu finden, die närrisch genug seyn, ihn zu bewundern.

Un sot trouve toujours un plus sot
qui l'admire.

Despreaux.

Diese Erklärungen aber haben mir keine Genüge geleistet, und ich kan wider beide einwenden, daß sie zu enge und zu weit, zu dicke und zu dünn, und mit einem Worte, untauglich sind. Ich habe mich daher bemühet, eine bessere zu bilden, und deswegen so viele Vorreden gelesen, als sich hat wollen thun lassen, um aus der Vergleichung derselben durch den Abstraktionsweg den wahren Begrif einer Vorrede zu erfinden. Nach langem Nachsinnen habe

ich endlich eingesehen, daß eine Vorrede nichts anders, als eine Satyre ist, die der Autor wider sein Wissen und Willen auf sich selbst machet. Nun bin ich im Stande, eine Vorrede zu meiner Schrift zu verfertigen.

Ich muß also meinen Lesern, nach dem Beispiel meiner Mitbrüder, sagen, daß die Schriften, die ich ihnen jetzt mittheile, wenn es auf mich angekommen wäre, niemals das Licht würden erblicket haben. Ich habe sie zu meiner eigenen Erbauung aufgesetzet; sie hatten aber das Glück, oder das Unglück, einem meiner Freunde, der sie von ohngefähr sahe, zu gefallen. Ich war genöthiget, sie ihm zu leihen, er schrieb sie ab, und nach einiger Zeit erfuhr ich, daß sie in Holland, oder in der Schweiz, ich weiß nicht eigentlich, wo, solten gedrucket werden. Dieses nöthigte mich, selbst auf die Ausgabe derselben zu den-

ken; wozu mich viele große Gönner, der gnädige Junker, der Herr Pfarrer, der Gerichtshalter und der Schulmeister ermunterten. Ich versichere meine Leser, daß dies alles erlogen ist; aber müssen wir Autors denn nicht den gelehrten Kanzleistyl beobachten, und würden auch wohl meine Schriften einigen Beifall finden, wenn sie mir nicht wären abgedrungen worden?

Meine Vorrede würde stärker, als das Buch selbst, werden, wenn ich eine vollständige Satyre auf mich machen wolte. Allein da ich dieses in meinen Schriften selbst hin und wieder thue; so will ich, um in keine Tautologien zu verfallen, hier nicht weitläuftig seyn, und nur etwas weniges von den einzelnen Stücken sagen, aus welchen dieses Bändchen bestehet.

Zu den **Uebersetzungen aus der Sprache der Thiere** haben

mir

mir einige zufällige Gedanken Anlaß gegeben, die ich bei Leſung der philoſophiſchen Ergötzlichkeiten über die Sprache der Thiere hatte, einer Schrift, die vielleicht eine beſſere Satyre iſt, als die meinige, und daher das Glück gehabt hat, unrecht verſtanden, widerlegt und von allen Orthodoxen verketzert zu werden, welches ich für die meinige nicht hoffen darf.

Die **Abhandlung von Wortſpielen** iſt eine Nachahmung des deutſchen Wörterbuchs, dazu der Herr Steuerrath **Rabener** Vorſchläge gethan hat. Das hätte ich billig nicht ſagen ſollen; man könte auf den Einfall kommen, die Nachahmung mit dem Original zu vergleichen, und wie viel würde ich nicht dabei verlieren?

Das **Mährgen von dem Hute** hat ſeinen Urſprung dem Doktor **Swifft** und Herrn Prof. **Gellert** zu

dan-

danken. Daß die Allegorie trocken und nicht überall einförmig ist, und andere Fehler desselben, weiß ich selbst; allein sie sind allzusehr in das Ganze eingewebet, um verbessert zu werden. Vielleicht sind, wie in Salmasens Solin, die Ausschweifungen das beste.

Ob ich mir durch meine **Abhandlung von der Seelenwanderung** ein Lehramt der Grundwissenschaft erwerben werde, daran zweifle ich sehr. Vielleicht steht aber irgendwo ein Magister auf, und zeiget mir in einer demonstrativischen Streitschrift nach der Lehrart der Mathematiker aus logischen und metaphysischen Grunde, daß meine Hypothese ungereimt ist. Das letztere wäre mir lieber als das erstere.

Diejenigen, die sich in meinen Satyren glauben getroffen zu finden, ersuche ich, das sechste Stück dieser Sammlung zu lesen, und daraus zu erkennen

kennen, daß nicht ich, sondern sie selbst sich ihre Satyre machen. Ich weiß nicht, wie mir hierbei eine Stelle aus dem Tatler des Herrn **Steele** einfällt. Er schreibt im sechsten Stücke des zwoten Bandes.

„ Ich empfange öfters Briefe ohne Unterschrift, in welchen sich die „ Herren Korrespondenten beklagen, daß „ ich von ihnen an diesem oder jenem „ Orte meiner Wochenschrift gesprochen „ hätte. Es ist dies eine wahre Kränkung für mich; denn ich sehe daraus, leider! daß die Charaktere, die „ ich zeichne, nicht chimärisch sind, indem die Personen, die sich darinne „ erkennen, eben dadurch beweisen, daß „ meine Schilderungen würkliche Originale haben. Man thut mir aber „ in diesem Stücke eben so viel Unrecht, „ als neulich einem jungen Menschen „ auf der Straße widerfuhr. Dieser

„theilte

„ theilte den Vorbeigehenden gedruckte
„ Zettel aus, in welchen ein heimlicher
„ Arzt dem Publico anzeigte, daß er
„ ein vortrefliches Specificum für die
„ galanten Krankheiten besäße. Jeder-
„ mann nahm seinen Zettel, ohne et-
„ was Arges zu vermuthen, und gieng
„ seiner Wege. Zum Unglück kam eben
„ ein Mensch, der die Hälfte seiner Na-
„ se verlohren hatte. Nachdem dieser
„ den Zettel genommen und gelesen hat-
„ te, zog er alles auf sich, und glaub-
„ te, man hätte den Jungen daher ge-
„ stellet, um ihn zu beschimpfen. Wie!
„ schrie er ganz rasend, wie! Schelm!
„ glaubst du, ich hätte deiner Hülfe
„ nöthig? Und diese Worte begleitete
„ er mit einer guten Anzahl Stockprü-
„ gel. Das ist das Schicksal der
„ Schriftsteller, die Charaktere schrei-
„ ben und die Sitten ihrer Zeit schil-
„ dern. „

Von

Von den andern Stücken, die noch in diesem Bändchen enthalten sind, habe ich nichts zu sagen. Ich drohe mit einer Fortsetzung und empfehle mich meinen Lesern.

I.

Ueberſetzungen

aus der

Sprache der Thiere,

nebſt einer Einleitung

zu ihrer Redekunſt.

. . . doctores ſapientiæ
ſecutus eſt.

Tacitus.

Ueberſetzungen
aus der Sprache der Thiere,
nebſt einer Einleitung
zu ihrer Redekunſt.

Es iſt mir ein unverhofftes Glück wiederfahren, und ich werde nicht ermangeln, mich deſſelben zum Beſten der menſchlichen Geſellſchaft zu bedienen. Ich bin anjezt der Beſitzer von dem Geheimniſſe des Aeſops; ich höre die Thiere reden, ich verſtehe ſie und menge mich in ihre Geſpräche. Durch den langen Umgang mit denſelben bin ich von der Wahrheit überzeuget worden, daß nichts lehrreicher für die Men-

ſchen iſt, als die Reden der Thiere, und daß diejenigen dem menſchlichen Geſchlechte einen unausſprechlichen Dienſt erweiſen, die dieſelben, ein jeder in ſeiner Mutterſprache, verſtändlich machen. Ich meines Orts wollte lieber Gellerts Fabeln, als die Quartanten eines Wolfs geſchrieben haben, und ich bin verſichert, daß in vielen Vergleichungen von dieſer Art das Thier vernünftiger redet, als der Menſch. Wäre es nicht mir eine Schande, und ein Unglück für die Welt, wenn ich, der ich ein ſo großer Kenner der Thierſprache bin, mein Talent vergraben und ſolches nicht zum Beſten meiner Landsleute anwenden wolte! Nein — ſo lange ich noch geſunde Finger habe, werde ich mir in dieſem Stücke nichts vorwerfen laſſen; und kurzum, heute muß ich ein Autor werden — wofern anders ein Ueberſetzer auch ein Autor iſt. Denn ich will es nur gleich ſagen: ich werde blos in der Perſon eines Ueberſetzers in den Buchläden erſcheinen; vielleicht gefalle ich in dieſer Geſtalt. Die Ueberſetzungen ſind ohnedem heut zu Tage nach dem Modegeſchmack, und es darf nur auf dem Titel eines

nes Buches stehen: aus dem Französischen übersezt; so ist es gut, es mag sonst etwas nutzen, oder nicht. Eine kleine Schwachheitssünde, muß ich bekennen: Da ich den Entschluß faßte, ein Dolmetscher der Thiere zu werden; so wurde ich beinahe von meiner Eigenliebe in Versuchung geführet, die Reden dieser sogenannten unvernünftigen Geschöpfe, da ich sie so vernünftig fand, für meine eigenen auszugeben. Vielleicht hätte ich sie in anakreontische Oden übersetzet, oder Gedanken in der Einsamkeit daraus gemacht, oder sie gar in einem philosophischen System nach der Lehrart der Mathematiker vorgetragen. Der Einfall war vortreflich; allein zu allem Glück vertraute ich meine Absichten einem alten Haushahn, der mein guter Freund und ein großer Kenner der menschlichen Gesinnungen ist. „ Ich sehe, sagte er, aus „ deinem thörichten Vorhaben, daß du „ ein Mensch bist. Ein Thier kan vieles „ ungestraft sagen, und ohne sich für den „ Menschen zu fürchten, wider die Laster „ dieser vornehmen Thiere eifern. So „ lange diese wissen, daß es ein Thier sa-

„ get, ſo hören ſie geduldig zu. Es unter-
„ ſtehe ſich aber ein Menſch eben das zu
„ ſagen. — Er iſt unglücklich; der Haß
„ ſeiner Mitbürger wird ihn treffen —
„ wehe, wehe ihm!„ Dieſe vernünftigen Vorſtellungen brachten mich von meinem Entſchluß ab. Der Haß der Menſchen iſt mir allzu fürchterlich; ich will gerne ein Stück meines Ruhmes miſſen, und weiter nichts, als ein Ueberſetzer ſeyn.

Zuvor aber muß ich meinen Leſern doch die Gelegenheit erzählen, bei welcher ich die Sprache der Thiere gelernet habe. Viele möchten ſonſt glauben, ich machte es, wie diejenigen, die ihre eigenen zufälligen Gedanken unter dem Titel einer Engliſchen Ueberſetzung der gelehrten Welt mittheilen, ob ſie gleich öfters ſo wenig von der Engliſchen Sprache verſtehen, als ich von der Sprache der Elephanten und anderer ausländiſchen Thiere.

Ich gieng vor einiger Zeit ſpaziren, und war, wie Gelehrte öfters zu ſeyn pflegen, zerſtreut, und zwar ſo zerſtreut, daß ich aus Verſehen vor einem Eſel, der in der Weide gieng, und den ich für einen vorneh-

nehmen Mann ansahe, ein tiefes Kompliment machte, und ihm wünschte wohl geruhet zu haben. Einem Esel ein Kompliment! Ist denn das so was ungemeines? Muß man doch wohl mehrern . . . Genug diesem machte ich eines; aber auf einmal kam ich wieder zu mir selbst. Ich merkte meinen Irrthum und wollte aus Scham — Denn ich schäme mich auch für Eseln — geschwinde fortgehen. Auf einmal hörte ich eine Stimme hinter mir, die mir ganz bekannt vorkam; ich sahe mich um, und da ich keinen Menschen erblickte, so konte ich gar nicht einsehen, wo sie herkommen sollte. Endlich sahe ich zu meinem gröſten Erstaunen, daß der Esel redete. Ich habe wohl sonst einmal von einem redenden Esel gelesen; aber der war, wo mir recht ist, im alten Testamente. Ich habe auch öfters gehöret, daß der Teufel in Gestalt eines grimmigen Löwens herumgehet; aber daß er sich in einen Esel verstellen sollte, das ist etwas unerhörtes und dazu ist er gewiß zu hochmüthig. Ich meinte aber dennoch, er wäre es leibhaftig; denn ich glaube Gespenster, weil sie mir von meiner see-

ligen Grosmutter noch auf ihrem Todbette unter vielen Thränen beſtens empfohlen worden. Der gute Eſel merkte meine Verwirrung. Ich wolte laufen; aber ich konte nicht, er kam mir nach, und ehe ich es mich verſahe, umarmte er mich auf das freundſchaftlichſte und mit aller Zärtlichkeit, deren ein Eſel fähig iſt. „ Mein lieber Menſch, ſagte er, fürchte dich nicht; „ ich bin weder Engel noch Teufel, ſondern ein ehrlicher alter Eſel und ſtamme „ in gerader Linie von dem großen Eſel „ Bileams ab. Sonſt pflege ich nicht mit „ Menſchen zu reden, ob ich gleich durch „ einen beſondern Vorzug meines hochadelichen Geſchlechts ihre Sprache verſtehe. „ Die Ehrlichkeit aber, mit welcher du „ mich gegrüſſet, ob ich wohl weis, daß „ es mir nicht gegolten hat, machte mich „ begierig, mit dir zu ſprechen „. Allmählig verlies mich nun meine Furcht. Ich ſahe, daß ich nur mit einem Eſel redete, ich bekam einige Dreiſtigkeit, und in kurzem wurden wir ſo gute Freunde, daß ich mich von ihm bei der Hand nehmen und in den Wald hinein führen lies, wo er wohnte.

te. Bald lernte ich ſeinen ganzen Charakter kennen. Mein Eſel iſt der ehrlichſte Eſel. Er hat ein hohes ernſthaftes Anſehen, und wenn ich nicht gewiß wüſte, daß er ein Eſel wäre, ſo ſähe ich ihn für eine Excellenz an, die es vor ihr Geld geworden. Wenigſtens iſt er ſehr treuherzig und ſeine Reden verrathen den beſten Eſelsverſtand, und das beſte Eſelsherz von der Welt. Zuweilen hat er witzige Einfälle, ob er gleich kein Freigeiſt iſt, und er trägt ſie ſehr artig und äſthetiſch vor. Er iſt, wie ich von ihm erfuhr, ein großer Gelehrter, Sprachmeiſter der Thiere und auch ein guter Philoſoph, aber ſehr demüthig. Weil ich auch ein ziemlicher Philoſoph zu ſeyn glaube, ſo wolte ich gern ſeine Meinung in verſchiedenen wichtigen Streitpunkten der Grundlehre erfahren. Ich fragte ihn, ob dieſe Welt die beſte wäre, und er antwortete mir, er wüſte es nicht. Ich wollte es ihm beweiſen und fieng ſchon an: Wenn wahr iſt, daß ... aber er bat mich, ich möchte mich nicht bemühen, er verſtünde zwar die menſchliche Sprache, aber die philoſophiſche Sprache verſtünde

er nicht. Da ich hier nichts mit ihm anfangen konte, ſo bat ich mir von ihm einigen Unterricht in der thieriſchen Sprache aus. Er war hierzu willig, legte den rechten Vorderfuß an die Naſe, rekte die Ohren in die Höhe, und mit einer ziemlich gelehrten Mine, wie ein junger Magiſter, der zum erſtenmal das Katheder betrit, gab er mir folgende vorläufige Nachricht:

„ Wiſſe, ſagte er, daß wir, die ihr
„ für ſo unvernünftig haltet, vielleicht eben
„ ſo vernünftig ſind, als ihr. Wir ha-
„ ben weder Freigeiſter noch Herrenhuther
„ und ein ſüſſer Herr iſt in unſern Augen
„ das lächerlichſte Geſchöpf von der Welt.
„ Unſere Poeten haben keine Mäcene und
„ ſingen ſo gut, als die eurigen. Unſere
„ Weltweiſe denken nicht ſo tief, daß ſie
„ zulezt nichts mehr denken, ſie wiſſen auch
„ nichts von möglichen Welten und beſchäf-
„ tigen ſich blos mit der würklichen, am
„ meiſten aber mit ſich ſelbſt — dem ohn-
„ geachtet denken ſie vielleicht gründlicher,
„ als ihr. Wir haben auch Gottesgelehr-
„ te unter uns, die aber blos da ſind,
„ das Lob der Gottheit zu preiſen und die

„ Un-

„ Unwiſſenden auf eine leichte und über-
„ zeugende Art zu unterrichten. Es ver-
„ ſteht ſich alſo von ſelbſt, daß ſie die
„ Zeit nicht mit unnützen Zänkereien ver-
„ ſchwenden und überhaupt Ketzer haben
„ wir gar nicht, weil bei uns keine Ketzer-
„ macher ſind. Ich dächte, das wären
„ Beweiſe genug von unſerer Vernunft,
„ und ich glaube, es iſt auf dieſer Seite
„ kein weiterer Unterſchied zwiſchen euch
„ und uns, als dieſer, daß wir unſere
„ Vernunft nicht ſo mißbrauchen und nicht
„ ſo zur Unzeit damit gros thun, wie ihr.
„ Ein deutlicher Beweis von unſerer Ver-
„ nunft iſt auch die Sprache, die wir re-
„ den. Ihr müſſet aber dieſelbe nicht aus
„ gewiſſen Dolmetſchern beurtheilen, die
„ uns öfters Worte in den Mund legen,
„ an die wir nie gedacht haben und über-
„ haupt reden die Cyperkatzen nicht, wie
„ andere Thiere. Wenn ich dir unſere
„ Sprache werde gelernet haben, alsdenn
„ wirſt du im Stande ſeyn, uns aus uns
„ ſelbſt zu beurtheilen. Alle unſere Reden
„ ſind beſonderen Geſetzen unterworfen, die
„ kein Thier übertreten darf, bei Strafe,

für

„ für einen Menſchen gehalten zu werden.
„ Ich will dir einige endecken. Ein Thier
„ darf nicht eher reden, als bis es würk-
„ lich denket. Dieſe Regel würde manchem
„ unter euch ſehr eigenſinnig vorkommen.
„ Wie wolten eure galanten Herrn im
„ Stande ſeyn, ein Frauenzimmer zu un-
„ terhalten und von einem Fächer, von
„ einer Muſche ganze Abende zu reden,
„ wenn ſie dieſer Regel unterworfen wären.
„ Sogar eure Weltweiſen würden ſich ſehr
„ übel dabei finden; die gröſten Männer
„ waren genöthigt, ihre ſcientifiſchen Herr-
„ lichkeiten einzupacken und aus vielen gro-
„ ßen Quartanten würde uns öfters nur
„ ein einzig Scholion übrig bleiben, wo-
„ rinnen etwa im Vorbeigehen von der
„ Schwachheit des menſchlichen Verſtandes
„ geredet worden. Ich ſetze nämlich zum
„ voraus, daß Reden und Schreiben ei-
„ nerlei iſt, und wie würden alsdenn eure
„ Büchermeßen ſich verringern, wenn die-
„ ſe Regel auch die Schriftſteller treffen
„ ſolte! Anakreontiſche Oden, Tändeleien,
„ vernünftige Gedanken, Entwürfe, Sam-
„ lungen, Erörterungen, unvorgreifliche

„ Be-

„ Bedenken, Erſte Gründe, Beurtheilun-
„ gen, Einleitungen, Innbegriffe — alle
„ dieſe ſchönen Früchte des menſchlichen
„ Witzes würden unwürkſam liegen, auf
„ die Nachwelt warten und unterdeſſen
„ zum Beſten des Publikums verfaulen —
Man ſiehet, daß mein Eſel eine große Känntniß in der gelehrten Geſchichte beſitzet — „ Du kanſt, fuhr er fort, aus al-
„ lem dieſem den Schluß machen, daß die
„ Thiere ordentlicher Weiſe ſehr wenig re-
„ den, und es wird bei ihnen für die grö-
„ ſte Schande gehalten, ein Wäſcher zu
„ ſeyn. Allein überdies werden unſere Un-
„ terredungen noch durch ein anderes Ge-
„ ſetz eingeſchränket, welches dir weit
„ ſtrenger vorkommen wird, als das erſte.
„ Man muß nicht nur denken, wenn man
„ reden will, ſondern man darf auch durch
„ ſeine Reden den Gedanken nicht wider-
„ ſprechen. Die Lügen ſind alſo hier gänz-
„ lich verbannet, wie denn überhaupt die
„ Verſtellung im Reiche der Thiere etwas
„ Fremdes iſt. Die Ausübung dieſer Re-
„ gel fällt uns gar nicht ſchwer. Wir ha-
„ ben ohnedem unter uns weder Proceſſe,

„ noch

„ noch Advokaten, noch Dinge, woraus
„ Proceſſe entſtehen könten. Wir wiſſen
„ von keinen Reichthümern, und kennen
„ keine andere Ehre, als die ſich auf Tu-
„ gend gründet. Unſere Regenten ſind
„ allemal die redlichſten Thiere, und man
„ hat alſo keine Verſtellung nöthig, um ih-
„ nen zu gefallen. Schmeichler zu dulden
„ — das iſt ein Vorzug, der euch ganz
„ allein zukommt. Ein Unglück für eure
„ Poeten wäre es, wenn dies Geſetz der-
„ einſt unter euch ſolte eingeführet werden.
„ Sie dürften alsdenn keinen Schneider ei-
„ nen Mäcen und keinen jungen Fändrich
„ von acht Tagen einen Helden nennen,
für deſſen Schwerdte Stambul zittert —
„ Und wo würden alsdenn die ſchönen
„ Trinkgelder bleiben, die ſie ſich durch
„ ihre Vergötterungen erſingen? Wie wür-
„ de alsdenn ein ehrlicher Leiermann noch
„ leben und eſſen können? Aus dem, was
„ ich bisher geſagt habe, wirſt du leicht
„ begreifen, daß unſere Dicht- und Rede-
„ kunſt gar nicht ſo weitläuftig und gelehrt
„ iſt, als die eurige. Wir haben in der
„ That weiter gar keine Regeln; die Na-

„ tur

„ nur allein ist unser Gesetz. Wir machen
„ keine Chrien, und von künstlichen Figu-
„ ren wissen wir auch nichts. Unsere Dich-
„ ter haben das Gold und Silber, die Dia-
„ mante, Rubine und Perlen, den Bur-
„ gunder und Pontak nicht so überflüßig,
„ als die eurigen, ob ich wohl auch glau-
„ be, daß mancher unter diesen Rosen
„ trinket, da sich unterdessen seine versof-
„ fene anakreontische Muse in Burgunder
„ berauschet. Wenn ich einmal sterbe, so
„ wird gewiß mein Poet nicht ausrufen:

Soll ich von deinem Tode singen,
O Esel, Esel — welch ein Lied;

„ Ich setze meinen Namen an die Stelle,
„ wo etwa in euren Gedichten: vereh-
„ rungswürdiger, ehrwürdiger u. s. w.
„ zu stehen pfleget. Bei uns weinet man
„ kein Blut, man tunket seinen Kiel nicht in
„ Thränen, man lässet nicht eben alle neun
„ Musen in Procession vor der Leiche her-
„ gehen, man zanket sich nicht mit dem
„ Tode herum, daß er Jünglinge raubet
„ und den Greisen verschonet,

„ „ „ der schon am Rande des Grabes
„ Auf seine Umarmungen hofft „ „

„ Man

„ Man tröſtet die Hinterbliebenen nicht,
„ wo man nicht weiß, daß ſie Troſt nö-
„ thig haben — Allein man ſinget bei uns
„ nicht vors Geld, wie bei euch, und man
„ hat hier auch nicht eben nöthig zu ſter-
„ ben, wenn man will gelobet werden —

„ Dies iſt, ſagte mein treuer und
„ verehrungswürdiger Lehrer, dies iſt der
„ kurze Abriß von unſerer Redekunſt —
Ich wunderte mich nicht wenig, daß ich binnen einer Viertelſtunde die ganze Oratorie ſollte gelernet haben. Wo bleiben denn, dachte ich, die ſchönen Lehren von den Perioden, von den Figuren, von den Metaphern, von dem künſtlichen Thema u. ſ. w. die doch alle in Uhſens Rhetorik vortreflich ausgeführet ſind? Genug mein Eſel ſchwieg ſtille und das ganze oratoriſche Collegium, das er mir hatte leſen wollen, hätte hier ſchon ſeine Endſchaft erreichet, wenn ich ihn nicht noch gebeten hätte, mir einige beſondere Erläuterungen wegen der verſchiedenen Arten von Reden zu geben. Er that es.

„ Wir haben, ſagte er, verſchiede-
„ ne Feierlichkeiten unter uns, bei wel-

„ chen

„ chen wir reden müſſen. Hieher gehö-
„ ren die Leichencäremonien und du kanſt
„ leicht einſehen, daß die vornehmſte unter
„ dieſen die Rede iſt. Dieſe muſt du
„ aber nicht aus den eurigen beurtheilen.
„ Bei euch bezahlet man den Redner,
„ eine halbe Stunde hindurch Unwahrhei-
„ ten zu ſagen, die zuweilen ſo elend
„ ſind, daß ſie eher Thränen verdienen,
„ als die traurige Begebenheit ſelbſt. Ein
„ gewiſſer Affe hatte einmal den Einfall,
„ daß er ſagte, die Leichenreden unter den
„ Menſchenkindern wären nichts anders als
„ mandatmäßige Pasquille auf den Seeli-
„ gen und deſſen tiefgebeugten Hinterlaſſene.
„ Bei uns aber darf der Redner nichts
„ ſagen, als was wahr iſt. Er beſchrei-
„ bet ſeine eigenen Empfindungen bei einer
„ ſo traurigen Begebenheit, er ſchildert
„ den Verſtorbenen ſo, wie er war, und
„ bezeuget den Hinterlaſſenen, nach Er-
„ foderung der Umſtände, entweder ſein
„ Beileid, oder ſeine herzliche Beifreude.
„ Das muß ich noch anmerken, daß un-
„ ſere Redner ſich überaus kurz faſſen,
„ und nicht eben auf das Lob eiferſüchtig

„ ſind, das Ende ihrer Reden wäre das „ beſte — „.

Bei dieſer Gelegenheit hatte ich einen boshaften Einfall. Ich habe ein gewiſſes Hauskreuz, das mich ſehr drücket, und ich hätte meiner lieben Eva ſchon längſt gerne die ewige Ruhe gegönnet. Ich entdeckte mich meinem Lehrer und bat ihn, mir zu ſagen, wie ich ohngefehr meiner lieben Hausehre parentiren könte, wenn ſie der liebe Gott ſolte von dieſem Jammerthale erlöſen. Nachdem ich ihm alle ihre Tugenden kürzlich geprieſen; ſo hielt er mir gleich aus dem Stegreif folgende Rede, die ich von Wort zu Wort aufzeichnete, weil ich hofte, bald davon Gebrauch zu machen. Man muß wiſſen, daß mein Redner ſich völlig an meine Selle ſetzte, und alſo die Perſon eines betrübten Witwers annahm, und — ach, wenn er doch würklich an meiner Stelle wäre! So redete er:

Endlich, dem Anſehen nach höchſtbetrübte Anweſende! endlich bin ich von einer Bürde erlöſet worden, deren Andenken mir noch immer ſchmerzhaft iſt. Mei-

ne

ne nach beinahe vier Wochen nach der priesterlichen Einsegnung innigstgeliebte Ehefrau ist endlich durch Beihilfe ihres Arztes, zu ihrem grösten Leidwesen, alles Widerstandes ohngeachtet, von mir und ich von ihr erlöset worden, und dem Himmel sey Dank! es ist nunmehr so weit gekommen, daß ich ihr die letzte Ehre erzeigen kan. Ich werde mich nicht bemühen, sie aus ihrer Gruft zurük zu weinen, ich gönne ihren Gebeinen die Ruhe und wenn ich bei ihrem Sarge Thränen vergieße, so geschiehet es nur darum, weil ich an die Länge der Zeit gedenke, die ich mit ihr gelebet habe. Es sind nunmehr vier und zwanzig Jahre verflossen, da ich durch ihre Schönheit und Sittsamkeit, besonders aber, mit Sancho Panßa zu reden, durch ihren englischen Verstand bewogen wurde, um sie anzuhalten. Ich bekam das erfreuliche Jawort und mit einer unaussprechlichen Entzükung erhielt ich vor dem Altar das Privilegium, mit ihr ein Fleisch zu seyn. Einige Wochen vergiengen in allem dem Vergnügen, das die Liebe verschaffen kann. Aber wie vergänglich ist nicht die Wonne

der Sterblichen! Ich entdekte nach der Zeit, daß der Nachttiſch meiner Frau das meiſte dazu beitragen muſte, ihre Schönheit in Bau und Beßerung zu erhalten. Des Morgens ſtund ſie allemal eher auf als ich, und ich traf ſie immer ſchon im völligen Putze an. Dies machte mich argwöhniſch und ich war ſo boshaft, daß ich ſie einmal früh beim Kaffee, ſo lange an einem Orte küſte, bis ſich die gütige Natur auf der einen Wange in ihrem völligen Glanze darſtellte — Ich kann nicht läugnen, daß jetzt meine Zärtlichkeit ſchon ziemlich abnahm. Zum Unglück aber nahm ihre Sittſamkeit und Mäßigung noch viel ſchneller ab. Jezt that ſie nichts als keifen, und wenn ſie mit ihrem Geſinde fertig war, ſo kam die Reihe an mich. Das hätte noch alles mögen gehen. Das betrübteſte aber für mich war, daß ich auch in der Berechnung ihres Verſtandes geirret hatte. Ich entdekte überall Mängel an demſelben — wenigſtens war er nicht gründlich und binnen einigen Jahren verlohr er ſich durch den vielen Gebrauch ganz und gar, und mir blieb nichts übrig, als meine Frau in

ihrer natürlichen Blöße. Es würde betrübt für mich seyn, wenn ich alles erzählen wolte, was ich binnen vier und zwanzig Jahren mit ihr ausgestanden. Ich will das Andenken davon vertilgen und zum Ende eilen. Zu allem Glück gewöhnte sich meine vielleicht seelige Hausehre vor einigen Jahren den Brandtwein an. Ich gab ihr zu trinken, so viel sie wolte — Es ist wahr, daß sie dadurch vollends unerträglich wurde; allein ich hofte, er würde ein Mittel ihrer Erlösung seyn. Er war es. Vor einigen Tagen wurde sie krank, ich wendete alles an, ihre Auflösung zu befördern, und schikte daher so gleich nach einem berühmten Arzte. Er kam, und vorgestern starb sie nachdem sie Pillen eingenommen und mich noch zu guter lezt einen Flegel gescholten hatte, weil ich ihr den Priester wolte rufen lassen. Ich gedenke noch immer an dieses ihr lezstes Wort — Ein sanfter Tod! Es ist leicht zu erachten, daß ich mich über ihren Verlust nicht zu Tode grämen werde. Ich brauche also keinen Trost und hoffentlich wird auch niemand unter dieser angesehenen Versamm-

lung welchen nöthig haben. Ich wünſche alſo ihren Gebeinen eine ſüße Ruh, meinen Feinden, daß ſie der Himmel für ſolchen traurigen Begebenheiten bewahren möge und meinen Freunden eine baldige Nachfolge. Dixi.

Hier ſchwieg er, und ich hatte ihm ſo aufmerkſam zugehöret, daß ich darüber in eine würkliche Entzückung gerathen war. Ich glaubte, ich wäre ſchon in dem beglückten Zuſtande, den dieſe Rede ſchildert, und ich war thöricht genug, wieder auf eine neue Heurath zu denken. Aber alle dieſe ſüßen Vorſtellungen verſchwanden, ich kam wieder zu mir ſelbſt, und mir blieb nichts übrig, als meine Frau und ein wenig Hofnung. Mein Lehrer merkte meine Verwirrung, er wollte mich von einem ſo empfindlichen Gegenſtande abbringen und ſezte daher ſeinen Vortrag von den Reden der Thiere fort.

„ Es ſcheinet, ſagte er, als wenn ihr „ Menſchen bei dieſer Art von Reden ein „ Gelübde gethan hättet, niemals das zu „ ſagen, was ihr denket. Wenn ein rei„ cher Mann ſtirbt, ſo iſt es natürlich,

daß

„ daß ſein Tod viel Freude unter den Hin-
„ terbliebenen verurſachet; weil aber der
„ Schein derſelben den willkührlich einge-
„ führten Begriffen des Wohlſtandes zu-
„ wider iſt, ſo hüllet man ſein Geſicht in
„ Flöre, um die Spuren der Freude zu
„ verbergen, die dasſelbe aufweiſet, und
„ man bezahlet einen gelehrten Ausrufer,
„ hinter dem Sarge herzugehen, im Na-
„ men der Leidtragenden zu weinen, als-
„ denn eine halbe Stunde hindurch von
„ dem groſſen Verluſte zu reden, der ſie
„ betroffen, und endlich mit einem kräfti-
„ gen Troſte zu beſchließen. Das letzte iſt
„ auch wohl das beſte; nun kann man auf
„ eine patentmäßige Art ſeine Thränen —
„ denn es gibt auch Freudenthränen —
„ abwiſchen; eine gute Malzeit in dem
„ Hauſe des Seeligen erquicket die Hinter-
„ bliebenen; und in ſeinen Kiſten iſt die
„ Belohnung für die Mühe, die ſie ſich
„ gegeben haben, ihn zu ſeiner Ruheſtätte
„ zu begleiten. Geſetzt aber, es ſtirbt
„ ein armer Mann, der durch ſeiner Hän-
„ de Arbeit Brod für ſich und ſein Haus
„ erworben und alſo ſeiner Familie wohl

„ noch nöthig geweſen wäre — Er wird
„ würklich bedauret; aber der Leichenred-
„ ner bekomt wenig für ſeine Mühe —
„ Er war ein ehrlicher Mann — Es iſt
„ gut, daß ihn Gott aus dieſem Elend er-
„ löſet, trocknet nur eure Thränen ab —
„ Woher kommt dieſer Unterſchied? Unter
„ uns Thieren findet er nicht ſtatt. Wir
„ leſen in den Geſichtern der Hinterblie-
„ benen die Geſinnungen, die ſie bei dem
„ Tode ihres Freundes haben — dieſe
„ ſchildern wir umſonſt. So ſind unſere
„ Leichenreden beſchaffen und von dieſen
„ ſind die andern Arten von Reden nur in
„ den Gegenſtänden verſchieden.

Ich frug meinen Eſel, ob er auch etwas von Hochzeitreden wüſte und ob dieſelben auch unter den Thieren Mode wären. Er antwortete, ja, und jezt war ich erſtaunend neugierig. Ich glaubte hier Stoff zu einer Strohkranzrede zu bekommen, die ich in kurzem zu halten habe. Ich dachte, ein Eſel müſte bei einer ſolchen Gelegenheit gute Einfälle haben und ich ſtellte mir ſchon ſehr deutlich die ſchalkhafte Mine vor, mit welcher er der Jungfer Braut witzige Zwei-

deutig-

deutigkeiten, oder wie sich die Thiere ausdrücken, Grobheiten würde sagen können. Wenigstens hoffte ich doch, er wäre hierzu eben so fähig, als unsere Landjunker, die gröstentheils sich ein Geschäfte daraus machen und auch vortrefliche Gaben dazu haben, die aber mein Kutscher auch hat. Ich hatte mich betrogen, und, wie mir mein Esel erzählte, so sind diese witzigen Reden bei den Thieren gar nicht üblich.

„ Unsere Hochzeitreden, sagte er, „ fassen ein kurzes Lob der neuen Eheleute, sie schildern das Vergnügen, das „ sie haben können, wenn sie wollen, und „ wünschen ihnen viel Glück dazu. Man „ soll bei euch auch dergleichen Hochzeitreden haben, die aber, wie ich gehört habe, eine bloße Satyre auf das „ Brautpaar und ihren künftigen Ehestand „ sind. Der Bräutigam muß allemal ein „ ehr- und tugendsamer Junggeselle, „ fromm, arbeitsam, artig, höflich, und „ ich weiß nicht was noch seyn. Die „ Braut aber, die ehr- und tugendbelobte Jungfer ist ein sittsames, schönes, „ häusliches, verständiges Frauenzimmer.

„ Sie wird ihrem Manne unterthan und „ ſein Herr . . nicht doch . . . er ihr Herr „ ſeyn. Ihre Liebe wird nie alt werden „ u. ſ. w. Wenn ich eine ſolche Rede „ halten ſollte, ich würde mich ganz an„ders ausdrücken.

Ich bat ihn, mir ein Exempel einer ſolchen Rede nach dem thieriſchen Geſchmack zu geben. Nachdem ich ihm einige Umſtände von einer gewiſſen Heurath geſagt hatte, zu welcher ich ſeine Rede gebrauchen wolte, ſo perorirte er folgendermaſſen:

Meine Herren und Frauen!

Sie ſehen hier zwo Perſonen, die im Begrif ſind, ſich durch ein beſtändiges Band zu vereinigen. Man hat mich bezahlt, etwas zu ihrer Ehre zu ſagen, und ich will meiner Pflicht ein Genüge leiſten, ohne meine Aufrichtigkeit zu verläugnen. Ich muß ihnen alſo eröfnen, daß der hier anweſende Bräutigam ein ganz ehrlicher, einfältiger Menſch iſt, der Zeitlebens noch kein Kind betrübet und mit dem gewiß ſeine künftige Frau Liebſte wird machen können, was ſie will. Wenn ſie aber glauben wollten, er wäre ein ehr- und tugendſa-

mer

mer Junggeſelle, ſo würden ſie ſehr irren. So einfältig er iſt, ſo iſt er doch ein Menſch nach der Mode und nunmehr achtzehn Jahr alt — Wie könte er noch ein Junggeſelle ſeyn? Ich ſolte ihn freilich auch rühmen, daß er etwas gelernet und alſo ſein Brod ehrlich verdienen könte. Allein mit gutem Gewiſſen kan ich das nicht, und ich bin verſichert, daß er dieſe Heurath gewiß nicht würde gethan haben, wenn er ſein Brod auf eine andere Art zu verdienen wüſte. So aber glaubt er, durch den Verſtand ſeiner Geliebten in einen ſolchen Zuſtand verſetzet zu werden, daß er eine gute Zeit eſſen, trinken und ſchlafen kan, ohne ſich weiter um etwas zu bekümmern. Ich wolte ihnen gern mehr von unſerm Bräutigam ſagen; allein er iſt ein Mann, von dem nicht viel zu ſagen iſt. Was nun anlanget die ſogenannte tugendbelobte Jungfer Braut, ſo wollte ich gerne ihre Schönheit rühmen, wenn ich nicht befürchtete, man möchte ſie alsdenn genauer betrachten, um den Ungrund dieſes Lobes zu entdecken. Ich habe ihr zwar den Titel einer Jungfer gegeben,

ben, aber vermöge eines Wortſpiels; wie man den Teufel nach ſeinem Fall noch immer einen Engel nennet. Denn es weiß die ganze Stadt, daß ſie ſchon einigemal redende Beweiſe von ihrer Fruchtbarkeit und den letzten nur erſt noch vor vier Wochen geliefert hat. Von ihrer wenigen Sittſamkeit und Verträglichkeit wird ſie ihrem künftigen Ehemanne die deutlichſten Proben zu geben, vielleicht nicht ermangeln. Uebrigens hat ſie, einen ſehr hohen Geiſt und es iſt gut, daß ſie einen Mann bekommt, deſſen Herr ſie ſeyn kann. Was aber am meiſten an ihr zu loben iſt, das iſt ihr Verſtand, wovon ein Bankozettel auf 50000 Reichsthaler, den ich mit meinen Augen geſehen habe, ein untrügliches Merkmal iſt. Ich glaube, nunmehr das Brautpaar für einen harten Thaler hinlänglich gelobet zu haben. Weil die Ehen im Himmel geſtiftet werden, ſo finde ich von der Stiftung dieſer Heurath nichts weiter zu ſagen. Vielleicht wird der prieſterliche Segen etwas beitragen, ſie glücklicher zu machen, als ich vermuthe. Auſerdem wünſche ich dem künftigen Ehe-

knechte

knechte viel Gedult, und ſeinem Hauskreuze eine baldige Auflöſung; ſo iſt beiden geholfen. Ich ſchlieſſe meine Rede; denn mich hungert. Dixi.

Mein Eſel fügte hinzu, wie er glaubte, würde in dieſem Falle wohl keine Strohkranzrede nöthig ſeyn, und ich nehme keinen Anſtand, der gelehrten Meinung dieſes groſſen Kunſtrichters beizutreten.

Ich hoffete in der That unter der Anführung eines ſo groſſen Lehrers noch mit der Zeit ein guter Redner zu werden. Weil ich mich nun gern auf alle Fälle gefaſt machen wolte; ſo bat ich ihn auch um einigen Unterricht von den Geburtsreden.

„ Bei uns, ſagte er, ſind dieſe ſehr
„ kurz. Was kan man von einem Kinde
„ viel ſagen? Man wünſcht ihm viel Glück
„ und ermahnet die Eltern, es gut zu er-
„ ziehen. Siehe da den ganzen Inhalt
„ dieſer Reden. Bei euch aber iſt es et-
„ was anders. Man bedienet ſich da der-
„ ſelben nicht eher, als bei der Geburt ei-
„ nes vornehmen Kindes, und da ſoll nun
„ der junge Erbe gerade eben auch alle die
„ Vorzüge haben, die man ſeinem gnädi-

„gen

„ gen Herrn Papa, öfters auch nur aus
„ Höflichkeit, beileget. Es verſtehet ſich
„ von ſelbſt, daß man vermöge eines ſehr
„ pöbelhaften Vorurtheils vorausſetzet, der-
„ jenige müſſe allemal der Vater des Kindes
„ ſeyn, der die Ehre hat ſeiner Mutter Mann
„ zu heißen. Sogar viele Eſel ſind noch,
„ welches ſonſt unter uns etwas Seltenes
„ iſt, mit dieſem Vorurtheile behaftet: aber
„ ich, der ich ein vornehmer Eſel bin,
„ ſehe den Ungrund deßelben vollkommen
„ ein. Ihr Menſchen könnet aber dar-
„ aus begreifen, daß ihr ganz von Vor-
„ urtheilen beſeſſen ſeyd, weil auch unter
„ den beiden erſten Worten, die ihr in
„ eurer Kindheit ausſprechen lernet: Pa-
„ pa und Mama, das eine gemeiniglich
„ ſchon das Zeichen eines Vorurtheils iſt,
„ deſſen Ungrund die Mama und öfters ihr
„ Kutſcher am beſten wiſſen. Kurzum
„ aber, dieſes Vorurtheil iſt der Grund
„ aller eurer Geburtsreden. Man danket
„ dem Himmel, der dieſem Hochadelichen
„ Hauſe abermal einen Erben verliehen,
„ der ſeiner Ahnen würdig iſt. Man
„ wirft ſich zu einem Propheten auf, man

„ ſie-

„ siehet in die Zukunft hinein, und erbli-
„ cket da dieſes Kind dereinſt als die Zierde
„ der Ahnen, die Stütze des Staats und
„ die Zuflucht der Armen. Man ſieht
„ öfters ſehr ſchlecht, und ob ich gleich
„ nur ein Eſel bin, ſo hab ich doch ein
„ ſchärfer Geſicht als alle eure Panegyri-
„ ſten, und erblicke öfters in dem jungen
„ Herrn weiter nichts, als einen künftigen
„ Landjunker, der die Kunſt vollkommen
„ verſteht, Pferde todt zu reiten, auf eine
„ hochadeliche Manier zu ſaufen: ſeine
„ Viehmägde zu beſchälen, Bauern zu
„ placken, und allenfals einen guten Schwur
„ zu thun. Ich würde das öffentlich ſagen,
„ wenn ich eine ſolche Geburtsrede halten
„ ſolte: aber eben deswegen ſchicke ich mich
„ nicht dazu. „

Vir excellentiſſime, ſagte ich, dürfte ich mir auch wohl ein Beiſpiel einer ſolchen Rede ausbitten. „ Wir wollen ſehen „ antwortete er,

„ quid humeri valeant; quid ferre
„ recuſent. „

Und den Augenblick ſtellte er ſich in eine ſehr oratoriſche Poſitur und redete ſo:

Hoch-

Hochanſehnliche Verſammlung!

Es hat dem Himmel gefallen, der gnädigen Frau einen jungen Erben zu beſcheren — ich ſage mit Fleiß nicht auch: dem gnädigen Herrn. Denn die Naturkündiger ſind noch nicht einig, ob man mehr ihm oder ſeinem Kammerdiener Glück wünſchen ſoll. Genug aber das hochadeliche Haus iſt nun abermal mit einem neuen Zweige vermehret worden, und ſolt es auch durch die Einpfropfung geſchehen ſeyn. Es wäre freilich immer ſchade geweſen, wenn ein ſo vortrefliches Geſchlecht hätte verlöſchen ſollen. Die hochadelichen Verdienſte deſſelben ſind überall zur Gnüge bekannt. Alle Bauern wiſſen ſie zu rühmen; ihre Töchter, ihre Rücken und ihre Beutel empfinden die Würkungen derſelben auf das lebhafteſte. Die Brandteweinbrenner und Schenkwirthe ſind von jeher beſtändige Panegyriſten dieſes Geſchlechts geweſen; es iſt kein Wechsler in L * * und kein Jud in H * * *, der ſich nicht rühmen könte, vielen Antheil an dem Glanze deſſelben zu haben. Ein beſonderer Vorzug dieſes

ses hohen Hauses ist der, daß die meisten Stützen desselben auf dem Bette der Ehren gestorben. Der Urälter Vater des jetzigen gnädigen Herrn soff sich in Kornbrandtewein zu Tode; der Aelter Vater starb an einer galanten Krankheit, oder, wie einige Geschichtschreiber behaupten, im Bordel an einem Steckflusse. Der Großvater hätte sich einmal bald aus Liebe erhänget und starb hernach aus Verzweifelung, da er wieder geliebet wurde. Nur der Vater des gnädigen Herrn entschlief auf seinem Bette, da er eben an der Genealogie seines Hauses arbeitete und schon bis auf den General Holofernes gekommen war. Er ärgerte sich über eine gewisse Judith zu Tode, die diesen braven Anherrn, der so wacker saufen konnte, in der besten Blüthe seines Alters umgebracht hat. Was der jetzige gnädige Herr für Schicksale haben wird, das weiß ich nicht. Das weiß ich, daß er seinen grosen Ahnen in allen adelichen Tugenden nichts nachgiebt und — finis coronat opus. Aus einem so vortreflichen Stamme soll nun dieser junge Herr entsprossen seyn, und ich hoffe, er wird seinen Ahnen in

allem ähnlich werden, wofern nur eine hochadeliche Erziehung zu Hülfe kommt. An dieſer zweifle ich auch nicht, und ich glaube, der kleine Junker wird in einigen Jahren ſchon ſo gut fluchen können, als der älteſte Major von der Landmiliz, und wenn er hundert Ahnen hätte. Nun denke ich meinen Gulden hinlänglich verdient zu haben, und mache daher meiner Rede ein geſegnetes Ende. Dixi.

Ich hätte gerne von meinem Eſel noch einige Anmerkungen über die Gelegenheitsgedichte vernommen, die zu dieſen Reden gehören. — Allein er bat mich, ihn damit zu verſchonen. „Ich habe dir, ſagte „ er, ſchon meine Meinung von ernen „ Dichtern vorher eröfnet und ich ſage „ nichts mehr — Sie ſind allzunahe mit „ mir verwandt, als daß ich ſie mit gutem Gewiſſen ſo ſehr beleidigen könte. „ Rühmen kan ich ſie nicht, ſchelten mag „ ich ſie nicht, ich ſchweige alſo lieber „ gar. „

Weil ich gerne eine vollſtändige Kentniß der thieriſchen Redekunſt haben wolte, ſo erkundigte ich mich bei meinem Eſel

auch nach den gerichtlichen Reden der Thiere. Er verstund mich anfangs nicht; nachdem ich mich aber deutlicher erklärt hatte, so gab er mir folgende Nachricht:

„ Ich habe einmal gehöret, daß un-
„ ter euch Menschen das Zanken überaus
„ üblich seyn soll. Ihr veruneiniget euch
„ über wahre Kleinigkeiten und zanket euch
„ einige Jahre herum, um wieder gute
„ Freunde zu werden. Das ist aber das
„ possirlichste, daß man gewisse Mittel er-
„ funden hat, sich auf eine regelmäßige
„ und legale Art zu zanken. Man wird
„ uneins — sogleich läuft man zum Rich-
„ ter; man bittet ihn, er wolle für Geld
„ und gute Worte den andern Theil herbei
„ rufen lassen, damit man sich auf eine so-
„ lenne Art recht satt mit ihm zanken könne.
„ Er thut es; nun kündiget man einander
„ den rechtsgegründeten Wortkrieg an,
„ welcher aber, damit alles recht aben-
„ theuerlich heraus komme, nicht von
„ den kriegenden Parteien selbst, sondern
„ von gewissen andern privilegirten Klopf-
„ fechtern geführet wird, die in solchen be-
„ trübten Umständen sind, daß sie von

„ der Thorheit anderer Leute leben müſſen.
„ Dieſe zanken ſich nun, ſo lang das Geld
„ der Parteien währet; ſobald aber dieſes
„ alle iſt, rathen ſie zum Vergleiche, oder,
„ wenn die eine eher erſchöpft wird, als
„ die andere, ſo behält diejenige Recht,
„ die noch Geld genug übrig hat, um ih-
„ ren Beiſtand muthig zu machen und den
„ Richter von der Deutlichkeit ihrer Bewei-
„ ſe zu überzeugen. Eure gerichtliche Re-
„ den beſtehen alſo, wie ich aus deiner Er-
„ klärung verſtanden habe, aus den geſez-
„ mäßigen Zänkereien derer, die ſich für
„ andere zanken und ſie ſind länger oder
„ kürzer, nachdem der Verfaſſer derſelben
„ ſehr oder wenig gehungert hat. Solche
„ Reden haben wir Thiere gar nicht unter
„ uns. Wir zanken uns wenig und wenn
„ es ja geſchiehet, ſo vergleichen wir uns
„ ſo bald es möglich, und der Klügere
„ giebt nach. Solte ſich aber ja ein Fall
„ zutragen, wo ein Schiedsrichter nöthig
„ wäre, ſo erwählet man dazu ein ehrliches und
„ verſtändiges Thier, man trägt ihm
„ die Sache vor, und ſo wird ſie den Au-
„ genblick und ohne Prozeß entſchieden.

„Du

„ Du ſieheſt alſo, daß ich dir von unſern
„ gerichtlichen Reden nichts ſagen kan. „

Mein Eſel machte hierauf noch einige Anmerkungen über die Reden der Thiere im gemeinen Leben, die ſich meiſt aus dem obigen verſtehen laſſen. „Die Thiere, ſag-
„ te er, reden nur, wenn ſie denken und
„ was ſie denken. Komplimente ſind alſo
„ unter uns gar nicht üblich. Wenn wir
„ nichts beſonderes zu ſagen wiſſen, ſo
„ ſchweigen wir lieber gar ſtille. Wir
„ reden nicht leicht vom Wetter — Wa-
„ rum ſoll ich dem andern ſagen, daß heu-
„ te ein ſchöner Tag iſt? Er ſieht es ja
„ ſelbſt. Wir klagen auch nicht über bö-
„ ſe Zeiten — Wenn ſie böſe ſind, ſo
„ können unſere Klagen doch nichts än-
„ dern, und in der That iſt eine Zeit wie
„ die andere. Wir reden nicht immer von
„ uns ſelbſt. Wir erzählen einander keine
„ Märchen vom Rübenzahl. Wir ver-
„ leumden niemand. Wir plaudern nicht
„ beſtändig von Eſſen und Trinken, von
„ neuen Moden und andern Lappalien „
— Wovon reden ſie denn? wird hier ein galantes Frauenzimmer fragen — von Mu-

ſchen und Fächern können ſie doch auch nicht reden — Ich entdeckte meinem Eſel dieſe Gedanken. „O, ſagte er, wir haben „ noch Stoff genug zu unſern Geſprächen, „ und ſolten wir nur von euch Menſchen „ reden„ — Gut! ich will weiter nichts wiſſen. — Hier beſchloß mein Eſel ſeinen Unterricht in der thieriſchen Redekunſt. „Du würdeſt, ſagte er, alles dies „ deutlicher einſehen, wenn du im Stande „ wäreſt, die Thiere zu verſtehen und mit „ ihnen ihre eigene Sprache zu reden Es „ ſind nur wenige unter uns, die die „ menſchliche Sprache verſtehen — Sie „ komt uns eben ſo vor! wie dir die „ Sprache der Hottentotten — aber auch „ diejenigen, die ſie verſtehen, laſſen ſich „ ſelten mit euch in Unterredung ein„

Nachdem ich meinem Lehrer den verbindlichſten Dank für ſeinen bisherigen Unterricht abgeſtattet hatte; ſo bat ich ihn demüthigſt, mein Sprachmeiſter zu werden, und er hatte ſo ein ehrlich Gemüth, daß, er ſich nicht lange bitten lies. Wir machten täglich eine gewiſſe Zeit aus, wo ich ihn in ſeinem Walde beſuchte, und er un-

terrichtete mich mit ſolchem Eifer, daß ich in kurzem ein eben ſo großer Lingviſt war, als er ſelbſt. Ich verſtehe nunmehr nicht nur die allgemeine Sprache der Thiere; ſondern auch die beſonderen Mundarten derſelben. Jene iſt ſehr einförmig und leicht, und wer es nicht wüſte, daß es die Thierſprache wäre, der ſolte glauben: es hätte ſie irgend ein Weltweiſer nach den Regeln, die Leibniz von einer philoſophiſchen Sprache im Kopfe hatte, eingerichtet. Ja ich bin würklich willens mit der Zeit noch eine Metaphyſik in dieſer Sprache zu ſchreiben, welches ich beilaüfig anmerke, damit ſich die gelehrte Welt darauf verlaſſen kan.

Von der Zeit an, da ich eine ſo vollkommene Kenntniß der Thierſprache erlanget habe, bin ich würklich mehr mit Thieren, als mit Menſchen umgegangen. Und in der That, ich will lieber unter einer Heerde von Gänſen ſeyn und ihr Schnattern anhören, als in einer Geſellſchaft von jungen Witzlingen ſizen und gähnen. Beinahe bin ich ein Miſanthrop worden, wenn man darunter eine Perſon verſteht, die die menſchlichen Geſellſchaften meidet, ob ſie

gleich übrigens ein Menſchenfreund ſeyn kan. Und was ſoll mir auch der Umgang mit Menſchen helfen? werde ich dadurch gebeſſert, wenn ich mitten unter einer Anzahl Gelehrten mich befinden muß, die Toback rauchen und von Donatſchnitzern reden, oder ſich über eine Quidditât zanken? was hilft es mir, daß ich mit dem liebenswürdigſten Frauenzimmer umgehe, wenn ſie von nichts ein vernünftiges Urtheil zu fällen weiß, als von Stoffen und Spitzen? Muß ich mich nicht ärgern, wenn ich in einer Geſellſchaft von ſtarken Geiſtern über Spötereien und Zweideutigkeiten lachen ſoll, worüber mein vernünftiger Eſel weinen würde? lieber gehe ich mit den Thieren um; da höre ich doch etwas Kluges. Aus Liebe aber zu meinen Mitmenſchen habe ich mir die Mühe gegeben, die Unterredungen der Thiere, wiefern ſie jenen lehrreich ſeyn können, aufzuzeichnen, und hier theile ich ihnen eine kleine Probe davon mit. Solte ich dadurch meinen Endzweck erreichen, ſo würde ich nie müde werden, in dieſer Beſchäftigung fortzufahren. Dieſer aber iſt würklich patriotiſch. Vielleicht bringe ich es dahin,

daß

daß ſich die Menſchen endlich einmal ſchämen, Menſchen und unvernünftiger als die Thiere zu ſeyn. Der Freigeiſt wird einen Hund beneiden, wenn er höret, daß er vernünftiger redet, als er ſelbſt. Hieraus wird eine Art der Nacheiferung entſtehen und vielleicht werde ich das Vergnügen haben, meinen guten Freunden im Reiche der Thiere ſagen zu können, daß ſie es ſind, die Menſchen vernünftig gebildet haben.

Geſpräch auf einem Kanapee zwiſchen einem Bologneſer und einer Katze.

Neulich lies mich die Frau von Seitenheimweh zu ſich bitten; ich traf eine zahlreiche Geſellſchaft bei ihr an, und hofte, viel Vernünftiges zu hören. Ich fand mich in meiner Hoffnung betrogen, und um mich einigermaßen ſchadlos zu halten, ſtell-

te ich mich neben ein Kanapee, wo ich das Schooshündgen der gnädigen Frau mit ihrer Katze, welche aber keine Cyperkatze war, in einem ſehr ernſthaften Geſpräche antraf. Ich hörte aufmerkſam zu, und weil ich ein Gelehrter bin, und folglich ein gutes Gedächtniß habe, ſo war mir dieſe ganze Unterredung, als ich wieder nach Hauſe kam, noch in friſchem Andenken. Hier iſt ſie:

Mignon.

Ich bin doch würklich faſt auf den jungen Herrn eiferſüchtig, der dort unſerer Frau gegen über ſitzet. Sie thut ja beinahe ſo zärtlich mit ihm, als mit mir.

Murner.

Man ſieht wohl, daß du noch nicht lange bei ihr in Dienſten biſt. Das iſt ihre Mode nicht anders; ſie liebäugelt mit jedem, der ſie anſieht.

Mignon.

Wie ſchicket ſich denn das aber zu ihrer Heiligkeit. Sie ſingt ja ſonſt den ganzen Tag über, wenn ſie nicht mit ihrem Mägden keifet, und auſſerdem redet

ſie

ſie ja faſt mit niemand, als mit ihrem Krucifix und uns beiden.

Murner.

Du biſt noch ſehr unerfahren. Ich kenne ſie beſſer. Ich habe nun eine geraume Zeit bei ihr ausgehalten, und ihre übrige Geſchichte iſt mir von deinem Vorfahren, einem alten Löwenhunde, erzählet worden, der von ihrer Kindheit an ihr Liebling geweſen.

Mignon.

Gieb mir doch eine Nachricht von ihr. War ſie denn nicht immer ſo fromm?

Murner.

Davon wirſt du bald urtheilen können. Ihr ganzes Leben iſt erbaulich. Schon in ihrem ſiebenten Jahre ſahe ſie faſt niemanden mehr an, als ihren Spiegel und etwa einen jungen Herrn, in deſſen Augen ſie ein vortheilhaftes Urtheil von ihrer Schönheit las. Ihr Anputz machte ihre ganze Beſchäftigung aus, und ihre eigene werthe Perſon war der einzige Gegenſtand ihrer Zärtlichkeit. Ihre liebe Mama hatte ſich die Mühe genommen, ihr ſolche hochadeliche Geſinnungen einzuprägen,

und man muß geſtehen, daß ſie an ihr eine ſehr fähige Schülerin fand. Der gnädige Papa, ein alter ehrlicher Landſtand, der täglich zwanzig Kannen Doppelbier verzehrte, zuweilen im Kalender las, übrigens aber ſich nicht ſehr um die Welt bekümmerte, ärgerte ſich über dieſe Erziehung. Allein die Mama war überzeuget, daß ſie mehr Recht auf die Tochter hatte, als er, und da er ſo altväteriſch dachte, ſo fieng das Fräulein auch ſchon an, ſich zu ſchämen, daß ſie aus einem ſo altmodiſchen Geblüte herſtammen ſolte. Unterdeſſen nahm ſie nun in allen Vollkommenheiten einer Dame ſo zu, daß ſie in ihrem zwölften Jahre ſchon eine Modegöttin war. Unter ihrem Fenſter wimmelte es von ſüßen Herrn; wo ſie gieng, wurde ſie von dergleichen Irrwiſchen verfolget; man ſeufzte, man klagte über ihr hartes Felſenherz; immer war ſie die grauſame, die unerbittliche, die barbariſche Schöne. Achtzig Perſonen haben ſich aus Liebe zu ihr in die Elbe ſtürzen wollen; noch einmal ſo viel hätten ſich erhänget, wenn man ſie nicht von ohngefehr noch gerettet hätte. Einige

tauſend aber ſind wegen ihrer Grauſamkeit raſend worden. In der That war ſie ſo barbariſch nicht; ihre Frau Mama aber wuſte das gute mitleidige Herz ihrer Fräulein Tochter ſo geheim zu halten, daß man ſie bis in ihr neunzehntes Jahr für eine Jungfer hielt, ob ſie gleich dieſes Vorurtheil ſchon viermal durch augenſcheinliche Beweiſe in aller Stille, widerleget hatte. Zu dieſer Zeit wurde einer aus Liebe zu ihr ſo närriſch, daß er ſie würklich heurathete, und man muß es dieſem Manne nachrühmen, daß er in einem hohen Grade geduldig geweſen, indem er ſein Hauskreutz in die zwanzig Jahr willig und ohne Murren ertragen. Er war aber auch der gnädigen Frau allzuvielen Dank ſchuldig, da ſie ihm die Ehre gab, ſich nach ſeinem Namen zu r'nnen, und mit ihm zu eſſen, als daß er ihr nicht das kleine Vergnügen hätte gönnen ſollen, mit ihm zu zanken und bei andern zu ſchlafen. Ich muß es ihr auch nachrühmen, daß ſie bei der Leiche ihres lieben Kreutz- und Hörnerträgers beinahe ſechs Thränen vergoſſen. Denn ſie ſahe ein, daß ſich ihre Liebhaber mit ihrer

Jun-

Jugend entfernten, und ſie hätte alſo nun gern einen beſtändigen Liebſten gehabt, der ſie aller Welt zum Trotze hätte lieben müſſen, er hätte mögen wollen oder nicht. Da ſich nun niemand mehr die Mühe nehmen wolte, ſie zu tröſten; ſo wurde ſie aus Verzweiflung fromm. Sie ſchmähet nun immer auf den heutigen verderbten Zuſtand der Welt und redet von nichts lieber, als von Augenluſt, Fleiſchesluſt und hoffärtigem Weſen, wobei ſie ſich immer der vorigen Zeiten erinnert. Sie ſizt, wenn ſie nicht allein iſt, und nicht im Kubach lieſet, oder mit uns redet, beſtändig am Fenſter und ſeufzet über alles, was ſie ſieht. Wenn ſie ſich nun genug geärgert hat, ſo geht ſie zum Krambambuli, thut einen guten Schluck, und rufet gemeiniglich dabei aus: die Welt lieget im Argen. Alsdenn iſt kein Menſch vor ihr mehr ſicher. Sie iſt auch öfters unpaß, und neulich lag ſie an einer neumodiſchen Saluppe ihrer Nachbarin acht Tage krank. Sie ſtirbt gewiß noch einmal an einer Modefarbe — die Pompadour hat ihr ſchon den Reſt gegeben. Doch dieſe Dinge weiſt du theils ſchon,

und

und theils wirſt du ſie künftig noch erfahren

Mignon.

Ich bin erſtaunt über die Schilderung, die du von ihr macheſt. Das wundert mich aber am meiſten, daß ſie mit dem jungen Herrn da ſo zärtlich thut. Den kenne ich von Alters her, und habe ihn bei meiner vorigen Frau öfters geſehen. Er iſt der gröſte Böſewicht von der Welt — Wie kann eine ſo fromme Frau mit ihm liebäugeln?

Murner.

Das iſt ihr alles einerlei. Den Herrn aber kenne ich nicht. Wer iſt er denn?

Mignon.

Seiner Profeßion nach ein Freigeiſt und ſüſſer Herr, und alſo ſehr nach der Mode. Ein alter Hund, der ſein guter Freund war, hat mir geſagt, er müſte keine Seele haben, und ſeine ganze Perſon wäre nichts als eine Marionette. Früh ſtehet er auf, trillert ein paar Arien, die ſein Kanarienvogel auch kann, trinkt mit ſeinem Petit Kaffee, nimmt ein paar Priſen; klingelt dem Kammerdiener einigemal,

mal, läßt ſich ankleiden, nimmt den Hut unter den Arm, tanzet durch die Gaſſen, wo er ein Ding ſieht, das ihm ähnlich iſt, ſtehet er ſtille und gibt einige Töne von ſich, die ihm mechaniſch ſind, gehet nach Hauſe, ißt, trinkt auf eine Junkermäßige Art, ſchläft und ſtehet wieder auf. Sein ganzes Leben iſt ſich ähnlich; ein Tag wie der andere. Zuweilen, wenn er in Geſellſchaft iſt, fängt er auf einmal an, zu fluchen, oder ſaget einige Bonmots her, die er von ſeinem Vetter, einem alten abgedankten Huſarenmajor geerbet hat. Ob er gleich nicht mehr dabei denkt, als ſein Staar, wenn er die Vorbeigehenden Schelme und Huren heißet; ſo hat er ſich doch dadurch in den Ruf eines ſtarken Geiſtes geſetzet. Er iſt deßwegen überall beliebt, und wie du ſiehſt, hält man es für eine Schuldigkeit, zu lachen, ſo bald er das Maul aufthut, und nachdem man viel oder wenig lachet, nachdem iſt das, was er ſaget, ſehr oder wenig närriſch.

Murner.

Bisher haben ſie immer überlaut gelachet. Ich dächte aber doch, er müſte eine

Seele

Seele haben; er hat ja einen überaus schönen Kopf.

Mignon.

Daraus sieht man so viel, daß sein Kammerdiener eine haben muß. Die Puppen sind schön, nur gemeiniglich inwendig hohl — Aber wer ist denn der Schwarzrock, der dort in der Ecke sitzt, den Kopf hangt, bei jeder Tasse Kaffee, die er nimmt, gen-Himmel sieht und dreimal seufzet? Er sieht ja so heilig aus, wie eine Reliquie.

Murner.

Das ist der Hofmeister des Junkers vom Hause. Sein Pudel, der mit ihm auf Universitäten gewesen, erzählte mir, daß er daselbst den liederlichsten Kerl von der Welt vorgestellet, und diese heilige Mine nur erst auf der lezten Postistation vor seiner Vaterstadt angenommen habe. Er hat sonst vollkommen, und beinahe wie ein Edelmann, saufen können; jezt aber trinkt er, wenn es andere Leute sehen, nur sehr wenig. Ich weiß nicht, was er neulich mit dem Kammermädgen in der Speisekammer machte — ich gab nicht genau Achtung, weil ich auch kein gut Gewissen hatte, da

ich mich an einem ſo verdächtigen Orte antreffen ließ. Wenigſtens ſah er mir ſo verſtört aus, wie ich, wenn ich genaſcht habe. Bei der gnädigen Frau ſteht er faſt ſo gut, als ich. Das macht, er kan vortreflich beten und hat eine ſchöne Stimme zum Singen, die er auf der Akademie ziemlich ausgeſchrieen hat.

Mignon.

Der Junker wird vermuthlich unter ſeiner Anführung ſehr fromm werden.

Murner.

Ja binnen einem Jahre wird er der gröſte Böſewicht ſeyn, wenn dieſer Hofmeiſter ſo fortfährt, ihn zu bilden. Es iſt zwar das ſeine Abſicht nicht; denn er will in der That nur einen Pedanten aus ihm machen. Allein eben durch ſeine tyranniſche Zucht bringt er ihn auf die gottloſeſten Streiche von der Welt. Siehſt du nicht, wie er ſich ſchon gewöhnet hat, ſein Geſicht in die heiligen Falten zu legen? das zeiget bei einem jungen Menſchen von ſechzehn Jahren nichts Gutes an. Du wirſt ihn ſchon kennen lernen.

Mignon.

Sind denn alle Leute in dieſer Geſellſchaft ſo ſchlimm? Der ehrwürdige Herr dort wird doch wenigſtens beſſer ſeyn. Ich ſehe ihn für den Gewiſſensrath der gnädigen Frau an.

Murner.

Das iſt er auch. Seine Geſinnungen weiß ich eben nicht recht. Aber das habe ich doch gemerket, daß er ſich der Seele der gnädigen Frau nicht ſo ſehr annehmen würde, wenn ſie nicht ſo gut für ſeinen Körper ſorgte. Der ehrwürdige Herr muß immer die beſten Biſſen bekommen, und wenn er auch nicht mit ihr ſelbſt ſpeiſet, ſo verſorget ſie doch ſeine Küche mit allem möglichen, und ſeinen Keller mit einem guten Glaſe Wein, um ſeines ſchwachen Magens willen. Davor aber verſpricht er ihr auch alle Tage die ewige Seligkeit, und da ſie neulich krank war, gab er ihr eine vortrefliche Abſolution und kam nicht von ihrem Bette weg, ſo lange noch ein Tropfen Wein in der Pouteille war. Wie es ſcheint, ſo muß er vieles von dem jungen Freigeiſte ausſtehen. Er erträgt aber al-

les mit Geduld um ſeines hungrigen Magens willen, dem er noch dieſen Abend eine gute Mahlzeit verſpricht. Sonſt wäre er gewiß lange fortgegangen — der ehrliche Mann — Das Frauenzimmer da möchte ich doch kennen; die hat doch noch kein Wort geredet.

Mignon.

Ich kenne ſie ſehr wohl, oder, weil man doch auch artig werden muß, ich habe die Ehre ſie zu kennen. Sie iſt die Schweſter des ſtarken Geiſtes mit dem ſchönen Kopfe, und ihr Kopf iſt eben ſo ſchön und ſo leer, wie der ſeinige. Der Nachttiſch iſt ihr Altar, wo ſie dem Pudergotte und allen Sylphen täglich die Hälfte ihrer Zeit zum ſüßen Geruch darbringt. Sich ſelbſt hält ſie vor eine Göttin, und glaubt, kein Sterblicher ſey würdig, ſie zu beſitzen. Ja, wenn einmal ein Prinz käme und ſich aus Liebe zu ihr erhängen wollte — Das wäre noch ſo eine Sache; da könte man nun wohl Mitleiden haben. Aber dieſe gemeinen Liebhaber, die um ſie herum ſchwärmen, betrachtet ſie als hirnloſe Inſekten, die nur geſchaffen ſind, ſie zu bewundern,

und

und aus Liebe zu ihr närrisch zu seyn. Gewissermassen hat sie wohl nicht unrecht. Ob sie aber mehr Verstand hat, als ihre Liebhaber, das ist eine grose Frage: Durch die asiatische Banise, die ihr täglich Handbuch ist, wird er nun wohl nicht sehr seyn gebessert worden.

Murner.

Die asiatische Banise — was ist denn das?

Mignon.

Du wilst eine galante Katze seyn, und weist das nicht! Es giebt gewisse Menschen, die in einem hohen Grad närrisch sind, und die nicht leben können, wenn sie nicht dem Publico von den Früchten ihrer Narrheit Rechenschaft ablegen. Sie bringen daher ihre Zeit damit zu, daß sie alle ihre närrischen Einfälle aufschreiben und andern mittheilen. Daraus entstehen alsdenn asiatische Banisen (*), und es giebt hernach

(*) Hier hat der sonst gelehrte und scharfsinnige Mignon eine sehr irrige und gefährliche Meinung. So geht es aber, wenn man von Dingen reden will, die man nicht versteht. Und der Hund mit seiner Banise kommt mir eben so vor, wie unsere Philosophen mit ih-

Leute, die noch närriſcher, als jene, und thöricht genug ſind, dieſe Baniſen zu leſen und zu bewundern.

Murner.

Ich ſehe, daß du ein ſehr gelehrter Hund biſt. Da werden wohl alle, die in dieſer Geſellſchaft ſind, ſolche Baniſen gemacht haben, und vermuthlich der ehrwürdige Herr hier auch.

Mignon.

Wenigſtens wöchentlich einmal. Was iſt denn auf einmal vor ein Lerm in der Geſellſchaft?

Murner.

Die gnädige Frau hat genieſet.

Mignon.

Das iſt wohl der Mühe werth . . Ich möchte wiſſen, wer der wäre, der uns da ſo aufmerkſam zuhöret; er wird uns doch nicht verſtehen.

Murner.

Ach — was wolte der — das iſt ein —

Nein,

ren Monaden, möglichen Welten, Geiſtern, merkurialiſchen Zwergen und ſaturniſchen Rieſen —

Nein, das wäre thöricht, wenn ich meine eigene Schande entdecken ſolte — kein Wort mehr — Sie wuſte würklich meine ganze Geſchichte — die böſe Katze.

Geſpräch in einer Kirchmauer zwiſchen einer Maus und Fledermaus.

Vor einigen Wochen ſtarb ein berühmter Kauf- und Handelsmann allhier. Weil er viel Geld hinterlies, ſo war er ſehr ſelig und man gab ſich erſtaunende Mühe, um ihn zu weinen. Damit nun ein recht allgemeines Zetergeſchrei entſtehen möchte, ſo hatte man alle angeſehene Perſonen beiderlei Geſchlechts zuſammen gebeten, ihm die lezte Ehre zu erweiſen. Ich muß hier im Vorbeigehen anmerken, daß ich, ohne

Ruhm zu melden, eine ſehr angeſehene Perſon bin, und daher wurde ich auch zu dieſer Feierlichkeit eingeladen. Weil wir alle bei unſerem Eintritt in das Leichenhaus entſetzlich zu weinen anfiengen, ſo wurden uns gleich nach abgeſtattetem Glückwunſch, oder Kondolenz, einige Erfriſchungen vorgeſetzet — denn wir ſolten noch gar viel weinen, und wer wolte das ſo trocken in die Länge ausſtehen? Was weiter vorgieng, will ich eben nicht erzählen, weil dergleichen Cärimonien ſchon bekant ſind. Ich müſte viel zu thun haben, wenn ich alle die Muſen nennen wolte, die ſich, in Boi gehüllt, auf den Pegaſus ſezten und neben dem Leichenwagen her trottirten. Genug wir kamen unter vielen Thränen in die Kirche — Ein Redner trat auf und machte den Verluſt dieſes großen Mannes ſo beweglich, daß ich vor Jammer ganz ſchläfrig wurde, und ich wäre gewis eingeſchlafen, wenn ich nicht hinter mir in einer Nize der Kirchmauer einige Stimmen gehöret hätte, die mir bekant ſchienen, und von denen ich mir einigen Troſt bei dieſer traurigen Bege-

henheit verſprach. Eine Maus war mit ihrer Muhme einer Fledermaus, ſo ſehr ſie ſich ſonſt immer zanken, vor dieſesmal in einem freundſchaftlichen Geſpräche begriffen. Geſchwind zog ich meine Schreibtafel heraus, und da mein Nachbar glaubte, ich wolte die ſchönen Stellen unſers Redners anmerken, der ſo eben mit der hochedlen Aſche des Seligen redete und Roſen auf ſein Grab ſtreuete; ſo ſchrieb ich vielmehr folgende Unterredung auf.

Die Maus.

Aber Frau Muhme, es muß doch ein vornehmer Herr geſtorben ſeyn; es weint ja alles um ihn.

Die Fledermaus.

Ob ich gleich ſonſt am Tage nicht viel ſehen kan, ſo habe ich doch wahrgenommen, daß ſogar den Pferden ſein Todesfall ſehr nahe gehen muß. Sie giengen ja ſo kläglich, als wenn ſie in vier Wochen keinen Haſer geſehen, und ſchienen mir viel betrübter, als der Sohn des Verſtorbenen. Aber ſage mir doch, was alle die Cärimonien bedeuten ſollen; du biſt ja länger in

der Kirche geweſen als ich, und muſt alſo dergleichen Dinge beſſer verſtehen.

Die Maus.

Ja, ich will dir alles erklären, wenn du mir verſprichſt, künftig gute Freundſchaft zu halten.

Die Fledermaus.

Das will ich thun. Fange nur an.

Die Maus.

Eine alte arme Kirchmaus, die viele Jahre hier gewohnet, und die ſogar die menſchliche Sprache verſtund, hat mir viel merkwürdige Dinge erzählet. Zuerſt muſt du merken, daß es einmal unter den Menſchen eingeführet iſt, zu weinen, wenn jemand ſtirbt.

Die Fledermaus.

Können denn die Menſchen weinen, wenn ſie wollen?

Die Maus.

Ich glaube doch; denn die Betrübnis kan unmöglich allemal Urſach an ihren Thränen ſeyn. Das iſt aber artig, daß ſie auch weinen müſſen, daß es die Leute ſehen, und eben deßwegen ſtellen ſie dieſe

Feier-

Feierlichkeiten bei ihren Leichen an, damit sie nur recht öffentlich weinen können.

Die Fledermaus.

Aber warum ziehen sie denn allemal schwarze Kleider an, wenn sie weinen?

Die Maus.

Eigentlich weis ich die Ursache davon nicht. Meine alte Muhme sagte, sie thäten es deswegen, daß auch die Kinder weinen solten, denn diese fürchten sich sehr vor dem Teufel, den sie für einen schwarzen Mann halten, und heulen allemal, wenn sie an ihn denken. Wenn sie nun so viel schwarzgekleidete Leute sehen, so glauben sie, unter lauter Teufeln zu seyn, und fangen daher an, bitterlich zu weinen.

Die Fledermaus

Nun sage mir, wenn du wilst, alles, was vorgeht, wenn ein Mensch stirbt.

Die Maus.

Ganz gerne. So bald einer verschieden ist, so läuft gewiß allezeit sein nächster Erbe nach den Kisten des Seligen und untersucht die Wichtigkeit seiner Verlas-

sen-

senschaft. Nachdem diese nun gros, oder klein ist, nachdem wird eine grosse oder kleine Trauer beschlossen. Unterdessen kommt ein gewisses Weib, die sich davon nähret, und wäscht den hochedelgebornen Leichnam noch zu guter lezt einmal ab; Barbier und Peruquenmacher müssen auch ihre Dienste verrichten.

Die Fledermaus.

Wozu ist denn das nöthig?

Die Maus.

Ei wer wolte wohl so unhöflich seyn, mit ungewaschenen Händen, barbarischen Barte und verstörten Haaren im Reiche der Würmer seine Aufwartung zu machen? — Damit nun der Selige mit Ehren durch die Unterwelt kommen kan, so wird er auf das prächtigste ausgeputzet. Man leget ihn in einen schönen, ausgeschlagenen Sarg, auf ein kostbares Küssen, und träget Sorge, daß er ja weich liege, und nicht etwa wieder aufwache. Nun stellt man ihn zur Schau aus. Das ganze Haus erscheint in tiefem Leide, die Wände hüllen sich in Flöre, die Mägde aber sitzen hin-

ter

ter dem Sarge und weinen, und freuen ſich über ihre Trauer. Eine groſſe Menge Lichter machen die Thränen der Umſtehenden ſichtbar —

Die Fledermaus.

Empfindet denn der Todte etwas von der Ehre, die man ihm erzeiget?

Die Maus.

Ich weiß nicht. Wenigſtens ſtellet er ſich ſo, als fühlte er nichts davon. Unterdeſſen hat, wie ſich die menſchlichen Dichter ausdrücken, Fama den Tod eines ſo vornehmen Mannes durch alle Gaſſen der Stadt ausgepoſaunet, oder thieriſcher zu reden, der Leichenbitter hat allen angeſehenen Perſonen die Nachricht überbracht, daß Herr N. N. durch den Tod des Herrn N. N. in die glücklichſten Umſtände verſetzet worden, und daß er morgen ſein Glück durch die feierliche Beerdigung ſeines Erblaſſers verſiegeln wolle. Die ganze Stadt wird durch dieſe Nachricht in Bewegung geſetzt.

Die Fledermaus.

Was geht es denn die Stadt an?

Die Maus.

Dieſe gewinnt gar viel dabei. Ein ſolcher Todesfall iſt für die Handwerker und den Kaufmann eben ſo einträglich; als für die Prieſter und Leviten. Der Parnaß und die Reciſe haben auch keinen Schaden dabei. Ein jeder Meiſterſänger ſpitzet jezt ſeinen Kiel, er tunket ihn in Thränen, das Muſenpferd wird geſattelt, und mancher begeiſterte Leiermann reitet und leiert dem Seligen bis in die Eliſäiſchen Felder nach, wenn er nur glaubet, daß ihm ſein Ritt gut werde bezahlet werden. Seine Ehrwürden der Herr Paſtor ſind anjezt eben ſo geſchäftig. Alle Leichenpredigten von zweihundert Jahren her werden hervorgeſucht, und daraus ein Quodlibet zuſammen geſetzet, das ohngefehr einen Dukaten werth iſt. Ich habe einmal in der Studirſtube eines Geiſtlichen gewohnet, der einen ganzen Schrank voll fertiger Leichenpredigten in Vorrath hatte, die alle nach ihrem verſchiedenen Werthe in verſchiedene Fächer vertheilet waren, an deren jedem der nächſte Preiß angeſchrieben ſtund, und

dies sah beinahe aus, wie der Laden eines Materialisten (*). Der Küster, oder ein anderer ehrlicher Mann macht sich zu einer Aufforderungsrede gefaßt und ein Kandidat des heiligen Predigtamts erschöpfet alle Schätze der Homilie, um eine schöne, politische und sinnreiche Parentation zusammen zu stoppeln.

Die Fledermaus.

Sind das nicht Anstalten! was wird denn endlich daraus?

Die

(*) Ich stelle mir diese homiletische Bude ohngefähr so vor:

Leichenpredigten Du sollst dem Ochsen, der da drischet, nicht das Maul verbinden.

extra fein a 3 Ducaten	ausländische Waare für große Wohlthäter.	wohlseelig a 2 Ducaten	seelig a 1 Ducaten
ziemlich selig a 1 Ducaten	vielleicht seelig a 1 Thaler	loben kan ich ihn nicht scheltenmag ich ihn nicht a 1 Gulden	verlegene Waare um Gottes willen.

Die Maus.

Nun bricht der thränenvolle Tag an. Die zur Leiche gebetenen verſammeln ſich; die Kondolenzen werden angenommen, welches aber Komplimente ſind, die niemand verſteht, als ein Kunſtrichter, der ſich in die Zweideutigkeiten und Wortſpiele einer Sprache zu finden weiß. Die Dichter drängen ſich nun mit ihren Waaren in das Leichenhaus ein — In der That, der Todte müſte ſich ſchämen, wenn er ſehen und hören ſolte, was dieſe Leute aus ihm machen. Ei nun! bekommen ſie doch ihre Mühe bezahlt. Nachdem nun die Komplimente und Thränen aufgehöret haben, ſo tröſtet man ſich in ſeinem Herzeleid durch einige Erfriſchungen. Und nun kommt eine lange Proceßion, den Todten abzuholen, und fängt vor dem Leichenhauſe ein ſolches Geſchrei an, daß gewiß zuweilen den Erben angſt und bange wird, der Todte mögte wieder zu ſich ſelbſt kommen. Endlich geht der Leichenzug an, und nun müſſen ſich alle, die etwas von dem Verſtorbenen erben, in eine ſehr klägliche Verfaſſung ſetzen, und ganz im Jammer verſenket

ſenket hinter der Leiche her zittern. Man kommt zur Kirche; man höret den Verſtorbenen auf eine erſtaunende Art loben — und würklich ein ruhmbegieriger Menſch darf nur ſterben. — Die Kirche iſt aus, man geht nach Hauſe, beſchließt dieſen ſchwarzen Tag mit einer guten Mahlzeit, und läßt die Gläſer auf die ewige Geſundheit des Seeligen wacker herum gehen — Siehe, das iſt die ganze Beſchreibung von der lezten Ehre der Menſchen.

Die Fledermaus.

Verſtehſt du denn die menſchliche Sprache?

Die Maus.

Ein wenig.

Die Fledermaus.

Ei ſage mir doch, was der ſchwarze Mann da oben redet.

Die Maus.

Er thut nichts, als daß er den Verſtorbenen lobet — und er ſoll auch ein guter Mann und großer Prieſterfreund geweſen ſeyn — Jezt tröſtet er die Hinterbliebenen.

Die Fledermaus.

Wer iſt denn der dort, der ſo entſetzlich kläglich thut?

Die Maus.

Das iſt der Enkel des Seeligen, der längſt gerne — — —

Ich wolte weiter ſchreiben; allein auf einmal beſchloß der Paſtor ſeine Predigt mit einer ſo rührenden Grabſchrift, daß ich vor Empfindung den Bleiſtift in die Kirche fallen lies — Mein Nachbar, welcher glaubte, ich wolte die Grabſchrift nachſchreiben, tröſtete mich, mit dem Verſprechen, mir ſolche zu verſchaffen. Ich muß meine Leſer um Verzeihung bitten, daß ich ihnen an ſtatt der vernünftigen Reden der Thiere eine ſehr . . . Grabſchrift eines Menſchen vorlege.

Steh ſtille Wanderer! der Marmor wird dir ſagen
Den Mann, den Stadt und Land, den Pfarr und Küſter klagen.
Er war ein Prieſterfreund, und that der Kirche wohl;
Deswegen lebte er, und ſtarb auch, wie man ſoll.

Wilſt

Wilst du dereinst, wie er, zum Sternensaale steigen,
Mein lieber Wanderer, geh hin, und thu desgleichen.

Gespräch
in der Studierstube eines Kunstrichters zwischen
einer Spinne und einer Made.

Bei meiner Anwesenheit in Amsterdam, wolte ich auch dem berühmten Olaus Mannbur, dem grösten Kunstrichter seiner Zeit, meine kritische Aufwartung machen. Ich wunderte mich sehr, da ich in seinem Hause gar nicht die sonst in Holland gewöhnliche Reinlichkeit antraf. Ich wolte mich melden lassen; man sagte mir aber, es wäre nicht nöthig. Ich klopfte also gerade an seine Studierstube, und da ich einigemal vergeblich geklopfet hatte, so wurde

ich ungeduldig und gieng ohne Komplimente hinein. Ich wuſte gewiß, daß mein Mann in der Stube war, gleichwohl konte ich ihn nicht finden. Ich ſahe nichts als Bücher, alte Pergamente, einige Urnen, die in der ordentlichſten Unordnung, mit verſchiedenen Brandteweinsbullen vermenget, theils auf dem Tiſche ſtunden, theils in der Stube herumlagen. Ich guckte in alle Urnen, ob etwa dieſer groſe Gelehrte in einer ſitzen möchte, und er war nirgends anzutreffen. Endlich gieng ich einem Geräuſche nach, welches mir ſo vorkam, wie das Nagen einer Maus, und ſiehe! da entdeckte ich meinen Kunſtrichter in einer Ecke, hinter einem Haufen von Handſchriften, ganz mit Spinnewebe zugeſponnen. Das Geräuſch, das ich gehört hatte, erregte er dadurch, daß er eine Feder ſehr kritiſch zernagte. So bald ich ihn erblickte, machte ich ihm einige ſehr tiefe Reverenze; ich fieng an, mich auf das demüthigſte zu entſchuldigen — aber er blieb immer in dem Zuſtande, den einige Chineſiſche Philoſophen vor den lezten Zweck des Menſchen halten. Ich gerieth auf den

Ein-

Einfall, er verſtünde etwa kein Deutſch, und redete alſo nach einander Holländiſch, Franzöſiſch, Welſch, Engliſch, und ich weiß nicht, was mehr. Endlich traf ich den rechten Punkt — Vir celeberrime, ſagte ich, ſi quid in me eſt ingenii, quod ſentio, quam ſit exiguum — ſogleich kam er zu ſich ſelber — Si vales, bene eſt, antwortete er, und den Augenblick ergrif er ein Brandteweinglas, das neben ihm ſtund, that einen guten Zug, und auf einmal verfiel er wieder in ſeinen Tiefſinn. — Da ich mit dieſem Manne nichts anfangen konnte, ſo gieng ich in ſeiner Studierſtube herum, in der Abſicht, einige Bücher kennen zu lernen, und bei dieſer Gelegenheit hörte ich folgendes Geſpräch:

Die Spinne.

Ich wenigſtens wünſche mir keine beſſere Wohnung. Nimm du dich nur in Acht und zernage unſerm Herrn Hauswirth ſeine alten Handſchriften nicht —

Die Made.

Ei dadurch erzeige ich ihm einen großen Gefallen — Sieheſt du denn nicht, daß er

keine andere Schriften brauchen kan, als durchfreſſene?

Die Spinne.

Ich möchte aber doch würklich wiſſen, was er mit den alten Pergamenten machte — Ich habe mir einmal ſagen laſſen, die Menſchen hätten einen gewiſſen Vorzug unter ſich, der auf alten Pergamenten beruhete — Je älter dieſe wären, deſto vornehmer wäre der Mann — Ich weiß nicht, was auf ſolchen Pergamenten ſtehen muß. Vielleicht aber ſind dieſe dergleichen, die unſer Wirth beſitzet, und er iſt alſo wohl ein vornehmer Mann.

Die Made.

Du irreſt. Das muß ich beſſer wiſſen, da ich mich ja Tag und Nacht mit dieſen Alterthümern beſchäftige. Ich behaupte faſt, daß ich und mein Wirth viel ähnliches haben — Er iſt nichts anders, als eine menſchliche Papiermade und ich ein thieriſcher Kunſtrichter.

Die Spinne.

Sage mir aber doch, was die Papiere und Pergamente eigentlich vorſtellen?

Die Made.

Gleich. Siehe, ein Kunſtrichter iſt ein ſolches Ding, welches beſtändig etwas zu nagen haben muß. Das iſt aber ein beſonderer Geſchmack, den dieſe Leute haben, daß ſie nichts benagen, was noch neu iſt, ihre Schreibfedern ausgenommen. Man hat ihnen daher ſeit vielen Jahrhunderten alle Excremente ihrer Vorfahren aufgehoben. Dieſe ſind auf den Pergamenten enthalten, und da nagen ſie daran.

Die Spinne.

Die Leute ſollen aber entſezlich ſchimpfen können?

Die Made.

Eigentlich iſt es nicht geſchimpfet. Sondern es iſt unter ihnen gebräuchlich, daß, wenn ſie ſehr viel aus ihren Pergamenten zuſammengenaget und ſolches verdauet, oder, wie ſie reden, in ſuccum et ſanguinem verwandelt haben, ſie hernach den übrigen Unrath durch einen natürlichen Auswurf wieder von ſich geben, und entweder einander ſelbſt, oder den erſten den beſten, der ſie etwa nicht ruhig will nagen laſſen, damit beſchmeißen.

Die Spinne.

Da giebt es ja wohl ganze Sammlungen ſolcher Auswürfe.

Die Made.

O Ja! aber unter verſchiedenen Namen, die du ſchwerlich alle verſtehen wirſt. Sie werden genennet commentarii, notæ variorum, Theſauri, opera u. ſ. w.

Die Spinne.

Was fangen denn aber die Leute mit dieſen Dingen an?

Die Made.

Einige kaufen ſie blos zur Rarität und ſtellen ſie in gewiſſe Kabineter zur Schau, wie man etwa die Exeremente der Indianiſchen Thiere aufweiſet. Andere aber verſchlingen ſie mit großer Begierde als ein bewährtes Mittel wider die Vernunft. Denn überhaupt ſind dieſe Leute, wie die Hunde, ſie freſſen einander ihre Exeremente vor der Naſe weg. Dabei wird auch in den Läden der Materialiſten und Käſekrämer vieles verbrauchet.

Die Spinne.

Was haben denn aber dieſe Leute — Wie heißen ſie?

Die

Die Made.

Kunſtrichter.

Die Spinne.

Ja Kunſtrichter — Was haben denn dieſe für eine Religion?

Die Made.

Die Lateiniſche.

Die Spinne.

Von dieſer Religion habe ich doch noch niemals etwas gehöret.

Die Made.

Sie iſt auch ein beſonderer Vorzug der Kunſtrichter. Sie haben beſondere Götter und Halbgötter, die ſie immer in ihren Schriften verehren — Da heiſt es: divus Schmierfaciius — ὁ πανυ Scriblerus — Ihr vornehmſter Gott aber ſoll Cicero heißen — An die Religion, die andere ehrliche Leute haben, denken ſie nicht viel.

Die Spinne.

Das hätte ich doch nicht gedacht, daß unſer Wirth ein ſo gelehrter Mann wäre. Iſt es denn ſchon lange, daß er ſo gelehrt iſt?

Die Made.

Noch nicht gar zu lange. Sein Vater war ein Matroſe und der Sohn hatte auch ſchon eine Reiſe nach Indien als Schiffsjunge glücklich zurückgeleget. Nach der Zeit ſtarb ein Vetter, der ein großer Kunſtrichter war, und hinterlies dem Vater unſeres Wirths ſeinen ganzen Schatz von Pergamenten und Papieren. Dieſer hätte ihn gerne verkaufet; weil er es aber nicht mit Vortheil thun konte, ſo entſchloß er ſich, damit ein ſolches Feld nicht unbebauet bleiben möge, ſeinen Matroſenſtand fahren zu laſſen und ein Kunſtrichter zu werden. Er hatte alle hierzu nöthige Talente, breite Schultern, ſtarke Fäuſte, ein wildes barbariſches Anſehen, wenig Vernunft und eine große innere Stärke in der Kraft ſeiner Zunge, zu ſchimpfen. Er ſoff ſich in Brandtewein aus Verdruß zu Tode, weil man ihn nicht für den Fürſten der Kunſtrichter halten wolte. Sein einziger Sohn unſer Wirth war der Erbe ſeiner Schriften, ſeiner Brandteweinbulle und aller andern kunſtrichterlichen Tugenden.

Die

Die Spinne.

Ich habe einmal bei einem Manne gewohnet, der mit diesem viel Aehnliches hatte; er war aber doch kein Kunstrichter.

Die Made.

Also wird er vermuthlich ein Philosoph gewesen seyn?

Die Spinne.

Recht, recht! Ein Philosoph — Alte Handschriften hatte er nicht; aber desto mehr gedruckte Bücher, die er aber wenig las. Denn er sas beinahe den ganzen Tag in seinem Grosvater, den Finger an der Nase, und rauchte Toback — Zuweilen sprang er unvermuthet auf, hüpfte vor Freuden und schrieb etwas nieder — Zuweilen stampfte er auch vor Zorn — Warum, weis ich nicht. Dabei trank er täglich vier und zwanzig Kannen Bier und as nach Proportion; starb aber endlich an einer unmittelbaren Folge, ich weiß nicht, was das vor eine Krankheit ist.

Die Made.

Wir Kunstrichter wissen es wohl. Sie ist — — —

Aus Verſehen ſtieß ich mit dem Fuſſe an eine Scherbe, die ich vor den kritiſchen Kammertopf Sr. kunſtrichterlichen Excellenz anſahe — aber ach leider — wehe mir! Es war eine Urne und ſie zerbrach. Auf einmal kam mein Kunſtrichter zu ſich ſelbſt — — — Quo usque tandem, du Schurke, rief er, meine beſte, rarſte, älteſte Urne — ex ſeculo ſexto ab vrbe condita — Conſulibus — Conſulibus — — ach! memoria eſt labilis — — Dii Deæque te perdant! Du Schurke! — — Acheronta moucbo — — zugleich hob er zwei große, entſetzliche, kritiſche Fäuſte auf, und — mein Glück war es, daß er eben über einen Stoß von Tagebüchern hinweg fiel, da er mich die Schwere ſeiner handgreiflichen Kritik wolte fühlen laſſen. Vor Schrecken entfuhren mir die Worte: procumbit humi bos — Ich lief, und da ich ſchon an der Ecke der Straße war, hörte ich ihn noch immer rufen: exceſſit, euaſit, erupit — — —

Plaudereien eines Papageies am Fenſter.

Ein Papagei iſt beinahe ſo geſprächig, wie ein ſüßer Herr mit ſeiner Doſe, ein Frauenzimmer hinter dem Spinnrade und ein junger Magiſter der freien Künſte auf dem Katheder. Nur iſt der Unterſchied, daß ſeine meiſten Reden noch ganz vernünftig ſind. Neulich war ich allein in einem Zimmer, wo ein Papagei am Fenſter hieng. Er hatte eine Mücke in ſeinen Klauen, der er mit der Mine eines Autors, der gern vorleſen will, drohte, ſie zu zerreiſſen, wenn ſie ihm nicht eine ganze Stunde geduldig zuhören wolte. Da ich öfters in gleichen Umſtänden geweſen war, wie die Mücke; ſo gieng mir ihr Zuſtand würklich nahe. Ich ſuchte alſo Schiedsrichter zu werden, und der Friede wurde auf dieſe Bedingungen gemacht:

I.

I. Die Mücke verſpricht, dem Papageien eine halbe Stunde aufmerkſam zuzuhören;
II. Der Papagei verſpricht, nicht von ſich ſelbſt zu reden;
III. keine Unwahrheiten, und
IV. keine Kleinigkeiten vorzubringen.

Unter dieſen Bedingungen verſprach auch ich mit zuzuhören, welches er ſich vor eine große Ehre ſchäzte, und der Schwäzer fieng ſogleich an:

Sehen ſie den prächtigen Wagen, der da herfähret? Wiſſen ſie aber auch, wer darinnen ſizet? Ein ganz friſcher Edelmann, deſſen Verdienſte erſt vor drei Tagen für Geld und gute Worte durch ein Pergament belohnet worden. Sein Grosvater war ein ehrlicher Sackträger allhier. Er erſparte ſich einiges Geld, und fieng einen kleinen Kram mit Schwefel und Kühnrus an. Durch ſeine Geſchicklichkeit brachte er es ſo weit, daß er ſeinen Sohn die Handlung lernen laſſen, und ihm einen wohlverſehenen Laden kaufen konte. Dieſer handelte nun, und durch einige Bankerote ſtieg er ſo hoch, daß er in kurzem der an-

ge-

geſehenſte Kaufmann hier wurde. Er hat zwei Kinder hinterlaſſen. Die Tochter hat ſich in eine vornehme Familie eingeheurathet, die einigermaßen in ſchlechte Umſtände gekommen war, und alſo ihr Geld brauchte. Der Herr Sohn aber hat ſich nun ein Papier voll Ahnen gekaufet, und das wird auch das einzige ſeyn, was er nach zwanzig Jahren von ſeinem Vermögen übrig haben wird.

Sehen ſie den Herrn Paſtor mit ſeiner jungen Frau? wie ſie ſo zärtlich thun! wiſſen ſie wohl, wie es mit dieſer Heurath zugegangen. Die Ehen werden im Himmel geſtiftet, und dieſe war in einem Nachmittag ganz und gar fertig. Das machte, die Jungfer Braut hatte zwölf hundert Thaler baares Geld, ſchönen Hausrath und Wäſche — und das iſt doch ſchon etwas Anſehnliches für einen Diener des göttlichen Worts auf dem Lande. Ihr war auch damit gedienet, daß ſie mit Ehren unter die Haube kam. Denn die Welt iſt ſchlimm, und die Leute hatten ſie im Verdacht, als wäre ſie ſchon mit einem Unterofficier eines Freibatallions in einer ſehr

frucht-

fruchtbaren Bekanntſchaft geweſen. Unterdeſſen leben doch dieſe beiden Leute noch recht gut mit einander, ob ſie gleich beinahe ſchon acht Tage zuſammen ſind.

Was halten ſie von dem Kandidaten, der da ſo heilig und gelehrt einhertritt? Er iſt kaum anderthalb Jahr von der Univerſität weg, und iſt ſchon ſo gelehrt. Er ſteht in einem ſtarken Briefwechſel nach Engelland, und wird mit eheſten eine Sammlung von anakreontiſchen Oden in Arabiſcher Sprache herausgeben. Er predigt vortreflich und alles aus dem Grundtext; deswegen loben ihn auch die Bauern ſo, weil ſie ihn nicht verſtehen.

Sieht der junge Magiſter nicht recht altklug aus, der da mit ihm gehet? Vorgeſtern hat er erſt die höchſte Würde in der Weltweisheit erhalten. Geſtern hat er ſchon eine Streitſchrift wider alle Philoſophen vertheidiget, und heute geht er überall herum, und ſuchet einen Verleger zu einem ganz nagelneuen philoſophiſchen Lehrgebäude, worinnen, wie er ſelbſt ſaget, alles das widerleget wird, was man insgemein glaubet.

Wie

Wie kommt Ihnen die ehrwürdige Matrone vor, die eben vorbei gieng? Ich will Sie Ihnen kennen lernen. In ihrer Jugend war sie sehr Mode, und viele jezt ganz vernünftige Leute haben sich sonst ihrentwegen ermorden wollen. Das fället nun jezt ohnedem weg; aber sie hat die Kunst verstanden, sich auf eine andere Art nothwendig zu machen. Sie ist ein lebendiger Intelligenzzettel. Den ganzen Tag geht sie in der Stadt herum, erzählet und läst sich erzählen, und man liebkoset ihr überall, weil man wohl weiß, das sie schaden kan. Sie hat ein ausführliches Register von allen Seufzern der Verliebten, und von allen Küssen, welche von der und der, dem und dem durch das Fenster zugeworfen worden. Die Ehen werden nicht mehr im Himmel, sondern bei ihr geschlossen. Sie weiß auf das genaueste, wie viel ein jedes Mädchen Geld und Wäsche hat, wie vielmal sie schon verreiset ist, und was dergleichen Kleinigkeiten mehr sind. Kurz, wenn man ihren Mund statt der Posaune will gelten lassen, so ist sie die leibhaftige Fama.

Wiſſen Sie, warum ſie den Herrn da anredet? Der iſt ein guter Kundmann von ihr. Er geht ſchon ſeit vierzehn Jahren auf Freiersfüßen, und es hat ſich noch immer nicht ſchicken wollen. Er iſt weder reich, noch ſchön, noch klug, und will dennoch eine reiche, ſchöne kluge Frau haben — Wie kan er das verlangen? Eine ſchöne und reiche könte er wohl bekommen, aber eine kluge nimmt ihn gewiß nicht.

* * *

Das Plaudern dieſes loſen Vogels war mir ſchon längſt verdrüßlich geweſen. Ich empfahl mich ihm ganz kaltſinnig, und gieng auf die Frau Fama zu, von der er geredet hatte. Jezt werde ich doch etwas beſſers hören, als Papageienreden. Sie merkte ſogleich aus meiner geheimnißvollen Mine, daß ich ihr etwas zu ſagen hatte — „ Kan ich ihnen womit dienen?

Der Autor.

O reden ſie von keinen Dienſten — einen Gefallen könten ſie mir wohl thun.

Frau Fama.

Von Herzen gern und wie denn?

Der Autor.

Wenn Sie eine Taſſe Kaffe mit mir trinken wolten.

Frau Fama.

Ich werde ſo frei ſeyn.

Sie geht alſo mit mir nach Hauſe, und wie freue ich mich auf dieſen Kaffee! wie lehrreich wird der mir ſeyn!

Der Autor.

Nehmen Sie Platz!

Frau Fama.

(nach vielen Komplimenten)

Ohne Komplimente. Ihre Dienerin. Es iſt doch heute recht artig Wetter. Herr Ziegenbock hat es recht gut getroffen. Der iſt heute mit ſeiner Liebſten ſpazieren gefahren. Er hatte den fleiſchfarbenen Sommerrock mit Golde an, und ein paar Strümpfe von einem ganz neuen Muſter. Sie trug das grüne Amazonenhabit, und die Friſur war à la Pompadour. Die lieben Leutchen habe ich auch zuſammen gebracht. Das wäre was für Sie geweſen —

Der Autor.

Ja, wenn ich einmal meine Frau einbüſſen ſolte —

Frau Fama.

Ja, es iſt wahr, nehmen Sie es mir nicht übel — ich dachte nicht daran, daß Sie ſchon verheurathet ſind — Unſer eins hat immer den Kopf ſo voll. Wie befinden ſich denn die Frau Liebſte?

Der Autor.

Sie iſt unpaß.

Frau Fama.

Ach das bedaure ich — der liebe Gott wird ja helfen — Man hat doch immer ſein Hauskreuz —

Der Autor.

Ja wohl!

Frau Fama.

Da iſt unſere Frau Paſtorin, die iſt auch beſtändig krank; die arme Frau — Er ſpricht immer, es wäre Verſtellung, und ſie wäre nicht eher krank, als wenn ſie ſolte in die Kirche gehen, oder wenn etwa eine Kaufmannsfrau ein neu Kleid an hätte. Aber der Mann iſt auch gar zu ungeduldig — die Heurath habe ich auch gemacht. Ja nun — der Menſch denkts, Gott lenkts —

Jezt konte ich es nicht mehr ausſtehen, und ich bereute es wohl hundertmal, daß

ich

ich nicht bei meinem Papagei geblieben war. Zu allem Glück hatte ich noch den Einfall, daß ich der Frau Fama den Vorschlag that, meine Frau auf ihrem Kranken- und gebe Gott! Sterbebette, zu beſuchen. Sie war hierzu willig, und Himmel — welch ein Geſchrei erhob ſich, da ſie in das Zimmer meiner Frau trat. Ich erſchrak in der That über alle Komplimente, die gemacht wurden. Meine Frau entſchuldigte ſich, daß ſie krank und Frau Fama, daß ſie geſund war. Dieſe that zugleich die innigſten Wünſche, um die Wiederherſtellung der Patientin, und das einzige iſt noch mein Troſt, daß ich glaube, ihr Gebet gieng nicht von Herzen, und wird alſo nichts Uebels nach ſich ziehen. Ich gieng zum Hauſe hinaus und hörte noch immer rufen: Setzen Sie ſich, ich bitte, bemühen Sie ſich nicht u. ſ. w. Wie der Beſuch weiter abgelaufen iſt, weiß ich nicht; das weiß ich, daß meine Frau, da ich wieder nach Hauſe kam, weit kränker war als zuvor. Frau Fama iſt doch alſo eine nützliche Frau.

* * *

Lied eines Kanarienvogels.

Ein Kanarienvogel iſt der gröſte Spottvogel von der Welt. Alle ſeine Lieder ſind anakreontiſche Oden, oder Dithyramben, in welchen die boshafteſten ſatyriſchen Züge enthalten ſind. Ich habe einen, dem ich nur ein Stück Zucker geben, oder ihn nur einmal in Tokaier baden darf, um ſeine Muſe zu begeiſtern. Er ſingt von Wein und Liebe ſo lebhaft, als irgend ein Poet im fünften Stockwerke, der ſich beim Roſenkruge und einer Oellampe in Burgunder berauſchet und den alabaſternen Hals der ſchönen Roſamunde beſinget. Hier iſt eine kleine Probe ſeiner Poeſie, und ich hoffe, es bald dadurch ſo weit zu bringen, daß ich einen Band ſeiner Gedichte auf Vorſchuß kan drucken laſſen, welchen er mir alsdenn zur Erkenntlichkeit nothwendig zueignen und mich ſeinen gröſten Mäcen nennen muß — So werde ich doch auch berühmt.

Wenn

Wenn fern vom Vogelheere,
Ich Mensch und Dichter wäre,
So wär ich auch ein Thor.
Ich nähm, wenn ich auch solte,
Nicht eine Welt von Golde
Und würd ein Mensch davor.

Das wär mir viel zu wenig,
Wenn ich Monarch und König
Und Held und Sieger wär —
Was helfen hohe Dinge?
Ich bin mir, wenn ich singe,
Mehr als Eroberer.

Gezogen von acht Rossen,
Siegprangt ich in Karossen
Und säße auf dem Thron —
Ich lache nur darüber;
Die Flügel sind mir lieber,
Als Roß und Phaeton.

Ich säs auf Sammt und Seide
Im reichen Feierkleide
Und Damen um mich her —
Seh ich aus meinem Kerker
Die Sie im nahen Erker
Dann bin ich glücklicher.

Vielleicht ſuche ich, in Schriften
Ein Denkmal mir zu ſtiften
Und ſchriebe Rieſe voll —
Das iſt mir zu geringe;
Wenn ich als Vogel ſinge,
Bin ich mir ſelbſt Apoll.

Ich hätte wohl Dukaten
Und legte Myriaden
In meine Kiſten hin —
Was hilft das Geld in Kiſten?
Hab ich doch Platz, zu niſten?
Hanf, wenn ich hungrig bin.

Könnt ich nur freier fliegen,
Wie meine Brüder fliegen —
Wie nähm das Glück mich ein!
Doch will ich mehr verlangen,
Ein Vogel und gefangen,
Als frei und Menſch zu ſein.

E N D E

der Ueberſezungen aus der Sprache der Thiere.

II.

Eines Kunſtrichters

Abhandlung

von Wortſpielen

— — — pueri puerilia tractant.

Infani sanus nomen ferat; æquus iniqui.

Horatius.

Eines Kunſtrichters
Abhandlung
von Wortſpielen.

Die Welt iſt gar nicht mehr diejenige, die ſie vor einigen hundert Jahren war. Zu dieſer Zeit konte doch noch ein ehrlicher Kunſtrichter von ſeiner Kritik leben. Dieſe vortrefliche Wiſſenſchaft wurde geehret, und ihre Lehrer hatten immer den oberſten Platz unter den Weiſen. Allein heut zu Tage giebt man uns kaum noch das liebe Brod, von der Ehre gar nicht zu reden. So verderbt iſt der Geſchmack unſers Jahrhunderts; Der Verfall der Wiſſenſchaften iſt vor der Thür; die Epoche der Barbarei nähert ſich, und vielleicht iſt ſie ſchon da —

Ich bin, ohne Ruhm zu melden, aus einer ſehr kritiſchen Familie; von meinem

Ur-

Urgrosvater an bis auf meine Wenigkeit hat sie lauter Kunstrichter hervorgebracht. Denn man muß wissen, daß die Kritik eine wahre Erbkrankheit ist; wenn sie einmal in eine Familie kömmt, so pflanzet sie sich gewiß darinnen fort, so lange die Papiere ihres ersten Anherrn dauern. Schon zu der Zeit meines Urgrosvaters, des ersten unter meinen kritischen Ahnen, wolte man die Verdienste eines Kunstrichters nicht recht mehr einsehen. Er fas, suchte Varianten, machte Noten, sammelte Schnitzer, hungerte und starb. Was er für einen Schatz von gelehrten Handschriften und Kritiken hinterlassen habe, kan man daraus begreifen, weil wir alle, von meinen Grosvater an, bis auf mich, lauter überaus fleißige Leute, dadurch in den Besitz der Autorschaft gesetzet worden, und diese Quelle ist noch immer nicht erschöpfet. Für meine arme Kinder bin ich freilich etwas besorgt, denn ich habe so arbeitsame Finger, daß ich ihnen gewiß nicht viel von unserm Fideicommiß mehr übrig lassen werde — Vielleicht aber heurathen sie sich in eine an-

dere

dere kritiſche Familie, ſo iſt ihnen doch auch geholfen.

Mein Grosvater war erſt im Spaniſchen Succeſſionskriege Reitknecht; hierauf durch die Verlaſſenſchaft ſeines Vetters mit Gottes Hülfe ein Kritikus und ſtarb bald hernach an Bläbungen. Mein Vater verewigte ſich durch einige Phraſeologien und ein Cornu copiæ; ſtarb aber dem ohngeachtet in der groſſen Theurung vor zwei Jahren. Nun iſt die Reihe an mir. Mein Hunger und meine andern Talente zur Kritik ſind unvergleichlich, und ich kan zum wenigſten zwanzig Ries ſchreiben, ehe ſie ſich abnutzen. Heute will ich alſo den Anfang machen. Ich ſuche in meiner Goldgrube, in den Handſchriften meines Urgrosvaters herum und ſiehe da — Hier iſt eine vortrefliche Abhandlung von Wortſpielen — ich ſchreibe ſie ab — Vielleicht beſcheret mir der Himmel um meines ſchwachen Magens willen einen Verleger — ſo iſt der Autor fertig.

Beiläufig muß ich das noch anmerken, daß mein Urgrosvater kritiſchen Andenkens nicht nur ein Kunſtrichter, ſondern leider

auch ein Philoſoph war — Nunc ad Rhombum.

* * *

Cicero, der gröſte Kunſtrichter ſeiner Zeit, ſaget ſehr ſchön, die Erklärung der Sache, wovon die Rede iſt, müſſe das erſte in allen unſern gelehrten Unterſuchungen ſeyn. Da ich nun von Wortſpielen reden will, ſo muß ich zuerſt erklären, was eigentlich ein Wortſpiel iſt. Ein Wortſpiel aber iſt eine redneriſche Figur, durch welche ich etwas zu ſagen ſcheine, was ich nicht denke. Ich nehme dieſes Wort in der allerweitläuftigſten Bedeutung, damit ich nur recht viel davon ſagen kan. Es verſteht ſich alſo von ſelbſt, daß ich die Wortſpiele überhaupt in zwei Klaſſen theilen muß. Bei einigen denket man noch etwas, nur aber nicht das, was man gewöhnlicher Weiſe bei den Tönen denken ſolte; bei andern aber denket man gar nichts und dieſe ſind die häufigſten. Ich würde die Wortſpiele auch noch in menſchliche und thieriſche eintheilen; allein ein groſſer Geiſt in unſern

Tagen

Tagen hat deutlich erwieſen, (*) daß die Thiere keine Wortſpiele machen. Es iſt alſo dies ein beſonderer Vorzug des Menſchen, worinnen auch vielleicht, mit unſern Philoſophen zu reden, der artmachende Unterſchied deſſelben beſtehet und ich glaube alſo; der Menſch iſt nichts anders, als ein Thier, welches eine weſentliche Grundkraft hat, zweckmäßige Wortſpiele zu machen — Wie erfreut bin ich über dieſe Erfindung — das iſt würklich etwas Nagelneues und ich ſehe ſchon im Geiſte voraus, wie viel davon wird geredet und geſchrieben werden — „Der Menſch iſt nach dem Lehrgebäude des hochberühmten Herrn Profeſſor Scribler ein . . ſ iſt das nicht etwas ſchönes für meine kleine Eigenliebe? Auf einmal werde ich auch ein Philoſoph, ein groſſer Philoſoph, der Stifter einer neuen Sekte —

„Die

(*) in ſeinen Ueberſetzungen aus der Sprache der Thiere. Dieſer große Geiſt bin ich eigentlich ſelbſt — allein es iſt heut zu Tage üblich, daß ſich die Gelehrten in ihren Schriften ſelber anführen, ſich auf eine regelmäßige Art loben zu können. Ich habe alſo nach meiner Wenigkeit dieſe gelehrte Obſervanz nicht aus der Acht laſſen wollen.

Die Herrn Skriblerianer behaupten „ — Das wird doch artig klingen — bald werde ich gar baroniſiret werden —

Man wird mir dieſe kleine Ausſchweifung vergeben, welche meinem kunſtrichterlichen Charakter ganz gemäs iſt. Ich glaube, deutlich gezeiget zu haben, daß nur die Menſchen Wortſpiele machen — ob der Teufel welche machet, das iſt eine andere Frage, die ich hernach erörtern will. Es ſind aber die Wortſpiele eigentlich ein Stück des Wohlſtandes und ihr häufiger Gebrauch ein Vorzug geſitteter Nationen. Ein Hurone bedienet ſich derſelben freilich ſo oft nicht, als ein junger Herr von Paris: aber davor iſt jener ein Wilder und dieſer ein Menſch, der zu leben weiß. Wenn die Wortſpiele nicht in der menſchlichen Geſellſchaft eingeführet wären, wie wolte ein Stuzer einen regelmäßigen und nach dem Kanzleiſtyl der Liebe eingerichteten Angriff auf ein Frauenzimmer thun können? Wo würde ein Poet im Stande ſeyn, Mäcene zu ſchaffen und Leichengedichte zu ſchreiben? Wo würden die vielen vortreflichen Schriften unſerer Weltweiſen und Kunſtrichter geblie-

blieben ſeyn — Ja Barbaren wären wir, Hottentotten, Kalmucken, wenn wir keine Wortſpiele machten. Damit ich dies noch einmal recht pathetiſch ſagen könne, ſo will ich auf das deutlichſte und gründlichſte erweiſen, daß Wortſpiele nicht nur erlaubt; ſondern ſogar in der menſchlichen Geſellſchaft nothwendig ſind. Das erſte beweiſe ich ſo:

Lehrſatz.
Wortſpiele ſind erlaubt.
Demonſtration.

Ein jedes Ding iſt mit ſich ſelbſt einerlei (princ. abs. prim.) folglich iſt es unmöglich, daß etwas zugleich ſey und nicht ſey, oder was iſt, das iſt. Was alſo erlaubt, iſt, das iſt nicht unerlaubt, ſondern erlaubt. Wenn alſo die Wortſpiele erlaubt ſind, ſo ſind ſie erlaubt. Nun will ich beweiſen, daß ſie erlaubt ſind. Ich ſchließe ſo: Was nicht verboten iſt, das iſt erlaubt. Wortſpiele ſind nicht verboten. Folglich ſind ſie erlaubt. Der Oberſatz iſt ein Axiom des natürlichen Rechts. Bei dem Unterſatze aber berufe ich mich auf die Regel: Affirmanti incumbit probatio; non negan-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

ti: da nun die Form meines Arguments richtig und das Mittelglied nicht in den Hinterſaz gekommen iſt; ſo folgt, daß mein Hinterſaz wahr ſey Wortſpiele ſind erlaubt. Q. E. D.

Den zweiten Saz aber, das Wortſpiele in der menſchlichen Geſellſchaft auch nothwendig ſind, beweiſe ich aus eben dem Grunde, woraus Hobbes die Nothwendigkeit eines unumſchränkten monarchiſchen Regiments hergeleitet hat. Machten wir keine Wortſpiele, ſo wären wir gezwungen, entweder öfters gar ſtille zu ſchweigen, welches man aber niemand zumuthen kan, oder unſern Mitmenſchen ſolche Wahrheiten zu ſagen, die ihnen nicht anders als verdrüßlich ſeyn können. Würde da nicht ein bellum omnium adverſus omnes entſtehen? Da nun der lezte Zwek der menſchlichen Geſellſchaft die Vermeidung dieſes Krieges iſt, ſo erhellet daher die Nothwendigkeit der Wortſpiele in derſelben. Q. E. D. Ich komme nunmehr ganz natürlich auf die Art und Weiſe, wie man Wortſpiele machen muß. Hier denke ich ſo:

Aufgabe:

Wortſpiele zu machen.

Auflöſung.

1) Beſinne, wofern du dich beſinnen kanſt, ob und was du eigentlich reden ſolſt.

2) Wenn du nichts zu reden weiſt, und der Wohlſtand erfodert es doch, zu reden, ſo bringe etliche gewöhnliche Töne in eine beliebige Verbindung, die dir etwa aus ähnlichen Fällen noch bekant und mechaniſch iſt. So haſt du ein Wortſpiel von der zwoten Gattung gemacht.

3) Haſt du aber etwas zu ſagen, ſo drücke nur gerade das Gegentheil von dem, was du denkeſt, durch geſchickte Zeichen aus. So haſt du ein Wortſpiel von der erſten Gattung gemacht.

Beweiß.

Dieſer liegt unmittelbar in dem eben entwickelten Begriffe eines Wortſpiels.

Nächſt der Kritik iſt die Hiſtorie der vornehmſte Theil der Gelehrſamkeit. Damit nun meine Abhandlung recht grundgelehrt werden möge; ſo will ich dieſelbe auch mit einer gründlichen und pragmatiſchen Geſchichte der Wortſpiele ausſchmücken.

Jezt komme ich auf meinen eigenen Grund und Boden; das Alterthum iſt meine liebſte Gegend, und hat mehr Reize für mich als alle Koſtbarkeiten unſers Jahrhunderts. Eine Urne iſt mir ſchäzbarer, als Königreiche — je älter je beſſer —

Ich werde alſo in die Vorwelt zurückgehen und die Wortſpiele unſerer Väter aufſuchen. Da es einmal gewöhnlich iſt, eine jede Geſchichte im Paradieſe anzufangen; ſo wäre es eine Schande für mich, wenn ich nicht dieſer gelehrten Mode folgen und den Urſprung der Wortſpiele in Eden ſuchen wolte. Ich muß alſo zuerſt meinen Leſern ſagen, daß, nach der Meinung der gelehrteſten Kunſtrichter, dieſe Welt ohngefehr vor ſechs tauſend Jahren erſchaffen worden. Anfänglich lebten die Menſchen im Stande der Unſchuld und ich finde hier noch keine Spur von Wortſpielen. Allein jezt entdecke ich den wahren Urſprung derſelben. Die Schlange, die Even verführte, hat, wie ich glaube, bei dieſer Gelegenheit die erſten Wortſpiele gemacht und dadurch unſere Stammältern zu der bekanten thörichten Handlung beredet.

Alle

Alle die ſchönen Verſprechungen, die ſie ihnen that, ſind nichts anders, als Wortſpiele, und ich erkläre alle diejenigen durch meinen kritiſchen Machtſpruch für Ochſen und Eſel, die meiner gelehrten Meinung nicht beitreten werden.

Die Menſchen wurden alſo durch ein Wortſpiel zum Falle verleitet und leider! lernten ſie der Schlange ihre verführeriſche Beredſamkeit ab. Von nun an wurden die Wortſpiele unter den Menſchen üblich; die Gewohnheit verwandelte ſich in einen Grundtrieb, welcher hernach von den Vätern auf die Kinder und ſo fort bis auf uns fortgepflanzet worden — und welch ein Wunder! Hier entdecke ich ſogar eine neue Meinung von der Erbſünde — Ich mag nun für orthodox gehalten werden, oder nicht — ich muß es ſagen: Eben dieſer Grundtrieb Wortſpiele zu machen, iſt die Erbſünde. (*) Bei dieſer Gelegenheit

(*) Ich ſehe hieraus zu meinem gröſten Leidweſen, daß mein Urgroßvater ein Alacianer geweſen, und alſo unmöglich hat ſeelig ſterben können. Er behauptet, der Grundtrieb zu Wortſpielen wäre die Erbſünde, und eben dieſer ſoll auch, wie er vorher ſaget, das

fodere ich alle meine Leser, alle fromme Herzen, die sich um den Schaden Josephs bekümmern, auf, wider mich zu schreiben, und mich zu verketzern — Man wird doch durch nichts berühmter, als durch Ketzereien — Abermal eine Ausschweifung.

Mit unsern ersten Aeltern wurden auch die Wortspiele aus dem Paradiese verjaget. Da sie nach der Zeit zu sehr überhand nahmen; so kam die Sündfluth und tilgete einen grossen Theil derselben aus. Weil aber die Menschen noch immer fortfuhren, sich ihrer allzu häufig zu bedienen; so wurden zur Strafe ihre Sprachen verwiret, welches doch ganz natürlich zuzieng. Nämlich ich entdecke hier abermal eine neue Hypothese von der Sprachenverwirrung. Die Wortspiele wurden zulezt gewöhnlich, daß jedermann sich bemühete, neue zu erfinden und nichts zu reden, ohne mit den

Wesen des Menschen ausmachen. Ich habe diese Anmerkung deswegen gemacht, damit ich nicht Theil an dem Aergerniß nehme, welches diese heterodoxe, fanatische, chiliastische, wiedertäuferische, blasphemische schwenkfeldische, sacramanische, arrianische, teufelische Meinungen unserm Evangelischen Zion geben wird.

den Worten zu spielen. Hieraus entstund, ehe man sichs versah, eine solche Verwirrung, daß niemand den andern mehr zu verstehen im Stande war. Ein jeder Hausvater pflanzte hierauf die ihm geläufigen Wortspiele auf seine Kinder fort, und das ist der Ursprung der verschiedenen Dialekte und Sprachen. Ist das nicht die natürlichste Erklärung von der Welt?

Nachdem nun in den folgenden Zeiten eine Nation gesittteter war, als die andere; nachdem waren auch die Wortspiele unter ihr gebräuchlicher. Daher kan man einsehen, wiefern die Griechen Recht hatten, alle andere Völker Barbaren zu nennen. Das ist gewiß, daß unter ihnen die Wortspiele zu derselben Zeit am üblichsten waren. Ihr ganzer Gottesdienst war daraus zusammen gesetzet, und was waren ihre Orakel anders, als heilige Wortspiele? Da nun überdieß bei ihnen der Sitz der Philosophie, der Redekunst, der Poesie und anderer schönen Wissenschaften war, so hatten sie freilich Recht, alle übrigen Völker Barbaren zu nennen —

Von den Griechen lernten die Römer Wortſpiele und gute Sitten — Rom war jezt eben das, was ſonſt Athen geweſen war — Einige Freigeiſter wollen dem häufigen Gebrauche der Wortſpiele den Untergang der römiſchen Monarchie zuſchreiben, welcher aber wohl einen andern Grund hat.

Nunmehr iſt es Zeit, daß ich auch von unſern Vorfahren rede. So lange dieſe Strohhüte trugen und ihren Feinden furchtbar waren, fanden ſie weder an Komplimenten noch Wortſpielen einen Geſchmack — Wortſpiele muſten ſie nun doch wohl machen, weil ſie Menſchen waren, und Erbſünde hatten; aber ſie bedienten ſich derſelben ſelten, und nur im höchſten Nothfall. Nach der Zeit aber wurde der Nebel der Barbarei durch die Aufnahme des guten Geſchmacks zerſtreuet; die Gelehrſamkeit kam empor; der Scholaſtiker arbeitete für das Wachsthum der Wortſpiele; die Kritik trug auch das ihrige dazu redlich bei — kurz, alles vereinigte ſich, unſere Sitten zu beſſern und uns aus unſerer Wildheit zu reiſſen.

In dieſem erleuchteten Jahrhundert hat ſich noch überdies die Süßigkeit aus Paris in unſere rauhe Nordländer eingeſchlichen — wir haben jezt Gott Lob! Freigeiſter, ſüße Herren, Witzlinge, Leute von Geſchmack — alles im Ueberfluß; und dieſe haben das Ihrige redlich geleiſtet, beinahe unſere ganze Sprache in ein Wortſpiel zu verwandeln, und weil ihnen dieſelbe doch noch etwas zu aufrichtig und barbariſch vorkommt, ſo kan man daraus das Phänomen erklären, warum alle witzige Köpfe und Hofleute Franzöſiſch reden — —

Vor einigen Jahren waren unter den gemeinen Leuten die Wortſpiele noch nicht ſehr üblich; aber jezt iſt die Mode allgemein worden, und der Bauer mit dem Dreſchflegel macht ſein Wortſpiel ſo gut, als der junge Herr mit ſeinem Etui.

Bis hieher geht meine Geſchichte der Wortſpiele, die ich mit großem Fleiße ausgearbeitet, und dabei überall die Fontes, Hübners Fragen und die Geſpräche im Reiche der Todten gehörig zu Rathe gezogen habe.

Nun will ich meinen Leſern eine kleine Probe von den Wortſpielen unſers Jahr-

hunderts geben, und ihnen einige davon in der Ordnung, wie ich ſie geſammlet, und in mein Tagebuch eingetragen — vorlegen. Die natürlichſte Ordnung iſt doch immer die beſte —

Solte der Verſuch, den ich hier liefere, gut aufgenommen werden; ſo verſpreche ich, in kurzem meinen ganzen Vorrath von Wortſpielen in etlichen zwanzig Alphabeten unter dem Titel herauszugeben:

Theſaurus univerſalis politico-familiaris practicus,

das iſt:

Neuerrichtetes, lehr- und ſinnreiches Konverſations-Magazin, in welchem alle und jede Wortſpiele deutſcher Sprache, wie ſolche in der heutigen galanten Welt üblich ſind, nach alphabetiſcher Ordnung vorgetragen, und daduch eine praktiſche Anweiſung zu politiſcher und ſinnreicher Unterhaltung gegeben worden, von Skribler dem Dritten —

Man kan unterdeſſen dieſe Probe als ein Avertiſſement gelten laſſen.

Register einiger Wortspiele.

Ehre.

Das ist ein sehr unbestimmter, vieldeutiger Ausdruck, und daher sehr zu Wortspielen geschickt. Im allgemeinen lässet sich gar keine Erklärung davon geben —

Die Ehrbegierde war ehemals etwas Gutes; heut zu Tage aber drücket dieses Wort eine Art der Raserei aus, die sich wieder durch verschiedene Symptomen äussert. Einige, die mit dieser Krankheit beladen sind, werfen in dem Paroxysmus vielen Unrath aus, den sie sorgfältig auf einem reinen Papiere aufheben, und nicht eher wieder zu sich selber kommen, als bis auch andere Leute diese Feces gesehen, und daraus von der Beschaffenheit ihres Gehirns geurtheilet haben. Diese Raserei, welche in den Schriften der Aerzte die Autorbrunst genennet wird, und bei welcher die Patienten alle einen großen Durst nach der Unsterblichkeit spüren, wird wieder nach der Verschiedenheit der Bestandtheile des besagten Auswurfs eingetheilet; sie ist also bald eine poetische, bald eine philosophi-

sche,

sche, kritische — und wer wolte alle Gattungen derselben beschreiben. Andere unserer Patienten sehen vielleicht ein, daß ihnen ein guter Aderlaß nöthig ist; daher hauen sie überall um sich herum, und erwarten ein gleiches, kommen auch nicht eher wieder zu sich selbst, als bis ihnen ein guter Hieb die Kollerader eröffnet. Auf eine gelindere Art werden sie kuriret, wenn man ihnen einen Stock in die Hände gibt, und sie zu unumschränkten Monarchen über die Rücken gewisser Leute macht, deren Beruf ist, sich prügeln zu lassen, übrigens aber vor ihren Sold müßig zu gehen. Doch ist dieses nur eine Palliativkur, und das Uebel bricht nach einiger Zeit desto heftiger wieder aus.

Die Ehre eines Soldaten besteht gemeiniglich in einem großen Schnurbarte und einigen Narben. Das Bette der Ehren aber ist eigentlich derjenige Ort, wo man einander ungestraft todtschießt, und todtsticht. Wenn nun ein junger Fändrich wünschet, auf dem Bette der Ehren zu sterben; so ist das ein bloßes Wortspiel und er wünschet in der That weiter nichts,

als

als dereinst mit Ehren ein graues Haar zu tragen, und endlich alt und lebenssatt auf einem hochadelichen Ruhebette zu seinen Vätern versammlet zu werden. Wenn einige tapfere Helden, die täglich vom Bette der Ehre reden, sich mehr auf dem Bordel und in den Weinhäusern, als auf dem Kampfplatze finden lassen, so solte man beinahe auf die Gedanken kommen, ihre Reden hätten einen mystischen Verstand, und das Bette der Ehre müsse viel weitläuftiger erkläret werden, als hier geschehen ist. Das Urtheil hievon will ich dem kriegsverständigen Leser überlassen.

Die Ehre eines süßen Herrn ist selten weit her, und wenn er bei seiner Ehre schwöret, einen Wechsel binnen acht Tagen zu bezahlen, oder eine Schöne länger als acht Tage zu lieben; so ist das ein bloses Wortspiel. Er ist versichert, daß er bei einem falschen Gott schwöret, und der Eid ist also ohnehin nichtig. Vermöge eines andern Wortspiels ist die Ehre eines Stutzers mit der Ehre eines Frauenzimmers in beständigem Streite. Jene wird in diesem Verstande nach der Zahl der Eroberungen

ungen gemeſſen, und dieſe verbietet, ſich erobern zu laſſen. Doch gehöret an einigen Orten die Unüberwindlichkeit nicht eben zur Ehre eines Frauenzimmers, wenn nur der Sieg keine eklatante Folgen hat, oder dieſe wenigſtens alsdenn erſt ſichtbar werden, wenn der Ueberwinder durch eine gewiſſe Cärimonie das Recht erhalten hat, ſich ſeines Sieges zu bedienen. Es faſſet dieſe Cärimonie zugleich einen ſolennen und ewigen Friedenskontrakt in ſich, welcher meiſtens das vti poſſidetis zum Grunde hat, öfters aber in einen bloſſen Waffenſtillſtand verwandelt wird.

Die Ehre eines Autors und der Nutzen ſeines Verlegers ſind unzertrennlich verbunden. Wenn alſo von jemand geſagt wird, er habe viel Ehre mit ſeiner Schrift eingeleget; ſo iſt das ein Wortſpiel und zeiget nur an, daß der Verleger mit dem Buche, wovon die Rede iſt, eine gute Meſſe gehabt habe. Die Herrn Autors wiſſen das auch gar wohl. Deswegen ſind ſie beſorgt, gleich auf dem Titelblatte die gelehrte Welt von ihrer Ehre zu benachrichtigen und anzuzeigen, daß ihr Verleger ſehr viel mit ihrer

Schrift

Schrift gewonnen, welches der geneigte Leser aus der Vielheit der Auflagen erkennen soll. Da ich diesem rühmlichen Gebrauch zu folgen, kein Bedenken trage; so werde ich nicht nur alle gelehrte Thorschreiber und Hegereuter um einen guten Reisepaß für diese Schrift ansprechen — denn dadurch wird ein Buch Mode und gehet ab — sondern, wenn mir auch dieses mißlingen solte, so werde ich dennoch übers Jahr dieses Werk wenigstens mit einem neuen Titel versehen lassen, der mit der ehrenvollen Aufschrift prangen soll: Neue und verbesserte Auflage — ist das nicht politisch gedacht? Vorgänger habe ich genug — Etwas zur Ehre Gottes thun — ist weiter nichts, als ein Compliment, das man Gott im Vorbeigehen machet. Unsere Gelehrten pflegen alles zur Ehre Gottes zu thun; sie zanken sich zur Ehre Gottes; zur Ehre Gottes verketzern sie einander — aber, wie gesagt, es ist ein Wortspiel. In der That sind sie nur auf ihre eigene Ehre bedacht — und wenn sie ja etwa glauben, durch ihre Vorzüge Gott Ehre zu machen — das Werk lobet den Meister — — so

ist

iſt doch das gar ihre Abſicht nicht, ſondern nur ein Nebending.

Geben Sie mir die Ehre mich zu beſuchen — heiſt entweder gar nichts, oder ſoviel: Es iſt eine beſondere Ehre für ſie, daß ich ſie zu mir bitte — Weil ich nun dieſes Geſtändniß gern von ihnen ſelbſt hören wolte; ſo ſage ich aus Beſcheidenheit das Gegentheil. Wenn nun jener antwortet, die Ehre würde auf ſeiner Seite ſeyn; ſo vergilt er eine Schalkheit mit einer andern.

Ich habe die Ehre zu ſeyn — — Erlauben ſie mir die Ehre — — Dies ſind Wortſpiele von der Art, wo man gar nichts denket.

Man erzeiget einem viel Ehre, wenn man ihm Gelegenheit giebt, ſich auf unſere Unkoſten krank zu freſſen und voll zu ſaufen.

Der Mann hat Ehre im Leibe, ſagte neulich ein Leiermann, als er von einem reichen Schneider ein Kopfſtück bekommen, und kurz darauf ſagte es ein Dichter, weil ihm eben dieſer Mäcen einen Neujahrswunſch ſehr reichlich bezahlet hatte.

Einem die lezte Ehre erzeigen — — ein ſehr tröſtliches Wortſpiel für junge Weiber mit alten Männern — — für die Erben eines alten Wechslers — — für die Kandidaten des heiligen Predigtamts, wenn ein Paſtor ſtirbt — — und für unſer ganzes Land, wenn es wahr iſt, wie man ſagt, daß der Münzjude an der Viehſeuche geſtorben.

Treue.

Die Treue ſelbſt gehöret unter die deutſchen Alterthümer, davon ich an einem andern Orte rede. Den Austruck aber hat man auch in unſern erleuchteten Zeiten noch beibehalten, weil er artig klingt und überall zu ſinnreichen Wortſpielen kan gebrauchet werden.

Wenn einer bei ſeiner Treue ſchwöret, ſo kan man gewiß glauben, daß er nichts halten wird, und es kommt mir eben ſo vor, als wenn ein rechtgläubiger katholiſcher Chriſt bei der Irmenſäulen ſchwören wolte. Es iſt aber gut, daß die gelehrte und polite Welt dergleichen Geheimniſſe für ſich behält — ob der Pöbel eben alles weis, oder nicht —

Ein treuer Freund iſt ein poetiſches Wortſpiel; wird aber doch noch zuweilen in Proſe gebrauchet und bedeutet alsdenn, wenn es hoch kommt, einen Menſchen, deſſen Hunger ſo genau an die Küche eines andern gebunden iſt, daß er deſſen Feind nicht ſeyn kan, ohne ſein eigener zu ſeyn.

Die ehliche Treue iſt etwas pöbelhaftes und gehöret unter die alten Moden. Wenn man ſie alſo von vornehmen Leuten rühmet; ſo iſt es ein Wortſpiel. Siehe Speners pia deſideria unter dem Titel von treuen Ehegatten. Ich kenne einen alten, gebrechlichen Ehemann, den niemand ſolte für fähig halten eine Untreue an ſeiner ſchönen, jungen Hausehre zu begehen und der es dennoch mehr mit der Jungfrau Maria vom Kremnitzer Gepräge, als mit ſeinem Weibe hält. Ich werde daher mit eheſten in einer gelehrten Abhandlung de adulterio cum inanimatis et brutis commiſſo erweiſen, daß diejenigen Eheleute, deren Treue kein Stutzer und keine Coquette wankend machen kan, doch gemeiniglich die gröſten Ehebrecher ſind — Iſt das nicht ſchändlich, wenn ein ehrlicher Mann auf

einer

einen Mops oder auf einen Spiegel und eine ſchöne Dame auf einen Walachen eiferſüchtig ſeyn muß?

Von der alten deutſchen Treue und Redlichkeit handle ich an einem andern Orte. Doch kan man auch hiervon den Pancirollus nachleſen — Ein treuer Ueberſetzer — — dieſer Ausdruck iſt zweideutig. Zuweilen brauchet man ihn von einem elenden, gelehrten Tagelöhner, der ſeinem Original von Wort zu Wort folget, und etwo ſo überſetzt wie ein Knabe in der vierten Klaſſe. Zuweilen aber, wenn ſich der Ueberſetzer dieſes Beiwort ſelbſt auf dem Titelblatte giebt, bedeutet es das Gegentheil — — einen freien Ueberſetzer, der anſtatt ſein Original zu verdolmetſchen, beinahe gar ein neues Buch ſchreibet — Ob aber auch diejenigen treue Ueberſetzer ſind, die auf ihre eigne Bücher ſchreiben: Aus dem Engliſchen überſezt, um ſich beliebter zu machen — — das mag der geneigte Leſer beurtheilen.

Glücklich

Da ich eben die Bedeutung dieſes Worts aufſuchen will; ſo höre ich, daß

ein guter Freund von mir ſehr glücklich worden iſt. Geſchwinde muß ich zu ihm gehen — Vielleicht erfahre ich hier einiges, was mir in meinen gelehrten Unterſuchungen nützlich ſeyn kann. Ich komme — er umarmet mich ganz begeiſtert — er erzählet mir ſein Glück — und worinnen beſtehet denn das? Ei denken ſie doch! Eine Frau mit 30000 Thalern, die ſchon ſiebenzig Jahr alt iſt und alſo vermuthlich bald ſtirbt — Gut! der iſt alſo glücklich, der eine Frau mit 30000 Thalern heurathet, die vermuthlich bald ſtirbt.

Mein Nachbar ſoll ein ſehr glücklicher Mann ſeyn — hat er denn etwa auch eine 70jährige Frau mit 30000 Thalern? Ach nein — Ich muß doch ſehen, worinnen ſein Glück ſonſt beſtehet. Ich gehe zu ihm — Der Herr ſind noch nicht aufgeſtanden — Ich komme noch einmal — Sie ſpeiſen eben — ich komme wieder — Sie halten ihre Mittagsruh — — ſie trinken Kaffee — — ſie ſoupiren — ſie legen ſich nieder — Gut! glücklich iſt alſo derjenige, der bis um 12 Uhr ſchläft, ſpeiſet, Mittagsruh

hält

hält, Kaffee trinket, ſoupiret und zu Bette gehet.

Der Graf von Z * * iſt, wie man ſagt, der glücklichſte Mann am Hofe. Ich gehe in ſeinen Palaſt — — der ganze Vorſaal iſt voll Klienten — Wo muß der Kammerdiener ſeyn; Kan ich nicht vor Seine Excellenz kommen? Nein ſie laſſen niemand vor ſich — Ein glücklicher Mann iſt alſo eine Excellenz, die niemand vor ſich läſſet.

Mein Vetter, der Magiſter wurde von jedermann für glücklich gehalten. Er war überaus dumm, und hatte bei aller ſeiner Dummheit doch ſo viel Geld, daß er als ein ehrlicher Mann leben konte — Ein glücklicher Mann iſt alſo derjenige, der dumm iſt, und ſeiner Dummheit ungeachtet doch keinen Hunger leidet.

Ich armer Mann — ich habe keine 70jährige Frau mit 30000 Thalern — ich ſchlafe nicht bis um zwölfe — ich bin keine Excellenz — ich laſſe jedermann vor mich — ich bin auch eben ſo dumm nicht — Ich bin alſo leider! nicht glücklich.

Ich habe auch ſchon viel glückliche Heurathen geſehen. Herr Urian heurathe-

te die Witwe eines Dorfprieſters und mit derſelben den Dienſt ſeines Vorfahren. Jedermann, und er ſelbſt, ſagte am Tage der Hochzeit, es wäre eine überaus glückliche Heurath. Eine glückliche Heurath iſt alſo eine ſolche, dadurch man in einen ehrwürdigen Stand verſetzet wird.

Sein Bruder bekam die ſchönſte Tochter des Landes zur Ehe, deren Vater ein alter Pachter war — Der hat eine glückliche Heurath gethan — Wer alſo eine ſchöne Pachterstochter zur Ehe nimmt, der thut eine glückliche Heurath.

Herr Weſt wurde von jedermann für ein glückliches Genie gehalten. Er hatte nichts gelernt, und wuſte einen ganzen Abend zu reden, ohne zu denken. Wer alſo nichts gelernt hat und doch reden kan, ohne zu denken, der hat ein glückliches Genie.

Ich kan aus dieſen Vieldeutigkeiten und Wortſpielen nicht klug werden. Der geneigte Leſer beliebe aus meinen Beobachtungen ſich den Begrif eines Glücklichen zu bilden, wie er will.

Zufrieden.

Nach einem langen Nachdenken von ſechs Jahren habe ich gefunden, daß die Zufriedenheit, wenn ſie kein Wortſpiel ſeyn ſoll, nur denjenigen zukommt, die, nach den nur erſt entwickelten Bedeutungen des Worts, nicht glücklich ſind. Unter allen, die ich vorher als Glückliche gerühmt habe, iſt keiner, wie ich nachgehends erfuhr, würklich zufrieden.

Mein Freund mit der glücklichen Heurath mögte vor Aergerniß berſten, daß ihn ein Sternſeher belogen, der ihm vorher ſagte, ſeine Frau würde ſechs Wochen nach der Hochzeit vor Liebe ſterben. Sie lebet zu ſeinem großen Leidweſen noch immer, und keifet ihm täglich die Ohren ſo voll, daß er ſich wünſchet, dieſes Aergerniß nie geſtiftet zu haben.

Mein Nachbar, der glückliche Mann, hat das Podagra, und was noch ſchlimmer iſt, einen Sohn, der vor kurzem ſeiner Mißhandlungen wegen des Landes verwieſen worden. Ueberdies ſieht er täglich ſein Vermögen abnehmen — Urſachen genug, unzufrieden zu ſeyn.

Der Graf von Z * * iſt glücklich — aber unzufrieden, daß er nicht noch glücklicher iſt. Da er Edelknabe war, wünſchte er Kammerjunker zu ſeyn. Da er Kammerjunker war, wolte er gern Kammerherr werden. Er bekam den Schlüſſel, und nun wünſchte er ſich eine Stelle im Staatsrathe, und da er ſie erhielt, immer eine höhere. Jezt iſt er der obere Miniſter — aber der König iſt noch über ihn — Auſſerdem hat er viel heimliche Feinde, und er iſt keine Stunde ſicher, nicht geſtürzet zu werden. Der glückliche Mann!

Mein Vetter, der dumme, mögte wohl zufrieden ſeyn? Auch der iſt es nicht. Er ärgert ſich entſetzlich, daß nicht alle Leute ſo dumm ſind, wie er, — wie könte er vergnügt ſeyn?

Die glücklichen Heurathen, von denen ich vorher geredet, ſind auch alle die unzufriedenſten. Herr Urian bekam zwar mit ſeiner Frau einen ſchönen Dienſt — jährlich 12 Malter Decem und gute Accidentien — aber er bekam auch eine Frau, die ſchon vier Männer hatte begraben laſſen

— Wei-

— Weiter brauche ich nichts zu ſagen — Er wird gewiß nicht der lezte ſeyn.

Sein Bruder heurathete ein ſchönes Frauenzimmer, ja, was noch mehr, eine Pachterstochter — aber ſie war einfältig, und ſo einfältig, daß ſie ihm gleich in der erſten Nacht offenherzig geſtund, ſie wäre ſchon einmal zur Mu .... manum de tabula.

Gelehrt.

Dieſes Wort iſt ſehr vieldeutig. Zuweilen wird es blos von der Mine, oder von der Parucke gebrauchet — Da es die Umſtände nicht leiden wollen, dieſer Schrift, mein Bildniß vorzuſetzen, ſo ergreife ich hier die Gelegenheit, mich und meine gelehrte Mine dem Leſer ſchriftlich zu ſchildern. Ich habe Gott Lob eine ziemliche Größe und ſtarke Glieder, und bin überhaupt ſo gut gewachſen, als der beſte Bierſchröter. Die Augen liegen gewaltig tief in meinem dicken, kritiſchen Kopfe, und funkeln hinter den großen, zottichten Augenbraunen hervor, wie ein paar glaſurte Urnen. Die Stirne prangt mit aller Majeſtät eines Kunſtrichters und allem Ernſt eines Weltweiſen. Die Naſe geht vermittelſt eines

ſehr regelmäßigen Kegelſchnitts bis auf die unterſte Lippe, an welche ein ſchalkhaftes Kinn gränzet, welches durch eine ungeheure, paterische Waſſerſuppe ſehr weitläuftig wird — Sehen ſie! das heißt eine gelehrte Mine, die die alten Scholaſtiker wiederum in eine Profeſſormine, Doktormine, Magiſtermine und Schulmine einzutheilen pflegten.

Die Gelehrſamkeit der Parucken muß aus der Mode beurtheilet werden. Sonſt war keine Parucke gelehrt, die nicht war

Wie die Parucke des Dechants im philoſophiſchen Orden,
Die in verſchiedene Kapitel getheilt, mit logiſchen Locken,
Unmittelbaren Folgen und peripatetiſchen Knoten
Von dem demonſtrativiſchen Scheitel des Wolfianers,
Ungeſtüm, wie eine Streitſchrift in Paragraphen herabrauſcht.

Heut zu Tage aber hat man angefangen einzuſehen, daß auch in kleinen Parucken Gelehrſamkeit wohnet. Wenigſtens werden

die

die großen Parucken nicht mehr vor witzig gehalten —

Ein gelehrter Mann iſt nach unſerm kunſtrichterlichen Redegebrauch ein ſolcher, der ein gutes Gedächtniß und viel auswendig gelernt hat. Ein gelehrtes Buch aber iſt nach den Regeln der Kritik ein ſolches, worinnen der Verfaſſer nichts ſelbſt ſaget; ſondern alles von andern ſagen läſſet, und ſich daher in jedem Perioden der Worte bedienet: videatur, conferatur, legatur, evoluatur u. ſ. w.

Ein gelehrtes Frauenzimmer iſt entweder ein ſehr ekler Hausrath, oder ein Wortſpiel, oder eine Injurie. Manche hat nur etwa den hundertjährigen Kalender und den Irrſaal der Liebe geleſen — ſo iſt ſie ſchon gelehrt. Vertiefet ſich aber ein Frauenzimmer ſo ſehr in die Wiſſenſchaften, daß ſie griechiſche und lateiniſche Schriftſteller beurtheilen und auch etwa zur Noth einen Schluß in barbara machen kan, daß ſie ſelbſt eine Autorin wird — wehe dem armen Mann.

Von gelehrten Dieben und gelehrten Trödlern werde ich an einem andern Orte reden.

Ein gelehrter Dorfpfarrer iſt ein ſolcher, der öfters vom Grundtext ſpricht, und jede Predigt mit ein paar gottſeeligen Reimen von ſeiner Hände Arbeit anfängt und beſchließet. Eine Predigt aber iſt gelehrt, wenn ſie niemand verſtehet.

Liebe.

Iſt öfters ſo viel, als eine beſtimmte Art der Narrheit, welche ſehr leicht anſtecket. Und in dieſem Verſtande ſagt man von den Patienten, ſie wären verliebt. In eine Perſon verliebt ſeyn heiſt alſo, wie die Franzoſen ohne Wortſpiel ſagen, wegen derſelben ein Narr ſeyn, und man will ſie verliebt machen, wenn man ſich Mühe gibt, ſie mit ſeiner Thorheit anzuſtecken, und ſo närriſch zu bilden, als man ſelbſt iſt — Es gibt heut zu Tage privilegirte Thorheiten, die ein Stück des Wohlſtandes ausmachen. Der Mode zu gefallen, träget man den Hut unter dem Arme, läſt ſich die Haare abſchneiden und

kau-

kaufet ſich fremde, pudert ſich, ſchminket ſich, verliebt ſich und — iſt ein Narr —

Uebrigens finde ich in meinen kritiſchen Beobachtungen, daß der Ausdruck: ein Frauenzimmer lieben, noch mehrere Bedeutungen hat, und ſehr zu Wortſpielen geſchickt iſt. Wenn ein junger Herr auf der Akademie ſeines Profeſſors Tochter liebet; ſo heißt das ſo viel: Er ſpüret einen innerlichen Beruf, ſeinen Vater arm und ſich mit der geliebten Perſon unglücklich zu machen. Zuweilen heißt lieben auch nur, einen Grundtrieb haben, ſich mit dem Geldkaſten und Bancozetteln einer Schönen auf ewig zu verbinden.

Hieraus kan man den Begrif beurtheilen, den ein großer Geiſt in unſern Tagen von der Liebe gegeben hat; Einen andern lieben heißt in der That nichts anders, als ſich ſelbſt lieben, und aus Liebe für ſich diejenigen Cärimonien mitmachen, die nöthig ſind, den andern zu überreden, als liebte man ihn —

In ſich ſelbſt verliebt ſeyn, iſt eine grobe Redensart, durch die man in einigen barbariſchen Ländern eben das ausdrücket,

cket, was die galante Welt einen Stuzer nennet. Es iſt aber klar, daß ſich dieſe Redensart auf ein Vorurtheil gründet. Weder Stuzer noch Stuzerinnen ſind in ſich ſelbſt verliebt, ſondern nur in die Luſterſcheinung, die ſich in ihren Spiegeln vorſtellet, ſo oft ſie hinein ſehen, und nächſt der Puderquaſte iſt auch würklich der Spiegel der einzige Gegenſtand ihrer Zärtlichkeit.

Die eheliche Liebe iſt vier Wochen nach der Hochzeit ein leerer Klang, indem man insgemein zu dieſer Zeit aus ſeiner Thorheit wieder zu ſich ſelbſt kommt, und nur ſelten noch in einen Paroxiſmus verfällt, der etwas Aehnliches damit hat.

Bei dieſer Gelegenheit kan ich nicht umhin, der gelehrten Welt eine neue Erfindung mitzutheilen, zu der mir der hochberühmte Iſaak Bickerſtaff Anleitung gegeben. Ich liefere hier die Beſchreibung von einem Liebesthermometer, das ich ſchon vor einigen Jahren mit groſſer Mühe verfertiget und ſeit der Zeit auf eine ſehr nüzliche Art bei meinen kritiſchen Experimenten gebrauchet habe. Die Röhre habe

ich

ich zu eben der Stunde gießen laſſen, da die Venus durch die Sonne gieng, und die folgende Nacht, da eben der Hundsſtern über den Horizonte ſtund, habe ich ſie hermetice ſigilliret. Die darinnen enthaltene flüßige Materie beſteht aus Spiritus Vini und Schlagbalſam. Die Grade aber ſind folgendermaßen aezeichnet:

. Aeuſerſte Raſerei
Tollheit
Narrheit
Liebe
Lauheit
Gleichgültigkeit
Verachtung.

Bei dem mittelſten Grade habe ich einen magiſchen Zeiger angebracht, welcher weiſet ob die Liebe auf die ſogenannte geliebte Perſon, oder auf ihr Geld, oder auf ſonſt etwas gehet. Da alles fertig war, ſo machte ich am erſten April im Jahre der Erfindung den Anfang mit meinen Verſuchen. Ich trug meinen Thermometer überall herum, wo ich Verliebte wuſte, und beſonders habe ich bei einem meiner Anverwandten die Vortreflichkeit meines Inſtruments

deut-

deutlich eingeſehen. Er hatte eine Abſicht auf ein gewiſſes Frauenzimmer — Da ich meinen Thermometer brauchte, ſo fand ich, daß der Liquor nur erſt im fünften Grade ſtund, von der Raſerei an gerechnet — Er ſprach mit ihr — Mein Liquor ſtieg zum vierten Grade — Er that einen Antrag — zum dritten Grade — man nahm ſich Bedenkzeit — zum zweiten Grade — man machte Schwierigkeiten — zum oberſten Grade — Er bekam wieder Hoffnung — Hier fieng mein Liquor ſchon wieder an zu fallen — bis zum zweiten Grade — Das Jawort drückte den Liquor zum dritten Grade nieder, die Hochzeit zum vierten, den Tag nach der Hochzeit fiel er zum fünften, bald darauf zum ſechſten, und acht Tage darnach zum unterſten Grade. Bei der Braut aber war er niemals über den fünften Grad geſtiegen —

Meine Menſchenliebe hat es nicht zugelaſſen, eine Erfindung zu unterdrucken, die ſo gemeinnützlich werden kan. Sie iſt mir in der That ſehr rühmlich, und ich thue mir viel darauf zu gute, wenn ich bedenke, wie oft in der Nachwelt mein Name

bei dieſer Gelegenheit wird genennet werden — das Skriblerische Thermometer — —

Mäcen.

Ehemals war ein Mäcen ein Kenner der Wiſſenſchaften und großmüthiger Wohlthäter der Gelehrten. Jezt aber iſt er vermöge eines Wortſpiels ein Mann, der Geld hat, einen guten Tiſch führet und thöricht genug iſt zu glauben, Poeten wären keine Lügner. Der gröſte Mäcen meines Vaterlandes iſt ein Schneider, der gut iſſet und gut trinket und es überaus gerne höret, wenn man ihn einen Muſenpatron nennet. Er läßt ſeine Kinder hungern und füttert davor einige Leiermänner, die ihm bei allen Gelegenheiten auf dem Pegaſus in das Haus reiten; dadurch hat er es ſoweit gebracht, daß bei ihm keine Katze mehr ſterben kan, wo nicht Apollo mit allen neun Muſen zu Grabe gehen muß. Neulich wurde durch den Tod ſeines Budels der ganze Parnaß in eine allgemeine Landtrauer geſtürzet und alle Muſen verſchworen ſich, ſo lang zu weinen, bis dieſes unvergleichliche Thier unter die Sterne verſetzet worden, welches denn auch endlich geſchahe. So eben kommt

mir ein Gedicht auf dieſen Mäcen in die Hände:

Poetiſches Feldgeſchrei an die Muſen

an

dem Namenstage ihres Apolls.

Das muß ich doch leſen —

Sei mir gegrüßt am Helikon
Mäcen! Erhabner Freund der Muſen —
Und ſelbſt Apoll — du Göttersohn;
Dein Name ſchwellet meinen Buſen.
Berauſcht vom Nektar ——

Ei ſo lüge du und der T * *. Es war ja würklich nur Bier — Doch ich irre; es iſt eine Metapher —

Berauſcht vom Nektar deiner Güte,
Entzückt vom Säuſeln deiner Huld,
Komm ich und zolle meine Schuld
Mit unterthänigſtem Gemüthe.

Nein ich kan nicht weiter leſen — Das iſt zu viel für einen Schneider — würklich zu viel!

Autor.

Autor.

Nach der Meinung einiger Kunſtrichter giebt es keine Autors mehr, und es iſt eine nothwendige Eigenſchaft eines ſolchen, daß er muß in einer metallnen Zeit gelebet haben, ſie mag nun eine goldene, oder ſilberne, oder tombackene geweſen ſeyn. Da dieſes aber unſern ſchönen Geiſtern ſchwerlich anſtehen wird; ſo will ich lieber einen Autor einen ſolchen nennen, der lange, geſunde Finger, gute Augen und Unverſchämtheit genug hat, nicht in der Stille ein Narr zu ſeyn, ſondern ſeine Narrheit in gedruckten Beweiſen der Welt vorzulegen. Die Autorſchaft iſt alſo der Stand einer notoriſchen Narrheit und die Schriften, die in jeder Meſſe zum Vorſchein kommen, ſind nichts anders, als die halbjährigen Reinigungen ehr- und brodliebender Gemüther. Von der Autorbrunſt habe ich ſchon oben geredet; nur das iſt noch zu merken, daß, da die andern Krankheiten öfters durch den Hunger können gehoben werden, dieſe hingegen dadurch erſt recht in ihren Paroxyſmus ausbricht und gar unheilbar wird. Das beſte Mittel wäre wohl, wenn

man die Patienten auf eine anständige Art versorgte, und, da man in weisen Republiken schon so viele gottselige Anstalten ad pias causlas gemacht, schöne Kirchen und Klöster gebauet, Invalidenhäuser und Spitäle gestiftet, Witwenkassen angeleget und auf alle Arten davor gesorget, Leute zur Ruhe zu setzen, die sonst dem Staate zur Last würden; so wundert es mich, daß noch kein Projektmacher auf den patriotischen Einfall gerathen, ein Autorlazareth zu stiften. Würklich dieses würde dem Staate nüzlicher seyn, als manches Weisenhaus, ob gleich vielleicht weniger darinnen würde gebetet werden, als in diesem. Wir wollen das beste hoffen.

Fromm.

Ich habe schon längst gerne wollen fromm werden und daher schon seit vielen Jahren daran gearbeitet, mir einen rechten praktischen Begrif von der Frömmigkeit zu bilden. Alle meine Bemühungen aber haben weiter nichts gefruchtet, als mich zu überzeugen, daß die Frömmigkeit in unsern erleuchteten Zeiten ein bloßes Wortspiel ist.

Mein

Mein Beichtvater ſteht überall in dem Anſehen eines ſehr frommen Mannes. Und warum denn? Er iſt ein einfältiger Katechet, predigt aus dem Herzen, ſchimpfet auf die Sitten der Welt, liebet einen guten Haustrunk, nimmt ſeinen Decem in aller Demuth ein und lobet diejenigen auf der Kanzel, die Wohlthäter der Geiſtlichkeit ſind. Wer alſo einfältig iſt, aus dem Herzen predigt, auf die Welt ſchmähet, viel Bier trinket, Decem einnimmt und ſich gerne Schlachtſchüſſeln ſchenken läßt, der iſt fromm.

Seine liebe Hausehre iſt ſo fromm als er, und ihr Charakter hat mich überzeuget, daß ein Frauenzimmer fromm iſt, wenn ſie immer gebückt, mit gefalteten Händen und verkehrten Augen in der Tracht ihrer Aeltermutter einhergeht, keine Kirche verſäumet, den Kubach auswendig kan und ſo genau iſt, daß es keine Magd länger als vier Wochen bei ihr ausſteht.

Mein Paruckenmacher wird vorzugsweiſe der Fromme genennet. Was iſt denn frommes an ihm? Er ſeufzet überall, wo er geht und ſteht, und will jedermann bekehren, wen er anſiehet. Da er ſo aus-

nehmend fromm iſt; ſo ſondert er ſich von allen Leuten ab; er hat nicht nöthig, in die Kirche zu gehen und die Heilsmittel zu gebrauchen — dieſe ſind nur für Schwachgläubige. Uebrigens betrachtet er alle andere Menſchen als Aegyptier, ſich aber als einen wahren Iſraeliten und Kind Gottes. Er iſt daher auch ein Erbe Gottes und weil dieſer der Herr aller irdiſchen Güter iſt; ſo ſchläzt er dieſelben auch mit zu ſeiner Erbſchaft und machet ſich kein Gewiſſen daraus, uns Aegyptier durch ſeine Parucken um unſer Gold und Silber zu betrügen — Nun kan ſich der geneigte Leſer ſelbſt einen beliebigen Begrif von der Frömmigkeit bilden.

Aus allem dieſem ſchließe ich, daß, wenn es ja noch eine Frömmigkeit gibt, dieſelbe entweder blos in Cärimonien beſteht, oder doch wenigſtens in der politen Welt nicht anzutreffen iſt.

Grob.

Da ich auf den Redegebrauch dieſes Ausdrucks Achtung gebe, ſo finde ich, daß er ungemein viele Wortſpiele zuläſſet.

So

So lange mir ein Schneider auf meine Ehre arbeitet; ſo iſt er ein guter Mann. Sobald er aber Geld fodert; ſo nenne ich ihn einen groben Flegel — Grob iſt alſo ein Gläubiger der ſein Geld fodert.

Mein Vetter, der Dokter ſagte neulich von einem gewiſſen ehrlichen Manne, er wäre überaus grob; er hätte kaum den Hut vor ihm gezogen und kurzum ein ſehr ſchlecht Kompliment gemacht. Der iſt alſo grob, der nicht vor jedem Narren einen Bükling bis auf die Schuhe macht.

Mein Profeſſor auf der Akademie war ein grundehrlicher Mann und hatte eine große Liebe für die Studierenden. Er warnte ſie daher vor den Ausſchweifungen der Jugend und entdeckte ihnen öfters ihre Fehler, um ſie zu beſſern. Er war grob, und grob iſt alſo derjenige, der Liebe genug für den andern hat, ihm ſeinen Fehler zu ſagen.

Herr Vaterviel hat einen artigen Knaben bei ſich, der ſein Vetter ſeyn ſoll. Ich entdeckte ihm neulich meine Muthmaſſung, wie dieſer Kleine wohl ſein Sohn ſeyn könte, und ich war grob. Grob iſt

alſo, wer das Kind bei ſeinem Namen nennet.

Der Herr Magiſter Parador fragte mich, was ich von ſeinen methaphyſiſchen Abhandlungen hielte — Nicht viel, antwortete ich, und das war eine Grobheit. Grob iſt alſo, wer die Wahrheit ſaget, und die Wahrheit iſt nichts anders, als eine Grobheit.

Höflich.

Höflich iſt, vermöge der Entgegenſetzung, ein Gläubiger, ſo lange er ſein Geld nicht fodert, ein Menſch, der vor jedem Narren einen Bükling bis auf die Schuhe macht, der den andern viel zu ſehr haſſet, um ihm ſeine Fehler zu ſagen, der das Kind nicht bei ſeinem Namen nennet, und dem eine Lügen nicht ans Herz gewachſen iſt.

Geſchmack.

Der gelehrte Geſchmack iſt nichts anders, als ein unbekanter Gott, dem jedermann dienet. In dieſer Bedeutung wird das Wort metaphoriſch gebrauchet. Zuweilen aber wird es durch ein Wortſpiel im eigentlichen phyſiſchen Verſtande genommen,

men, z. E. ein Autor, der für den guten Geſchmack ſchreibt.

Denken

Iſt zuweilen ein ſehr demüthigendes Wort — wenn man genöthiget iſt, zu ſagen: das hätte ich nicht gedacht. Ich kenne einen ehrlichen Mann, der ſeine Frau in einer ſehr verdächtigen Kauſalſubordination mit einem ſeiner guten Freunde antraf — „Das hätte ich doch nicht gedacht, „ ſagte er, rieb ſich die Augen und gieng „ vor Jammer in ein benachbartes Bierhaus —

Ein Philoſoph denket, wenn er den Finger an die Naſe legt, die Augen verdreht, weder hört noch ſieht, und alſo in der That — nichts denket.

Ein poetiſcher Gedanke iſt nach der neuen Mundart ein Reim, und nach dem das, was der Poet im Reime ſagt, in Proſe mehr oder weniger unſinnig würde, nach dem iſt der Gedanke vortreflich, oder mittelmäſſig. Einen Gedanken, der tauſend Thaler werth iſt, kan man alſo in Proſe nicht brauchen, ohne die Oberſtelle im Tollhauſe zu verdienen. Ob dieſe Be-

griffe nach den Mustern der alten Griechen und Römer gebildet sind, darum bekümmere ich mich nicht. Genug, ich habe sie nach den logischen Regeln aus den Schriften solcher Leute abgezogen, die gar nicht wurmsamisch sind, und die es selbst sagen, daß ihre Gedichte vortreflich sind — da muß es doch wohl wahr seyn.

Stark denken, fein denken — Hiervon siehe in dem Mährchen von der Tonne die Ausschweifung von dem Ursprunge der Tollheit.

Grüßen.

Dies Wort hat verschiedene Bedeutungen, nachdem die Personen verschieden sind, die einander grüßen. Wenn ich meinen Juden grüße; so denke ich ganz etwas anders, als wenn ich meinem Vetter eine angenehme Ruh wünsche — Mit dem leztern meine ich es würklich aufrichtig, und wünsche ihm sogar die ewige Ruh — so könte ich doch meinen Juden bezahlen, wenn ich aber diesen grüße, so denke ich, ich wolte, daß du zum T** —

In den meisten andern Fällen ist das Grüßen ein leerer Ton, oder wenn man

ja noch etwas dabei denket, ſo denket man gewiß an etwas ganz anders, als an den Gruß.

Ich bin aber verſichert, daß man bei dieſem Gruſſe eben ſo wenig denket, als meine Wäſcherinn, wenn ſie bei ihrer Seele ſchwöret.

Die Freimäurer ſollen auch einen gewiſſen Gruß haben — und hier bietet ſich eine Gelegenheit an, wo ich meine kritiſchen Muthmaſſungen über das Geheimniß der Maurerei der gelehrten Welt mittheilen kan. Ich halte nähmlich davor, daß — —

Nachricht an die Buchbinder.

Man beliebe hier, einige Blätter weiſſes Papier einzubinden, damit ein jeder Leſer eine ihm beliebige Meinung hinzu ſchreiben könne. Ein jeder kan ſich auf meinen Beifall verlaſſen.

Satisfaktion.

Satisfaktion verlangen heißt, vermöge eines hochadelichen Wortſpiels, von einem beleidiget worden ſeyn, und ihn bitten, uns noch einmal, und zwar weit gröber, zu beleidigen, damit man ihn hernach deſto inniger lieben könne; und daher heißt Satisfaktion geben, einen deßwegen, weil er ſich von uns hat beleidigen laſſen,

zur

zur Wiederherſtellung ſeiner Ehre noch einmal beleidigen. Dieſe Mode ſchreibt ſich eigentlich aus den Zeiten der irrenden Ritter her, und gehöret mit zur heutigen Galanterie — Ob ich aus Liebe zur ſchönen Dulcinea von Toboſo den vortreflichen Roßinantes gegen Windmühlen ſporne, oder . . . . . hiatus in Mſcripto . . . Das iſt am Ende einerlei.

Weltweiſe.

Der Herr Magiſter Duns iſt, wie jedermann und er ſelbſt ſaget, ein großer Philoſoph, und folglich kan ein Weltweiſer nichts anders ſeyn, als ein Mann, der eine groſſe Parucke, ein düſteres Anſehen, dürre Finger, übrigens aber gar keine Auffühbrung hat, und immer zerſtreut iſt. Ich beſitze auch eine Philoſophie in Quart — ich blättere darinnen, um mir einen Begrif von dieſer vortreflichen Wiſſenſchaft zu machen — Cauſativitas futuritionis identitatem — Hieraus ſchlieſſe ich, daß die Philoſophie nichts anders, als eine Sammlung von Wörtern iſt, die der Spitzbubenſprache ſehr nahe kommen.

Titel.

Da ich anfieng, Philoſophie zu ſtudiren, Schlüſſe zu machen und an allem zu zweifeln; ſo wolte ich gleich anfangs den Regeln meines Lehrers nachkommen und mir überall deutliche und geſäuberte Begriffe erwerben. Wie viel Mühe ich mir in dieſem Stücke gegeben, und was vor herrliche Erfindungen ich bin und wieder gemacht, das hat der geneigte Leſer aus dieſer Schrift ſchon hinlänglich eingeſehen. Nichts aber hat meiner wißbegierigen Seele mehr zu ſchaffen gemacht, als die in der politen Welt üblichen Titel. Ich will meinen Leſern die Früchte eines zehenjährigen Nachdenkens über dieſe Materie vorlegen, welches mir aber weiter nichts geholfen hat, als daß ich jezt eben ſo klug bin, wie zuvor. Hier ſind meine Kritiken.

Ein gnädiger Herr iſt ein Landjunker und unumſchränkter Monarch über ſechs Bauren, mit denen er machen kan, was er will, und die ihn nicht verklagen dürfen, wenn ſie nicht den Reſt ihres Vermögens Leuten aufopfern wollen, die noch hungeriger

riger sind, als der gnädige Herr selbst. Das war ein gnädiger Herr vom Lande.

Ein gnädiger Herr am Hofe ist ein Ding, das aussieht, wie ein Mensch, einen schönen Kopf hat, tanzen kan, wie eine Marionette, eine Prise nimmt, mit dem Stocke spielt, die Hände küsset, sich mit dem Fächer schlagen läßt und nichts denket.

Ein gnädiger Herr vom Degen ist eine Person, die Ahnen und wenigstens zehen Männer unter ihrem Befehl hat, die bezahlet werden, eine Flinte bald auf der Schulter, bald wo anders zu tragen, bald stille zu stehen, bald fort zu gehen, wie der gnädige Herr will, zu schießen, wenn er befiehlt, zu zittern, wenn er fluchet, und sich zu bedanken, wenn er prügelt.

Eine gnädige Frau von Natur ist eine schöne Docke, mit der täglich zwanzig Personen zu thun haben, sie an und auszukleiden, ihre Haut, ihr Haar und ihren Magen in Bau und Besserung zu erhalten, ihr die Hände zu küssen, Schmeicheleien zu sagen, und sich allenfalls aus Liebe zu ihr aufzuhängen.

Eine

Eine gnädige Frau durch die Kunst ist eine reiche Kaufmannstochter, der ein gnädiger Herr die Ehre erzeiget, sie zur gnädigen Frau zu machen, und die nun das Recht hat, vor ihr eingebrachtes auf seinem Rittergute zu sitzen, mit ihren Mägden zu zanken, und in der Kirche vor sich bitten zu lassen, da unterdessen der gnädige Herr bei Hofe auf ihre Unkosten ein Stutzer ist und liebäugelt.

Ein gestrenger Herr — Dies ist kein Wortspiel, und bedarf also auch keiner Erklärung.

Eine Excellenz ist in Civilsachen das Quadrat, bei dem Kriegsstaate aber der Kubus von einem gnädigen Herrn. Zu einer Civilexcellenz gehören also wenigstens 36 Bauern; zu einer Kriegsexcellenz aber wenigstens 1000 Schnurrbärte, die geübet sind, Spitzruthen zu laufen, vor ihren Sold nichts zu thun, und andere dergleichen Kriegsdienste zu verrichten.

Es giebt an einigen Orten auch Schulexcellenzen, welche mit den martialischen wenigstens den Stock gemein haben — Doch ist dieses nur ein Provinzialtitel.

Die

Die Gelehrten haben ihren beſondern Canzleiſtyl in Anſehung der Titel; ſie bekommen große oder kleine, nachdem ſie viel oder wenig geſchrieben haben. Da ich ein großer Algebraiſt bin, ſo habe ich gefunden, daß die Titel ordentlich in einem geometriſchen Verhältniß mit der Vielheit der Alphabete wachſen, die einer geſchrieben. Ich will die Tabelle davon herſetzen; ſie könte vielleicht Gelegenheit geben, neue Logarithmen zu finden.

Alphabete		Titel
1	ſchlechthin	vir doctiſſimus.
2	- - -	vir clariſſimus.
4	- - -	vir celeberrimus.
8	- - -	vir excellentiſſimus.
16	- - -	vir illuſtris--magnificus.
32	- - -	vir perilluſtris -- ſumme reverendus.
64	- - -	Heros, Diuus, ὁ πανυ.
128	. - .	vir mea laude major.
256	- - -	(defectus in uſu loquendi)

Den Nutzen dieſer Tabelle wird wohl kein Vernünftiger leugnen. Ich darf

nur

nur hören, daß einer vir Perilluſtris genennet wird; ſo weiß ich gleich, er iſt ein Gelehrter von 32 Alphabeten — iſt das nicht etwas artiges.

Außer dem haben die Gelehrten noch beſondere Handwerkstitel, die nach ihren Zünften verſchieden ſind. Weil das wahre Weſen derſelben von wenigen eingeſehen wird, ſo will ich nach meiner Einſicht daſſelbe etwas genauer beſchreiben.

Ein vir experientiſſimus kan einer in wenig Minuten werden. Es giebt nämlich leider! unter den Gelehrten viele Schwarzkünſtler, die durch ihre geheime Wiſſenſchaft übernatürliche Würkungen hervorbringen. Sie wahrſagen aus den natürlichen Auswürfen der Menſchen und Thiere; ſie hexen den Leuten den Teufel in den Leib und wieder heraus; ſie treiben viele Gäukeleien mit dem Blute und mit den todten Körpern; es kan kein ehrlicher Dieb vom Leben zum Tode gebracht werden, auf deſſen Leichnam ſie nicht grauſame Anſchläge machen ſolten, und was dergleichen zauberiſche Beſchäftigungen mehr ſind. Dieſe Schwarzkünſtler haben

eine beſondere Zunft unter ſich, und ſie beſitzen das Geheimniß, einem in einer halben Stunde alle ihre Geheimniſſe beizubringen. Einige, die die Vortreflichkeit dieſer Methode noch nicht einſehen, kommen erſt durch viele Umſchweiſe dahin, wohin ein anderer vor eben das Geld gleichſam in einem Augenblicke gelangen kan. Jene laufen erſt alle Schulen durch, und bemühen ſich, die zauberiſchen Wörter, das Abra kat Abra und andere Beſchwörungen dieſer Schwarzkünſtler auswendig zu lernen — dieſen gehet es aber eben ſo, wie meinem Schneider, der zehen Jahre in dem Höllenzwange ſtudierte, um den Proceß der Heckethaler zu lernen, und dennoch nicht eher etwas ausrichtete, als bis er ſich bei einem alten zauberiſchen Renommiſten aufdingen ließ — Man kan einen kürzern Weg gehen — ich bitte die Zunft meiner Schwarzkünſtler um Vergebung, daß ich ihre Geheimniſſe eröffne; es iſt eine gefährliche Unternehmung — ich dürfte leicht einmal mit einigen Teufeln beſeſſen werden; ich hätte alsdenn dieſer Beſchwö-

rer

ter nöthig, und anſtatt die böſen Geiſter zu vertreiben hexten ſie mir wohl aus Rache noch ein Dutzend derſelben darzu in den Leib — wolte ich es ihnen gleich verhehlen, daß ich der Verfaſſer dieſes Buches bin, was würde mir das helfen? Sie würden es doch aus dem Urin ſehen — Genug ich will zum beſten meiner Leſer etwas wagen — Dieſe Zunft beſitzet nämlich einige Stücke, die von berühmten Hexenmeiſtern unter einem gewiſſen Himmelszeichen verfertiget und denen durch eine magiſche Beſchwörung die Kraft gegeben worden, denenjenigen, welchen ſie mit gewiſſen Cäremonien angeleget werden, in einem Augenblicke alle Geheimniſſe des Höllenzwanges mitzutheilen.

Hieher gehöret

1) eine gewiſſe Mütze, die dieſe Leute in ihrer zauberiſchen Sprache einen Hut nennen, und die von dem Aeſkulap, einem berühmten alten Hexenmeiſter, den zulezt noch der Teufel lebendig geholet, unter der Konjunktion des Merkurius und Saturnus verfertiget worden.

2) Ein ſammtner Roquelor, oder Mantel, auf welchem ſonſt ein berühmter Teufelsbanner jährlich einmal auf den Broksberg geritten.

3) Der Ring des Königs Salomo, der auch ein vornehmer Schwarzkünſtler ſeiner Zeit geweſen.

Hat nun jemand Luſt, ein Hexenmeiſter zu werden; ſo giebt er ſich bei dem Obermeiſter der Gilde an. Er dinget mit ihm um das zu erlegende Geld, und hierauf gehet die Cäremonie vor ſich. Der Obermeiſter tritt mit ihm in einen hiezu gemachten Kreiß und bannet einige Teufel herbei, den neuen Jungmeiſter zu erſchröcken; dieſer erſchrickt nun auch gemeiniglich ſo, daß er kein Wort reden kan. Jener aber, als ein alter, erfahrner Teufelsbanner fürchtet ſich nicht, zanket ſich tapfer herum, und nachdem dieſes einige Stunden gedauert hat, ſo ſetzet er mit vielen zauberiſchen Kapriolen und fremden Worten dem neuen Zunftgenoſſen die behexte Mütze auf, hüllet ihn in den heiligen Mantel und ſtecket ihm den geheimnisvollen Ring an

— auf

— auf einmal iſt der vir experientiſſimus fertig. Nun kan er den Teufel durch . . . . zwei Drachma . . . . . aus dem Urin . . . . . Bezoard . . . . .

Es giebt noch eine andere Art von Zauberern, die ſich aber der weiſen Kunſt verſtändige, zu latein: viros ſumme reverendos nennen. Es koſtet mehr Mühe und Geld, bei dieſen zünftig zu werden, als bei jenen, obgleich die Cäremonien einerlei ſind. Davor aber haben dieſe auch die guten Geiſter unter ihrer Gewalt durch deren Hülfe ſie . . . . . die ſie im Grundtext Poſtillen . . . . . Kirchenbann . . . . durch ketzeriſche . . . . .

Außerdem giebt es noch eine Art von Leuten, die ſich um den Stein der Weiſen bemühen und auch würklich ein Mittel gefunden haben, aus Papier und Dinte, welches man wohl ſchwerlich glauben wird, Gold zu machen. Ihr Schuzgott iſt ein gewiſſer Goldmacher, der Tribonian geheiſſen hat, und der

Hofalchimiſt eines alten Römiſchen Kaiſers geweſen iſt. Sie haben auch ihre gewiſſen Beſchwörungen, wodurch man bei ihnen zünftig wird, und der Titel eines ſolchen neugebackenen Adepten iſt vir conſultiſſimus.

Ein vir ampliſſimus wird man, ſobald man weiß, daß nichts zugleich ſeyn und nicht ſeyn kan, daß alles iſt, was iſt, und daß aus nichts nichts wird. Man bekommt alsdenn gegen Erlegung der gewöhnlichen gelehrten Zunftgebühren einen gedruckten Zettel und dadurch die Erlaubniß ein groſſes M * * vor ſeinen Namen zu ſetzen, und alsdenn auch andere in dieſe Vorhöfe der Weisheit, in die Sätze von Widerſprüchen, Einerleiheiten und Gründen hineinzuführen.

Das mag genug ſeyn von den Titeln der Gelehrten. Ich habe noch einige andre in petto, aus denen ich nicht klug werden kan und die wohl gar leere Töne ſind.

Man hat Heiligkeiten, Eminenzen, Hochwürden, Ehrwürden, in Gott Andächtige — bona verba, quæſo — — Den

Au-

Augenblick kommt mir ein gedrucktes Blatt in die Hände, welches sich vortreflich zu dieser Materie schicket und dessen Inhalt ich dem geneigten Leser mitzutheilen, kein Bedenken trage:

Mit Erlaubnis hoher Obrigkeit.

Demnach sich in dieser lezten betrübten Zeit nach dem landverderblichen Kriegswesen verschiedene Seuchen und giftige Krankheiten eingeschlichen, welche das ganze menschliche Geschlecht mit einer verheerenden Kontagion bedrohen: und aber es jedem frommen Christenmenschen obliget, diesem Jammer in Zeiten zu steuern und wehren; als hat sich ein patriotischgesinnter Arzt bemühet, vor alle diese Fieber, Seuchen, Flüsse, Gichten, Dünste, Pesten und wie sie Namen haben mögen, heilsame, probate und untrügliche Mittel zu erfinden. Und da er besonders zwo Arten von ansteckenden Krankheiten wahrgenommen, die jezt in unsern Gegenden nächst der Viehseuche am meisten herumgehen, die Geldseuche

und die Titelſucht; als hat er ſich beſonders mit ſeinen Unterſuchungen auf dieſe zwei Fieber gewendet. Bei dem erſten hat er angemerket, daß ſolches nicht anders kan gehoben werden, als dadurch daß die materia peccans aus- und abgeführet wird. Ob nun gleich dieſes in dem lezten Kriege ſchon ziemlich geſchehen; ſo iſt doch noch an einigen Orten eine ſtarke Reinigung und Ausleerung nöthig. Da nun dieſes ſich alles ſo verhält; ſo hat endesbenanuter Arzt ein Mittel erfunden, welches beide Krankheiten zugleich hebet, indem ſie gemeiniglich in einer Perſon zuſammen treffen. Er will nämlich einen von hoher Obrigkeit privilegirten Titelmarkt anlegen, auf welchem man gegen baare Bezahlung in konventionsmäſſiger Münze allerhand extra feine, alamodiſche und ſinnreiche Titel um ein billiges Geld wird haben können. Auf gegenwärtige erſte Meſſe hat er ſich einſtweilen mit folgenden verſehen, wovon aber der gröſte Theil ſchon unterwegens abgegangen, da er an einigen Orten vermöge der

Sta-

Stapelgerechtigkeit hat ausſtehen müſſen. Als da ſind nun:

Geheime Räthe das Stück, à	400 Thlr.
Geheime Räthe mit einem Zuſatz als geheime Regierungs-Kammer-Hof- oder Legations-Räthe	300
Kirchen-Hof- und Kriegs-Räthe	200
Kommiſſions-Kommercien- u. Policei-Räthe	150
Räthe ohne Zuſaz	100

Andere geringere Titel werden nicht anders als dutzend weiſe verkaufet und da können ja einige gute Freunde zuſammen thun und vor ſich und ihre Kinder ein Paquet erhandeln. Es hat auch beſagter Arzt ein beſonderes Geheimnis, eine ganz neue Art der Geburt, dadurch er machen kan, daß einer in einer Viertel Stunde bald ſo, bald anders gebohren wird. Nämlich er machet

	Macherlohn
Wohledelgebohrne	40 Rthlr.
Hochedelgebohrne	50 bis 150 Rthlr. nach dem es hoch ſeyn ſoll.

Wohlgebohrne . = 200 Rthlr.
Hochwohlgebohrne . 300, bis 400 Rthl.
ut ſupra.

Ein mehreres iſt ihm von hoher Obrigkeit nicht zugelaſſen.

Damit auch Bauern und Einnehmer in kleinen Städten dieſer Arzneimittel ſich bedienen können, ſo wird er verſchiedene Trödler herumſchicken, die ſeine Panacee im ganzen Lande ausbreiten ſollen.

Er hoffet hierdurch ſowohl die materiam peccantem von der Geldſeuche zu heben, welche er alsdenn ſammlen und . . . .

Hier war ein Stück von dem Zettel abgeriſſen; ich weiß alſo weder, was dieſer Marktſchreier mit ſeiner materia peccante hat anfangen wollen, noch wie er heiſſet und wo er anzutreffen iſt. Ich würde ihn ſonſt vielen meiner Leſer beſtens empfehlen.

Die Titel der Bücher ſind nichts anders als Wortſpiele, dadurch der Autor das Publikum betrügen will, in der That aber zeiget, daß er entweder nicht klug iſt, oder erſtaunend hungert. Sie-

he hiervon die eben angeführte Nachricht des Marktſchreiers, wie auch einige Werke nach dem Muſter der alten Griechen und Römer, die nun bald verlohren gehen werden.

Kompliment.

Ein Kompliment iſt nichts anders als ein Wortſpiel, welches mit gewiſſen Kapriolen verbunden iſt, und dadurch man dem andern beweiſen will, man ſey galanter als er. Bei einem Komplimente müſſen beinahe alle Glieder des Leibes arbeiten, wie ich in der Einleitung zur galanten Mechanik und Aerometrie weitläuftig erweiſe, die ich auf Verlangen und zum Gebrauch der ſüſſen Herrn und Damen, die nichts denken, heraus gebe. Die Füſſe werden nach der mathematiſchen Lehrart der Tanzmeiſter in verſchiedenen Winkeln gekrümmet; der Rücken muß ſich einer gewaltſamen Beugung nach der andern unterwerfen; die Hände gehen bald auf, bald nieder; das Geſicht macht ſeine gewöhnlichen Verzuckungen; alle Muskeln ſind würkſam; am meiſten aber ar-

bei-

heitet der Mund — nur die Seele iſt ruhig,

In dem Gedanken von nichts, wie die Seele des Xakams, verlohren — und ich werde mit der Zeit noch aus der Lehre von den Komplimenten auf das deutlichſte darthun, daß es einen Seelenſchlaf giebt.

Unter die Komplimente gehöret auch das Q. E. D. der Philoſophen, das von Rechtswegen der Gerichtsſchöppen, und das laus Deo der Kaufleute. Das erſte iſt ein Kompliment, welches man der geſunden Vernunft macht und ihr dadurch, wegen aller ausgeſtoßenen Injurien, Abbitte und Ehrenerklärung thut. Das zweite heiſt, wie ein berühmter Praktikus unſerer Zeiten erwieſen hat, ſo viel als: ſaluo errore calculi und man bittet dadurch die Gerechtigkeit um Vergebung, wofern man etwa in der Abwägung und Vergleichung der Gründe beider Partheien geirret hätte. Das dritte gehöret unter die Komplimente, die man Gott machet und es iſt daher nicht viel davon zu ſagen.

Trauern

Trauern.

Die Trauer ist der Inbegriff der Komplimente, die man einem Todten machet, weil er sich die Freiheit genommen, uns nicht mehr zur Last zu seyn und etwa eine angenehme Last hinter sich zu lassen. Es sind aber dies Komplimente von ganz besonderer Art. Sie äussern sich durch ungewöhnliche, gezwungene und trübe Gesichtszüge, durch erpreßte Thränen, durch Händeringen — alles dieses aber nur am Tage des Leichenbegängnisses. Uebrigens da sich andere Komplimente nur auf gewisse Bewegungen der Glieder beziehen; so erstrecken sich hingegen diese viel weiter und sogar über die unvernünftigen und leblosen Geschöpfe, die wir um uns herum haben. Die Häuser, Zimmer, Säle, Kutschen — sogar die Pferde trauren und das ist wohl der einzige Fall, wo ein unvernünftiges Thier ein Kompliment machet.

Eine Landtrauer ist ein Kompliment, welches das ganze Land dem neuen Regenten machet, ihm und sich dadurch zu dieser Veränderung Glück zu wünschen und ihm zu verstehen zu geben, daß man mit eben

so

ſo vielen Vergnügen, als man jezt um ſeinen Vorfahren trauret, um ihn ſelbſt trauren würde, im Fall er nicht beſſer regieren ſolte, wie jener. Daß dieſer Begrif wahr und allgemein iſt, erhellet daraus, weil es ein Regent, er mag ſo gut regieren, als er will, niemals ſeinen Unterthanen recht machen kan.

Witz.

Der Witz iſt eigentlich eine Krankheit, die, wie die Krätze, mit großem Jucken verbunden iſt, und nicht anders als durch eine gute Blutreinigung kan gehoben werden. Vermöge eines Wortſpiels aber iſt der witzig, der in einem hohen Grade bei Kleinigkeiten närriſch iſt. Zu dem Witze eines Stutzers gehören nicht nur verſchiedene äuſerliche Dinge, der Stock, der Degen, die Uhr, die Doſe, das Etui, der Zahnſtocher, das Schnupftuch, das Lavendelwaſſer; ſondern auch gewiſſe Bewegungen der Gliedmaſſen und andere Cärimonien des Witzes, das Gähnen, das Huſten, das Pfeifen, das Tanzen, das Trillern, das Lachen, das Lächeln — das Lachen iſt überhaupt nichts anders als eine Art eines

witzi-

witzigen Krampfes, der das Leere in unſern Unterhaltungen ausfüllet — der Witz eines Frauenzimmers iſt ſo weitläuftig nicht, und beſtehet nur aus dem Fächer, einigen Muſchen und in der Gabe, zu ſeiner Zeit roth zu werden, und zuweilen auf eine unſchuldige Art zu lächeln. Ein witziger Einfall kan überhaupt nicht wohl beſchrieben werden, und iſt entweder eine Zote, oder die Spötterei eines ſtarken Geiſtes. Denn ein Freigeiſt muß allemal witzig ſeyn, in dem Verſtande, wie ich das Wort vorher erkläret habe.

Ein Buch iſt witzig geſchrieben, wenn es einen Modetitel hat, mit einer Vignette gezieret, öfters mit = = = • verſehen, und mit eben dergleichen Lettern gedruckt iſt, wie ein anderes Buch, welches ſchon durchgängig vor witzig gehalten wird. Man gebe ihm alsdenn einen engliſchen Band, und lege es auf einen Nachttiſch — ſo iſt es die witzigſte Schrift unſers Jahrhunderts.

Herr.

Herr.

Wenn man ſaget: Der Mann iſt des Weibes Herr; ſo iſt das ein Wortſpiel, und nach Verſchiedenheit der Landesarten ſehr vieldeutig, wie dieſes der berühmte Sir Humphrei Polesworth, der gröſte Kritikus ſeiner Zeit, ſehr gelehrt angemerket hat. Bei den muhammedaniſchen Völkern bedeutet das Wort Herr einen Mann, der das Recht hat, ſeine Frau einzuſperren, und allenfalls todt zu ſchlagen, wenn es ihm beliebt.

In Spanien, Italien und andern warmen Ländern iſt der Mann aus dieſem Titel befugt, die Treue ſeiner Frau zu verſchließen, und wenn dieſes doch nichts helfen will, ſie eines plötzlichen Todes ſterben zu laſſen. In Deutſchland aber, wenn der Mann ſoll des Weibes Herr ſeyn, ſo bedeutet dieſes Wort einen unterthänigen Diener und Handlanger der gnädigen Frau, der verbunden iſt, ihr die Oberſtelle einzuräumen, ihren Nachttiſch zu verpflegen und ſie allein zu laſſen, wenn ſie mit jemand etwas Nothwendiges zu reden hat.

Ga-

Galant.

Ein galanter Mensch ist nichts anders, als ein eingefleischtes Kompliment mit zwei Füßen. An einigen Orten gehöret auch das mit zum Wesen eines galanten Menschen, daß er ein Freigeist seyn, brav saufen, fluchen, huren, und wenigstens ein paar mal die Salivationskur überstanden haben muß. Welcher von beiden der größte Narr sey, das mag der geneigte Leser beurtheilen.

Führung Gottes.

Ein heiliges Wortspiel, welches öfters in Konsistorialsachen vorkömmt. Die Führung Gottes, wodurch einer ein geistliches Amt erhält, ist zuweilen das Verlöbniß mit der Hausjungfer des Kirchenpatrons, zuweilen ein Beutel voll Geld für den Herrn Superintendenten, zuweilen etwas anders — alles nach Beschaffenheit der Umstände.

Bankerot.

Einen Bankerot machen, heißt in der That nichts anders, als einen privilegirten Diebstahl begehen. Ein Bankerotirer

zu ſeyn, war ſonſt eine Schande, heut zu Tage aber iſt das ein ehrenvolles Beiwort von Leuten, die klug genug ſind, ſich durch den Schaden anderer auf eine geſchwinde Art zu bereichern. Aus der Zahl der Bankerote kan man erkennen, wie klug und wie reich einer ſey; z. E. Er hat viermal bankerot geſpielet, d. i. Er iſt ein überaus kluger und grundreicher Mann.

Menſchenliebe.

Wenn ich etwas aus Menſchenliebe, oder zum beſten der Welt thue, ſo meine ich allemal mich. Denn ich bin der beträchtlichſte Theil der Welt, und der edelſte, würdigſte, vollkommenſte unter den Menſchenkindern.

* * *

Ich dächte, das wäre genug zu einer Probe. Solte dieſe gut aufgenommen werden, ſo bin ich geſonnen, in dieſer Beſchäftigung fortzufahren, und in kurzem das oben verſprochene Lexikon

der

der gelehrten Welt mitzutheilen. Unterdeſſen will ich hier einige Wortſpiele bekant machen, aus denen ich noch nicht recht habe klug werden können, und zu deren Erklärung ich mir von allen gelehrten Kunſtrichtern Beiträge ausbitte. Doch erſuche ich ſie, die Briefe poſtfrei einzuſenden, weil ich nicht allemal mit Münze verſehen bin. Ich wohne in Oxford in dem Rosmarien-Gäßlein bei dem Krämer, ſieben Treppen hoch im Hinterhauſe.

Hier ſind die beſagten Wortſpiele:

Menſch	Profeſſor	borgen	kondoliren
Chriſt	Student	ſtehlen	Ewig
Tugend	Doktor	kuriren	Ehrlich
Religion	Paſtor	gratuliren	Glaube
heurathen	das Recht	Artig	Geſundheit trinken
ſich ſchämen	Ketzer	Sparſamkeit	der Eid
ſeelig	Jungfer	Pflicht	berichten
hochſeelig	Hahnrey	Chriſtlich	Ehrbar.
wohlſeelig.	Beten.	Segen und Fluch.	

Hiermit empfehle ich mich meinen Leſern bis morgen, wenn mich wieder hungern wird.

Ende

der Abhandlung von den Wortſpielen.

III.

Das Mährchen von dem Hute, nebst vielen Ausschweifungen.

Es gieng dem Hute so, wie der Philosophie.

Gellert

Aut miles, aut monachus, aut auctor.

Das Mährchen
von dem Hute.

Erstes Kapitel,
Einleitung zu dem ganzen Werke, nebst einer Ausschweifung für die Herrnhuter.

Wenn ich nicht wüßte, daß sich der Geschmack der gelehrten Welt auch auf Kleinigkeiten erstreckte; so würde ich mir es nie haben einfallen lassen, ein Mährchen zu schreiben. Dergleichen Dinge, sagte mein Lehrmeister, ein sehr lateinischer Mann, gehören in die Wochenstuben und an den Gängelwagen; nicht aber für erwachsene Leute — für Gelehrte — für

Philologen. Ich behaupte, mit Erlaubnis dieſes weiland um mich hochverdienten Mannes priſcianiſchen Andenkens, das Gegentheil. Die Tändeleien, die anakreontiſchen Oden, die Idyllen, die Robinſons, die ſatyriſchen und ſittlichen Schilderungen, die philoſophiſchen Lehrgebäude und andere Schriften dieſer Art, die ſo häufig verleget und von den gröſten Männern gekaufet werden, ſind hinlängliche Beweiſe von der Kleinigkeit des heutigen Geſchmacks, und von dem pedantiſchen Irrthum meines Lehrmeiſters. Wer will es mir verdenken, daß ich mich auch bemühe, etwas zur Erweiterung des guten Geſchmacks, zur Beſſerung meines Magens und zum Beſten der Würzläden beizutragen? Heute fange ich alſo an, der gelehrten Welt mit meiner Feder zu dienen, und zum Troſte aller derer, die etwa künftiges Jahr g. G. in das Karlsbad reiſen wollen, verſichere ich hier auf das autormäßigſte, daß ich es bei dieſem kleinen Anfange nicht werde bewenden laſſen. Die gütige Natur hat mich mit allen ſchriftſtelleriſchen Talenten ſehr reichlich begabet, und ich bin, ohne Ruhm

zu melden, im Stande, täglich spielend sechs Bogen zu schreiben. Wer sich ein wenig in der höheren Algebre geübet, und die Lehre von dem unendlich Kleinen verstehet, der wird leicht den Ueberschlag machen können, wie viel das jährlich beträget (*). Und wenn ich auch von dem Bogen nur ein Kopfstück bekäme, so könte ich doch schon als ein ehrlicher Autor leben —

Ich komme nunmehr meinem Vorhaben näher, und da ich, wie der geneigte Leser aus dem Tittelblate hat einsehen können, ein Mährchen vom Hute schreiben will; so ist es nöthig, zuvor von der Gelegenheit dieser Schrift etwas zu gedenken, damit die Herrn Journalisten desto besser von dem Werthe derselben urtheilen können. Ich stamme in gerader Linie von einem berühmten Hutstaffirer her, der durch seinen unermüdeten Fleis sich um seine Familie so

(*) Den Einfältigen zum Besten will ich die ganze Rechnung hersetzen:

X = 365, 6
365, 6 = 2190

X = 2190

Oder

verdient gemacht hat, daß unter allen seinen Nachkommen, ausser mir, noch keiner genöthiget worden, aus Hunger ein Autor zu werden. Ob gleich die Würkungen seiner Verdienste schon vor meiner Geburt so abgenutzet worden, daß ich nur sehr wenig davon empfunden habe; so erfordert es doch meine kindliche Pflicht, das Andenken dieses großen Mannes der Nachwelt,

„ Die von einer Messe zur andern
„ Währet . . .

aufzubehalten. Wenn ich ein Poet wäre, so verfertigte ich ihm zur Ehre wohl gar ein Heldengedicht — vielleicht verdiente er es mit größeren Rechte, als . . . . . und Kunzen . . . . . im Walde . . . . abgejaget und von . . . . anmuthigen Reimen . . . . dankbaren Nachkommen . . . . vergöttert . . . . Da ich mich aber noch nie bis zu dem obersten Gipfel des menschlichen Witzes — zu den Reimen gewaget habe, so will ich auch heute nicht erst anfangen. Ich will lieber zur Ehre meines An-

Oder wenn wir in der lieben Christenheit ein Schaltjahr haben, so ist X = 2196.

Anherrn die Geſchichte der Hüte entwerfen, und weil ich mich öfters bei dieſer Arbeit alter Handſchriften und Denkmäler habe bedienen müſſen, die nicht ein jeder geſehen hat; ſo habe ich meine ganze Abhandlung lieber ein Mährchen nennen, als den Vorwurf erdulten wollen, ich hätte Dinge vor Wahrheiten ausgegeben, die nur erſt in meinem Gehirn ihr Daſeyn erhalten hätten. Und ſo viel von der Gelegenheit meiner Schrift.

Ich muß nothwendig noch einen Eingang machen, ehe ich meine Erzählung auf eine regelmäßige Art anfangen kan. Wir Gelehrten haben die löbliche Gewohnheit, daß wir unſere Leſer durch viele Umſchweiſe dahin führen, wohin wir ſie haben wollen. Damit ich doch auch in dieſem Stücke den gelehrten Kanzleiſtill beobachten möge; ſo ſinne ich ſchon ſeit acht Tagen auf einen witzigen, politiſchen und ſinnreichen Eingang zu meiner Schrift. So viel Verdruß mache ich mir, um meine Leſer zu vergnügen. Seit acht Tagen habe ich nichts geſchrieben — und was dieſe Unthätigkeit für eine Unordnung in meinem

Haus-

Hausweſen verurſachet, das iſt nicht auszuſprechen. Endlich, endlich finde ich eine Materie, die für das Publikum intereſſant iſt — der Name der Herrnhuther hat eine allzu große Verwandſchaft mit meinem Gegenſtande, als daß ich mich deſſelben zu einem Eingange nicht ſolte bedienen können. Ich will alſo von den Herrnhuthern reden.

Es war einmal ein gewiſſer frommer Hutmacher, der mit großem Leidweſen ſahe, daß ſo viel arme Leute in bloſſen Köpfen giengen, da hingegen andere Reiche ſich mit den koſtbarſten Hüten ſchmückten. Er dachte alſo auf ein bequemes Mittel, ſowohl jenen zu helfen, als den Hochmuth dieſer zu unterdrücken, und er gerieth auf den beſondern Einfall, einen ſo großen Hut zu machen, daß man unter demſelben auf einmal viel tauſend Köpfe verſammeln könnte. Die Reichen, glaubte er, müßten alsdenn die Koſten dazu hergeben, denſelben in Bau und Beſſerung zu erhalten, und die Armen würden darinnen für ihre Köpfe umſonſt Platz finden. Er wagte es, verfertigte einen ſolchen und ließ ſich durch

einige

einige vornehme Mitglieder seiner Zunft, ob es gleich derselben zum größten Nachtheil gereichte, das Privilegium ertheilen, seinen Hut öffentlich auszurufen, welcher vorher auf eine feierliche Art eingesegnet, mit Weihwasser besprenget und daher auch des Herrn Hut genennet wurde. Man posaunte nunmehr diese neue Erfindung überall aus und es fanden sich Leute genug, die Theil daran nehmen wolten. Einige thaten es aus Armuth, besonders in denjenigen Ländern, wo der Filz durch den Betrug eines gewissen Italiänischen Hutmachers, der sich das Monopolium davon zugeignet, sehr theuer ist, und doch nichts nutzet; andere thaten es aus Geiz, andere aus Neugier, andere aus Einfalt und noch andere aus einer übertriebenen Frömmigkeit, weil sie unter diesem eingeweihten Hute eher selig zu werden glaubten, als unter einem andern. Sogar viele Frauenzimmer wolten einen innerlichen Beruf spüren, sich unter diesen Hut zu begeben — Kurz das Hut-Heimweh wurde allgemein. Es wurden daher bald alle Plätze unter dem Hute besezt, und der Hutmacher war

genö-

genöthiget, noch mehrere dergleichen zu machen und sie durch seine Gesellen in alle Welt zu versenden. Sie fanden überall grossen Beifall, besonders in den wilden Ländern, wo es ohnedem ganz etwas nagelneues war, einen Hut zu tragen. Diejenigen nun, die sich in die Gemeinschaft eines solchen grossen Hutes begaben, wurden Herrnhuter genennet. Es hat aber diese Vereinigung vieler Narren unter einen Hut verschiedene Folgen gehabt. Die Vermengung des Schweises so vieler Köpfe verursachte unter ihnen eine solche Sympathie, daß sie aus brüderlicher Liebe alles, sogar die Weiber, mit einander gemeinschaftlich besitzen wolten. Die Reichen weigerten sich nicht, das Gold und Silber, womit sie vorher gepralet, dem Hutmacher zu geben, der es hernach unter die armen Brüder austheilen solte — alles aus Liebe zu dem grossen Hute. Hingegen entstunden aus den häufigen Dünsten und ihrer Vermengung viele epidemische Krankheiten. Verschiedene ehrliche Leute bekamen ganz abentheuerliche Verzuckungen und warfen in dem Paroxysmus eine rohe und seltsame Materie aus, welche andere,

die

die auch mit dieser Krankheit behaftet waren, begierig verschluckten und wieder von sich gaben, dadurch denn ein beständiger Umlauf der Säfte unter dem Hute erhalten wurde. Der alte Hutmacher, von dem ich geredet habe, hat die Aufsicht über alle die grossen Hüte in der ganzen Welt. Er schwärzt sie, staffiret sie, schlägt sie über den Stock und macht damit, was er will. Er hat auch verschiedene Policeigesetze gemacht, die von allen seinen Hutgenossen auf das genaueste müssen erfüllet werden. Wegen der vielen ansteckenden Krankheiten dürfen sie keine andere als gesunde Speisen, und beinahe weiters nichts als Lammesfleich essen. Weil nun daher viele Lämmer unter ihnen geschlachtet werden, so wird auch der Filz zu den Hüten aus lauter Lämmerwolle bereitet. Der Hutmachter leidet keine Uneinigkeit unter seinem Hute und wenn etwa ein Hutbruder den andern vor den Kopf stösset, welches in dem grossen Gedränge gar leicht geschehen kan; so jaget er ihn ohne Barmherzigkeit fort und behält noch darzu seinen vorigen Hut zurück, den er ihm bei der Aufnahme überliefern müssen.

Zu-

Zuweilen gehen auch einige Hutverwandte von sich selbst wieder fort, weil sie unter diesem Hute allzueingeschränkt sind. Sie können nicht gehen, wohin sie wollen; sie dürfen sich nicht eher bücken, als bis sie sich alle bücken, nicht eher essen, als bis sie alle essen, nicht eher schlafen u. s. w. So groß auch diese Ungemächlichkeit ist, so würde es doch noch eine grössere für meine Leser seyn, wenn ich sie länger mit solchen Lappalien unterhalten wolte. Ich mache also meinem Eingange ein pathetisches Ende, und eile zu meinem Vorhaben. Das war ein transitus! — ja ein transitus, den man in allen rhetorischen Füllhörnern der studierenden Jugend billig zum Muster vorstellen solte.

Zweites Kapitel.

Das Mährchen vom Hute.

Die Gelehrten sind noch nicht einig, wem sie eigentlich die Erfindung des Hutes zuschreiben sollen. Soviel ist gewiß, daß vor der Sündfluth und eine Zeitlang nach derselben die Leute noch alle mit blossen Häuptern gegangen. Diejenigen, die den Adam vor den ersten Hutmacher halten, wissen nicht, was sie sagen, und müssen nicht einmal Hübners biblische Historien mit Kupfern gesehen haben, darinnen ja, wie weltkundig ist, Adam mit blossem Kopfe abgebildet wird. Einige Gelehrte halten die Chaldäer vor die Erfinder des Hutes, andere die Ebräer, noch andere die Aegyptier; ich aber meines Orts trage kein Bedenken, diese Erfindung den Griechen und besonders dem großen Thagoraspy zuzuschreiben, ob dieser gleich aus beson-

rer Beſcheidenheit, wie man ſaget, nicht ſowohl ein Hutmacher, als nur ein Liebhaber des Hutes genennet ſeyn wolte. Solte jemand Anſtand nehmen, dieſer meiner gelehrten Meinung beizutreten; ſo nehme ich keinen Anſtand, ihn hiermit vor einfältig und dumm zu erklären. w. z. E. w. Ich habe alſo deutlich bewieſen, daß der vortrefliche Thagoraspy der erſte Hutmacher geweſen iſt. Freilich war die Form ſeiner Hüte noch nicht ſo regelmäſig, ordentlich und geometriſch, als der jetzigen — allein es waren doch Hüte. Uebrigens war Thagoraspy entweder ein Narr oder ein Betrüger; das lezte iſt ſehr wahrſcheinlich. Er wolte gerne haben, daß die Form ſeiner Hüte ſo lange dauren ſolte, als die Welt. Weil aber dieſes dem Pöbel unbegreiflich war, welcher glaubte, die Form der menſchlichen Köpfe änderte ſich von Zeit zu Zeit, und daher würden die Tagoraspyſchen Hüte nach einigen Jahrhunderten auf keinen Kopf mehr paſſen, und alſo unbrauchbar werden; ſo ſuchte er dieſes pöbelhafte Vorurtheil, vermöge eines hutmacheriſchen Handgrifs, durch ein gelehrteres

zu entkräften. Er machte den Leuten weiß, es wäre nur eine bestimmte Anzahl von Menschenköpfen in der Welt, die weder vermehret, noch verringert würde. Diese, sagte er, wandern von einem Menschen zum andern: So bald der eine stirbt, so wird sein Kopf einem andern angesezt, der eben soll gebohren werden. Dadurch, fuhr er fort, wird eine beständige Aehnlichkeit der Köpfe in der Welt unterhalten, und folglich werden meine Hüte für alle Jahrhunderte gerecht seyn. Er wolte aus Erfahrung reden, und nennte verschiedene berühmte Körper der vorigen Zeiten her, denen sein Kopf schon Ehre gemacht hätte. Er hatte das Schicksal eines frommen Predigers; man hörte ihn, man bewunderte ihn; die Einfältigen glaubten, und die sich klug dünkten, lachten ihn aus. Doch erwarb er sich durch seinen hutmacherischen Wind ziemlichen Beifall, und seine Waare gieng häufig ab. Die Hüte, die er verkaufte, waren von zweierlei Art. Einige nennte er Jedermannshüte; diese waren einfältig, und bedeckten kaum den Kopf; er verkaufte sie an alle, die sie haben wol-

ten, und gab sie wohl gar umsonst weg. Die andern aber waren geheimnißvolle Hüte; und nur für diejenigen, die sich bei ihm als künftige Hutmacher angaben und also zünftig wurden. Er verfertigte sie in einem gewissen Himmelszeichen, und hatte viele Beschwörungen darzu nöthig, die er alle in einem Kreise von Zahlen verrichtete, deren Anfang, wie jedermann weiß, die Einheit ist. Denn man muß wissen, daß Thagoraspy ein grosser Zauberer war, und verschiedene fromme Leute haben behauptet, der Teufel hätte ihn die Kunst gelehret, Hüte zu machen, welches ich aber an seinen Ort gestellet seyn lasse. Diese seine geheimnißvolle und beherte Hüte waren mit vielen ägyptischen Naritäten behänget, und überall mit hieroglyphischen Figuren beschrieben, die niemand verstund . = . beinahe wie das Staatsschwerdt der . ; . hiatus - - Sie waren aus lauter Einheiten zusammengesetzt, und wer sich damit bedeckte, wurde durch ihre magische Kraft einige Jahr stumm; hatte er aber diese Versuchung glücklich überstanden, so erhielt er hierauf die Gabe zu wahrsa-

gen

gen und alle Arten von Hüten zu verfertigen —

Weiter habe ich in meinen Kollektaneen-Büchern von dem großen Thagoraspy keine Nachricht finden können. Es geht zwar eine alte Sage, daß ihn noch zulezt der Teufel geholet; aus christlicher Liebe aber hoffe ich das Gegentheil.

Nunmehr wurde die Mode, Hüte zu tragen, in Griechenland ziemlich gemein und es stunden auch hier und da neue Hutmacher auf, die entweder bei der Thagoraspyschen Hut-Art blieben, oder neue Formen und Methoden erfanden. Besonders wird viel von den sieben berühmten griechischen Hutmachern gesprochen, die alle zu einer Zeit sollen gelebet haben. Ich glaube aber nicht, daß sie alle würkliche Hutmacher gewesen sind. Ein anders ist, einen Hut tragen, auch wohl zuweilen im Fall der Noth etwas daran auszubessern: ein anders, ein würklicher Hutmacher seyn.

Die kleinen Hutmacher, die heut zu Tage keinen großen Namen mehr haben, übergehe ich, obgleich viele Narren unter ihnen gewesen sind, z. E. der, welcher be-

hauptet, alle seine Hüte wären schwarz, da sie doch in der That weiß waren, und es daher bewieß, weil sich die schwarze Farbe zeigte, wenn man sie zu Asche verbrennte.

Bald darauf fand sich in Thena ein neuer, großer Hutmacher, mit Namen Tersocas, ein. Vor ihm waren verschiedene üble Moden aufgekommen; man schmückte die Hüte mit allerhand Lappalien und ausländischen Raritäten, dadurch sie theurer, schwer zu tragen und unbequem wurden, und daher kam es, daß das gemeine Volk meistens mit blosem Haupte gieng. Tersocas schnitt alle die überflüßigen Zierrathen ab, fütterte davor seine Hüte mit gutem Barchend, und machte sie dadurch zugleich wohlfeil und bequem. Er theilte sie auch öfters umsonst aus, und verborgte sogar im Fall der Noth seinen eigenen Hut. Weil aber einige betrügerische Hutmacher dadurch großen Schaden litten, so verklagten sie ihn wegen seiner Neuerungen, und beschuldigten ihn, er vergiftete seine Hüte. Man foderte ihn vor Gericht, und weil er ein ehrlicher Mann

war und die Wahrheit sagte, so wurde er, wie nicht mehr als billig, verdammet, und mit Gift vom Leben zum Tode gebracht. Da aber nach seinem Tode wieder eine große Huttheurung entstund, so sahe man endlich ein, daß er fälschlich verleumdet worden: man strafte seine Ankläger, aber dadurch wurde Terfocas nicht wieder lebendig.

Topal, ein Hutmacher, der bei dem Terfocas gelernt hatte, brachte wieder eine neue Mode von Hüten auf. Er machte um die Hüte des Terfocas einen breiten Rand, und vermehrte sie mit vielen Thagoraspyschen Zierrathen. Er sagte überall, im Himmel wäre ein großer Mann, der auch einen Hut trüge; um diesem ähnlich zu werden, müste man auch Hüte tragen, und gerade solche, wie Topal sie machte. Er behauptete auch, vor 48000 Jahren wären seine Hüte schon Mode gewesen, und nach 48000 Jahren würden sie wieder Mode werden. Dabei aber war er in seinen Sachen sehr ungewiß, und sagte, er wüste es nicht recht, ob seine

Hüte schwarz oder weiß wären; vermuthlich wären sie weiß —

Von dem Tersocas und Topal haben eine große Menge Hutmacher ihre Kunst gelernt, und dieselbe mit vielen neuen, theils klugen, theils närrischen Erfindungen vermehret. Von diesen will ich nun auch reden; nur muß ich vorher eine kleine Ausschweifung machen.

Drittes Kapitel.

Eine Ausschweifung für die Herrn Journalisten.

Eine jede Republik hat ihre besondere Policeianstalten, die allen Mitgliedern derselben zu wissen nöthig sind. Die weltlichen Staaten haben die ihrigen, und der Parnaß ist auch reichlich damit versehen. Die erste Pflicht eines neu angehenden Kauf- und Handelsmannes in der Republik der

Ge-

Gelehrten, eines Autors ist, sich diese Policeigesetze bekannt zu machen. Ich als ein werdender Schriftsteller habe freilich einen Fehler begangen, daß ich mich nicht eher um diese nützliche Kenntniß bekümmert habe — Allein quod differtur, non aufertur — Ich will meinen Hauptgegenstand einstweilen zurücksetzen, und in diesem Kapitel einige Ausschweifungen machen, die das Policeiwesen im Reiche der Gelehrten betreffen.

Apollo, der Stifter der gelehrten Republik hat schon für alles gesorgt, was zur Aufnahme derselben gereichen kan. Ich hätte wenigstens funzig Jahr zu schreiben und zu lesen, wenn ich alle die guten Anstalten erzählen wollte, die unsere Gelehrten auf die Rechnung des Musengottes zu schreiben pflegen. Weil mir hier entweder der Raum, oder die Einfälle fehlen, so will ich nur etwas weniges von dem Finanzwesen des helikonischen Staates gedenken, welches doch auch mit zur Polizei gehöret.

Die Einkünfte der gelehrten Republik beruhen hauptsächlich auf den Zöllen und Geleiten, wozu man noch die freiwilligen

Geschenke rechnen kann. Nämlich gleich wie man in den bürgerlichen Republiken auf alle ein- und ausgehenden Waaren einen gewissen Impost geleget hat: eben so sind auch hier die gelehrten Waaren mit gewissen Auflagen beschweret worden. Apollo genießt hiervon wenig, oder gar nichts; er hat seine Kommissarien, die sich aber meistens ihm aufgedrungen haben, und diese nähren sich von besagten Einkünften. Sie sind alle Klienten von den Diktators der gelehrten Republik, die durch ihre Verdienste . . . . . auf den Thron des Apollo gestiegen sind. Diese geben in allen gelehrten Händeln den Ausschlag, ihnen darf sich niemand widersetzen, oder er ist unglücklich. Ob unter sie der große . . . . . stoph . . . Musiern der Alten . . . . . Gehülfin und . . . . e elgunde . . . gehöre, das mag der geneite Leser beurtheilen. Die Diktators beschäftigen sich zwar mit dergleichen Kleinigkeiten, wie das Finanzwesen ist, nicht selbst; aber durch ihr Ansehen erheben sie ihre unterthänigen Diener, Schüler und Klienten zu beständigen

digen Zollbedienten und Hegereutern auf dem Parnaß. In allen großen gelehrten Handelsstädten haben sie ihre Zollbuden errichtet und von ihrer Gerichtsbarkeit ist niemand befreiet, als sie selbst und ihre Mäcene. Der ordentliche Autorzoll bestehet darinnen, daß man gehalten ist, in seinen Schriften den Lobeserhebungen der gelehrten Diktatoren und der Zollbedienten selbst eine eigene Etage einzuräumen. Auserdem aber hat man noch andere Abgaben zu entrichten, wenn man mit Ehren durch die gelehrte Welt kommen will — Ich thue am besten, wenn ich zur Erläuterung dessen, was ich gesagt, einige Artikel aus den Statuten der gelehrten Finanzenkammer einrücke:

1) Kein Autor kan in der gelehrten Welt (in den Buchläden) auf eine mandatmäßige Art fortkommen, wenn er nicht einen von uns (den gelehrten Zollbedienten) unterschriebenen Reise- und Gesundheitspaß hat.

2) Um diesen Paß zu erhalten, ist es nöthig, daß man gewisse Abgaben erlege.

3)

3) Diese bestehen theils darinnen, daß ein Schriftsteller sein eigensinniges Fleisch kreuzigen und auch wider besser Wissen alle diejenigen loben muß, die entweder Vorsteher oder Mitglieder unserer Gesellschaft sind,

4) theils in dem Zehenten von seinem Verdienste, welcher nach der Größe des lezteren entweder nur mit einem, oder etlichen Exemplaren, oder auch in konventionsmäßigen Gelde kan abgetragen werden.

5) Solte jemand sich weigern, diesen Zoll zu erlegen, dem wird man nicht nur den Reise- und Gesundheitspaß abschlagen, sondern ihn noch darzu mit Steckbriefen verfolgen.

6) Wer aber etwas mehr als gewöhnlich abgibt, oder sonst das Glück hat, sich bei uns angenehm zu machen, dem ist es auch erlaubt, seinen Gesundheitspaß selbst zu verfertigen, den wir hernach durch unsere Unterschrift bekräftigen werden.

Zolltaxe und Kanzlei Styl.

Zolltaxe	Kanzlei Styl
Ein leerer aber sehr demüthiger Handbrief	das Buch mögte noch zur Noth angehen.
Ein rohes Exemplar	Ein ganz fein Buch.
Ein gebundenes Exemplar	
in Pergament	Ein schön Buch.
in Franzband	Ein sehr schön Buch.
Etliche Exemplarien	Ein Original, ein vortreffliches Buch.
Ein Dukaten, obiges nicht ausgeschlossen	Ein Buch, daß der Nation Ehre machet.
Etliche Dukaten	Ein göttliches Buch.

Daß ich mich nach allen diesen löblichen Einrichtungen bequemen werde, ist gewiß. Da ich aber die Mittel nicht habe, ein göttliches Buch zu schreiben, oder auch nur ein solches, das der Nation Ehre machte; so will ich mich doch bemühen, wenigstens meiner Schrift das Lob eines ganz feinen Buches zu erwerben.

Viertes Kapitel.

Fortsetzung des Mährchens.

Bis hieher waren die Hüte, so sehr man auch immer an ihrer Verbesserung gearbeitet hatte, doch noch nicht so regelmäßig, als sie billig hätten seyn sollen. Diejenigen Kunstverständigen, die bei dem Tersocas und Topal gelernet hatten, suchten auf ihrer Seite zu den schon erfundenen ihre eigene Handgriffe hinzu zu fügen; sie waren aber nicht alle gleich glücklich.

Stotaris ist der berühmteste unter ihnen und der erste, der einen dauerhaften und regelmäßigen Hut zuwege gebracht hat. Er verfertigte ihn zwar meistens aus altem Filz, den er aus den Manufakturen des Thagoraspy, Tersocas und Topal zusammen suchte, doch that er auch verschiedenes von seiner Erfindung hinzu und machte daraus eine Masse, die ganz neu und

deren

deren Zuſammenſetzung weit feſter, als die vorige war. Er ließ den Rand ſeines Hutes nicht herunter hängen, wie man bisher war gewohnt geweſen, ſondern er ſtaffirte ihn auf und ſchnürte, ſo ſubtil auch ſeine Fäden waren, alles ſehr feſt zuſammen. Die Zierrathe waren natürlich; hier ſahe man keinen ausländiſchen Puz und überhaupt war die Stotariſiſche Mode mehr zur Dauer, als zur Pracht erfunden. Sie hat ſich auch würklich unter allen am längſten erhalten.

Stotaris hatte die Ehre, königlicher Hofhutmacher in Macedonien zu ſeyn. Der Hut, in dem Alexander der große ſo herrliche Thaten gethan, iſt von ſeiner Arbeit. Er wurde in verſchiedenen Feldzügen ſehr abgenutzet und da ſich Alexander ſchämte, einen ſo alten Hut zu tragen, ſo warf er ihn weg und gieng mit entblößtem Haupte; dadurch zog er ſich verſchiedene Flüſſe und andere Beſchwerungen zu und ſtarb.

Schon vorher war Stotaris des Hoflebens müde geworden und hatte ſich wieder nach Thena begeben. Hier verfolgte ihn der Neid ſeiner Handwerksgenoſſen

eben

eben wie den Terſocas und er hätte mit dieſem ein gleiches Schickſal gehabt, wenn er nicht durch ſeine Flucht den Thenaiten die Schande erſparet hätte, ſich mehr als einmal an der Hutmacherkunſt verſündiget zu haben. Man verbot darauf in Thena die Einführung ſeiner Hüte und Stotaris ſtarb aus Verdrus, daß die undankbare Welt ſeine Verdienſte nicht erkennen wolte.

Er iſt der erſte, der die Kunſt, Hüte zu machen, ſyſtematiſch beſchrieben und alſo der eigentliche Urheber der — ologien, iken und — miken. Nach ſeiner Meinung beſteht die Vollkommenheit, oder wie er zu reden pflegte, die Tugend eines Hutes darinnen, daß er weder zu enge, noch zu weit, weder zu ſchlecht, noch zu koſtbar, weder zu groß noch zu klein, ſondern eben recht iſt.

Er widerſprach auch ſeinem Lehrmeiſter dem Topal, der von einem gewiſſen Manne im Himmel geredet hatte, welcher auf unſere Hüte Achtung gäbe. Dieſer Mann, ſagte er, bekümmert ſich weder um uns, noch um unſere Hüte;

wir

wir ſind ihm viel zu niedrig — wenn wir etwa noch im Monde wohnten . . .

Er glaubte, das Ding, das wir im Kopfe fühlen, wenn wir denken, das der geneigte Leſer auch wird gefühlet haben, wenn er irgends einmal gedacht hat, und das uns ſo viel Ungelegenheit verurſachet, wäre nichts anders als ein gewiſſes perpetuum mobile, deſſen Bewegung durch den Gebrauch ſeines Hutes weit ſtärker und empfindlicher würde. Dadurch aber hat er manche, die von dergleichen innerlichen Bewegungen eben nicht viel halten, abgeſchrecket, ſich ſeines Hutes zu bedienen.

Da Stotaris überhaupt ein ſehr ordentlicher Mann war; ſo hat er auch alles das, was bei einem Hute zu bemerken iſt, in gewiſſe Fächer eingetheilet. In ſeiner Schrift von der Kunſt Hüte zu machen redet er zuerſt von dem Filze, als der Subſtanz des Hutes und hierauf von andern Dingen, die von dem Filze an ſich verſchieden ſind, und doch zum Hute gehören — wie groß der

Hut ſey, was er vor eine Farbe habe, ob er auf den Kopf paſſe, ob er die Stirn drücke, was er vom Winde, Regen, Komplimenten und andern Unglücksfällen auszuſtehen habe, wo man ſich ſeiner bediene, nämlich ob man ihn auf dem Kopfe, oder unter dem Arme tragen müſſe. wie lange man ihn tragen könne, was vor ein Verhältnis ſeine Ecken zu einander haben und welche man vor oder hinter ſetzen müſſe — wenn der geneigte Leſer nach allen dieſen Erläuterungen noch ſo klug iſt wie vorher, ſo kan ich nichts dafür. Ich habe das meinige gethan und ich dächte, ich hätte nun lange genug erzählet und könnte alſo wohl mit gutem Fug wieder eine kleine Ausſchweifung machen.

Fünftes Kapitel.

Eine Ausschweifung von der Mode.

Die Schutzgöttin der Hutmacherzunft ist die Mode. Diese Ausschweifung hat also mit meinem Gegenstande eine große Verwandschaft und ich mache sie nicht ohne Grund.

Die Mode ist die Tochter eines alten kaklogallinischen Königs, von dem sie wegen ihrer unbeständigen und eigensinnigen Gemüthsart enterbet worden, welche Begebenheit den Ursprung des salischen Gesetzes erläutert. Sie reiste hierauf in fremde Länder, besonders in die nordischen und brachte es durch verschiedene Kunstgriffe dahin, daß sie endlich gar Königin und Selbstherscherin aller Deutschen wurde. So lange sie lebte, war man ihr nicht allzugünstig, weil sie sich, aus Liebe zu ihren Landsleuten, von ei-

nigen pariſiſchen Schneidern ganz und gar regieren lies — nach ihrem Tode aber haben wir ſie vergöttert, und ob wir ihr gleich keine öffentlichen Tempel bauen; ſo verehren wir ſie doch mehr, als irgend einen andern Gott. Unſere Hände, Füße, Häupter, ja der ganze Körper und die Seele darzu, ſind zu ihren Altären gut genug. Ihre Herrſchaft iſt nach ihrer Vergötterung ungemein weitläuftig und beinahe eine Univerſalmonarchie geworden. Nur Huronen, Iroquoiſen und Hottentotten haben ſich ihrem Zepter noch widerſetzet. Alle erleuchtete und geſittete Völker aber ſeufzen oder tändeln unter ihrem Joche. Die Undankbare! Nach ihrer Vergötterung hat ſie uns ihre gehorſamen Diener und Anbeter in Deutſchland verlaſſen, und uns nicht einmal gewürdiget, uns durch ſich ſelbſt zu beherrſchen. Paris iſt ihr Sitz, dort iſt ihr Orakul, dahin müſſen wir Wallfahrten anſtellen, um die Befehle der Göttin aus dem Munde ihrer Prieſter zu empfangen. Dieſe, die Schneider, Schuſter, Paruckenmacher u. ſ. w.

ſorgen

sorgen sehr fleißig dafür, daß das Reich der Mode nicht untergehe, weil sie sonst ohne Zweifel meistens verhungern müßten.

Unsere Weltweisen zanken sich über den höchsten Grund aller menschlichen Erkentniß — Ob es etwa die Vernunft wäre? wenn diese Herren von ihrer Erkenntnis reden, so kan es die Vernunft unmöglich seyn — Dieser würden sie schwerlich die Ehre anthun, sich um sie zu zanken . . . Die Mode ist es — Ihr zu gefallen, glaube ich, daß in der ganzen Welt kein Narr seyn kan, der mir vollkommen ähnlich ist, daß dies die beste unter allen möglichen Welten, und — ich der gröste unter allen möglichen Narren bin — Nein, das lezte glaube ich nicht: sonst wäre ich klüger, als alle meines gleichen.

Es ist schlimm, daß die Herrschaft der Mode sich auch bis auf den Glauben erstrecket. Wenn man nicht ein Zweifler seyn und alle Erfahrung leugnen will; so muß man sagen, daß die Religion der laklogallinischen Göttin eben so unterwor-

ſen iſt, wie die Parucken und Hüte. Nachdem ſie eben an der Orthodoxie einen Geſchmack findet, oder nicht, nachdem ſind wir gute Chriſten, oder die ärgſten Ketzer. Heut zu Tage beſteht der herſchende Modegeſchmack in dem Uebertriebenen. Entweder wir ſind ſo fromm, daß unſere Frömmigkeit uns zur Laſt und andern lächerlich wird. Sie vertritt alsdenn die Stelle aller Tugenden. Wir können geitzig, wollüſtig, hochmüthig und thöricht ſeyn, wenn wir nur fromm ſind, Seitenheimweh haben, in der Kreutzpoſitur einhergehen und von der Ehmama göttlich ſigilliret worden. Oder wir ſehen die Religion wie einen Artickel aus Hedrichs mythologiſchem Lexicon, wie die Geſchichte des groſſen Rolands und höchſtens noch für einen Popanz an, damit man Kinder erſchrecken und Narren in der Zucht, halten kan. Wir ſind nie witziger, als wenn wir eine Spötterei wider die heiligen Bücher ausſpeyen können, die doch vielleicht nicht einmal in unſerm Gehirn gewachſen, ſondern als ein grosväterliches Erbſtück auf

uns

uns fortgepflanzet worden ist. Doch es ist ja so Mode.

Schon seit vielen Jahrhunderten ist die Mode die unstreitige Selbstherrscherin der Gelehrsamkeit. Sie ist eine kleine Eigensinnige und die Welt ist eine große Närrin, daß sie sich nach ihr richtet. Vor hundert und mehreren Jahren hatte die Göttin einen Narren an der Kritik gefressen, und siehe da! die ganze gelehrte Welt von dem Professor an bis zu dem Schulmeister, wollte kritisiren. Wie wurden die armen klaßischen Schriftsteller nicht gezüchriget! Immer eine editio castigatior nach der andern — Eine Lesart war so gut wie baar Geld; man konte sie überall an den Mann bringen. Ueber ein Kolon entstunden große, dintenreiche und papierverderbliche Kriege, und man hat Exempel, daß die gelehrtesten Leute über dem ohngefähren Auswurf einer Fliege tagelang kritisiret haben — Auf einmal wurde die seltsame Göttin der Kritik überdrüßig — Die Philosophie machte ihre Aufwartung bei der Mode und schnell ward sie auf den Thron erhoben. Nun

wurde die ganze Welt philosophisch; man glaubte nichts, was man nicht demonstriren konte, und die Mühe war also nicht verzeblich, die sich einige große Geister gaben, in vielen Paragraphen weitläuftig zu beweisen, daß man verbunden wäre zu essen, und daß man nicht essen könte, wenn man nicht das Maul aufsperrte. Es wäre unbillig gewesen, wenn man nicht der Religion einen Auftritt in dieser Komödie hätte einräumen wollen. Auch diese wurde mit vielen mathematischen metaphysischen und logischen Verschanzungen befestiget. Es gehet ihr hinter disen Wällen wie andern Festungen. Wer darinnen ist, suchet heraus zu kommen; wer zu schwach ist, sie zu erobern, bleibt drausen, und wer sie einnimmt, zerstört sie — In diesen unsern erleuchteten Zeiten scheint es, als wenn die Mode keine Liebhaberin der Philosophie mehr wäre; sie tändelt, sucht Schmetterlinge, und belustiget sich mit den Insekten des Helikons — welche Epochen! Wenn es wahr ist, daß die Welt ihre beständigen Revolutionen hat,

so

ſo ſind es gewiß dieſe — Ein kritiſches Weltalter, ein philoſophiſches, ein homiletiſches, ein tändelndes, ein anakreontiſches, ein fabelhaftes, ein epiſches, ein komiſches — wenn denn ein kluges?

Auſſer ihren Prieſtern und Prieſterinnen hat die Mode noch andere Verehrer, die ſie ſelbſt ſchaft, und die ſich von dem gemeinen Haufen ihrer Anbeter unterſcheiden. Ein Stutzer iſt nichts anders als ein Phänomen, das die Göttin durch ihre Prieſter aus Seide, Gold, Silber, Haaren und Leder zuſammen-ſetzen läſt, daß es ausſieht, wie ein Menſch; in der That aber weiter nichts, als ein künſtliches perpetuum mobile iſt. Eine Stutzerin aber iſt eine Puppe, auf deren Geſichte alle Morgen das Bild einer vollkommenen Schönheit gemahlet wird, und die durch geheime Triebfedern von der Göttin die Gabe erhalten hat, zu reden, ohne zu denken, manchmal zu erröthen, zu fächeln und zu lächeln. Dieſes ſind gleichſam die Originale, die die Mode aller

Welt zum Muster vorstellet, und da sie so süß sind, so ist es kein Wunder, daß jedermann an ihnen Geschmack findet.

„ Lieben Kinder, sagte mein Urgros-
„ vater, da er starb, die Moden sind ver-
„ änderlich; der Tod aber erwartet uns
„ alle. Ich wünsche euch viel Gutes: le-
„ bet so lange, bis einmal die Tugend
„ Mode wird. „

Sechstes Kapitel.
Fortsetzung des Mährchens.

Dieses Kapitel soll nur einige kurze Anmerkungen über andere zu den Zeiten des Tersocas, Topal und Stotaris in Griechenland berühmte Hutmacher enthalten.

Genesdio trug erst einen Hut nach dem Muster des Tersocas, riß aber das Futter und den Rand herab, und schnitt viele Löcher hinein. Hernach warf er ihn gar

weg

weg, und machte ſich einen Hut aus Filz von Hundehaaren, der aber ſehr unſauber und häßlich war, und wenig Liebhaber fand. Wer ſich deſſen bediente, erhielt ſogleich die Gemüthsart eines Hundes, und bellte jedermann an.

Ozen und ſeine Nachfolger ſteiften den Hut nach ſpaniſcher Manier auf, und färbten ihn ſchwarz. Wer ihn auffezte, wurde dadurch auf einmal ſo ernſthaft, wie ein Dorfſchulze, und ſo unempfindlich, wie ein Klotz. Sie ſelbſt giengen ſehr gravitätiſch darinnen einher, und verachteten alle, die andere Hüte trugen. Nach ihrer Meinung waren die, ſo ſich ihrer Hüte bedienten, allein glückſeliz, reich, ſchön, ja gar Könige. Ueberdieß ſolten ihre Hüte ein bewährtes Präſervativ vor allen Affekten ſeyn — den Hochmuth vielleicht ausgenommen.

Eine andere Zunft von Hutmachern verfertigte zwar ſelbſt keine Hüte; aber ſie zankten ſich doch zum Beſten der Welt, wie man welche machen müſte, und erfanden viel neue Arten von betrügeriſchen Hüten.

Ire-

Trepuk machte seinen Hut so, daß er zur Noth auch eine Gesundheit daraus trinken konte. Schön und regelmäßig war er nicht; denn er war nur aus einem ohngefähren Zusammenstoßen der Filztheile entstanden. Er machte ungemein lustig, und wer ihn auffezte, der empfieng die Gabe, auch mit wenigem vergnügt zu seyn, und ohne an das Vergangene zu gedenken, ohne wegen des Künftigen besorgt zu seyn, sich blos mit dem Gegenwärtigen zu beschäftigen.

Andere Zunftgenossen arbeiteten zwar auch an einem Hute, und sezten auch zuweilen würklich Hüte auf, dem ohngeachtet aber zweifelten sie noch immer, ob es Hüte gäbe, und ob etwa das, was man sähe, nicht eine bloße Erscheinung wäre. Ja, wie sie sagten, so wusten sie es nicht einmal, ob sie Hutmacher wären, oder nicht. Da sie es selbst nicht gewust haben, so weiß ich es noch viel weniger.

Siebentes Kapitel.

Eine Ausschweifung von bezauberten Hüten.

Daß leider! solche ruchlose Menschen in dieser besten Welt sind, die sich mit dem bösen Feinde aus fleischlichen Absichten in ein Bündniß einlassen und ihrem Nächsten dadurch zu schaden suchen; solches wird wohl kein vernünftiges Thier (*) leugnen. Wir leben freilich jezt in den lezten betrübten Zeiten, da die Atheisten und Freigeister ihre Häupter empor heben, und unter andern Glaubensartickeln der christlichen Kirche auch die orthodoxe Lehre von den Gespenstern und Zauberern anzutasten sich erfrechen. Doch lassen sich fromme Personen

(*) Das ist, kein Mensch, welches den Einfältigen zum besten hat müssen angemerket werden. Cf. cl. Sieberti Dissert. de vera definitione hominis ex philosophorum categoriis eruta.

sonen durch die eitlen Vernunftschlüsse dieser Leute nicht irre machen. Man muß alle historische Glaubwürdigkeit verwerfen, alle christliche Matronen vor Lügnerinnen halten, und nie etwas von Doktor Fausten, vom Kornelius Agrippa, und vom Blocksberge gehöret haben, wenn man die Würklichkeit der Hexerei leugnen will. Was will das noch vor ein Zustand auf unsern Akademien werden, wenn sogar diejenigen, die man zu Lehrern der Weisheit und Gerechtigkeit bestellet hat, die alten Weiber nicht mehr wollen verbrennen lassen, die Geld und den Drachen haben. Solten nicht billig alle fromme Potentaten in der lieben Christenheit diesem Unwesen steuern und wehren, und solchen Sadducäern das Maul stopfen? Solten nicht unsere Gelehrten, an statt daß sie sich Pyramiden von möglichen Welten bauen, Wurzeln suchen und in Punkten arbeiten, sich vielmehr bemühen, die immer mehr einreissende Naturalisterei zu entkräften, und die Wirklichkeit der Hexen und Unholde durch bündige homiletische Beweise darzuthun? Ich will die Gelegenheit nicht versäumen, aus meinem

nem ſchönen Vorrathe von Kolektaneen etwas zu dieſem heilſamen Geſchäfte beizutragen, und allen verführten Seelen einige Beiſpiele von bezauberten Hüten, als kräftige Beweiſe der leidigen Hexerei vorlegen.

Ich finde aber in meinem gelehrten Tagebuche, wo ich alles Merkwürdige, was ich ſehe, höre und leſe, aufzuzeichnen pflege, beſonders drei Arten von bezauberten Hüten; den **Doktorhut**, den **Kardinalshut** und den **Federhut**. Alle haben das mit einander gemein, daß ſie in dem Körper und der Seele desjenigen, dem ſie aufgeſetzet werden, ungewöhnliche und übernatürliche Wirkungen hervorbringen, und dem ohngeachtet von jedermann begierig geſuchet werden.

Der **Doktorhut** wird von der Zaubergeſellſchaft, die ihn in ihrer Gewalt hat, nicht anders als gegen baare Bezahlung veräuſſert. Derjenige, der ihn erhandelt, wird, ſo bald er ihm zum erſtenmal aufgeſetzet worden, durch die magiſche Kraft deſſelben ſo ernſthaft wie ein Ozenianer, ſo gelehrt, wie ein Reallexion und ſo hochmüthig, wie ein Rathswachtmeiſter. Er

em-

empfängt zugleich die Gabe Wunder zu thun und andere Vorrechte, die nach der Verschiedenheit der Innunzen verschieden sind. Einige erhalten mit dem Hute die unsichtbare Keule der Orthodoxie und werden dadurch in den Stand gesetzet, Ketzer zu machen und alle unglückliche Geschöpfe, die sich — anern und — isten, auf eine symbolische Art zu zerschmettern. Anderen wird mit dem Hute die Vollmacht ertheilet, von Rechtswegen zu stehlen und alle überflüßige Reichthümer des gemeinen Wesens in ihre Kisten zu bannen. Andere bekommen das Privilegium, vor Geld und gute Worte todtzuschlagen, wen sie wollen; noch andere das Recht, nichts zu denken und eine Sprache zu reden, die niemand verstehet. Daß dieses übernatürliche Wirkungen sind, wird wohl kein frommer Christ leugnen.

Der Kardinalshut wird von einem großem welschen Hexenmeister verfertiget, der seines Gleichen in der ganzen Welt nicht hat. Unter seiner Botmäßigkeit stehen gewisse Gefängnisse, in welche er alle Todten von diesem Jammerthale versammelt und

sie

ſie, wenn er es für gut befindet, in der Mitternacht-Stunde zu ſpucken ausſchicket. Wollen ihre Hinterbliebenen dieſe armen Seelen los und ſich ſelbſt von der Furcht, alle Nächte erſchrecket zu werden, befreiet wiſſen; ſo dürfen ſie nur an den Hexenmeiſter, oder an ſeine Schergen eine gewiſſe Summe Geldes zahlen, da denn jene augenblicklich ihre Freiheit erhalten und ihnen der gemeſſene Befehl ertheilet wird, von nun an niemals mehr zu ſpucken. Die behexten Hüte, die dieſer Zauberer austheilet, haben zwar verſchiedene wunderbare Würkungen; das iſt aber wohl die vornehmſte, daß diejenigen, die ihrer theilhaftig werden, dadurch die Anwartſchaft auf die Stelle eines Hexenmeiſters aller Hexenmeiſter erhalten.

Von dem **Federhute** weis ich weiter nichts zu melden, als daß derjenige, dem er aufgeſetzet wird, dadurch ſehr geſtrenge wird und das Talent bekommt, zur gemeinen Wohlfahrt auf das rittermäßigſte zu fluchen und zu ſchwören — — wenn er es nicht etwa vorher ſchon beſeſſen hat. Alle dieſe Dinge werde ich in einer gelehr-

ten Schrift von der vorher bestimmten Harmonie, und dem physischen Einflusse der Hüte auf das Herz weiter ausführen.

Ich könte auch hier von bezauberten Mützen reden — — Allein ich will nicht gar zu sehr ausschweifen, sondern meine Leser nun wieder zu meinem Märchen zurückführen.

Achtes Kapitel.
Fortsezung des Mährchens.

Noch waren die Griechen die einzige Nation, die sich der Hüte bediente. Deswegen pflegten sie auch alle andern Völker Barbaren zu nennen, welches Wort, wie ein großer Kunstrichter unserer Zeiten behauptet, ohne Zweifel von *barba*, der Bart und von Haaren abstammet, dadurch sie anzeigen wolten, diese Völker machten keinen Unterschied zwischen dem Barte und

den

den Haupthaaren, indem sie sowohl jenen als diese blos trügen, da hingegen sie, die Griechen, die letzeren bedeckten. Nunmehr aber stunden auch in Rom einige Hutmacher auf; doch wurde der Gebrauch der Hüte daselbst nicht so gemein, als in Griechenland, auch erfanden sie keine neue Moden, sondern sie waren mit den Erfindungen der Griechen zufrieden, ob sie gleich dieselben bisweilen zusammensezten und dadurch gleichsam neue Hüte darstellten. Damit ich den Römern in dieser Schrift doch auch einige Ehre erzeige; so will ich von einigen ihrer berühmtesten Hutmacher etwas gedenken.

Kretulius machte zuerst die Mode des Irepuk in Rom bekannt. Weil er aber doch auch gerne etwas neues haben wolte, so verfertigte er sich ein gewisses Maas, nach welchem er seinen Hut auf das genaueste eintheilte, so daß keine Ecke daran länger war als die andere. Er umwickelte überdies seinen Hut mit so vielen Bändern und Schleifen, daß man ihn beinahe vor allen Zierrathen nicht sehen konte. Um den Filz aber bekümmerte er sich nicht; sondern er

warf die Haare in einen Topf und ließ sie darinnen gähren, bis eine feste Materie daraus wurde.

Icocer trug seine Hüte überall herum und rief sie aus wie ein Marktschreier. (*) Er hatte eine besondere Gabe, sie den Leuten aufzuschwatzen und man hörte ihm mit Vergnügen ganze Studen zu, wenn er seinen Hüten eine Lobrede hielt. Unterdessen hat er doch nichts neues erfunden; sondern er kaufte alle alte griechischen Hüte von verschiedenen Meistern auf und setzte die seinigen daraus zusammen.

Atoc und Enesac machten ihre Hüte nach dem Muster des Ozen und hatten das Glück, daß selbst verschiedene Römische Kaiser sich derselben bedienten. Weil sie aus Handwerksneid große Feinde von der Mode des Irepuk waren; so brachten sie, oder ihre Nachfolger es dahin, daß dieselbe gänzlich verboten wurde und alle Hutmacher dieser Zunft in das Elend gehen mußten.

Von den Griechen und Römern kam die Hutmacherkunst auch auf die alten Kirchenväter. Die meisten unter ihnen verachteten

(*) Cf. cl. Philippi Icocer ein großer Windbeutel.

teten sie und behaupteten mit grossem Eifer, fromme Christen müßten mit blosen Köpfen gehen. Andere aber hielten es für rathsam, sich zu bedecken und glaubten, weil die Heiden so gewaltig auf die armen Christenköpfe loßstürmten, so wäre es nöthig, diese durch gute Hüte in Vertheidigungsstand zu setzen. Sie machten allerhand Hüte, bald nach der Mode des Topal, bald nach dem Muster des Stotaris. Gar zu gute Arbeit machten sie freilich nicht — wenigstens war sie nicht dauerhaft.

Nun fängt sich die traurige Periode von einigen Jahrhunderten an, wo man sich der Hüte gar nicht mehr zu bedienen pflegte, bis endlich eine patriotischgesinnte Zunft den Gebrauch derselben von neuem einführte, wovon ich in einem andern Kapitel reden werde.

Neuntes Kapitel.

Eine kleine Ausschweifung von dem Umlauf der Säfte in der gelehrten Republik.

Was diese Ausschweifung vor ein Verhältnis gegen meine Hüte hat, das weis ich selber nicht. Unterdessen ist sie doch einmal gemacht und wer es weis, wie es einem Autor zu Muthe ist, der wird es nicht mit gutem Gewissen von mir verlangen können, daß ich sie unterdrücken soll.

Eine Stelle aus des berühmten Radzieiowski Dissertationibus historico-politico-medico-philosophico-iuridico-philologico-criticis, die ich im Manuskript besitze, hat mir zu dieser Ausschweifung Gelegenheit gegeben. Ich will diese Stelle so hersetzen, wie sie ist, ohne die Lacunen zu ergänzen, die sich in der Abschrift sehr häufig befinden, welche Arbeit ich den

Herrn

Herrn Kunſtrichtern überlaſſe: „ Alle Ge-
„ lehrte zuſammen genommen, ſchreibt
„ der Autor p. m. 1970, machen einen
„ Körper aus, davon jeder ein beſonderes
„ Glied iſt. - - - - - - der Kopf - - -
„ der gelehrte Rumpf. Einige machen das
„ Gehirn des gelehrten Körpers aus,
„ und denken unaufhörlich; andere ſind
„ die Augen und betrachten den Himmel;
„ andere die Ohren - - - relata referunt
„ - - - in einer Schrift vom gelehrten Echo
„ - - - andere gehören zu der Naſe - -
„ - - - - ſubolet mihi - - - nach dem
„ bekannten Verſe:
„ guſtus et olfactus, auditus, viſio, tactus - -
„ andere ſind der Mund - - - magna ſo-
„ naturum - - - - andere ſind gelehrte
„ Mägen - - - ſie verdauen was andere
„ geſchluckt haben - - in ſuccum et ſangui-
„ nem conuertere - - - - die Finger ar-
„ beiten am meiſten - - - ob der gelehrte
„ Körper auch ſeine membra pudenda hat,
„ das - - - - - - - - - von der Aehnlich-
„ keit der gelehrten Welt mit einer Repu-
„ blik habe ich an einem andern Orte gere-
det - - - - „ bis hieher der Autor.

In dieſen vortreflichen Worten wird die Geſellſchaft der Gelehrten ſowohl mit einem thieriſchen Körper, als auch mit einer politiſchen Republik verglichen. Ich habe mir viele Mühe gegeben das eigentliche tertium comparationis zu finden, in welchem ein Körper, eine Republik und die Geſellſchaft der Gelehren mit einander überein kommen. Ich glaube, es entdecket zu haben, und ich will meine Gedanken dem geneigten Leſer zur Beurtheilung vorlegen. Es iſt nämlich bekannt, daß in einem thieriſchen Körper ein beſtändiger Umlauf des Blutes iſt, als in welchem eigentlich das Leben des Thieres beſtehet. Eben ſo muß in einem Staate ein beſtändiger Umlauf der Reichthümer erhalten werden, welches das Mitel iſt, den Wohlſtand der Republik zu befördern. Das vorausgeſezt kan ich leicht die Aehnlichkeit dieſer Dinge mit der Geſellſchaft der Gelehrten erklären. Nämlich wie in einem Körper das Blut und in einer Republik das Geld beſtändig eirkuliren müſſen; eben ſo wird auch in dem gelehrten Staatskörper ein beſtändiger Umlauf ſeiner Säfte erhalten. Das Leben und

die

die Reichthümer deſſelben beſtehen ohne Zweifel in Gedanken und Wahrheiten und daß dieſe in einem beſtändigen Umlauf ſind, haben verſchiedene große Männer hinlänglich bewieſen (*). Die Bücher ſind gleichſam die Gedanken-Magazine, durch welche ein beſtändiger gelehrter Markt unterhalten wird, der ſich aber öfters in einen Schleichhandel verwandelt. Die Gedanken, die in den älteſten Büchern ſtehen, ſind noch immer in der Welt; ein jeder macht ſich dieſelben zu Nutze, ſo gut er kan — Grote ein berühmter gelehrter Kaufmann bauete einen großen Laden, darinnen er eine erſtaunende Menge von alten und neuen Waaren zuſammen trug. Ein anderer machte einen Ausſchuß aus dieſem Laden und zog ihn ins kleine. Ein driter vermehrte ihn mit allerhand neuen Naritäten, und zeigte überall an, wo man noch mehr dergleichen Waaren bekommen könte. Ein vierter brachte ihn in eine andere Ordnung, ein fünfter that wieder etwas hinzu, welches

(*) Cf. Scripta de plagiariis, Joctis impoſtoribus, Charlataneria, commentatoribus Ariſtotelis, Grotii etc.

der sechste wieder hinweg nahm; der siebente, achte, neunte und zehnte aber bestahlen ihn auf eine so künstliche Art, daß man den Betrug kaum merkte — Welch ein Umlauf! wenn das alte Geld noch so cirkulirte, wie die alten Wahrheiten, wie glücklich wären wir! — — —

Zehntes Kapitel.

Fortsetzung des Mährchens.

Von den Zeiten, deren Geschichte ich im achtem Kapitel beschrieben habe, fieng sich das große Hut interregnum in der ganzen Welt an, welche Periode aus etymologischen Gründen, die ich in eben diesem Kapitel erörtert, die Barbarische genennet wird. Die armen, einfältigen Leute giengen damals meistentheils mit bloßen Häuptern; oder wenn es hoch kam, so bedekten sie sich mit gewissen Kappen, wovon der große Hexenmeister

an der Tiber, der sich zu diesen Zeiten am meisten empor hub, das Monopolium hatte.

Ein Ungläubiger von dem Haufen des Medmuham war von der Vorsicht darzu bestimmet, die Hutmacherkunst wieder in Aufnahme zu bringen. Er fand von ohngefehr einige Alterthümer, unter welchen er auch den Hut des Stotaris nebst seiner Anweisung zu der Kunst, Hüte zu machen, antraf. Da er ein Arzt war und glaubte, der Gebrauch der Hüte würde der menschlichen Gesundheit sehr zuträglich seyn; so legte er sich mit allem Eifer auf die Verfertigung derselben. Weil er aber die Schrift des Stotaris nicht in allen Stücken verstand, auch der Hut desselben durch die Länge der Zeit sehr war verunanstaltet worden, und dieser Arzt überdies ein Medmuhamianer und Ungläubiger war; so wurde seine Arbeit nicht so vollkommen, wie sie hätte seyn sollen, sondern sehr unförmlich und der erste Hut, den er machte, war ein wahres Ungeheuer. Unterdessen fand er doch viele Nachfolger.

Von

Von diesen Ungläubigen kam der Gebrauch der Hüte auch in die christlichen Klöster, wo man bisher nicht viel davon gehalten hatte, weil man glaubte, eine Kappe müste den Kopf nothwendig wärmer halten, als ein Hut. Gewisse alte Mönche aber erkanten ihren Irthum, und suchten nach dem Beispiel der ungläubigen Aerzte den Hut des Stotaris wieder hervor, schnitten aber und künstelten soviel daran, daß zulezt der ganze Deckel heraus fiel und nichts, als das Futter und der Rand übrig blieb, welchen lezteren sie noch darzu in viele kleine Stücke zerschnitten, weil sie die zarten Schnüre gerne entdecken wolten, womit er befestiget war. Um die Schande zu verbergen, wickelten sie viele Bänderchen um den Hut, und wie sie diese auf verschiedene Art in einander zu schlingen wusten; so bekamen auch die Hutmacher selbst davon verschiedene Benennungen. Einige verknüpften die Bänder so, daß sie wie die Flügel aussahen, mit denen die lieben Engelchen abgemalet werden und diese waren, englische Hutmacher.

macher. Andere brauchten zu ihren Hüten lauter zarte Fäden, die wie Spinnewebe aussahen und diese nennte man subtile Hutmacher u. s. w. die wenigsten unter ihnen aber machten selbst Hüte; sondern sie bekümmerten sich nur überhaupt um die Art und Weise, wie man sie verfertigen müste, und zankten sich, ob ein allgemeiner Hut würklich wäre, oder nicht. Sie bewiesen weitläuftig, daß alle Hüte ehemals keine Hüte, sondern nur Filz gewesen wären und daß sie daher entstünden, wenn man den Filz in eine gehörige Form brächte; nur der allgemeine Hut wäre ewig, nothwendig und unveränderlich. Ihre eigentliche Mutterſprache war die rothwelsche; übrigens aber stunden sie alle unter der Herrschaft des italiänischen Zauberers und musten ihre Hüte machen, wie er es haben wolte. Er befahl ihnen, die Hüte so groß, weit und tief zu machen, daß sie sogar den Leuten die Augen mit bedekten, damit sie seine Gaukeleien nicht sehen könten. Es hatten aber diese Hutmacher nur einen

Stock,

Stock, über welchen sie alle ihre Hüte schlugen, daher sie denn auch alle so einförmig waren, daß sie nur durch die Bänder, die man daran befestigte, konten unterschieden werden.

Eilftes Kapitel.

Eine Ausschweifung von der Kunst Geister zu elektrisiren.

Wir leben jezt in einem sehr elektrischen Jahrhunderte. Man darf nur zuweilen bei müßigen Stunden ein Stück Siegellack reiben und in einem gelehrten Magazine den Liebhabern und Untersuchern der Natur von dieser preiswürdigen Bemühung Nachricht geben; so ist man schon berühmt. Alles wird jezt elektrisiret — Messer, Löffel, Tischtücher, Männer, Weiber und H * *, ja sogar

Dow-

Donner und Bliz — bald wird man auch —

Bei dieser allgemeinen Elektrisirbrunst wundere ich mich gar sehr, daß noch niemand auf die Gedanken gerathen, Geister zu elektrisiren — Ich bin der große Mann, ille ego, der diesen vortreflichen Einfall zuerst ausgebrütet; ich theile ihn hier allen Freunden der Natur mit und zweifele nicht an ihrem Beifalle. Ich werde mir durch diese Erfindung gewis eine Stelle in vielen, wo nicht in allen gelehrten Gesellschaften erwerben — man wird überall von mir reden und schreiben — Illustris Agtsteinius (S. L. B. ab Agtstein) Academiarum Londinensis, Parisiensis, Berolinensis, Petropolitanæ, Naturæ curiosorum, Moguntinæ, Bauaricæ etc. sodalis dignissimus — Das klingt vortreflich — Vielleicht findet sich ein erhabener Mäcen, der wohl gar eine Gedächtnismünze auf meine Erfindung prägen läßt —

Jedoch wo gerathe ich hin? Ich überlasse mich dem entzückenden Gedanken von der Größe meines künftigen Ruhms allzusehr.

allzusehr. Es ist nun Zeit, daß ich meine Erfindung selbst beschreibe.

Die Gelehrten sind gemeiniglich ein wenig neidisch und ich trage kein Bedenken ihrem löblichen Beispiele zu folgen; Ich werde also meine Erfindung so schildern, daß gewis niemand daraus klug werden soll, den ich nicht besonders noch unterrichte. Vor Geld und gute Worte aber steht alles zu Diensten.

Ich brauche dem geneigten Leser den Nutzen meines Experiments nicht weitläuftig anzupreisen. Man weis, was vor erstaunende Würkungen die Elektricität in den Körpern hervorbringet, daß sogar die elektrischen Küsse weit besser schmecken als die gewöhnlichen. Ich schließe hieraus, daß durch das Elektrisiren die Empfindungskraft der Körper erhöhet wird — denn ich behaupte mit verschiedenen großen Leuten, daß alle Körper empfinden (*). Ein Marmor schreiet

ja,

(*) Voiés l'histoire critique de l'ame des bêtes par Mr. Gver. So viel Gelehrsamkeit hat wohl der geneigte Leser in dieser Ausschweifung nicht gesuchet.

ja, wenn er geſäget wird. Und was iſt ein Kanonenſchuß anders, als ein klägliches Geſchrei des Metalls, welches durch die Erſchütterung des Pulvers empfindlich gerühret worden? Die Kanone läuft auch aus keiner andern Urſache zurück, als um ſich an demjenigen zu rächen, der ſie beleidiget — was dieſe Empfindungskraft bei den Körpern iſt, das iſt die Denkungskraft bei den Geiſtern. Nun iſt dieſe leztere zwar bei allen Geiſtern anzutreffen (*); da wir Philoſophen aber zu ſagen pflegen: a poſſe ad eſſe non valet conſequentia (**); ſo folgt, daß nicht eben alle Geiſter würklich denken müſſen, welches wir an ſo vielen Menſchen augenſcheinlich ſehen. Was konte demnach vortheilhafter ſeyn, als meine Erfindung, durch die ich es dahin zu bringen glaube, daß alle Geiſter (ich rede hier nur von den Menſchen) würklich denken müſſen. Vielleicht könte man mit der Zeit auch noch eine Maſchine erfinden,

die

(*) quia poſita re ponitur ejus eſſentia.
(**) Cf. eine Metaphyſik, die erſte die beſte.

die Geſpenſter zu elektriſiren, dadurch denn vielen frommen Chriſten würde geholfen werden, die damit ſo ſehr geplaget ſind. Sind das nicht Vortheile genug?

Ich komme nunmehr zur Sache ſelbſt. Meine Maſchine iſt ordentlich wie eine andere Elektriſirmaſchine; nur anſtatt, daß ſonſt der zu Elektriſirende auf eine Tonne Pech treten muß; ſo wird er hier auf eine Kiſte geſtellet, die mit lauter witziger Makulatur angefüllet iſt. Das iſt alles leicht zu begreifen; allein wie man eine Perſon zu der Elektriſirung ihres Geiſtes vorzubereiten hat, das iſt eben das Geheimniß. Dieſes umſtändlich zu beſchreiben, kan niemand von mir verlangen; ſo viel kan ich wohl ſagen, daß vor allen Dingen der Paß ins Gehirn durch das Trepaniren muß geöffnet werden — cætera textus habet — vor ein alt Schock konventionsmäßiger Münze ſteht meine Erfindung jedermann zu Dienſten. Doch laſſe ich auch mit mir handeln. Die Würkungen meines Experiments ſind erſtaunend. Leute, die in

ihrem

ihrem ganzen Leben noch nicht gedacht haben, Grund- und Vernunftlehrer, Kunstrichter, Poeten, Philologen fangen hier auf einmal an zu denken, und durch einen geheimen Druck der elektrischen Materie sehen sie sich genöthiget, auch alles gerade heraus zu sagen, was sie denken. Mit verschiedenen Leuten habe ich schon die Probe gemacht. Ein großer Logiker bekante, daß er ein Narr wäre, ein eifriger Seelenhirt, daß er das selber nicht glaubte, was er in seinen hand- und taktfesten Predigten der christlichen Gemeinde einschärfte; Der große Christoph nente sich einen Duns und Pedanten, und meine liebe verlobte Braut erzählte mir alle ihre Schwachheitssünden und andere Kleinigkeiten, die sie wider die erste und andere Tafel der heiligen zehn Gebote begangen hatte.

Dieß voraus geschickt, will ich meine Erfindung allen christlichen Obrigkeiten, als das wahre Mittel zur Abkürzung der bürgerlichen und peinlichen Processe, den Weltweisen, als den einzigen Weg zur Wahrheit, allen neuangehen-

den Eheleuten zur gegenseitigen Erforschung ihrer Gemüther, und allen Dunsen unserer Zeiten, wie auch der Nachwelt bestens empfehlen.

Wegen der vermuthlichen künftigen Correspondenz will ich meine Addresse hersetzen. Sie ist diese:

A Monsieur
Monsieur Agtstein
cujus solum nomen omnibus titulis
majus est

à

Hall en Saxe

abzugeben in der Vorstadt, neben dem Tusculano, bei dem Gärtner Hoke, unter dem Dache, im Pisterhause.

Exegi monumentum ære perennius!

Zwölftes Kapitel.

Fortsezung des Mährchens.

Allmählig wurde man der bisherigen Hutmode überdrüßig. Es stunden hier und da sinnreiche Köpfe auf, welche die stotarisischen Hüte, die ohnedem sehr verunstaltet waren, nicht mehr leiden wolten. Ich werde einige von ihnen nennen und ihre Bemühungen kürzlich erzählen.

Musra wolte nicht leiden, daß man drei oder mehrere Ecken an die Hüte machte; er behauptete, es wäre wider den Wohlstand, und verfertigte eine ganz besondere Art von Hüten, die alle nur zwo Ecken hatten. Er konte keinen vor seinen Augen sehen, der einen stotarisischen Hut trug, und war dieser Mode so feind, daß er sogar nicht einmal stotarisischen Filz zu seiner Arbeit nehmen wolte. Er hatte verschiedene Bildsäulen, welche die alten rö-

miſchen und griechiſchen Gelehrten vorſtellen ſolten, und dieſen probirte er ſeine Hüte allemal erſt auf, ehe er ſie verkaufte. Daher kam es, daß ſie auf wenige Köpfe ſeiner Zeit paßten.

Obac hat ſelbſt keine Hüte gemacht, aber doch den Hutmachern viele nützliche Lehren gegeben. Er verlangte, man ſolte zuerſt die Natur des Filzes genau unterſuchen, ehe man Hüte daraus machte, und ein jeder Hutmacher ſolte ſich beſonders mit einer gewiſſen Art von Filz beſchäftigen. Alsdenn ſolten ſie ihre Erfindungen einander mittheilen, und dadurch würde man in den Stand geſetzet werden, mit leichterer Mühe beſſere Hüte als bisher zu machen.

Laval und Zinolius waren galante Leute, die die grobe Beſchaffenheit der damaligen Hüte nicht vertragen konten. Sie behaupteten, die äußerliche Form derſelben müſte nach dem Muſter des Jeocer eingerichtet werden, innerlich mögten ſie aber beſchaffen ſeyn, wie ſie wolten.

Llu brachte seine ganze Lebenszeit damit zu, daß er einen großen Schrank mit vielen leeren Fächern machte, in welchen man eine große Menge Hüte aufbehalten konte. Er selbst aber hat keinen verfertiget.

Dancarus und Lalpanecam erfanden auch neue Arten von Hüten, die aber allzukünstlich und unnatürlich waren, als daß sie bei der damaligen einfältigen Welt hätten sollen Beifall finden.

Andere Hutmacher, die der stotarischen Zunft zuwider waren, suchten die alten Moden des Thagoraspy, Topal und Ozen wieder hervor, fanden aber wenig Nachfolger — — Meine Erzählung fängt an, trocken zu werden: ich thue wohl am besten, wenn ich wieder ein wenig ausschweife.

Dreizehntes Kapitel.

Eine Ausschweifung *de asini umbra*.

ponse asinorum et cruce criticorum.

Ich wolte gern auch in dieser Schrift meine Belesenheit zeigen, und dem geehrtesten Leser einige Merkwürdigkeiten aus meinen Kollektaneenbüchern vorlegen, die ich unter keinen andern Titel zu bringen gewußt habe, als unter diesen. Es geht mir wie jenem Gelehrten, dem zu allem Glücke ein reitender Dorfpfarrer begegnen muste, da er schon einige Wochen an dem Titel einer zum Drucke fertigen Schrift gearbeitet hatte; hier sahe er auf einmal ein, daß sein Buch de clerico equitante handelte — Ich will aus meinen Papieren abschreiben, was mir vor die Finger kommt, es mag sich hieher schicken oder nicht.

* * *

Der berühmte Herr Professor Baroco hat eine gelehrte Streitschrift vertheidiget, unter

unter dem Titel; de longitudine, latitudine, et profunditate monadum cum figuris æneis. Er beweiſet darinnen auf das bündigſte, daß eine Monade eine Kraft ſey, die nichts und nirgends iſt, und widerleget den Profeſſor Parador ſehr gründlich, der ſich nicht geſchämet, ihm zu widerſprechen und zu glauben, was alle Bauern glauben. Herr Baroco ſagt unter andern gar nachdrücklich: Peruerſa de monadibus ſentiendi libertas noſtris etiam temporibus varios diſciplinæ ſolidioris locos, ſanæ rationis principiis euerſis, turpitudine fœdat - - - Hierauf ſchimpfet der Herr B. noch ein wenig auf das Sinciput ſeines Gegners und macht mit einem troſtreichen S. D. G. ein erbauliches Ende.

Eben dieſer Mann hat ein ganzes Bündel metaphyſiſcher Abhandlungen fertig liegen, die alle hiſtoriſch, dogmatiſch, polemiſch, praktiſch und pragmatiſch ausgearbeitet ſind, und ſeufzend auf einen billigen Verleger warten.

Der Herr Doktor Punktum hat eine gelehrte Schrift unter der Feder, darinnen

er die Eigenschaften, Kräfte, Würkungen, den Gebrauch und Nutzen, wie auch den Mißbrauch der Einschiebsel deutlich erklären, und mit vielen Beispielen aus den Büchern des Cicero, Plinius, Livius, Sallustius, Tacitus, Lucretius, Virgilius, Ovidius, Horatius und anderer mehr erläutern wird.

Von eben diesem gründlichen Manne haben wir nächstens eine vortrefliche Abhandlung von den drei lezten Buchstaben des Alphabets, X, Y, und Z, zu erwarten, darinnen er berechnen wird, wie vielmal dieselben in allen klaßischen Schriftstellern vorkommen, und zugleich eine künstliche Lobrede auf den berühmten Kunstrichter, Peter Burmann den Zweiten beifügen wird, in welcher keiner von diesen drei Buchstaben anzutreffen ist.

Der Professor Aedepol in Gröningen arbeitet an einer Streitschrift de excrementis veterum, darinnen er alles zusammen trägt, was die Alten in diesen Materien geliefert haben. Er hat eine ziemliche Sammlung von Antiquitäten,

Der

Der Herr Konsistorialrath Orthodox hat versprochen, künftiges Jahr a. G. abermal 366 neue Ketzer zu machen. Da er diese Zahl noch nicht voll hat, so ersuchet er alle diejenigen, die etwa Lust haben möchten, durch ihn berühmt zu werden, sich bei Zeiten zu melden, und sich nachgehends alles Einspruchs zu enthalten. Wir wünschen diesem hochwürdigen Manne zu seinen Beschäftigungen Zeit, Ruhe und Gesundheit.

Der Herr Doktor Niesewurz will ein Verzeichniß aller derer Patienten drucken lassen, die er in seiner vieljährigen Praxi mit Gottes Hülfe, wie er sagt, glücklich vom Leben zum Tode gebracht hat, wobei er zugleich in Ansehung eines jeden kürzlich erörtert, ob er am Alkali oder am Acido gestorben. Das ganze Werk wird 10 Folianten ausmachen, und auf Vorschuß gedruckt werden.

Kund und zu wissen sey hiermit jedermänniglich, den Materialisten, Käsekrämern und Materialisten samt und sonders, daß, wegen der jetzigen noch immer obwaltenden großen Theurung, künftige Messe

aber-

abermal eine große Menge Gedichte und witzige Schriften, die meistens mit lateinischen Lettern gedruckt, nebst vielen Uebersetzungen und andern Raritäten bei allen Buchführern um billigen Preiß wird zu haben seyn.

Ein großer Patriot, der sich aber nicht genennt hat, will wahrgenommen haben, daß die Zahl der Gelehrten von Tagen zu Tagen abnimmt (welches aber wohl nicht wahr ist) und deswegen hat er verschiedene nützliche Vorschläge zur Rekrutirung derselben gethan. Er will nämlich

1. mit Beihülfe einiger Kandidaten des heiligen Predigtamts ein großes, unerhörtes, allgemeines Reallexikon aller Künste und Wissenschaften zusammen tragen, welches ohngefehr 100 Folianten ausmachen wird, und dadurch ein jeder Narr in den Stand gesetzet werden soll, van allen vorkommenden Materien ohne große Mühe zu reden und zu schreiben, so viel und so lange er will. Das Werk wird etwas theuer; aber die Gelehrsamkeit

ist

ist ja unschätzbar, und kann nicht theuer genug bezahlet werden.

2. Will er ein allgemeines Journal aller Wissenschaften stückweise herausgeben, darinnen er alle andere Journale von Wort zu Wort abschreiben und dadurch dem geneigten Leser viele Mühe ersparen wird.

3. Will er ein allgemeines Register aller Bücher, die von Adam an bis auf ihn heraus gekommen, verfertigen und in der Vorrede Mittel angeben, aus dem Format, Druck und den Vignetten eines Buches den Werth desselben zu beurtheilen.

4) Ermahnet er alle, die etwas Gründliches in den Wissenschaften leisten wollen, ja bei Zeiten auf gute Kollektaneen zu denken und dieselben alsdenn, wenn sie alt und schreibenssatt sind, der gelehrten Welt mitzutheilen.

Durch diese Vorschläge hoffet er in kurzem eine solche güldene Zeit in der gelehrten Welt zuwege zu bringen, daß auch die Bauern beim Kruge philosophieren und

Schnei-

Schneider und Schuſter die gröſten Stützen der Kritik werden ſollen — annue cœptis.

Zum Beſchluß dieſer Ausſchweifung theile ich unſern Herrn Kunſtrichtern eine zerſtümmelte Stelle aus einer alten Handſchrift mit, und erſuche ſie, zum beſten der Welt, in ihren gelehrten Nächten die Lücken zu ergänzen, den wahren Sinn des Verfaſſers zu erforſchen, und ihre kritiſchen Muthmaſungen alsdenn mir und dem Publico mitzutheilen.

- - - ſunt barbari homines membris moleque valentes - - impexa pendet barba - - - - - - - rugis arata frons — — lumine læſi — rem magnam præſtant - - - quærendi nominis - - - - - - - - ſolos ſe cor habere - - - - ſufflatis buccis - - - - - Augiæ - - - - - - - ,lana caprina - - - - - - procella tumultu - - - - majora conarier - - - - - - - tonitrua linguæ - - - - theonino rodunt - - - - - - - - blattis tineisque - - quos Craſſus - - naluti - - - lac leænæ - - nil frontis - - jurgia

glu-

gliſcunt - - oeſtro - - - per humum repere - - - - - - - - - purgant - - lima mordacius - - iſti Ariſtarchi - - - - - - - - - explicit.

Vierzehntes Kapitel.
Fortſetzung des Mährchens.

Ich habe die Bemühungen verſchiedener klugen Köpfe kürzlich erzählet, dadurch ſie die ſotariſiſche Hutform abzuſchaffen und eine neue einzuführen, getrachtet haben. Allein jene erhielt ſich länger, als man dachte, und ſolange, bis ihr ein gewiſſer Reſtak den gröſten Stoß beibrachte, von dem ſie ſich niemals wieder hat erholen können,

Reſtak trug anfänglich auch einen ſotariſiſchen Hut — allein da er ein wenig zärtlich war, ſo ſchien ihm derſelbe viel zu unbequem und ſchwer, um ihn länger auf dem Kopfe zu leiden. Er warf ihn alſo

gar

gar weg und gieng eine gute Zeit mit blossem Haupte, bis er endlich durch vieles Nachdenken eine neue Art von Hüten erfand, die mit grossem Beifall aufgenommen wurde. Da er diese Erfindung gemacht hatte, nachdem er eine Zeitlang mit bloßen Kopfe gegangen war; so behauptete er, man müste allemal so verfahren und sich eine Zeitlang keines Hutes bedienen, wenn man haben wolte, das er hernach recht fest anliegen solte. Sein Hut war aus dreierlei Filz in verschiedenen Wirbeln sehr mechanisch zusammengesetzet, wie er denn selbst ein überaus großer Liebhaber der Mechanik war. Dabei aber wolte er sehr demüthig seyn und nicht einmal das Ansehen haben, als wenn er viel Ehre mit seinen Hüten eingeleget. Er schob alles auf einen gewissen großen, aber unsichtbaren Mann, der nicht nur seinen Hut verfertiget, sondern ihm auch denselben aufsetzte und wieder abnähme, wenn er wolte, doch so, daß es dem gemeinen Manne immer so vorkäme; als verrichtete er, Kostak, selbst diese Wirkungen. Er hat viele Anhänger, aber auch viele Feinde gefunden. Die lezten nennten

ihn

ihn einen Zauberer und wenn es bei ihnen gestanden hätte, so wäre er gewiß verbrant worden. Unterdessen fror er in einem kaltem Lande, dessen Königinn ihn zu sich gerufen hatte, damit er ihr einen Hut nach seiner Art machen solte, weil sie gerne für eine Amazonin wolte gehalten seyn. Die kalte Luft dieser Gegenden zog ihm eine Krankheit zu, und er starb.

Einer seiner vornehmsten Gegner war der Sendsag, ein sehr verständiger Hutmacher, der sich den Irepuk zum Muster erwählte und dessen Erfindungen in vielen Stücken verbesserte. Jedoch weil die irepukische Mode alt und die restakische Hutform neu war, so hat Sendsag eben nicht viel Anhänger gehabt.

Unter den Nachfolgern des Restak war auch Bendix Zanospi, ein beschnittener und kluger Narr. Er dehnte seinen Hut so weit aus, daß man alles darunter bringen konte, und behauptete, daß man ausser demselben gar keine Kleidung weiter brauchte. Er bewies, die ganze Welt und der große Mann, der nach der Meinung des Restak alles verrichten solte, wären

einerlei und weiter nichts, als ein groſſes Stück Filz, davon die Dinge und Hüte, die wir sehen, nur Eigenschaften und Veränderungen wären. Auch ihm gab man Zauberei schuld, und wenn er nicht in einem Lande gewohnet hätte, wo man ungestraft ein Narr seyn kan, so wäre er gewis dem Scheiterhaufen nicht entgangen.

Zu dieser Zeit theilten sich alle Hutmacher in drei Hauptzünfte. Einige sagten, es wären nur Hüte auf der Welt und keine Köpfe; die Köpfe, die wir zu fühlen glaubten, wären bloße Erscheinungen. Andere behaupteten, es wären nur Köpfe in der Welt und keine Hüte und wenn sie Hüte zu machen schienen, so wäre das ein bloßer Betrug der Sinne — ja einige unter diesen giengen so weit, daß sie steif und fest glaubten, es wäre weiter kein Kopf in der Welt, als der ihrige. Die Vernünftigsten aber glaubten, was die Kirche glaubet, daß es sowohl Hüte als Köpfe in der Welt gäbe. Dieses glaube ich auch und deswegen (*) will ich wieder eine kleine Ausschweifung machen.

Fünf-

(*) Ob dieser mein Glaube einige Verwand-

Fünfzehentes Kapitel.

Eine aphtonianische Chrie zum Lobe der gelehrten Schmierer.

Laus auctoris et dictum. Füretiere war zu seiner Zeit einer der berühmtesten Männer in Frankreich und wie gros seine Verdienste müssen gewesen seyn, das kan ein jeder verständiger Mensch schon daraus begreifen, erkennen und einsehen, daß er so gar das Glück gehabt, die französische Akademie so eifersüchtig zu machen, daß sie ihn aus ihrer Versammlung auf das feierlichste auszustoßen, vor gut befunden hat. Dieser nun schreibt an irgend einem Orte, wo, weis ich nicht; weil ich ihn nicht selbst gelesen, sondern mir die anzuführende Stelle von einem gu-

schaft mit meiner Ausschweifung hat, darum bekümmere ich mich nicht. Es ist doch ein transitus.

ten Freunde mitgetheilet worden — genug er ſchreibt ſehr nachdrücklich ſo:

„ Puisque j'ai vu louer tant de faquins il „ m'a pris envie de vous louer auſſi.

Paraphraſis. Dieſe Worte ſind, wie man mir geſagt hat, der Anfang einer Lobrede auf den Schinder und der Autor will dadurch ſo viel ſagen: Da man heutzutage ohnedem gewohnt wäre, alle Narren zu loben, ſo dürfte ſich niemand wundern, daß er den Entſchluß gefaſſet, die Verdienſte des Schinders zu erheben. So wenig man ſich alſo wundern darf, daß ein ſo großer Mann, wie Füretiere, den Schinder gelobet: eben ſo wenig muß es den geneigten Leſer, oder Hörer befremden, daß ich mir vornehme, die gelehrten Schmierer zu loben.

Cauſſa. Denn die Zeiten des Füretiere haben ſich ſo ſehr nicht geändert und ſein Ausſpruch iſt noch immer wahr: j'ai vu louer tant de faquins, d. i. ich habe mein Lebtag gehöret, daß ſo viele Hoch- und Wohlgebohrne, Hoch- und Wohledle, Magnifici, Hoch-

Hoch- und Wohlehrwürdige, Geſtrenge, Veſt- Mann- und Ehrenveſte, Hoch- und Wohlgelahrte, Fährnehme, Fürſichtige, Hochbenahmte, Ehrengeachtete, Kunſterfahrne und Kunſtreiche, Ehr- und Tugendſame, Ehrbare- Hoch- und Wohllöbliche Leute und reſpective Herren ſind gelobet worden — Warum ſolte es nicht erlaubet ſeyn, den Schinder wie Füretiere und die Schmierer, wie ich, zu loben.

Contrarium. Zwar giebt es viele ruchtloſe Gemüther, Freigeiſter und Atheiſten, die ihren verdammten Geifer bei aller Gelegenheit auf dieſe armen Märtyrer des Helikons ausſpeien; allein das iſt ein Schickſal, das ſie mit allen großen Geiſtern gemein haben und ſie ermangeln auch nicht, ſoviel an ihnen iſt, gleiches mit gleichem zu vergelten. Ich meines Orts bin ſo ekel nicht, daß ich dieſen guten Gemüthern und redlichen Herzen ſo verächtlich begegnen ſolte.

Comparatio. Ich lobe sie vielmehr und kan ich ihnen wohl einen gröſſern Lobspruch beilegen, als wenn ich sie Schinder der gesunden Vernunft nenne? denn gleichwie der Schinder sein Handwerk nur an Todten ausübet: so können auch diese groſsen kleinen Geister ihrer Vernunft nicht eher das Fell über die Ohren ziehen, als bis sie todt ist, welches wie vortreflich es sey, jeder einsieht, der weis, das die Vernunft eine Schlange ist, vor deren gifftigen Bissen man, so lange sie lebet, nicht sicher seyn kan.

Exempla. Daher haben sich meine Helden die Schmierer von jeher bemühet, in ihren Schriften alle Vernunft gänzlich auszutilgen, wie man solches in den Fabeln eines E** in den Psalmen und geistlichen, lieblichen Liedern eines St** in den Reden eines E** von Z** und in den satyrischen Schilderungen eines W** deutlich wahrnehmen kan. (*)

Testi-

(*) Mehrere Exempel stehe in den Leipziger gelehrten Zeitungen, vom Jahr 1716. Num. 78. p. 696.

Teſtimonium. Virgil beweiſet die Vortreflichkeit der Schmierer ſehr ſchön; er ſpricht: procumbit humi bos — d. i. Ein Ochſe, der gewiß mehr Vernunft hat, als alle Schmierer, fällt mit aller ſeiner Vernunft auf die Erde. Wer erkennet hier nicht die Schädlichkeit der Vernunft und die Größe derer, die ſie beizeiten tödten und ſchinden.

Concluſio. Wer ſiehet alſo nicht, daß den Schmierern, dieſen Stützen der gelehrten Narrheit alle die Lobſprüche zukommen, die ehemals Füretiere dem Schinder und der Mazister Schw * * dem großen Lahormida ertheilte. Dixi.

Sechzehntes Kapitel.

Fortsezung des Mährchens.

Nach dem Restak einmal einen glücklichen Anfang gemachet, die stotarisische Mode zu verbannen; so wurden durch sein Beispiel viele aufgemuntert, ein gleiches zu versuchen und ihre eigenen Erfindungen an die Stelle der alten zu sezen.

Zinibel ist einer von den berühmtesten Verbesserern der Hutmacherkunst. Er war zwar sonst der stotarischen Hutform nicht gar zu abgeneigt; allein da dieselbe schon ziemlich aus der Mode gekommen war; so sahe er sich genöthiget, auch auf etwas Neues zu denken. Eigentlich hat er niemals einen ganzen Hut gemacht, als den, dessen er sich selbst bediente, welchen aber niemand zu sehen bekam; sondern er theilte unter die Leute nur einzelne Stückchen Filz aus,

die

die sie hernach selbst mit zureichendem Grunde solten zusammen setzen. Sein eigener Hut bestund aus lauter kleinen Dingen, deren jedes, welches zu bewundern ist, vor sich nichts war, und nur erst alsdenn, wenn es mit mehreren zusammenflos, etwas wurde. In den ältern Zeiten waren die Leute so einfältig, daß sie ihre Hüte selbst auffezten und abnahmen. Nesiak sahe das Pöbelhafte von dieser Gewohnheit ein, und brachte er dahin, daß ein großer unsichtbarer Mann, diese Arbeit verrichten mußte. Dem Zimbel aber stund weder das eine noch das andere an. Er verfertigte daher ein Uhrwerk in seinem Hut, vermöge desselben er sich zu eben der Zeit selbst abnahm und auffezte, wenn es eine gewisse Monade, die Zimbel im Kopfe hatte, vor gut befand, daß es geschehen solte. Damit aber die Leute nicht etwa argwöhnisch werden und ihn für einen Zauberer halten mögten, wenn sie sähen, daß sein Hut sich von selbst bewegte; so hatte er seine Hand so gewöhnet, daß sie allemal solche Bewegun-

gen machte, die mit dem Uhrwerke des Hutes übereinstimmten, ob solches gleich an sich nicht nöthig gewesen wäre. Da sein Hut nun so vieles vor andern voraus hatte; so glaubte er, derselbe wäre der beste unter allen möglichen Hüten, und wenn man ihm vorwarf, es wären doch Löcher, Läuse und anderes Ungeziefer darinnen; so antwortete er, dies alles gehörte mit zum besten Hute und sein Hut würde nicht einmal der beste seyn, wenn nicht Löcher und Läuse darinnen wären. Er zeigte dies alles sehr deutlich an einer großen Piramide von lauter möglichen Hüten, die oben ein Ende hatte; unten aber ins unendliche fortgienz. Man wendete ihm ein, es könte doch wohl noch ein Hut in der Welt seyn, der eben so gut wäre, als der seinige; allein das war, wie er glaubte, so lang eine Unmöglichkeit, bis man ihm zwei Hüte zeigen würde, die einander vollkommen ähnlich und gleich wären. Uebrigens hat Zinibel noch viele neue Erfindungen gemacht, deren sich seine Nachfolger, die wir hernach berühren

rühren werden, treflich zu bedienen gewuſt haben. In den lezten Jahren des Zinibel, ſtund ein anderer Hutmacher auf, mit Namen Geridur. Dieſer verfertigte zu ſeiner Zeit die allerdauerhafteſte Arbeit in ganz Deutſchland; weil ſie aber nicht ſo leicht nachzumachen war, wie die Hüte des Zinibel, ſo hat Geridur auch nicht viel Nachfolger gefunden. Seine Hüte wurden alle von gewiſſen Geiſtern gleichſam belebet und der Filz beſtund aus lauter Kügelchen und Nädelchen, die wunderlich mit einander vermiſcht waren.

Siebenzehentes Kapitel.

Eine Ausſchweifung von der Gabe der Weitläuftigkeit.

Die Menge der Wiſſenſchaften iſt durch die Bemühungen der Gelehrten unſers erleuch-

leuchteten Jahrhunderts merklich vermehret worden und es ist beinahe keine Kunst mehr, sie mag so närrisch seyn, als sie will, die man nicht auf eine scientifische Art zu einer Ologie gemachet — ich bedaure niemanden mehr, als die arme Nachwelt, der wir beinahe gar nichts mehr zu erfinden übrig laßen. Bei dieser Fruchtbarkeit unserer Zeiten, wo man sich sogar Mühe gegeben hat, die Kunst verwirrt zu denken, in Regeln zu bringen, wundere ich mich gar sehr, daß noch niemand den Einfall gehabt, die Gabe der Weitläuftigkeit im Denken und Schreiben besonders abzuhandeln, seinem Buche einen griechischen Namen zu geben und dadurch diese vortrefliche Kunst zu einer Wissenschaft zu erhöhen. Aus den Schriften unserer Weltweisen und Kunstrichter würde man die brauchbarsten Regeln haben ziehen können, die innere Stärke in der Kraft des Geistes und der Finger, weitläufig zu seyn, unter den Menschenkindern zu befördern. Daß dieses eine sehr nüzliche und allen Schriftstellern, besonders den pragmatischen,

sehr

sehr einträgliche Wissenschaft sey, wird wohl niemand leugnen. Wenn man die Gabe der Weitläuftigkeit besitzet, so darf man nur einen, ja nur einen halben Gedanken haben, um große Folianten zu schreiben. Und wenn man alsdenn noch so wenig honorarium, oder wohl gar nur die Korrektur bezahlt bekäme, so läuft es doch immer ins Geld und man kan sich damit trösten, daß man das wenige nicht einmal verdienet hat. Aus allen diesen Ursachen und auf das inständigste Zudringen meines Verlegers, meiner kritischen Freunde und auswärtiger Gelehrten, habe ich beschlossen den Weg zur Weitläuftigkeit in einem besonderem System auszuführen. Ich begnüge mich, hier den Titel und Inhalt dieses Werkes den Gelehrten bekant zu machen und zweifele gar nicht an dem Beifall aller derer, die das Beste der Welt und ihrer Mägen patriotisch beherzigen.

Erste

Erſte Gründe

Der geſammten Syrmatologie und Tautologie.

worinnen das Weſen der Weitläuftigkeit und die Regeln derſelben praktiſch vorgetragen werden,
nach der Lehrart der Mathematiker,
auf Verlangen und zum Gebrauch der Philoſophen und Kunſtrichter entworfen.

Inhalt.

Vorrede, darinnen ich mich erſtaunend lobe und auf das heiligſte verſichere, daß dies Buch das erſte und beſte in ſeiner Art iſt.

Einleitung zu dem ganzen Werke, worinnen die logiſchen, metaphyſiſchen; phyſiſchen, moraliſchen, politiſchen, ökonomiſchen und theologiſchen Gründe des ganzen Syſtems feſtgeſetzet werden.

Erſtes Kapitel von dem Nutzen der Weitläuftigkeit in allen Fakultäten- und in dem gemeinen Leben.

Zwey-

Zweites Kapitel von dem angebohrnen Grundtriebe zur Weitläuftigkeit, worinnen zugleich im Vorbeigehen der wahre Sinn des Ausspruchs gezeiget wird: Poetæ non fiunt; sed nascuntur.
Drittes Kapitel von der analytischen Weitläuftigkeit.
Viertes Kapitel von der synthetischen Weitläuftigkeit.
Fünftes Kapitel von der ästhetischen Weitläuftigkeit.
Sechstes Kapitel von den Hülfsmitteln zur Weitläuftigkeit überhaupt.
Siebentes Kapitel von den Schriften, die man lesen muß, um sich die Gabe der Weitläuftigkeit zu erwerben.
Achtes Kapitel von Ausschweifungen.
Neuntes Kapitel von dem Nutzen des Gedachtnisses und der Einbildungskraft.
Zehntes Kapitel von den Regalien.
Eilftes Kapitel von den Locis communibus.
Zwölftes Kapitel von grammatischen und rhetorischen Variationen.

Drei-

Dreizehentes Kapitel von der weitläuftigen Kürze überhaupt und von der mathematischen Lehrart insbesondere.
Vierzehendes Kapitel von der Schädlichkeit der Vernunft bei der Gabe der Weitläuftigkeit.
Fünfzehentes Kapitel sylloge exemplorum aus Salmasens, Kirchners und Gronovs Schriften, aus Lünigs Reichsarchiv, aus Wolfs Natur- und Völkerrechte und verschiedenen akademischen Streitschriften.

Achtzehentes Kapitel.

Fortsezung des Mährchens.

Der berühmteste Nachfolger des Zinibel ist Susilow, welcher den Hut, den er von jenem geerbet, erst in eine rechte kunstmäßige Form gebracht und sich dadurch einen großen Ruhm unter den Hutmachern erworben, dadurch er so

auf

aufgeblaſen wurde, daß er ſich ſogar den allgemeinen Hutmacher des menſchlichen Geſchlechts nennte und alle diejenigen für Narren erklärte, die ſich weigerten, ſeine Hüte aufzuſetzen. Er iſt weiter von dem Zinibel nicht unterſchieden, als dadurch, daß er den Hut deſſelben in lauter kleine Ecken eingetheilet, deren jede mit der andern, wie er vorgab, auf das genaueſte verbunden war, ſo daß, wenn man eine herab ſchneiden wolte, die anderen alle nachfallen würden.

Sufilow war ſo verwegen, daß er ſeinen Hut auch in der Kirche aufſetzen wolte und die Heerſchaaren ſeiner Freunde und Schüler folgten ihm darinnen getreulich nach, und haben deswegen lange mit der Kleriſei proceßiren müſſen, ehe ſie das Recht erhalten, ſich ihrer Hüte auch in der Kirche zu bedienen. Ihre Advokaten haben deswegen große Bücher von dem Nutzen der ſufilowiſchen Hüte in der Kirche geſchrieben. Viele haben ſogar die alten Propheten und Apoſtel mit ſolchen Hüten abmalen laſſen und ein gewiſſer thörichter Hutma-

cher hat in einem dicken Quartanten bewiesen, daß Moses und Aaron sich derselben bedienet.

Dagegen fanden sich viele, die behaupteten, man könte unter einem sufilowischen Hute kein guter Christ seyn, andere besorgten, wegen der vielen Löcher würde er nicht warm genug halten und im Winter wäre man in Gefahr, das Gehirn darinnen zu erfrieren. Uberdies verklagte man den Sufilow, er wäre ein Zauberer und sein Hut hätte die Würkung daß, sobald man ihn auf den Kopf brächte, die Seele sowohl eine Maschine würde als der Leib, da denn dieser jener gar nicht mehr gehorchen wolte. Der König des Landes besorgte großes Unheil und jagte den Sufilow fort. Als aber hierauf ein neuer Regent auf den Thron kam, der gerne sein Land besser bevölkern wolte und einsahe, daß Sufilow viele Leute nach sich ziehen würde; so wurde derselbe wieder zurückberufen und zu dem vornehmsten Hutmacher des ganzen Königreichs ernennet.

Es fanden auch die Sufilowianer Mittel, einige ihrer guten Freunde unter die Kleriſei zu ſtecken und dadurch brachten ſie es ſoweit, daß zulezt ſogar viele Prediger auf der Kanzel ſich mit ihren Hüten ſchmückten und faſt niemand mehr vor orthodox gehalten wurde, der nicht in ihrer Zunft war.

Von dieſer Zeit an haben die Sufilowianiſchen Hutmacher die ganze Welt mit ihrer Arbeit überſchwemmet. Sobald einer Meiſter wurde, ſo machte er ſich ſchon einen neuen Hut, der vor jedem andern etwas voraus haben ſolte; aber in der That waren ſie alle nach einem Muſter zugeſchnitten.

Eben damals lebte auch Mannfoh, ein Schüler des Geridurs und ein ſehr vernünftiger Hutmacher. Seine Arbeit war vortreflich, und vielleicht hätte er den Namen eines Wiederherſtellers der Hutmacherkunſt mit beſſerm Rechte verdienet, als Sufilow. Allein er hatte wenige Kunden, ſtarb frühzeitig; man vergas ſeine Verdienſte, und bewieß dadurch den ſchlechten Geſchmack unſers Jahrhunderts.

Neunzehntes Kapitel.

Eine Ausschweifung an die Herrn Momus und Zoilus (*).

Die Schreiberei allen Leuten recht zu machen, ist den Gelehrtesten bishero unmöglich gewesen, sintemal viel unerforderte Rich-

*) Cf. der neu ausgeputzte, kurzweilige Zeitvertreiber, welcher ausgezieret mit allerhand lustigen Hofreden, lächerlichen Schwänken, artigen Schnaken, nachdenklichen, wohlgerissenen Possen, kurzweiligen Begebnissen, merkwürdigen Geschichten, nützlichen Erzählungen, klugen Sprüchen und wohlgegebenen poetischen Ergötzlichkeiten, die bei lustliebenden Gesellschaften, vertraulichen Kollationen, schlaflosen Nächten, auf Reisen und in friedlichen Zusammenkünften, zu Vertreibung melancholischer Grillen und Verkürzung langweiliger Zeit, können gelesen und fürgebracht werden, aus unterschiedenen Schriften, Büchern, Mittheilungen guter Freunde, täglichen Anmerkungen auf Reisen und in Gesellschaften zusammengetragen, zum fünftenmal vermehret und verbessert herausgegeben.

Richter und Urtheiler mit unbefugtem Klügeln, spöttischem Durchhecheln und überwitzigem Hofmeistern hin und wieder unverschämt aufgetreten, welche alles dasjenige, was zu offenem Druck befördert worden und ihnen zu Gesicht gekommen, spitzfündig getadelt, daß viele daher die Feder auf den Tisch gestoßen, und ferner etwas zu schreiben, gänzlich verredet haben. Solches hätte mich billig, als den geringsten unter allen, von gegenwärtiger Schreiberei abhalten sollen; weil aber etliche unter meinen guten Freunden gewesen, die schon vor vielen Jahren meine geringschätzigen Collectaneen gerne gehabt hätten, und deßwegen zum öftern gebeten, daß ich solche zum Druck befördern möchte; als habe mich endlich dahin bereden lassen, solche aus den Händen zu geben, und mich um einen guten Verleger zu bewerben, welches auch nunmehr durch einen meiner sonderbaren Mäcene dahin gediehen, daß männiglich diese Sammlungen um schlechten Preiß käuflich erhalten kann. Solten sich nun auch etliche ungünstige Momisten finden, die mich dieser Schreiberei halber durchhecheln wür-

den; so getröste ich mich dessen, daß ich nicht der erste, dem solches Tadeln begegnet; sondern daß ich aller Orten meines Unglücks Gesellen antreffen werde. Den diejenigen, welche Häuser an den Weg bauen und Bücher schreiben, sind allerlei Urtheil unterworfen. Dannenhero schreibt auch der weltberühmte und in Gott ruhende Herr Harsdörfer an einem Orte in seinen weltlichen Lehrgedichten:

„ Wer will bauen an die Gassen,

„muß die Leute { lachen, reden, spotten, dräuen, lügen, richten, schänden, schmähen, tadeln } lassen. „

Der müste früh aufstehen, sagt der Deutsche, der jedermann gefallen wolte, und derjenige soll noch gebohren werden, der jedem Menschen es recht machen will.

Jupi-

Iupiter ipſe nequit cuique placere bonus. Jupiter ſelbſt kan es nicht einem jeden eben und recht machen, vielweniger ich und du. Und ſchreibet Apollodorus demnach recht und wohl: μομησεται τις μαλλον η μιμησεται: carpet citius aliquando, quam imitabitur; man kan eher etwas tadeln, als nachmachen.

Es ſoll aber der günſtige Leſer wiſſen, daß ich dieſe meine Schrift meiſtentheils ætate luxuriante, in meinen jungen Jahren bei müſſigen Stunden zu meiner eigenen Ergötzung und Beluſtigung zuſammen getragen, welches ich dergeſtalt verrichtet, daß, wenn ich etwas Ergötzliches gehöret, oder geleſen, ich ſolches ſofort aufgezeichnet, und manche Grille damit vertrieben habe.

Es möchte aber ein Zoilus auftreten, und mir unter die Naſe reiben, ich hätte meine Zeit wohl zu etwas Beſſerm anwenden können. Hierauf gebe ich dasjenige zur Antwort, was Johann Poſthius ſchreibet;

Non iuuat aſſidue libros tractare ſeueros,
Bartole ſiue tuos, ſiue Galene tuos,

Sed licet ad dulces etiam deſcendere luſus
Atque animum doctis exhilarare nugis.

welches Herr Johann Georg Schoch von Leipzig alſo verdeutſchet:

Man kan nicht immer fort, und iſt auch nicht geſund,
Was Hohes nehmen für; Es iſt uns ja vergunt,
Noch andre Luſtbarkeit und oft ein kluger Scherz,
So wiederum in uns erquicket Sinn und Herz.

So ſchreibt auch Bernhardus Mithobius Med. Doct.

Non ſemper triſti ducit ſua tempora vultu
Prudens, ſed curas temperat ipſe locis.

Man kan nicht immerfort betrübt und traurig ſeyn,
Es kommt ein guter Scherz zuweilen auch mit ein.

wozu auch der weiſe Kato ſeinen Beifall giebt, wenn er ſich alſo hören läſſet:

Interpone tuis interdum gaudia curis.

Oder nach meiner geringfügigen Vermutterſprachung:

Den Sorgen miſche du bisweilen Freude an,
Daß dein Gemüthe Müh und Arbeit tragen kan.
Wo Ruhe des Gemüths und Luſt-vermiſchte Zeit,
Da weicht der Lebensfeind, die Traurigkeit bei Seit.

Nächſthin iſt alles, was ich geſchrieben, zu keines Menſchen Schimpf und Verkleinerung ſeines Leumunds gerichtet, ſondern einzig und allein zur Kurzweil aufgeſetzet, welche einem jeden gar wohl vergönnet iſt, nach dem bekanten Vers:

Innocuis ſobriiſque iocis licet omnibus vti.
Scherzen mit Maßen
Iſt wohl zugelaſſen.

Da aber eines und das andere geſchrieben ſeyn ſolte, daß dir gunſtgeneigter Leſer, ſchon bekant wäre; ſo wolleſt du gedenken, daß es hingegen zehen andern unbekant ſeyn mag, und daß ein Buch nicht für einen Mann allein ausgefertiget werde; oder da dich etwas nicht ſo gar ausbündig bedünken ſolte, mögeſt du das Sprüchwort

erwägen, daß auch diejenigen, die mit dem Kaiſer reiten, einander nicht alle gleich ſind, viel minder alle gleich reden und ſchreiben können.

Solte auch zuweilen einiges mit untergelaufen ſeyn, das grob und unhöflich ſcheinen möchte; ſo wird es doch verhoffentlich dermaßen beſchnitten ſeyn, daß man es ſonder Aergerniß und Anſtoß in der lieben Chriſtenheit gar wohl wird leſen und verſtehen können. Es kan nicht alles ſo verblümt gegeben werden, und es ſagen ja die bekanten Verſe:

Si bonus interpres, numquam mala verba nocebunt,
Sin malus interpres, numquam bona verba iuuabunt.

Den Reinen iſt alles rein; bösartige Leute, die gewohnt ſind, alles zu Bolzen zu drehen, können auch das Allerbeſte zum Uebelſten deuten.

Indeſſen aber lebe ich der guten zuverſichtlichen Hoffnung, der günſtige Leſer werde hierüber ein glimpfliches Urtheil fällen, und meiner dabei jedesmal im Beſten gedenken.

Col-

Solte mir aber dieſe Hofnung fehl ſchlagen, ſo werde ich alle die Stunden bereuen, die ich auf die Verfertigung dieſer Schrift gewendet habe, und als ein buſſertiger Autor ausrufen:

O mihi consumtam referat si Iupiter chartam!

Zwanzigſtes Kapitel.

Fortſetzung des Mährchens.

Ich komme nunmehr auf den allerneueſten Zuſtand der Hutmacherkunſt. Die ſufilowiſche Mode fängt ſchon an, alt zu werden und es haben ſich verſchiedene groſſe Hutmacher gefunden, die kühn genug geweſen ſind, dieſelbe für unzulänglich und unbequem zu erklären und zugleich verſprochen haben, etwas beſſeres zu leiſten.

Saredi iſt einer der Vornehmſten unter ihnen. Da er noch jung war, trug er

er auch einen fuſilowiſchen Hut und vertheidigte dieſe Mode mit großem Eifer, als die beſte unter allen möglichen. Nach der Zeit aber ſahe er ein, daß der Hut, den er aus der fuſilowiſchen Manufaktur erhalten, weder feſt auf dem Haupte ſaß, noch dasſelbe recht warm erhielt; ſondern voll von kleinen Löchern und überhaupt ſehr unvollkommen war. Daher flickte und beſſerte er immer daran, wie aber alles nichts helfen wolte, ſo ſchnitt er ihn gar entzwei, warf ihn weg und verfertigte ſich einen neuen, welchen er theils aus ſtotariſchen, theils aus fuſilowiſchen, theils aus Filz von ſeiner eigenen Erfindung auf eine ganz neue Art zuſammenſezte. Erſt machte er ihn ſo künſtlich, daß ihn jedermann vor einen fuſilowiſchen Hut anſahe, der nur etwas dauerhafter wäre, als die gewöhnlichen; ob er gleich in der That gerade das Gegentheil davon war. Dieſes that er deswegen, weil eben zu der Zeit die Fuſilowianer in dem gröſten Anſehen ſtunden, und ſich zu ordentlichen Tyrannen aller möglichen Hüte, wie fern ſie möglich ſind, aufgeworfen hatten. Sie waren ſehr eigenſin-

nig

nig und grob, und wolten nicht leiden, daß jemand einen Hut tragen solte, den sie nicht verfertiget. Saredi betrog sie glücklich, und jedermann hielt ihn anfänglich wenigstens für einen halben Sufilowianer. Da er sich nun einmal dadurch einen großen Namen gemachet; so schnitt er alle noch übrige sufilowianischen Zierrathen, die das Wesentliche seines Hutes bedeckten, von demselben ab, und lies ihn sehen, wie er war. Die Sufilowianer merkten nun, daß sie hintergangen waren; sie ärgerten sich entsetzlich; da sie aber schon viel von ihrem Ansehen verloren hatten, so wusten sie weiter nichts zu thun, als zu schimpfen, worinn sie eine große Stärke bewiesen. Sie wolten überdies behaupten, man könte den Hut des Saredi nicht mit guten Gewissen in der Kirche aufsetzen. Allein man hat sie ausgelachet und ihnen gewisen, daß man sich desselben nicht nur in der Kirche, sondern auch auf dem Rathhause, ja so gar im gemeinem Leben, bedienen kan. Uebrigens sind die saredianischen Hüte sehr dauerhaft, und die Bestandtheile derselben auf das vesteste und ordentlichste zusammengesetzet,

ſetzet, und nach dem Muſter des Stotaris mit ſehr ſubtilen Schnüren verbunden. Daher werden ſie ſehr weit und ſogar in diejenigen Länder verführet, wo man bisher noch immer von keinen andern, als ſtotariſiſchen Hüten, hat wiſſen wollen.

Eſcru, ein anderer berühmter Hutmacher dieſer Zeiten, erbte den Hut des Mannfoh, brachte ihn in eine neumodiſche Form, ſezte ihn auf, that einen ſchwarzen Mantel dazu um, und ſahe in dieſer Tracht ſehr gut aus. Sein Filz kam mit dem ſaredianiſchen ſehr überein, ob gleich die Farbe deſſelben und die Form des ganzen Hutes verſchieden iſt. Die Zünfte des Saredi und Eſcru haben wider die ſuſilowianiſche gemeinſchaftliche Sache gemacht, und die Mitglieder der leztern dadurch ſo in die Enge getrieben, daß, da ſie weiter nichts haben anfangen können, ſie auf den verzweifelten Einfall gerathen ſind, ihre Hüte zu elektriſiren — ob ihnen dieſes viel geholfen habe, davon iſt mir nichts zu Ohren gekommen.

Heut zu Tage ſind auch die Chapeaubas-Hüte ſehr Mode geworden, die man

in alle Gesellschaften, so gar auch bei Frauenzimmer, mitnehmen kan. Sie sind zwar weder dauerhaft, noch bequem, und haben weiter keinen Nutzen, als daß man zuweilen damit spielen kan, wenn man nichts anders vorzunehmen weis — aber sie gehören zur Galanterie.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Kurze Anzeige der Merkwürdigkeiten, die man zu berühren, nicht willens ist.

Wie die Hutmacher mit den Trödlern in beständiger Feindschaft gewesen sind, was für landverderbliche Kriege daher entstanden, wie viel Dinte vergossen worden, was sie für Handwerksgebräuche haben, was sie im Schilde führen, wie viele unter ihnen die fallende Sucht bekommen haben, daß viele Narren unter ihnen sind, daß keine

Thor-

Thorheit so gros ist, die nicht unter ihnen zünftig wird, daß es viele Pfuscher unter ihnen gibt, daß man öfters ihre Hüte zu Pfefferſäcken macht, — et sexcenta alia hätte ich noch können anführen, die ich aber, um nicht meine ganze Weisheit auf einmal auszuschütten, mit Stillschweigen übergehe.

Zwei und zwanzigstes und leztes Kapitel.

Beschluß, nebst einer Anweisung vom gelehrten Winde.

Ich könte nun ziemlich autormäßig von dem geneigten Leſer Abſchied nehmen, nachdem ich denſelben, vielleicht zu ſeinem gröſten Leidweſen, nur allzulange unterhalten. Ich finde mich aber genöthiget, demſelben zuvor noch zweierlei ans Herz zu legen. Erſtlich muß ich mich rechtfertigen, daß ich

in

in meiner ganzen Geſchichte, wie es ſcheinet, kein Wort von meinem Anherrn geſagt habe, dem zu Ehren ich doch die ganze Arbeit unternommen. Allein hierauf dienet zur Antwort, daß ich ihn in der That berühret und ſehr viel Gutes von ihm geſaget, ohne anzuzeigen, daß er es iſt, den ich lobe. Ich habe dies deswegen gethan, damit man mich nicht, wenn ich ihn lobte, einer Parteilichkeit, und wenn ich ihn tadelte, einer Undankbarkeit beſchuldigen möchte.

Zweitens will ich, ehe ich die Feder niederlege, meinen Leſern mit einer vernünftigen Ausſchweifung vom gelehrten Winde aufwarten. Ich will die Natur und das Weſen deſſelben entwickeln, ſeine verſchiedenen Arten und die bekannte Eintheilung deſſelben in gelehrten Oſt- Weſt- Süd- und Nordwind aus einander ſetzen, ſeine Vortreflichkeit rühmen, und praktiſche Kautelen zu vernünftiger Anwendung deſſelben geben. Alles werde ich mit hinreichenden Beiſpielen aus der alten und neuen Geſchichte und mit verſchiedenen Anekdoten erläutern, dabei auch ein patriotiſches Pro-

jekt von Verfertigung einer gelehrten Luftpumpe entwerfen, ſo, daß der Leſer durch meine Anweiſung ſoll in den Stand geſetzet werden, aus dem Stegreiſe einen ſolchen gelehrten Wind zu machen, daß jedermann darüber erſtaunen muß.

Zu dem Ende . . . . vrceus exit.

ENDE

des Mährchens von dem Hute.

IV.

Neues Lehrgebäude von der Seelenwanderung.

Parturiunt . . .

Neues Lehrgebäude von der Seelenwanderung.

Nichts iſt ſo vortreflich, als das Waſſer und nichts ſo glänzend, als das Gold, welches unter allen andern Schätzen, wie ein Feuer in der Nacht hervorleuchtet. Aber du, mein Geiſt, weil du dich den Wiſſenſchaften gewidmet haſt, ſo wiſſe, daß am Himmel nichts herrlicheres, als die Sonne und auf der Erde nichts edleres iſt, als die Philoſophie (*). Wie ſchön iſt es nicht, ein Philoſoph zu ſeyn, Weſen zu ſchmieden, und über das Gebiete der Möglichkeiten und Undinge zu herrſchen! Ich

(*) Eine männliche Nachahmung aus einem gewiſſen Poeten, der Pindarus geheiſſen und vor einiger Zeit mit Tode abgegangen ſeyn ſoll.

ſpüre einen innerlichen Beruf, in einem ſchönen oratoriſchen Meiſterſtücke, nach dem Muſter Erdmann Uhſens, das Lob der Weltweisheit zu preiſen —

Soll ich von deinem Lobe ſingen,
O Weisheit, Weisheit, welch ein Lied!

Ich will es wagen — laus auctoris.

Iſt einer unter den alten klaßiſchen Schriftſtellern, der das Glück hat, Mir, einem ſo erleuchteten Polyhiſtor dieſes Jahrhunderts zu gefallen; ſo iſt es gewiß der witzige, der weiſe, der ſinnreiche, der vortrefliche, der göttliche — und wer denn? — o meine Herren, werden ſie nicht ungeduldig! Ein Redner muß ſich Zeit darzu nehmen, das zu ſagen, was er ſagen will — Horaz iſt der glückliche Mann, der mir ſo ungemein gefällt. Was iſt zärtlicher als ſeine Oden? Was iſt lehrreicher als ſeine Dichtkunſt? Was iſt beiſſender, als ſeine Satyren? Ich geſtehe es aufrichtig, daß ich ihn nie geleſen habe; allein was kan ich davor, daß es einmal ſo Mode iſt, auch von Dingen zu urtheilen, die man nur dem Namen nach kennet? — —

Das

Das war ein Einschiebsel, (*) meine Herren — Diese Erinnerung wäre eben nicht nöthig gewesen — Aber warum nicht? Ist es dem Philosophen erlaubt, seine Sätze allemal bei ihren Geschlechtsnamen zu rufen, so oft er sie brauchet, warum solte es der Redner nicht auch thun? Ich hoffe, es noch dahin zu bringen, daß diese Gewohnheit auch bei andern Dingen landüblich werden soll. Wenigstens würde es nicht übel lassen, wenn sich unsere Herren und Damen künftighin bequemen wolten, ein jedes Pas, das ihre vernünftigen Füße nach den zureichenden Gründen der Tanzkunst machen, durch seinen technischen Namen vorher zu verkündigen — Rückpas — — Schottischpas — — Seitenpas — — ad formam Grundsatz — Lehrsatz — Heischesatz —

Doch wo gerathe ich hin? wolte ich nicht die Philosophie loben? ad Rhombum — Dieser vortrefliche Horaz, mein Lieblingsautor, sagt, wie ich aus Seibolds Sprüchwörtern gelernet habe, an irgend einem Orte:

(*) Lateinisch Parenthesis.

Felix, qui potuit rerum cognoſcere cauſſas! Er will durch dieſen ſchönen Ausſpruch nicht nur anzeigen, daß alles ſeinen zureichenden Grund habe, ſondern auch, daß derjenige ſehr glücklich ſey, der dieſe vortrefliche Wahrheit in ihrem ganzen Umfange erkenne. Und dies iſt das Unterſcheidungsſtück eines Philoſophen — Iſt denn meine Chrie ſchon alle? Nein, beileibe nicht! Ein Zeugniß, ein Gleichniß und ein Beiſpiel muß ich noch bringen, ehe ich auf eine kunſtmäßige Art beſchließen kan. Sagt nicht der Fürſt der Poeten:

O Corydon, Corydon, quæ te dementia cepit!

Ich weis zwar nicht, wie ſich dieſe Worte hierher ſchicken. Unterdeſſen aber muſte ich doch ein Zeugniß haben und es iſt ja ohnedem eine gelehrte Gewohnheit, überall Stellen der alten Skribenten anzuführen, ſie mögen ſich ſchicken, oder nicht. Nun das Gleichniß. Ich martere mich lange, ehe ich eines finde — Jezt habe ich es. Gleichwie der Löwe ein grimmiges Thier und der König der Thiere iſt: alſo iſt der Philoſoph ein grimmiges — beileibe nicht;

der König unter den Gelehrten iſt er. Es fehlet nur nichts mehr, als ein Beiſpiel. Ich könte mich ſelbſt anführen; allein aus Beſcheidenheit will ich es nicht thun, da ich ohnedem noch genug von mir werde zu reden haben. Ich will daher nur den Pythagoras nennen und nun kan ich es meinen Leſern auf eine gelehrte Manier beibringen, daß ich heute von der Seelenwanderung reden werde. Ob ich das nicht gleich hätte ſagen können, ohne ſo viele Umſtände zu machen? Nein! das wäre ſehr pöbelhaft geweſen. Ich muſte nothwendig vorher vom Waſſer, vom Golde, von der Sonne, von Erdmann Uhſen, vom Einſchiebſel, vom Seitenpas, von Heiſcheſätzen, von zureichenden Gründen, vom Virgil und Korydon, vom Löwen, vom Pythagoras und von mir ſelbſt reden, ehe ich auf eine ſchriftſtelleriſche Art ſagen konte, daß ich ein neues Lehrgebäude von der Seelenwanderung entwerfen will. Pythagoras ſoll eine ſolche Meinung erfunden haben, die aber noch mit vielen Irrthümern vermiſchet und ſehr mangelhaft iſt. Ich habe dieſer Sache nachgedacht und

endlich eine Hypotheſe erfunden, die ganz nagelneu iſt und mit der Pythagoräiſchen nichts als den Namen gemein hat.

Damit ich recht philoſophiſch denke, ſo will ich gleich anfangs einen Saz erörtern, welcher der Grund meines ganzen Syſtems iſt. Ich behaupte nämlich: Alle Körper, auch die ſogenanten lebloſen Dinge, haben vernünftige Seelen. Es iſt nöthig, daß ich ſogleich und ehe ich noch meinen Saz beweiſe, einen Einwurf hinweg räume, der mir dawider könnte gemachet werden. Man möchte mir nämlich die Erfahrung entgegen ſetzen und ſagen, man nähme an den angeblichen lebloſen Dingen nichts wahr, was von einer vernünftigen Seele zeugte. Allein dieſer Zweifel iſt zu ſchwach, meine Meinung zu entkräften und auf eben dieſe Art wolte ich auch beweiſen, daß viele Menſchen keine Seele wenigſtens keine vernünftige, hätten. Was nehmen wir Z. E. an Junker Hanſen wahr, das von einer Seele zeugen ſolte? Er iſſet und trinket, das iſt gewiß. Aber muß man eben eine Seele haben, um eſſen und trin-

trinken zu können? Er schläft auch, oder wenn er wachet, so fluchet er zuweilen und prügelt seinen Kutscher. Was sind aber das für Zeugnisse von einer vernünftigen Seele? Hat man können gewisse Maschinen machen, die aussehen, wie Enten, geschnattert, wie Enten und gefressen, wie Enten; so könte man ja auch wohl eine Maschine machen, die aussähe, wie Junker Hans, äsfe und tränke, wie Junker Hans, schliefe, wie Junker Hans, fluchte, wie Junker Hans, und den Kutscher prügelte, wie Junker Hans. Ich glaube, durch dieses einzige Beispiel den Zweifelsknoten völlig aufgelöset zu haben. Die Vernunftlehrer pflegen diese Widerlegungsart die refutationem per instantiam zu nennen, welches der Einfältigen wegen hat müssen angemerket werden.

Nun ist es Zeit, meinen Saz durch einen gründlichen und kräftigen Beweis zu unterstützen.

Mein Argument ist eben das, wodurch man darthut, daß die Weiber Menschen sind. Alle diejenigen Dinge, die

die eine Geschicklichkeit besitzen, vernünftige Geschöpfe in sich verliebt zu machen, müssen auch selbst vernünftige Seelen haben. Sonst würde man annehmen müssen, daß in der Wirkung mehr, als in der Ursache seyn könnte, welches einem der ersten metaphysischen Grundsätze widerspricht. Nun behaupte ich, ein jeder Körper, er mag so schlecht seyn als er will, hat diese Geschicklichkeit, vernünftige Geschöpfe in sich verliebt zu machen. Was bringt nicht oft eine Dose für erstaunende Würkungen, in dem Seelchen eines Stutzers hervor! Ein Fächer ist einer Frau oft lieber, als ihr Mann und was hat ein Sak mit Dukaten nicht für eine Fertigkeit, die Gemüther der Menschen an sich zu ziehen? Sogar die schlechtesten Dinge in der Welt, eine Hand voll Erde, ein Fuder Mist und dergleichen haben dieses Talent, sich die Herzen eigen zu machen. Wäre dieses wohl möglich, wenn sie keine vernünftige Seele hätten?

Ich glaube nicht nur, daß es unmöglich ist, sondern sogar, daß diejenigen

gen das menschliche Geschlecht auf das äußerste beschimpfen, die das Gegentheil verfechten Was wäre das für eine Schande für vernünftige Thiere, wenn sie sich in solche Dinge verliebten, die weit unädler, als sie selbst, sind?

Mein Beweis ist allgemein und schließt sowohl die sogenanten leblosen Dinge, als auch die vor unvernünftig ausgeschrieenen Thiere mit ein. Von diesen ist es viel leichter zu beweisen, daß sie vernünftige Seelen haben. Wie würde sich sonst Amourette so sehr bei ihrer Herrschaft haben einschmeicheln können, daß sogar die gnädige Frau ihren Mann lieber missen würde, als die allerliebste Amourette. Ein Reuter wäre oft übel daran und mancher würde den Hals brechen, oder ersaufen, wenn sein Pferd nicht vernünftiger wäre, als er. Ich wüßte nichts, was man wider diese augenscheinliche Argumente mit Grund einwerfen könnte.

Beiläufig kan ich nicht umhin, anzumerken, daß eben diese Lehre auch die Wahrheit der Meinung von einer allgemeinen

meinen Weltseele bekräftiget. Die Welt ist eben sowohl ein Körper, als eine Dose, und hat eben die Geschicklichkeit, Menschen in sich verliebt zu machen. Wer sieht also nicht ein, daß sie auch eine Seele haben muß? Ich glaube aber, daß sich diese Weltseele von Zeit zu Zeit verändert, und daß diese Veränderung der wahre Grund von den Epochen der Mode und von der Verschiedenheit der Weltalter ist, davon ich an einem andern Orte geredet habe. Nachdem die Weltseele barbarisch oder gesittet, tändelnd, oder kritisch, fabelhaft, oder elektrisch ist: nachdem haben wir barbarische, gesittete, tändelnde, kritische, fabelhafte, oder elektrische Zeiten.

Ich habe also hinreichend bewiesen, daß alle Körper vernünftige Seelen haben. Woher bekommen sie aber dieselben? Die Antwort auf diese Frage liegt in der Hypothese, die ich erklären will. Meine Meinung ist nämlich diese: Die Seele eines jezt Verstorbenen wandert in ein anderes Ding, und zwar in dasjenige, welches der Verstorbe-

ne

ne nächst sich am meisten geliebet, es sey ein Mensch, oder ein Vieh, oder ein sogenantes lebloses Geschöpf, in welchem gesagte Seele so lang verbleiben muß, bis entweder das Ding untergehet, oder ein anderer stirbt, der es eben so sehr oder noch hestiger geliebet, als jener.

Daß dieser Vermuthungs-Satz höchst wahrscheinlich, ja beinahe gewiß ist, zeige ich so: Die scharfsinnigsten Weltweisen haben von jeher behauptet, daß der lezte Zweck und die gröste Glückseligkeit des Menschen die Vereinigung desselben mit seinem höchsten Gute sey: Da aber die Menschen so verschiedene Gesinnungen haben, so ist es unmöglich, daß nur ein höchstes Gut für alle vorhanden; sondern ein jeder hat sein eigenes und das höchste Gut eines Menschen ist dasjenige, was er außer sich am meisten liebet. Da nun der Tod die Erlösung von allem Uebel und der Weg zur höchsten Glückseeligkeit ist; so folgt, daß ein jeder Mensch, wenn er stirbt, dadurch mit seinem höchsten Gute, d. i.

mit

mit dem ihm im Leben am meiſten lieb-gewesenen Dinge vereiniget werde. Dieſe Vereinigung betrift entweder den Körper, oder die Seele. Das erſte iſt falſch. Denn der Körper an ſich iſt keiner Glückſeeligkeit fähig, und wird überdies nach dem Tode mit dem Sarge und Grabe vereiniget, welche Dinge wohl nicht leicht ein Menſch bei ſeinem Leben am meiſten geliebet. Folglich muß dieſe Vereinigung die Seele angehen, und die Seele eines Verſtorbenen muß alſo in dasienige Ding fahren, welches er bei Lebzeiten für ſein höchſtes Gut gehalten. Q E. D.

Man könte mir einwerfen, auf dieſe Art würde ein Ding mehr als eine Seele bekommen, indem es doch vorher ſchon eine müſte gehabt haben, zu welcher hernach noch eine neue käme, und

Seele + Seele = 2 Seelen.

Ich antworte auf eine doppelte Art. Erſtlich habe ich in meiner Hypotheſe angenommen, daß allemal die vorige Seele ausfähret, wenn die folgende ihren Einzug hält. Es bleibt alſo jedesmal

in

in einem Dinge nur eine Seele. Zweitens aber würde es auch vielleicht so gar ungereimt nicht seyn, in einem Dinge mehrere Seelen zu setzen. Viele Weltweise haben dem Menschen mehr als eine Seele zugeschrieben, und ich bin selbst ihrer Meinung, nur auf eine andere Art. Ich glaube nämlich, daß jeder Mensch zwo Seelen hat, eine närrische und eine kluge, deren jene dieser gemeiniglich sehr überlegen ist. Beide aber sind unzertrennlich mit einander verbunden; wo die eine ist, da ist die andere auch.

Man könte mir ferner einwenden; daß, wenn es wahr wäre, daß unsere Seelen durch mehrere Körper gewandert, sie sich dessen doch erinnern müsten, und man könne aus dem Mangel dieses Andenkens sicher auf die Falschheit meiner Meinung schließen. Allein ich nehme an, daß, so bald die Seele aus einem Körper ausfähret, sie in eine tiefe Indolenz verfället, und ihr Bewustsein gänzlich verlieret, welches sie nur erst bei ihrem Eintritte in den neu-

en Körper wieder bekömmt. Es kan nicht anders seyn, als daß in diesem Seelenschlafe alles Angedenken des vorigen Seyns verlöschen muß. Es wäre auch nicht einmal gut, wenn wir alle die Körper wüßten, die wir ehemals beseelet — wie würde mancher, der jezt ein großer Mann ist, sich schämen, wenn er wüßte, daß seine hochgeborne Seele vorher einen Misthaufen bewohnet!

Damit ich meine Hypothese brauchbar und pragmatisch mache; so will ich dieselbe auf einige meiner guten Freunde anwenden, und aus derselben nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit herleiten, welchen Körper ein jeder mit der Zeit etwa beleben mögte.

Ananias Sausewind ist, wenn man ihm glauben will, welches nicht mehr als billig ist, da er sich doch selbst am besten kennen muß, der gröste Polyhistor aller Jahrhunderte. Man mag reden, wovon man will, so ist er zu Hause, und weiß alle Skribenten an den Fingern her zu erzählen, die von dieser Materie geschrieben haben. Vor ein paar

Jahren

Jahren war er noch bei weitem der Mann nicht, der er jezt ist. Aber von der Stunde an, da er von einem alten Vetter eine ziemliche Bibliothek, in welcher auch Moreri Lexikon war, geerbt hat, ist er so gelehrt geworden, wie wir ihn sehen. Eben dieses Lexikon ist, nächst seiner eigenen polyhistorischen Majestät, das Liebste, was er in diesem Jammerthale hat, und allem Ansehen nach wird seine Seele dereinst dieses schöne Buch beleben.

Valten Felapton, ein großer Vernunftkünstler, wird weder in Scheibleins Logik, wie einige vermuthen, noch, wie andere glauben, in den Esel des Buridans fahren; sondern nach seinem Tode auf der Prädikamenten-Leiter geradeswegs in die Hölle steigen, und daselbst von der Zankgöttin in ein Sophisma verwandelt werden.

Anastasius Ungewitter, P. P. O. hält so viel von der künstlichen Pyramide der möglichen Reihen der zugleich seyenden und auf einander folgenden Dinge, die unter einander verknüpft sind,

daß ich nicht zweifele, seine abstrakte Seele werde dereinst diese Pyramide zur Wohnung erwählen und derselben viel Ehre machen.

Gabriel Senf, ein Hobbesianer. Seine Seele fährt in den Leviathan.

Siegfried Kannegießer hat schon so lange auf seiner Studierstube an dem Gleichgewichte von Europa gekünstelt, daß ich gewiß glaube, wofern er dasselbe noch zu Stande bringet, wird er vor Freude sterben, und seine Seele in ein Projekt verwandelt werden.

Sebastian Blasebalg trägt sehr viel zur Aufnahme des schönen gelehrten Windes bei, und machet so viel elektrische Versuche, daß seine Seele gewiß einmal entweder in eine Luftpumpe, oder in ein Stück Siegellak fahren wird.

Dem Herrn Doktor Rubus könte man keinen grösseren Possen thun, als wenn man das Ding, das in ihm denkt, nach seinem Tode in den leeren Raum verwiese, dessen gröster Feind er jederzeit gewesen ist. Da sich aber seine eigensinnige vorstellende Kraft der Welt

schwer-

schwerlich dazu wird bewegen lassen; so soll sie zur Strafe den großen Zirkel beleben, der entstehet, wenn eine bewegende Kraft die andere anstößet, und diese die eingedrückte Bewegung durch alle anliegende Monaden fortpflanzet.

Der Herr Magister Hyppolitus a Cathetis ist ein Mann, aus dem man nicht klug werden kan. Ich habe seinen Charakter noch nicht so weit ergründet, daß ich gewiß sagen könte, ob seine Seele dermaleinst in eine Hyperbel, oder in den Schwanz eines Kometen, oder in die bacillos nepperianos fahren wird. Eins von den dreien geschiehet gewiß und damit mag der geneigte Leser einstweilen vorlieb nehmen.

Icilius Lindwurm bezeiget so viele Hochachtung für alles was alt ist, besonders aber für alte Pergamente, daß ich seiner Seele gewis die Fragmente des Livius, wenn man sie nur erst gefunden hätte, zur künftigen Wohnung anweisen würde.

Isaac Todtenkopf, ein eifriger Verehrer der alten Steinmetzen, Töpfer und Münzmeister, wird seine Seele dem Leichensteine eines patriotisch-gesinnten römischen Schuhmachers überliefern, den er als die einzige Frucht seiner welschen Reise mit in unser geliebtes Vaterland gebracht, und von dessen Materie, Form, Beschaffenheit, Zierrathen, Aufschrift und Einkleidung er ein gelehrtes Werk unter der Feder hat.

Was aber anbelanget den weltberühmten Schulmann, Thomas Ochsen, so sind die Gelehrten noch nicht einig, ob sie, wenn Gott über ihn gebieten solte, seiner Seele den fruchtbringenden Donat, oder Sanctii Mineruam zu ihrer Wohnung anweisen sollen.

Michael Enak, ein Hochwürdiger, in Gott andächtiger und orthodoxer Mann, hat sich immer sehr um die Ketzergeschichte verdient gemacht. Er schimpfet zwar auf die rohen Gemüther, welche neue Meinungen, d. i. Ketzereien ausbrüten; in der That aber ist er diesen Leuten sehr gut, und weis es einem jeden großen Dank,

der ihm Gelegenheit giebt, ſein Ketzerlexikon zu vermehren. Seine Seele wird alſo in einen Ketzer fahren.

Veit Krumholz, des geiſtlichen Gerichts Beiſitzer und zu Ehe- und Gewiſſensſachen verordneter Kommiſſär, hat ſich die Mahlſchätze der Verlobten, die, ehe ſie noch das geiſtliche Hochzeitprivilegium erhalten, ſich ſchon der Rechte des Eheſtands bedienen, d. i. uneins werden, zu dem einzigen Gegenſtande ſeiner Hochachtung erwählet. Wo ſeine Seele unter dieſen Umſtänden hinkommen werde, iſt leicht zu erachten.

Sebaſtian Ablaß wird die Gewogenheit haben und ſeine Seele in einen Beichtpfennig ausblaſen. Wofern er dieſes nicht thun wolte, ſo ſtehet ihm ein Bierkrug oder eine von ſeinen Mägden zu Dienſten.

Der praktiſchen Seele des S. T. Hrn. Nikol Koder kan ich wohl kein gröſſeres Vergnügen machen, als wenn ich ihr den werdenden Körper eines künftigen, ſchwerbeladenen Urthelsbothen zu ihrer Wohnung einräume.

Die Seele des Herrn Esau Haberecht will ich der wächsernen Nase der Justiz, welche sein liebstes Handbuch ist, bestens empfehlen.

Herr Polikarpus Nimms, Amtmann allhier, findet sein gröstes Vergnügen an den krummen Händen der streitenden Partheien. Weil aber dieser krummen Hände so viel sind, so weiß ich nicht, ob ich seine Seele in die krümmsten oder in die letzten verweisen soll, die man ihm vor seinem seeligen Ende machen wird. Sie mag also gehen, wohin sie will.

Das einzige Labsal des Hrn. Doktor Theriaks in dieser letzten betrübten Zeit sind seine Patienten. Da ich ihm eben nicht gar zu günstig bin, so hätte ich fast Lust, seine Seele in eine Purganz, oder in die Würkung derselben einzuquartiren, welches nur nach meinen Grundsätzen nicht wohl angehet. Weil er aber gewohnt ist, täglich wenigstens einen seiner Patienten zur ewigen Ruhe zu befördern, und ich nicht zweifle, daß er auch noch bis auf den letzten Tag vor seinem eigenen Ende in

die-

dieſer löblichen Gewohnheit fortfahren wird; ſo weis ich kein beſſer Mittel, ſeiner Seele unter zu helfen, als wenn ich ſie in den letzten Patienten ſetze, den er nach den Regeln ſeiner Kunſt vom Leben zum Tode bringen wird.

Marx Bombe, ein alter erfahrner Kriegsknecht, ſchicket ſeine Seele in die Winterquartire bei einem reichen Bauer.

Levi Schmuel, ein Münzjude, deſſen Beutel ſein beſter Herzensfreund hienieden iſt, hat ſich bei dem letzten Geldwechſel ſo viel erworben, daß ſeine Seele ſehr undankbar ſeyn würde, wenn ſie ſich weigerte, in einen Mittelſachſen zu fahren.

Die Seele des Herrn David Banko muß, ſie mag wollen oder nicht, in einen Steuerſchein.

Servatius Lilleput, mein Nachbar, findet ſo viel Vergnügen daran, ſich gegen baare Bezahlung von ſeinen Verdienſten etwas vorlügen zu laſſen, daß er gewiß ſeine Seele dereinſt in die auf ihn gedruckte Leichenpredigt, oder in ein Trauergedicht abgeben wird. Es kömmt nur darauf an, welcher am beſten und erbaulichſten

lügen kan, der Beichtvater, oder der Poet.

Der Herr von Kraut wird die Gnade haben und in seinem letzten Stündlein seine Frau Gemahlinn dem Willen des Herrn, seine Hure dem Schulmeister, seinen Leib den Maden, und seine hochadeliche Seele dem Wallachen zu vermachen, der jetzt der gröste Gegenstand seiner Zärtlichkeit ist.

Die Seele des Herrn von Süß, die immer die Bequemlichkeit geliebet, will ich nicht weit bemühen. Sie hat die Wahl, ob sie in eine Pastete, oder in ein Kanapee fahren will. Ich dächte, das letzte wäre das beste.

Derr Herr von Rosenroth mag mit seiner Seele machen, was er will. Sagen sie, Herr Baron, soll dieselbe in ihrer Dose, oder auf den Schminkpflästerchen der göttlichen Rosamunde wohnen? Mir ist es einerlei.

Hans Bart, ein großer, entsetzlich starker Geist — weil er ganz Geist, oder, wie er saget, ganz Materie ist, so kan seine Seele nicht von dem Körper getren-

net

net werden; sondern ich will davor sorgen, daß er nach seinem Tode mit Haut und Haar in ein Bonmot soll verwandelt werden.

Die Frau von Isegrim mag immer in ihren Joli fahren.

Die Poeten, die ich kenne, werden nach ihrem Tode verschiedene Gestalten annehmen. Christoph Bengel wird ein Haberrohr und der Mag. Phädrus eine Eyerkatze beseelen.

Scholion 1.

Es ist kein Zweifel, daß alle diese Narren wieder in sich selbst zurückfahren würden, wenn man ihnen ohne Einschränkung erlauben wolte, nach ihrem Tode in dasjenige Ding zu wandern, was ihnen sonst am liebsten gewesen. Daher habe ich mit Fleiß die Selbstheit eines jeden von meiner Hypothese ausgeschlossen, weil die Unsterblichkeit der Narren nicht eben zur besten Welt gehöret.

Scholion 2.

Es ist merkwürdig, daß man noch kein Beispiel hat, daß die Seele eines Mannes in seine liebe Hälfte, oder die Seele dieser in jenen gefahren wäre.

Scholion 3.

Wo meine eigene Seele dereinst hinfahren wird, befinde ich nicht für rathsam, zu untersuchen; sondern ich will die Entscheidung dieser Frage dem geneigten Leser überlassen.

ENDE

des neuen Lehrgebäudes von der Seelenwanderung.

V.

Umſtändlicher Beweis,

daß

im heiligen

Römiſchen Reiche

viele Narren

ſind.

Redeunt Saturnia Regna.

Vorrede.

Sowohl unſere Schriftſteller, als auch diejenigen Leute, die in Geſellſchaften das Wort führen, theilen ſich in zwo Sekten. Einige wiſſen, daß dieſe Welt die beſte unter allen möglichen Welten und unſer Jahrhundert das beſte unter allen möglichen iſt; überall bemühen ſie ſich, dieſe große Wahrheit auszubreiten und unſeren Zeiten den Ruhm zu befeſtigen, daß ſie beſſer, geſitteter und erleuchteter ſind, als alle verfloſſene Weltalter. Andere hingegen, die vielleicht mit ſich ſelbſt nicht zufrieden ſind — Miſanthropen und Sonderlinge, ſuchen ſich dadurch ein wichtiges Anſehen zu erwerben, daß ſie ſtörriſch behaupten, die Welt würde von Zeit zu Zeit ſchlimmer und die Epoche, in welche uns das Schickſal aufbehalten hat, wäre gerade die lezte und ſchlimmſte unter allen.

Wenn

Wenn es wahr iſt, was ſie täglich mit vielen Seufzern einſchärfen, ſo iſt keine Religion, keine Tugend, keine Ehrlichkeit mehr unter den Menſchen. Die Wahrheit hat unſere Fluren verlaſſen und das, was wir noch Tugend nennen, iſt ein Schattenſpiel an der Wand, eine Komödie, die das Laſter unter einer feinern Geſtalt auf Unkoſten unſerer Glückſeligkeit mit uns ſpielet. Man würde ſehr irren, wenn man die Sprache dieſer Leute vor ein Zeichen ihrer Demuth halten, oder glauben wolte, ſie rechneten ſich auch mit unter die Zahl der Blödſinnigen, die zur ſchlimmen Welt gehören. Das ſey ferne! Sie ſind die Edlen, die die Vorſicht noch für unſer Jahrhundert geſparet; die Tugenden haben nur deswegen den übrigen Theil der Erde geräumet, um ſich bei dieſen großen Geiſtern zu verſammeln und ich glaube, ſie wären nicht halb ſo vergnügt mit ſich ſelbſt, wenn alle Welt ſo moraliſch gebildet wäre, wie ſie zu ſeyn ſich heimlich rühmen.

Da ich auf dem Titel verſprochen habe, in einer gründlichen Abhandlung darzuthun, daß im heiligen Römiſchen Reiche deutſcher

Nati-

Nation viele Narren sind; so könte man leicht auf die Gedanken gerathen, ich gehörte auch unter diejenigen Leute, die nichts reden würden, wenn sie nicht das Recht hätten, sich über den gegenwärtigen schlimmen Zustand der Welt zu beschweren. Diesen Verdacht muß ich von mir ablehnen und ich setze also diese Vorrede als ein Auffenwerk voran, um mich vor allen Angriffen des Momus und Zoilus in Sicherheit zu stellen. Ich urkunde nämlich, bekenne und schwöre bei meiner Autorschaft, daß ich zu denjenigen will gerechnet seyn, die unser Jahrhundert für das beste unter allen andern halten, und, da ich nichts ohne Grund annehme, und solches auch von andern nicht verlangen kan, so ist mein Endzweck, in dieser Vorrede auf das Deutlichste zu zeigen, daß unsere Zeiten so vortreflich sind, als sie nur seyn können und erleuchteter, als alle vorige Jahrhunderte.

Es ist bekannt, daß man die Zeiten in göldene, silberne, eherne, eiserne und bleierne einzutheilen pfleget und die meisten Sonderlinge behaupten von den unsrigen, daß sie höchstens noch etwa bleiern sind.

Ich will das Gegentheil beweisen und sehr scientifisch darthun, daß unsere Epoche eben so gölden ist, als die saturnische, und daß die Güte der Zeiten nach dem Maaße steiget, wie der innere Werth der Münzen abnimmt.

Da ich dieses Vorhaben ausführen will; so sehe ich mich genöthiget, zuweilen einen Blick in die deutschen Alterthümer zu thun, um die alte Welt mit der heutigen zu vergleichen — und hier komme ich in ein Feld, das die gröſten Reize für mich hat.

Mein Herr Rektor, welcher ein grundehrlicher Mann und gar nicht zum Lügen gebohren war, hat mir ehemals in meinen priscianischen Jahren die Kenntniß der Alterthümer als die vornehmste Vollkommenheit eines Gelehrten angepriesen. Der liebe Mann hatte Recht, und die Stunden reuen mich noch immer nicht, die ich auf die Erforschung der Antiquitäten verwendet habe. Seit vierzig Jahren ist dies meine tägliche Beschäftigung gewesen, ob ich mich gleich durch die Spöttereien hätte können irre machen lassen, welche die heutigen

Frei-

Freigeister und Atheisten wider diese meine Lieblingsarbeit ausspeien. Die verdammten Poeten! ich rühre keinen wieder an — Neulich liehe mir ein guter Freund eine solche gereimte Skarteque; ich hatte sie kaum aufgeschlagen, so fand ich folgende Injurien, die ich allen meinen Miebrüdern zur Warnung hier anführen muß:

Wenn in der Tracht des Barden der modernde Pedant,
Halb Inschrift und halb Urne, ganz Rom und Griechenland,
Mit Runzeln ohne Zahl und tiefgebeugtem Rücken
Und Augen voller Grimm, aus knotichten Parücken
Steif drohend vor sich schauet — dann fliehn die Grazien —

Nein — weiter kan ich unmöglich lesen — wer wolte sich da nicht ärgern — bald wäre ich in eine Ohnmacht gefallen — die verfluchten Verse — Ins Karlsbad gehören sie! Jedoch ich kehre mich nicht an diese Kalumnianten und Ehrendiebe; allen kleinen Geistern zum Trotze fahre ich fort, Alterthümer zu suchen.

Bis hierher bin ich mit meinem Hrn. Rektor obsoleten Andenkens noch vollkommen einig. Da ich aber ein Autor nach der Mode bin und folglich doch auch meine eigenen Meinungen haben muß; so nehme ich mir die Freiheit, zweierlei an diesem großen Manne auszusetzen. Zuerst kan ich ihm das nicht vergeben, daß er aus allzugroßer Neigung für das Alterthum, sich selbst und die Zeiten, in welchen er lebte, gänzlich vergas. Wenn man von Dingen redete, die nicht wenigstens einige hundert Jahr alt waren, da war er so stumm, wie eine Statue. Soviel konte er sich noch zur Noth erinnern, daß vor einiger Zeit ein gewisser Luther gelebet, der willens gewesen, den Pabst zu stürzen; ob das aber würklich geschehen und was wir heut zu Tage vor eine Religion haben, das wuste er nicht. Die türkische Geschichte war ihm bis auf die Belagerung von Konstantinopel bekant; ob aber diese Stadt damals erobert worden, oder ob die Belagerung noch dauerte, darum bekümmerte er sich wenig. Aber davor wuste er auch, wie Jupiter Hammon ausgesehen und wie

er

er selbst würde ausgesehen haben, wenn er vor zwei tausend Jahren gelebt hätte. Das weis ich alles auch; aber meine Liebe zu dem, was alt ist, verhindert mich nicht, auch auf die neueren Begebenheiten ein wachsames Auge zu haben, und in diesem Punkte unterscheide ich mich also von meinem Vorgänger. Zweitens war das etwas unverantwortliches von meinem Herrn Rektor, daß er sich mehr um die Alterthümer der Griechen und Römer, als um die der Deutschen bekümmerte. Billig hätte er mehr Liebe für sein Vaterland haben sollen. Ist denn ein alter Barde nicht eben so ehrwürdig, als ein römischer Zeichendeuter? Ich meines Orts habe in diesem Stücke patriotischere Gesinnungen. Ich weis nicht, wie die Pantoffeln der Römer aussahen, nichts vom Barfusgehen der Alten, oder von den Mahlzeiten der Griechen. Ich habe vielmehr die Gebräuche des alten Deutschlands untersuchet, und ganz Deutschland solte mir für meine Mühe verbunden seyn. Wenigstens kan ich mir doch wohl mehr einbilden, als ein Duns, der sich seine ganze Lebenszeit hin-

durch mit Quidditäten herumschlägt, oder als ein Narr, der alles elektrisiren will; was ihm vorkommt. Solten denn nicht die Alterthümer nützlicher seyn, als die vielen —iken —miken und —ologien, die das Land überschwemmen? Dieser vortrefliche Gedanke bringt mich auf eine meiner Profession sehr gemäße Ausschweifung von dem Nutzen der Alterthümer . . . . . Doch das habe ich nur im Vorbeigehen erinnern wollen.

Aber wo gerathe ich hin? wo mir recht ist, so wolte ich eben eine Vergleichung zwischen den vorigen Zeiten und den unsrigen anstellen, um den Vorzug der lezten zu zeigen, da ich durch eine kleine Ausschweifung unterbrochen wurde. Ich komme also nun zu meinem Vorhaben zurück.

Das Herz im Leibe möchte mir bluten, wenn ich daran denke, daß alle unsere Vorfahren blinde Heiden und Götzendiener gewesen sind. Vermöge meiner strengen Orthodoxie, davon ich einen ziemlichen Vor-

rath

rath beſitze, muß ich ſie nothwendig alle verdammen, ſo ehrliche Leute ſie auch immer mögen geweſen ſeyn. Dieſes iſt zwar nur von dem eisgrauen Alterthum zu verſtehen; denn es iſt ſchon eine ziemliche Zeit, daß das Chriſtenthum durch den Dienſt des großen Karls auch in unſern Gegenden ausgebreitet worden. Aber was war das vor ein Chriſtenthum? war es nicht leider das blinde Pabſtthum, in welchem nach allen ſymboliſchen Büchern ſo wenig ein Menſch ſelig werden kan, als unter den Heiden? Endlich fieng ſich eine glücklichere Periode an. Durch die Bemühungen eines Luthers und anderer großen Leute wurde die reinere Lehre wieder hergeſtellt — aber dieſe Religion, ſo wahr ſie iſt, ſo rauh, ſchwer und wenig galant iſt ſie. Es iſt ein Beweis von der Erleuchtung unſerer Zeiten, daß nur noch wenig Leute übrig ſind, die Geduld genug haben, ihre Nacken unter ein ſo ſchweres Joch zu beugen. Wir haben zur Ehre unſers Jahrhunderts jetzt ganz andere Religionen — die freie — die galante — die Don Quichottiſche —

das sind die drei herrschenden Religionen im heiligen römischen Reiche.

Die freie ist die Religion derjenigen großen Geister, die weiter sehen als der Pöbel, die sich mit ikarischen Fittichen über die Vorurtheile empor schwingen und allzustark denken, um eben das zu glauben, was auch ein Bauer vor wahr hält, der doch weder Ahnen, noch Gelehrsamkeit hat. Ich würde mich an unsern Weltweisen, Dichtern und andern Gelehrten gröblich versündigen, wenn ich sie nicht zu dieser preiswürdigen Sekte rechnete. Wer wolte es wohl einem Manne, der weis, was eine Monade ist, zumuthen, das zu glauben, was ein einfältiger, unphilosophischer Prediger erzählet, der es vielleicht selbst nicht einmal glaubet? Oder wer wolte es von einem witzigen Kopfe verlangen, einen schönen Gedanken, der auf Unkosten der Religion des Pöbels schön ist, zu unterdrücken? Das wäre vor hundert Jahren noch zur Noth angegangen — aber heut zu Tage ist die Welt erleuchteter.

Dieje-

Diejenigen, die vornehm, aber nicht kühn und ſtark genug ſind, frei zu denken, wählen ſich die galante Religion. Dieſe beſtehet darinnen, daß man ſich gar nicht darum bekümmert, ob man etwas glauben müſſe, unterdeſſen aber doch aus politiſchen Abſichten der veralteten Religion ein Kompliment machet, und ſich in einigen Uebungen derſelben dem Pöbel gleich ſtellet. Man gehet noch zuweilen in die Verſammlungen der Betenden — um zu ſehen und geſehen zu werden — eine neue Weſte zu zeigen, oder eine Schöne zu ſchauen, die unſere Religionsverwandtin iſt. Was man aber, vermöge eines pöbelhaften Vorurtheils, ſonſt in der Kirche zu thun habe; davon lehren die ſymboliſchen Bücher der Galanterie nichts.

Man wundere ſich nicht, daß ich auch von einer Don Quichottiſchen Religion rede. Zu dieſer wenden ſich die meiſten unter denenjenigen, die in ihren jüngern Jahren frei, oder wenigſtens galant gedacht haben. Sie werden geiſtliche irrende Ritter, und lieben Gott, wie man Dulcinenen von Toboſo liebet. Täglich haben ſie

mit dem Teufel zu kämpfen, wie der Ritter von der traurigen Gestalt mit Windmühlen. Ueberall erblicken sie den Fürsten der Finsterniß und rüsten sich, um ihm zu widerstehen, mit eben so lächerlichen Waffen, wie Don Quichotte. Ihr Gottesdienst ist ein beständiger Roman; aber um sie zu überzeugen, müste man beredter seyn, als der Domherr von Toledo.

Unter dem Drucke dieser drey Religionen seufzet diejenige, die die Apostel gelehret, und Luther wieder hervorgesuchet — sie seufzet — zum Ruhm unsers Jahrhunderts — und wartet auf minder erleuchtete Zeiten.

Ich könte den herrlichen Vorzug unsers Weltalters in Ansehung der Religion noch auf verschiedene Weise darthun. Die wichtigen Religionskriege, die vielen Ketzer, die von Jahren zu Jahren gemacht werden, die merkwürdige Bestellung der geistlichen Aemter, die ehrwürdigen Eigenschaften der heutigen Seelensorger — alle diese Dinge sind hinlängliche Beweise von der Vortreflichkeit unseres Jahrhunderts. Ich führe aber diese Gründe nicht weitläuftiger

tiger aus; ihre bloße Anzeige beweiset schon genug und ich habe noch andere übrig, denen ich hier auch eine Stelle einräumen muß.

Die Aufnahme der Gelehrsamkeit ist ein untrügliches Merkmal von dem Vorzuge der Zeiten, in welchen wir leben. Die Geschichte der Wissenschaften bezeuget, wie schlecht alle Felder derselben von unsern Vorfahren bebauet worden. Der war bey ihnen schon gelehrt, wer nur das wuste, was seine Lebensart nothwendig erfoderte. Sie legten sich wenig auf das Bücherschreiben, oder warteten doch so lange, bis sie Bärte und Verstand hatten. Wir müssen unsern Vätern diese Einfalt zu gute halten, ohne ihnen nachzuahmen. Die Zeiten haben sich geändert und der gröste Gelehrte des Alterthums würde heut zu Tage von dem elendesten Schulmeister beschämet werden. Die Polyhistors sind so häufig, daß beynahe kein Marktflecken ist, der nicht wenigstens etliche aufweisen könte und die Schriften, die in jeder Messe zum Vorschein kommen, sind unzählich.

Ein

Ein rechter Autor ſoll nach der weiſen Vorſchrift ſeines Magens keinen Tag vorbeigehen laſſen, ohne etwas zu ſchreiben. Das iſt ein Saz, den ſchon die innerliche Empfindung eines jeden bekräftigt, mit dem die Erfahrung übereinſtimmet und auf welchen die bekannte Lebensregel zielet:

Nulla dies abeat, quin linea ducta ſuperſit.

Der geneigte Leſer beliebe anzumerken, daß hier eine Synecdoche partis pro toto iſt. (*) Nicht eine Linie — nein ganze Bogen voller Linien ſoll ein Autor täglich ſchreiben. Wozu würde ihm ſonſt die innere Stärcke in der Kraft ſeiner Finger dienen, wenn er dieſelbe nicht zum Beſten der Welt und ſeines Magens anwenden wolte? Ich kan dieſe praktiſche Lehre auch aus den innerſten Grundſäzen des natürlichen Rechts herleiten, wobei ich aber dem geneigten Leſer zuvor bekannt machen muß, daß ich ein Schmauſianer bin und die von der Natur eingepflanzten Triebe für die höchſten Kennzeichen des Guten und Böſen halte. Wir ſind nämlich verbunden, alles das zu thun,

was

(*) Cf. Ubſens wohl informirter Redner.

was die Grundtriebe der Natur erheischen. Nun haben wir alle, und besonders die Autors einen gewissen natürlichen Trieb im Magen, den man den Hunger nennet. Wir sind also verbunden, uns nach unsern Umständen derjenigen Mittel zu bedienen, wodurch unser Hunger kan gestillet werden. Da nun dies bei einem Gelehrten durch das Schreiben geschieht, so ist er verbunden, zu schreiben, und zwar, so oft er hungert, das ist, täglich. W. Z. E. W. Es bleibt mir nichts übrig, als meinen Saz noch gegen die Erfahrung zu halten, um zu sehen, wie er mit solcher übereinstimmet. Und hier finde ich freilich, daß unsere Vorfahren das natürliche Recht sehr übertreten haben, welches man aber von den heutigen Gelehrten nicht sagen kan. Heut zu Tage ist der kein patentmäßiger Autor, der nicht wenigstens täglich einen Bogen schreibet, und ich fodere alle Gelehrte auf, mir ein gegenseitiges Beispiel zu zeigen. Ich habe auch durch eine genaue algebraische Rechnung gefunden, wie unumgänglich nöthig es heut zu Tage ist, daß ein jeder rechtschaffener Autor täglich wenigstens einen

Bogen

Bogen schreibe. Ich habe nämlich einen Ueberschlag gemacht, wie viel Makulatur im ganzen heiligen Römischen Reiche jährlich verbrauchet wird. Wenn ich alles zusammen nehme, was in den Würzläden und Käsekrämen, in den Apotheken und Badstuben nöthig ist, was die Aerzte, Barbierer, Buchführer, Buchbinder, Paruckenmacher und andere verthun, wie viel man zu Patronen und Feuerwerken anwendet, und wie viel alle Patrioten auf den Abtritt tragen, oder zu Fidibus machen; so werde ich nicht zu viel sagen, wenn ich setze, daß man jährlich in Deutschland wenigstens 6000 Millionen Bogen Makulatur brauchet. Ferner will ich annehmen, daß von jeder Schrift, eine in die andere, 1000 Stück gedruckt werden, und folglich bleiben, wo anders keine Makulatur Theurung entstehen soll, sechs Millionen Bögen übrig, die jährlich müssen geschrieben werden. Nun sind in Deutschland ohngefehr 15000 Autors im eigentlichen Verstande, die nämlich den innerlichen Beruf zur Autorschaft im Magen spuren und für die Aufnahme der Makulatur arbeiten. Man mache die Rechnung,

nung, so wird man einsehen, daß jeder unter diesen Schriftstellern täglich wenigstens einen Bogen schreiben muß und daß auch noch eine gute Anzahl Bogen für diejenigen übrig bleibet, die etwas mehreres leisten wollen. In dieser Absicht sind unsere Vorfahren noch einigermassen zu entschuldigen, daß sie nicht so viel geschrieben, als wir. Da sie so einfältig waren; so brauchten sie weit weniger Makulatur, als wir, und hatten also so viele Autors eben nicht nöthig.

Lasset uns nun die besonderen Klassen der Gelehrten durchgehen; überall werden wir den Vorzug unserer Zeiten erblicken und sehen, wie erleuchtet sie sind.

Wie weit übertreffen nicht unsere Philosophen ihre blödsinnigen Vorfahren? So hoch ist ihre Weisheit gestiegen, daß sie nicht mehr nöthig haben, einen Aristoteles, Plato, oder Cicero zu lesen. Die heutigen Köpfe sind so feuchtbar, daß sie in einem Nachmittage mehr Wahrheiten aus ihrer vorstellenden Kraft herauswickeln, als die grösten Geister des Alterthums in ihrem ganzem Leben gedacht haben. Aussich-

ten,

ten, die noch nie ein ſterbliches Auge geſchauet, eröffnen ſich unſern Weltweiſen. Sie wiſſen, wie es ausgeſehen, ehe die Welt erſchaffen worden. Sie beſinnen ſich noch ganz deutlich, wie die möglichen Verknüpfungen der Dinge ſich in dem Verſtande des Schöpfers abgebildet, wie er die Vollkommenheiten derſelben gemeſſen, und endlich dieſe Welt, die beſte und gröſte unter allen möglichen erwählet. Sie verſtehen auf das gründlichſte, wie die Triebräder dieſes großen Uhrwerks zuſammen ſtimmen; ſie ſehen nicht blos das Zifferblatt der Natur — ſie dringen in das Innerſte der Weſen ein. Mit den Augen ihres reinen Verſtandes erblicken ſie Monaden, die nirgends ſind; ſie entdecken Rieſen im Saturn, die gröſſer ſind als der König Og zu Baſan, Rieſen, die auf der Milchſtraſſe als auf einem Fußſteige einherwandeln und Lilliputer im Merkur. Mit wie vielen herrlichen philoſophiſchen Lehrgebäuden wird nicht in unſern Zeiten das Publikum jährlich beſchenket! Ein jeder neugeprägter Doktor der Weltweisheit ſchmiedet ſich ein neues — in einer neuen

Spra-

Sprache — wir hören unaussprechliche Worte, Worte, die noch kein sterbliches Ohr gehöret, und unsere Seelen schaffen Gedanken aus sich selbst, die noch nie eine denkende Monade auf ihrer Weltseite entdecket hat. Wie hätten wohl unsere Vorfahren den wichtigen Einfall haben können, daß ein leerer Satz die Quelle aller Wahrheiten ist; Oder haben sie wohl die Kunst verstanden, alles aus allem zu beweisen? Dergleichen herrliche Erfindungen waren unserm Jahrhunderte vorbehalten.

Wie tief sind nicht unsere Forscher der Natur in ihre Geheimnisse eingedrungen! Haben wohl jemals unsere Vorfahren daran gedacht, Schmetterlinge zu sammeln, Noten auf Steinen und arabische Buchstaben auf den Flügeln der Heuschrecken zu lesen, Saamenthierchen zu schauen, Mondschein zu fangen, und Küsse zu elektrisiren? Es ist wahr, daß schon einige unter unsern Vätern sich auf dergleichen wichtige Beschäftigungen gelegt haben. Sie haben ganz ernsthaft untersuchet, wie viel Millionen Engel auf einer Nadelspitze ein Menuet tanzen könten, was an einem Narren

würde übrig bleiben, wenn man die Narrheit weg nähme u. ſ. w. Aber das waren nur kleine Vorſpükungen von unſerer heutigen Tiefſinnigkeit.

Eben das Licht, das die Gegenden der Weltweisheit erheitert, ſcheinet auch in die andern Wiſſenſchaften.

Die Theologie wundert ſich nicht wenig, daß ſie auf einmal ſo ſcientifiſch geworden. Jezt hat man nicht mehr nöthig, Sprachen, Alterthümer, Geſchichte und Vernunft zu beſitzen, um ein Gottesgelehrter zu ſeyn. Man darf nur nebſt der Grund- und Dinger-Lehre die Kunſt verſtehen, ein gewaltiges Heer von Axiomen, Theoremen und Scholien in eine demonſtrativiſche Schlachtordnung zu ſtellen, und höchſtens die Bibel in der deutſchen Ueberſetzung ein paarmal durchgeblättert haben; ſo iſt man ſchon ein Theolog. Das iſt die beſte Art, die Schrift zu ſtudieren, wenn man nicht mehr lernet, als was man zur höchſten Noth brauchet, um etwa ein paar Bauren zu rühren, oder eine alte Frau zu bewegen, wie ſolches ein großer Geiſt in unſern Tagen in ſeinem Vorſchlage,

junge

junge Theologen zu erziehen, deutlich gezeiget hat.

Eben dieſes Glück iſt auch der Rechtsgelehrſamkeit wiederfahren. Wir brauchen nur Philoſophen zu ſeyn, um das ganze Feld dieſer Wiſſenſchaft auf einmal zu überſehen. Diejenigen Kenntniſſe, die einige alte Pedanten, Cujaz, Duaren, Hotomann und andere, nebſt einigen neuern Sonderlingen zu einem Rechtsverſtändigen erfodern, ſind uns unnöthig. Ein wenig Mutterwitz, etwas Philoſophie, und einige praktiſche Handgriffe; das ſind die weſentlichen Eigenſchaften eines guten Juriſten.

Die alten Arzneygelehrten bemühten ſich, den Körper für Krankheiten zu bewahren, oder die verlohrne Geſundheit wieder herzuſtellen. Dieſe Beſchäftigung iſt viel zu klein für unſere Aeſculape. Wer heut zu Tage in dieſer Innung gros werden will, der muß wiſſen, wo die Seele ihre Reſidenz hat, aus wie vielerlei Kügelchen das Blut beſtehet, was die kleinſten Beſtandtheile des Alkali und anderer Salze für Figuren haben; er muß können Krank-

heiten verstehen, die vor Zeiten gar nicht Mode waren, die aber zur heutigen Galanterie gehören — Ob ich die Vapeurs meine, oder etwas anders, das man nicht gerne nennet, das mag der Leser entscheiden.

Die Herrn Poeten werden mir verzeihen, daß ich sie nicht eher genennet habe — Ihnen gebühret der Ruhm, daß sie die grösten Erleuchter unsers Jahrhunderts sind. Wie einfältig war nicht die Poesie unserer Vorfahren, die noch immer glaubten, man müsse Vernunft haben, um ein Dichter zu seyn! In ihren Liedern findet man nichts Kühnes, keine poetische Wuth, keine erhabene Erdichtungen, nichts Getändeltes, nichts von Wein und Liebe — nichts als die trockene, einfältige Natur. Sie schufen wenig Mäcene, oder wenigstens muste man sich um ganz etwas anders, als um den Magen des Poeten verdient gemacht haben, wenn man zu dieser Ehre gelangen wolte. Alles das hat sich in diesen erleuchteten Zeiten geändert. Man hat eingesehen, daß der Unsinn das eigentliche Wesen der Dichtkunst ist, dadurch sie sich von der

Prose

Prose unterscheidet. Wie fruchtbar dieser Begrif sey, das bezeuget die erstaunende Menge von Dichtern, die in jeder Messe hervor treten. Wie vielen Dank ist nicht die Nachwelt unserm erleuchteten Jahrhunderte schuldig, welches ihr ein so zahlreiches Heer von klassischen Schriftstellern liefert: Fabeln und Erzählungen, Psalmen, vermischte Gedichte, komische Epopäen, anakreontische Oden, mein Vergnügen, Moses in Midian — welche geistreiche Schriften! — Wie viele tausend Mäcene findet man heut zu Tage im heiligen Römischen Reiche! Jedes Dorf hat deren einige, da ehemals in der grossen Stadt Rom nur ein einziger war. Die Dichter der vorigen Zeiten waren so klug noch nicht, daß sie sich einer jeden Gelegenheit geschikt hätten bedienen können, ihre Talente würksam zu beweisen. Seitdem aber die vortrefliche Gewohnheit aufgekommen, daß niemand mehr unbesungen gebohren werden, heurathen und sterben kan; seitdem haben auch die Dichter das Recht erhalten, sich einer jeden Gelegenheit zu bedienen, um zu singen. Man

dichtet nicht nur für sich, sondern, wenn es bezahlt wird, auch für andere; der Pegasus ist ein Miethpferd und die Muse eine Lais, die vor Geld jedermann zu Diensten stehet. Das heißt mit seinen Talenten wuchern.

Es theilen sich aber die heutigen Dichter in zwo Nationen, in die wurmsamische und obotritische; beide tragen das ihrige zu dem Glanze unsers Jahrhunderts redlich bei. Die obotritischen Poeten, so sehr sie auch sich nach den Mustern der Griechen und Römer zu bilden vorgeben, behaupten dennoch, die Dichtkunst wäre weiter nichts, als eine Fertigkeit zu reimen und zu scandiren. Ihr Apoll ist ein kritischer Mann, den die Güte des Himmels für unsere Zeiten gesparet,

„ Der vom papiernen Thron der Kritik den Donner der Rache
„ Auf die wurmsamischen Dichter, mit Blutdurst-funkelnden Augen,
„ Grimmiger Stirn und drohenden Fäusten, despotisch herabruft „

und, der so viel er nach seiner Wenigkeit vermag, mit großem Eifer für den guten Ge-

Geſchmak und für die Erleuchtung unſers Jahrhunderts arbeitet. Wer aus ſeinen Händen den obotritiſchen Lorber empfangen und in Breitkopfs Lettern verewigt ſeyn will, der iſt verbunden, alle ſeine poetiſchen Tritte und Schritte nach einem gewiſſen Geſetzbuche einzurichten, welches dieſer große Phöbus, mit Zuziehung einer zehenden Muſe, die er ſeine Gehülfin und Freundin nennet, nach den Muſtern der Griechen und Römer verfertiget hat, und deſſen Inhalt kürzlich dieſer iſt:

Syntax ſey euer Witz, der Reim das höchſte Gut,
Die Muſter Hank und Pietſch, das Metrum eure Glut!

Die Erbfeinde dieſer poetiſchen Rotte werden die wurmſamiſchen Dichter genennet. Dieſe haben ihren eigenen Geſchmak, ihre eigene Denkungsart und ihre eigene Sprache, trotz den Philoſophen. Von ihren ätheriſchen Lippen ſäuſeln ätheriſche Küſſe auf die ätheriſchen Lippen des himmliſchen Mädchens —

Jezt ſehn wir, was kein Menſch in vorgen Zeiten ſah,

Aeonen, Sympathie, Azur, Ambroſia —
Uns rührt des Britten Lied, voll kühner griechſcher Namen;
Wir nehmen dieſe weg, und glauben nachzuahmen.
Und mancher, der vielleicht die Muſe nie geküßt,
Denkt, wenn er Seraph ruft, daß er ein Klopſtock iſt.
Das Lied rauſcht hoch daher im langen Hexameter
Und, voll der Raſerei, verliehrt es ſich im Aether.
Man plündert Miltons Witz und ſchwingt ſich mit dem Flug,
Der Klopſtoks höhern Geiſt zum dritten Himmel trug,
Ruft kühne Tropen her und ſteigt mit ſpanſchen Schritten
Enthuſiaſtiſch fort und flieget wie die Britten.

Es giebt zwar noch eine dritte Art von Dichtern, die die Mittelſtraße gehen, ſo ſehr ſie auch von der obotritiſchen Sekte geläſtert werden. Aber dieſe tragen

gen zur Zierde unsers Jahrhunderts nichts bei, indem sie weder auf der einen, noch auf der andern Seite ausschweifen. Gellert, Klopstok, Gleim, Geßner, Zachariä, Dusch, Uz, Lichtwer, Haller, Lange, Kramer, Gerstenberg, Schlegel, Gemmingen, und andere wenige gehören zu dieser Klasse. Ich habe sie mit Fleis öffentlich genennet — Vielleicht bringe ich sie durch diese Beschimpfung dahin, daß sie aufhören, Sonderlinge zu seyn, und anfangen, zur Ehre unserer Zeiten entweder wurmsamisch, oder obotritisch zu dichten.

Ich hatte mir vorgenommen, auch noch die Herren Kunstrichter, Sprachkünstler, Mathematiker und andere Gelehrten zu berühren und aus ihren vortreflichen Bemühungen den Vorzug unsers Jahrhunderts zu erweisen. Allein ich müste ein Autor von hundert Alphabeten werden, wenn ich die Verdienste dieser grossen Leute hinlänglich erheben und zum Beispiel nur einen kleinen Abriß von einer einzigen ihrer Tugenden, von ihrer Höflichkeit geben wolte. Ich empfehle

mich also in aller Demuth ihrer kritischen, grammatischen und mathematischen Wohlgewogenheit und überlasse die Ehre sie zu loben, einem würdigeren Bürger der erleuchteten Welt.

Aber ich hätte auch eben nicht nöthig, blos durch die Aufnahme der Gelehrsamkeit den Vorzug unserer Zeiten zu beweisen. Die gereinigten Sitten, die Höflichkeit, die polite Lebensart, die Galanterie, der Luxus und andere Tugenden, die unser Jahrhundert zieren, sind eben soviel Beweise von der Vortreflichkeit desselben. Ja wie gölden es im eigentlichen Verstande sey, kan man auch schon daraus begreifen, daß gewiß noch niemals so viel Gold in der Welt gewesen ist, als jezt. Es ist unstreitig, daß das Gold alsdenn wohlfeil ist, wenn die Waaren theuer sind und daraus, daß eine Sache wohlfeil ist, kan man ganz sicher schließen, daß sie in großer Menge muß anzutreffen seyn. Hieraus erhellet der Saz ganz deutlich, den ich gleich anfangs zu beweisen versprochen habe, daß die Güte der Zeiten nach dem

Maa-

Maaße wächſet, wie der Werth der Münzen abnimmt.

Nunmehr glaube ich mich ziemlich von dem Vorwurfe gerettet zu haben, als wenn ich ein Verächter unſers erleuchteten Jahrhunderts wäre. So ſehr ich aber auch für den Ruhm deſſelben eingenommen bin, ſo getraue ich mir doch zu behaupten, daß im heiligen Römiſchen Reiche, auch in dieſen göldenen Zeiten noch viele Narren ſind. Die Gründe meiner Meinung wird der geneigte Leſer in der Abhandlung ſelbſt antreffen, dem ich mich hiermit beſtens empfehle.

Umſtändlicher Beweis, daß im heiligen Römiſchen Reiche viele Narren ſind.

Ich elender Autor! Nun ſitze ich ſchon ſechs Stunden und zernage alle meine Federn um etwas auszubrüten, das einer Abhandlung ähnlich ſiehet und noch bin ich ſo leer an Einfällen, wie ein Dorfſchul-

schulmeister, der seinen ersten Gevatterbrief schreibet. Es gehet mir, wie jenem Kandidaten, der in dem Eingange seiner Predigt alle Schätze der Beredsamkeit verschwendete und alsdenn, da er zur Abhandlung kommen solte, sich genöthiget sahe, weil er keine Schwierigkeiten in seinen Textesworten fand, sie mit Stillschweigen zu übergehen. Ich habe mich in der Vorrede schon so erschöpfet, daß ich keine Beweise mehr finden kan, meinen Hauptsaz zu unterstützen, die ich nicht schon, wiewohl zu einem andern Endzwecke, angeführet hätte. Ich muß also zu meinem gröſten Leidwesen diese Abhandlung schließen, ehe ich sie noch recht angefangen habe — . . . . . .

Solte jemand hierbei noch einige Zweifel hegen; der darf nur meine Vorrede lesen, um . . . . . &c. . . . .

Hieraus erhellet, daß im heiligen Römischen Reiche viele Narren sind.

ENDE
der Vorrede.

VI.

VI.

COMMENTATIO
HISTORICO-CRITICA
DE
AVTOSATYRICIS
oder
von Leuten, die sich ihre Satyren selbst machen.

Suo se iugulare gladio.

Seibolds Sprüchwörter.

COMMENTATIO

HISTORICO - CRITICA

DE

AVTOSATYRICIS.

Jetzt erkenne ich, aber zu spät, daß eine Satyre, sie mag so vortreflich seyn, als sie will, doch vergebens ist. Einige Narren sind über der Satyre; man darf sich nicht unterstehen ihrer Thorheit eine Ehre zu erzeigen, und sie auf eine zweideutige Art zu verewigen, wenn man nicht Gefahr laufen will, aus dem Buche des Lebens ausgetilget, oder nach Siberien geschicket zu werden. Andere aber sind unter der Satyre; sie kriechen im Staube, und ihre Handlungen sind nicht eklatant genug, um der Satyre würdig zu seyn. Mit diesen beiden Arten von Narren hat also die Ironie nichts zu thun; sie sind ent-

entweder zu gros, oder zu klein, als daß man ihre Fehler sehen und schildern könte, nach den bekanten metaphysischen Grundsätzen: sensibile supra sensum positum laedit sensum und sensibile nimis parvum non sentitur. Die Satyre, wenn eine nöthig wäre, müste sich daher nur mit einer mitlern Gattung von Narren beschäftigen, mit solchen, die ihr weder zu hoch, noch zu niedrig sind. Allein, auch hier ist sie vergeblich, und eben so vergeblich, als eine Bußpredigt bei Leuten seyn würde, die beständig in der Pilgrims Positur um die Seitenhölchen herumwinseln. Denn diejenigen, die würklich für die Satyre gehören, machen sich alle ihre Satyren selbst. Dieser Gedanke hat mir Gelegenheit zu gegenwärtiger Abhandlung gegeben, die ich mit einem lateinischen Titel versehen habe, weil sie gelehrt seyn soll.

Ich will also von Leuten reden, die sich ihre Satyre selbst machen. Dies thun diejenigen, welche auf eine eklatante Art an den Tag legen, daß sie große Narren sind. Ich bestimme es mit Fleis so, daß die Art, seine Thorheit jedermännigli[ch] kund

kund und zu wissen zu thun, eklatant seyn muß; sonst wäre wohl kein Mensch in der Welt, der sich nicht alle Augenblick seine Satyre selbst machte.

Die Satyre ist nichts anders als ein verblümtes Zeugnis davon, daß einer ein Narr ist. Wenn nun einer einen thörichten Streich begehet, so sagt er zwar seine Thorheit nicht ausdrücklich, aber er leget sie doch auf eine verblümte Art an den Tag; denn

Qualis causſa, talis effectus.
Daniel Stahl.

Folglich machet sich ein solcher seine Satyre selbst.

Seitdem ich diesen Gedanken ausgebrütet, habe ich meine ganze Neigung zur Satyre unterdrücket, und nur auf diejenigen Achtung gegeben, die sich die ihrige selbst machen. Ich habe über sie ein beständiges Tageregister gehalten, und ich glaube nicht unrecht zu thun, wenn ich dem geneigten Leser eine kleine Probe aus demselben vorlege.

* * *

Allgemeine Beobachtungen.

Es giebt Leute, die sich auf eine ungeheure Art selbst loben. Wenn man ihnen glauben will, so sind sie die einzigen in ihrer Art, die vollkommensten Geschöpfe unter der Sonnen, und alle andere Menschen sind in Vergleichung mit ihnen kaum noch vernünftig zu nennen. Diese Herren geben dadurch zu verstehen, daß sie verzweifeln, von anderen Leuten gelobet zu werden, und daher in die traurige Nothwendigkeit versetzet worden, sich selbst zu loben. Satyre genug!

* * *

Andere tadeln sich immer, doch nur in solchen Stücken, wo sie überzeugt zu seyn glauben, daß sie nicht tadelnswürdig sind. Sie fordern hierdurch alle Welt auf, ihnen zu widersprechen, und machen sich wider ihr Wissen und Willen ihre Satyre selbst.

* * *

Es giebt Leute, die ohne Unterlaß auf die jetzigen bösen und verderbten Zeiten

schim-

schimpfen. Vor vierzig Jahren, heißt es, war noch gute Zeit; aber jetzt ist alles aus; die Menschen werden von Tagen zu Tagen schlimmer u. s. w. Wenn man so wider die Bosheit und Dummheit der Menschen eifert; so ist es gewiß, daß man sich nicht mit darunter begreifet. Man stellet sich vielmehr als das Original vor, nach welchem sich jedermann bilden solte, und machet sich also seine Satyre selbst.

* * *

Alle Menschen sind Narren; das ist ein Grundsatz der innerlichen Empfindung. Wer diesen leugnet, oder sich ausschliessen will, der giebt zu erkennen, daß er unter diejenigen gehöre, die ihre Narrheit nicht einmal wissen, und machet sich also eine schöne Satyre.

* * *

Ein Frauenzimmer ist niemals in den Augen ihres Geschlechts so vollkommen, als es die Mannspersonen auf ihrer Seite davor halten. Figulus figulo invidet und eine Schöne wird sich selten überwinden können, eine andere zu loben, ohne ein Aber hinzuzusetzen. Diese andere ist eben

höflicher, und beide gehören in mein Tageregister.

Eine alte Person, die eine junge heurathet, leget dadurch an den Tag, daß sie noch Reize genug zu besitzen glaubet, um diese bis zur seeligen Auflösung zu fesseln. Abermal eine Satyre.

* * *

Ein Ehegatte, der von dem andern übel redet, wütet wider sein eigen Fleisch, und kündiget der ganzen Welt an, daß er entweder ein Narr gewesen, und sich in seiner Wahl betrogen, oder daß er jetzt einer sey, und sein Glück nicht erkennen wolle. Er gehört unter die Autosatyriker.

* * *

Einige Eltern verzärteln ihre Kinder, vermuthlich weil sie glauben, daß von so vortreflichem Geblüte, wie das ihrige ist, nichts als Vortrefliches hervorkommen könne. Andere halten sie zu scharf, und setzen also ein Mißtrauen in sich selbst. Sie zweifeln, ob sie Klugheit genug besitzen, ihre Kinder durch gute Worte zu lenken. Beide satyrisiren.

Ei-

* * *

Einige Leute ſparen bis an ihr ſeeliges Ende, damit ſie ſich, wie ſie ſagen, im Alter etwas zu gute thun können. Sie müſſen eine ſchlechte Meinung von ihren Verdienſten haben, daß ſie glauben, die Welt werde ſie verhungern laſſen. Es iſt eine Satyre

* * *

Alle, die auf die Satyre überhaupt läſtern, wiſſen ſich nicht ſicher und befürchten immer, von den Biſſen derſelben verlezt zu werden. Damit dieſes nicht geſchehen möge, ſo ergreifen ſie das Mittel, die Satyre zu verfluchen und machen ſich alſo die ihrige ſelbſt.

* * *

Alle, die ſich von meinen Satyren glauben getroffen zu finden, legen dadurch an den Tag, daß ihr Charakter denenjenigen ähnlich iſt, die ich aufs Gerathewohl ſchildere. Ich habe ſie nicht gemeinet; aber ſie machen ſich ihre Satyre ſelbſt.

Kurzer Nachtrag einiger Autoſatyriker.

Alle Autors, die hoffen, dereinſt klaſſiſche Schriftſteller zu werden.

Alle Weltweiſen, die ſchimpfen.

Alle Poeten, die die Muſen um Gottes willen bitten, ihnen beizuſtehen.

Alle Redner, qui non ſentiunt, quam ſit exiguum —

Alle Journaliſten, die ihren Weihrauch an den Meiſtbiethenden verkaufen.

Alle Prediger, die weiter nichts von dem thun, was ſie predigen, als dies, daß ſie dem Ochſen, der da driſchet, das Maul nicht wollen verbinden laſſen.

Alle Aerzte, die die Geneſung der Kranken ſich, und den Tod derſelben Gotte zuſchreiben.

Alle Richter, die ſich weigern Geſchenke zu nehmen, und dabei erinnern, die Frau Liebſte wäre in der Küche.

Alle Advocaten, die von nichts reden, als von caſibus in terminis.

Alle Freygeiſter, die ſpotten, wenn es gut Wetter iſt, und zittern, wenn es donnert.

Alle

Alle fromme Christen, die dem Teufel fluchen und die ihm die Hand küssen würden, wenn er Geld brächte.

Alle Stutzer, die den Verstand nach der Breite der Tressen beurtheilen.

Alle Jungfern, die bei Tage von nichts als Tugend reden und ewig Jungfern bleiben wollen, aber alle Abend und Morgen den heiligen Andreas um Segen zu dem Geschäfte ihrer Eroberung anrufen.

Ich selbst, da ich allen Leuten die Wahrheit sage und meine eigene Wahrheiten für mich behalte.

* * *

Das ist nur eine kleine Probe aus meinem autosatyrischen Journale, welches nach meinem Tode der gelehrten Welt von meinem Erben zu Bestreitung der Begräbnißkosten soll übergeben werden.

Hierbei bin ich auf einen Gedanken gefallen, der tausend Thaler werth ist. Ich will nämlich eine Gesellschaft der Autosatyriker aufrichten, die sich, wie der Freimäurer Orden, durch die ganze Welt erstrecken soll. Da ich in dieselbe alle aufnehmen werde, die sich ihre Satyre selbst ma-

machen; ſo werden wohl wenige Menſchen davon ausgenommen ſeyn. Die Beſchäftigung der Mitglieder ſoll darinnen beſtehen, daß ein jeder auf ſeine Brüder Achtung gibt und aufſchreibt, wenn ſie ſich ihre Satyre ſelbſt machen. Ich hätte gerne dieſe Einrichtung getroffen, daß ein jeder ſich ſelbſt unterſuchen und ſeine eigene Satyre aufzeichnen ſolte. Allein da zu dem Weſen eines Autoſatyrikers dieß nothwendig gehöret, daß er ein Narr iſt und es nicht weiß; ſo würde dieſe Einrichtung in concreto wohl unmöglich ſeyn. Ich habe alſo die erſtere vorgezogen und dadurch hoffe ich in denen jährlich herauszugebenden Actis Academiæ Autoſatyricorum binnen einiger Zeit eine vollſtändige ſatyriſche Fundgrube zuwege zu bringen. Ich erſuche alle, denen daran gelegen iſt, berühmt zu werden, um ihre Beihilfe zu dieſem großen Werke und hiermit empfehle ich mich als ein geſchäftiger Autor meinen Leſern bis auf die nächſte Meſſe.

ENDE

VII.

VII.

Skribleriana.

—{Conuiuæ / Lectores} prope dissentire videntur,
Poscentes vario multum diuersa palato.
Quid dem? quid non dem? —

Horatius.

Skribleriana.

I.

Wir haben Skaligeriana, Menagiana, Patiniana, Valesiana, Parrhasiana, H**liana, Arlequiniana und noch viele andere Ana, die ich nicht alle zu nennen weiß. Wir, ich Skribler der dritte, und mein Mitbruder in der Kritik, Peter Burmann der zweete, oder damit ich bescheidener rede, Peter Burmann der zweete, und ich Skribler der dritte, haben gemeinschaftlich beschlossen, die Geschichte der Weisheit und Thorheit durch neue Ana zu bereichern. Das Loos hat mich getroffen, daß ich mich zuerst in das freye Feld wagen soll, um die Urtheile der Gelehrten über unsere Bemühungen zu erforschen. Hier sind also die Skribleriana, denen, wofern sie Beifall fin-

finden, die Burmanniana bald nachfolgen ſollen.

2.

Ich habe die Vergleichungen des Plutarchus geleſen; aber ich bitte alle große und kleinen Geiſter unſers Jahrhunderts um Vergebung, daß mir dieſer alte Polyhiſtor nicht ſo ſcharfſinnig und gelehrt vorkommen will, wie dem Herrn von Montaigne und ſeinen Papageien. Was gehöret denn vor große Kunſt darzu, Leute zu vergleichen, deren Aehnlichkeit jedermann ſieht, da ſie nicht einmal durch die Verſchiedenheit des Standes verdecket wird. Eben dieſer Vorwurf triſt auch den Herrn von Holberg. Die tertia comparationis ſind immer ſo ſichtbar, daß es verdrüßlich iſt, ihre ausführliche Entwicklung zu leſen. Wer in dieſem Felde etwas beſonders leiſten wolte, der müſte Leute miteinander vergleichen, die dem Anſehen nach gar nicht zu vergleichen ſind, und doch in der That in einigen Stücken überein kommen. Wie würde der Leſer erſtaunen, wenn er ſähe, daß Attila und Burmann, Zinzendorf und Voltaire, Stentor und der alte Chriſtoph ſo gut mit

ein-

einander verglichen würden, als Cäsar und Pompejus!

3.

Graf Adolf von Cleve errichtete im Jahr 1381. eine aus 36. Personen bestehende Narrengesellschaft, deren Patron der heilige Rambert war. Die Glieder derselben trugen unter einem großen, ehrwürdigen Mantel ihr Ordenszeichen, einen kleinen silbernen Narren, in einem kurzen Wamms, rothen Schuhen und einer bunten Mönchskappe mit vielen Schellen. Engelbert aus Cleve, Oberverweser in Burgund stiftete das Fest der Narrenmutter, und an einigen Orten in Frankreich feierte man jährlich ein Eselsfest, wobei man die Hymne anstimmte:

De asino nostro bono,
Meliori et optimo
Debemus faire fête &c. (*)

Ich soll die gelehrte Welt benachrichtigen, daß sich der Narrenorden bis auf den heutigen Tag, obwohl unsichtbar, wie die liscowische Gesellschaft der kleinen Geister, er-

(*) Memoires pour servir à l'histoire de la Fête des Fous par Mr. Tilliot.

erhalten, und daß mit eheſten folgendes Werk an das Licht treten wird: Neues Konſtitutionenbuch der alten ehrwürdigen Brüderſchaft der Freinarren, worinnen die Geſchichte, Pflichten und Regeln derſelben, auf Befehl der großen Loge, aus ihren alten Urkunden, glaubwürdigen Traditionen und Logebüchern, zum Gebrauch der Logen, verfaſſet worden von dem Bruder Sekretair.

4.

Die ganze Kunſt, Gedichte, beſonders Gelegenheits-Gedichte zu machen, ſchränket ſich auf drey Regeln ein. Vielleicht lieſet man ſie in gereimter Proſe lieber, als in ungereimter — hier ſind ſie:

* * *

Die ihr den Pegaſus meiſtbiethenden verleiht,
Ihr, deren Muſe nur für baare Zahlung ſchreit,
Kommt lernt von mir die Kunſt, ein feiles Lied zu machen,
Zu weinen ohne Leid, und ohne Luſt zu lachen.

Zu-

Zuerſt wißt, daß euch nie ein geiſtreich Lied gelingt,
Wenn ihr es ohne Durſt und ohne Hunger ſingt.
Laßt Bodmern immerhin viel von Begeiſtrung ſagen;
Euch hilft ſie nichts — der Trieb zu Dichten liegt im Magen.
Ein Vogel, dem es nie an Trank und Hanf gebricht,
Vergißt der Töne Kunſt, ſtimmt nur und ſinget nicht.
Lernt Dichter, daß ihr nichts zum Wohlklang eurer Töne
Und eurer Reime braucht, als Hunger und Märene.
Merkt euch den Grundſaz wohl!
Vors zweite lernt und wißt,
Daß eurer Muſe Gott der Gott der Mode iſt.
Der Gott der Stoffe zeugt, der das Toppee gebohren
Und die Parucken ſchuf, lenkt auch Geſchmack und Ohren.
Eilt, will ers, im Galop des Daktilus einher
Und häuft, wenn ers befiehlt, der Jamben ſittſam Heer.

Bald

Bald ſteige euer Lied, homeriſch eingetheilet,
Hoch, wie ein Adler fliegt, der in die Sonne eilet.
Seyd ſtark, wie Pope war, und kühn wie Klopſtock iſt,
Denkt tief, wie Haller denkt und küßt, wie Wieland küßt.
So wird man euren Wiz in Zürch und Hamburg preiſen
Und euch der Deutſchen Zier, der Zeiten Wunder heiſen.
Doch wo der Eigenſinn der Mode anders denkt,
Vernunft, Geſchmack und Geiſt in Gottſcheds Dichtkunſt ſchränkt;
Da, wollt ihr anders nicht euch Brod und Wiz benehmen,
Müßt ihr zu Pros' und Reim das feile Lied gewöhnen.
Der Reim ſey eur Geſez und unter ſeinem Joch
Kriech eure Muſe fort, wie Schönaichs Muſe kroch.
So wird euch der Apoll des Roſenthals umkränzen

Und

Und euer Name wird in Breitkopfs Lettern glänzen.
Hat euren Pegasus des Schicksals strenge Hand
In eine rauhe Flur, fern vom Parnaß verbannt,
Wo Leute ohne Geist Geschmack und Reime richten,
Müßt ihr, wie Aretin und wie Pikander, dichten,
Fein grob, daß mans versteht und Hans sich schäckig lacht,
Wenn doppelsinnger Wiz die Bäurin schamroth macht.
So werdet ihr Gewinst und Ruhm und Beifall haben;
Die Dunsen loben euch, wie G** seinen Sch**

Füge diesem Unterricht noch eine Regel bei:
Die Wahrheit saget nie und lüget ohne Scheu.
Der Todte, den eur Kiel in Famens Tempel mahlet,
Sey seelig und noch mehr, nachdem man es bezahlet!

Ruft alle Armen her, an ſeiner Gruft zu ſtehn
Und ihres Gönners Ruhm mit Thränen zu erhöhn.
Schimpft den verwegnen Tod, der Tugendhafte raubet
Und Böſewichtern nur zu leben noch erlaubet.
Wenn euer Muſenpferd ein Lied zur Hochzeit bringt,
Dann ſey die holde Braut mit Grazien umringt;
Auf ihren Wangen blüh der Reiz der ſchönſten Jugend;
Es adle ihren Geiſt der Ruhm olympſcher Tugend;
Und wär das Brautpaar auch wohl alt und ſchlimm genung;
Im Karmen iſt es doch wie tugendhaft, ſo jung.
Der Laſter Innbegrif wird durch den Reim getrennet;
Ein Narr iſt nur ein Narr, wenn ihn die Proſe nennet.
Kurz ſagt von allem dem, ſind euch Geſänge feil,

Was

Was man in Prosa sagt, nur frei das Gegentheil.
Von diesen Lehren voll, trinkt von der Hypokrene,
Von der ein Tr** trank und schmiedet theure Töne.
Die Thoren hören sie und zahlen euch davor,
Nachdem die Lügen gros, Dukaten, Louisdor.

5.

Was ist ein Satyricus? D. Luther antwortet: (*) „Solche Leute sind rechte „Säue und Dreckfresser; denn des Nächsten Sünde und Fehl ist nichts anders, „als Koth und Dreck „Ob dieser Begriff zu enge, oder zu weit sey, das mag der geneigte Leser entscheiden.

6.

Die biblischen Epopäen, die heut zu Tage unter uns so sehr Mode werden, sind vielen Mißbräuchen unterworfen. Ich glaube nicht, daß man wohl thut, wenn man die heiligen Geschichte durch fabelhafte Zusätze verschönern will. Die Wahrheit kommt dadurch in Gefahr, mit der

(*) Tom. IV. Altenb. f. 627. a.

Fabel vermischet und selbst für eine Lügen gehalten zu werden. Wer weiß, ob nicht nach tausend Jahren ein lappländischer Kunstrichter aufstehen, die Begebenheiten in der Meßiade mit den Liebesgeschichten des Jupiters vergleichen und alle zusammen für Erdichtungen halten wird? Ueberdies gibt auch die christliche Mythologie, die Milton eingeführet und Klopstock in sein Gedicht eingewebet, den heutigen Spöttern nur Gelegenheit zum Lachen. Diese Gedanken sind ernsthafter, als sie scheinen, und gelten von allen biblischen Epopäen, sie mögen gut oder schlecht seyn, von dem Meßias an, bis auf den Moses in Midian. Bei einigen kommen noch besondere Umstände hinzu, weßwegen ich sie gar nicht billigen kan. Ich habe eine solche Schrift in poetischer Prose gelesen, die aber zu allem Glück nicht sonderlich berühmt ist, darinnen Moses so abgebildet wird, daß man ihn eher für einen süßen Herrn, als für einen Boten Gottes halten solte. Er tändelt, er singet, er liebäugelt, er küsset, und es fehlet ihm, um ein völliger Stutzer zu seyn, nichts mehr, als eine Dose und ein

Glä-

Gläsgen Lavendelwasser. Um die Zipora ist es Schade, daß sie keinen Fächer hat; außerdem verstehet sie die Manieren eines galanten Frauenzimmers vollkommen. Kurz dieses ganze Heldengedicht ist mehr komisch als ernsthaft. Ich sage nichts von dem Schaden, den eine so unzeitige Geburt des poetischen Witzes anrichten kan; meine Gedanken würden ziemlich theologisch werden, und ich würde mich dadurch der Verachtung und den Spöttereien aller meiner galanten Leser aussetzen.

7.

Viele Gelehrte wandern eben so durch die Bücher, wie ein reisender Schneidergesell durch Städte und Länder. Dieser bekümmert sich wenig um das wahre Merkwürdige eines Ortes; seine ganze Wißbegierde schränkt sich auf die Kenntniß der sogenannten Wahrzeichen ein. Ich kenne viele Gelehrte, die die Wahrzeichen aller möglichen Bücher wissen, d. i. wenn, wo und wie vielmal sie aufgeleget worden, wer ihr Verfasser sey, wie stark sie sind, und — weiter nichts.

8.

Die Projektmacher werden insgemein lächerlich. Einigen thut man unrecht. Der gute Abt von Pierre war eben so närrisch nicht. Aber die meisten verdienen es, daß man sie auszischet. Tenzel, ein Dokter der Rechte in Erfurt lies ein Projekt drucken, welches er allen gekrönten Häuptern auf das beste empfahl und dadurch er der Republik eine große Ausgabe ersparen wolte. Die großen Uhren kosten viel Geld; gleichwohl muß das Publicum doch wissen, welche Zeit es ist; man wundere sich also nicht, daß die Menschenliebe des Dokter Tenzels auf ein Mittel gedacht hat, die Stunden ohne Uhr anzuzeigen. Seine wichtige Eroberung — ich nenne sein Projekt eben so, wie Baile die vorher bestimmte Harmonie — Seine Eroberung ist diese: Man soll zwölf große Kugeln von verschiedener Farbe verfertigen und jeder Farbe die Bedeutung einer gewissen Stunde geben. Ein Wächter, den das Publikum ernähret, muß nun nach einer Sanduhr alle Stunden diejenige Kugel, die die Reihe trift, aus einem Fenster des Thurms, heraus-

hän-

hängen, da denn nöthig seyn wird, zur Nachtzeit den Thurm zu erleuchten, damit man die Kugeln sehen kan. Das war ein Projekt vom ersten April — risum teneatis.

9.

In einer alten Handschrift finde ich folgende merkwürdige Worte: Monopolium eruditum adfectat, qui solum se sapere & cor habere, reliquos omnes dignos, qui Anticyras nauigent, reputat, qui in eodem, quo ipse, versantur campo, his inuidet, qui alio, hos contemnit. So schädlich die Monopolien in den bürgerlichen Staaten sind, eben so vieles Unheil verursachen sie auch in der gelehrten Republik, welches ich in einem großen Werke de monopolio erudito & pedantico künftig erweisen will. Ich nehme aber das Wort Monopolium hier weitläuftig und begreife vieles darunter, was man auch zu der Pedanterie, oder zur eruditione arlequinizante rechnen könte.

Hieher gehören also diejenigen, die ihre Lieblingswissenschaft überall anbringen wollen und dieselbe für den Grund aller

Gelehrsamkeit halten. Ein Mathematiker will alles berechnen und ausmessen; die Weltweisen glauben nichts, was sie nicht aus den Begriffen der Dinge, wie fern sie Dinge sind, herauswickeln können, ein Theolog suchet alle Gelehrsamkeit in der Bibel und einige andere wissen von keiner Weisheit, die Cicero nicht gelehret. Da Lipsius eine Schrift vom Kreutze unter der Feder hatte, sahe er überall Kreutze. Acoluth, der groſse Morgenländer fand arabische Buchstaben auf den Flügeln der Heuschrecken. Herrmann von der Hardt erblikte seinen Moses in allen heidnischen Poeten und Sievers, eines Kantors Sohn las Noten auf Steinen.

Der gelehrte Brodneid findet hier auch seinen Plaz. Entweder dieser, oder der Ehrgeiz ist die Hauptleidenschaft gewisser Leute, die in derjenigen Wissenschaft, die sie besonders bebauen, keinen andern neben, oder über sich leiden wollen. Ein solches Monopolium maſste sich Ludewig im Lehnrechte an, Wolf in der Philosophie, G** in der Dichtkunst und mein guter Freund Peter Burmann der zweete in der Kritik.

Un-

Unter die gelehrten Monopoliſten rechne ich auch diejenigen, die ihre ganze Weisheit für ſich allein behalten wollen und glauben:
Si ſciat hoc alter, ſcire mum nihil eſt.
Seine Macedoniſche Majeſtät, Alexander der große und die gnädige Frau, Louiſe von Padille werden es mir verzeihen, daß ich ihnen hier eine Stelle anweiſe. Jener tadelte den Stagiriten und dieſe den Gracian, daß ſie ihre Gelehrſamkeit nicht ihnen allein aufbehalten, ſondern in Bücher verfaſſet und der ganzen Welt gelehret hätten.

Von der Polyhiſtorie, von den gelehrten Kriegen, von der Feindſchaft zwiſchen den Philoſophen und Kunſtrichtern, von den wurmſamiſchen Torrys und obotritiſchen Whigs, von den Streitigkeiten zwiſchen den ſcholaſtiſchen, mathematiſchen und galanten Weltweiſen, von der angemaßten Orthodoxie, von den Ketzerfabriken — von allen dieſen Dingen werde ich in meiner Schrift de monopolio erudito ausführlicher handeln.

10.

Die Natur der unvernünftigen Thiere hat sich vielleicht seit ihrer Schöpfung noch nicht merklich geändert; die Geschichte gibt uns keinen Grund zu glauben, daß die Esel des Bileams und des Sancho Panßa ein anders Temperament gehabt, als die lastbaren Thiere unsers Jahrhunderts. Ein Vieharzt kuriret noch immer nach eben den Regeln, die sein Ur Urgroßvater bewährt gefunden und er kuriret glücklich. Bei den Menschen verhält sich die Sache ganz anders. Die Arzney-Mittel, mit denen ein Paracelsus, Basilius Valentinus, ja so gar neuere Aerzte, Wedel, Kunkel und andere Wunder gethan, helfen heutzutage wenig, oder nichts mehr und unsere Natur ändert sich, wie unsere Lebensart. Eine Kuh des achtzehenden Jahrhunderts frißt noch immer dergleichen Gras, wie ihre Vorfahren — wir aber, die wir klüger sind, erfinden täglich neue Speisen, oder neue Arten, sie zuzurichten. Dadurch ändern wir die ganze Mischung unserer Säfte; dieses hat einen Einfluß bis auf den Urstoff der Kinder, die wir zeugen und

wenn

wenn es wahr ist, daß die Seele und Leib in einer genauen und thätigen Verbindung stehen; so kan man den allgemeinen Saz behaupten, daß sich die ganze menschliche Natur von Zeit zu Zeit verändert und daß wir eine ganz andere Quiddität haben, als unsere Vorfahren.

II.

Die Philosophen zanken sich zum Besten der Welt, ob in derselben etwas Leeres vorhanden sey. Einige leugnen es deswegen, weil die Welt, wie sie glauben, voller Narren ist. Persius lehret uns eine ganz andere Wahrheit: O quantum est in rebus inane! wo man hinschauet, erblicket man das große Leere — überall ein Tohu Wabohu. Wie leer sind nicht unsere Unterhaltungen, so sehr man sie auch auszufüllen suchet. Man redet vom Wetter, von den schlimmen Zeiten, von der Theurung, von den Moden, man lästert Freunde und Feinde und wenn das alles nicht zureichen will, so spielet man Lombre, oder trinket aufs Wohl des Vaterlandes tapfer herum. Ich glaube nicht, daß diese Dinge zulänglich sind, das Leere zu füllen. Wie leer

sind

ſind nicht die heutigen Köpfe, ſelbſt die philoſophiſchen nicht ausgenommen — Beweis: die Höle des Kopfes ſoll mit Gehirn erfüllet ſeyn; das Gehirn beſtehet aus Monaden; Monaden ſind nirgends; was nirgends iſt, iſt nichts: die Köpfe ſind alſo mit nichts erfüllet, d. i. ſie ſind leer. Q. E. D. Wie leer ſind nicht die Bücher, die heut zu Tage zum Vorſchein kommen! Wie leer die Mägen ſo vieler Schriftſteller! Von dem Leeren in der Liebe, in der Ehre, in den Reichthümern, in dem Luxus und in der Mode will ich gar nicht reden.

12.

O imitatores ſeruum pecus! So nöthig allen Dichtern die Nachahmung iſt, ſo lächerlich machen ſie ſich öfters, wenn ſie es in der Wahl des Urbildes, oder in der Art der Nachahmung verſehen, ſie mögen ſich nun die Natur ſelbſt, oder einen andern Poeten zum Original vorſtellen. Bald betrachten ſie die Natur von der unrechten Seite, oder ſind bei Kleinigkeiten allzuſorgfältig.

„ Wer

„ Wer immer malt und malt und jeden Mücken-Fus
„ In ein Gemälde bringt, malt uns zum Ueberdrus.

Uz.

Bald ſuchen ſie ſich Originale aus, die ſie nie erreichen können, weil ihr Genie entweder die Stärke, oder die Biegſamkeit nicht hat, die darzu erfordert wird. Der ſchlechteſte Meiſterſänger will ein Klopſtock und der elendeſte Aeſop ein Gellert ſeyn. Bald aber fehlen ſie in der Art der Nachahmung; ſie hängen an den Worten und bekümmern ſich weiter um nichts. Ich kenne einen gewiſſen Poeten, der den Milton, Pope, Klopſtock, Duſch, Zachariä, Wieland und andere hohe Dichter geleſen und aus ihren Werken alle Griechiſche, oder neudeutſche Wörter geſammelt und aufgeſchrieben hat, die er hernach, wenn er ſelbſt etwas ſchreibet, nach der Reihe anzubringen ſuchet. Eine männliche Nachahmung!

Iz.

Die Ana ſind der eigentliche Ort wo man freimüthig reden und der ganzen Welt ſeinen Charakter entdecken kan. Ich darf

es alſo meinen Leſern ohne Komplimente ſagen, daß ich ein Poet bin. Daraus folget durch einen ſchönen Schluß in Barbara, daß ich eine Muſe haben muß und von dieſer will ich hier einige beſondere Umſtände erzählen, um dadurch ihr Andenken in der gelehrten Welt zu verewigen. Schon in meinen jungen Jahren ſpürte ich einen innerlichen Beruf, ein Dichter zu werden. Ich las ſoviel poetiſche Werke, als ich nur bekommen konte, um mir daraus einen Begrif von den nothwendigen Eigenſchaften eines Dichters zu machen. Nach vielem Leſen und Nachdenken ſahe ich ein, daß man ſchlechterdings müſſe eine Muſe haben, um ein Poet zu ſeyn. Was aber eine Muſe eigentlich für ein Geſchöpf ſey und wie man zu der Bekanntſchaft gelangen könne, das war mir noch verborgen. So viel muthmaßte ich endlich wohl, daß ſie ein Frauenzimmer ſeyn müßte; aber in ihren eigentlichen Charakter konte ich noch immer nicht klug werden. Wenn ich eine geiſtliche Ode, eine bibliſche Epopäe, oder Muffels Busgedanken las, ſo ſtellte ich mir die Muſe des Dichters entweder

weder wie eine alte Hexe mit rothen Augen, oder wie eine verjährte Betschwester vor, die in ihrer Jugend galant gewesen und im Alter Erscheinungen bekommen. Hatte ich einen anakreontischen, oder tändelnden Dichter vor mir, so kam mir seine Muse ohngefehr so vor, wie eine Dame von Fortun in den Kohlgärten zu Leipzig, oder wie eine Coquete von Stande. Die Muse des großen Christophs hielt ich für eine Frau im Zuchthause, die Fernambuk raspelt; und kurz so oft ich einen andern Dichter las, so oft bekam ich einen andern Begrif von der Muse. Endlich entdeckte mir ein alter Reimschmied das ganze Geheimnis und ich erfuhr, daß die Muse nichts anders als ein Hirngespinst ist, das in dem Poetenkasten eines Meistersängers seine Würklichkeit erhält, so oft und so lange er singet. Nun war ich zufrieden; ich schuf mir Musen, so oft und soviel ich wolte; ich war also ein Dichter und dies ist die erste Periode von der Geschichte meiner Muse.

14.

Die zwote Periode begreift alle meine poetischen Bemühungen in sich, die ich zum

Besten meines Magens unternommen. Nachdem ich nämlich die Bekanntschaft der Musen erlanget, so war es mir leicht, so oft ich nur wolte, eine, oder mehrere derselben aufzubieten. Ich wurde also gar bald ein Gelegenheitsdichter. Jeder Todesfall, jede Hochzeit und Kindtaufe, alle Geburts- und Namenstäge, Promotionen und andere Feierlichkeiten waren mir fruchtbringend. Da ich die Verdienste der wuchernden Muse nicht gerne vergessen wolte; so führte ich ein beständiges Register von allen Gedichten, die ich verfertigte und von allen dankbaren Mäcenen. Damit man sich einen Begrif dieser poetischen Chronik machen könne; so will ich zur Probe einige Artikel aus derselben abschreiben;

Im Jahr 1740. den 3ten Jänner starb der Hochwohlgebohrne Herr Anton von Stuzbart, ein Junker großer Hofnung. Weil sein Bruder der einzige Erbe seiner Güter war, so beorderte er mich, in seinem Namen zu weinen. Ich hüllte also meine Muse in fürchterlichen Flor, daß sie aussahe, wie eine Leichenfrau und schickte sie an die

des

des Seeligen. Nachdem ſie eine Zeitlang ſehr kläglich gethan, dem Tode einige Injurien geſaget, die hochwohlgebohrnen Gebeine etlichemal, aber vergebens, zurückgerufen, auch verſtohlner Weiſe einen Blick in die elyſäiſchen Felder gewaget; ſo trocknete ſie ihre Thränen ab, und ſtreuete Roſen auf das Grab. Wenn ich nur für jeden erhabenen Gedanken einen Kreuzer, für jedes miltoniſches Wort einen Albus und für jede Metapher ein halbes Kopfſtück rechne; ſo wäre das Karmen unter Brüdern einen Louisdor werth. Dem ohngeachtet bekam ich nur einen harten Thaler — — die Undankbarkeit iſt doch das gröſte Laſter.

— — — d. 7ten Jänner führte ich meine Muſe zur Hochzeit zu Herrn N. N. Vorher berauſchte ſie ſich in Nektar, d. i. in einem guten Landweine, und aß Ambroſia, d. i. Hochzeitkuchen dazu. Da nun trunkene Leute immer mehr ſehen, als nüchterne; ſo war es kein Wunder, daß meine ver-

ſoffene Muſe ganze Myriaden von Grazien um den Scheitel der Jungfer Braut herumtändeln und alle Tugenden ſich auf dem Toppee des Bräutigams verſammeln ſahe. Sie erzählte ihre Erſcheinungen in anmuthigen Reimen und es war ihre Schuld nicht, daß ihr niemand glauben wolte. Davor bekam ich 2 Rthlr. 12 gl. und ſo viel Proviant mit nach Hauſe, daß ich mich und meine ganze Familie acht Tage erhalten konte.

— — — d. 12ten Jänner verfertigte ich ein Karmen auf den Geburtstag meines Vetters. Da ich noch von dem vorigen Gedichte zu eſſen hatte, und alſo gar nicht hungrig war; ſo iſt dieſe Arbeit eben ſo ſonderlich nicht gerathen. Ich bekam aber auch nur einen Thaler für meine Mühe. Leicht Geld, leichte Waare.

— — — d. 16ten Jänner ſang meine Muſe ein Lied auf die N. und N. Eheverbindung. Das iſt ein Meiſterſtück. Der Olymp iſt ſechsmal angebracht; die Seraphe, Gra-

zien,

zien, Amors, Nymphen, Dryaden, Hamadryaden, den Aether und dergleichen will ich gar nicht rechnen Meine Mühe iſt mir ſchlecht belohnt worden. Zwei Thaler, die ich bekam, ſind vor die ſechs Olymp noch zu wenig.

Das mag zur Probe genug ſeyn und ſoweit geht die zwote Periode meiner Muſengeſchichte. Die dritte iſt zu traurig für mich, als daß ich ſie weitläuftig erzählen könte. Meine Muſe wurde endlich alt und Singens ſatt, mein Pegaſus ſteif und — explicit.

15.

Die Orthodoxie iſt, wie das Glück, bald auf dieſer, bald auf jener Seite. Vor vierzig Jahren war ſie wider die beſte Welt und jetzt iſt ſie an vielen Orten im höchſten Grade Wolfianiſch. Diejenigen, deren Lehren vor einiger Zeit noch ketzeriſch waren, ſind jetzt ſo orthodox, als man nur ſeyn kan, und, um gleiches mit gleichem zu vergelten, verketzern ſie andere, die nach zwanzig Jahren orthodoxer ſeyn werden als ſie.

16.

Man könte eine schöne medicinische Abhandlung von den Modekrankheiten des achtzehenten Jahrhunderts schreiben. Die Schreib- und Autorsucht, die Titelseuche, die poetische Wuth, die Demonstrirsucht, das Elektrisirfieber, die galanten Krankheiten, die Vapeurs, die Hypochondrie und andere Pestilenzen würden darinnen ihre Stellen finden. Ich will nur von den beiden lezten etwas sagen. Die Hypochondrie ist ein Zustand, wo man nicht krank ist, aber um gelehrt zu scheinen, andere bereden will, man wäre krank und es endlich auch wohl selbst glaubet, wie es mit allen Lügen gehet, die man zu oft wiederholet. Die Vapeurs entstehen aus einer Gährung der gallichten Säfte, die durch eine neue Mode verursachet wird, welche man nicht mitmachen kan. Doch hat man zuweilen auch Vapeurs, blos um welche zu haben.

17.

Ich habe einmal angefangen, ein komisches Trauerspiel zu verfertigen, unter dem Titel: der Tod Adelgundens. Die

Mate-

Materie ist reich und interessant. Adelgunde starb, wie bekannt ist, an einer heftigen Colique, die sie anwandelte, da sie eben ein wurmsamisches Gedichte las. Der alte Christoph, Adelgunde, ein Magister, Breitkopf, ein Kaufmannsdiener, ein Laquei und eine Zofe würden die Personen des Schauspiels seyn. Ich habe das Projekt aufgegeben, vielleicht führet es jemand anders aus, der mehrere Gaben hat, als ich.

18.

Da ich eben weiter schreiben will, erhalte ich die Göttingische gelehrte Zeitung. Ein ängstliches Zittern überfällt mich, da ich das harte Urtheil lese, daß die Verfasser derselben von ihrem kritischen Richterstuhle über meinen armen Mitbruder in der Satyre, den Autor der satyrischen und sittlichen Schilderungen, den erbarmungswürdigen Wolfram gefället haben. Eine geheime Ahndung prophezeiet mir, daß es mir nicht besser ergehen wird, und — welch ein Unglück für mich! Meine Schriften würden Makulatur werden; ich würde keinen Verleger mehr finden,

und wie wolte ich alsdenn Frau und Kinder ernähren? Graben mag ich nicht, so schäme ich mich zu betteln. Doch vielleicht finde ich noch Gnade — Ich bitte Sie, meine Herren, ich beschwöre Sie, bei der Asche eines grossen Philippi, wenn Sie auch mit mir kein Mitleiden haben wollen, erbarmen Sie sich doch wenigstens über meine unschuldigen Kinder! Die armen Würmer — was können die darzu, daß ich ein elender Autor bin? Erbarmen Sie sich! Hören sie? Allmälig verschwindet meine Furcht und hoffnungsvoll fahre ich fort zu schreiben.

19.

Schon seit vielen Jahren arbeite ich an einem wichtigen Werke von der Taktik der Liebe. Ich begnüge mich, hier nur den Innhalt desselben kürzlich zu erzählen.

Erstes Kapitel von der Kriegsankündigung.

Zweytes Kapitel von der Eröffnung des Feldzuges.

Drittes Kapitel vom Arsenal der Liebe.

Vier-

Viertes Kapitel von dem Kriege im freien Felde.
Fünftes Kapitel von den Kriegslisten.
Sechstes Kapitel von Spionen.
Siebentes Kapitel wie man den Feind bestechen soll.
Achtes Kapitel von wichtigen Siegen, die durch einen Schlag mit dem Fächer erhalten worden.
Neuntes Kapitel von kleinen Scharmützeln.
Zehntes Kapitel wie man dem Feinde in die Flanquen fallen soll.
Eilftes Kapitel von den leichten Truppen und verliebten Freibeutern.
Zwölftes Kapitel von kleinen Streifereien.
Dreizehentes Kapitel wiefern ein Frauenzimmer eine Festung ist.
Vierzehentes Kapitel von den Aussenwerken und dem bedeckten Wege.
Funfzehentes Kapitel von der Eroberung mit Sturm.
Sechzehentes Kapitel von der Eroberung mit Accord und vom Chamade Schlagen.

Siebzehentes Kapitel von Kantonirungs- und Winterquartieren.

Achtzehentes Kapitel von ewigen Friedensschlüssen.

Neunzehentes und lezтes Kapitel, worinnen alles mit historischen Beispielen erläutert wird.

20.

Das Gericht der Verstockung bei elenden Skribenten ist die höchste Stufe der Thorheit, deren ein Mensch fähig ist. Ein schlechter Autor kan deswegen noch immer ein ehrlicher, auch gewisser massen ein verständiger Mann seyn, wenn er sich nur seine Fehler sagen lässet, sie erkennet, bereuet und sich bessert. Aber wenn ein elender Schriftsteller noch vortheilhafte Begriffe von seiner Größe hat, wennn er sich über allen Tadel erheben will und sich wohl gar mit den vortreflichsten Geistern aller Jahrhunderte vergleichet, wenn er glaubet, ein würdiger Gegenstand des Neides zu seyn und nirgends will geirret haben; so ist er entweder ein Narr im groben Verstande, oder der boshafteste Mensch von der Welt. Diesen Zustand nenne ich

das

das Gericht der Verstockung. Philippi wäre es gewiß nicht so lächerlich worden, wenn er nicht im höchsten Grade verstockt gewesen wäre. Man wies ihm seine Kleinigkeit und Wenigkeit auf eine beissende Art — umsonst; er wollte noch immer Recht übrig haben, Cicero war in seinen Augen ein Dums und die Welt närrisch, daß sie es nicht einsehen wollte. Aber siehe da! der arme Briontes wurde mit aller seiner männlichen und heroischen Beredsamkeit ausgezischet. So erleuchtet unsere Zeiten sind, so haben sie doch noch immer ihre Philippi.

21

H** will eine lateinische Stadt an der böhmischen Gränze bauen und gedenket durch diese Stiftung grossen Nutzen zu schaffen. Ich werde bey dem grosbrittanuischen Parlamente um einen Strich Landes in Pensilvanien und um die nöthigen Privilegien anhalten, eine Narrenplantage aufzurichten. Wir wollen sehen, wer den meisten Zulauf haben wird, H**, oder ich.

22

Ein Pfarrer im Baierlande erzählte in einer Predigt vom jüngsten Tage seinen Zuhörern eine neue erschröckliche Historiam, die sich in dieser lezten betrübten Zeit zugetragen, so wie er sie auf einem Markte von einem herumirrenden Meistersänger hatte ausschreien hören. Da er fertig war, setzte er hinzu: Meine Lieben! werdet ihr mich fragen, ob diese Geschichte wahr sey; so antworte ich: sie muß doch wohl wahr seyn; denn sie ist ja gedruckt. Aber sie mag wahr seyn, oder nicht; so ist sie doch ein Zeichen vor dem lieben jüngsten Tage.

23

In einem alten Buch finde ich einige artige Vorschläge zur Vermehrung der königlichen Einkünfte in Frankreich, die ich allen Liebhabern des Kameralwesens vorlegen will: (*)

1) Es soll eine gewisse Accise auf alle neue Lieder und Arien geleget werden, die jeder bezahlen muß, wer sie singen will.

(*) Cf. die klugen Staats Phantasten.

2)

2) Jeder Ehemann soll die Hörner, die ihm auf dem Kopfe von sich selbst, wie die Nägel an den Fingern, hervorwachsen, mit zwey Schillingen veraccisen, damit er solche mit Ehren tragen kann. Weil aber mancher seine Hörner verbergen würde, so muß man diesen Accis der Klerisei, besonders den Jesuiten verpachten, welche durch das Geständniß der Weiber im Beichstuhle leicht hinter solche Geheimnisse kommen können.

3) Jedermann soll einen leiblichen Eid schwören, daß die Kinder, so ihm die Frau gebohren, sein eigen sind; oder er muß einen Sohn mit zween Thalern und eine Tochter mit einem Thaler versteuern. Da nun keiner so leichtfertig seyn und das Gewissen ohne Noth mit einem falschen Eide beladen wird; so ist kein Zweifel, daß alle diesen Kinderzoll willig entrichten werden.

4) Ein jeder Bischof, Abt, Domherr, oder anderer Pfaffe soll die Schärze

sei-

seiner Köchin von einem darzu verordneten geschwornen Manne stempeln lassen, damit man sieht, daß sie eine ehrliche Haushälterin ist, deren Keuschheit durch ein königliches Zeugnis bestätiget worden.

5) Es soll über den Kopfpuz der Frauenzimmer ein besonderer Maasstab aufgerichtet werden, so, daß wenn eine Dame auf ihrer Stirn ein paar Stockwerke höher bauen will, als das Maas mit sich bringet, sie vor jeden Zoll einen Louisdor erlegen muß.

6) Ein jeder Schneider soll alle gestohlene Knöpfe, Seide, Tressen, Lappen und andere ehrliche Accidentien durch ein enges Loch in eine verschlossene Bank stecken, dieselbe monatlich durch einen königlichen Kommißär eröfnen lassen und den vierten Theil von seiner Beute in die königliche Kammer liefern.

7) Die Advokaten der königlichen Parlamenter sollen bei Abwartung eines jeden Termins sich von einem privilegirten Pachtarzte eine besondere Panacee

eee wider die Gewiſſensbiſſe erkaufen, damit ihnen ihr Gewiſſen bei ihren praktiſchen Bemühungen nicht hinderlich ſeyn möge, wie denn die zeitliche Nahrung durch nichts ſo großen Schaden leidet, als wenn man ſich zu viele Skrupel macht.

8) Ein jeder Kaufmann, der zuweilen zu beſſerer Vertreibung ſeines verdorbenen Verlags einen kleinen Schwur, der doch nicht von Herzen, ſondern ſondern nur in des Käufers Geldbeutel geht, mit untermiſchen und die untüchtigen Waaren mit dergleichen chriſtlichen Komplimenten feil bieten will, der ſoll bei dem Erzbiſchoffe zu Paris für einige Dukaten einen vollkommenen Ablas auf alle vergangene und künftige Meineide erhalten, welches in Anſehung des hieraus entſtehenden Vortheils etwas geringes iſt.

9) Weil beinahe eben ſoviele rothe und weiſe Schminke an die Geſichter der Damen, als Wagentheer an die Karoſſen, verſchmieret wird: ſo ſoll man auf jedes Loth Talköl, oder andere

dere dergleichen herrliche Sachen eine hohe Acciſe legen, da denn diejenigen, welche ſich bisher durch ſolche ſaumuzige Mittel bei ihrer Schönheit erhalten, lieber den Beutel eröfnen, als mit einer nicht gar zu ſaubern Edition des Angeſichts in der galanten Welt erſcheinen werden — bis hieher der Autor.

24.

Perituræ parcite chartæ!
Juvenalis

E N D E
der Skriblerianen.

Drei-

Dreifacher Anhang.

Ohe! iam ſatis eſt.

Erſter Anhang.

Demüthiges
Bittſchreiben
an
die Herrn Journaliſten.

Parce!
Parce! precor!

Allmächtige Herren!

Wundern Sie ſich nicht, daß ich Ihnen einen Titel beilege, der ein wenig übertrieben ſcheinet! Im Guten kan man nie zu viel thun, und ich, als ein armer neugebackner Autor, habe ohnedem das Recht, mich aller derjenigen Mittel zu bedienen, wodurch ich Perſonen, von denen mein ganzes Glück abhänget, auf meine Seite bringen kan. Ich beurtheile die Leidenſchaften anderer nach den meinigen. Vorgeſtern bat mich ein abgedankter Soldat um eine Reuterzehrung; ich war ſchon veſt entſchloſſen, ihn abzuweiſen; aber der Kerl war liſtig genug, mich auf meiner ſchwachen Seite anzugreifen, — Gnädiger, geſtrenger Herr! ſagte er, erbarmen ſie ſich! Wer wollte da nicht gütig ſeyn? Geſchwind fühlte ich in die

Taſche und gab ihm alles, was ich hatte — Vielleicht, meine Herren! iſt das auch Ihre ſchwache Seite. Vielleicht habe ich Sie dadurch ſchon zu meinem Vortheil eingenommen, daß ich Ihnen einen Titel gegeben, den Sie nach Ihrer weltbekannten Demuth etwa verbitten möchten. Ich hoffe, Sie werden mir dieſe kleine Kriegsliſt verzeihen. Ueberdieß habe ich auch das gröſte Recht, Sie allmächtig zu nennen, worinnen mir alle meine Mitbrüder, die ſchon die Schwere Ihres Zorns, oder die herrlichen Früchte Ihrer Wohlgewogenheit empfunden haben, beiſtimmen werden. Haben die Völker der vorigen Welt ihre Obrigkeiten für Götter angeſehen, warum ſollen wir Sie, meine Herren! nicht allmächtig nennen? Sie ſind die Könige und Oberhäupter der gelehrten Republik; Sie haben das Glück aller Schriftſteller in ihren Händen; Sie erheben und ſtürzen wieder, nachdem es Ihnen beliebt. Allmacht genug! wenigſtens können ſie doch machen, daß ein Buch abgehet, oder Makulatur wird, wie Sie es vor gut befinden. Und das iſt ſchon viel. Ich bekümmere mich wenig

da-

darum, ob ich gelobet, oder getadelt werde — wenn nur mein Buch gekaufet und mein Verleger dadurch angefriſchet wird, mich ferner in ſeinem Solde zu behalten — Das iſt das Hauptwerk. In dieſer Abſicht nehme ich meine Zuflucht zu Ihnen, allmächtige Herren! und flehe Sie demüthigſt an, mir Ihre Gunſt nicht zu verſagen. Aber wie ſoll ich mich derſelben würdig machen? Ein guter Freund, der das gelehrte Kammerweſen aus dem Grunde verſtehet, hat mir gerathen, Sie zu beſtechen. Da ich ihm mein Unvermögen vorſtellte, ſagte er, ich müſte nicht eben Geld haben, um Sie auf meine Seite zu bringen, eine tüchtige Lügen wäre eben ſo gut — ich ſolte nur eine Lobſchrift auf die Journale und ihre Verfaſſer machen; ſo wäre mir ſchon geholfen. Ich werde mir dieſen guten Rath nach meiner Wenigkeit zu Nutze machen: weil aber zu einer wohlausgeſonnenen Lügen einige Zeit gehöret; ſo bin ich jezt noch nicht im Stande, Ihnen allmächtige Herren! mit meiner geringen Lobrede aufzuwarten. Ich verſichere Ihnen aber auf das heiligſte, daß dieſelbe

selbe auf künftige Messe gewiß zum Vorschein kommen soll, indem ich würklich schon einen guten Anfang darzu gemachet habe. Ich werde darinnen den Nutzen der Journale herausstreichen, und unter andern anführen, wie man durch sie in den Stand gesetzet wird, von allen möglichen Büchern zu urtheilen, ohne sie gelesen zu haben. Ich werde ihre Nothwendigkeit in der besten Welt von vorn und von hinten darthun, und hierauf den besondern Tugenden ihrer Verfasser, ihrer Wahrheitsliebe, ihrer Unpartheilichkeit, ihrer Höflichkeit und ihren Einsichten Gerechtigkeit wiederfahren lassen, wobei mir die topischen Fächer, die Prädikamente und das

Quis? quid? ubi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando?

trefliche Dienste leisten werden.

His præmissis, senke ich den Bleiwurf meiner unterthänigsten Bitte, damit ich recht erhaben rede, in den Abgrund Ihrer Wohlgewogenheit hinein.

So unverschämt bin ich nicht, daß ich Sie ohne Bedingung bitten solte, mein Buch zu loben. Es kan seyn, daß es das schlimmste

ſte unter allen möglichen Büchern dieſer Art iſt, und in dieſem Falle würden Sie ſich ſelbſt beſchimpfen, wenn Sie es der ganzen gelehrten Welt als ein Meiſterſtück anpreiſen wollten. Ich erſuche Sie nur, zu machen, daß mein Buch abgehet, und zu dem Ende thue ich Ihnen folgenden Vorſchlag.

Sie, allmächtige Herren! können auf eine doppelte Art durch Ihren kritiſchen Machtſpruch einer Schrift Käufer verſchaffen. Sie loben dieſelbe entweder auf eine ausſchweifende Art, oder Sie treiben Ihren Tadel aufs Höchſte und bis zur Verketzerung. In beeden Fällen wird man neugierig, die Schrift ſelbſt zu leſen; ſie wird gekauft, und alsdenn kann es dem Verleger, vielleicht auch dem Autor, wenn er ein Brod-Autor iſt, gleich viel gelten, ob ſie gut, oder ſchlecht iſt. Hingegen können Sie auch durch eine mittelmäßige Recenſion alles verderben. Die Welt liebt das Uebertriebene, und ein Autor iſt unglücklich, von deſſen Buche Sie das Urtheil fällen, „ daß es zwar nichts beſonderes enthal-

„ te, aber doch auch nicht unter die elen-
„ den Schriften gehöre, daß der Verfas-
„ ser sich nie vom Mittelmäßigen entfer-
„ net, und daß man seine Sächelgen noch
„ zur Noth lesen könne, ohne zu gäh-
„ nen.„ Ein solches Buch wird noch lange nicht so viel Käufer finden, als ein anderes, welches in allen Journalen auf das erbärmlichste gemißhandelt wird.

Diese Gedanken sind der Grund, warum ich Ihnen, allmächtige Herren! einen Vorschlag thue, der abentheuerlich scheinet. Es geschiehet öfters, daß Sie einem Autor, der mit Ihnen in gutem Vernehmen stehet, erlauben, seine Schrift selbst zu recensiren. Ich hoffe, mir durch die Lobrede, die ich ans Licht stellen werde, Verdienste genug zu erwerben, um eben dieses Vorrecht zu genießen. Wofern ich ein wenig autormäßige Unverschämtheit besäße, so würde ich dieses als ein Recht fordern, Ihnen die Formul meines eigenen Urtheils vorlegen, und unter Androhung meines papiernen Donners verbieten, das geringste darinnen zu ändern, oder wegzulassen, welche Noth-

züch-

züchtigung ſchon viele meiner Vorgänger glücklich ausgeübet haben. Da dieſes aber meine natürliche Blödigkeit nicht zulaſſen will, ſo gehe ich lieber die Mittelſtraße, und entwerfe Ihnen, um Ihre Wahl nicht völlig einzuſchränken, eine dreyfache Recenſion meiner Schrift. Die erſten beiden ſind übertrieben, die eine gut und die andere ſchlecht. Die lezte aber iſt mittelmäßig.

Und nun erſcheine ich in der demüthigen Stellung eines Supplikanten, und flehe Sie, allmächtige Herren! auf das erbärmlichſte an, mich glücklich zu machen, und meine Schrift entweder recht zu loben, oder recht zu ſchimpfen. Das iſt mir alles einerlei; in beeden Fällen wird ſie Käufer finden, und ſo habe ich meinen Entzweck erreichet. Aber es könnte ſeyn, daß Ihnen mein Buch weder ſo vortreflich, noch ſo elend zu ſeyn ſchiene, wie ich es in den Beilagen A und B abgebildet habe; Sie werden es für mittelmäßig halten, und es ſo beurtheilen, wie in der Beilage C geſchehen iſt — O! meine Herren! ich bitte Sie, ma-

chen Sie mich nicht unglücklich! lieber will ich der elendeste Schmierer, als ein mittelmäßiger Autor seyn. Verläugnen Sie in Ansehung meiner die Aufrichtigkeit, die Ihnen sonst so eigen ist! Betrachten Sie meine Umstände, die ich Ihnen schon an einem andern Orte geschildert habe — Ich verlasse mich auf Ihre weltbekannte Menschenliebe und bin in aller Demuth

Allmächtige Herren
Ew. Allmachten

unterthäniger Autor.

Bei-

Beilagen.

A.

Diese Schrift gehöret unter diejenigen, die unserem Jahrhunderte Ehre machen. Wir haben in Deutschland nur wenige Köpfe, die zur Satyre gebohren sind; Liscow, Rabener, Klotz und einige andere haben in diesem Felde etwas geleistet; aber unser Autor übertrift sie alle und sich selbst. Endlich haben auch wir einen satyrischen Schriftsteller bekommen, den wir dem Cervantes der Spanier, dem Boileau der Franzosen, dem Swift der Engelländer, ja selbst einem Horaz, Juvenal und Petronius entgegensetzen können. Wir wollen nichts zur Probe aus diesen Schriften anführen, damit wir unsere Leser recht lüstern machen. Es ist Schade, daß sich der Herr Verfasser derselben nicht genennet hat; man hat uns aber versichert, daß er

ein

ein vornehmer und ſchon aus andern wichtigen Werken hochberühmter Mann ſey. Auch weis man von guter Hand, daß zur Ehre Deutſchlands ſchon an verſchiedenen Ueberſetzungen dieſes Buches gearbeitet wird. Zu London bereitet man eine Engliſche, zu Paris eine Franzöſiſche, zu Amſterdam eine Holländiſche, in Madrit eine Spaniſche, in Rom eine Italiäniſche, in Stockholm eine Schwediſche, zu Koppenhagen eine Däniſche, in Warſchau eine Polniſche, in Presburg eine Ungariſche, zu Konſtantinopel eine Türkiſche und in Batavia eine Hottentottiſche. Uebrigens wünſchen wir dem vortreflichen Herr Verfaſſer, zu Fortſetzung dieſer Arbeit, Muſſe und Geſundheit.

B.

Wir führen dieſe Skarteque blos deswegen an, damit ſich jederman vor derſelben hüten, und ſie, als ein Ungeheuer,

cane peius et angue

fliehen möge. Sie gehöret unter diejenigen Misgeburten einer verruchten Denkungsart, deren Urheber werth wären, an den Pranger geſtellet und des Landes verwieſen, oder lieber gar verbrannt zu werden. Sie iſt eine Sammlung von den allerſchändlichſten Pasquillen, die jemals zum Vorſchein gekommen und ihr Verfaſſer muß nothwendig der gröſte Atheiſt und Freigeiſt ſein. Die vortrefflichſten Gelehrten unſers Jahrhunderts werden von ihm auf das ärgſte gemißhandelt, die frömmſten Perſonen verſpottet, und die herrlichſten Lehren der Weltweiſen und Theologen lä-

cherlich gemacht. Er speiet seinen Geifer auf eine heillose Art wider die geoffenbarte Religion aus, welche er eine Donqnichottische nennet, und hin und wieder streuet er das Gift seiner atheistischen Grundsätze mit ein, da er Z. E. behauptet, die Erbsünde wäre das Wesen des Menschen, die Führung Gottes ein Wortspiel u. s. w. Mit dergleichen atheistischen, spinozistischen, freigeisterischen, socinianischen, arianischen, dippelianischen, beverlandischen, epikurischen, stoischen, fatalistischen, blasphemischen und satanischen Meinungen ist das ganze Buch erfüllet. Die Diener des göttlichen Wortes, diese ehrwürdigen Männer, deren Fehler, wofern sie anders welche haben, man billig verdecken sollte, sind am meisten der Gegenstand seines verdammten Witzes. Alle, die sich um den Schaden Josephs bekümmern, sollten sich billig bemühen, eine so ärgerliche Schrift zu unterdrücken, wie sie denn auch, dem Vernehmen nach, schon an einigen Orten confiscirt worden. Der Verfasser soll, wie einige glauben, sich in Holland aufhalten, oder wie andere

dere sagen, Burgermeister in F * * seyn. Wir wünschen, daß er seine Sünden erkennen und bereuen möge, welches aber von einem so boshaften Menschen schwerlich zu hoffen ist.

C.

Von dieser Schrift ist nicht viel zu sagen. Der Verfasser derselben ist vielleicht mehr ein Satyrikus durch die Kunst, als von Natur. Einige seiner Erfindungen, die gut sind, hat er anderen abgeborget; diejenigen, die in seinem eigenen Gehirnlein ihre Würklichkeit erhalten haben, sind mittelmäßig, frostig, oder schlecht, wie man sie nennen will. Die Ausführung ist eben nicht besser. Er ahmete stark nach und zuweilen sehr handgreiflich. Kurz, wir glauben, wenn kein Swift und kein Rabener wäre, so würde auch dieser Autor ein Unding sein.

Uebrigens laſſen ſich ſeine Sachen noch zur Noth leſen — nur nicht zweymahl. Er ſoll, wie man ſagt, ein Kandidat des heiligen Predigtamts ſeyn, der ſehnlich auf eine Beförderung hoffet, und, da ihm die Zeit zu lang werden will, den verzweifelten Entſchluß gefaſſet hat, ein Autor zu werden. Wir wünſchen ihm bald einen guten Dienſt, damit er aufhöre, zu ſchreiben.

Zweyter Anhang.

Register der Schriftsteller,

deren man sich
bei Verfertigung dieses Buches
bedienet hat.

- - Ars, sine qua si forte fuisset,
Pessum cum Musis isset Apollo suis.

INDEX AVCTORVM.

A.

Abarbanel
Abælardus
Acta Eruditorum
Aelianus
Aepinus
Agricola
Alberti
Albertus M.
Alcoranus
Alſtedius
Ammonius
Aneponymus
Anonymi quidam
Aphrodiſæus
Apuleius
Ariſtoteles
Arniſæus
Arriaga
Athenæus
Averroes
Auguſtinus
Avicenna
Auſonius

B.

Barlæus
Bartholinus
Becanus
Bechmannus
Bellarminus
Bernoulli
Beverlandus
Bodinus
Boeclerus
Boethius
Boxhornius
Buchnerus

Budæus
Bulfinger
Burmann

C.

Cæſar
Caietanus
Caiouius
Caluinus
Camdenus
Camerarius
Campanella
Capella
Capreolus
Caramuel
Cardanus
Carteſius
Caſelius
Cervantes
Cicero
Claubergius
Clericus
Complutenſes
Conimbricenſes
Conring
Cruſius
Curtius

D.

Damaſcenus
Dannhauerus
Daries
Del Rio
Derham
Diogenes Laertius
Donatus
Dorſcheus
Duarenus

E.

Ebelius
Eisfeldius
Ellenbergerus
Ennius
Epictetus
Epicurus
Erythræus
Euclides
Everhardus
Euripides

F.

F.

Fabricius
Fardella
à Felde
Felwingerus
Flacius
Florus
Fonſeca
Franciſci
Freigius

G.

Galenus
Galilæus
Gaſſendus
Gellius
Gerhardus
Geſnerus
Goclenius
Gottſchedius
Groſſerus
Grotius
Grynæus
Gundlingius

H.

Hackſpanius
Hartnaccius
Hartknochius
Hebenſtreitius
Heinſius
Heineccius
Heshuſius
Heſiodus
Hippocrates
Hobbeſius
Homerus
Hommel
Horatius
Horneius
Hoſpinianus
Huartus
Hunæus
Hunnius

I.

Iauellus
Ionſtonus
Iſidorus
Iungius
Iuuenalis

K.

Keckermannus
Keslerus

Lancellotus
Langius
Lanſius
Lehmannus
Leibnitius
Lipſius

Maerobius
Malebranchius
Manzelius
Mareſius
Martialis
Martini
Maſenius
Meiſnerus

Nazianzenus
Nepos

Occamus
Oldendorpius

K.

Kirchnerus
Kromaierus

L.

Liuius
Lockius
Lombardus
Lucretius
Lutherus

M.

Melanchton
Menantes
Mendoza
Mirandula
Mitternachtius
Monlorius
Muretus
Muſæus

N.

Nihuſius
Nizolius

O.

Ouidius
Owenus

P.

P.

Pacius
Petronius
Philoponus
Philippi
Phædrus
Piccartus
Plato
Plinius
Plutarchus
Pomponatius
Poiretus
Propertius
Pſellus

Q.

Quenſtedt
Quintilianus

R.

Rachelius
Ramus
Rapinus
Reineſius
Ricciolus
Rodigaſius
Rohr
Rüdiger

S.

Salluſtius
Saurius
Scaliger
Scharfius
Schegkius
Scherbius
Scherzerus
Schwabius
Scotus
Scriblerus
Seneca
Sievers
Simplicius
Socrates
Spinoza
Stahl
Stobæus
Struvius
Suarezius
Suidas
Syrbius

T.

Talmud
Tertullianus
Themiſtius
Theophraſtus
D. Thomas
Thomaſius
Thuanus

Valla
Varro
Vegetius
Verulamius

Wagenſeilius
Wedelius
Weigelius
Weiſius

Xenophon

Zabarella
Zaſius
Zeidlerus

T.

Thucydides
Tibullus
Titius
Toletus
Trapezuntius
Turſellinus
Tzſchirnhuſius

V.

Virgilius
Viues
Voſſius
Vulteius

W.

Wolfius
Wolfram
Wowerius

X.

Z.

Zeiſoldus
Zeno

Dritter Anhang.

Lies Ochſe.

oder

Anzeige der vornehmſten

Druckfehler

Nebſt einer

Einleitung zur Sphalmatologie.

Occupet extremum ſcabies —

Horatius.

Lics Ochse.

„Die blöden Tadler brüten in unsern
„sonst aufgeklärten Zeiten ihre blin-
„den Misgeburten noch immer fast an
„allen Orten aus. Ja! selbst die geheilig-
„ten Pflanz-Städte höherer Wissenschaf-
„ten können vor diesen unreinen Schmeis-
„fliegen nicht allemal sicher seyn. Denn
„es müssen sich Männer von grossen Ver-
„diensten und Wissenschaften, ja fast alle
„Gelehrte, ohne Unterscheid ihres Standes
„und Alters gefallen lassen, daß sie von
„dem Gifte grosser und kleiner Schmeis-
„fliegen kühn angegriffen werden. Allein
„diese gelehrten Männer haben nicht nöthig,
„ein kräftiges Gegenmittel wider den Gift
„dieser kleinen Schmeisfliegen anzuwen-
„den, indem derselben schwarzer Saft, als
„ein schwacher Gift, nicht würksam und
„also unschädlich ist. Zu dem Ende ach-
„

„ ten es die Gelehrten wenig, oder gar
„ nicht, wenn diese kleinen geflügelten und
„ ohne dies schwarzen Thierchen, zu ihrem
„ eigenem Nachtheil ihre Ehre zu beflecken
„ suchen; sondern sie vertilgen diese unrei-
„ nen Würmer ohne Mühe, durch einen
„ einzigen Schlag, wodurch ihr Tod schleu-
„ nig befördert wird, daß ihre Person von
„ denselben und deren nachgelassenen Brut,
„ aus Furcht vor dem Tode künftig unan-
„ getastet bleibet. „

Da ich im Begrif bin, die vornehmsten Druckfehler, die in meinen zu * * * gedruckten Satyren wegen meiner Abwesenheit eingeschlichen sind, anzuzeigen; so habe ich vor dienlich erachtet, die Worte eines hochberühmten Schriftstellers unserer Zeiten, als ein Aussenwerk, voran zu setzen, um mich dadurch für allen Anfällen der Kritikaster in Sicherheit zu stellen. Ob ich mich gleich nicht gern mit grossen Leuten vergleiche; so sehe ich doch schon im Geiste voraus, daß es meinen Satyren wohl eben nicht besser gehen wird, als den Fabeln dieses grossen Mannes, dessen Cyperkatze zu seyn ich nicht werth bin. „ Ein

„ un-

„ unreines Insekten-Heer wird einen unerschrockenen Angriff auf meine Schriften thun und sie beschmeissen, wenn ich sorgenlos schlafe. „ Wer will es mir verdenken, daß ich ein wenig vorsichtig bin, und schon zum voraus allen meinen künftigen Gegnern, die vielleicht

— jezt noch unberühmt an Lethens Ufer treten,

mit einer Kriegslist drohe, die mein Vorgänger auch, aber zu spät, gebrauchet hat. Ich versichere nämlich auf das heiligste und schwöre, so wahr ich ein Autor bin, daß ich mir durchaus keinen Fehler werde vorwerfen lassen, er mag so gering seyn, als er will, und daß, wenn es aufs äusserste kommt und ich mir weiter nicht zu helfen weis, ich alle Schnitzer, die man in meinen Schriften finden wird, vor Druckfehler erklären und auf die Rechnung des Setzers schreiben werde. Jezt will ich nur in einer kleinen Probe zeigen, wie ich es künftig zu halten gesonnen bin. Damit dieses aber auf eine scientifische Art geschehe, so will ich eine kurze, aber doch gründliche Abhandlung von Druckfehlern überhaupt voraus-

schicken

ſchicken und dadurch die Billigkeit meines Verfahrens auf das deutlichſte darthun. Ich bin dieſe Abhandlung ſowohl mir, als auch dem Andenken des beſagten groſſen Gelehrten, des witzigſten Dollmetſchers der Hyperkatzen ſchuldig.

Die Schrift eines groſſen Geiſtes muß die Eigenſchaft haben, daß andere kleinere Geiſter aus wenigen Worten derſelben ganze Bände verfertigen können. Ein einziger Gedanke eines ſolchen Trismegiſts

— giebt den reichſten Stoff zu hundert Bücherrieſen.

Wie viele ungeheure Werke ſind nicht aus den kleinſten Gedanken eines Ariſtoteles, eines Leibniz und anderer erzeuget worden? Wer will es mir verwehren, daß ich aus einer kleinen Schrift meines Helden eine kleine Stelle entlehne, um ſie zu einer ziemlichen Abhandlung auszudehnen? Ich habe aber hierbei noch etwas beſonders. Ordentlicher Weiſe nehmen ſonſt die Skribenten meines Gelichters die Gelegenheit, Bücher zu ſchreiben, aus den Schriften ihrer Pythagoren und dem Kontext ſelbſt. Mir aber iſt die Anzeige der Druckfehler, die

mein

mein Vorgänger in einer ſeiner Schriften, die ich nicht zu nennen brauche, weil ſie ohnedem in jedermanns Händen iſt, angehänget hat, ſchon hinreichend, ein ganzes Lehrgebäude daraus aufzuführen. Ich will eine einzige Stelle vor mich nehmen, welcher gegenwärtige Abhandlung zu einem Kommentar dienen ſoll. Mein Held ſchreibt ſo:

P. 1. lin. 13. vor Stier lies Ochſe
P. 2. lin. 1. ... Stier ... Ochſe
ibid. lin. 7. ... Stier ... Ochſe
ibid. lin. 13. ... Stier ... Ochſe
ibid. lin. 17. ... Stier ... Ochſe
P. 3. lin. 5. ... Stier ... Ochſe

Dieſe vortrefliche Stelle will ich gegenwärtig kürzlich erläutern und wer ſiehet nicht, daß ich durch eine genauere Betrachtung derſelben nothwendig auf die erſten Gründe der Sphalmatologie habe kommen müſſen. Mein Syſtem iſt alſo dieſes:

Erſte Gründe der Sphalmatologie.

§. 1. Grundſaz 1.

Ein jedes Ding iſt mit ſich ſelbſt einerlei.

§. 2. Grundſaz 2.

Alles hat ſeinen zureichenden Grund.

§. 3. Erklärung 1.

Ein Druckfehler iſt ein jeder Schnitzer in einem Buche, wiefern er auf die Rechnung des Setzers geſchrieben wird.

§. 4. Anmerkung.

Nach dem Redegebrauch wird zu der Diesheit eines Druckfehlers nicht eben das Verſehen des Setzers erfordert. Es iſt genug, wenn es nur ein Schnitzer iſt, der dem Setzer auf irgend eine Art kan ſchuld gegeben werden. Wird wohl ein Setzer ſo

trü-

trübe Augen haben, daß er ſollte Stier vor Ochſe leſen? Und dennoch iſt es ein Druckfehler.

§. 5. Zuſaz 1.

Ein jeder Druckfehler iſt ein Druckfehler. (§. 1.)

§. 6. Zuſaz 2.

Ein jeder Druckfehler hat ſeinen zureichenden Grund. (§. 2.)

§. 7. Erklärung 2. und 3.

Einen Druckfehler, der würklich in dem Verſehen des Setzers ſeinen zureichenden Grund hat, nenne ich ein Ephalma. Lieget aber der Grund des Fehlers in der Selbſtheit des Autors, ſo heiſſet er ein Druckfehler *per eminentiam.*

§. 8. Anmerkung 1.

Da die leztere Art die ädelſte und häufigſte iſt, ſo werde ich blos dieſe zum Gegenſtande meiner fernern Betrachtung machen.

§ 9. Anmerkung 2.

Da ein jeder Druckfehler in der Zeit würklich wird, und die Zeit entweder eine würkliche oder eingebildete, entweder eine gegenwärtige, oder vergangene, oder zukünftige iſt; ſo kan man die Druckfehler in dieſer Abſicht in würkliche und eingebildete, in gegenwärtige, vergangene und zukünftige eintheilen. Zu dieſer brauchbaren und ſehr pragmatiſchen Unterſcheidung hat mir ein berühmter Schriftſteller Anlaß gegeben, welcher aus eben dieſem Grunde die Bewegung in eine wahre und eingebildete, in eine gegenwärtige, vergangene und künftige eintheilet. Ich eigne mir alſo die Ehre der Erfindung nur halb zu.

§. 10. Aufgabe.

Einen Schnitzer in einen Druckfehler zu verwandeln.

Auflöſung.

Sprich: Die gröbſten Druckfehler, die in meinem zu Quedlinburg herausgegebenen Fabeln wegen meiner Abweſenheit eingeſchlichen, ſind folgende:

In

In der Zueignungs-Schrift
lin. 1. vor gnädiger lies genädger.
P. 1. lin. 13. vor Stier lies Ochse.
und so weiter.

So hast du deine Schnitzer in Druckfehler verwandelt.

Beweis.

Αυτος εφα.

§. 11. Lehrsaz 1.

Druckfehler sind nüzlich.

Beweis.

Ob ich mich zwar blos auf die innerliche Empfindung eines jeden Schriftstellers berufen könte; so will ich doch den Einfältigen zum besten einen ausführlichen Beweis geben. Nüzlich nenne ich alles das, „was von allen Gelehrten mit gutem Erfolg zu ihrem Schutze kan gebraucht werden, es mögen nun dieselben von unvernünftigen, oder vernünftigen Geschöpfen, von unverschämten Tadlern, oder grossen Kunstrichtern wegen ihrer Schriften angegriffen werden.“ Da nun ein Autor dadurch, daß er seine Schnitzer vor Druk-

fehler ausgiebt, die Schmeisfliegen von sich wegjaget und dem Setzer über den Hals schiebet; so erhellet, daß die Druckfehler sehr nüzlich sind. W. Z. E. W.

§. 12. Lehrsaz 2.

Druckfehler sind nöthig.

Beweis.

Es ist nöthig, daß die Unreinigkeiten, die sich in der Seele eines Menschen von Zeit zu Zeit ansetzen, durch einen natürlichen Auswurf hinweg geschaffet werden. Dieses geschieht durch die Autorschaft; es ist also nöthig, ein Autor zu seyn. Aus eben dem Grunde ist auch alles das nothwendig, was die Hinderniße, die uns von der Autorschaft abhalten können, aus dem Wege räumet. Unter diese Hinderniße gehöret vornehmlich die Furcht vor den unerbetenen Kunstrichtern. Was also diese Furcht vertreiben kan, das ist nothwendig. Wenn man eine Schanze hat, hinter welche man sich im Fall eines Angrifs zurückziehen kan, so fürchtet man sich nicht. Eine solche Schanze ist das Recht, das ein Autor

hat,

hat, ſeine Schnitzer dem Setzer aufzubürden. Dies iſt der Grund der Druckfehler, und Druckfehler ſind alſo nöthig. W. Z. E. W.

§. 13. Lehrſatz 3.

Es iſt einem Autor erlaubt, ſeine Schnitzer auf die Rechnung des Setzers zu ſchreiben.

Beweis.

Ius ad finem dat ius ad media. Der Endzweck eines Autors iſt, Brod und Ruhm zu erwerben. Hierzu iſt nöthig, daß ſeine Schrift abgehe und hierzu wird erfordert, daß das Publikum glaube, der Autor ſey kein Narr. Er hat alſo das Recht, alle Stellen ſeiner Schrift, aus welchen man eine ihm ſo widrige Erfahrung bilden könte, von ſich abzulehnen und im Fall der Noth auf die Rechnung des Setzers zu ſchreiben. W. Z. E. W.

§. 14. Anmerkung.

Daher behaupten einige Weltweiſen, ein groſſer Autor wäre ein ſolcher, in deſ-

ſen Büchern alle Schnitzer Druckfehler wären.

§. 15. Lehrſaz 4.

Ein Buch mit Druckfehlern iſt vollkommener, als ein anders ohne Druckfehler.

Beweis.

Unter homogenen Dingen iſt das vollkommener, welches die meiſten varia hat. Bücher ſind homogene Dinge und es iſt gewis, daß ein Buch mit Druckfehlern mehrere varia hat, als ein anders ohne Druckfehler, wenn ſonſt die übrigen Umſtände gleich ſind. Folglich iſt ein Buch mit Druckfehlern vollkommener als ein Buch ohne Druckfehler W. Z. E. W.

§. 16. Zuſaz 1.

Die Druckfehler ſind alſo in einem Buche eben das, was das Böſe in der beſten Welt iſt.

§. 17. Zuſaz 2.

Ein jeder iſt verbunden, ſeiner Hände Werk ſo vollkommen zu machen, als es immer

mer möglich iſt. Ein Autor darf alſo mit gutem Gewiſſen kein Buch ohne Druckfehler laſſen.

§. 18. Anmerkung 1.

Wer alſo einem Autor Druckfehler zur Laſt leget, der iſt eine Schmeisfliege, „ ein „ unreiner und ſchädlicher Wurm, ein ge„ flügeltes ſchwarzes Thierchen, ein Nach„ richter, ein Kritikaſter, ein Wilder vom „ Nordpol, ſeine Vernunft iſt halb erfroren „ und vernagelt, er gehört unter das In„ ſekten Heer, will ſich zu einem Apollo aufwerfen u. ſ. w. „ Der geneigte Leſer beliebe dieſe gelehrten Trümpfe in den fontibus ſelbſt nachzuleſen.

§. 19. Anmerkung 2.

Alle dieſe Wahrheiten hat ſchon Horaz erkannt, wenn er ſagt:

— ubi plura nitent in carmine, non ego paucis
Offendor maculis.

Der Kontext zeiget, daß Horaz unter den maculis nichts anders, als die Druckfehler verſtehet.

§. 20.

§. 20. Anmerkung 3.

Bei rohen Kritikaſtern aber, die keinen Druckfehler verdauen können, bleibt die Wiedervergeltung auch nicht auſſen und es trift auch hier ein, was ein berühmter Dichter ohne allen Enthuſiasmus ſinget:

Suchſt du mit wilder Grauſamkeit
Den Nachſten liſtig zu berücken;
So glaube nur, zu ſeiner Zeit
Wird dich ein andrer wieder drücken.

⁂ ⁂ ⁂

Nachdem ich nun meine ſcientifiſche Abhandlung vollendet, auch dieſelbe mit einem ſchönen Denkſprüchelchen recht patentmäſſig beſchloſſen habe; ſo gehe ich zur Hauptſache, und erſuche den geneigten Leſer folgende Druckfehler gütigſt zu verbeſſern:

Pag. 9. lin. 7. lies: wenigſtens fehlet ihm nicht viel mehr darzu, als etwas ſtandesmäſſige Unverſchämtheit. Er iſt ſehr treuherzig u. ſ. w.
— 32 — 24 vor ohlen, reellen.
—163 — 21 vor berichten, beichten.
—231 — 1 vor klul, Lilul
—256 — 8 vor Kirchners, Kirchers.

In-

Inhalt.

I. Ueberſetzungen aus der Sprache der Thiere, nebſt einer Einleitung zu ihrer Redekunſt S. 1 - 88

II. Eines Kunſtrichters Abhandlung von Wortſpielen 89 - 164

III. Das Mährgen von dem Hute, nebſt vielen Ausſchweifungen 165 - 274

IV. Neues Lehrgebäude von der Seelenwanderung 275 - 300.

V. Umſtändlicher Beweiß, daß im heiligen Röm. Reich viele Narren ſind 301 - 332.

VI. *Commentatio hiſtorico-critica, de Autosatyricis*, oder von Leuten, die ſich ihre Satyre ſelbſt machen 333 - 344.

VII. Ekribleriana 345 - 382.

VIII. Erſter Anhang; demüthiges Bittſchreiben an die Herren Journaliſten 383 - 400.

IX. Zweiter Anhang; Register der Schriftsteller, deren man sich bei Verfertigung dieses Buches bedienet 401-408.

X. Lies Ochse: d. i. Anzeige der vornehmsten Druckfehler, nebst einer Einleitung zur Ophalmatologie 409-424.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Friderich Juſt Riedel
Weiland K. K. Raths,

ſämmtliche

Schriften.

Zweyter Theil.

Satyren.

WIEN
bei Joſeph, Edlen von Kurzbek, k. k. Hofbuchdrucker, Groß- und Buchhändler.

1787.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt
des zweyten Bandes.

Pag.

Der Trappenschütze ein komisches Heldengedicht in drey Gesängen..... 1

Die kranke Freundschaft, ein Lustspiel in einem Aufzuge..... 53

Briontes der dritte oder Lobrede auf einen aus hochfürstlich Waldeckischen Diensten der Wahrheitwillen verabschiedeten Sergeanten, der aber in seinem nachherigen Elend durch die Führung Gottes allezeit nothdürftig erhalten worden..... 153

Vorlesungen..... 261

Gedanken über Gedanken, über den letzten Tumult von einem Schutzverwandten..... 323

Der sich selbst entlarvende Schutzverwandte..... 340

Johann Michael Reißers, Oberpfarrhauptmanns zu Erfurth, Vertheidigung seiner Unschuld..... 365

Inhalt des zweyten Bandes.

Pag.

Johann Michael Reißers, Oberhauptmanns zu Erfurth, zweytes Buch, gegen die Zudringlichkeiten des Herrn Professor und Bürgermeister Hadelichs. 381

Meine Gedanken über den Zinngießer O. 393

Memorial der allhier lebenden Hunde, wegen der jetzigen Theurung, und des künftighin noch mehr zu besorgenden Brodmangels 408

Ohrmaßgeblicher Vorschlag zum Besten der Armuth, wie dem gegenwärtigen Brodmangel in hiesiger Stadt abzuhelfen seye, aus Menschenliebe eröfnet von Meister W. A. O., Zinngiesser allhier..... 426

Widerlegung des Zinngießerischen Vorschlags..... 438

Eigenlob stinkt, ein Drama in einem Aufzuge 466

Der

Trappenschüzze

ein

komisches Heldengedicht

in drey Gesängen.

1'. Theil.

Vor-

Vorerinnerung.

Nachdem das komiſche Heldengedicht des berühmten Trappenſchüzzens ſich dergeſtalt vergriffen, daß ſolches vor doppelte Bezahlung auch nicht einmal mehr zu bekommen; So iſt auf vielfältig wiederhohltes Erſuchen unterſchiedener Gönner und Freunde, der Herr Verleger genöthiget worden, eine zwote, mit vielen merkwürdigen Geſchichten und Begebenheiten zum Ruhm des Sheriſs, und zum Vergnügen ſeiner Freunde und Be-

kannten vermehrte Auflage an das Licht treten zu laſſen, mit der Verſicherung, daß, wann dieſe mit eben dem erwünſchten Beifall, als die erſte Ausgabe, aufgenommen zu werden, das Glück haben ſollte, ein Anhang erfolgen werde.

Erſter Geſang.

Die du den blonden Meiſterſänger geſalbet, und ſeiner altväteriſchen Leyer die glänzenden Thaten und blutigen Scharmützel der Frösche und Mäuſe, vorgeſungen, drollichte Muſe, lehre mich ein würdiges Lied; ſage mir den Namen, Thaten und Begebenheiten des muntern Schützens, des gewaltigen Jägers, der ausgieng Trappen zu ſchießen, und den Zorn der Göttin, die die Kühnheit des Helden ſah, und ergrimmte, und den Tod ihres heiligen Vogels grimmig rächte. Schnakichte Muſe, unterrichte mich aufrichtig, von des glücklichen Liebhabers Unternehmungen, und deren wunderbaren

Ausgang. Groß müſſe mein Lied ſeyn, wie die That des Helden; hoch wie die Ohren des geduldigen Thieres, das die eiferſichtige Göttin an die Stelle ihres Lieblings erſchuf, deſſen Geſtalt ſie durch eine göttliche Verwandlung dem kommenden Jäger entrückte! Groß und erhaben müſſen die Ausdrücke ſeyn, womit ich den Vorzug, den dieſer Liebesjäger, auch dem Cupido ſelbſt, bei unzähligen Schönen, ſtreitig gemacht und dadurch deſſen Rache wider ſich erreget!

Held meines Geſangs! Fürtreflicher Sherif! möchte ich deinen Beyfall verdienen! Aber wenn du willſt, daß ich ihn verdiene, daß ich feurig und erhaben ſinge, groſſer Mäcen, ſo öffne mir die Hipokrene in deinem Keller, begeiſtre mich mit deiner Leibfrauenmilch, Champagner, Portugieſer, Burgunder, Pontak oder Cunitzer, auf daß ich berauſcht deine Thaten erzähle! Wer iſt vermögend die miltoniſchen Höhen nüchtern zu erreichen, und dich ſo trocken und mit mattem Herzen auf das ehrenvolle Schlachtfeld zu begleiten, wo der geweihte Vogel von

deinem Donner fiel; Du winkeſt: — ich ſinge.

Ordentlich müſſe mein Lied ſeyn, wie das Lehrbuch eines deutſchen jungen Profeſſers, der keinen Newton kennet, und in ſechstauſend Paragraphen, viertauſend Scholien und eben ſo viel Korollarien nichts ſaget. Aengſtlich ſchneidet er das ſchwankende Syſtem nach dem Leiſten der Metzkünſtler zu, ſchicket mächtige Geſchwader von hohen Definitionen voraus — und ich die Schilderung meines Helden.

Aber wo ſoll ich anfangen? Soll ich die vielbedeutende Träume erzählen, die ſeine Mutter beängſtigten, da ſich der Stoff des werdenden Schüzzens in ihrem Schoſe entwickelte? Soll ich die Freude beſchreiben, die ſich in dem Buſen ſeines Päpe ergoß, als ihm die Naturforſcherin, mit den langen Fingern, die Ankunft eines längſtens erbetenen Sohns verkündigte? Soll ich ſagen, wie dieſer freudige Mann unter allen Guineen, die die Wohlthäter ſeines Kirchſpiels auf dem Pult ſeines Gitterſtuhls geopfert, die ſchönſte und älteſte ausſuchte, ſie

der erwünſchten Poſtbotin zu verehren? Soll ich in die Kindheit meines Helden zurückſchauen — oder ihn nach Oxfort begleiten — in ſein Muſäum — in die Hörſäle — und in die Geſellſchaften, wo er im Freſſen und Saufen die fürnehmſte, zum Vergnügen aber die allerunentbehrlichſte Perſon geweſen? Soll ich das Magiſterdiplom in Poeſie überſetzen, das ihm die Gilde der Weisheit — zur Belohnung ſeines Fleißes — aber nicht umſonſt, ertheilte? Nein — es wäre lächerlich, den Anfang einer Ilias bei dem Ei zu machen, aus welchem Helene gebrütet wurde, und unbillig, der arbeitſamen Nachwelt den Stoff zu hundert Epopäen zu rauben. — Eine jede Scene in dem Leben meines Helden iſt intereſſant, eine einzige ſeiner Arbeiten übertrift alles, was Herkules je groſſes gethan. — In allen galanten Künſten und Wiſſenſchaften iſt er der Lehrmeiſter aller Obermeiſter. — Seine Stimme übertrift alle gebohrne Caſtraten, ohne ſeine Fiſtel zu zerſprengen. Setze dich nur engliſche Muſe, in den Schatten der Pappel, hinter

welche der Schütze ſich verſtekte, da er den Trappen erlegte: — Verſtecke dich hinter die Lindenlaube, wo unſer andrer Cupido ſeine vermeinte Lady entzükend erwartet, und ſich in Grimaſſen übet, mit welchen er ſeine Complimente, bey der durch das irdiſche Paradis ſpazierenden Göttin, anzubringen wünſchet. Dahin ſetze dich, und ſchildere aus deinem engen Geſichtspunkte den kleinſten Theil ſeines Ruhmes — Der größte Geiſt würde ihn nicht ganz überſehen. — Newton ſahe mehr, als die Augen der ſcharfſinnigſten Sterblichen — aber wenn ſich ſein Blik in den azurnen Gewölben des Olympus verlohr — Dann ſtaunte er, und ſchämte ſich noch immer kurzſichtig zu ſeyn.

Wie anſehnlich erſcheinet nicht deine erlauchte Perſon, vortreflicher Sherif, wenn du in dem weitſchweifigen Pelze, den du zur Ehre ſeines vorigen Beſitzers vom Trödel und von den nagenden Zähnen der Motten errettet, in den langen Oxfortiſchen Gaſſen mit zweierley Schuh- und mangelnden Beinkleiderſchnallen ſieg-

prangend einher wandelst: So majestä-
tisch brüstet sich nicht auf dem hohen Ka-
theder der Regens der Monadeninnung,
der philosophische Wappenherold, wenn
er Magisters präzet, und Diplomata auf
Conto austheilet und feilbiethet. Herrli-
cher stellest du dich dar auf dem hohen
Gaul, den dir die benachbarte Lady ver-
ehrte, weil er so alt und lebenssatt war,
daß er keinen Haser mehr verdauen kon-
te, und nur mit incompleter Macula-
tur nothdürftig gefüttert werden mußte,
damit dessen geschwollene Schenkel den
durchsichtigen Kaldaunensack fortschleppen,
und mit dem Ritter der traurigen Gestalt
hochtrabend den Schneckentrott laufen,
und auf Abentheuer auskriechen können.
Wie stuzzermäßig tanztest du ehmals mit
der brokatnen Weste zur gehosten Braut,
Korb und Schläge zu holen! Mit welchen
aufgeblasenen Backen zeigtest du dich nicht
den Zuschauern in der Stadt G. da du
dich als einen feilen Bräutigam auf den
Markt darstellen, und unter dem Klang
der Schalmei ausrufen und ausspeifen lies-
sest, wie man die Murmelthiere ausleiert,

und

und Pikklinge und Arak ausrufet! Aber wenn du mit dem Fürſten der Aerzte zur benachbarten Lady reiſeſt, inwendig von Liebesglut entzündet, von auſſen von der Sonnenhitze verbrannt, in der ausgehar-ten Wildſchur in der Pfingſtwoche wie ein Mohr auf dem Bocke ſitzeſt, und den Kutſcher umarmeſt — wie warten alsdenn aller Augen auf dich — mehr, als auf den ſteifen Lord, der, trotz einem Kadet von 8 Tagen, ſeine junge Gemahlin im rollenden Phaeton herumfuhr — oder mehr, als auf den Wallonischen Hanswurſt, der auf einer ſchäbigten Dogge in der Vorſtadt herumreitet und Pantominen ver-ſpricht. Stark ſind deine Fäuſte, mächtig im Streit und ſchwerlöthig, — fühlte ſie nicht der dicke Buchführer in der Lob-ſtreet, der ſeine verwegene Hände an dei-ne geheiligte Perſon legte, ſein feiſtes Haupt entpanikte, und mit dem ausge-ſteiften Schwanze deinen Zinken blutig ſchlug? Fluch ihm! Weil er ſich erfre-chet, dich als das gelehrte Oberhaupt aller Pfuſcher, auf der Meßreiſe gezwun-gen, daß du auf dem Poſtwagen deinen

Sitz hinten in der Kelle nehmen, und de-
ber von dem ſchelmiſchen Thorſchreiber
dich als einen Juden examiniren laſſen
müſſen. Herrlich und ſchön iſt deine
ſchmuzige Geſtalt, erhabener Sherif —
würdig in Wachs abgeformet und in ei-
nem koſtbaren Glasſchrank auf einem Eich-
hörnlein reitend, neben die Wunder der
Natur, neben die Embrionen, Mißge-
burten und Waſſermänner geſtellt zu wer-
den — aber herrlicher und ſchöner dein
Geiſt, — würdig, in einer neuen Dun-
ciade verewigt zu ſeyn. Du athmeſt den
Ruhm eines Polyhiſtors; keine Wiſſen-
ſchaft feſſelt dich; ſie alle ſind dir noch
zu wenig. Du kannſt brummen wie ein
caſtrirter orthodoxer Bär; — Durch dei-
ne natürliche Fiſtel erzwungeſt du einen
ſolchen hellklingend-widrig-angenehmen
Ton, da du von der Nachtmuſik, die
du deiner Schönen mit harmoniſchem Klang
eines Hackbrets zu opfern willens wareſt,
in Geſellſchaft deiner Freunde eine Probe
ablegteſt, daß man ſchwören ſollen, es
wäre der Geſang zweener, im Monat
Merz, auf verliebten Wegen einander be-

gegn

gegnenden schwarzhaarichten Mann. — Du führest Processe und machest ein ganzes, wie der Zugeordnete eines Altermanns, du mengest dich unter die Weltweisen und Aerzte, und beweisest mit schönen vierfüßigen Schlüssen, daß Mäusedreck Pfeffer, und daß die Seife, womit du dich alljährig den ersten May wäschest, Eisen sey. Ist nicht dein Ruhm über zwey Meere, wie der Flug der Wachteln, bis nach Wälschland in die heiligen Versammlungen der Kardinäle gedrungen? Die Zierde dieses ehrwürdigen Ordens, ein grosser Quirini, schätzte sich glücklich, von dir mit englischem Obste beschenket zu werden — Er kostete es begierig und zu deiner Ehre, aber auch zu deinem größten Schaden, as er sich an deinen Aepfeln zu todte, — und du verlohrest dein ansehnliches Legat und mußtest mit elenden Kupfermünzen zufrieden seyn. Könige und Fürsten haben sich um dich gezanket — wie die Nachfolger der Ali und Omar um das Grab Mahomets — Sie haben dich mit Titeln und Geschenken überhäuft — Grosse Generale haben ihre Kun-

de

de zu Kriegszeiten in deinen Pallaſt einquartiren laſſen — und ſich um deine Freundſchaft und Zuſchriften bewerben.

Aber ausſchweifende Muſe! kehre zurück, von dem Bilde deines Helden — und welch ein unvollkommenes Bild — zu der groſſen Begebenheit, zu der würdigen That des gewaltigen Jägers zurück! Unterſtehest du dich, die Regeln eines Pop, Horaz und Boileau zu beurlauben? Webe den Charakter deines Aeneas in das Gedicht ein, daß man ihn ſiehet, ohne ihn ſehen zu wollen.

Die Söhne Galens behaupten, ein Freund der Muſen müſſe, bei Strafe hypochondriſch, oder närriſch zu werden, ſich zuweilen ſeinen ernſthaftern Geſchäften durch angenehmere Zerſtreuungen entreiſſen.

Wie hätte Sir Sheriff, ein ſo weiſer Polyhiſtor, ſich dieſem Geſez nicht unterwerfen ſollen? Von der ernſten, nachdenklichen Stille der Studirſtube ermüdet, ſuchte er Unruhe und Geräuſch — bald im Gewühl weinreicher Geſellſchaften, wo man ihn gerne ſahe, weil man lachen muß,

muß, wenn man ihn ſiehet — ſeine Engel und ſein Magen empfanden hier die Wirkungen ſeiner vortheilhaften Mine und ſeiner andern Verdienſte — bald wurde er von einer Geſellſchaft Liebenswürdigſter Lady zur Weinleſe in einen Weinberg eingeladen, wo er von ihnen umzingelt, und, wie eine Göttin von den Nymphen, umringt wurde. Aber — darf ich ſcharfſichtige Göttin, deine gute Abſicht verrathen! Dein Auge, welches das kühne Unternehmen des ſürchterlichen Jägers im voraus erblikte, verſuchte es noch einmal durch Ahndungen und ſchlimme Vorbedeutungen ihn von ſeinem böſen Vorhaben abzumahnen — allein vergebens — welch ein ſchrecklicher Zufall! Sir Sheriff, der eine Lady in den Weinſtöcken zu verführen ſuchet, wird von einem Freund der Lady entdekt —, er ringet mit ihm — ach ſchamhafte Muſe! — Hier willſt du ſchweigen? — Nein! — wie? verlohr er den Harbeutel — das Angedenken ſeines Aeltervaters? — Armer Sheriff! Du fällſt zur Erde — und haſt zu deinem größten Unglück den Boden

aus

aus deinen in der Roßbacher Bataille erobertem Beinkleidern zu Hause in deinem Schreibepult liegen lassen. Welch ein schrecklicher Anblick der schönsten Lady — Sie fliehen — halb todt, halb lebend, — halb lachend, halb weinend — schalkhafte Göttin! Wie, du lachest? Du vergönnest deinen Nymphen nur von der Ferne einen Blick durch die Finger zurück auf das Spectacul zu werfen — unglückliche Blicke — böse Folgen — die schönste Lady wird krank — sie soll in ein Kloster gehen — sie erschrikt — sie zittert für dem tödtlichen Gewehr des grimmigen Jägers — der sich geschwind von der Erde aufrappet und mit seiner Windbüchse sich auf das nahe Gebürge in den Wildbretreichen Forst begiebt, wo er unter den Thieren des Waldes herumschleichet, wie ein heißhungriger Tiger, dem seine gehofte Beute entflohen, und suchet, welches er tödte. Denn er war ein gewaltiger Jäger, wie Nimrod, und kein Hase, den sein Donner getroffen, ist seinen Klauen entflohen.

Der

Der segnende Herbst hatte nun die schwülen Tage verdränget, eine rauhe Luft strich über die gelben Stoppeln, die Schöpfung näherte sich ihrer Nacht, und erwartete nur eine weisse Decke um zu schlafen. Der leicht und lüftig gekleidete Jäger mit seinem schrecklichen Horn durchstreifte den entblätterten Forst; weder der alte sechzehnendige Hirsch, noch das schmächtige Reh, noch der flüchtige Hase, noch die wilden Caninichen entgiengen seinen Nachstellungen — denn Sir Sherif war über seinen Fall im Weinberge, welcher die Flucht seines Leibwildpretes verursachet, noch dergestalt entrüstet, daß über alle Thiere — auch sogar über die Trapven, welche er verfolgte, das Wehe geschrieen war. Der Wald und das Feld zittern — die Waldteufel selbst kriechen in ihre finstern Hölen, wenn er kommt; das Wild fliehet in seine verborgenen Lager, und ist ihr Glück, daß sie auf 100 Schritte weit schon von ihm die Witterung, wie von einem Wiedhopf haben, — und doch sind sie aller Gefahr ausgesezt, und vor

ihm nicht ſicher — Der Senior der Haſen, welcher ſo liſtig und verſchlagen, als der grauſame Jäger ſelbſt, unterrichtet ſeine Brüder, Vettern, Kinder, Enkel und Urenkel von den Thaten des furchtbaren Sherifs — wie der älteſte Schafbok ſeiner wollichten Familie von den Raubereyen der Wölfe predigt — alle hören ihm zu, und zittern. Fürchterlich war dem Pöbel der Kunſtrichter, ein unüberwindlicher Bentlei, oder den Prädikanten von der Hofpartei ein ſtörriſcher Sacheverel — aber weit fürchterlicher iſt Sir Sherif den Lady in Weingebürgen, und den Thieren in den Wäldern und Feldern.

Aber Elender! merkeſt du nicht die Eiferſucht der mächtigen Göttin der Jagd, wie oft haſt du nicht ihre Gehege entheiliget, wie oft ihren Lieblingsthieren tödtliche Kugeln zugeſchleidert, und die Göttin mit ihren Nymphen und Grazien durch dein donnerndes Krachen in ihrer Stille geſtöret — Ihr Zorn wird dich treffen; alle ſchöne Ladn, die ohne deine Geſellſchaft jetzo nicht leben können, werden

den dich fliehen — deine Verlobte wird dir durch das Gift der Blattern, vom Tode geraubt werden, — du wirst sie mit überzogenem Flor und Schleier über dem Portrait eines Kakadu betrauren, und dieses Jammerbild an deiner Brust tragen müssen — deine von einem Obermeister der Modezunft erhandelte Wildschur, die aus Mangel der verlohrnen Haare einem Dudelsack ähnlich sieht, wird dir in öffentlicher Gesellschaft geschossen werden — Du wirst sie nicht anders, als gegen ein ansehnliches Trinkgeld wieder erhalten — wer ist freigebiger, als Sir Sherif? — ein wohlgemachter Grenadier bracht ihm seine geraubte Wildschur zurück, und bekommt — das war zu viel — er erhält zum Recompence — deutsch redet Sherif mit keinem Soldaten — er greift in seine Goldbörse und giebt ihm einen Dreyer: — Dieses ist noch nicht genug, er ertheilt ihm zugleich den Rath, eine Kanne Wein dafür zu trinken und sich etwas rechtes zu gute zu thun. Erzörnte Göttin! halt ein mit deiner Rache, — schone des armen Sir Sherifs mit dergleichen

chen Ahndungen, denn ſolche Geſchenke ruiniren ſeine Caſſe. — Siehe Göttin, wie deine Nymphen ihn mitleidend anſchauen, und dich dadurch zu gleichem Mitleid bewegen wollen; laß ihn ſeinen Ruhm überleben; kein Haſe wird ſein Geſchoß mehr fürchten; die Füchſe werden ihn ſpotten und die Menſchen verlachen.

Epiſche Muſe! nenne mir die That ſeines mit neun Häuten überzogenen ſchwarzgelben Armes, die den Unwillen der Göttin vollendete, daß er ausbrach — mächtig über dich ausbrach, unglücklicher Sherif!

Fluch dem traurigen Herbſtmonath! Schwarz müſſe er im künftigen Allmanach erſcheinen, ein Tag des Schreckens für alle Jäger, Polyhiſtors und Sherifs der Nachwelt! Bedenklich und ahndungsreich blikte er hervor, wie der Tag eines Treffens. Die Sonne wandelte blutig hinter dem Horizonte herauf! Traurige Wolken wickelten ſich um ſie her wie Flöre, drohend und vielbedeutend war die ganze Ausſicht. Die Muſe ſagt nichts von den

Kreu-

Kreuzen, Särgen, Bahren, Roßſchweifen, Abſchlachten der Eſel und Jüden, Fahnen, Ruthen, Haudegen, Reutern und Kriegsheeren, die von 6733 *) chriſtlichen Matronen an dieſem jämmerlichen Morgen in der Luft geſehen worden.

Sie eilet, nachdem ſie den prophetiſchen Anbruch des Tages geſchauet, ihren Helden, den vortreflichen Sherif, zu wecken, und aus dem phlegmatiſchen Bette auf den glänzenden Schauplaz der Ehre zu begleiten. Fürchterliche Nachtgeſichter, entſezliche Träume hatten ſeinen Schlaf geſtöhret, und ſeine Seele zerrüttet. Mühſam hob er die ſchwerfälligen Augenlieder in die Höhe --- mit mehrerer Anſtrengung ſeiner Kräfte, als der Todtengräber nöthig hat, einen bemooßten Leichenſtein aufzuheben und fortzuwälzen--- er ſahe den werdenden Tag, der ihn zu Geſchäften rief --- aber geheime Angſt, unbegreiflich, wie die Hypochondrie, nagte ſeine gekrümmte Seele. Ungeduldig warf er ſich dreimal vom Bauch auf den Rükken im Bette herum, ſuchte Ruhe,

(*) Salvo errore calculi.

und fand ſie nicht, und endlich auf und klingelte: — Sophgen! Theewaſſer! — Die dienſtfertige Haushälterin, willig die Befehle des Herren zu vollziehen — es ſey am Tage oder bey Nacht — am Tiſche, in der kalten Küche, im Keller — oder im Bette, tummelt ſich, ſchürt Feuer zum holländiſchen Camin auf dem groſſen Salon, gießt Thee auf, und laßt ihn allein. Noch war ſeine Bruſt von Ahndungen beklemmt — umſonſt verſucht er, ſich aufzuheitern — zündet Knaſter an, ſchenket Ther ein — alles umſonſt. Ein Unglück iſt ſelten allein, wo die Hexen ſind, da iſt der Teufel nicht weit, ſagt der Bergſchotte. — Dieſer Tag war einmal in dem Buche des Schikſals für den unglücklichen Sherif ſchwarz gezeichnet — iſt es ein Wunder, daß ihm ſein Unſtern nicht einmal verſtattete, ruhig Thee zu trinken? Erſchröckliche Geſtalten, ſchröcklicher, als Nachtgeſpenſter, weiſſe Frauen, Irrwiſche und wilde Jäger, abſcheulicher, als die Hexen, die über den Kanal auf Ofengabeln in die Normandie reiten, — die Geſichter ungeduldiger Schuldner ſtellten

ſich ihm dar, — dieſe Leute wiſſen nicht zu leben, und begegnen dem größten Polyhiſtor ſo grob, wie dem ſchlechteſten Matroſen. — Noch einmal — aber beinahe zum letztenmal gelingt es dem beängſtigten Sherif, ſie mit ſüſſen Verſprechungen abzuſpeiſen. Aber wird deßwegen ſein Kummer vermindert? Nein — gröſſer iſt er, als der Gram eines würdigen Mitgliedes der groſſen Geſellſchaft in Newgate, gröſſer als die Melancholie einer jungen Frau in den Armen eines alten abgelebten Ehekrüppels, die ſich nach dem Sir Sherif ſehnet.

Aber welcher böſe Geiſt gab meinem Helden den unglücklichen Gedanken ein, ſeinen Kummer auf den Forſt zu tragen, und auf der Wildbahn zu zerſtreuen? Wo warest du damals, leichtſinniger Schutzengel meines Sherifs! wo wareſt du, nachläßiger Hüter, da er ſich entſchloß zu jagen? Kurz, er entſchloß ſich, und — faſt entziehet ſich die epiſche Muſe, parteiiſch für ihren Sherif, der traurigen Beſchäftigung, ſein Unglück zu ſingen. —

Zweyter Gesang.

Aber sing es, und weine! — Erst sage mir, homerische Muse, wie er sich rüstete zum Streit, nenne mir die Waffen, vor denen der Wald erzittern sollte, das tödtliche Geschoß, den Donner und den Bliz, den der Jäger in den Wald träget, ihn mächtig zu schleudern!

Dieser Tag sey ein Bluttag — es ist beschlossen — Schon knarren die Riegel des altmodischen Kleiderschranks; Sherif öfnet ihn, und mustert seine Garderobe, und suchet den Habit, in dem der arglistige Jäger die Thiere berücket. Er zwänget seine schon halb podagrischen Füsse in zween steife Stiefeln — hart und unbiegsam wie Stahl. — Der Großvater meines Helden hatte sie einem Hochschotten abgejaget; sein Vater brauchte sie, wenn er Kranke besuchte, oder Decem sammlete, und Sherif ziehet sie an, wenn er jaget. Ein Tuchrock von grossen Verdiensten, grün,

grün, wie der Wald, aber abgeſchoſſen, wie der Herbſt, -- eine ſchwarze Wachstuchweſte, woran hin und wieder noch ein Faden von den abgefaulten Schenellen Spitzen zu ſehen; zieret den muntern Schützen. Sein vielwiſſendes Haupt und die Polyhiſtor Parucke, welche die unmittelbaren Folgen ihres Schweifs in einem groſſen ſchwarzen Beutel verſammlet, decket ein betagter Regenhut, mit zwo Seiten -- wie die beſte Welt --- einer guten und einer böſen --- einer ſammtenen und einer Wachstuchenen. Jezt gürtet der Held um ſeine ſchinkenfarbenen männlichen Hüften einen alten verroſteten Hirſchfänger, deſſen ſich zu den Zeiten der Wanderungen ein angelſächſiſcher Rieſe ſtatt eines Brodmeſſers bediente. Wie er von dieſem gewaltigen Renomiſten auf den Vater meines Helden fortgeerbet, das weis die Muſe nicht --- oder will es nicht ſagen. Das weis ſie, daß ihn dieſer ehrwürdige Mann gebrauchet, ſein Blumenbeet zu jäten und Maulwürfe zu ſchlachten. -- Herrlicher Hirſchfänger! Gröſſere Dienſte waren dir vorbehalten --- Der

Schuz und die Zierde eines Sheriffs zu seyn.

Ein General, der einen hitzigen Feldzug prophezeiet, versieht sich in voraus mit allen Nothwendigkeiten des Kriegs und des Magens. — So Sir Sherif — Er nimmt eine mit Ruthen umwundene Flasche, gefüllt mit dem besten Sekt, zu sich — eine andere kleine mit Krambambuli — die Hälfte eines gestrigen Hammelbratens und vier Pfund Zwieback — denn der Feldzug sollte zwölf Stunden dauern, und ein Jäger wird hungrig und durstig — Er füllet das schreckliche Pulverhorn mit dem tödtlichen Blitze in potentia, versieht sich mit Donnerkeilen, und nun ergreift er das stählerne Werkzeug des künstlichen Gewitters, die abscheuliche Büchse mit dem gezogenen Rohr. — Er ergreift sie, hänget sie über die hochtrabende Schulter, und will gehen. — Aber siehe da! ein neues Abentheuer — Sherif schreitet nach der Thür, leget die wichtige ungewaschene Hand an das ungehorsame Schloß — umsonst — es öfnet sich nicht — eine unsichtbare Gewalt hält die Thür in ihren

An-

Angeln zurück. Noch einmal verſucht ers — immer umſonſt — Wer Teufel — ruft Sherif freigeiſterisch aus, — aber ein fürchterlicher Schauer durchzittert ſeine Adern; er bebet, und bebend ſtottert er noch einmal: — Wer Teufel — den Augenblik preſſet eine verborgene Kraft den Aether zuſammen — erſt zeiget ſich eine luſtige Geſtalt — dünn und durchſichtig, wie eine Seele, die ausfährt, — nach und nach wird ſie dichter, — du haſt ſie geſehen, o Muſe, — denn du ſiehest alles — wag es, ſie zu beſchreiben! Sie ſahe aus, die fürchterliche Geſtalt — ſo ſahe ſie aus — nicht recht, wie ein Methodiſt in ſeinen Verzukkungen — nicht recht, wie Pultani, wenn er im Parlament überſtimmt wurde, — nicht recht, wie der miltoniſche Satan, — auch nicht recht, wie das Geſicht auf dem Univerſitätsſiegel zu Oxford. — So ſahe der Geiſt aus. — Es war der Schuzengel — Sir Sherifs. — Wo er vorher geweſen, ob er in den Trukbuden unter den Matroſen herum gewandelt, oder die gelehrten Manuſcripte eines Oxfordiſchen Kunſtrich-

ters

ters durchſtänkert — oder ob es ein Verſehen der Muſe iſt, daß er nicht eher erſchienen ... transeat - - - Genug, jezt erſchien er, voll von Unwillen über den traurigen Vorſatz ſeines Geliebten, und in der jämmerlichen Melodie eines franzöſiſchen Flüchtlings, redete er ſeinen Sherif an: Ich bin dein Schuzgeiſt, o Sherif, fürchte dich nicht! Mir haſt du alle glückliche Begebenheiten zu danken, die dir ſeit zwanzig Jahren zugeſtoſſen. Ich habe dich begleitet, da dich der furchtbare Freibeuter auf einer dürren Schindmähre entführte, wie man Dulcineen von Toboſo entführet. — Da habe ich deinen Rükken und deinen Poder geſtärket, die Menge der Prügel ſtoiſch zu ertragen, die der Barbar dir zuzählte. Ich habe deine Hand geführet, da du einen Schein über die erhaltenen Prügel ausgeſtellt, damit du nicht gezittert haſt. Ich bin mit dir zur Heurath ausgegangen, und da dich der ungehobelte Vater deiner Geliebten von der Treppe herab ſtürzte, — gewiß, du würdeſt den Hals gebrochen haben, wann ich dich nicht gehalten hätte. Ich ſas neben

ben dir, da du in einem Berlinerschwemmer ohne Sitz — denn so nannt ihn Sherif --- auf einem Kinderhütschchen zur Hochzeit nach Dewai fuhrest. --- Du wärest ohne alle Gnade und Barmherzigkeit gerädert worden, da du auf dieser Reise dreimal mit samt der Kinderhütsche schlafend aus dem Wagen, wie ein Bär vom Baum, gepurzelt, wo ich die Räder über deine schnarchende Gurgel und nicht über meine Hände hätte laufen lassen. Ich versahe dich mit Brustküssen, von Bauermädchens entlehnet, da du zur Strafe wegen eines begangenen Fehlgriffs, auf abgespeisten Knochen vor dem Ofen knien müssen, so lange die Hochzeitgäste bei Tafel sassen. Ich war dein Secundante, als dich der verwegene Doctor, neidisch über deinen Bärentanz, auf einen dieser Ehrentage mit einer Wolfklinge durchbohren wollte. Ich hielt dir den Mund zu, da du bei dem nach Hause begleiten von deiner schönen Führerin in den Bach geworfen wurdest, daß du nur Hut und Paruke aber nicht das Leben verlohrest. Ich habe dir zu dem Pathengeld verholfen, da

dir

dir bei Tafel von dem Jäger, deſſen gelehrter Hünerhund 6. Junge geworfen, ein Gevatterbrief zugeſchickt wurde. Ich bin dein Lehrmeiſter geweſen, und habe dir die Liebesbriefe aus dem Grandiſon ausſchreiben gelehret, und deiner geliebten Poetin dadurch die Mühe erſparet, dir ſchriftlich zu antworten, weil du die Antwort auf der andern Seite auch gedruckt leſen können. Ich habe dich unſichtbar gemacht, als dich die Schnarwache holen wollen, weil du einen Lord dergeſtalt tödlich bleſſiret, daß man, um Blut zu ſehen, rothen Wein auf die Manſchetten gieſſen müſſen. Ich habe dich die Kunſt auszuvariren gelehret, da dir einer der berühmteſten Fechtmeiſter den Tod geſchworen, weil deſſen Miß dir das Geheimniß verrathen, daß er ihr keinen Stoß anbringen könnte, wenn er nicht einen Püſchel Peterſilien oder Brunenkreſſe in ſeinen Mund nähme ... Er würde dich ohnfehlbar ſo gleich durch den Nabelbruch geſtoſſen, und dir das Lebenslicht ausgeblaſen haben, — denn er hatte es geſchworen. — Ich umnebelte das Stückfaß Wein, welches der Weinhänd-

händler unter ſeinem Arm in deinen Keller getragen, damit es die Geſellſchaft deiner Gönner und Freunde, welche dich auf deinem Salon überfielen, und es ausleeren wolten, nicht ſehen und finden konnten. — Was hätte dir es ſonſten geholfen, daß ſie für alle übrige zum Schmauſe gehörigen Nothwendigkeiten geſorget, wenn du die Zeche mit deinem Wein hätteſt bezahlen müſſen, und nicht gratis ſchmarozen können. Ich habe deine Hände gezieret, da du dem ausgeſtopften Haſen auf der hohen Fichte die gewaltige Kugel durch die Blume ſchleuderteſt. — In den Hörſälen bin ich dir zur Seite geweſen. — Jedesmal wenn du im Begrif wareſt zu pfeifen, oder etwas närriſches vorzutragen, gab ich dir einen Ribbenſtos, oder trat dir auf deinen Leichdorn, und wo du es doch ſagteſt, dann verminderte ich das Geräuſch, das Pfeifen, das Ziſchen und das Stampfen der muthwilligen Zuhörer. Unzähligemal habe ich dir beigeſtanden, und dich ohne dein Wiſſen aus den dringendſten Gefahren errettet. — Aber heute, mein Sherif, heute ſoll und muß ich dich verlaſſen,

laſſen, — heute, da du den traurigen Schluß gefaſſet, zu jagen, --- du wirſt unglücklich werden, --- aber die Götter verbieten es mir, dir dein Schickſal deutlicher zu prophezeihen --- ſie verbieten mir ſo gar, dich dahin zu begleiten. —.

Hier beſchlos der Genius ſeine Rede, und verſchwand, --- vielleicht hätte er können die Antwort ſeines Sherifs erwarten, --- aber die Muſe hat ihn nicht mehr nöthig --- genug es verſchwand. Wie der Gottesläugner zittert, wenn es donnert, und lachet, wenn das Gewitter vorüber iſt: ſo zitterte Sherif, wie Eſpenlaub, ſein ſchwarzer Paruckenbeutel wackelte wie ein Lämmerſchwanz --- denn er war vor Alter, von Schnee und Regen, Luft und Sonne, zuſammen gerollt, daß er ſeine vorige Geſtalt ſchon längſtens verlohren, und ein Fürbild des Trappen ſeyn ſollte; --- und ſo zitterte der Jäger, da der Schuzgeiſt ihm Drohungen predigte --- zitterte und bebete, ſo lange er ihn ſah --- der Geiſt verſchwand, --- und Sherif nahm ſeine höniſche Mine an, --- lächelte, und murmelte ſpöttiſch zwiſchen den Zähnen:

Du

Du biſt ein Narr! — O Sherif, Sherif! Wehe dem Menſchen, deſſen Schuzgeiſt, ein Narr iſt! Groſſe Leute fehlen auch, Seraphe ſündigten, ein Sherif beleidigte ſeinen Schuzengel und ſein Geſchik, und fiel in das entſezliche Gericht der Verſtokung.

Mit der Mine eines Ruchloſen, der ſein Schikſal ſiehet, und ihm trotzet, ſprengte er die Thür auf, und gieng aus, — wenn meine Muſe und der Sensus communis nicht lügen; ſo führet das nüchterne Morgengeſicht einer alten Frau ſehr misliche Vorbedeutungen mit ſich. Das mag ſeyn, wie es will; genug die erſte Creatur, die Sherif erblikte, da er die Gaſſe betrat, war eine betagte Matrone, die nur ein halb Sekulum zu ſpät geboren war, um keine Hexe zu ſeyn. Heimlich fühlt er die Ahndung, — aber immer ſich ähnlich, immer heroiſch, lachet er über die Ahndung, — er glaubt vielmehr in die alte Matrone verliebt zu ſeyn, — denn Sherif hat mehrmalen bey hochſchwangern Weibern Anwerbung gethan, und ſie für ſchlanke Lady angeſehen, ob

er gleich wegen der Stärke des Leibes keinen Kuß von vorne anbringen können, sondern sich hinten hin halten müssen. — Er gehet fort. Verlaß ihn auf eine Zeit, du meine Führerin, o Muse, begleite ihn nicht auf dem Wege zu seinem Unglück, fliehe in höhere Sphären, suche die Göttin der Jagd, sie mag seyn, wo sie will . . . im Rathe der Götter, — oder im heiligen Hain, — aber wenn sie sich badet, dann nimm dich in Acht, daß du nicht blind werdest, — du wirst deinen Helden im nahen Forste wieder finden, du wirst ihn sehen zielen und schiessen.

Mit einem jugendlichen Kreise von dienstfertigen Nymphen umzingelt, so die männliche Göttin der Jagd in einer verborgenen Grotte, — der Zorn hatte alle Grazien verscheuchet, die sonst auf ihren Minen herum flattern — ihre Adern kochten Rache, — Verderben dem kühnen Beleidiger; lange hatte sie mit göttlicher Grosmuth die Verwegenheit des Sünders übersehen, der ihre Haine entweihte, ihr heiliges Wildpret tödtete, und ihre Heerden zerstreuete — Sherif hatte das Glück,

daß

daß ihm die Göttin ſo, wie jene ſchöne Lady, deren Hände er mit ſeinen Krallen blutrünſtig grapvelte, und es das Liebesgräppeln nannte, vieles zu gute hielt. Aber jezt brach ihr Zorn aus. Götter ſehen weiter als Menſchen; ihre Augen ſind durchdringend, Diane erblickte den kommenden Jäger, da er noch fern war; Fluch ihm! ſagte ſie, — heute iſt der Tag der Rache, — Fluch dir Sherif! — Die Muſe hörte es, und rief dem Echo: Wehe dir Sherif! Eine grauſame Strafe hatte die Göttin über den Schützen verhänget, — noch aber war ſie unſchlüſſig, ob ſie ihn mit dem verwandelnden Waſſer beſprengen ſollte, das ihre jungfräulichen Schenkel gekühlet, oder ob ſie den Donner ihres Vaters erborgen ſollte, den Ruchloſen zu zermalmen, oder ob ſie mit dem Dreyzack ihres Vetters den Böſewicht an die Geſtade des Pflegeton ſchleudern ſollte. — Endlich ſtund ſie pathetiſch auf, öfnete den göttlichen Mund, und ſprach mit einer entſcheidenden Mine, drohend: Sie iſt beſchloſſen, — meine Rache iſt beſchloſſen, — ſie ſprachs, und hüllete ſich in ei-e

verbergende Wolke, in verbergende Wolken hülleten ſich ihre Nymphen, — ſterblichen Augen unſichtbar. — Jezt eilet die Göttin nach dem Schauplatze ihrer Rache, und alle Nymphen folgen ihr nach.

Dritter Geſang.

Er iſt ſchon angekommen, o Muſe, den du verlieſſeſt, um die Geheimniſſe der Göttin zu ſchauen und zu verrathen; dein Held iſt ſchon in der düſtern Heimat des Wildes angekommen; er hat das Gehege Dianens betreten, — die Scene ſeines Unglücks. Das Geſchrei der mächtigen Heeresmacht, die, den Raub eines Weibes zu rächen, Ilium belagerte; das Zujauchzen der griechiſchen Helden, da der heroiſche Achilles ihr Lager betrat, war nicht ſo laut und allgemein, wie das Jubelgeſchrei der wartenden Jäger, da ſie ihren Geſellen, den mächtigen Sherif, mit ſtarken Schritten herbeieilen ſahen. Der

gie-

gierige Hünerhund lechzte ihm entgegen, bellte dreimal, und begrüßte ihn mit dem frölichen Schwanze. Mit einer wichtigen Mine, wie der Burgermeiſter einer Landſtadt, der zum erſtenmal ins Parlament kommt, — oder wie der Burgermeiſter von Brimgenau, welcher mit ſeinen Jahrmarktsgäſten einer Comödie auf dem Rathhaus beiwohnen wollte, ſolche aber ſelbſt ſpielen müſſen, weil die Comödianten zu einem Fenſter hinaus geſtiegen, und das Geld mit fortgenommen, ſo nahm Sherif die Ehrenbezeugungen der Jäger und Hunde gravitätiſch an, ſtellte ſich an die Spitze, und führte ſie in das Innere des Waldes.

Aber wie, wenn Gewitterwolken ſich aufthürmen, und die ſchwangere Atmoſphäre Donner drohet, die Thiere des Feldes und die Vögel der Luft ſich furchtſam verbergen, — jene in ihre Hölen, — dieſe in ihre Neſter, oder in Steinklippen, oder in hole Eichen: ſo hatte die Stimme des kommenden Jägers die Einwohner des Waldes erſchrecket, und alle waren geflohen — in die verborgenſten Schlupf-

winkel geflohen, ſich ſeinem Donner zu entziehen. Denn kaum hatte Sherif den Wald betreten, ſo öfnete er den gräßlichen Mund, und begrüßte den Forſt mit einem laut donnernden Huſſa, das die Erde unter ihm zitterte. Erſchröklich bebte das weite Schlachtfeld von der entſetzlichen Stimme des wütenden Kriegsgottes, den ein kühner griechiſcher Held verwundete. Fürchterlich bebte die Rinde des Erdballs an der portugieſiſchen Küſte, und begrub eine mächtige Stadt in ihren eignen Ruinen. Aber ſtärker bebte die Erde und der Wald und ganz Albion von dem Brüllen des mächtigen Sherifs.

Alle Thiere des Waldes und der Luft hatten ſich gerettet, und waren geflohen, — nur ein majeſtätiſcher Trappe ſpazierte noch hochtrabend unter den hundertjährigen Pappeln herum. Sorglos, zitterte er nicht vor dem kommenden Jäger, und verlies ſich auf den Schuz der Göttin; — denn Diana hatte ihn lieb. Für ihren Favoriten beſorgt, hätte ſie ihn bald aus der nahen Gefahr gerufen, — aber ſie änderte ihren Vorſaz. Laſſet uns ſehen,

ſagte ſie unſichtbar zu ihren unſichtbaren Geſpielinnen, laſſet uns ſehen, was ein verwegener Schütze zu thun fähig iſt. Die Götter laſſen den Böſewicht erſt die höchſte Staffel des Laſters erreichen, ehe ſie ihn ſtrafen, und Diana beſchloß ſo gar, ihren Liebling aufzuopfern, um den kühnen Jäzer deſto grauſamer zu züchtigen.

Die Schützen hatten ſich nun zertheilet, und Sherif, eiferſüchtig auf ſeine Geſellen, beſorgt für ſeinen Ruhm, durchſtreifte mit ſchnellen, aber pathetiſchen Schritten, wie ein flüchtiger Spanier mit einem Brill, den öden Wald. Ueberall ſahe er ſich nach einem würdigen Gegenſtand ſeines Donners um. — Aber faſt hätte ſich die Ahndung ſeiner bemeiſtert, da eine fürchterliche Eule, die er anfänglich für einen Kakadu und für das Original ſeines Portraits hielte, ihr klägliches Heulen über ſeinem Haupte anſtimmte. — Unglücklicher Sherif! warum verachteſt du die Vorſpukungen? Hätten dich nicht die prophetiſchen Träume der vorigen Nacht, die Erſcheinung des Genius, die Bezeanung der alten Wettermacherin

und das wahrsagende Eulengeschrei von deinem schwarzen Vorhaben zurückhalten sollen? Vergebens — frech, wie Buckingham in den Tod gieng, verwegen, wie die verkleideten Freunde, die bei Nachtzeit, Sherif, in der Jenerstreet anfielen, und ihm den Pelz ausklopften, er aber einen Degen eroberte — so muthig eilet Sherif seinem Verderben entgegen.

Muse! könntest du die Freude schildern, die in dem Busen deines Sherifs empor wallte — gröfferes Vergnügen, als da er das Licht, einer benachbarten Ladv, welches ihm den Weg zu ihrem Herzen, aber auch zugleich zu ihren Schätzen zeigen sollte, von ferne lodern, und schon im Geiste die beschwerlichen Berge sprengen sahe, damit er mit mehrerer Bequemlichkeit auf das von dem Vermögen seiner Braut zu kaufende Gut, Wuzao, fahren könne, — da er durch die schräg geordneten Reihen der Papelbäume den hoffärtigen Trappen erblikte. So freute sich nicht der griechische Weise über die gefundene Wahrheit, wenn er sein triumphirendes εὕρηκα ausrief. — Geschwind, damit nicht et-

wa ein anderer Jäger hinzukäme, trat Sherif hinter eine bejahrte Pappel, machte ſich fertig zum Schuß und —

Wie ergrimmet wurde er nicht, als er ſeine donnernde Büchſe anſchlug, und zielen wollte. — Ein Zaunkönig ſetzte ſich vorn auf das Korn ſeines gezogenenen Rohrs, --- er ſchütteite, um den Vogel wegzujagen, --- --- alles umſonſt — ſeine ausgeſtreckten Arme zitterten, er erſchrak,--- noch mehr, ſeine funkelnden Augen wurden verdunkelt, — o Himmel! — Der Zaunkönig fängt an zu reden — fürchte dich nicht Sherif, ich bin dein Schutzgeiſt, — ich wage es nochmalen. — Die groſſe und langmüthige Göttin, welche über uns ſchwebet, knirſcht ſchon — ſie erlaubt mir zum allerleztenmal dich — warnen darf ich dich nicht, nein: — Aber wie oft habe ich dich vermahnet bey der gelehrten Zunft zu bleiben, und eben ſo wenig mit Büchern, Pelzen, Tapeten, Stiefeln und Schuhen, als mit Spek und Eiern zu handeln, am allerwenigſten aber einen Weinkipper von St. Gao abzugeben, denn die Weine wer-

den verkauft und gesoffen, das Geld verthan, und die Weinhändler sagen einem Schuldner alle Grobheiten nach; sogar durch das Schlüsselloch, wenn man gleich die Thüren für ihnen verriegelt und sich vor solchen ungestümen Gästen sicher zu seyn glaubet. Ich wage es dich nur freundschaftlich an meine treuen Dienste, welche ich dir bey tausend Gefährlichkeiten erwiesen, dich daraus errettet, und bey Ehren erhalten, ferner zu erinnern. — Einem Sherif, — einem grossen Philosophen und weltberühmten Polyhistor, ist mehr zu sagen überflüssig — seine scharfe Denkungskraft: schliesse weiter: — Bedenke Sherif, aus welcher augenscheinlichen Gefahr habe ich dich nicht errettet, da du dich auf dem benachbarten Gut zu S. nackend in ein Wasser, um zu krebsen, gewaget, und durch Hochverrath von einer ganzen Gesellschaft munterer Miß, feuriger Lady, und muthwilliger Lords, überraschet wurdest, und so, wie dich die Natur erschaffen, aus dem Bach wie der Fuchs aus seinem Bau, und der Hase aus seinem Lager, heraus

gehe-

gehetzet werden ſolteſt? — O Sherif, Sherif! Bedenke, welcher, — die Muſe zittert, nur vor der Erzehlung — welcher Gefahr war damalen deine groſſe Schaam, worauf du jederzeit ſo viel gehalten, nicht ausgeſezt? Wie würde dein wie ein braunes Wachs glänzender Körper mit Brenneſſeln ſeyn zerpeitſchet worden, wenn ich dich nicht augenbliklich in einen Kapellmeiſter der Fröſche verwandelt hätte? — Noch nicht genug — die erzürnte Göttin, welche damalen ſchon deine Verwegenheit voraus geſehen, ließ es zu, daß eine dicke und wohlgemäſtete Viehmagd, ſich in den Bach wagen und nach dem groſſen Froſch greifen mußte — wie würde es um dich, verwegener Jäger — unverſchämter Sherif, damalen ausgeſehen haben, wann ich dich nicht in aller Geſchwindigkeit in einen Saniqel verwandelt, und dich an die dicke Viehmagd anzuhangen, und ſo mit guter Manier unter ihrem garſtigen Kittel unvermerkt aus dem Waſſer heraus, und in den Kühſtall zu kommen, dir Zeit und Gelegenheit verſchaft hätte? — Sherif erſtaunt, — der Schuz-

geiſt

geiſt redet weiter: — Haſt du ſchon vergeſſen leichtſinniger Sherif! — Der Genius wird unwillig, weil der gelehrte Polyhiſtor ihn nicht verſtehen will, — und warnen darf er ihn nicht, — die Göttin hatte es dem Genius, bey Strafe, ſo lange in der Welt herum zu irren, bis er 100 Abbés, und eben ſo viel Polyhiſtors von ihrer Einbildung curiret haben würde, unterſaget. — Erinnerſt du dich nicht mehr an die Begebenheit, da dir 12 ausgeſtellte Atteſtata, welche dir zum Vortheil abgefaßt, in der Geſchwindigkeit aus deinen Händen heraus — und dargegen ſo viel andere, die zu deinem Nachtheil ausgeſtellt waren, hinein practiciret wurden, worüber dir von einer ganzen Geſellſchaft Miß, Lady und Lords, mit einem groſſen ſchwerlöthigen Kochlöffel dein ſehr lüftig bedeckter Poder ausgepaukt werden ſollte? — Habe ich nicht damals deine trotzige Mine, in eine jämmerliche Geſtalt verwandelt, wodurch ich die mitleidigen Herzen der ſchönen Lady für dich zu bitten, bewogen, und dir dieſe harte Strafe erlaſſen worden. Gedenkeſt du nicht mehr an die Angſt

der

der Verzweiflung, da du dafür hieltest, daß du dem Buchhändler C. mit der stotternden Zunge, als Oxfordischer Universitätsbibliothekar, nachgesezt, und dieses wichtige Amt dir nicht zu Theil werden sollte? Wärest du nicht schon im Begrif aus bloſſer Verzweiflung dich auf dem Forſt zu ersäufen, wenn ich dir keine beſſere Gedanken eingegeben, und dich nicht getröſtet hätte? Und — wenn dich alle diese dir erwieſene treue Dienſte von meiner Freundſchaft und Liebe nicht überzeugen können, ſo erinnere dich des Dankes, den du mir bis jezo noch ſchuldig biſt, da ich dir zu deinem, bei dem Lord v. B. auf dem Gut, K. verlohrnen koſtbaren Ring, wieder verholfen! — Nimmermehr würdeſt du zu dieſem unſchäzbaren Kleinod wieder gelanget ſeyn, wann ich nicht zu der Zauberkunſt des dortigen Schäfers, einen ganzen ſilbernen Becher voll reines jungfräuliches Waſſer eines Bauernmädchens verſchaft, und dir nicht Muth und Athem, ſolches in einem Zug auszuſchinken, genugſam eingeblaſen hätte? — Würde dieſer dem Werthe nach, dich, Sheriff,

rif, ſelbſt übertreffende Ring, nicht in dem Becher zu Boden gelegen und vor deinen Augen verborgen geblieben ſeyn? Sir Sherif ſchauerte die Haut, — er ſpuckte aus, — er redet franzöſiſch — je me moque, — der Genius eines Polyhiſtors ſoll es nicht verſtehen, — er verläßt ihn, — die Verwegenheit des ruchloſen Jägers hat ihren höchſten Gipfel erreichet. — Warum zaudert Diana, ihn zu ſtrafen? Götter ſind langmüthig, und die Tochter Latonens beſchloß, den Kühnen und Verwegenen noch nicht zu verderben, beſchloß zu verſuchen, ob er ſich vielleicht durch eine neue Ahndung würde abſchrecken laſſen. Sie beſchloß es, und eben, da er dem ſichern Trappen das tödtliche Geſchoß ſchleudern wollte, ließ ſie einen unſichtbaren Thau auf die Werkſtatt des Donners herab. Vergebens drückte Sherif die elaſtiſche Feder, — ſie verrichtete ihr Amt, — aber der Donner ſchlief. Dreimal drückte er ab, und dreimal hielt die Göttin die mörderiſche Kugel zurück. — Aber nun ergrimmt ſie. — Es ſey! mein Vogel ſoll ſterben, —

wehe, dem Ruchlosen, der ihn tödtet.„ Zum viertenmale zielet Sheriff, — die Göttin zieht ihre verhinderude Gewalt zurück — er schießt, — der nachgeahmte Donner rollet, vom Echo vervielfaltigt, durch den erschrockenen Wald dahin, — gräßliche Wolken steigen von der feuerspeienden Büchse in die Höhe — sie verschwinden endlich, und Sheriff erblicket — o wie jauchzte er, da er ihn erblikte — den todten Trayven.

Geschwind, ehe er noch seine Beute näher beschauete, lief er die zerstreueten Schüzzen zu versammlen, und ihnen seine That zu verkündigen.

Aber nun singe in der Melodie eines Leichengedichtes, wehmüthige Muse, das Unglück das dem tapfern Jäger unterdessen bereitet wurde, — da sich seine Freude in Herzeleid, sein Ruhm in Schande seine Lorbeern in klägliche Cypressen verwandelten.

Mit der anscheinenden Gelassenheit einer Göttin — aber mit der innerlichen Wuth eines aufgebrachten Frauenzimmers, hatte Diana den Tod ihres Vogels ge-

schwo-

ſchauet. Faſt hätte ſie ſich in dem erſten Paroxiſmus ihres Zorns entſchloſſen, den ruchloſen Schützen zu tödten, — doch nein, ſprach ſie, er ſoll nicht ſterben! Aber der Tod ſelbſt würde ihm erträglicher ſeyn, als das Leben, das ich ihm vorbehalte. Er ſoll ein Spott ſeiner Brüder werden; bey öffentlichen Schlittenfahrten wird man dem ermordeten Trappen mit langen Ohren ein Trauerbegängniß halten, und mit einer Leichenmuſik zur Schau herumfahren, — ein Colleze des verwegenen Jägers — aber von der gelehrten Innung, wird ſeinen unſchuldigen Tod durch ein Trauergedicht verewigen — aber zur Schande des Sherifs, wird man in Zukunft den gräßlichen Nimrod, Trappenſchütze neynen, und lachen, ſo oft man ihn nennet. So die Göttin — und den Augenblik ließ ſie ſich auf ihren todten Liebling herab; ſie berührte ihn mit ihren mächtigen Händen, und ſprach göttliche Worte darzu. — Worte, die ſie ehedem ſprach, da ſie dem neugierigen Aktäon einen beſchwerlichen Hauptſchmuk, verehrte, — und den Elenden umſchuf. —

Wor-

Worte, die Cybele redete, da sie die plauderhafte Seistron in eine gesprächige Klapper, und die verliebte Coribante in eine dumme Kuh verwandelte. --- Solche Worte sprach die Göttin, die Natur gehorchte der Göttin, und der Vogel verwandelte sich noch in seinem Tode. Die Flügel und Federn verschwanden, und an ihrer Stelle zeigte sich ein dickes, graues haarigtes Fell. Zween neue Füsse sproßten aus den Vordertheilen des umgeschaffenen Thieres hervor, und die zween vorigen veränderten sich nach dem Muster der neuen. Der gefiederte Schwanz zog sich zurück, und räumte seine Stelle einem andern ein. Der hornigte Schnabel fiel ab, und hinterlies ein langes, weites Maul, mit gelben Zähnen; aus dem ganz neugebohrnen Kopfe krochen zwey lange, hochtrabende Ohren hervor. --- Kurz, durch den metamorphisirenden Wink der Göttin ausgeschaffen, lag an der Stelle des hochmüthigen Vogels ein armseliger Esel --- todt, wie der Vogel.

Das sey meine Rache, rief die Göttin, und ihre Nymphen antworteten: das

ſey deine Rache; und alle erhoben ſich, und flogen durch die Lüfte zur heiligen Grotte.

Jezt kam Sherif in dem Gefolg der Jäger, die ſeine That lobten und beneideten, zur blutigen Wahlſtatt zurück. Dort liegt er, rief der Held aus, dort liegt der getödtete Trappe. — Hier hinter dieſer Pappel ſtund ich, da ich ihn ſchoß.— Er und die Schützen und die Hunde — alle gehen auf den Leichnam zu; — aber o Himmel! welch ein Miſſverſtand. — Ein Trappe war es? Weit gefehlt. — Ein armes unſchuldiges Eſelein ſtrecket alle viere von ſich, und ſchwimmet in ſeinem Blute. — Wag es nicht, o Muſe, wag es ja nicht, die Bewegungen zu mahlen, die dieſer unerwartete Auftritt auf den Geſichtern aller hervor brachte! Die Affekte ſind zu verſchieden, als daß du ſie in den wenigen Strophen ſchildern könnteſt, die dir noch zu ſingen erlaubt ſind. Schaam — Wuth — Verzweiflung auf der Mine Sir Sherifs, — ſo ergrimmt, — eben ſo aufgebracht, als wie er war, da ihm das Legat von 2000. Rthlr. das er

aus

aus der Erbſchaft eines berühmten Profeſſors zu bekommen hofte, abgeurtheilt wurde, und als ihn der Kienbauer um eine Penſee, die mehr als 1000. Rthl. werth ſeyn ſollte, durch ſein ungeſtümes Thürklopfen brachte. — Triumph auf den Geſichtern ſeiner Begleiter, wie jene Erben, die ihm ſeinen an ſie abgelaſſenen Brief, wegen des geforderten Legats, offen zurück ſchickten, mit der Antwort: Martin Blümgen ſoll nichts haben, — und um ihn los zu werden, endlich ihm doch 4 Groſchen vor ſeine Forderung bothen. Groſſer Held, was mußteſt du da erdulden! welche Spottreden drangen bis in das Innerſte deiner heroiſchen Seele, und zerrütteten deine anſcheinende Gleichgültigkeit! Aber warum verlachteſt du die Warnungen deines Schuzengels, und die drohenden Ahndungen? — Alſo rächen ſich beleidigte Gottheiten — Sherif, voll von Unmuth und Schaam, verlies ſeine Begleiter, ſchlich ſich in das nahe Gebüſch, und weinte, oder wütete. Da erwartete er den verbergenden Abend, um nicht geſehen zu werden, eilte alsdenn in

die Stadt, ſchloß ſich drey Tage ein, aß Thränenbrod, und verfluchte die Jagd und den Trappen.

Seine Begleiter ließen den todten Eſel auf dem Schlachtfelde liegen, gienzen ſpottend davon, und erzehlten die That Eherifs in allen Wirthshäuſern. Fama poſaunte ſie durch die Stadt, und ſeit dieſem groſſen Tage nennet man den Held nicht mehr Sherif, ſondern Trappenſchüze. Aber Jupiter ſchaute vom hohen Olympus, die That des Jägers und die Rache ſeiner Tochter, — ſie gefiel ihm, und, um ihr Andenken zu verewigen, nahm er den glücklichen Eſel, und ſezte ihn unter die Sterne neben den hizigen Orion. — Dort ſpizet er die langen Ohren und pranget neben den Göttern.

Die-

Die kranke FREUNDSCHAFT,

ein

Luſtſpiel

in

einem Aufzuge.

SPIELENDE PERSONEN.

Herr von Maeſſig.

Frau von Maeſſig.

Fraeulein von Unentſchloſſen, *Schweſter der Frau von Maeſſig.*

Fraeulein von Ungewitter.

Fracul. von Mauſekopf, *eine ſehr nahe Anverwandtin der Fraeulein von Ungewitter.*

Fraeul. von Wurmkopf.

Herr von Farts, *Stiefbruder der Fraeulein von Wurmkopf, ein junger Officier.*

Roesgen, *Kammerjungfer der Fraeulein von Ungewitter.*

Der Schauplaz iſt in dem Hauſe der Fraeulein von Ungewitter.

I. Auftritt.

Fräulein v. Ungewitter, Herr von Farts.

Fraeul. von Ungewitter.

Sie kommen wie gerufen, eben erhalte ich die angenehme Nachricht, heute meine beſte Freundin zu ſehen.

Herr von Farts.

Ihre beſte Freundin! wer iſt denn dieſe Freundin?

Fraeul. von Ungewitter.

Es iſt die Fraeulein von Unentſchloſſen, von der ich Ihnen zu ſo verſchiedenen malen geſagt habe — o, wie freue ich mich! —

Herr von Farts.

Gewiſs, gnaediges Fraeulein, ich goenne Ihnen dieſes Vergnuegen, doch ich glaubte, Sie waeren nur erſt ſeit kurzem mit der Fraeulein von Unentſchloſſen bekannt geworden?

Fraeulein von Ungewitter.

Das offene Herz eines ſo vortreflichen Maedgens kennen zu lernen, dazu braucht man gewiſs nicht viel Zeit.

Herr von Farts.

Da ich ſo wenig die Gruende kenne, worauf die Fraeuleins ihre Freundſchaften befeſtigen, ſo kann ich auch nicht entſcheiden, wie viele Zeit dazu erforderlich iſt. — — Wenn ich mit Ueberzeugung mich auf eine Freundſchaft verlaſſen ſoll, ſo muſs ich ſichere Proben ihrer Untrueglichkeit haben, und dieſe erfordern Zeit.

Fraeul. von Ungewitter.

O! das Herz dieſes vortreflichen Maedgens iſt ganz Aufrichtigkeit, und ſo kurz unſere Bekanntſchaft iſt, ſo habe ich doch ſo viele ſeltene Vorzuege an ihr entdekt, daſs ich, ohne hoechſt ungerecht zu ſeyn, keinen Augenblick an denen freundſchaftlichen Verſicherungen zweifeln darf, welche ſie mir gegeben hat. Nicht blos in einzelnen Zuſammenkuenften unter uns beiden allein, ſondern auch in weitlaeuftigen Geſellſchaften hat ſie mir die edel-

ſten

ſten Beweiſe ihrer untrueglichen Freundſchaft gegeben.

Herr von Farts.

Das reizende Bild, das Sie mir von der Fraeulein von Unentſchloſſen machen, laeſst mich dieſe Bekanntſchaft mit Ungeduld erwarten. Allein Sie werden es verzeihen, wenn ich immer in dieſe ernſtliche Freundſchaft einigen Zweifel ſetze! zweimal haben Sie erſt einander geſehen, das erſtemal haben Sie ſich kennen gelernet, und das zweitemal hoechſtens an die Freundſchaft gedacht, und dennoch—

Fraeul. von Ungewitter.

Was? — was? — zweimal geſehen? viermal, viermal habe ich ſie geſehen, ja viermal, und jedes mal ſich gleicht. Schon bei unſerer erſten Zuſammenkunft haette ich ihr mein Herz ſchenken koennen, ohne die geringſte Gefahr zu laufen.

Herr von Farts.

Sie werden boeſe, verzeihen Sie, dies war nicht mein Wille. Sie kennen meine Aufrichtigkeit. Es iſt mir unmoeglich, da eine vollkommene Freundſchaft zu glauben,

wo man aus Mangel der Zeit, keine Proben ihrer Untrueglichkeit hat ablegen koennen. Allein ich gebe Ihnen nach, und will, ob ſchon nicht aus Ueberzeugung, ſondern aus Gefaelligkeit, nicht zweifeln, heute ein Zeuge einer unveraenderlichen Freundſchaft zu ſeyn. — Erſtrekt ſich dieſe Freundſchaft auch auf die Frau von Maeſſig?

Fraeul. von Ungewitter.

Auf die Frau von Maeſſig?— nein gewiß nicht. So viel Freude mir die Ankunft der Fraeulein von Unentſchloſſen macht, ſo widrig iſt mir die Geſellſchaft der Frau von Maeſſig. Ich wuerde mich auch ſehr vor ihrem Beſuch gehuetet haben, wenn ſich die Fraeulein von Unentſchloſſen anjetzt nicht bei ihr aufhielte, und ich nicht, um die eine ſehen zu koennen, die andere mit ſehen mueſte, Sie koennten mir aber heute eine beſondere Gefaelligkeit erweiſen. —

Herr von Farts.

Befehlen Sie — ich werde mir allezeit das groeſte Vergnuegen daraus machen, Ihren Befehlen zu gehorchen.

Fraeul.

Fraeul. von Ungewitter.

Nun gut — Sie konnten heute eine vortreffliche Probe dazu ablegen. Die Frau von Maeſſig wird ſich gewiſs gerne mit Ihnen unterhalten, — denn man ſaget, ſie ziehe die maenliche Geſellſchaft der unſrigen vor — wenn Sie —

Herr von Farts.

Den Liebhaber der Frau von Maeſſig machen, nicht wahr? — damit Sie nicht mit der Fraulein von Unentſchloſſen unterbrochen werden? — Es iſt eine ſchwere Rolle, allein ich habe verſprochen, Ihren Befehl zu vollziehen, und ich halte mein Wort. Was wird aber der Herr von Maeſſig dazu ſagen? denn man hat mir geſagt, er liebe ſeine Frau bis zur Thorheit.

Fraeul. von Ungewitter.

Man ſagt es, doch ſie hat ſo viel Gewalt ueber ihren Mann, daſs es auch dieſem angenehm ſeyn wird, wenn Sie ſich mit ihr unterhalten.

Herr von Farts.

Nun gut, nur Ihnen gefaellig zu ſeyn, will ich alles anwenden, um Sie fuer die

Beſchwer-

Beſchwerlichkeiten dieſer Frau zu ſichern Aber —

Fraeul. von Ungewitter.

Aber?— was fuer ein Aber —zweifeln Sie nicht weiter an der Freundſchaft der Fraeulein von Unentſchloſſen, wenn Sie anders ſelbſt eine aufrichtige Freundſchaft kennen. Ich weiſs mehr als zu gut, wie behutſam man in der Wahl ſeiner Freunde ſeyn muſs, und ich wuerde alle freundſchaftliche Empfindungen fuer ein Hirngeſpinſt halten, wenn mich eine Unentſchloſſen hintergehen koennte.

Herr von Farts.

Wenn Sie von dieſer ewigen Freundſchaft ſo unumſtoesliche Beweiſe haben, ſo wundere ich mich ſehr ueber Ihre Unruhe, welche Sie, ſo bald Sie eine Unterſuchung derſelben vermuthen, blicken laſſen. — — — Aber — —

Fraeul. von Ungewitter.

Schon wieder ein Aber? — —

Herr von Farts

Warum laſſen Sie mich nicht ausreden?—glauben Sie vielleicht, daſs ich dieſer Freundſchaft Schlingen lege? — nein ge-

gewiſs nicht! erlauben Sie mir alſo nur, Ihnen meine Beſorgniſſe, wegen der Fraeulein von Unentſchloſſen, zu entdecken —

Fraeul. von Ungewitter, —bitter.

Bemuehen Sie ſich nicht! ich hoffe, es ſoll Ihnen ſehr gleichgueltig ſeyn, ob unſere Freundſchaft aecht, oder verfaelſcht iſt, genug, daſs ſie mir ſchmeichelt.

Herr von Farts.

Sie ſind ſehr unbillig, gnaediges Fraeulein, und ich wuerde mir Vorwuerfe machen, wenn ich Ihren Unwillen in dem Augenblick nachgebe, in welchem ich Sie von der Freundſchaft hintergangen glaube. Was fodern Sie von einer Freundin? ein Herz, das durch die verſchwiegenſte Vertraulichkeit, ſich Ihnen vorzueglich uibergiebt!— Koennen Sie dieſes mit Ueberzeugung von der Fraeulein von Unentſchloſſen ſagen? —

Fraeul. von Ungewitter.

Und warum nicht? — So wie es moeglich iſt, daſs eine auf Jahre lange Unterſuchung gegruendete Freundſchaft, ſcheitern kann, ſo gut muſs es auch moeglich

lich ſeyn, in 4 Tagen eine Freundſchaft zu ſtiften, welche allen widrigen Aufaellen mit Standhaftigkeit Trotz bietet.

Herr von Farts.

Ihre Worte ſind mein Beweiſs. Da uns eine Freundſchaft hintergehen kann, ueber welche Jahre lange Unterſuchungen angeſtellet worden ſind, wie viel weniger koennen wir von einer Freundſchaft erwarten, welche ohne alle Unterſuchung ſich blos auf etliche glatte Worte gruendet? — und endlich, wie iſt es moeglich, in ſo kurzer Zeit ſo viele Freundſchaften zu ſtiften, deren keine anders als unaufhoerlich ſeyn ſoll? —

Fraeul. von Unentſchloſſen.

Viele Freunſchaften ſtiften?— ich und meine Unentſchloſſen haben nur eine Freundſchaft geſtiftet, und ihr beſonders Vertrauen, wovon ich gewiſs ueberzeugende Beweiſe habe, laeſst mich gar nicht vermuthen, daſs mir jemand dieſe Freundſchaft ſtreitig machen koennte.

Herr von Farts.

Dies nehmliche habe ich vor wenig Stunden auch von meiner Schweſter gehoert.

hoert. Die Sache wird ſich aber bald entwickeln, Ich will Ihnen ihre Freundſchaft nicht weiter verdaechtig machen, aber auch nicht vertheidigen, ich werde aber nichts verſaeumen, um Ihnen Gelegenheit zu verſchaffen, das Vertrauen Ihrer Freundin zu prueſen.

II. AUFTRITT.

Die Vorigen und Roesgen.

Roesgen.

So eben kommen die fremden Herrſchaften.

Fraeul. von Ungewitter.

Sie ſind doch noch nicht ausgeſtiegen?

Roesgen.

Der Wagen hielt noch ſtill, wie ich herauf lief, und ſie mueſſen nun ſchon im Hauſe ſeyn.

Fraeul. von Ungewitter zum Herrn von Farts.

So kommen Sie geſchwind, und helfen mir meine Gaeſte empfangen. Vergeſſen Sie aber nicht, was Sie fuer eine Rolle zu ſpielen haben.

Herr von Farts.

Ich werde mein Beſtes thun, um Ihrem Befehl zu gehorſamen.

ſie gehen ab.

III. AUFTRITT.

Roesgen allein.

Vergeſſen Sie nicht, was ſie fuer eine Rolle zu ſpielen haben? was mag meine Fraeulein damit ſagen wollen mit wem ſoll wohl durch den Herrn von Farts eine Comedie geſpielet werden? hier hinter muſs etwas ſtecken, es mag auch ſeyn was es will. Schon ſeit 3 Tagen iſt Sie ueber den heutigen Beſuch ausgelaſſen vergnuegt geweſen. Dieſen Morgen nennte ſie den heutigen Tag

jen

jeu — jeu — jeudi heureux, ich fragte gleich was es hieſſe, und ſie ſagte, es hieſs — der gluecksliche Donnerstag, aber ich bin nicht ſo dumm, der Teufel glaub das. Der alten Maeſſig zu gefallen iſt der Tag gewiſs nicht gluecklicher als die andern. Ich wollte wohl drauf weiten, es wuerde heute eines von der Geſellſchaft nach aller Ordnung *) geſchoren, entweder die Frau von Maeſſig, und der goennte ich es am liebſten, — oder der Herr von Farts, — dem kann es auch nicht ſchaden, — denn er macht es mit meiner Fraeulein auch nicht beſſer, — oder, — oder, meine Fraeulein ſelbſt. Ich traue dem Herrn von Farts mit ſeiner Rolle gar nicht weit, aber ich muſs hinter das Geheimniſs kommen, es mag auch koſten was es will. Doch ſtill, — ſie kommen. — *geht ab.*

*) Dieſes Wort, ſcheren, iſt durch eine beſondere Veranlaſſung in unſern Gegenden recipiret worden.

IV. AUFTRITT.

Herr v. Maeſſig, Frau v. Maeſſig, Fraeul. v. Unentſchloſſen, Fraeul. v. Ungewitter, Fraeul. von Mauſekopf, Herr v. Farts.

Herr v. Farts fuehrt die Frau v Maeſſig, welche von der Reiſe entkraeftet ſcheinet, Herr von Maeſſig fuehrt die Fraeulein v. Ungewitter, Fraeulein v. Unentſchloſſen geht mit der Fraeulein v. Mauſekopf.

Frau von Maeſſig.

Wir haetten nicht noch eine Viertelſtunde fahren duerfen, ſo glaube ich, ich haette im Wagen eine Anwandlung bekommen.

Herr von Farts.

Ich erſchrecke, wenn ich mir dieſen Zufall vorſtelle. Aber warum lieſſen

Sie

Sie nicht halten? warum ſtiegen Sie nicht aus?

Frau von Maeſſig.

Es war ohnehin ſchon ſpaet, als wir aufuhren, wir hatten alſo nicht das Herz uns laenger unterwegens zu verweilen, um nicht auf uns warten zu laſſen.

Herr von Maeſſig.

Haetteſt du nur geſtern keine Neunaugen gegeſſen, mein Engelchen! dein Magen kann ſolche harte Speiſen nicht verdauen. Ich fuerchte jetzo ſehr fuer deine Geſundheit, denn wenn dein ſchwaches Gebaeude einmal in Unordnung kommt, ſo pflegt es ſich nicht wieder ſo leicht zu erholen.

Fraeul. von Ungewitter.

Wir wollen nicht fuerchten, daſs es von Folgen ſeyn ſoll. Setzen Sie ſich nieder, Frau von Maeſſig, und ruhen Sie ein wenig aus, vielleicht erholen Sie ſich bald wieder. Wollen Sie aber von denen Hofmanniſchen Magentropfen? Sie ſtehen Ihnen gleich zu Befehl.

Frau von Maeſſig —
indem ſie ſich ſetzet.

Ich bin Ihnen verbunden, mein liebes Ungewittergen. Ich bin ſchon etwas beſſer, und ich hoffe, bald ſoll die Ruhe meine Geſundheit voellig wieder hergeſtellet haben — (*zum Herrn von Farts*) — Ich daechte, Sie ſetzten ſich zu mir.

Fraeulein von Unentſchloſſen.

Ich daechte, du nehmſt das Anerbieten unſerer allerliebſten Freundin an, Es wird dir gewiſs nichts ſchaden.

Fraeul. von Ungewitter.
umarmt die Fraeul. von Unentſchloſſen.

Engliſches Maedgen ich habe dich noch gar nicht recht bewillkommen koennen — (*umarmt ſie nochmals*) Wie ſehr freue ich mich, dir heute in meinem Hauſe meine zaertlichſte Freundſchaft verſichern zu koennen!

Fraeul. von Unentſchloſſen.

Ich habe unſere Zuſammenkunft beinahe nicht erwarten koennen. (*umarmt die Ungewitter*) Wie reichlich belohnt mir aber dieſer Kuſs meine Ungeduld

geduld — (*ſie ſprechen heimlich mit einander, und umarmen ſich von Zeit zu Zeit.*)

Herr von Maeſſig.

(*der ſich zeitbero mit der Fraeulein von Mauſekopf heimlich unterhalten hat.*)

Ihre Wiſsbegierde verdient allerdings Lob. Sie wollen alſo wirklich engliſch leruen?

Fraeulein von Mauſekopf.

Ich ziehe die engliſchen Schriftſteller allen andern vor, und da ich weiſs, wie viel oefters ein Stueck durch die Uebersetzung verliert; ſo bin ich auf den Einfall gekommen, engliſch zu leren. Ich ſollte glauben, daſs durch Beihilfe eines Woerterbuchs, und einer Grammatik, dieſer Zweck bald zu erreichen ſeyn wuerde.

Herr von Maeſſig.

Sie wollen alſo nur die engliſche Sprache verſtehen lernen? — Sehr wohl — dazu brauchen Sie nichts als dieſe Buecher. Wachlen Sie ſich zum Anfang ein engliſches Buch, welches gut

ueberſetzt und wo das Original neben der Ueberſetzung gedruckt iſt. Leſen Sie dieſe Ueberſetzung und halten Sie ſolche allezeit gegen das Original, ſo werden Sie in kurzem nicht nur eine Menge Woerter, ſondern auch die Conſtruction auf eine ſehr leichte Art lernen. Youngs Nachtgedanken — der Kaufmann von Londen, wuerde hierzu nicht unſchicklich ſeyn. —

Frau von Maeſſig.
die ſich bisher mit dem Herrn von Farts unterhalten hat.

Bleibſt du denn noch bey deinem Vorhaben, mein Kind, heute noch in die Stadt zurueckzukehren?

Herr von Maeſſig.

Wenn ich nicht muelle, ſo geſchaehe es gewiſs nicht; denn deine Unpaeſslichkeit beunruhiget mich ſehr.

Herr von Farts.

Wie? Sie wollen ſchon heute die Geſellſchaft wiederum verlaſſen? es wird vermuthlich nur Scherz ſeyn? denn fuer eine ſo kurze Zeit verlohnt es ſich nicht der Muehe, den Weg gemacht zu haben.

Herr

Herr von Maeſſig.

Ich habe es auch blos in der Abſicht gethan, um der Fraeulein von Ungewitter meine Aufwartung zu machen, weil ganz noethige Geſchaefte, mir nicht erlauben, lange an dieſer angenehmen Geſellſchaft Theil zu nehmen.

Fraeulein von Ungewitter.

Wie? Sie wollten heute ſchon wieder fort? verzeihen Sie, Herr von Maeſſig, das kann nicht Ihr Ernſt ſeyn.

Herr von Maeſſig.

Ja, gnaediges Fraeulein! es iſt mein Ernſt! ich wuenſchte, Ihnen nicht ſo entſchloſſen antworten zu mueſſen, allein diesmal bin ich nicht Herr ueber mich. Unaufſchiebliche Geſchaefte fordern noch heute meine Gegenwart in der Stadt.

Fraeul. von Ungewitter.—bitzig.

Wenn Sie denn ſchlechterdings reiſen wollen und mueſſen, ſo laſſen Sie mir wenigſtens ihre Schwaegerin hie. Von dieſer kann ich mich ohnmoeglich ſo geſchwinde trennen. (*ſie umarmen ſich.*) Nicht war du bleibſt hier?

Herr von Maeſſig.

Dieſe will ich Ihnen auch nicht rauben, ich kehre blos fuer meine Perſon zurueck, und laſſe Ihnen die Unentſchloſſen und meine Frau hier.

Frau von Maeſſig.

Nein, nein, mein liebes Ungewittergen, ſo iſt es auch nicht gemeint, ich bleibe auch hier, ob Sie mich ſchon nicht geboten haben.

Fraeul. von Ungewitter.

Das iſt recht. Ich verſtund in der Hitze den Hern von Maeſſig nicht, und da fuhr mir meine Unentſchloſſen nur heraus, Sie wiſſen aber, daſs mir Ihre Gegenwart allezeit angenehm iſt.

Herr von Farts.

Die Fraeulein von Ungewitter ſind ein wenig hitzig, zum Beweiſs der Wahrheit des alten Sprichworts — — — kleine Toepfe kochen bald ueber.

Fraeul. von Ungewitter.

ſpringt auf Farts zu, und giebt ihm eine Ohrfeige.

Naſenweiſs — hem — hem — Sie brauchen mir meine Kleinigkeit nicht vor-

zu-

zuwerfen. Wie groſs ſind Sie denn? hem — hem —

Herr von Farts.

Schon wieder ein Beweiſs Ihrer ſchnellen Hitze. Blos um Ihren Ohrfeigen zu entgehen, wuenſchte ich groeſſer zu ſeyn. Auſſerdem werde ich es aber doch noch wagen duerfen, mich ohne Schuh, und Friſur mit Ihnen zu meſſen?

Fraeul. von Ungewitter.

Hm — In Verhaeltnis einer Mannsperſon gegen ein Frauenzimmer, bin ich eben ſo groſs als Sie. Dieſe Materie iſt ueberhaupt ſo abgetroſchen, daſs Sie wohl thun werden, wenn Sie davon aufhoeren.

Herr von Farts.

Ich habe ſehr fuehlbare Beweiſe, daſs Sie Ihnen unangenehm iſt, und ich will auch gleich davon abbrechen. Nur keine Ohrfeigen mehr.

(Maeſſig hat in dieſer Zeit heimlich mit der Fraeulein von Mauſekopf geſprochen, und immer auf die Ungewitter gewieſen.

Fraeul.

Fraeul. von Ungewitter.

Halten Sie ſich etwa auch ueber meine Groeſſe auf, Herr von Maeſſig? Sie brauchen auf die Ihrige auch eben nicht ſtolz zu ſeyn.

Herr von Maeſſig.

Sie ſcheinen ihre Geſetze nicht lange zu halten, gnaediges Fraeulein! In dem Augenblick verbieten Sie, mehr von dieſer Materie zu ſprechen, und in demſelben Augenblick fangen Sie ſelbſt wieder davon an. Doch Ihre Gerechtſame — —

Fraeul. von Ungewitter.

Meine Gerechtſame erſtrecken ſich — —

Frau von Maeſſig.

Ach! hoert doch einmal auf zu ſtreiten, das ewige Gezaenke! Laſſen Sie mir eine Taſſe Thee machen, mein liebes Ungewittergen. Haben Sie nicht einige Erfriſchung bey der Hand?

Fraeul. von Ungewitter.

Thee ſoll Ihnen gleich zum Befehl ſeyn, aber mit Obſte kann ich nicht aufwar-

warten. Es iſt bey uns dieſes Jahr gar nichts geweſen.

ſie klingelt.

Frau von Maeſſig.

Sie werden doch jemand haben, den ſie nach Neubrunn ſchicken koennen. Der Brunnenmeiſter hat ganz vortrefliche Birnen.

Fraeul. von Ungewitter.

Ich weiſs nicht, ob er ſie auch auswaerts verkauft.

Herr von Maeſſig

O ja! aus Gefaelligkeit verkauft er wohl dann und wann ein Duzend. Doch mein Kind, Birnen werden dir heute nicht dienen.

Frau von Maeſſig.

Das ueberlaſſe mir nur. Aber wenn du heute noch in die Stadt willſt, ſo fahre lieber, ehe es Nacht wird, du moechteſt ſonſt Schaden nehmen.

Roeſel erſcheint.

Fraeul. von Ungewitter zu Roeſel.

Man ſoll gleich Thee machen.

Roeſel gebt ab.

Herr

Herr von Maeſſig.

Ja es wird die hoechſte Zeit. (zur *Ungewitter*) Erlauben Sie, daſs ich mich Ihnen empfehlen darf.

Fraeul. von Ungewitter.

Es iſt mir ſehr leid, daſs Sie mich ſchon verlaſſen wollen. Wenn es aber nicht anders ſeyn kann, ſo kommen Sie Morgen wenigſtens wieder.

Herr von Maeſſig.

Wenn es moeglich iſt; ſo nehme ich Ihre Einladung an. Anjetzo empfehle ich mich Ihnen allerſeits gehorſamſt — *geht ab.*

Herr von Forts.

Ich begleite Sie. — *geht ab.*

V.

V. AUFTRITT.

Fraeul. von Ungewitter, Frau von Maeſſig, Fraeul. von Unentſchloſſen, Fraeul. von Mauſekopf.

Frau von Maeſſig.

Sie haben wohl vergeſſen, mein liebes Ungewittergen, daſs ich Birnen haben moechte?

Fraeul. von Ungewitter.

Ach nein! es wird aber jetzt ſchwerlich jemand im Hauſe ſeyn, den ich nach Neubrunn ſchicken koennte.

Frau von Maeſſig.

So wird ſich doch Jemand im Dorfe finden, den Sie ſchicken koennen? Fraeulein von Mauſekopf, Sie koennten wohl Jemand holen?

Fraeul. von Ungewitter zur Fraeulein von Mauſekopf.

Beſorge doch, daſs jemand nach Neubrunn gehet, und 1 Dozend Birnen holet.

Frau

Frau von Maeſſig.

Mit 1 Duzend werden Sie nicht weit kommen, laſſen Sie lieber gleich 4 Duzend bringen.

Fraeul. von Ungewitter. hitzig.

Meintwegen auch 4 Duzend (*zur Mauſekopf heimlich.*) thu nur, als wenn du jemand weggeſchickt haetteſt, man kann alsdenn ſagen, es waeren keine zu bekommen. (*die Fraeulein von Mauſekopf will abgehen —*

Frau von Maeſſig.

Wenn Sie einmal hinausgehen, ſo ſagen Sie doch, daſs man uns Eyer bey dem Thee giebt.

(*Fraeulein von Mauſekopf gehet ab.*)

VI. AUFTRITT.

Fraeul. von Ungewitter, Frau von Maeſſig, Fraeul. von Unentſchloſſen, hernach Roesgen.

Fraeul. von Unentſchloſſen.

Aber liebe Schweſter, du willſt Eyer in Thee trinken, und auch Birnen eſſen? wie wird das ablaufen, nimm dich lieber ein wenig in acht, und mache kein Spuelichfaſs aus deinem Magen.

Frau von Maeſſig.

Laſs mich nur ſorgen, liebes Kind; ich werde ſchon wiſſen, was mir dienet. Wo mag der Herr von Farts hingegangen ſeyn? er bleibt je entſetzlich lange aus —

Fraeul. von Ungewitter.

Es wundert mich, daſs er ſo lange die Geſellſchaft verlaeſt, denn ſo wie es ſchien, hat er ſich vorhin bei Ihrer Unterhaltung ſehr wohl befunden.

Frau von Maeſſig.

Sie wollen mich doch nicht etwan damit aufziehen? je nun es mag ſeyn wie es will; er iſt ein rechter artiger Menſch, und ich mag ihn wohl leiden.

Fraeul. von Unentſchloſſen.

Ja es iſt wahr, ich ſehe ihn zwar heute zum erſtenmal, aber er gefaellt mir ganz beſonders. Er ſcheint von vortreflichen Einfaellen zu ſeyn.

Fraeul. von Ungewitter.

Das iſt er auch; wenn du aber ſeinen innern Werth, ſeinen guten Charakter kennen ſollteſt, ſo wuerdeſt du ihn noch mehr ſchaetzen. Er hat das beſte Herz von der Welt.

Frau von Maeſſig.

Das waere? (*fuer ſich*) ich irre mich nicht, er liebt mich gewiſs. Welche Wolluſt von einem ſolchen artigen jungen Menſchen geliebet zu werden (*laut*) Wenn wir nur jemand haetten, den wir nach ihm ſchiken koennten.

Fraeul. von Ungewitter.

Da koemmt eben Roesgen.

Roesgen kommt.

Frau

Frau von Maeſſig.

Liebe Jungfer weis ſie nicht, wo der Herr von Farts iſt?

Roesgen.

Er iſt mit dem Herrn von Maeſſig weggefahren?

Frau von Maeſſig.

fuer ſich

Wie aergerlich iſt das! Mein Mann haette auch allein fahren koennen.

Roesgen.

Der Thee iſt fertig, wo befehlen Sie, daſs ich ihn hinbringe?

Frau von Maeſſig

Mir iſt noch gar nicht wohl. Wenn Sie ein Bette fertig haetten; ſo legte ich mich lieber eine halbe Stunde nieder, und traenke den Thee im Bette.

Fraeul. von Ungewitter.

Wie Sie befehlen — *(zu Roesgen)* ſo laſſe ſie den Thee in das Zimmer bringen, in dem die Frau von Maeſſig logiren ſollen.

Frau von Maeſſig.

Und ſage ſie doch der Fraeulein von Mauſekopf, daſs ſie herein kommt und mir mein Zimmer weiſt. *Roesgen geht ab.*

Fraeul. von Ungewitter.

Sie werden mir erlauben, daſs ich Sie ſelbſt begleiten darf.

Fraeul. von Unentſchloſſen.

Ich gehe auch mit. Komm, liebe Schweſter, laſs uns gehen.

Frau von Maeſſig.

Nein ich bitte es mir zur Freundſchaft aus, daſs ihr beiderſeits hier bleibet. Da kommt die Fraeulein von Mauſekopf, die ſoll mich begleiten.

Fraeulein von Mauſekopf tritt auf.

Fraeul. von Ungewitter.

Das geht gar nicht an, ich werde Ihnen wenigſtens das Zimmer —

Frau von Maeſſig.

Durchaus nicht, ich ſage Ihnen alle Freundſchaft auf, wenn Sie mir folgen. Bleiben Sie mit meiner Schweſter hier, Sie koennen ſich mit dieſer die Zeit beſſer vertreiben.

Fraeul.

Fraeul. von Ungewitter.

Die Drohung iſt zu hart. Ich muſs Ihnen alſo gehorchen.

Frau von Maeſſig.

im Abgehen zu Fraeul. von Mauſekopf

Wird der Rothe bald wieder hier ſeyn?

Fraeul. von Mauſekopf.

Unter zwei Stunden kann er nicht wieder kommen.

gehet mit der Frau von Maeſſig ab.

VII. AUFTRITT.

Fraeul. von Ungewitter, Fraeul. von Unentſchloſſen.

Fraeul. von Ungewitter.

Engliſches Maedchen, nun ſind wir allein (*ſie umarmt die Unentſchloſſen*) Koennte dir doch dieſer Kuſs, die Unruhe empfindbar machen, welche mir dein langes Auſſenbleiben verurſacht hat. Sonſt hatte ich eine Menge Vorwuerfe in Bereitſchaft, welche ich dir alle entgegen rufen wollte,

und kaum ſahe ich dich, ſo war alles vergeſſen.

Fraeul. von Unentſchloſſen.

Ich bin nicht weniger ungeduldig geweſen, dich, liebſter Schatz, eher zu umarmen, und gewiſs ich haette dich einige Stunden frueher geſehen, wenn uns nicht die Unpaeſslichkeiten meiner Schweſter abgehalten haetten. Du kenneſt die Aengſtlichkeiten meines Schwagers bei ſolchen Gelegenheiten nicht. Sie hatte ſich geſtern Abend — von nicht mehr als 7 Neunaugen den Magen ſo verdorben, daſs ich in Gefahr ſtund das Glueck zu verlieren, dich heute zu ſehen. Aber wie iſt es dir die lange Zeit gegangen, mein Engel, da ich dich nicht geſehen? denn ſeit 3 Tagen haben wir nichts von einander gehoert.

Fraeul. von Ungewitter.

Wie es mir entfernt von dir gehen kann! Mein Koerper iſt hier geweſen, aber meine Seele war bei dir.

Fraeul. von Unentſchloſſen.

Du kannſt nicht ſo oft an mich, als ich an dich, gedacht haben. Wie ſehr habe ich nicht ſchon bedauert, daſs ich das Bad

ha-

I abe verlaſſen mueſſen, da waeren wir doch neeher beiſammen und koennten oefters zuſammen kommen.

Fraeul. von Ungewitter.

Ich denke noch mit Vergnuegen an jene angenehmen Stunden. Aber beſtes Maedchen, ich laſſe dich unter 8 Tagen nicht von mir. Ich habe dir ſo vieles zu erzaehlen, daſs ich kaum in 8 Tagen damit fertig werde.

Fraeul. von Unentſchloſſen.

Beſter Engel, mit welchem Vergnuegen wuerde ich dein Anerbieten annehmen, wenn es blos von mir abhienge, allein du weiſt, ich bin bei meinem Schwager und Schweſter im Hauſe, und dieſe wuerden es mir ſehr uebel auslegen, wenn ich in der letzten Zeit meines Hierſeyns ſie verlaſſen wollte. Aber dich haelt nichts ab, auf etliche Tage zu uns zu kommen.

Fraeul. von Ungewitter.

Alle dieſe Entſchuldigungen helfen dir nichts. Du muſt hier bleiben, ja mir wuerde die Verſicherung deiner Liebe verdaechtig werden, wenn du mir nicht dieſes Merkmal der Freundſchaft geben wollteſt.

Fraeul. von Unentſchloſſen.

Engliſches Maedchen! mein ganzes Herz empoert ſich, bei der Vermuthung, daſs du nur einen Augenblick, an der Aufrichtigkeit, an der Treue meiner Freundſchaft zweifeln ſollteſt. Nein, mein beſtes Ungewittergen, du kannſt meine Abreiſe und mein Hierbleiben beſtimmen. Nur eine Gefaelligkeit erbitte ich —

Fraeul. von Ungewitter.

Bitten? — eine ſolche vortrefliche, ſo ſehr geſchaetzte Freundin hat nicht zu bitten. Was ſoll ich, was kann ich thun, um dich noch mehr von der zaertlichſten, von der aufrichtigſten Freundſchaft zu ueberzeugen? Sprich, alles was in meinen Kraeften ſtehet, iſt zu deinem Befehl. Aber bleibe nur bei mir.

Fraeul. von Unentſchloſſen.

Goettliches Maedchen, wie reizend iſt deine Freundſchaft, ich bin ganz entzueckt, und rechne es unter meine erſte Glueckſeligkeit, dich mir als Freundin gefunden zu haben. Wie wenig mueſste ich nicht die redlichſte Freundin zu

ſchaet-

ehe setzen wiſſen, wenn ich ein Geheimniſs fuer dich haette. Du kennſt meine Schweſter, ihre Krankheit macht ſie oefters, wider ihren Willen empfindlich, ſchon ehe wir zu dir reiſten, verbat ſie ſich mein Hierbleiben, und nahm ihre Unpaeſslichkeit zum Grunde. Wollteſt du es alſo wohl ueber dich nehmen und ſie um mein Hierbleiben erſuchen, ſo wuerde ich ohne Vorwuerfe erwarten zu duerfen, meinen liebſten Wunſch erfuellt ſehen.

Fraeul. von Ungewitter.

Keinen angenehmern Auftrag koennteſt du mir geben. Ich will ſie bitten und ihr nicht eher Ruhe laſſen, bis ſie dich hier laeſt.

Fraeul. von Unentſchloſſen.

O! laſs dich umarmen — ich bin auſſer mir fuer Freuden, wie angenehm wollen wir uns unterhalten. Die Fraeulein von Wurmkopf, unſere gemeinſchaftliche Freundin, hat mir auch geſtern geſchrieben daſs ſie hieher kommen will. Es iſt ein allerliebſtes Maedchen. Ihr redliches Herz iſt in ihren Augen, ſie

iſt ganz liebenswuerdig, jedes Wort verbindet ſie mit Anmuth und Scherz. Ich liebe ſie unendlich, und kann nie genug in ihrer Geſellſchaft ſeyn.

Fraeul. von Ungewitter.

Ich kenne die Fraeulein v. Wurmkopf nicht genug, um von der Aufrichtigkeit ihrer Freundſchaft hinlaenglich urtheilen zu koennen, ſo viel weiſs ich, ſie macht ſehr geſchwinde Freundſchaft, und denen uebereilten Freundſchaften trau ich immer nicht viel zu. Ich will dir indeſs dieſe Freundſchaft nicht verdaechtig machen, und wenn ſie mir keinen Eintrag in deinem Herzen thut, ſo ſoll mir ihr Beſuch ſehr angenehm ſeyn. Aber wenn ſie — —

Fraeul. von Unentſchloſſen,

Wie wenig kennſt du mein Herz, und deſſen Ergebenheit an dich! Mein beſter Schatz! nichts in der Welt iſt vermoegend, mich von dir abzuziehen. Ja, wenn du auch ſelbſt aufhoeren koenteſt, mich zu lieben, ſo wuerdeſt du doch nicht die zaertliche Freundſchaft aufheben

koen-

koennen, die mein Herz fuer dich erfuellet.

VIII. AUFTRITT.

Die Vorigen, Fraeulein von Wurmkopf.

Fraeulein von Wurmkopf laeuft der Fraeulein von Unentſchloſſen mit voller Hitze entgegen, und umarmt ſie.

Fraeul. von Wurmkopf.

Liebſtes Maedchen! wie lange habe ich nach dieſem Kuſs geſchmachtet. (*ſie umarmt ſie*) O! umfiengen mich doch ſtets dieſe Arme! ſaehe ich doch immer dieſen Mund ſich zu ſueſſen Geſpraechen mir oeffnen!

Fraeul. von Ungewittter fuer ſich.

Sonderbar genug. Mich als Wirthin laeſt ſie ſtehen, und die Fremde begruest

grueſt ſie mit ſo ausſchweifender Zaertlichkeit.

Fraeul. von Wurmkopf.
zur Unentſchloſſen.

Ia engliſches Maedchen. Nun lieſſe ſich meine Sehnſucht, dich zu umarmen nicht laenger bezwingen. Ich glaube, ich waere gar krank worden — ich haette meinem Vater das Haus angeſteckt, wenn er mich nicht haette zu dir fahren laſſen.

Fraeul. von Unentſchloſſen.

Du biſt noch immer das naerriſche, ſcherzhafte Wurmkoepfchen, aber auch zugleich das liebenswuerdigſte Maedchen von der Welt. (*ſie umarmen einander*) *Heimlich zu Wurmkopf.* Willſt du denn der Wirthin kein Compliment machen?

Fraeul. von Wurmkopf.

Ach mein liebes Ungewittergen; — (*umarmet ſie*) bald haette ich dich nicht einmal geſehen. Wie geht es denn? Dir allein habe ich das Vergnuegen zu danken, meine beſte Freundin zu ſprechen;

Fraeul.

Fraeul. von Ungewitter.

Ich habe es bald gemerkt, daſs es deine beſte Freundin iſt. Es iſt auch etwas ganz gewoehnliches, daſs man das Neue dem Alten vorzieht. Ich danke indeſs der Fraeulein von Unentſchloſſen, daſs ſie mir das Vergnuegen verſchaft, dich bei mir zu ſehen.

Fraeul. von Wurmkopf.

Du thuſt mir Unrecht, wenn du in meine Freundſchaft gegen dich einigen Verdacht ſetzeſt. Gewiſs ich liebe dich eben ſo aufrichtig.

Fraeul. von Unentſchloſſen.
zu Fraeul. von Ungewitter.

Du ſetzeſt mich mit deinen Vorwuerfen in Verlegenheit. Ich vermuthe aber, daſs ihr nur zuſammen ſcherzet. Nicht wahr?

Fraeul. von Ungewitter.

Du haſt vollkommen recht. Aber wir wollen hiervon abbrechen (*zur Wurmkopf*) wie befindet man ſich zu Hauſe?

Fraeul. von Wurmkopf.

Zu deinem Befehl, ſehr wohl, es empfiehlt ſich dir alles.

Fraeul.

Fraeul. von Ungewitter.

Auch deine Frau Mutter?

Fraeul. von Wurmkopf.

Auch dieſe.

Fraeul. von Ungewitter.

In Wahrheit mehr Ehre, als ich mir vorgeſtellet habe, als ich mir ſchmeicheln konnte. Wie lange bleibſt du bei uns?

Fraeul von Wurmkopf.

Bis morgen Abend! ich habe es ſelbſt nicht laenger verlangt, weil wir uebermorgen Pflaumenmus ſieden wollen.

Fraeul. von Unentſchloſſen.

Wie ſchnell wird uns diese Zeit verflieſſen. Du kommſt doch aber auch zu mir in die Stadt, mein liebes Wurmkoepfchen?

Fraeul. von Wurmkopf.

Wie lange bleibſt du denn noch in unſerer Gegend?

Fraeul. von Unentſchloſſen.

Bis auf den Montag ueber 14 Tage.

Fraeul. von Wurmkopf.

Gut. Da haſt du meine Hand. Ich beſuche dich noch binnen dieſer Zeit.

Und

Und wenn mir mein Vater keine Pferde giebt, ſo komme ich zu Fuſſe.

Fraeul. von Ungewitter.

Hierher waerſt du aber wohl nicht gekommen, wenn dich dein Vater nicht haette fahren laſſen?

Fraeul. von Wurmkopf.

O ja! ich haette mich heute nicht zu Hauſe halten laſſen, und wenn man mich angebunden haette.

Fraeul. von Ungewitter.

Heute — ja heute glaube ich es dir — da ich ſo gluecklich bin, die Unentſchloſſen bei mir zu ſehen, ſonſt wuerde man wohl nicht noethig gehabt haben, dich an Ketten zu legen, um dich zu hindern, zu mir zu kommen?

Fraeul. von Unentſchloſſen.

Mit euern ewigen Zaenkereyen — ihr boeſen Maedchen — und immer auf meine Unkoſten. Vertragt euch lieber und ſeyd weniger bitter gegen einander.

Fraeul. von Wurmkopf.

Sie faengt immer an, ich habe ihr in meinem Leben nicht ſolche Vorwuerfe gemacht; doch wir wollen von etwas

was anderm reden. Ich haette wohl Luſt wohin zu gehen, (*zur Unentſchloſſen*) willſt du mitgehen?

Fraeul. von Unentſchloſſen.

Ja, liebes Kind, ich gehe mit dir; wohin du willſt.

Fraeul. von Wurmkopf.

Nun ſo komm (*im Abgehen zur Ungewitter*) willſt du nicht auch mit?

Fraeul. von Ungewitter.

Nein, ich will euch den Ort eurer freundſchaftlichen Unterhaltungen, nicht durch meine Gegenwart unangenehm machen.

Fraeul. von Unentſchloſſen.

Geh doch mit, lieber Schatz!

Fraeul. von Wurmkopf.

Ey, wenn ſie nicht will, ſo gehen wir allein. *geht mit der Unentſchloſſen ab.*

IX. AUFTRITT.

Fraeul. von Ungewitter allein.

Iſt es moeglich? die beyden Maedgen gehen fort und laſſen mich allein? wo-

welche unerhoerte Grobheit! — Nein! — diesmal bin hich intergangen! — Ich moechte fuer Bosheit zerplatzen. — In meinem eigenen Hauſe muſs ich mir ſo mitſpielen laſſen? — Die Wurmkopf wird nun recht in ihrer Zufriedenheit ſeyn, und ein jeder muſs mich auslachen, der die Geſchichte erfaehrt. Wie ſehr habe ich mich in dir, Iungfer Unentſchloſſen, betrogen — Deine freundſchaftlichen Verſicherungen waren alſo nur erborgt — und der zaertliche Beſuch — der gehoert der Fraeulein von Wurmkopf, mein Haus war aus Mangel eines andern gut genug, eure Zuſammenkunft zu beſtimmen. Elende — kranke Freundſchaft! — wie wenig verdienet doch dergleichen fluechtige Verbindungen den heiligen Namen Freundſchaft. Ietzo ſehe ich es erſt ein, daſs Farts recht hat, da er ſich ueber meine groſſe Vertraulichkeit mit der Fraeulein von Unentſchloſſen aufhielt. Und auch der Narr, wird mich auslachen, auch der Eſel wird mich ſcheren. Hm — mags doch — bin ich doch von der Freundſchaft meines Perucken-

Bayerische Staatsbibliothek München

ekenlieschen verſichert. — Kann mir aber dieſe nicht auch einen ſolchen Streich ſpielen? Nein — das iſt nicht moeglich.

X. AUFTRITT.

Fraeul. von Ungewitter. Herr von Farts.

Herr von Farts.

Und Sie ſind ſo ganz allein? wo haben Sie Ihre Gaeſte?

Fraeulein von Ungewitter.

Die Frau von Maeſſig hat ſich aus Verdruſs, daſs Sie nicht wiederkommen, zu Bette geleget, und die Fraeulein von Unentſchloſſen iſt mit Ihrer Schweſter, die vor kurzem hier angekommen iſt, hinausgegangen.

Herr von Farts.

Meine Schweſter hier? Das wundert mich, wie ſie das durchgeſetzt hat? — Endlich der Vater weiſs, wie ſehr

ſie

ſie die Unentſchloſſen liebt, und wird ihren Bitten nicht haben widerſtehen, koennen. Sie haben aber auch recht - die Unentſchloſſen iſt ein allerliebſtes Maedchen. Ich werde ſie ſelbſt nicht oft ſehen duerfen, um ein eifriger Anbeter ihrer Freundſchaft zu werden.

Fraeul. von Ungewitter. — kalt.

Hat Sie das huebſche Geſicht ſchon geruehrt?

Herr von Farts.

Es iſt wahr, ſie ſieht gut aus, allein ihr Geſicht hat keinen Eindruck auf mich gemacht: weit andere Vorzuege beſtimmen den Werth der Fraeul. v. Unentſchloſſen in meinen Augen. Ihr einnehmendes ſanftes Weſen — ihre ungekuenſtelte Aufrichtigkeit, welche ſie mit ſo vieler Anmuth bei jeder Gelegenheit zeiget, floeſte mir die ernſtliche Hochachtung fuer ſie ein. Und endlich koennte ich wohl eine Freundin ſicherer waehlen, als diejenige, welche durch ſo vortrefliche und ſichere Beweiſe der Freundſchaft ſich Ihr ganzes Herz erworben hat?

Fraeul. von Ungewitter.
ein wenig zornig.

Ja, es iſt ein ganz artig Maedchen — (*aufgebracht.*) Aber ihre Schweſter iſt eine unausſtehliche Figur.

Herr von Farts.

Wenn ich mich nicht irre, ſo ſprachen Sie vor etlichen Tagen nicht in dieſem Tone von ihr? Ja, Sie verdachten es ſo gar den Stadtleuten, welche den Umgang dieſer Frau ſo ſehr zu vermeiden ſuchen. Sie nennten es ſo gar unanſtaendig. Bald duerfte ich Sie fuer veraenderlich halten?

Fraeul. von Ungewitter.

Da wuerden Sie mir ſehr unrecht thun. Ich habe die Frau v. Maeſſig nicht in meinem Hauſe gekannt, und wo ich ſie ſonſten geſehen habe, da hat mir der Umgang der Fraeul. v. Unentſchloſſen immer ihre Geſellſchaft ertraeglich gemacht.

Herr von Farts.

Dieſen naemlichen Fall haben wir jetzt auch.

Fraeul.

Fraeul. von Ungewitter.hitzig.

Aber die Grobheiten, welche ich jetzt ausſtehen muſs, haette ich nicht erwartet. Stellen Sie ſich einmal vor, — ſie iſt kaum in das Haus, ſo befiehlt ſie gleich einen Bothen nach Neubrunn zu ſchicken, um 4 Duzend Birnen — —

Herr von Farts.

Ha, ha, ha, das iſt luſtig, ich weiſs die Geſchichte ſchon von der Fraeul. v. Mauſekopf — Sie iſt ungemein erbaulich — ich bin aber voellig ihrer Meinung. Sie iſt ein Muſter von einer beſchwerlich groben Frau. Aber ſagen Sie mir nur, was es von der Fraeul. v. Unentſchloſſen und meiner Schweſter heiſſen ſoll, daſs dieſe Sie ſo lange alleine laſſen? Sie mueſſen wohl wichtige Geheimniſſe abzuhandeln haben?

Fraeul. von Ungewitter.

So ganz artig iſt es nicht, das muſs ich geſtehen, indeſs kann ich Ihnen den Spaſs wohl goennen. Die Fraeul. von Unentſchloſſen kennt auch Ihre Schweſter langer als mich, ich kann es ihr alſo nicht verdenken, daſs ſie ſich mehr mit

Ihrer Schweſter, als mit mir abgiebt. Ich liebe mein Peruckenlieschen auch mehr, als dieſe beide. Ueber dieſe gehet mir nichts, und wenn mich die in der Freundſchaft vernachlaeſſiget; ſo will ich keinem Menſchen mehr trauen, und waere es ein menſchlicher Engel. So lange ich aber von ihrer Freundſchaft verſichert bin, ſo lache ich ueber alle dergleichen Winkelverbindungen, die ſehr geſchwinde, oefters bei der erſten Bekanntſchaft entſtehen, den Namen Freundſchaft erhalten, und auch eben ſo geſchwinde wieder verfliegen.

Herr von Farts.

Darnach die Perſonen ſind. Einer Fraeul. von Uuentſchloſſen, muſs das freundſchaftliche Herz gleich bei der erſten Bekanntſchaft offen ſtehen. Doch dieſes iſt hier der Fall nicht, wenn man einander zum 5tenmale, und zwar mit voller Ueberzeugung von freundſchaftlicher Aufrichtigkeit ſieht, ſo kann man nicht mehr hintergangen werden — Nicht wahr gnaediges Fraeulein?

Fraeul.

Fraeulein von Ungewitter. bitter.

Ihr Scherz, Herr von Farts, war jetzt ſehr uebel angebracht. Ich habe nicht von der Fraeul. v. Unentſchloſſen, ſondern von meinem Peruckenlieschen geredet, und ich verlange auch nicht, von der Fraeul. von Unentſchloſſen ſo viel Freund zu ſeyn, als von meinem Peruckenlieschen. Es waere auch die Zeit viel zu kurz, als daſs wir uns hinlaengliche Proben unſerer Freundſchaft geben koennten, ich liebe ſie aber dennoch recht ſehr, ob gleich ihr heutiges Betragen eben nicht das beſte iſt.

Herr von arts.

Eben ſo leicht es moeglic iſt, daſs eine auf Jahre lange Unterſuchung gegruendete Freundſchaft ſcheitern kann, eben ſo moeglich muſs es auch ſeyn, daſs man in 4 Tagen — —

Fraeul. von Ungewitter.
ſehr aufgebracht.

Herr von Farts, Sie werden mir unertraeglich. Ich habe Sie noch nicht um die Beurtheilung meiner Freundſchaft erſucht, genug, daſs ich Ihnen ſage, daſs

ich die Fraeul. von Unentſchloſſen liebe, ich mag ſie nun 4 Tage oder 4 Jahre kennen, beides kann Ihnen gleichgiltig ſeyn. Daſs ich ſie aber nicht ſo ſehr, als mein Peruckenlieschen liebe, und nie ſo ſehr werde lieben koennen, das koennen Sie mir auf mein Wort glauben. (*fuer ſich.*) Ich habe es wohl geglaubt, daſs mich der Narr ſcheren wird.

Herr von Farts.

Beſchwerlich will ich Ihnen nicht fallen, und am wenigſten glaubte ich, es durch die Vertheidigung der Fraeul. von Unentſchloſſen zu werden. Wir wollen gleich von etwas anderm ſprechen. — Wird die Frau von Maeſſig heute hier bleiben?

Fraeul. von Ungewitter.

Ich habe ſie zwar gebeten, wenn ſie es aber in der Stadt beſſer weiſs, ſo will ich ſie nicht halten.

Herr von Farts.

Da werde ich aber meine Rolle nicht ausſpielen koennen?

Fraeul. von Ungewitter.

Wenn ich die beſchwerliche Frau los werden kann, ſo will ich Ihnen das uebrige von ihrer Rolle ſchenken — hier kommen die beiden Fraeulein.

XI. AUFTRITT

Fraeul. von Wurmkopf, Fraeul von Unentſchloſſen, die Vorigen.

Fraeul. von Wurmkopf.

Du glaubſt es nicht?

Fraeul. von Unentſchloſſen.

Ich kenne dich ſchon du loſes Maedchen, du haſt ſchon am letzten Piquenique deinen Scherz mit mir getrieben.

Herr von Farts.

Du biſt hier, liebe Schweſter?

Fraeul. von Wurmkopf.

Ja, lieber Bruder, mein Vater muſte meinen Bitten nachgeben. Er weiſs,

wie ſehr ich die beſte Unentſchloſſen liebe, und machte mir alſo das Vergnuegen, ſie noch vor ihrer Abreiſe zu ſehen.

Fraeul. von Unentſchloſſen.

Beſter Schatz, laſs dich umarmen.

Herr von Farts.

Die Freundſchaft, welche Sie fuer meine Schweſter zeigen, iſt ungemein ſchmeichelhaft, doch finde ich, daſs ſolche mit etwas Unbilligkeit fuer Ihre Fraeul. Wirthin verknuepft iſt, noch ungerechter aber iſt das Bezeigen von dir, Schweſter. — Die Fraeul. von Ungewitter hat ſich ſo ſehr auf den Umgang der Fraeul. von Unentſchloſſen gefreut, und du kommſt hieher und raubſt ihr das Vergnuegen, dem ſie mit ſo vieler Ungeduld entgegen geſehen hat.

Fraeul. von Ungewitter.

Herr von Farts, ich muſs Ihnen von einer, fuer mich ſehr wenig vortheilhaften Seite bekannt ſeyn, wenn Sie glauben, daſs ich auf eine Freundſchaft neidiſch bin, welche ſich vielleicht, — —

Fraeul.

Fraeul. von Unentſchloſſen.

Liebſtes Ungewittergen, du wuerdeſt mich kraenken, wenn du an meiner Freundſchaft zweifeln wollteſt. — Nein, gewiſs mein Schatz, ich liebe dich von ganzem Herzen.

Fraeul. von Wurmkopf.

Und ich beſter Engel, ich liebe dich gewiſs nicht weniger. Ich hatte nur meiner lieben Unentſchloſſen etwas zu ſagen, deswegen giengen wir weg.

Fraeul. von Ungewitter.

Ich zweifle gar nicht an eurer Freundſchaft.

Fraeul. von Wurmkopf.

Du haetteſt auch alles hoeren koennen, was wir geredet haben.

Fraeul. von Ungewitter.

O! ich bin gar nicht neugierig. Wer viele Geheimniſſe weiſs, muſs viele verſchweigen.

Fraeul. von Wurmkopf.

Biſt du denn nicht verſchwiegen?

Fraeul. von Ungewitter.

O ja! nur nicht bei Kleinigkeiten

Fraeul.

Fraeul. von Unentſchloſſen.

Du haſt recht mein Schatz, es war auch wuerklich nichts wichtiges. Du weiſt wi die loſe Wurmkopf iſt, ſie weiſs ueber jede Kleinigkeit angenehm zu ſcherzen.

Herr von Farts.

Das Compliment verdient eine groſſe Dankſagung.

Fraeul. von Wurmkopf.

Du haſt recht, lieber Bruder. Aber frage ſie einmal, ob es auch nicht eine angenehme Kleinigkeit war, von welcher ich ſie unterhielt.

Herr von Farts.

Das wuerde ſehr unbeſcheiden von mir ſeyn. Sachen, welche von Fraeulein auf denen geheiligten Orten behandelt werden, duerfen von unſerm Geſchlechte nicht erforſcht werden.

Fraeul. von Ungewitter.

Nehmen Sie da nicht alle Fraeuleins. Mein Peruckenlieschen und ich, haben oefters Geheimniſſe von Wichtigkeit gehabt, und dennoch niemals dieſen geheiligten Ort — wie Sie ihn nen-

sen — zum Platze unserer Unterhaltung gemacht.

Fraeul. von Wurmkopf.
zur Unentschlossen.

Willst du mit? — liebes Ungewittergen, gehe doch auch mit.

Fraeul. von Unentschlossen.

Lass uns noch ein wenig hier bleiben mein Schatz — *(heimlich zur Wurmkopf)* wir duerfen noch nicht gehen, sonst beleidigen wir die Ungewitter bis in den Tod.

Fraeul. von Ungewitter.

Ich habe es schon gesagt, dass ich nicht neugierig bin. Da eure Geheimnisse nicht hier koennen abgehandelt werden, so wuerde ich auch sehr unbescheiden seyn, wenn ich durch meine Gegenwart meinen Gaesten beschwerlich fallen wollte. Zwinget euch also meinet wegen nicht, vertrauet euch Geheimnisse, so viele, und so lange ihr wollt, ich verspreche eurem angenehmen einsamen Ort, alle Sicherheit von mir.

Herr von Farts.

Sie ſcheinen empfindlich zu ſeyn, Fraeulein von Ungewitter, und ich kann es Ihnen nicht verdenken. Die Freundſchaft meiner Schweſter iſt — wenn ich auch den Raub, den ſie an Ihnen begehet, entſchuldigen wollte, — ſo ungeſtuem, daſs die Fraeulein von Unentſchloſſen gar nicht im Stande iſt, Ihnen die Empfindungen zu erwiedern, welche Sie gewiſs fuer Ihnen fuehlet. Sie verlieren dadurch das Vergnuegen des freundſchaftlichen Umgangs, deſſen Sie ſich, noch kurz vor der Ankunft Ihrer Gaeſte, ſelbſt gegen mich mit ſo vieler Lebhaftigkeit ſchmeichelten. Allein haben Sie nur Geduld, ich kenne meine Schweſter. Iſt das erſte Feuer vorbei, denn wird zwar ihre Freundſchaft nicht aufhoeren, aber das Zudringliche wird ſich ſehr vermindern.

Fraeul. von Wurmkopf.

Ich bin dir ſehr fuer die Schilderung meiner Freundſchaft verbunden. Wenn du aber nicht richtiger urtheilen

kannſt

kannſt, ſo verſchone mich mit deiner Beurtheilung.

Fraeul. von Unentſchloſſen.
zur Ungewitter, welche ſie umarmt.

Ich liebe dich ſehr mein Schatz,

Fraeul. von Ungewitter. ſpitzig.

O! das bin ich ueberzeugt. Allein es wuerde von mir ſehr unbillig ſeyn, wann ich von dir eben den Grad der Freundſchaft verlangte, welchen die Fraeul. von Wurmkopf beſitzt. Eure laengere Bekanntſchaft — und wer weiſs, vielleicht das erſtere Piquenique — hat eure Freundſchaft und Zutrauen gegruendet, deren ich noch nicht wuerdig bin.

Fraeul. von Wurmkopf.

Ich weiſs gar nicht, wie du mir heute vorkommſt? — wir ſind ſo lange gute Freunde geweſen, und haben uns niemals dergleichen Vorwuerfe gemacht.

Fraeul. von Ungewitter.

Wir haben auch nie Gelegenheit zu Vorwuerfen gehabt! ich habe dich allezeit in der Geſellſchaft meines Peruckenlieschen geſehen, und von deren Freundſchaft

ſchaft bin ich ſo ſehr ueberzeugt, und entzuekt, daſs ich in ihrem Umgange nie auf eine Beleidigung, weder von dir, noch von andern wuerde Achtung gegeben haben. Ich weiſs aber auch mehr als zu gut, daſs ich nicht gar hoch bei dir angeſchrieben ſtehe, und du mich nicht eher beſuchteſt, als bis ich noch andern Beſuch habe, welcher dich in Abſicht meiner Geſellſchaft ſchadlos haelt. Indeſs man kann nicht allen gefallen, und da ich von der treuen Freundſchaft meines Peruckenlieschen verſichert bin, ſo haelt mich auch dies ueber andern Verluſt ſchadlos.

Fraeul. von Wurmkopf.

Ich weiſs recht wohl, daſs ich nicht Verdienſte genug beſitze, deine Aufmerkſamkeit auf mich zu ziehen, und daſs ich mir niemals mit deiner Freundſchaft ſchmeicheln konnte; ich verdenke es dir auch nicht; ſo viele Vorzuege als dein Perukenlieschen hat, beſitzen nicht alle, ich wuerde aber ſehr zu beklagen ſeyn, wenn ich auf anderer Freundſchaft nicht

mehr als auf die deinige rechnen duerfte.

Fraeul. von Unentſchloſſen.

fuer ſich.

Ich bin in der aeuſerſten Verlegenheit.

Herr von Farts.

Das Geſpraech wird ſehr ernſthaft, Sie werden alſo wohl thun, wenn Sie davon abbrechen.

Fraeul. von Ungewitter.

Nichts weniger — nur dann wuerde es ernſthaft, wenn man mir die zaertliche Freundſchaft meines Peruckenliefchen ſtreitig machen wollte, deren geprauefte gute Denkungsart mir alle Rechte auf ihr Herz einraeumet. Auf das Bezeigen Ihrer Schweſter, und der Fraeulein von Unentſchloſſen aufgebracht zu ſeyn, das waere die groeſte Ungerechtigkeit. Eine jede Freundſchaft hat ihr beſonders. Ihre Schweſter hat das geheime Cabinet zum Exercierplatz ihrer freundſchaftlichen Unterredungen genommen; und ich habe mein Zimmer dazu gewaehlet. Der Geſchmack iſt verſchieden in der Welt.

Fraeul. von Wurmkopf.

Die Spoetttereyen ſind hier ſehr uebel angebracht. Ich weiſs wohl auch noch die Zeit, daſs du mit deinem Peruckenlieſchen auf daſs Kaen-merchen giengſt.

Fraeul. von Unentſchloſſen.

welche aeuſſerſt unruhig iſt, zur

Fraeul. von Ungewitter.

Engliſches Maedchen, du ſetzeſt mich in die groeſſte Unruhe. Es iſt zwar wahr, daſs ich die Wurmkopf laenger als dich kenne; allein ich liebe dich deswegen gewiſs eben ſo ſehr. Wenn du nur wueſteſt, wie oft ich von dir, mit meiner Schweſter rede, du wuerdeſt gewiſs nicht an meiner aufrichtigen Freundſchaft zweifeln.

Fraeul. von Ungewitter.

Ich zweifle auch gar nicht daran, und ich werde mich beſtreben, dieſelbe immer mehr und mehr zu verdienen. Aber daſs ich ueberzeugt bin, daſs mich ein Perukenlieschen mehr liebt als du, das kannſt du eben ſo wenig uebel nehmen, als ich, daſs du und die Fraeulein von Wurmkopf vertraulicher mit einander

leyd,

ſeyd, als gegen mich. Wir wollen indeſs von der ganzen Sache abbrechen.

Herr von Farts.

Ja dieſs halte ich auch fuer das Beſte — Schweſter, du biſt wohl noch nicht bei der Frau von Maeſſig geweſen?

Fraeul. von Wurmkopf.

Du haſt recht. — Sie kann es wirklich uebelnehmen, daſs ich ſie noch nicht beſucht habe. — (*zur Fraeulein von Ungewitter*) In welcher Stube iſt ſie? — ich will ſie gleich beſuchen.

Fraeul. von Ungewitter.

In der gruenen Stube. Maeuſekoepfchen iſt bei ihr.

Fraeul. von Wurmkopf.
zur Fraeulein von Unentſchloſſen.

Willſt du mit mein Schatz?

Fraeul. von Unentſchloſſen.

Nein mein Kind; ich will bei meinem lieben Ungewitterchen bleiben.

Fraeulein von Wurmkopf.
im Abgehen zur Unentſchloſſen.

Nun auf baldiges Wiederſehen.

XII. AUFTRITT.

Fraeulein v. Urgewitter Fraeul. von Unentſchloſſen, Herr von Farts.

Fraeul. von Ungewitter.

Es thut mir recht leid, daſs ſich deine Frau Schweſter ſo uebel befindet.

Fraeulein von Unentſchloſſen.

Die Krankheit wird hoffentlich von keinen groſſen Folgen ſeyn. Nur beklage ich, daſs ſie bei dir iſt krank geworden. Sie verlieret dadurch das Vergnuegen deines Umganges, worauf ſie ſich mit mir zugleich ſo herzlich gefreut hat.

Fraeul. von Ungewitter.

Du biſt ungemein guetig. Ich wuenſchte nur, euch ſo bewirthen zu koennen, daſs ich mich dieſer Schmeicheley mit Recht annehmen dueifte.

Fraeul.

Fraeul. von Unentſchloſſen.

Beſter Schatz! blos deine Geſellſchaft iſt fuer mich die angenehmſte Bewirthung. Wenn ich nur dich ſehe, wenn ich nur weiſs, daſs du meine Freundin biſt, ſo bin ich vergnuegt. — Du biſt es doch?

Herr von Farts.

Ja gnaediges Fraeulein, ſie iſt Ihre Freundin, Sie koennen mir es auf mein Wort glauben. Ich bin ein Zeuge der Freude ueber Ihre Ankunft, und wenn jemand Urſache haette unzufrieden ueber dieſe Freude zu ſeyn, ſo mueſte ich es ſeyn, denn ich habe kein ander Wort von ihr gehoert, — als, — meine engliſche Unentſchloſſen kommt.

Fraeul. von Ungewitter.

Ich danke Ihnen fuer Ihren Vorſpruch, nur beklage ich dabei, daſs ſie mir nicht ſoviel zutrauen, ſelbſt die Verſicherung geben zu koennen. Ja, mein Kind, ich habe mich wirklich recht ſehr gefreut, dich zu ſehen, und kann nun doppelt vergnuegt ſeyn, da ich weiſs,

daſs die Fraeulein von Wurmkopf dir alles das erſetzt, was vielleicht durch meine matte Unterhaltung leer geblieben waere.

Herr von Fatz

Verzeihen Sie meinen Vorwitz. — Kann an einem jeudi heureux etwas leeres vorkommen?

Fraeul. von Ungewitter, etwas bitzig.

Ja Herr Naſenweiſs! da dieſer Tag ſo vorzueglich fuer mich iſt, ſo kann mein Vergnuegen gar fueglich durch mancherlei Leeres lange Weile haben.

Fraeul. von Unentſchloſſen.

Beſtes Maedchen, quaele mich nicht mit ſo harten Vermuthungen. Wenn du mein Herz ſehen koenteſt, ſo wuerdeſt du gewiſs ueberzeugt ſeyn, daſs ich dich unendlich liebe.

Fraeul. von Ungewitter.

So neugierig bin ich nicht. Nur das Herz meines Peruckenlieschen kann ich ohne Gefahr ſehen.

Herr

Herr von Farts.

Ich waere ſo lueſtern, und Sie wuerden beider ſeits mir eine groſſe Gefaelligkeit erzeigen, wenn Sie mir erlauben wollten, in Ihre Herzen zu ſehen.

Fraeulein von Ungewitter.

Sie mueſſen ſehr von ſich eingenommen ſeyn, wenn Sie ſich viele Vortheile fuer ſich, von Ihrer Neugierde verſprechen.

Herr von Farts.

Nein, das bin ich nicht, ſonſt wuerde ich mir wenigſtens heute nicht in Ihre Herzen zu ſehen wuenſchen. Denn in dem Ihrigen wuerde ich nichts, als jeudi heureux leſen, und da weiſs ich zu gut wen das angehet.

Fraeul. von Unentſchloſſen.

Beſchuldigen Sie unſer Geſchlecht nicht mehr einer uebertriebenen Neugierde, denn ich glaube ſchwerlich, daſs ein Frauenzimmer jemalen dergleichen Wuenſche, in Abſicht auf die Herzen der Mannsperſonen geteilet hat.

Herr von Farts.

Vertheidigen Sie Ihr Geſchlecht nicht zu viel auf dieſen Punkt. Allein, Ihnen iſt auch dieſe Neugierde weniger als uns noethig, denn uns fehlt zu ſehr die Kunſt der Zurueckhaltung. Zum Exempel, — ſind wir einem Maedchen gut, ſo ſagen wir es ohne Umſchweife, ſie aber — —

Fraeul. von Ungewitter.

Dieſe Aufrichtigkeit wuerde unſerm Geſchlechte ſehr wenig anſtaendig ſeyn.

Fraeul. von Unentſchloſſen.

Und es wuerde manche Fraeulein hintergangen werden.

Herr von Farts.

Nein, das kann ich nicht zugeben, — Setzen Sie ſich einmal an die Stelle eines gewiſſen jungen Offiziers, welchen Sie an dem letzteren Piquenique geſehen haben. Dieſer liebt mit der groeſten Zaertlichkeit ein gewiſſes Fraeulein, welche Ihnen vorzueglich bekannt iſt. Er hat nichts verabſaeumet, um ſie von ſeinen Wuenſchen zu unterrichten, er hat aber nicht erfahren koennen, ob er ſo gluecklich iſt, wieder geliebt zu werden. Nun

nehmen Sie den Fall an, daſs er wuerklich wieder geliebt wuerde, und aus Mangel der Aufrichtigkeit verſchwiege man dieſe Empfindung, koennte dieſe Fraeulein, wenn dieſer ungluecklicher Liebhaber von ſeiner ganzen Liebe abgienge, wohl ſagen, daſs ſie waere hintergangen worden?

Fraeul. v. Unentſchloſſen (*errroethet.*)

Nein, das wird ſie auch niemals thun.

Fraeul. von Ungewitter.

Iſt dir zu warm in der Stube? Du biſt ganz roth.

Herr von Farts.

Ach nein, vielleicht iſt die gnaedige Fraeulein eine Freundin von dieſer Unbarmherzigen, und miſsbilliget ihr Betragen ſo ſehr, daſs Ihnen eine Roethe darueber in das Geſicht ſteiget. O! wenn das waere, ſo reden Sie mit ihrer Freundin, der arme Menſch ſtirbt ſonſt fuer Liebe.

Fraeul. von Unentſchloſſen.

zur Fraeul. v. Ungewitter

Du biſt ein loſes Maedchen. — (*zu dem Herrn v. Farts.*) Mein Verſpruch wird wenig bei einer ſolchen Sache meinen

Ich

Ich miſche mich aber auch nicht gerne in Angelegenheiten von der Art.

Fraeul. von Ungewitter.

Ich weiſs aber, daſs du mehr, als ſonſt jemand bei dieſer Perſon vermagſt, und es wird dir nur ein Wort koſten, ſo weiſs der junge Menſch, woran er iſt.

Herr von Farts.

Sehen Sie mein gnaediges Fraeulein, waere es nicht gut, wenn ich in Ihre Herzen ſehen koendte. Was fuer einen wahren Dienſt wollte ich nicht da meinem Freunde leiſten, und Ihnen ſelbſt wuerde es angenehm ſeyn, wenn ich leſen koennte, was Sie ungern zu geſtehen ſcheinen.

Fraeul. von Unentſchloſſen.

Sie irren ſich ſehr, Herr von Farts. Ich habe keine Geheimniſſe, welche mir eine beſondere Verſchwiegenheit auflegen.

Fraeul. von Ungewitter.

Mein liebes Kind, man ſagt doch nicht ſo gleich alles, was man denkt.

Fraeul. von Unentſchloſſen.

Das kann bei dir ſeyn, mein Schatz, — ich — habe keine Geheimniſſe —

XII. AUFTRIT.

Die Vorigen, Roeschen.

Roeschen.(auſſer Athem)

Ach — da — denken Sie ein — mal —

Fraeul. v. Unentſchloſſen. *zugleich.*
Fraeul. v. Ungewitter.

Nun? — — was iſt vorgegangen?

Fraeul. von Ungewitter.

Nur heraus damit, — geſchwinde, was giebts?

Roeschen.

Die Frau von Maeſſig erſtickt bald, in ihrem eigenen Geſpieenen. Sie koennen ſich ſo etwas gar nicht vorſtellen. Die arme Fraeulein von Wurmkopf, kann es kaum mehr ausſtehen. Sie muſs ihr mit der einen Hand den Kopf, und mit der andern das Waſchbecken halten. Ich habe in meinem Leben doch viele Leute ſich uebergeben ſehen, aber ſo etwas iſt mir noch nicht vorgekommen.

Fraeul. von Unentſchloſſen.

O! komm mein Kind, laſs uns meiner Schweſter und der Fraeulein Wurmkopf

kopf zu Hilfe eilen.

Fraeul. von Ungewitter.

fuer ſich.

Pfui — ueber die entſetzliche Sau.

geht mit der Fraeul. v. Unentſchloſſen ab.

XIV. AUFTRITT.

Roeschen und Herr v. Farts.— (welcher Roeschen, die abgehen will, zurueckhaelt.)

Herr von Farts.

Wo will ſie dann ſo eilig hin? — Bleibe ſie doch noch ein wenig bei mir liebes Roeschen. Zu der Sau koemmt ſie noch zeitig genug.

Roeschen.

Fi — wenn ich nicht muſs, ſo komme ich gewiſs nicht wieder zu dem Schweine. Sie koennen ſich ſo was gar nicht vorſtellen. Es ſtinckt um ſie herum, wie in einem Feſthauſe. — Aber ich habe andere Sachen zu thun.

Herr von Farts.

Ihre Arbeit wird ſo noethig nicht ſeyn; warte ſie nur ein wenig bei mir.

Kann ſie mir hernach nicht den Stubenſchlueſſel ihrer Fraeulein verſchaffen? — ich brauche ihn nur eine Viertelſtunde.

Roeschen.

Nein, das darf ich nicht thun. — Der Herr von Feldgeſchrei, hat mich ſchon ſo oft angefuehrt. — Ich weiſs wohl, wie es die Herren machen. Wenn ſie erſt die Schlueſſel haben, ſo kehren ſie das Unterſte zu oberſt, und ich muſs mich dafuer ausſchelten laſſen.

Herr von Farts.

Ich nehme das Schelten auf mich. Es wird auch nicht ſo gefaehrlich ſeyn. Schaffe ſie mir nur den Schlueſſel.

Roeschen.

Nun wiſſen Sie was, ich will Ihnen den Schlueſſel geben, — aber — wenn Sie mich verrathen, ſo traue ich Ihnen in meinem Leben nicht wieder. Sorgen Sie nur, daſs nichts zu Schaden kommt, beſonders von die kleinen Kupidos.

Herr von Farts.

Dafuer ſorge ſie nur nicht. Ich will auch nichts thun, als ein wenig aufraeumen. Aber ſage ſie mir auch aufrichtig, — nimmt

es

es ihre Fraeulein uebel? das wollte ich nicht gerne.

Roeschen.

Wenn es nur mit einer guten Art geſchiehet, ſo laeſt ſie ſich das ſchon gefallen. Sie iſt es auch ſchon gewohnt, ein bischen geſchoren zu werden. Nur ihre kleine Figur mueſſen ſie zufrieden laſſen, denn darauf verſteht ſie keinen Spaſs. Wie oft hat ſie ſich meine Groeſſe gewuenſcht. Doch das waere nicht gut, denn ich koennte ſie alsdann nicht mehr bedienen, oder ich muesste auf den Stuhl ſteigen, wenn ich an ihrem Aufſatz etwas zu rechte richten wollte, ſo wie ſie es macht, wenn ſie dem Herrn von Feldgeſchrei eine Ohrfeige geben will. Da muſs ſie entweder auf den Stuhl ſteigen, oder er muſs ſich niederſetzen. Der loſe Herr von Feldgeſchrei, wie oft hat er ſie nicht ſchon, wegen ihrer Groeſſe, faſt auſſer ſich gebracht.

Herr von Farts.

Wird ſie denn nicht boeſe?

Roeschen.

Mannichmal iſt es nun ſo wie es iſt. Wenn ſie aber auch noch ſo boeſe iſt, ſo

ſpaſt

ſpaſt der Herr von Feldgeſchrei ſo lange, bis ſie wieder gut wird. Am Ende ſagt ſie, — wer kann dem Narren was uebel nehmen, und denn iſt die Bosheit vorbei.

Herr von Farts.

Nun wenn ſie ſo leicht wieder gut wird, ſo mag ſie immer bisweilen boeſe werden.

Roeschen.

Ich denke noch immer daran, wie meiner Fraeulein Bruder hier war — da haben ſie ihr oefters erbaermlich mitgeſpielt. Aber einmal haette ſie es bald in allem Ernſte uebel genommen. Der Herr von Feldgeſchrei, und ihr Bruder ſtellten ſich, als wollten ſie ihr, ihrer eigenen Bequemlichkeit wegen, die Friſur aus den Haaren machen. Meine Fraeulein, welche dabei nichts arges dachte, lies ſich dieſes gefallen. Kaum war der Aufſatz herunter, und die Friſur niedergedrueckt, ſo zogen ſie ihr die Schuhe aus, fuehrten ſie in dem Zimmer herum, und erklaerten ihr, daß ſie dieſes nur gethan, um ſie in ihrer natuerlichen Groeſſe zu ſehen. Ich glaubte, meine Fraeulein zerſpraenge fuer Bosheit.

heit. — Sie war aber auch nicht groeſſer als ein mittelmaeſſiger Frauenzimmerhandſchuh. Denn ſie weiſs ſich durch die Fritur, und hohen Abſaetze beinahe um ein Drittheil zu vergroeſſern.

Herr von Farts

Und ſie wurde doch wieder gut?

Roeschen.

Was wollte ſie machen? — ſie biſs tuechtig um ſich — wurde recht artig dabei gehoren — und am Ende wieder gut. Ja — ſie lachte hernach ſelbſt darueber.

Herr von Farts.

Sie hat wohl im Grunde eine rechte gute Herrſchaft an ihrer Fraeulein?

Roeschen.

Ich kann es in der That nicht beſſer bekommen. Aber ich weiſs nicht, was meiner Fraeulein heute fehlen mag. Dieſen Morgen war ſie ſo aufgeraeumt, ſo herzlich vergnuegt, und nun liegt ihr kein Stiecken recht. Koennen Sie mir nicht ſagen, was jeudi heureux heiſt? — dieſes hat ſie dieſen Morgen oefters mit vielem Entzuecken ausgeſprochen. Ich habe ſie zwar gleich gefragt, was das bedeute, aber ſie

hat

hat mir gewiſs nicht die Wahrheit geſagt. Sie wollte mich ueberreden, es waere ſo viel als der gluekkliche Donnerſtag.

Herr von Fortſ.

Ha, ha, ha, anjetzo wird ſie den heutigen Tag gewiſs nicht mehr ſo nennen. Ja liebes Roeschen, ſie hat durch dieſe Ausrufung, dem heutigen Tag einen beſondern Werth beigeleget. — Es heiſt der glueckkliche Donnerſtag.

Roeschen

So iſt es doch wahr, — nun ſo weiſs ich nicht was dieſer Tag fuer beſondere Vorzuege hat, — doch da kommt meine Fraeulein. — Ich muſs gehen.

geht ab.

XV. AUFTRITT.

Fraeul. von Ungewitter, Herr von Farts.

Fraeul. von Ungewitter.
ohne den Herrn von Farts zu ſehen.

So ein Schwein kann die Erde nicht mehr tragen. Der Schmutzhaemmel, ſollte nicht mehr freſſen, als er vertragen koennte. — *(ſie wird den Herrn von Farts gewahr.)* Verzeihen Sie, Herr von Farts, ich ſahe Sie nicht, ſonſt wuerde ich zurueckhaltender geweſen ſeyn. Aber ich bin ſo voller Aergerniſs, daſs ich nicht iweiſs wo mir der Kopf ſtehet.

Herr von Farts.

Dazu gehoert nun eben ſo viel nicht. Darf ich aber wohl fragen, was Sie ſo ſehr aus Ihrer Faſſung bringt?

Fraeul. von Ungewitter.

Kaum kann ich es fuer Eckel und Aergerniſs ſagen. Sie haben aber ſchon vorhin einen Theil davon, von Roeschen gehoert. — Koennen ſie es glauben — beſpeit, — beſpeit hat ſich die Sau, von Kopf bis auf

die

die Fueſſe; das Bette — Ihre Schweſter, — die Stube — alles, alles, was ſie nur hat erreichen koennen iſt beſpeit. (*ſie laeuft immer dabei in der Stube herum.*) Pfui ueber die Sau, — wenn ich nicht weggegangen waere, ich glaube, ich haette aus Eckel und Geſtank mich ſelbſt uebergeben mueſſen.

Herr von Farts.

Das haeſsliche Weib, — die hat den ganzen jeudi heureux beſpeit.

Fraeul. von Ungewitter.

Dieſer Spoettereien bin ich nun ſehr muede. Der gluecklichſte Tag muſs durch ein ſolches Schwein entehret werden. Es kommen aber ſchon Gelegenheiten, wo ich mich raechen kann.

Herr von Farts.

Erhitzen Sie ſich ja nicht noch mehr, gnaediges Fraeulein, ihr Blut iſt ohnedem ſchon ſehr in Wallung. Meine Abſicht war nicht Sie zu beleidigen. Fahren Sie aber mit der Speigeſchichte fort, ſie iſt ſehr artig.

Fraeul. von Ungewitter.

Mir iſt ſie eben nicht ſo artig. Bett, Stube, alles iſt verdorben. Sagen Sie mir es nur, wie ich es anfange, daſs ich dieſe Leute los werde?

Herr von Farts.

Die Fraeulein von Unentſchloſſen auch mit?

Fraeul. von Ungewitter.

Sind Sie ſchon wieder da? — Laſſen Sie einmal ein vernuenftiges Wort, im Vertrauen mit ſich reden.

Herr von Farts.

Sehr gerne, — ich bin gar zu gern der Vertraute einer Dame. — Und auf meine Verſchwiegenheit —

Fraeul. von Ungewitter.

Werde ich doch rechnen koennen?

Herr von Farts.

Ganz gewiſs. Ich bin ſtumm, ſo bald Sie es befehlen.

Fraeul. von Ungewitter.

Nun ſo kann ich Ihnen denn ohne Zuruckhaltung ſagen, daſs mir dieſer Zuſpruch ganz unertraeglich iſt, und ich wollte nunmehro viel darum geben, wenn die ganze Geſellſchaft gar nicht gekommen waere.

Herr

Herr von Farts.

Auch die Fraeul. von Unentſchloſſen?

Fraeul, von Ungewitter.

Ja, auch dieſe, und ich bitte Sie, wenn Sie mein Freund ſeyn wollen, dieſer Art von Spoetterei auf immer zu entſagen. Ich bin mit der Fraeulein von Unentſchloſſen hintergangen, und ich geſtehe es Ihnen; allein konnte ich wohl vermuthen, daſs eine Perſon, welche mir ſo lebhafte und wiederholte freundſchatliche Verſicherungen gab, eine Perſon, mit welcher ich ſo gar verwannt bin, mich auf eine ſo empfindliche Art hintergehen wuerde? — ich wuerde mir vielmehr einen jeden miſstrauiſchen Gedanken, als ein Verbrechen angerechnet haben, und noch itzt entſchuldige ich die Fraeulein von Unentſchloſſen, ſie iſt mit Ihrer Schweſter laenger als mit mir bekannt, dieſe iſt, wie Sie ſehen, ſo ungeſtuem in ihrer Freundſchaft, daſs die Fraeulein von Unentſchloſſen gar nicht Zeit hat, nur jemand aeuſerliche Bezeugungen der Fraeundſchaft zu erweiſen. Es thut mir ſehr leid, daſs ich Ihnen ſelbſt

unanſtaendige Betragen ihrer Schweſter nicht verſchweigen kann, allein wenn Sie wiſſen, wie theuer mir eine Freundin iſt, ſo werden Sie die Hitze entſchuldigen, welche mir eine ſo kranke Freundſchaft abnoethiget.

Herr von Farts.

Ich entſchuldige Sie, und tadle die Auffuehrung meiner Schweſter voellig, ſie iſt wider die Freundſchaft und wider die Hoeflichkeit, allein ich kann auch ohnmoeglich das Bezeigen der Fraeulein von Unentſchloſſen billigen. Sie hat Ihnen eben ſo lebhafte Verſicherungen der Freundſchaft, als meiner Schweſter gegeben und iſt Ihnen nicht weniger als meiner Schweſter ſchuldig; das Zudringen meiner Schweſter kann ſie alſo nicht von den freundſchaftlichen Pflichten losſprechen.

Fraeul. von Ungewitter.

Ich bin hierinnen billiger als Sie, vielleicht ſind ihre freundſchaftliche Verſicherungen ein bloſſer angewohnter Ton, mit welchem ſie alle diejenigen, welchen ſie etwas vorzuegliches ſagen will, ohne weitere Empfindungen beehret. Nur ich habe

be mir Vorwuerfe zu machen, ich haette nicht alles glauben ſollen.

Herr von Farts.

Sie ſagten mir ja, Sie haetten ſich durch zuverlaeſſige Proben von der Freundſchaft der Fraeulein von Unentſchloſſen verſichert.

Fraeul. von Ungewitter.

Ich glaubte genugſame Beweiſe ihrer Feundſchaft zu haben, allein — doch genug davon. Laſſen Sie uns jetzt darauf denken, wie ich dieſe Leute los werde.

Herr von Farts.

Das iſt geſchwinde gemacht. Ich will hinauf gehen, und der ganzen Geſellſchaft melden, daſs Sie es ſehr gerne ſaehen, wenn ſie ſich fortmachten.

Fraeul. von Ungewitter.

In Wahrheit ein ſchoener Vorſchlag; und wenn Sie es alsdenn nicht merkten, ſo mueſten ſie ſehr dumm ſeyn. Nein ich habe ein anderes Mittel. Sie mueſſen ſagen, daſs der Herr von Maeſſig ſehr aengſtlich ſeyn wuerde, wenn er erfuehre, daſs die Frau von Maeſſig ſo krank waere, daſs ſie ſich beſſer in ihrem eigenen Hauſe

abwarten koennte? und was ſich dabei noch mèhreres ſagen laeſt. Sie koennen, wenn es an einem Wagen fehlt, auch gleich meine ganze Equipage offeriren.

Herr von Farts.

Wer wird aber alsdenn fuer die Equipage einander Dank ſagen mueſſen, Sie, die ſie geben, oder die Geſellſchaft, die ſie annimmt?

XVI AUFTRITT.

Die Vorigen, Fraeul. von Mauſekopf.

Fraeul. von Mauſekopf.

Ich habe dir eine ſehr unangenehme Nachricht zu bringen.

Fraeul. von Ungewitter

Nun? — hat die Frau von Maeſſig vielleicht jemand mit ihrem Speigeſtank erſtickt.

Herr von Farts.

Das waere ein beſonderes Unglueck.

Fraeul.

Fraeul von Mauſekopf,

Moeglich waere es wohl, — aber — es iſt noch etwas ſchlimmeres,

Fraeul. von Ungewitter.

O! halte uns nicht auf.!

Fraeul. von Mauſekopf.

Sie wird mit der uebrigen Geſellſchaft ſo gleich herunter kommen, und —

Herr von Farts

Das iſt Ungluecks genug.

Fraeul von Ungewitter.

Sonſt iſts nichts;

Fraeul. von Mauſekopf.

O! das iſt noch nicht die Haelfte, — ſie will —

Fraeul. von Ungewitter.

Ich bitte dich, mache der Sache ein Ende

Fraeul. von Mauſekopf.

Sie will — ach ich kann es kaum ſagen! — ſie will dir und uns allen, das Glueck ihrer hohen Gegenwart entziehen. Ich habe aber verſichert, du wuerdeſt es nicht zugeben, und du haſt auch die vortheilhafteſten Mittel in Haenden, dich noch laenger dieſer angenehmen Geſellſchaft

zu verſichern. Sie wollen mit deinen Pferden nach Hauſe fahren, und das wirſt du gewiſs nicht zugeben.

Fraeul. von Ungewitter.

Und das werde ich gewiſs zugeben. Alle vier Pferde ſollen ſie haben. Geſchwinde mein liebes Mauſekoepfchen, befiehl, daſs ſich der Kutſcher zurechte machet. — Das iſt unvergleichlich, nun lebe ich wieder auf — Aber — Ihre Schweſter bedaure ich, der wird nun bey mir allein, die Zeit zum Sterben lang werden.

Fraeul. von Mauſekopf.

O! da ſey ohne Kummer, ſie hat ſchon dafuer geſorgt, ſie gehet mit.

Herr von Farts.

Da kommen ſie allerſeits.

Fraeul von Mauſekopf

Ich muſs nur gehen, und dem Kutſcher deine Befehle geben.

Fraeul. von Ungewitter.

Ja geh geſchwinde, — komm aber bald wieder zu uns,

(*Mauſekopf gebt ab.*)

XVII. AUFTRITT.

Frau von Maeſſig. Fraeul. von Unentſchloſſen. Fraeulein von Wurmkopf. Fraeul. von Ungewitter. Herr von Farts.

Fraeul. von Unentſchloſſen und Fraeul. von Wurmkopf reden heimlich.

Fraeul. von Ungewitter. — *zur Frau von Maeſſig.*

Hat es ſich mit ihrer Geſundheit etwas gebeſſert?

Frau von Maeſſig.

Sehr wenig mein liebes Ungewitterchen, ich finde, daſs mein Magen in einer ſolchen Unordnung iſt, daſs ich eine zweite Niederlage befuercten muſs.

Herr von Farts.

Man ſiehet es Ihnen auch recht ernſtlich an. Haetten Sie nur vorhin das Anerbieten der Fraeulein von Ungewitter angenomen, die hofmanniſchen Magentropfen haben ſonſt eine vortrefliche Wirkung.

Fraeul.

Fraeul. von Ungewitter.

Befehlen Sie noch, ſo will ich gleich damit aufwarten.

Frau von Maeſſig.

Nein, ich dancke Ihnen, mein liebes Ungewitterchen, es wird ſchon ſo wieder vergehen. Sie haben ſich gewiſs fuer meine Krankheit gefuerchtet, Herr von Farts, weil Sie mich nicht beſuchet haben?

Herr von Farts. (fuer ſich.

Da fuerchte ſich der Teufel nicht. *(laut)* Nein, nichts weniger meine gnaedige Frau, ich befuerchtete nur, Ihnen durch meine Gegenwarr beſchwerlich zu fallen.

Frau von Maeſſig.
zur Fraeul. von Ungewitter.

Hat Ihnen Mauſekoepfchen ſchon geſagt, daſs ich wegen meiner Unpaeſslichkeit, heute wiederum in die Stadt will.

Fraeul. von Ungewitter.

Ja und ich bedaure, daſs Sie es ſich nicht laenger bei mir wollen gefallen laſſen

Herr von Farts.

Nein, ich nehme hier die Parthie der gnaedigen Frau. Ihr Herr Gemahl

iſt

iſt wegen ihres Befindens zu aengſtlich beſorgt, und wuerde ſie gewiſs, auch bei der beſten Wartung, vernachlaeſsiget glauben. Sie mueſſen alſo gnaediges Fraeulein, fuer dieſsmal der Zaertlichkeit des Herrn von Maeſſig, den angenehmen Umgang der gnaedigen Frau, aufopfern.

Fraeul. von Unentſchloſſen.

(*welche die ganze Zeit mit der Fraeulein von Wurmkopf heimlich geſprochen hat zur Fraeul. von Ungewitter.*

Nimmſt du es wohl uebel, mein Kind, wenn wir die Fraeulein von Wurmkopf mit in die Stadt nehmen?

Fraeul von Ungewitter.

Nein gewiſs nicht! — ich wuerde vielmehr die Fraeul. von Wurmkopf bitten, mit dir zu reiſen, da ich ohne deine Geſellſchaft mich auſſer Stand ſehe, ſie angenehm zu unterhalten.

Fraeul. von Wurmkopf

Ich wuerde mich auch nicht unterſtehen, dir laenger beſchwerlich zu fallen, da ich wohl ſehe, daſs ich dir ſehr zur ungelegenen Zeit gekommen bin.

Fraeul.

Fraeul. von Ungewitter.

Du biſt nicht zu mir gekommen, alſo kann ich auch nicht ſagen, daſs du mir gelegen, oder ungelegen gekommen waereſt (*zur Frau von Maeſſig*) Es iſt aber ſehr unbillig, daſs Ihr Mann nicht wieder zu uns gekommen iſt.

Frau von Maeſſig.

Er hatte ſich vorgenommen mich wieder abzuholen, da ich aber meiner Krankheit wegen, mir nicht getraue, laenger bei ihnen zu bleiben, ſo werden ſie ihn entſchuldigen. — Aber mein liebes Ungewitterchen, hat Ihnen denn Mauſekopf auch geſagt, daſs ich mit Ihren Pferden nach der Stadt fahren will?

Fraeul. von Mauſekopf.

Ja ich habe es treulich ausgerichtet, und ſo ungern die Fraeul. von Ungewitter ſonſt ihre Pferde weggiebt, ſo willfaehrig war ſie itzt, Ihren Befehlen nachzukommen.

Fraeul. von Ungewitter.

Wenn Ihre Unpaeſslichkeit, und die Unruhe des Herrn von Maeſſig nicht waere, ſo wuerde ich mich ſehr hueten, mir

durch

durch meine Pferde, das Vergnuegen Ihrer Geſellſchaft zu rauben.

Frau von Maeſſig.

Nun, ſeyn Sie nur ruhig, mein liebes Ungewitterchen, ſo bald ich mich beſſer befinde, will ich wieder zu Ihnen kommen, und acht Tage bei Ihnen bleiben.

Herr von Farts.

(*zur Fraeul. von Wurmkopf.*

So waere es wohl beſſer, wenn ſie nie wieder geſund wuerde.

Fraeul. von Ungewitter.

Es wird mir allezeit ein beſonderes Vergnuegen ſeyn, Sie bei mir zu ſehen

Fraeul. von Unentſchloſſen.

(*zur Fraeul. von Ungewitter*)

Du kommſt doch bald zu mir in die Stadt.

Fraeul von Ungewitter.

Ganz gewiſs, wenn es deine Frau Schweſter erlaubt.

Frau von Maeſſig

Ja, Sie muеſſen zus un kommen, onſt nehme ich mein Wort, Sie auf acht Tage zu beſuchen wieder zurueck.

Fraeul.

Fraeul. von Wurmkopf.
(*beimlich zum Herrn v. Farts*,
Das waere ein groſſes Unglueck.

Herr von Farts.

Allerdings, denn ſie hat ſich ſo gut aufgefnehret, daſs man nach ihrem Umgang ſchmachten muſs.

Frau von Maeſſig.

Mauſekoepfchen, gehen Sie einmal hin, und ſagen, daſs angeſpannet wird.

Fraeul. von Ungewitter.

Das iſt nicht noethig, ich darf nur klingeln, (*ſie klingelt*) ſo kommt Roeschen, die kann das Anſpannen beſtellen. — (*tuer ſich*) Das iſt ein unausſtehlich grobes Weib, bald macht ſie die arme Mauſekopf zur Dienſtmagd.

Frau von Maeſſig.

Warum beſuchen Sie mich nicht einmal in der Stadt? Herr von Farts? — ich daechte ſie fuehren mit uns? — Es iſt noch ein Platz leer.

Herr von Farts.

Ich muſs mir fuer diesmal die Ehre verbitten. Ich bin blos gekommen, der Fraeulein von Ungewitter aufzuwarten.

Ein andermal werde ich mir dieſe Erlaubniſs zu Nutze machen.

XVIII. AUFTRITT.

Die Vorigen. Roeschen.

Roeschen.
zur Fraeul. von Ungewitter.
Was befehlen Sie?

Frau von Maeſſig.
Der Kutſcher ſoll anſpannen.

Fraeul. von Würmkopf.
zur Fraeul. v. Unentſchloſſen heimlich, unter der Zeit, da Frau von Maeſſig, Fraeul von Ungewitter und Roeschen mit einander reden
Laſs uns noch einmal hinausgehen, mein Schatz, wir ſind doch nichts bei dieſem Geſpraeche nuetze, ſie werden uns ſchon rufen, wenn angeſpannt iſt.

Fraeul. von Unentſchloſſen.
Ich gehe auch mit, wenn es nur die Ungewitter nicht uebel nimmt.

Fraeul. von Wurmkopf.

Das hat nichts zu ſagen, ſie iſt ſo einmal auf mich boeſe, ſie wird ſchon wieder gut werden.

Fraeul. von Unentſchloſſen.

Nun ſo komm

geben ab

Roescben.

Der Kutſcher von Ihro Gnaden iſt noch nicht da

Frau von Maeſſig.

auffahrend

Hoert ſie es nicht? — der Kutſcher von der Fraeulein von Ungewitter —

Fraeulein von Ungewitter.

Verzeihen Sie, ſie weiſs nicht daſs Sie mit meinen Pferden fahren. — Sagt, das angeſpannt wird.

Frau von Maeſſig.

Sie wollen alſo nicht mit, Herr von Farts? — ich kann es Ihnen freilich nicht verdenken, Sie werden ſich in der Geſellſchaft der Fraeulein von Ungewitter beſſer, als bei einer kranken Frau befinden.

Fraeul.

Fraeul. von Ungewitter.

heimlich zum Herrn v. Farts.

Sehen Sie, — das habe ich wohl gedacht. Fahren Sie doch mit, vielleicht curirt ihr Umgang die kranke Frau.

Herr von Farts.

Gewiſs, damit ſie auf acht Tage zu ihnen kommen kann? (*laut zur Frau von Maeſſig.*) Ihre Geſellſchaft hat ſo viel vorzügliches, daſs es mir leid thut ſolche zu entbehren, allein —

Frau von Maeſſig.

O! ſie brauchen keine Entſchuldigung.

XIX. AUFTRITT.

Die Vorigen. Roeschen.

Roeschen.

Es iſt angeſpannt.

Frau von Maeſſig.

Wo iſt denn meine Schweſter und Wurmkof?

Fraeul. von Ungewitter.

Vermuthlich auf dem Kaemmerchen.

Herr von Farts.

Nun dieſe nehmen Ihnen nichts mit.

Frau von Maeſſig.

zu Roeschen.

Rufe ſie ſie. Das ewige Gelaufe!

XX. AUFTRITT.

Die Vorigen. Fraeul. von Unentſchloſſen. Fraeul. v Wurmkopf. Fraeul von Mauſekopf.

---

kommen, indem Roesgen *abgeht.*

Frau von Maeſſig.

Wo bleibt ihr denn? — — es iſt ſchon lange angeſpannt.

Fraeul von Wurmkopf.

Wir ſind nun ſogleich zu ihrem Befehl.

Frau.

Frau von Maeſſig.
zur Fraeul v. Ungewitter.

Ich empfehle mich Ihnen, mein liebes Ungewitterchen, nehmen Sie es nicht uebel, daſs ich Ihnen ſo viele Unruhe gemacht habe.

Fraeul. von Ungewitter

Es thut mir leid, daſs Sie mich ſo bald verlaſſen, indeſſen hoffe ich Sie bald und zwar vollkommen wohl wieder hier zu ſehen

Frau von Maeſſig.

Ja, Sie mueſſen aber erſt zu uns kommen.

Fraeul. von Unentſchloſſen.
zur Fraeulein von Ungewitter.
Unter der Zeit, daſs die Fraeul. von Unentſchloſſen und Fraeul. von Wurmkopf von der Fraeul. von Ungewitter Abſchied nehmen, nimmt auch die Frau von Maeſſig von dem Herrn von Farts Abſchied.

Nun, mein Schatz, lebe recht wohl, und komme ja bald zu uns. Ich freue mich recht kindiſch, dich bei uns zu ſehen.

Fraeul. von Ungewitter.

Ich empfele mich dir, und werde nicht ermangeln, dir aufzuwarten.

Fraeul. von Wurmkopf.

Ich empfele mich gehorſamſt.

Fraeul. von Ungewitter

Gehorſame Dienerin.

Frau von Maeſſig.

Herr von Farts, wenn Sie alſo einmal keine beſſere Geſellſchaft wiſſen, ſo hoffe ich Sie bei mir zu ſehen.

Herr von Farts.

Ich werde dieſer gnaedigen Erlaubniſs mit Vergnuegen nachkommen.

Alle dreye zugleich.

Frau von Maeſſig.

Mein liebes Mauſekoepfchen leben Sie recht wohl.

Fraeul. v. Unentſchloſſen.

Lebe wohl, mein Schatz, und behalte mich lieb.

Fraeul. v. Wurmkopf.

Adieu liebes Mauſekoepfchen.

Fraeul.

Fraeul. von Mauſekopf.

Ich empfele mich und wuenſche Ihnen allerſeits wohl nach Hauſe zu kommen.

Herr von Farts.

zur Fraeul. von Ungewitter.

Nun weiſs ich doch, wie es an einem Jeudi heureux zugeht.

Im Abgehen fuehrt der Herr von Farts die Frau von Maeſſig, Fraeulein von Ungewitter und von Mauſekopf geben mit denen Fraeuleins von Unentſchloſſen und von Wurmkopf.

Ende des Luſtſpiels.

Briontes der dritte
oder
Lobrede
auf
Einen aus Hochfürstlich Waldeckischen Diensten der Wahrheit willen verabschiedeten Sergeanten, der aber in seinem nachherigen Elend durch die Führung Gottes allezeit nothdürftig erhalten worden,
nach dem wahren Lichte
entworfen
und
aus reiner Liebe gehalten
in der
Gesellschaft der kleinen Geister
von
dem Bruder Redner.

δηγηματα τις γαρ φρενων εγγραφοι.
Tzetzes.

Auf Kosten der Loge 1765.

Perſius

Quis expediuit Pſittaco ſuum χαιρε ?
Coruos quis olim concauum ſalutare
Picasque docuit verba noſtra conari ?
Magiſter artis ingenique largitor.
Venter.

Vorbericht.

Weil man seit dem kläglichen Tode unſers würdigen Groſsmeisters Philippi von öffentlichen Feierlichkeiten unſerer Geſellſchaft nichts mehr vernommen hat; ſo ſtehen viele in der Meinung, ſie ſey gänzlich untergegangen. Dieſer Wahn iſt grundfalſch; ſie blühet noch und wird blühen, ſo lange Menſchen ſind. Wenn ſie keine Philippi, Sieverſe und Rodigaſte mehr aufweiſen kan; ſo hat ſie dagegen andere Grundſäulen die jenen nichts nachgeben und die ſich von ganzem Herzen und aus allen Kräften bemühen, ihr Ehre zu machen.

Noch neulich hat ſich einer unter meinen im Philippi neuerfundenen Mitbrüdern durch eine rühmliche That um unſere Gilde ſehr verdient gemacht und unſern Feinden einen Streich verſetzet, der würdig iſt,

in

in dem kritiſchen Almanach unſers Ordens mit goldenen Buchſtaben bemerket zu werden.

Briontes der dritte (dies iſt ſein Ordensname) hat mit einer heroiſchen Wuth alle unſere Feinde, und beſonders zween ihrer Anführer, einen Darjes und Schubert in ihren eigenen Verſchanzungen angegriffen; hat die Dämme der Vernunft durchbrochen und ihre Gefilde verwüſtet,

Wie Waſſer einen Damm durchdringt
Und eine breite Lücke reißt,
Sodann ſich weit und breit ergeußt
Und überall Verwüſtung mit ſich bringt
Meintels moderniſirter Hiob.

Um menſchlicher zu reden, ſo wiſſe der geneigte Leſer, daß unſer theuerſter Briontes im Jahr 1764 vom 10ten Junius an bis auf den 30ten Julius nach dem verbeſſerten Kalender handgreiflich erwieſen hat, die bisherige Vernunft ſey eine wahre und offenbare Thorheit.

Er hat dabey, ſeiner Kühnheit ohngeachtet, doch viele Vorſicht angewendet. Er bezeichnet ſeinen wertheſten Namen mit den Anfangsbuchſtaben, um ſeine Unerſchrockenheit

heit an den Tag zu legen, und unterdrücket die übrigen, um deſto ſicherer zu ſeyn. Einige ſchwache Brüder befürchten, unſere Feinde möchten etwa durch ihre verdammte Beſtimmungskunſt ſeinen wahren Namen entdecken. Allein unſer Vorfechter wird dabey nichts verlieren. Er wird ſich aus dem Staube machen oder in eine heilige Liberey kriechen und hinter ein hölzernes Bollwerk treten, vor welchem Freunde und Feinde erſchrecken müſſen.

Uberdies bin ich auch verſichert, daß ſich unſere Feinde die Mühe gar nicht nehmen werden, ſeinen Nahmen zu entdecken, oder wieder ihn zu ſchreiben. Sie würden wenig Ehre davon haben;

Nec habet victoria laudem

Und wenn ſie ihn gleich mit vieler, oder weniger Mühe zu Boden geworfen hätten; ſo würde er doch immer wieder aufſtehen und ihnen neue Stöſſe beibringen. Dieſe Herren müſſen denken:

Vinco ſeu vincor, ſemper ego maculor.

Stille zu ſchweigen iſt das beſte, was ſie thun können.

Es hat zwar einer unserer Widersacher in einer gelehrten Zeitung versprochen, die Schrift, von welcher die Rede ist, zu widerlegen. Ich glaube aber schwerlich, daß es ein Ernst damit ist, und bin vollkommen mit demjenigen geneigten Freunde einstimmig, welcher vor kurzem in einer zahlreichen Gesellschaft versicherte, daß solches nicht geschehen würde.

Noch weniger glaube ich, daß der uns so verhaßte Darjes diese Schrift selbst beantworten wird. Man hat es zwar ausgesprenget; aber ich halte es vor eine bloße Drohung, von der niemand stirbt. Darjes hat mehr zu thun; man weis es ohnedies, daß er mit leichter Mühe jedermann, uns ausgenommen, von der Gerechtigkeit seiner Sache überzeugen könnte. Es ist rühmlicher für ihn, wenn er es nicht thut.

Aber, wenn auch gleich unsere Feinde sich wider uns aufmachen sollten; so fürchten wir uns doch nicht. Wir sind, wie die leichte Reuterey: kaum ist ein Trupp zurückgeschlagen, so setzt schon wieder ein anderer an, oder der vorige auf einer andern Seite. Wir haben den Vortheil der Menge für uns; wenn

unſere Feinde ſchreyen, ſo ſchreyen wir alle, und unſer Geſchrey unterdrücket das ihrige.

Um ihnen zu zeigen, daß wir uns gar nicht fürchten, ſtelle ich die Lobrede an das Licht, die ich auf unſern Helden am erſten April dieſes Jahrs gehalten habe. Ich ſage darinnen, mit ihm, der bisherigen Vernunft und ihren Verehrern unter die Augen, daß ſie eine bloße Thorheit ſey, und fordere alle unſere Gegner zu einem Zweykampfe auf. Ich weis gewiß, daß ſich keiner melden wird, und kann alſo wohl eben ſo dreiſte thun, wie der Champion bei der Krönung eines Königs in Engelland. Sollten ſie aber ja ſich unterſtehen, mich anzutaſten und mir Fehler vorzurücken, die nur in ihren Augen Fehler ſind; ſo werde ich dieſes vor einen Beweis ihrer hartnäckigen Denkungsart halten, und ihnen den Ausſpruch eines ihrer gröſten Helden, des D. Mart. Luthers, zu Gemüthe führen: Solche „ Leute ſind rechte Säue und Dreckfreſſer; „ denn des Nächſten Sünde und Fehl iſt „ nichts anders, als Koth und Dreck „

Zu dir wende ich mich noch, vortreflicher Bruder Briontes! Ich erkenne

in tiefer Demuth die groſſe Kluft, die noch zwiſchen uns befeſtiget iſt. Ich ehre Deine Verdienſte, mit denen Du Dich auf Adlersflügeln einem groſſen Philippi nach ſchwingeſt. Ich bin in der Betrachtung Deiner Vorzüge entzückt.

Ich ſchwöre, bei dem Stuhl, worauf
Apollo ſitzt,
Hätt' ich deſſelben Mund, wie lieblich
ſollt er ſingen!
Ich ſchwöre bei dem Stral, der aus den
Muſen blitzt,
Ich wollte Dir, o Held, ein Heldenlied jezt bringen.
Philippi.

Dieſe Lobrede iſt nur ein ſchwacher Abriß von der Hochachtung, welche Deine Kleinigkeit in der meinigen erreget hat. Sollte ich mich dadurch einigermaßen um Dich verdient und der Ehre würdig machen, Dein Mitbruder zu heiſſen; wie würde ich da mein Haupt empor heben?

Sublimi feriam ſidera vertice.

Meine theuerſten Brüder.

Traurige und verhaßte Finſterniß würde ſich von einer anfänglich gering ſcheinenden Unterlaſſung über meine ganze Rede verbreiten, und eine noch ſo verſtändliche Ausſprache müſte vermittelſt innerer Dunkelheit verunanſtaltet und unnütz gemacht werden, ja man könnte nicht ſehr ungerecht handeln, wenn man in meinem Vortrage Spuren einer argen Vernunft *) ſuchte; wofern ich von meinem Gegenſtande zu reden unternähme, ohne mir den Paß in die Ohren meiner zu gewinnenden Zuhörer

*) Da wir gerade die Gegenfüßler der groſen Geiſter ſind; ſo wird der geneigte Leſer leicht einſehen können, daß die Vernunft in meinem Munde eine bloſſe Thorheit und ein Schimpfwort iſt.

rer durch einen tröſtlichen Eingang vorher geöfnet zu haben. **) Ich wüſte Ihnen, meine Brüder, zu dieſem Ende nichts nachdrücklicheres an das Herz zu legen, als die vortreflichen Worte eines unſerer klaßiſchen Schriftſteller, des hochberühmten Jacob de Platea. Sie lauten in den Briefen der dunkeln Männer ſehr nachdenklich und klägli ch alſo: *Et habemus tantas vexationes, quod deberet lapidem commouere.* Meine eigene Empfindung und die Traurigkeit, die ich, wertheſte Zuhörer, auf Ihren Minen leſe, überzeugen mich, daß ſich nichts ſo gut auf unſere jetzige kümmerliche Umſtände ſchicket, als dieſe Klage eines ehemaligen Märtyrers unſerer Geſellſchaft: Et habemus tantas vexationes, quod deberet lapidem commouere. Unſer

erlauch-

*) So liſtig bin ich — — wer ſolte es wohl errathen, daß ich dieſe ganze paterniſche Periode aus einer nach unſern Zeiten eingerichteten natürlichen Gottesgelahrheit eines meiner Freunde mir zugeignet habe? Das iſt kein Diebſtahl. Amicorum omnia ſunt communia.

erlauchter Orden hat von seinem Stiftungstage, das ist, von Anbeginn der Welt an bis auf diese letzte betrübte Zeit, noch nie das Glück gehabt, in Ruhe zu blühen. Wir machen ein streitendes Häuflein aus; kaum ist es uns noch erlaubt, bey verschlossenen Thüren oder in holen Felsen uns zu versammlen, wie die Maccabäer aus Furcht vor dem Antiochus; wir ächzen unter den Bedrückungen unserer Feinde, und unser ganzes Leben ist ein beständiger Krieg. Das ist unser Schicksal:

Graecia Barbariae lento collisa duello.

Es ist wahr, und ich kann es Ihnen, meine Brüder, da wir jetzt allein sind, im Vertrauen entdecken, daß wir an allen diesen Verfolgungen selbst schuld sind. Wir würden von unsern Feinden nichts zu besorgen haben, wenn wir nur gelernet hätten, unsere Talente zu vergraben und in Ruhe zu leben. Allein wir sind, mit Ehren zu melden, wie die Raben:

Tacitus pasci si posset coruus, haberet
Plus dapis et rixæ multo minus inuidiaeque

Philippi wäre nicht genöthiget gewesen, mit wilden Thieren zu kämpfen, wenn

er ſeine Wenigkeit in ſein Kämmerlein verſchloſſen hätte, ohne ſie drucken zu laſſen. Aber das iſt unſere Sache nicht. Wir wollen etwas zu zanken haben; wir ſtellen unſere Meiſterſtücke öffentlich aus und ſcheuen keine Gefahr.

Ich bin allzu patriotiſch geſinnet, als daß ich dieſe Schreibſucht überhaupt tadeln ſolte. Sie iſt die rühmlichſte Eigenſchaft eines kleinen Geiſtes, ſo bald wir ſie nur von einer andern Seite betrachten. Wir müſſen eſſen, wenn wir leben, und ſchreiben, wenn wir eſſen wollen. Wer uns das Privilegium zur Autorſchaft nehmen wote, der raubete uns unſere Nahrung; er wäre ein Broddieb, und begienge eine himmelſchreyende Sünde. Ueberdies weis jedermann aus der Erfahrung, wie gefährlich es iſt, die Winde zu verhalten, und wer kennet nicht die erbauliche Litaney der Salernitaniſchen Schule?

Quatuor ex vento veniunt in ventre retento
Spaſmus, hydrops, Colica et vertigo; hoc
res probat ipſa.

Wir laſſen alſo unſern gelehrten Winden freyen Lauf; wir leben nach der Geſundheit und thun wohl daran.

Nur verwickeln wir uns dadurch in gefährliche Kriege, die noch unſern Untergang befördern werden, wofern wir nicht bald anfangen, auf unſere Sicherheit bedacht zu ſeyn. Wir thun zwar alles, was wir können; wir zünden Wachtfeuer an, und machen einen greulichen Lerm, dem Feinde weiß zu machen, wir wären weit ſtärker, als wir in der That ſind; *) wir bedienen uns ſogar verbotener Mittel, wir übertreten das gewöhnliche Kriegsrecht und ſchieſſen mit vergifteten Pfeilen.

Aber alles iſt bis hieher vergeblich geweſen. Unſere innerliche Uneinigkeit läſt uns niemals einen Feldzug mit zuſammen geſetzten Kräften zu Ende bringen; unſer Reich iſt mit ſich ſelbſt uneins, und unſere eigene Bundsgenoſſen werden unſere Verräther.

*) Wir folgen darinnen der Maxime eines unſerer gröſten Feinde; kaum kan ich es vor Aergerniß ſagen, daß er Schweift heiſſet.

Non locer a genero, non hoſpes ab hoſpite tutus.

Ich unterſtehe mich, Ihnen meine kleinen Gedanken von den Urſachen dieſer Uneinigkeit zu eröfnen; verzeihen Sie mir dieſe Ausſchweifung. Sie iſt meinem Charakter gemäs.

So verächtlich auch der Name eines kleinen Geiſtes in den ekeln Ohren der heutigen Weltkinder klinget, ſo viel bilde ich mir doch auf dieſen Titel ein. Ich bin ein kleiner Geiſt; das wiſſen Sie alle, meine Herren; ich geſtehe es öffentlich, und dies kan ich deſto dreuſter thun, da mich wohl niemand deswegen beneiden, oder für hochmüthig halten wird. In der That aber bin ich auf meinen kleinen Charakter ziemlich ſtolz, und wenn ich den Ruhm eines groſſen Geiſtes verachte; ſo geht es mir, wie jenem zerlumpten Weltweiſen, der den Hochmuth des Plato durch einen andern Hochmuth mit Füſſen trat. Ein kleiner Geiſt hat Vorzüge, die ihm würklich eine hohe Meinung von ſeiner Vortreflichkeit beybringen können, wofern er nur gros, oder klein genug iſt, ſie einzuſehen. Hat

er

er es einmal so weit in der Selbsterkentniß gebracht, daß er weis, wer er ist; so wird er sich den Titel eines kleinen Geistes nicht mehr für eine Schande halten; er wird sich Glück dazu wünschen und mit seinen Gaben vollkommen zufrieden seyn. Ich bekenne, daß sich unter Myriaden meiner Brüder nur wenige befinden, die eine lebendige Erkenntniß von ihrer Kleinigkeit haben. Und eben daher rühret es auch, daß es die meisten Menschen für die größte Beschimpfung halten, wenn man sie kleine Geister nennet. Allein es ist doch noch immer in der grossen Gemeinschaft der Narren ein auserwähltes Häuflein solcher kleinen Geister, die ihre Wenigkeit erkennen und gestehen, die alle die üblen Urtheile verachten, die man von ihnen fället, und mit Freuden die Märtyrerkrone aus den Händen ihrer Peiniger empfangen. *) Diese Leute sind freylich sehr selten, und das ist auch kein Wun-

*) Es wundert mich, wie Liskow das Daseyn dieser sichtbaren Gesellschaft der kleinen Geister hat eugnen können, da er sich doch selbst dazu bekennet.

der. Da den gröſsten Geiſtern oft nichts mehr fehlet, als die Selbſterkentniß, wie kan man von den Lilliputern im Geiſterreich eine ſolche Kreuzigung ihrer Kleinigkeit und Tödtung ihres alten Philippi verlangen? Deſto gröſser aber iſt ihr Ruhm, wenn ſie die groſsen Geiſter, von denen ſie ſonſt an allen Gaben des Verſtandes übertroffen werden, an Selbſterkenntiß übertreffen, die ihnen nothwendig ſchwerer, als ihren Feinde, fallen muß; da man insgemein ſeinen Vollkommenheiten eher, als ſeine Mängel erkennet. Unter dieſe kleine erleuchtete Anzahl gehöre auch ich; doch ohne Ruhm zu melden, und es wäre zu wünſchen, daß alle klene Geiſter eben ſo republikaniſch dächten, ein eben ſo ungeheucheltes Bekenntniß von ihrer Schwäche ablegten, und eben ſo für die Aufnahme ihres Ordens arbeiteten, wie ich. Es iſt unleugbar, daß wir alsdenn in der gelehrten und ungelehrten Welt die Oberhand behalten würden. Die wenigen groſsen Geiſter, die unſer erleuchtetes Jahrhundert noch zuweilen durch ein Spiel der Natur, die vor Alter wieder kindiſch wird, hervorbringt, würden

der uns unmöglich widerstehen können; sie würden unter unserer Menge unsichtbar werden, und da die Ehre und Schande sich ohne dies nur auf Meinungen, Gewohnheiten und Vorurtheile gründet; so würde alsdenn vielleicht der Titel eines kleinen Geistes eben so rühmlich seyn, als er jezt demüthigend ist. Schade ist es nur, daß wir wenigen Patrioten unsern andern Mitbrüdern insgemein verdächtig sind. Sie halten uns vor räudige Schafe; sie wollen es uns nicht einmal glauben, daß wir zu ihnen gehören, und wenn wir es ihnen auch bey unserer Ehre versichern, so vermuthen sie doch immer etwas Arges, und rufen einander wechselweise zu.

Hic niger est; hunc tu Romane caveto!

O meine Brüder! ein solches Mißtrauen kan mit der Freundschaft nicht bestehen, die wir einander schuldig sind. Lassen Sie sich von meiner Aufrichtigkeit überzeugen und meinen Eifer für das gemeine Wohl nicht vergeblich seyn. Ihre Minen wahrsagen mir Beyfall, und dieser machet mir Muth, noch einen Fehler in der innern Einrichtung unserer Gesellschaft

zu bemerken. Leider! ſind die meiſten unter uns noch allzuſehr von dem Glanze eingenommen, der die großen Geiſter begleitet. Sie eifern um eben dieſen Ruhm, den ſie doch nie erlangen können, und eben dadurch machen ſie unſere ganze Zunft unglücklich und ſich ſelbſt lächerlich. Ich habe den erſten Schritt gewaget; ich gehe allen meinen Brüdern mit einem löblichen Beiſpiele vor. O meine Theuerſten! ich flehe Sie an, ich beſchwöre Sie bey den Ohren unſers ehemaligen Großmeiſters Midas, bey den Urnen eines Sievers, Philippi, Rodigaſt und Lisfeld, greifen Sie in ihren Buſen, erkennen Sie ihre Kleinigkeit; nehmen Sie einen ſo würdigen Charakter auch öffentlich an; wir wollen mit vereinten Kräften das Reich der groſſen Geiſter beſtürmen; der Sieg wartet auf uns.

Aber wo gerathe ich hin? die ſüße Vorſtellung von dem möglichen Flore unſerer Geſellſchaft verdeckte den jetzigen elenden Zuſtand derſelben vor meinen Augen. Wir wüthen wider unſer eigenes Eingeweide; unſere innere Trennung macht es

uns

uns unmöglich, dem Erbfeind unſers Staats zu widerſtehen, und dadurch ſind wir in ſo verzweifelte Umſtände gerathen, wie Saul, da er den Geiſt Samuels durch eine Hexe in ſeiner Ruhe ſtörte. So unbarmherzig ſind unſere Feinde mit uns umgegangen, daß ſie uns nicht einmal eine weiſe Frau, oder eine kluge Urganda übrig gelaſſen haben, welche den Schatten des verewigten Philippi beſchwören könnte, zu erſcheinen und uns Rath zu ertheilen. Welch eine Grauſamkeit!

Doch tröſten Sie ſich, meine Brüder! wenn die Noth am gröſten iſt, ſo iſt die Hilfe am nachſten. Ich will Ihnen heute ein würdiges Mitglied unſerer Geſellſchaft aufſtellen, welches ſchon einen herrlichen Anfang gemacht hat, dasjenige wieder gut zu machen, was unſere Uneinigkeit verdorben hat.

Pandite nunc Helicona Deae cantusque mouete;
Iam noua progenies coelo demittitur alto,
Cara Deum ſoboles magnum Iouis incrementum.

Der

Der Hochedle und Wohlgelahrte Herr Carl Ludewig Langguth, Briontes der dritte genannt, iſt der Mann, von dem ich rede, und nunmehro kann ich es Ihnen ohne weitere Umſchweiſe ſagen, daß der Ruhm dieſes Helden meinen unberedten Mund in dieſer Stunde beſchäftigen wird.

Da ich dieſen Einfall zum erſtenmal hatte, ſtellte ich mir das Bild meines Briontes ſo lebhaft vor, daß mich plötzlich eine Art eines poetiſchen Paroxyſmus überfiel; ich fieng ſchon an zu ſingen:

Sume Lesboum ſubito, Thalia,
Barbiton, chordas digitis loquaces
Increpa ac laetum modulare ſtulto
Carmen amico.

Ich war wirklich ſchlüßig, meinen Helden in einer ſchönen lateiniſchen Ode zu beſingen, ich machte mich fertig die poetiſchen Fundgruben zu plündern —— aber

Bientôt la raiſon *) arrivant au ſecours
Vient d'un ſi beau projet interrompre le cours

Et

*) Dies iſt hier ein leeres Wort.

Et me fait concevoir, quelque ardeur qui m'emporte,
Que je n'ai ni le ton, ni la voix assez forte.

Ich kan Ihnen also nicht helfen, meine Herren; Sie müssen mit einer schlechten Prose vorlieb nehmen. Allein auch hier erkenne ich mein Unvermögen. Und wenn ich hundert Zungen hätte, wäre ich doch nicht fähig, einen Sergeanten nach Verdiensten zu erheben, der allen Weisen unter die Augen saget, daß sie Narren sind.

Centenas ausim deposcere voces
Ut, quantum mihi te sinuoso in pectore fixi,
Voce traham.

Unterdessen kan mir nun meine Schwachheit nicht helfen, da ich einmal versprochen habe, der Plinius dieses Trajans zu werden. Ich habe nicht nöthig, Sie, meine Brüder, um ihre Aufmerksamkeit und um ihren Beifall zu bitten; beyde sind mir gewiß, denn das Lob meines Helden ist auch das ihrige.

Den Augenblick fallen mir ein paar Einwürfe bey, die man wider das ganze

Pro-

jekt meiner Lobrede machen könnte. Ein Feind unserer Gesellschaft könnte sagen, mein Held wäre so nahe mit mir verwandt, daß mein Lob nothwendig partheyisch seyn müsse; wir wären beyde kleine Geister; wir gehörten zu einem Orden, und ich wäre also verbunden, ihn zu loben, er möchte lobenswürdig seyn, oder nicht. Ich gebe dieses alles zu; aber nun frage ich meinen Gegner auf sein Gewissen, ob nicht alles Lob, das ein Mensch dem andern beyleget, eben so partheyisch ist, als das meinige? Wer das leugnen wollte, der müsste eine schlechte Einsicht in die wichtigsten Begriffe besitzen, in die Begriffe eines Mäcenaten, eines Glückwunsches, einer Leichenrede und anderer Belustigungen des Verstandes, Witzes und Magens. Man könnte mir ferner vorwerfen, mein Panegyricus würde meinem Helden wenig Ehre machen. Laudari a laudato viro non infima laus est. Daraus könnte man den Schluß machen, daß es eine Schande wäre, von einem kleinen Geiste gelobt zu werden. Wenn ich in dem folgenden die Vortreflichkeit der kleinen Geister werde darge-

than

than haben; so muß dieser Einwurf von sich selbst wegfallen. Nicht nur meinem Helden wird mein Lob zur Ehre gereichen, sondern auch mir selbst. Ein so paradoxer Satz, wie das Lob eines Langguths, muß nothwendig seinem Vertheidiger rühmlich seyn. Man wird künftig des Briontes nicht gedenken können, ohne mich zu nennen, und mein Name wird die beste Erquickung für meine Mühe seyn; denn eine göldene Belohnung darf ich mir schwerlich versprechen. Ein Langguth, ein

Pater esuritionum,
Non harum modo, sed quot aut fuerunt,
Aut sunt, aut aliis erunt in annis.

ein solcher Mann ist gewiß nicht zum Mäcen geschaffen. Ich verlange weiter nichts von ihm, als die Erlaubniß, mich zu seinem Ruhme nothwendig zu machen.

Endlich bin ich so weit gekommen, daß ich meinen Panegyricus selbst mit Ehren anfangen kann. Wenn ich die Vortreflichkeit der kleinen Geister überhaupt werde bewiesen und gezeiget haben, daß Briontes der dritte nicht nur ein kleiner Geist im gemeinen Verstande sey, sondern so gar

unter

unter den engern Ausschuß unsers Ordens, unter die kleinen Geister κατ' ἐξοχην gehöre; alsdenn werden Sie, meine Brüder, mir zugeben, daß ich die Pflicht eines Lobredners vollkommen beobachtet habe.

Liskow, meine Herren, ein Mitglied der sichtbaren Loge unserer Gesellschaft, hat den Vorzug der kleinen Geister schon so deutlich dargethan, daß ich fast nicht nöthig habe, seine Gründe zu wiederholen, oder durch neue Beweise zu unterstützen. Allein es giebt Leute, welche diesem Manne nicht viel Gutes zutrauen; sie halten ihn vor einen Spötter, und machen dadurch alle die Lobsprüche, die er uns ertheilet hat, verdächtig. Ich bin so gut von der Liskowischen Aufrichtigkeit wie von der meinigen überzeuget; nur den schwachen Brüdern zum besten will ich einen Namen nicht mehr nennen, vor dem sie erzittern, sondern lieber die Vortreflichkeit der kleinen Geister durch einige neue Beweise erhärten.

Schon die Entstehungsart der kleinen Geister zeuget von ihrer Würde. Hören Sie einmal, meine Brüder, wie ein

Mann

Mann, der es am beſten wiſſen muſte, weil er ſelbſt zuweilen ein kleiner Geiſt war, unſere Schöpfung beſchreibet:

Sic igitur terrae concreto corpore pondus
Conſtitit atque omnis mundi quaſi limus in imum
Confluxit grauis et ſubſedit funditus, ut fex;
Inde Eisfeld, Sievers, Langguthius atque Philippi.

Die Naturkündiger verſichern uns, daß durch eine jede Gährung etwas vollkommners gewürket wird; ſie behaupten ſo gar, daß durch die Fäulniß des Leibes im Tode ſich ein dünneres Gewand für die Seele zu ihrer bevorſtehenden Reiſe in die ätheriſchen Gefilde entwickelt. Die Hefen entſtehet nicht nur aus der Gährung, ſondern ſie iſt auch geſchickt, in den Dingen, mit welchen ſie vereiniget wird, eine Gährung hervor zu bringen. Hier, meine Herren, haben wir alle unſere Vollkommenheiten in nuce. Wir ſind die Hefen der Natur, wir ſind die Quinteſſenz der Monaden, wir ſind das Ferment, wodurch

eine Gährung im Geiſterreiche befördert wird, die nichts anders als etwas Vollkommners erzeugen kan. Die gröſten Geiſter räumen es uns ſelbſt ein, daß ſie ohne uns das nicht ſeyn würden, was ſie ſind. Sie würden ſich ſchwerlich zu der Höhe empor ſchwingen, von welcher ſie auf uns hinab ſehen, wenn wir ſie nicht, wie die Hefen das Bier, in Bewegung ſetzten. Ohne uns hätte man weder Schriftgelehrte, noch Rechtsverſtändige, Aerzte, Weltweiſen und andere Gelehrte nöthig. Sie leben von uns und durch uns, ſie nähren ſich von den Broſamen, die ihnen unſere Einfalt zuwirft; unſere Schwären ſind ihre Speiſe, und unſere Thorheit mäſtet ſie.

Vlceribus, Galene, vales tantummodo noſtris,
Stultitia noſtra, Juſtiniane ſapis.

Was unſer lieber Mitbruder Chriſtoph für die deutſchen Flöten hat ſeyn wollen, das ſind wir in Anſehung der großen Geiſter; wir ſind ihre Wetzſteine:

Fun-

Fungar vice cotis, acutum
Reddere quae valet ferrum exſors ipſa ſecandi.

In unſere Kleinigkeit gereichet nicht nur uns, ſondern auch unſerer Mutter, der Natur, zur Ehre. Die Vortreflichkeit der Natur ſtrahlet uns aus ihren kleinſten Produkten auf das herrlichſte entgegen. Das kleinſte Inſekt wird mehr bewundert, als der gröſte Ochſe. Man leget Sammlungen von Schnecken, Raupen und Schmetterlingen an; noch nie habe ich ein Cabinet von Rindern, Schafen und Eſeln geſehen. Auch die Meiſterſtücke des Nachahmers der Natur, des Mahlers, werden für deſto ſchätzbarer gehalten, je kleiner ſie ſind. Eine Kutſche mit ſechs Pferden wird nicht bewundert, wenn ſie auf einen ganzen Bogen Papier gemahlet iſt. Aber wenn Cranach ſie ſo zart abreißet, daß der Flügel einer Mücke ſie bedecken kann, dann entzückt uns die Geſchicklichkeit ſeines Pinſels, der zugleich Nachahmer und Schöpfer iſt. Mit dieſem Geſchmacke müſſen wir auch die Meiſterſtücke der Natur beurtheilen. Rerum natura nusquam magis, quam in minimo, tota

eſt. Eine kleine Perl iſt mehr werth, als ein Sandſtein, der tauſendmal gröſer iſt; eine Nachtigall ſingt lieblicher, als der gröſte Trappe; ja Auguſtinus meinet, eine Fliege ſey ein weit edleres Geſchöpf als die Sonne. Wir wollen, meine Herren, die Anwendung auf uns machen. Wir ſind die geringen Inſekten, in welchen die Natur ihre Kräfte verſchwendet. Einen Ariſtoteles, Leibnitz, Wolf und Darjes hervorzubringen, das war ihr ein Spielwerk; die Geburt eines Briontes koſtete ihr weit mehr Mühe.

Die Schöpfung ächzt, der Puls der Erde
Schlägt ſtärker, daß ein Langguth werde.
Denn die ermüdete Natur.
Schafft alle Stunden einen nur.

Es iſt wahr, daß unſere Feinde uns vorwerfen, wir wären nur in Anſehung der Vollkommenheiten klein; übrigens wäre die Maſſe unſerer Seele ſo dik, daß ſie wohl zur Noth einem kleinern Seelchen zum Körper dienen könnte: Votre ame eſt ſi groſſe, qu'elle ſerviroit bien de corps à une

per-

perſonne un peu deliée. Allein ich halte mich an den Buchſtaben. Man nennet uns einmal kleine Geiſter, und folglich müſſen wir klein ſeyn. W. z. E. w.

Doch wir mögen klein oder gros ſeyn, die Natur mag uns mit vieler, oder weniger Arbeit erzeugen; genug, wir gehören eben ſo wohl zur beſten Welt, als unſere Feinde. Leibnitz hat geſaget, und wir alle ſagen es ihm nach, daß dieſe Welt nicht die beſte ſeyn würde, wenn in der Kette der Dinge auch nur ein einziges Glied fehlte, welches vorjezt mit hinein geflochten iſt. Eine Welt ohne kleine Geiſter würde alſo nicht die beſte ſeyn. Dieſer Gedanke ſolte billig unſern Feinden mehr Hochachtung gegen uns beibringen. Allein ſie ſind ſo neidiſch, daß ſie uns auch dieſen Ruhm nicht laſſen wolten; ſie erkühnen ſich ſo gar in der Hitze des Streites, unſere Favoritlehre, unſer Palladium anzutaſten und zu läugnen, daß dieſe Welt die beſte iſt. Wie würden die Geſetze unſers Ordens übertreten, wofern wir unſere Sache mit Vernunft vertheidigen wolten. Wir müſſen uns auf eine andere Art rächen, die uns anſtändiger

iſt; wir müſſen ſchimpfen und verkehern.

Das lezte will ich denen überlaſſen, welche ehrwürdiger ausſehen als ich. Zu dem erſten aber werde ich dadurch einen geſegneten Anfang machen, wenn ich unſeren Feinden die Injurien, womit ſie uns überſchütten, mit Wucher zurück gebe. Sie ſchelten uns Narren und bedenken nicht, daß ſie es ſelbſt ſind.

Clodius accuſat moechos, Catilina Cethegos.

Alle Menſchen ſind Narren; dies iſt der höchſte Grundſatz aller unſerer Erkenntniß. Unſere Feinde mögen in ihren Buſen greifen; ſie werden Thorheiten genug darinnen finden.

Auriculas aſini quis non habet?

Wenn unſere Ohren länger und ſichtbarer ſind, als die ihrigen, was können wir dafür? Zween Ehemänner, von denen der eine ſeine Hörner öffentlich und der andere heimlich trägt, ſind beide Hahnreye. Und weiter iſt auch kein Unterſchied zwiſchen uns und unſern Feinden als der:

Io porto le corni, che ogniuno vede;
Un altro le porta, che non le crede.

Wir sind demüthiger und aufrichtiger, als unsere Gegner. Wir legen unsere Schwäche an den Tag, und sie suchen die ihrige zu übertünchen. An Schrot und Korn sind sie nicht besser, als wir; das Gepräge geben sie sich selbst, und münzen sich höher aus, als sie werth sind.

Daraus ist klar, daß unsere Feinde Betrüger sind, und dem menschlichen Geschlechte unendlich vielen Schaden zufügen. Einer der grösten Geister, der Schwedische Gustav Adolph, hat diese Wahrheit selbst eingestanden, von der ihn vielleicht seine innerliche Empfindung überzeugte. „Ein „Land ist unglücklich, sagte er, dessen Regent ein grosser Geist ist.„ Ein großer Geist muß nothwendig noch einige Vernunft haben, und die Vernunft bringt alles Unglück in die Welt. Sie gebiehret Ketzereyen, sie verursachet Gewissensbisse, sie macht entweder hochmütig, oder furchtsam, sie stöhret uns in unserm Vergnügen, sie ist, wie das Kopfweh, welches auf einen Rausch folget, sie besuchet uns nicht eher, als am Ende unserer Ausschweifungen, und läst bei ihrem Abschiede blutige

Fußſtapfen zurück; kurz ſie iſt eine Tochter der Thorheit, und die Mutter des Unglückes.

Alle dieſe herrliche Gedancken werde ich in meinem Buche wider die Vernunft weiter ausführen. " Es iſt in der That „ſehr ungereimt, Tugend und Recht auf „die Vernunft bauen wollen, welche ſo „gut auf einander paſſen, als Feuer und „Waſſer, und mich hat nicht wenig be„fremdet, daß von den mehreſten dieſer „Grundfehler nicht einmal eingeſehen, „und von andern, die ihn erkannt, nicht „verbeſſert worden. Nun haben ſich zwar „alle kleine Geiſter rühmlich dahin be„müht, die Vernunft zu unterdrücken; „aber dennoch ſind ſie in ihrem Unterneh„men nicht allzu glücklich gefahren, ſon„dern an der Klippe, die ſie zu vermeiden „geſuchet, wider ihr Vermuthen und Den„ken geſcheitert. Der Strom unſerer „Feinde hat den gemeinen Haufen der Ge„lehrten mit fortgeriſſen, daß ſie ihre gan„ze Wiſſenſchaft auf die leidige Vernunft „gebauet haben, welches gerade den „Grundſätzen unſerer Geſellſchaft zuwider „iſt. Ich werde alſo in meiner Schrift wi-

„wider die Vernunft zeigen, wo ich mich „nicht allzusehr irre, daß man in allen „Wissenschaften bisher im Finstern getap„pet und solche mit gröstem Unrechte „Wissenschaften genennet worden, weil de„nen noch zur Zeit unter diesem Namen „zusammen gehängten Lehrsätzen nicht nur „der wahre Philippische Schwung fehlet, „sondern sie auch an sich mehrentheils ver„nünftig sind. Die Wahrheit sowohl, als „noch andere gewisse Veranlassungsgrün„de *) geben mir eine sattsame Ursache, „daß ich der bisherigen Vernunft und ih„ren Lehren öffentlich unter die Augen sa„ge, daß sie nichts anders, als eine bloße „Thorheit sey. Diese Worte werden man„chen befremden; es kommt aber inzwischen „nur auf eine kurze Prüfung meiner Grün„de an. Solte man mich überführen kön„nen, daß ich der Ehre der Vernunft auf „solche Weise zu nahe getreten; so erbiethe „ich mich, derselben öffentlich Abbitte und „Ehrenerklärung zu thun. Dennoch erwe„cket dieses Erbiethen noch nicht die gering„ste Furcht bei mir, von einem vernünfti-

gen

*) Nos Musae mulae famaque nostra famer.

„gen zu gedachter ſchmähligen Abbitte ge-
„nöthiget und zu einer öffentlichen Er-
„röthung gebracht zu werden. Inzwiſchen
„werden die mehreſten, ob ſie wohl meine
„Sache gegründet finden ſollten, ſagen:
„durch einen ſolchen Auftritt haſt du of-
„fenbar einen recht groben, erſtaunlichen
„und auslachungswürdigen Diogeniſchen
„Hochmuth verrathen; du begehreſt öffent-
„lich weiter zu ſehen, als alle Weiſe bis-
„her geſehen haben, und willſt dich mit
„Gewalt über ſie hinaus ſetzen Ich ant-
„worte: Meine Freunde! Ihr thut mir ſehr
„unrecht, und ich frage euch alle, ob wohl
„ein Hochmuth dem Apoſtel, mit dem ich
„mich gar nicht vergleichen will, die Rede
„in den Mund gelezet, wenn er ſich ge-
„gen die Griechiſchen Weiſen ſeiner Zeit al-
„ſo vernehmen läſſet; Was thöricht iſt vor
„der Welt, das hat Gott erwählet, daß er
„die Weiſen zu Schanden mache. Und aber-
„mal: Wo ſind die Klugen, wo ſind die
„Weiſen? Hat nicht Gott die Weisheit die-
„ſer Zeit zur Thorheit gemacht? *)

Ver-

*) Siehe die Vorrede des Herrn T. E. L. zu ſeiner Widerlegung der großen Geiſter p. 5. 10.

Verzeihen Sie mir, meine Herren, eine Schwachheit, die ich mit ihnen gemein habe. Ich war so sehr mit meinem Buche wider die Vernunft beschäftiget, daß ich mich dadurch in eine Ausschweifung verlor, die mich von meinem Gegenstande eine Zeitlang entfernet hat. Wie gesprächig sind wir nicht, wenn wir von unsern Schriften reden! mit der grösten Wehmuth verlasse ich mein Buch wider die Vernunft und kehre zur Hauptsache zurück.

Wenn es wahr ist, daß öfters das Herz den Geist überraschet, und daß man diesen mit leichter Mühe von einer Wahrheit überzeugen kann, die für jenes schmeichelnd ist; so glaube ich, Ihnen, meine Herren, hinreichend bewiesen zu haben, daß es der gröste Ruhm eines Menschen ist, ein kleiner Geist zu seyn, und daß der Titel eines großen Geistes einem nach dem wahren Lichte denkendem Weltbürger nicht anders als verächtlich erscheinen kann.

Und eben dieß, was ich von vorn und im allgemeinen dargethan habe, ist von vielen

len meiner wertheſten Mitbürger von hinten und in beſondern Beyſpielen gezeiget worden. Schon vor dreyßig Jahren hat ein patriotiſcher Philippik klar erwieſen, daß Cicero ein großer Windbeutel, Rabuliſt und Charletan geweſen iſt, und ſein würdiger Nachfolger, Brioxtes der dritte, hat in dieſen Tagen der ganzen Welt aus reiner Liebe die wichtige Wahrheit entdecket, daß alle Philoſophen Narren ſind.

Sehen Sie, meine Brüder, durch was vor einen oratoriſchen Kunſtgrif ich den zweeten Theil meiner Rede mit dem erſten verknüpfet habe. Ich nähere mich nunmehro in tiefer Ehrfurcht meinem Helden ſelbſt, und beweiſe zu ſeiner Ehre, daß er ein kleiner Geiſt iſt.

Götter und Halbgötter, Muſen, Grazien, Nymphen und Helden,
Die die Poeten von je her in ihre Geſänge gebannet,
Säuſelt ätheriſch auf mich, wie die ätheriſchen Küſſe.
Des platoniſchen Schweizers von ſeinen ätheriſchen Lippen

Auf die ätheriſchen Lippen der himmliſchen Eclima ſäuſeln,
Daß meine Seele vom heiligen Enthuſiaſmus zerſchmolzen,
Sich in proſaiſchen Humor und würzige Hyperbeln ergieße,
Wie ſich, vom Aſter Apoll im Roſenthale geweihet,
Schönaichs wäßrichte Seele in liebliche Reime ergoſſen.

Die Lebensumſtände und die Schriften Brizontes des dritten ſind die Quellen, aus welchen ich ſeinen Charakter ſchöpfen werde. Können Sie, meine Herren, mir wohl ihren Beifall verſagen, wenn ich das Leben unſers lieben Mitbruders, dieſes voigtländiſchen Robinſons der Vergeſſenheit entreiſſe?

Was iſt, das iſt; alles hat ſeinen zureichenden Grund; aus nichts wird nichts, und mein Held iſt nicht nur alſo ein Menſch, ſondern er hat auch ohne Zweifel einen Vater gehabt. Die Gelehrten ſind noch nicht einig, wer derſelbe geweſen; nach der gemeinſten Meinung war es derjenige ehrliche Mann, der durch die eheliche Verbindung

mit

mit der Mutter unſers Briontes das Recht erhalten hatte, es zu ſeyn. Ich bedaure es, daß ich dieſem Manne alle die Lobſprüche verſagen muß, die ich ſeinem Sohne ertheilen werde. Er war einer unſerer gröſten Feinde, und ich wäre verbunden, ihn auf das äuſerſte zu haſſen, wofern er ſich nicht durch die Zeugung ſeines Ludewigs in unſeren Jahrbüchern verewigt hätte. Ich bemerke dieſes nur, um das Vorurtheil zu widerlegen:

Fortes creantur fortibus et bonis.

Wäre dies wahr, wie hätte ein Mann, welcher der Vernunft auf eine knechtiſche Art fröhnte, einen ſo wackern und heroiſchen Sohn zeugen können, der kühn genug iſt, das Joch dieſer Tyrannin abzuſchütteln, und ſie durch einen Machtſpruch der reinen Liebe aus ſeinem Magen in eine Thorheit zu metamorphoſiren?

Ich werde Sie meine Herren nicht in die Kindheit unſeres Helden zurück führen. Sie würden da ſchon einen hoffnungsvollen **Fridlev Frothon** und einen künftigen **Nilſon Scribbens** in ihm erblicken. Schon damals lies er deutliche Proben von demjenigen

Hel-

Heldenmuthe spüren, dadurch er sich unvergeßlich gemacht hat. Er zerriß alle Bücher, die er in die Hände bekam, und zeigte dadurch, wie er dereinst das gesammte Reich der Vernunft, als ein König der philosophischen Hunnen, verheeren würde.

Wir wollen mit flüchtigen Füßen durch den leeren Raum wandern, der sich von der Geburt Briontes des dritten bis zu seinem bärtigen Alter erstrecket.

Multa tulit fecitque puer, sudauit et alsit.

Wir wollen ihn auf die Akademie begleiten, auf die Szene, wo seine Talente anfingen sich zu entwickeln und wirksam zu werden. Sie müßten eine schlechte Meinung von diesem damaligen Studenten der heiligen Gottesgelahrheit haben, wofern Sie glaubten, er habe die Jenaische hohe Schule, dieses feste Nest unserer Feinde besuchet, um diesen ihre Gelehrsamkeit abzulernen. Sein Erbhaß gegen alles, was gros ist, verbot ihm, sich zu der Schülern eines Walchs zu gesellen; Reusch war in seinen Augen ein Duns und Köhlern hörte er nur, um den Unterschied der

gros-

groſſen und kleinen Geiſter und die Glückſeeligkeit der leztern deſto deutlicher einzuſehen. Köhlers Demonſtrationen ſchienen ihm ſchon damals Grillen zu ſeyn, und ſeine Gedanken haben ſich noch nicht verändert. (*) Einige wenige Lehren riß er aus dem Syſtem dieſes Mannes heraus, verſtümmelte ſie nach den Regeln unſerer Innung, und hob ſie zu ſeinem Gebrauche auf. „ Alles hat ſeinen beſtimmenden Grund; „ jedes Ding hat ſeine Kraft; eine Kraft „ iſt eine Bemühung und würket ohne „ Aufhören fort, und ſ. w. „ Das waren ungefähr die Schäze, die ſeine Hirndrüſe erfüllten, da er die Muſen an der Saale verließ, um ſein Vaterland zu beglücken.

Einige Widriggeſinnte behaupten, „ er „ habe ſchon damals einen Anſatz zur rei„ nen Liebe gehabt, und alles Liebens„ würdige nach ſeiner Liebenswürdigkeit „ von der Profeſſorstochter an bis zur jun„ gen Magd geliebet.

Nympharum fugientum amator.

„ Seine Liebe wäre aber noch nicht „ durch den Hunger ſiebenmal bewähret „ und

(*) Der blinde Naturrechtslehrer, p 23

„ und durch das Feuer der Anfechtung „ geläutert und folglich noch nicht ſo rein „ geweſen, wie ſie jetzt wäre. „ Ich bin nicht dieſer Meynung, und erkläre hiemit alle diejenigen vor blinde und vom wahren Licht weit entfernte Leute, welche ſich unterſtehen, ihr beyzupflichten.

Nunmehr ſaß der wohledle und wohlgelahrte Herr Karl Ludewig Langguth im Schooße ſeines Vaterlandes, und wartete in der demüthigen Stellung eines Kandidaten mit Schmerzen auf den glücklichen Zeitpunkt, der ihn in einen ehrwürdigen Stand verſetzen, eine liebe Hälfte in den Arm und Brod in den Magen bis an das Ende ſeiner Tage liefern ſollte. Aber wie undankbar iſt nicht das menſchliche Geſchlecht!

Romulus et Liber pater et cum Caſtore Pollux,
Poſt ingentia facta Deorum in templa recepti,
Dum terras hominumque colunt genus, aſpera bella
Componunt, agros aſſignant, oppida condunt,

in ſeinem Herzeleide und unterdrückte den Ausbruch ſeines Jammers ſolange, bis der Hunger ſeine Gelaſſenheit im Leiden erſchütterte, ſeinen Kummer verſtärkte und zur Verzweiflung erhob.

Deſperatio aut facit militem, aut monachum. Briontes beſchloß, ſein undankbares Vaterland zu verlaſſen, und ſich mit dem Degen in der Fauſt den Weg zu ſeinem Glücke zu bahnen. Er folgte den Fahnen des Kriegsgottes;

Er kömmt und nimmt ſchon das Gewehr.
So wie ein Löwe grimmig ſchnaubet;
Wenn man ihm ſeine Zucht geraubet.
So ſchröcklich tritt mein Held einher.

Ich würde meinen Mund und Ihre Ohren ermüden, wenn ich Sie, meine Herren, mit einer Chronicke der Langguthiſchen Heldenthaten unterhalten wolte. Vielleicht beſchreibt er, wie Cäſar, einmal ſeine eigenen Feldzüge und entdeckt uns ſeine ihm allein bekannten Verdienſte, durch welche er bis zu der wichtigen Stelle eines Sergeanten erhoben worden.

Nunmehr ſollen Sie unſern theureſten Briontes in einer der lehrreichſten Szenen

ſeines ganzen Lebens erblicken. Dieſer Held, der alles Liebenswürdige nach ſeiner Liebenswürdigkeit liebet und wohl einſieht, daß ſeine eigene werthe Perſon für ihn das Liebenswürdigſte unter der Sonnen iſt, handelte ſchon als Feldwebel einem Syſtem gemäß, daß ſich nun bald in ſeiner glorwürdigen Seele entwickeln ſollte. Er liebte ſein Leben nach ſeiner Liebenswürdigkeit; ein feindlicher Angriff beſtimmte ihn, entweder dieſes aufzuopfern, oder ſeine Freyheit zu verlieren und unſere ganze Geſellſchaft hat ſich Glück zu wünſchen, daß er das lezte erwählte. Er wurde alſo nach Frankreich als ein Kriegsgefangener gebracht, und dieſes Land haben wir als den zweeten Geburtsort unſeres Helden anzuſehen. Die Muße, die ihm der Mangel der Freyheit verſchaffte, wendete er an, die Streitſchriften eines Fenelon und Boſſuet zu leſen; und wie leicht iſt es einem kleinen Geiſte, die Streitigkeiten der großen Geiſter zu entſcheiden? Briontes urtheilte, daß Fenelon ſeine Meinung nicht aus rechten Gründen zu behaupten gewußt und Boſ-

ſuet ſie unrechtmäſſig verworfen. *) Er ſann der Sache weiter nach, und kan auf den herrlichen Einfall, den Lehrſatz von der reinen Liebe zum Grunde eines neuen philoſophiſchen Lehrgebäudes zu legen. **)

Ich kann mich nicht enthalten, bey dieſer Gelegenheit eine geiſtreiche Betrachtung zu machen, wodurch der allgemeine Zuſammenhang der Dinge und der Einfluß des Schickſals in die Begebenheiten unſerer Geſellſchaft beſtättiget wird. Wäre Karl der Sechſte nicht ohne männliche Erben geſtorben, ſo wäre der blutige Oeſterreichiſche Succeßionskrieg nicht entſtanden, ſo wäre Briontes nicht von den Franzoſen gefanzen worden; er hätte den Fenelon und Boſſuet nicht geleſen und ſein neues, gründliches und lauteres Lehrgebäude einer reinen und unwandelbaren Moral hätte ſich nicht, zum Troz der Ver-

*) Siehe das Neueſte aus der anmuthigen Gelehrſamkeit von 1752. im Decembermonat Nro. 8.

**) Siehe die Jenaiſche gelehrte Zeitung vom Jahr 1753. Das Stück weiß ich nicht anzugeben, weil ſich dieſe gelehrte Zeitung nicht ſo, wie das Neueſte aus der anmutigen Gelehrſamkeit in unſerer Geſellſchaftsbibliothek befindet.

Vernunft und zum Heil unſeres Ordens, in ſeiner Seele gebildet. Welch ein Gedanke! ein Gedanke, der würdig iſt, von einem künftigen Mathanaſius in mehrern Folianten erläutert zu werden.

Der Aachner Friedensſchluß gab unſerm Langguth die Erlaubniß, in ſeine vorige Dienſte zurück zu kehren. Die reine Liebe ſäumte nicht, aus dem Munde dieſes Sergeantens alle ſeine Kriegskameraden in ihre Umarmungen zu rufen. Die Bekehrungsſucht iſt das proprium quarti modi eines kleinen Geiſtes und Briontes blieb auch in dieſem Stücke ſeinem Charakter treu. Er predigte in der Wachſtube ein neues Evangelium und bewies ſeinen Untergebenen, von dem Corporal an bis auf den Steckenknecht, daß alle Rechte, ſo wohl göttliche als natürliche und bürgerliche, vermög ihrer bisherigen Gründe ungereimt, und vielmehr aus neuen und den bisherigen ganz widerſprechenden herzuleiten wären.

Er hatte dabey eine ſo herzliche Liebe zu Gott, daß er mit dieſem zulezt ganz vertraut wurde, und ſich oft in dem

Paroxyſmus ſeines Durchbruchs ſolcher Ausdrücke bediente, die unſere Feinde vor Blaſphemien erklärten. Sie kündigten ihm den Verluſt ſeines Dienſtes an, wofern er fortfahren würde, die Reiche der Vernunft durch ſeine Lehren zu verwüſten. Allein er war durch ein allzufeſtes Band mit unſerm Orden verknüpfet, um ihn der elenden Vernunft wegen zu verlaſſen; er bekam ſeinen Abſchied und wurde zum zweytenmal ein Märtyrer unſerer Geſellſchaft.

Ich ſehe Thränen in Ihren Augen; das Schickſal unſers lieben Mitbruders gehet Ihnen nahe, und Sie würden Blut weinen, wofern ſie alle die Gefährlichkeiten und Abentheuer wiſſen ſollten, die Briontes der Kreuzträger in ſeiner nachherigen irrenden Ritterſchaft erfahren hat. So weit wurde er erniedriget, daß er ſich genöthiget ſahe, ſogar ſeine Zuflucht zu unſern Feinden zu nehmen und ſie in der Perſon eines abgedankten Soldaten um eine Reuterzehrung zu erſuchen . . . . . *) Endlich kam mein

Held

*) Hier entſtund ein allgemeines Zetergeſchrey in der ganzen Verſammlung, welches mich be-

Held zurück nach Jena, so hungrig wie der verewigte Stadthalter der Insel Barataria, und so durstig, wie der große Roland in den Pyrenäischen Gebürgen.

Der Hunger, meine Herren, ist ein natürlicher Trieb, der uns zu großen Thaten anfeuret;

- - - Quid non mortalia pectora cogis
- - - Fames! - - - -

Wir sind alle verbunden, unsere Magen nach ihrer Liebenswürdigkeit zu lieben und das Mißvergnügen eines kleinen Geistes ist nichts anders, als eine unangenehme Empfindung, die in der Nichterfüllung des Magens gegründet ist. *) Da nun die Glückseligkeit der Zustand eines beständigen Vergnügens ist, so entstehet dieselbe aus der Erfüllung des Magens, und diese ist also der letzte Zweck eines jeden, der die hohe Adelschaft eines kleinen Geistes vor einem Vernünftigen deutlich erkennet.

wegte, die Erzählung der Unfälle dieses Ritters von der traurigen Gestalt abzubrechen,

*) Siehe die Sittenlehre des Teufels, p. 28. seq.

So dachte Briontes der dritte, und Sie, meine Herren, würden eben so gedacht haben, wenn Sie so gehungert hätten wie er. Das Mittel, deſſen er ſich bediente, ſeinen Magen zu befriedigen, kann man leicht errathen, wenn man nur eine kleine Einſicht in die innere Verfaſſung unſers Ordens beſitzet. Er beſchloß, ein Autor zu werden, und im Schweiß ſeines Angeſichts ſein Brod zu eſſen.

Die Natur ſagt: Fange nichts an, was dir zu hoch iſt;

Publica lex hominum naturaque continet hoc fas,
Ut teneat vetitos inſcitia debilis actus.

Wir ſind allzu heroiſch geſinnet, um uns nach dem Eigenſinn der tyranniſchen Natur zu bequemen. Ihr zum Trotz fangen wir Dinge an, die unſere Fähigkeiten weit überſteigen. Wir ſchreiben über Wiſſenſchaften, von denen wir nicht das geringſte verſtehen, und thun, als wenn wir alles wüſten.

Garzio quisque duas poſtquam ſit jungere partes;
Sic ſtat, ſic loquitur, velut omnes noverit artes.

Mit

Mit einer so edlen Kühnheit gerüstet, fallen wir über die Vernunft her; wir zerfleischen die alte Pedantin; wir treiben unseren Muthwillen mit ihr; wir verrichten unsere Philippische Nothdurft auf ihren Thron; und sagen es ihr unter die Augen, daß sie eine Närrin ist. Wir sind diejenigen, die Israel verwirren; gerathen wir einmal über eine Wissenschaft, so richten wir keine solche Verwüstung darinnen an, daß unsere Feinde in vielen Jahren durch dicke Folianten, Quartanten und Octavbände nicht wieder gut machen können, was wir durch unsere unläugbare, und kurze doch gründliche Beweise, kurze doch gründliche Versuche, gründliche unpartheiische Gedanken, durch unsere Herren und Knechte mit philosophischen Augen betrachtet, durch unsere Sittenlehren des Teufels und durch unsere Widerlegungen der grösten Geister in kurzer Zeit auf das gründlichste verderben. Luther und seine Nachfolger haben in zwei Jahrhunderten das Unkraut nicht völlig ausrotten können, das unsere Vorfahren in die Felder der Religion gesäet haben. Bodmer, Breitinger und Meier haben sich fast

zutode geſchrieben, ehe ſie den Parnaß wieder von dem Gottſchediſchen Ungeziefer gereiniget, und Darjes wird Mühe haben, den Unflath wieder aus der Philoſophie zu ſchaffen, den unſer Bruder Langguth hinein getragen hat.

„Wie ſolt ein armer Mann thun, der „gerne ſchreiben wollt und künd nichts?„ Dieſe uns allen ſo erbauliche Frage wirft einer unſerer gröſten Widerſager auf und beantwortet ſie ſo einſichtsvoll, als weun er unſer Bruder wäre: „Er muß je ſo firle„fanzen und mit Worten umherſchweifen, „daß die Leute denken, er wolle ein Buch „ſchreiben.„ Nach dieſer Regel ſchrieb Brizontes der dritte, und ſein leerer Kopf war das trojaniſche Pferd, aus welchem eine Menge von Schriften, als ſo viel Helden, herauskrochen, die Vernunft mit Feuer und Schwert zu überfallen, ſie mit Ketten des Euthuſiaſmus zu binden, und dem Gott Pan auf dem Grabe des großen Philippi zu opfern.

Es iſt gewis eine ſchlechte Heldenthat, Wiſſenſchaften zu reformiren, wenn man das Geſchick dazu hat. Grotius, Puffendorf,

Tho-

Thomaſius und Leibnitz ſind in meinen Augen die Leute gar nicht, vor die man ſie insgemein hält. Wenn aber ein Mann ſich vornimmt, ein Reformator zu werden, der nicht die geringſten Gaben dazu beſitzt, und der ſich am Ende ſelbſt verwundern muß, wie er zu einer ſolchen Ehre gelanget; alsdenn muß man erſtaunen;

Nec ſatis adparet, - - - - - - vtrum
Minxerit in patrios cineres, an triſte bidental
Moverit inceſſus. Certe furit - - - -

Wenden Sie, meine Herren, dieſen Gedanken auf unſern Briontes an, Langguth weiß nicht, wer Grotius iſt; Hobbeſens Leviathan hält er für ein Meerwunder, vom Machiavell iſt ihm weiter nichts bekannt als daß er höchſt ſchädliche und landesverderbliche Irrthümer geheget hat, welches ihm ehemals ſein Herr Rector mit dem Linial in der Hand bei ſeiner Ehre verſicherte: und denoch will er ſie alle widerlegen, und auf dem Schutt ihrer Weltthorheit ein neues, lauteres und unwandelbares Gebäude einer reinern Moral aufführen. Welch eine Kühnheit, und wie anſtäns

ſtändig iſt ſie nicht dem Charakter eines zweiten Philippi!

Man hat ſchon längſtens angemerket, daß die gröſten Ketzermacher die kleinſten Geiſter ſind. Wir nothzüchtigen die Orthodoxie, und zwingen ſie, auf unſerer Seite zu ſeyn, ſie mag wollen oder nicht.

Wir bemühen uns, ſie in Bau und Beßrung zu erhalten, aber in der That beſchützen wir uns durch ſie. Wir kriechen hinter ihre Wälle; man kann uns nicht angreifen, ohne die Veſtungswerke der Religion zu unterminiren; wer uns antaſtet, der taſtet ſie an, wir ſchreien Zeter über ihn, und beſchwören den weltlichen Arm, ihn, wie eine Böhmiſche Gans, auf dem Scheiterhaufen zu braten. Die Rechtglaubigkeit iſt unſer Barierepla; wir vertheidigen ſie auch wider ihren Willen, und es kann ihr, ſo lang wir ihre Bundesgenoſſen ſind, niemals an Feinden fehlen. Wir ſind ſo wachſam wie die Gänſe, die das Kapitolium bewahrten, und alles anſchnatterten, was ihnen vorkam, und ſo orthodox, wie jener Schulmeiſter, der ein katholiſches Einmaleins haben wolte, und das Heidelbergiſche, als

ſe.

ketzerisch verwarf. Alles ist uns verdächtig, was sich von unseren Feinden herschreibt; alle Lehren, die nicht das Siegel unserer Gesellschaft führen, sind uns verhaßt? Darjes ist ein alter Ketzer, Mosheim, ein Egoist, und Schubert nicht viel orthodoxer, als jene . . . . .

Ihre Minen, meine Herren, verrathen mir ihre Ungeduld. Sie sind allzu begierig, die Schriften unsers Briontes kennen zu lernen, als daß sie mein Gewäsch gleichgültig anhören solten. Verzeihen Sie mir meine Weitläuftigkeit. Ich werde Ihnen unsern Helden als Autor, als Reformator, und als Ketzermacher aufstellen. Der Charakter eines Panegyristen verpflichtete mich also, diesen dreifachen Stand eines kleinen Geistes auf der vortheilhaftesten Seite abzuschildern. Nunmehr soll ihre Begierde befriedigetwerden.

Ich kan Ihnen keinen bessern Begriff von den Schriften unsers theuren Briontes machen, als wenn ich Ihnen aus der geheimen Chronicke unsers Ordens das Verzeichniß derselben so vorlese, wie es von dem damaligen Geheimschreiber abgefaßt worden. Diese

Nach-

Nachrichten müſſen Ihnen ſo neu als intereſſant ſeyn, da nicht einem jeden unter Ihnen der Zutritt zu unſerm Archive erlaubt iſt.

Non cuivis homini contingit adire Corinthum.

Ich öffne daher in aller Demuth die Lade unſerer Innung; hier ſind die Nachrichten, die Sie wünſchen: . . . . . *)

Dieß, meine Herren, ſind die wichtigen Werke, dadurch ſich unſer trauter Bruder Langguth in ſeiner großen Hungersnoth vom Jahr 1752. bis 1755 erhalten und aller Welt dargethan hat, was die Finger eines kleinen Geiſtes vermögen, wenn er hungert. Unſern Feinden verdroß nichts mehr, als dieß, daß ſie ihm ſelbſt durch ihr unzeitiges Mitleiden mit ſeinen betrübten Umſtänden den Weg zur Autorſchaft gebahnet hatten. Durch ihr Allmoſen wurde er in den Stand geſetzet, eine Schrift nach der andern drucken zu laſſen, und eine

*) Ich habe den Faden meiner Rede nicht durch dieſe Nachrichten zerreiſſen wollen; der geneigte Leſer wird ſie am Ende in der erſten Beilage zuſammen finden.

ne jede mußte ihm Gelegenheit geben, neue Zehrpfennige zu erhalten. Er vertrödelte seine Werke selbst, suchte sich Mäcene und überreichte ihnen seine Versuche, Beweise und Gedanken mit der demüthigen Mine eines Menschen, der ein Trinkgeld erwartet. Unsere Feinde verstellten sich, liessen ihre Erbitterung nicht merken, nahmen seine Schriften mit einer gezwungenen Höflichkeit an, bezahlten sie, und wiesen ihnen ihre Ruhestäte an,

Da, wo man an die Wand den bloßen Rücken kehrt.

Aber insgemein dachten sie auf Mittel, diesen aufrichtigen Liebhaber der wahren und nutzbaren Erkänntniß aus dem Wege zu räumen; sie bedienten sich zu dem Ende eben des Vorwands, unter welchem man ihm seine Kriegsbedienung genommen hatte, und Briontes ward zum drittenmal ein Märtyrer unsers Ordens.

Man beschuldigte ihn, „ seine Lehren „ schickten sich besser in eine Wundenlita„ ney, als in das Recht der Natur, selbst „ Cubach und Wudrian würden mit sei„ ner Adelschaft eines wahren Christen

„ nicht zufrieden seyn; seine allzureine
„ Liebe gegen Gott sey in eine Vertrau-
„ lichkeit ausgeartet, welche die Mutter
„ der Verachtung wäre, er habe nicht
„ gar zu ehrerbietig von dem Schöpfer
„ und Herrn der Welt gesprochen; seine
„ Aufführung wäre weder der Vernunft,
„ noch seinem wahren innern Lichte
„ gemäß, und überhaupt sey er ein
„ faules Glied der gelehrten und bürger-
„ lichen Welt, welches man abschneiden
„ müßte, damit nicht der ganze Körper
„ angesteckt würde, „ u. s. w.

Diese elenden Vorwürfe waren in den blinden und vom wahren Lichte noch weit entfernten Augen unserer Widersacher so groß, daß sie sich dadurch berechtiget zu seyn glaubten, unsern wackern Briareus in ein schmähliches Gefängniß zu werfen. Sie giengen mit ihm um, wie mit einem Mörder, und er bezeigte sich wie ein Held. Er spie mit einer edlen Verwegenheit dem Richter, der ihn verhörte, ins Angesicht, und ertrug die Ohrfeige mit aller Gelassenheit, die ihm der Gerichtsdiener, zum Lohne einer so heroi-

schen

schen That, reichen mußte. Seine und unsere Feinde waren Ankläger und Richter zugleich; es ist also kein Wunder, daß das Endurtheil für ihn nicht zum besten ausfiel. Er blieb ein Staatsgefangener und wurde an eben den Ort in Verwahrung gebracht, der einst einem Luther zum Patmus gedienet hatte. Sehen Sie, meine Herrn, wie der grössere Langguth einem großen Philippi auch im Zuchthause ähnlich ist. Er blieb standhaft bey seinem Glauben und ermüdete dadurch die Geduld seiner Verfolger. Sie suchten sich seiner auf eine bequeme Art zu entschütten; sie verwiesen ihn des Landes, und er schwur die Urphede mit aller Großmuth, deren ein kleiner Geist fähig ist.

Jetzt war Briontes auf das äusserste gebracht. Von äusserlichen und innerlichen Feinden bekriegt, von seinen Freunden verlassen, wäre er fast in seinem Elende versunken. Er rief schon aus:

Solue, precor, miseram tali de corpore vitam!

Und er erwartete mit der größten Beruhigung das Ende seiner wenigen und bö-

ſen Tage. Aber ſein Stündlein war noch nicht vorhanden; es waren ihm noch gröſſere Dinge vorbehalten. „ Er ſchreibe dem „ Teufel eine Sittenlehre, betrachte den „ Herren und den Knecht mit philoſophi„ ſchen Augen, ſage der Vernunft unter „ die Augen, daß ſie eine Thorheit iſt, und „ dann verſammle er ſich zu ſeinen Vätern. „ Dieß hatte der groſſe Pan über ihn verhänget, und es geſchah.

Einer unſerer gröſten Feinde beſchloß, den Lohn von Gott zu nehmen und unſern Helden von uns abtrünnig zu machen. Er verſchafte ihm Brod, und beynahe ſchien es, als wenn Briontes anfieng, auf die Seite unſerer Feinde zu wanken, und er war wirklich ſchon ſo vernünftig, daß er in ſechs ganzen Jahren keinen Buchſtaben drucken lies. Unſere Gilde wurde dadurch, wie ſie wiſſen, in eine Beſtürzung verſetzet, die eben ſo groß war, als die Freude, die uns überſchwemmte, da uns endlich Briontes neue Beweiſe von ſeiner Standhaftigkeit lieferte. Ein kleiner Geiſt iſt wie ein Freybeuter; dieſer

ser ist alsdenn am tapfersten, wenn er arm ist, und sein Muth nimmt ab, wie sich seine Baarschaft vermehret; jener schreibt nur, wenn er hungert, und schweigt, so lange er Brod hat. Daraus folget durch einen bündigen Schluß, daß Briontes vom Jahr 1756. an bis 1762. gewiß nicht gefastet haben muß. Er saß bey den Fleischtöpfen in der Balley Friesstädt und bestärkte durch sein Beyspiel die Lehre, daß man einen Vogel nicht überfüttern darf, wenn er singen soll. Endlich wachte sein Gewissen auf, und er bekannte sich durch einige glänzende Handlungen wieder öffentlich zu unserer Gesellschaft, an der er sich durch seine Unthätigkeit gröblich versündiget hatte. Sein Patron jagte ihn, als einen unheilbaren kleinen Geist, von sich, und nunmehro näherte er sich der zwoten Periode seiner Autorschaft.

Briontes hungerte so arg, als noch niemals, er kam nach Erfurt, und der traurige Zustand seines Magens überzeugte ihn von der Wahrheit der katholischen Religion. Er würde sich auch gewiß zu dieser bekannt haben, wofern nicht ein neidi-

ſcher Prieſter, aus Haß gegen uns, ihn von ſeinem Vorhaben abgewendet hätte. Dieſer gab ihm eine Zeit lang zu eſſen, und widerlegte dadurch alle Gründe, die dieſem Liebhaber der nuzbaren Wahrheit die katholiſche Religion als die einzige wahre dargeſtellet hätten. Briontes hatte alſo zu eſſen:

Poſitum eſt algente catino
Durum olus et populi cribro decuſſa farina;
Tentemus fauces.

Allein vielleicht verlangte er noch etwas mehr, als Brod und Gemüſe; oder vielleicht dauerte das Futter nicht lange, das ihm ſeine Feinde verſchaffet hatten. Genug, er nahm ſeine Zuflucht wieder zu ſeinen Fingern; er ſchrieb und

Quodcumque ſemel chartis illeuerit, omne
Geſtiet a furno redeuntes ſcire lacuque
Et pueros et anus.

Dieß ſind die Werke, die Briontes der dritte in der großen Theurung vor dem Hubertsburger Frieden zum Beſten der Welt und ſeines Magens verfertigte

. . . . . *).

Aber dieſe Bände ſind nur Kleinigkeiten gegen die letzte Schrift unſers Brion. tes, welche würdig iſt, den beſten Werken eines großen Philippi noch vorgezogen zu werden. Gewiß! Langguth und Philippi müſſen unter einerley Geſtirn gebohren worden ſeyn: ſo ſehr ſind ihre Schickſale und ihre Schriften einander ähnlich.

Non equidem hoc dubites, amborum
foedere certo
Conſentire dies et ab uno ſidere duci.

Ein Werk, darinnen der Vernunft und allen ihren Verehrern auf eine ſo muthige Art Hohn geſprochen wird, iſt ein ſo wichtiges und für unſere Geſellſchaft ſo erſprießliches Phänomenon, daß es allein ſich und ſeinem Autor eine Lobrede und dieſem die Ewigkeit in unſern Jahrbüchern verdienet. Erlauben Sie mir, meine Brüder, daß ich die Schrift, von welcher ich rede, ſelbſt zur Hand nehme, um Sie näher mit derſelben bekannt zu machen. Sie ſoll der

*) Siehe die zwote Beylage

lezte und der ſtärkſte Beweis von der groſſen Wahrheit ſeyn, daß Briontes der dritte ein kleiner Geiſt, ja der kleineſte unter allen möglichen kleinen Geiſtern iſt. Hören Sie einmal die Titel eines Werkes,

*Quod non imber edax, *) non aquilo impotens*
Poſſit diruere!

Widerlegung zwey der heutigen gröſten philoſophiſchen Geiſter in den erſten Gründen und Hauptbegriffen der edelſten Wiſſenſchaften, nebſt einer Vorrede, in welcher erwieſen wird, daß die bisherige praktiſche Philoſophie eine bloße Weltthorheit ſey. Der blinde und vom wahren Lichte noch weit entfernte bisherige Naturrechtslehrer, welcher in der allgemeinen Rechtsſchule des Königl. Preuß. Herrn Geh. R. Darjes entdeckt wird. Der blinde und vom wahren Lichte noch weit entfernte bisherige Sittenlehrer, welcher in der neuen Tugendſchule des Herrn Geh. Rath Darjes entdecket wird. Die unendliche Sclaverey Gottes und der geſunden Vernunft bey

*) Vielleicht aber piper edax? das wolle Gott Pan nicht!

dem bisherigen und von dem Herrn Abt Schubart weiter erläuterten Begriff von der Freyheit der menschlichen Seele.

Wie gefallen Ihnen diese Titel? Briontes zeigt schon auf der ersten Seite seiner Schrift, wes Geistes Kind er sey. Er bekennet so aufrichtig, wie Bruder Reischauer in seiner Streitschrift wider alle Logiker, daß er wider die grösten Geister, und folglich ein kleiner Geist ist. Doch thut er dieses auf eine Art, die nicht einem jeden sogleich in die Augen leuchtet. Er vermischet sein Geständniß mit einigen Prahlereyen, die seiner würdig sind; aber es geht ihm wie dem Schreiner im Peter Squenz:

Ihr lieben Leut erschrecket nicht,
Ob ich gleich hab ein Löwengesicht;
Ich bin kein rechter Löw bey traun,
Ob ich gleich habe lange Klaun,
Ich bin nur Klipperling der Schreiner;
Ey lieber glaubts! ich bin sonst keiner.

Er stellt sich so keck an, als wenn er ein großer Geist wäre, und bildet sich auf sein wahres Licht nicht wenig ein. Aber lieber Bruder Briontes

Ad populum phaleras; ego te intus
et in cute noui!

Er eifert ſo ſehr für das Wohl unſerer Geſellſchaft, daß er ſich auch ſchon auf dem Titel zu derſelben bekennet. Wer nicht mit den großen Geiſtern iſt, der iſt wider ſie, und wer wider ſie iſt, der gehöret zu uns.

Unſere Feinde haben ſich ſo wohl über dieſe Titel, als auch über den Raben, der in die Sonne flieget, *) ziemlich aufgehalten. Sie ſagen, dergleichen Dinge zeugten von einem gothiſchen Geſchmacke, von einem unerträglichen Hochmuthe, und überhaupt von dem elenden Gemüthszuſtande des Verfaſſers. Allein dieſen Herren gebe ich zu bedenken, daß Briontes für uns und nicht für ſie geſchrieben hat.

Quam primum animum ad ſcribendum appulit,
Id ſibi negotium credidit ſolum dari,
Populo vt placeret.

Seine Schrift iſt von dem hinten und vorn wohlgebuckelten und hinkenden Staatsboten,

*) Man ſehe die zierliche Vignette vor der Langwitziſchen Schrift.

boten, der sie in ganz Thüringen herum trägt, gelobet worden; sie gefällt uns, und damit ist der Verfasser vollkommen zufrieden. Ueberdies kan man unsern lieben **Briontes** wegen der Titel seiner Schrift nicht tadeln, indem diese bloße Nachahmungen sind. Hier ist das Original: **Cicero ein großer Windbeutel, Rabulist und Charlatan, zur Probe aus dessen übersetzten Schutzrede, die er vor den Quintius gegen den Nervius gehalten, klar erwiesen von D. Joh. Ernst Philippi.** Sie sehen, daß Darjes und Schubert dem **dritten Briontes** gerade das sind, was Cicero dem Hällischen privilegirten Blasebalghändler war. Das Ansehen des alten **Philippi** ist gros genug, den jüngern zu bedecken. Was brauchen wir weiter Zeugniß?

Die allgemeinen sowohl, als die besondern Vorreden, die unser Held seinen Werken vorgesetzet hat, sind eben so feuerspeiend, wie die Titel. Er will der thörichten Welt, deren Weise 6000 Jahr hindurch im Finstern getappet haben, die Wahrheit lehren:

-- om-

- - - omnem, quae nunc obducta tuenti
Mortales hebetat visus et humida circum
Caligat, nubem eripiam.

Er verspricht, die bisherige Vernunft nackend auszuziehen und ihre Blöße männiglich aufzudecken, die groben Mängel in der bisherigen Sittenlehre auf das deutlichste zu zeigen, und ein ganz nagelneues Lehrgebäude einer gesunden Moral aufzuführen.

Unsere Feinde werden sagen:

Quid tanto dignum feret hic promissor hiatu?

Allein wer wird so knechtisch gesinnet seyn, etwas zu versprechen und auch zu halten? Man muß die Leute nicht dadurch verwöhnen, daß man sich zu einem Sklaven seines Wortes machet, und überdies kan ja der heroische Langguth nicht einmal einsehen, wie das Versprechen eine Verbindlichkeit würken könne. *) Genug, er verspricht, und man müste ein moralischer Bärenhäuter und Esel seyn, wenn man ihn wegen der Nichterfüllung seines Versprechens tadeln wolte.

Zur Steuer der Wahrheit leget Briontes auch hier das Bekenntnis ab, daß er

*) Siehe den blinden Naturrechtslehrer p. 83.

ein kleiner Geiſt ſey. Er ſagt es nicht nur verblümt in allen Zeilen; ſondern er erkläret ſich auch ausdrücklich, daß er als ein kleiner philoſophiſcher Geiſt ſich hinter den ungeheuren Rieſen, Darjes, verſtecken wolle. Ich kan dieſe treuherzige Beichte weder für eine Satyre, noch für ein Kompliment halten. Jene würde einem Menſchen, der voll von reiner Liebe iſt und ſich einwärts windet, wie ein Rad, übel anſtehen, und dieſes widerſpricht der Definition eines um der Wahrheit willen verabſchiedeten Segeanten. Ich faſſe ihn alſo bei ſeinem Worte. Er ſagt: ich bin ein kleiner Geiſt, und er iſt es.

Unſere Schriftſteller, meine Herren, ſind ſonſt eben ſo gar furchtſam nicht. Noch niemand hat uns einen Mangel der Dreiſtigkeit vorgeworfen; wir warten mit unſern Schriften nicht, bis die böſen Tage kommen, da wir ſagen müſſen, ſie gefallen uns nicht, und die verlohrnen Schildwachten an der Spitze unſerer Werke zeigen ſich weit raſcher, als die kläglichen Vorreden unſerer Feinde, in welchen ihre Demuth der Vernunft unzeitige Höflichkeiten erweiſet.

Ich

Ich weis in dieſem Stücke faſt nicht, was ich von unſerm lieben Bruder Briontes denken ſoll. Bald ſchreibt er ſeinem Charakter gemäß, er ſezt der Vernunft das Meſſer an die Kehle und ſieht ſo grimmig aus, als wenn er alle unſere Feinde auf einmal erwürgen wolte. Bald aber gibt er ihnen wieder gute Worte; er nennet ſie ſeine Freunde, er erbietet ſich zu einer Abbitte und Ehrenerklärung, und ob gleich dieſes gute Erbieten, wie er ſagt, nicht die geringſte Furcht bei ihm erwecket, ſo thut er doch, als wenn ihm nicht wohl zu Muthe wäre, und bittet ſich ſogar mit einem herzbrechenden Seufzer die Freundſchaft unſerer Feinde aus. *) Wenn ich dieſe Worte nach den Regeln der Hermenevtik erwäge, ſo muß ich ſie, ſo groß auch die reine Liebe ihres Urhebers iſt, für ein Beiſpiel des gröſten Sarkaſmus halten, den man nur denken kan. Briontes verſetzt der Vernunft die tödtlichſten Lungenhiebe, er wirft ſie zu Boden, und tritt ſie mit Füſſen, und den Augenblick liebkoſet er ſie wie-

*) Siehe die Weltweisheit, p. 8. und 10.

wieder, und trägt ihr mit einer ironiſchen Höflichkeit einen ewigen Frieden an. So verhaßt mir dieſe alte Hexe iſt, ſo ſehr dauert ſie mich in dieſem jämmerlichen Zuſtande. Doch ſie hat es nicht beſſer haben wollen, und ihre böſe Tücke verdienet noch eine härtere Ahndung.

Wer diejenigen Leute ſeyn ſollen, vor deren Feindſchaft ſich Briontes fürchtet,*) das kann ich wahrlich nicht errathen. Gewiß er muß entweder den Spiegel Almuchesi, oder die wahrſageriſche Kraft beſitzen, die Rüdiger den kleinen Geiſtern im höchſten Grade beileget, um voraus zu ſehen, daß er ſich viele zu Feinden machen werde, die mehr Freunde von ſich ſelbſt, als von der Wahrheit ſind. So hoch ich ſonſt die Machtſprüche meines treuen Bruders halte, ſo muß ich ihm doch ſagen, daß er ſich in dieſem betrüget. Die Leute, von denen er redet, gehören zu unſerer Geſellſchaft, ſie ſind ſeine beſten Freunde, ſie haben ſeine erbaulichen Schriften mit dem gröſten Beifalle aufgenommen: der Saamen,

*) der Weltweisheit, p. 30.

men, den er ausgeſtreuet hat, iſt aufgegangen, und hat die herlichſten Früchte getragen. Das Lob des groſſen Briontes erſchallet jezt in allen thüringiſchen Dorfſchenken, durch welche der berühmte Staatsbote, als Verleger der Langguthiſchen Schriften zu reiſen pfleget. Man redet da nicht mehr von ſchlechten Dingen, ſondern von der Liebe und Liebenswürdigkeit, von dem Egoiſmus, von moraliſchen Eſeln und Bärenhäutern, von Oberſätzen und Unterſätzen, von Weltthorheiten, von Machiavelliſten, Hobbeſianern, Mosheimianern, Darjeſianern, Schubertianern, und andern Ketzern Man verdammet dieſe ohne alle Barmherzigkeit, und wünſchet, „ daß Gott eine jede gu„ te Seele vor dem Geiſte dieſer ausge„ gangenen unreinen Frösche in Gnaden „ bewahren wolle, welche nicht von ei„ nerley Art ſind, ſondern ihre Haupt„ kraft und Eigenſchaft theils vom Dra„ chen, theils vom apokalyptiſchen Thie„ re, theils von den falſchen Propheten „ eingeſogen haben. „

Wir

Wir wollen, meine Herren, nicht länger in der Thür stehen bleiben,

- - paullo majora canamus!

Wir wollen in das Gebäude selbst hineingehen, das ein vortreflicher Langguth als einen Kapzaum der Vernunft aufgeführet hat; überall werden wir die Würde dieses kleinen Geistes und Spuren desjenigen Patriotismus erblicken, der ihn zum Besten unserer Gesellschaft belebet.

Unsere Feinde bemühen sich, in ihren Schriften wichtige Wahrheiten gelehrt, vernünftig, gründlich, ordentlich, zierlich und bescheiden vorzutragen. Wer also weder gelehrt, vernünftig, gründlich und ordentlich, noch zierlich und bescheiden schreibt; der gehöret zu unserer Gesellschaft, und ist zu seiner Ehre ein kleiner Geist. Und alle diese vortreflichen Eigenschaften finde ich in der Schrift unseres Briontes, welche ich vor mir habe.

Ein alter Wahn, meine Herren, hat unsere Feinde bethöret, daß sie noch immer glauben, man müsse Gelehrsamkeit besitzen, wenn man durch Schriften die Welt unter-

richten will. Dieſen Herren ſage ich unter die Augen, daß ſie Thoren ſind.

- - - Longe mea diſcrepat iſtis
Et vox et ratio.

Der Weg zur Autorſchaft, den ſie vorſchlagen, iſt weitläufig und ungebahnt, und wenig ſind, die ihn betreten. Ein kleiner Geiſt ſeyn iſt beſſer, denn alles wiſſen. Briontes hat uns durch ſein Beiſpiel auf das deutlichſte gewieſen, wie man ohne allen Verſtand und ohne alle Gelehrſamkeit ein Autor von mehrern Alphabeten werden könne. Grotius und Pufendorf ſind ſeine Männer nicht: die Machiavelliſten und Hobbeſianer hält er für apokalyptiſche Thiere, und ſeine ganze Beleſenheit erſtrecket ſich nicht weiter, als auf die erſte Epiſtel an die Corinther und Leibnizens Vorrede zu ſeinem Codice juris gentium diplomatico. Ja er weis nicht einmal die Namen dererjenigen, die er wiederlegen, oder vertheidigen will. Schubert iſt alſo bekannt, daß ihn jeder Dorfpfarrer zu nennen weis; und nur Briontes nimmt ſich die Freyheit, dieſen böſen Feind Schubart zu heißen. Die Herren Bekmänner in Göttin-

eingen werden ſich eben ſo verhunzet finden, und Darjes hat es ſich vor ein Glück zu ſchätzen, daß ihn unſer Held nicht in einen Darius verwandelt, und als ein zweeter Alexander von ſeinem philoſophiſchen Throne geſtoſſen hat. So gelehrt ſich der tapfere Langguth in dieſen Kleinigkeiten erzeiget, ſo neu und wichtig ſind auch die Wahrheiten, die er uns aus Menſchenliebe entdecket,

Dum ne deterius ſapiat pannucia Baucis,
Quum bene discincto cantauerit ocima vernae.

Daß die Eigenliebe die thörichſte Liebe und der Wahrheit gänzlich entgegen iſt, daß ſie zu früh und zu ſpät verlanget, daß die Gerechtigkeit unmöglich mit ihr beſtehen kan, und daß ſich in der moraliſchen Welt Weiſe, Freunde der Weisheit, Thoren und Narren finden, das ſind Dinge, an welchen Gott Lob! wir nicht einmal zweifeln. Aber Briontes eröfnet ſie uns mit ſo einer erfinderiſchen Mine, als wenn er ein εὕρηκα ausruffen wollte, und thut ſo geheimnisvoll, wie Newton mit ſeinen Fluxionen.

Heil dir! und ewig müſſe dein Ruhm
an Helikon grünen,
Wie der Name der Bave und Mäve
durch Seklen gegrünt hat.

Verzeihen Sie mir, meine Brüder, einen argen Gedanken, den ich auf eine kurze Zeit von unſerm Helden geheget habe. Ich hatte ihn in dem Verdachte, als hätte er den Knecht Gottes Jochen in Halle und den D. Hofmann in Leipzig geleſen. Er ſchärfet eben diejenigen Waffen wider die Vernunft, die jene wider die Wolfiſche Philoſophie geſchmiedet haben, und ich glaubte alſo, er habe es gemacht, wie Beſſarion vom Plato ſaget: Plato ſaepe alienas ſententias ſuo nectare condiuit. Ich erkenne mich vor ſtrafbar und erbiete mich, meinem wertheſten Herrn Bruder wegen dieſer Injurie öffentlich Abbitte und Ehrenerklärung zu thun. Hofmann iſt noch von keinem kleinen Geiſt geleſen und verſtanden worden, und der Hälliſche Feind iſt uns viel zu verächtlich, als daß wir nur einen Blick auf ſeine Schriften werfen ſolten.

Die

Die Vernunft iſt eben ſo wenig die Göttin des wackern Briontes, als die Gelehrſamkeit. Vernünftige Skribenten ſinnen lange nach, pollice ad periculum raſo, ehe ſie ihre Gedanken zum Vorſchein bringen, ihre Wehen dauren ſo lange, daß man glauben muß, ſie würden Folianten gebähren, und am Ende kommen doch nur wenige Bogen an den Tag;

Exit ridiculus mus.

Und dieſe wenige Bogen ſind alsdenn ſo voll Gedanken gepfropft, daß es uns ein Eckel iſt, ſie zu leſen. Dank ſey Dir, heroiſcher Langguth! daß Du die Ruthe der Vernunft zerbrochen und ihren Hochmuth gedemüthiget haſt. Du weiſt, daß es eine ſchwere Sünde iſt, ſich durch vieles Denken den Kopf zu zerbrechen:

- - Thougt is Trouble to the Head.

Du ſchreibſt alſo friſch von der Fauſt weg, Du erſäufſt die wenigen Gedanken, die in einem Winkel Deiner Seele über Gewalt ſchreyen, durch einen Strom von Worten;

Adparent rari nantes in gurgite vaſto.

Und ſo bringeſt du vom 10ten Junius an, bis auf den 30ſten Julius ein Werk zu Stande, an welchem der hurtigſte unter unſern Feinden ein ganzes Jahr lang würde gearbeitet haben. Da du dich in dieſem Stücke ſo heldenmüthig bezeigeſt; ſo vergebe ich es Dir gerne, daß du noch zuweilen den Namen der Vernunft im Munde führeſt. Du ſalbeſt Dich mit ihren Specereyen; aber es gehet Dir, wie den alten Weibern;

Nam iſthaec veteres, quae ſe unguentis unc itant, interpoles
Vetulae, edentulae, quae vitia corporis fuco occulunt,
Ubi ſeſe ſudor cum unguentis conſociauit, ilico
Itidem olent, quaſi quum vna multa iura concoquit coquus.

Deine Kleinigkeit leuchtet durch alle die Schminke, mit der Du ſie überzieheſt, auf das herrlichſte hervor. Iſt es wohl vernünftig, daß Du auf etlichen Bogen die Ungerechtigkeit der Eigenliebe, eine Sache, die niemand leugnet, durch neun und neunzig Beweiſe erhärteſt? Daß Du die Weltweis-

weisheit durch die Eigenliebe beſchreibeſt, und Dich alsdenn berechtiget zu ſeyn glaubeſt, jene eine Thorheit zu nennen? Daß du die Willkühr eine Grille und Gehirnding ſchimpfeſt, ohne dieſen Machtſpruch durch etwas anders, als deine Einſicht zu beweiſen? Daß du von der Freyheit eine ſolche Erklärung gibſt, die auch Spinoza vor wahr halten kan? Daß du dich freywillig zu dem Fataliſmus bekenneſt, dem unſere Feinde ſo eifrig widerſtehen und den wir gern von unſeren Lehrſätzen ablehnen möchten, wenn wir nur könnten? Alle dieſe Dinge zeugen von der Kleinigkeit deines Geiſtes und von der edlen Kühnheit, mit welcher du dich wider die arge Vernunft als ein wahrer Schach Nadyr empöreſt. Du verwüſteſt ihre Paläſte und baueſt darauf ein Syſtem,

Quod tu nec tenebras, nec poſſis dicere lucem,
Sed cum luce tamen dubiae confinia noctis,

und welches auf der einen Seite wüſte und leer, auf der andern Seite aber und wieſern es wahr iſt, von den Lehrſätzen deiner

Gegner gar nicht abgehet. Du drückeſt den Grund deines Gebäudes ſo aus: Liebe Gott über alles und in allem und alles übrige Liebenswürdige nach der Ordnung, und erkläreſt dieſen Satz durch einen andern; Handle der Vollkommenheit Gottes vor allen, und allen andern Vollkommenheiten nach ihrer Ordnung gemäß. Ich frage dich, ob dieſes nicht eben ſo viel ſey, als wenn der böſe Davies der Idee der allgemeinen Vollkommenheit die oberſte Stelle im Rechte der Natur einräumet; die Antwort ſchreibe ich auf dein Conto. *)

Ich habe lange genug mit meinem Helden geredet; nunmehr wende ich mich wieder zu Ihnen, Hochgehrteſte Herren! Der Mangel an Gründlichkeit iſt die dritte Tugend, welche in den Schwachen mächtig iſt, und die Schriften eines kleinen Geiſtes charakteriſiret. Unſere Feinde machen ſich zu Sklaven der Wahrheit, ſie ſagen nichts ohne Beweis, ſie ängſtigen ſich oft Jahre lang, und ſchreiben viele hundert Paragraphen, um einen Satz darzuthun, der kaum aus drey Worten beſtehet.

Wir

*) Siehe den blinden Naturrechtslehrer, p. 66.

Wir aber ſind, ohne Ruhm zu melden, Herrn der Wahrheit, wir ſchalten und walten mit ihr, wie es uns beliebt; wir ſagen: das ſey wahr und es iſt wahr. Betrachten Sie aus dieſem Geſichtspunkte die Schrift des tapfern Briontes, und Sie werden geſtehen müſſen, daß ſie nicht gründlicher iſt, als ſie nach den Regeln unſerer Gilde ſeyn darf. Seine wichtigſten Sätze beweiſet er daher, weil er ſie nach ſeinen Einſichten vor wahr hält, und die gegenſeitigen Meinungen entkräftet er dadurch, weil er ſie in ſeinem Gehirn nicht reimen kann. *) Einer unſerer Feinde, der blinde und vom wahren Lichte noch weit entfernte Cruſius, nimmt das Weſen unſeres Verſtandes als den erſten Grund der menſchlichen Erkänntniß an, und unſer lieber Bruder Nicolai hat gezeiget, daß dieſes von dem kleineſten Verſtande zu verſtehen ſey. Wir alſo meine Herren, ſind die Probierſteine der Wahrheit und da vielleicht

*) Siehe den blinden Naturrechtslehrer, p. 57. 66. 83. 86. 102. 117. 137. 141. 143. 145. 147. 158. 160. und den blinden Sittenlehrer, p. 12. 15. 18. 21. 27. 63. ----- Ohe! iam satis eſt.

leicht Langguth der kleinſte unter uns allen iſt, ſo iſt das Langguthiſche Gehirn die erſte Quelle aller menſchlichen Erkenntniß. Die Logik, die aus dieſem Grundſatze fließet, kann nicht anders, als vortreflich ſeyn. Ich will ihnen einige Proben aus derſelben vorlegen, die gewiß ihren Beyfall erhalten ſollen.

Unſer Held bemüht ſich rühmlich, die Idee der Vollkommenheit, auf welche Darjes ſein Syſtem gründet, in die Eigenliebe zu verwandeln. Dieſes wäre ihm ohne eine Kriegsliſt nicht möglich geweſen. Er bedienet ſich alſo eben desjenigen Kunſtgrifs durch welchen wir den Frankfurtiſchen Feind ſchon längſt zu einem Socinianer gemacht haben. Er verfährt nach den Geſetzen unſers Ordens, und dichtet ſeinem Gegner eine Meinung an, die ihm nie in den Sinn gekommen iſt. Wenn dieſer behauptet, die Vollkommenheit müſſe der Endzweck unſerer Handlungen ſeyn; ſo erkläret dieſes Briontes nach der Hermenevtik unſerer Geſellſchaft, von der eigenen Vollkommenheit; *) Darjes iſt alſo ein Egoiſt, und

*) im blinden Naturrechtslehrer, p. 42. und beſonders 104.

dies war zu beweiſen. Dieſes Stratagem meine Herren, iſt ſo vortreflich, daß ich dadurch alles widerlegen will, was Sie verlangen. Wollen Sie, zum Beyſpiel, einen Beweis von der Schädlichkeit der Vernunft haben? Ich darf nur den Begriff von der Vernunft ein klein wenig verändern; ſo iſt meine Demonſtration fertig: Die Vernunft iſt die Gewohnheit der Freygeiſter, über die Religion zu ſpotten. Die Religion iſt etwas Heiliges; die Vernunft ſpottet alſo über heilige Dinge, und iſt daher eine ſchädliche Schlange, der wir den Kopf zertreten müſſen. Q. E. D. Welch ein wichtiger Satz! ein Satz! ohne den unſere ganze Republik nicht beſtehen könnte. Ja! theurer Langguth; doch das ſage ich Dir im Vertrauen,

Secreti loquimur, tibi nunc hortante Camoena
Excutienda damus praecordia — —

Du wirſt mir verzeihen, daß ich, der ich nicht würdig bin, deine Schuhriemen aufzulöſen, mich unterwinde, dich mit deinen eigenen Waffen zu beſtreiten. Es wird Dir dieſes wenig ſchaden. Haſt du einen

Dar-

Darjes erleget, gegen welchen ich nur ein Wurm bin; so wird es dir leicht seyn, mich durch einen einzigen Schlag zu Boden zu werfen. Ich glaube nämlich in meinem Gehirne, daß man deine Liebenswürdigkeit eben so gut in eine Ketzerey verwandeln kann, wie du den schlimmen Darjes, den unsere Widersacher einen Menschenfreund nennen, und der dir selbst ehemahls manches Allmosen gereichet, zu einem Egoisten gemacht hast. Die Liebe ist eine Begierde, bey einer Person des andern Geschlechts zu schlafen. Dein Grundsatz des natürlichen Rechts ist also dieser: Bemühe dich bey allen liebenswürdigen Personen des andern Geschlechts, nach ihrer Ordnung, oder nach der Größe ihrer Liebenswürdigkeit, zu schlafen. Ich weiß, daß dieses so wenig deine Meinung ist, als der Egoismus in dem Darjesischen System verborgen lieget. Ich habe nur dich, oder vielmehr meine Zuhörer, von der Vortreflichkeit deiner Schlüsse an deinem eigenem Beyspiele überzeugen wollen.

Briontes, meine Herren, ist mit seinem Siege noch nicht zufrieden. Er rufet

so.

ſogar den Teufel um Hülfe wider unſere Feinde an, und thut durch einen verteufelten Beweiß dar, daß Darjes ein Ketzer iſt. Er ſaget: Die Teufel, ſo böſe und ſchwarze Geiſter ſie auch ſeyn mögen, haben eben das natürliche Recht, das Darjes für die Menſchen entwirft. Wer wollte ſeine Handlungen nach eben den Grundſätzen einrichten, denen ein ſo heßlicher ſchwarzer Mann, wie Beelzebub, zu folgen verbunden iſt. Machen ſie ſich dieſe Wendung ein wenig geläufig, meine Herren, ſo werden Sie auf eine leichte Art in den Stand geſetzet werden, alle Gründe der bisherigen Vernunft zu widerlegen. Selbſt der Satz des Widerſpruchs wird alsdenn nicht mehr vor uns ſicher ſeyn.

„ Denn ich ſage: die Teufel, ſo böſe und
„ ſchwarze Geiſter ſie auch ſeyn mögen,
„ halten dieſen Satz auch für wahr. Sie
„ denken ſo vollkommen darnach, als Ari-
„ ſtoteles ſelbſt verlangen könnte. Denn
„ die Teufel haben ihrer Natur nach Ge-
„ danken. So bald ſie nun einen Gedan-
„ ken bejahend denken; ſo würden ſie nichts
„ mehr denken, wenn ſie ihn zugleich ver-

„ nei-

„ neinen wollten. Da nun ſolche Sätze, „ nach welchen einer ſeiner Natur nach denken muß, wahre Sätze ſind; ſo muß „ gedachter Satz ein wahrer Satz der „ Teufel genennet werden. Dieſer Satz „ iſt alſo ein teufliſches Principium, vor welchem ſich fromme Chriſten zu hüten haben. „ Dieſer Beweis iſt nicht mein, ſondern von dem vortreflichen Langguth entlehnet. *) Ich weis wohl, was unſere Feinde hierzu ſagen werden;

Mendoſe colligis, inquit
Stoicus hic aurem mordaci lotus aceto.

Einem ſolchen Stoicker gebe ich den wohlmeinenden Rath, eine neue Logik zu lernen.

Diſce; ſed ira cadat naſo rugoſaque ſanna,
Dum veteres auias tibi de pulmone reuello.

Unſere Logik iſt wie das Seitenheimweh unſerer Mähriſchen Brüder; niemand kann davon urtheilen, wer ſie nicht innerlich empfunden hat. Unſere Feinde müſſen ſich alſo erſt zu unſerer Geſellſchaft bekennen, ehe ſie unſere Geheimniſſe tadeln wollen.

Ein

*) Siehe den blinden Naturrechtslehrer. p. 42. 43.

Ein jedes Ding iſt mit ſich ſelbſt einerley, und Briontes bleibt ſich und uns immer ſo ähnlich, daß wir es nicht beſſer wünſchen können. Darjes behauptet, wir wären ſchon wegen unſerer eigenen Glückſeligkeit verbunden, Gott zu lieben. Daraus ſchlieſſet unſer Held ſehr bündig, Darjes ſezte die Eigenliebe zum Endzweck der Liebe gegen Gott, und wäre alſo der gröbſte Egoiſt unter der Sonnen.

Unſere Feinde werden ſagen: „ es ſey „ falſch, daß Darjes die Eigenliebe zur „ Abſicht bey der Liebe gegen Gott mache. „ Er brauche nur jene als eine Triebfeder „ und als einen neuen Bewegungsgrund „ zu dieſer, welche ſchon vermöge der Idee „ der allgemeinen Vollkommenheit eine „ Pflicht wäre. „

Selv-love the ſpring of motion acts the ſoul:
Man but for that no action would attend.
Fixd like a plant on his peculiar ſpot
To draw nutrition, propagate and rot.

„ Gott

„ Gott und die Natur wollen, daß wir
„ nach dem Begriff der Vollkommenheit
„ handeln ſollen. Deswegen habe Gott
„ unſere eigene wahre Vollkommenheit ſo
„ feſt an die allgemeine geknüpfet, daß kei-
„ neohne die andere vollſtändig könne erhalten
„ werden. Gott gebiete alſo, daß wir
„ uns ſelbſt lieben ſollten; Wir liebten
„ uns aber alsdenn erſt recht mit Ver-
„ ſtande, wenn wir uns bemühten, die
„ Geſetze der Natur zu erfüllen, und ſelbſt
„ dieſe erfüllten wir zum Theil durch die
„ Liebe gegen uns. Dieſe wäre alſo,
„ wiefern ſie nicht die Liebe gegen andere
„ ausſchließet, von göttlichem Urſprunge
„ und die ſtärkſte Triebfeder, alles andere
„ zu thun, was Gott will. Wenn wir uns
„ ſelbſt lieben, fahren unſere Gegner fort,
„ und deutlich einſehen, daß dieſe Liebe
„ ein bloßes Blendwerk iſt, wenn wir nicht
„ auch andere lieben; ſo iſt es uns leicht
„ zu begreifen, daß, wenn Gott die Lie-
„ be gegen uns geboten hat, wenn ferner
„ die urſprünglichen Verknüpfungen in der
„ Welt von Gott herrühren, er eben ſo

„ wohl

„ wohl will, daß wir andere, als daß
„ wir uns ſelbſt lieben ſollen. Selbſt die
„ reine Liebe gegen Gott würde eine un-
„ mögliche Pflicht ſeyn, wenn nicht die
„ Liebe gegen uns den erſten Anlaß dazu
„ gäbe. Wir lieben uns ſelbſt, wir er-
„ kennen, daß Gott uns auch liebet, und
„ daß wir uns nicht aufrichtig lieben kön-
„ nen, ohne ihn zu lieben. Die Liebe ge-
„ gen Gott ſchlägt alſo Wurzeln in unſe-
„ rer Seele, und wenn wir eine Zeit lang
„ in dieſer Liebe fortgefahren haben, de-
„ ren Quelle unrein ſcheinet, ſo wird die-
„ ſe zuletzt, beſonders durch den Einfluß
„ der Religion, geläutert. Wir ſehen ein,
„ daß wir Gott nicht blos deswegen lie-
„ ben müſſen, weil er uns liebet; ſondern
„ auch deswegen, weil er an ſich ſelbſt
„ liebenswürdig, das iſt, weil er Gott
„ iſt. Alle Vollkommenheiten der morali-
„ ſchen Natur haben ihre Stufen, und die
„ Liebe gegen Gott, die anfänglich eigennützig
„ geſchienen, wird endlich durch eine meh-
„ rere Abziehung von dem Irrdiſchen und
„ Vergänglichen ſo rein, als ſie in dieſer
„ Welt ſeyn kann. Wer will es uns nun ver-

„ wehren, daß wir aus demjenigem Ge-
„ te Gottes, was wir von Natur am lieb-
„ ſten erfüllen, Bewegungsgründe nehmen,
auch den übrigen nachzukommen? „ So re-
den unſere Feinde; allein ein jeder, auf
dem der Geiſt eines Langguths ruhet, iſt
im Stande, alle dieſe Schlüſſe der elenden
Vernunft durch einen einzigen Streich des
Enthuſiaſmus darnieder zu hauen. Und
ich würde meine wertheſten Herren Zuhö-
rer beleidigen, wenn ich ſie durch eine
lange Widerlegung dieſer läppiſchen So-
phiſtereyen einſchläfern wollte.

Ich habe mich bey der Gründlichkeit
der Langguthiſchen Schrift ſo lange aufge-
halten, daß ich ihre übrigen Tugenden nur
mit wenigem berühren kann. Ordnung
und Zierlichkeit, meine Herren, ſind
Dinge für einen Tagedieb, der mit Angſt
und Mühe in einem ganzen langen Jahre
etwa ein Alphabet ſchreibet, und zwanzig
Bogen beflecket, ehe er einen drucken läſ-
ſet. Unſere ökonomiſchen Umſtände verbie-
ten uns eine ſo unfruchtbare Sorgfalt, die
den Kopf zerbricht, ohne den Magen zu
erfüllen. Wir ſchreiben, was uns einfällt,

ohne

ohne lange auf die Ordnung der Gedanken und auf die Wahl der Worte zu ſinnen. Dieſes überlaſſen wir Leuten, die ſich bey ihrem Leben tödten, um nach ihrem Tode zu leben, die ſich in ihren Studirſtuben begraben, und ſo witzig und naiv ſie in ihren Schriften ſcheinen, dennoch auf ihrem Autorthrone ſich quälen, wie eine Gebährerin in ihren Wehen;

Et faciem dura ſede cacantis habent.

Wir machen einen Satz und denn ein Punctum; ſo ſind wir fertig. Sollte ja ein Gedanke ſo erheblich ſeyn und ſich nicht unter das Joch unſerer Unordnung bequemen wollen, ſo ſtrafen wir ihn mit Verachtung, wir verwandeln ihn in ein Scholion, und hängen ihn brandweinii loco *) hinten an.

Dies iſt der leichteſte Weg, ein Schriftſteller zu werden, und der heldenmüthige Briontes hat ihn mit ſo gutem Erfolg betreten, daß ich Ihnen ſeine Schriften als nachahmungswürdige Muſter der philippiſchen Methode aufſtellen kann. Er hat ein dürres philophiſches Feld, in welchem

*) Dieß iſt eine unſerm Helden eigene Redensart, die ihm vermuthlich noch aus den Trinkbuden im Holländiſchen Lager anklebet.

Infelix lolium et ſteriles dominantur avenae durch ſeine Bemühungen in einen ſo angenehmen Luſtgarten verwandelt, daß man vor Freuden einſchlafen möchte, ſo bald man nur, vom wahren Lichte geführt, den erſten Schritt in dieſe eliſaiſchen Gegenden der reinen Liebe gethan. Unſere Feinde hüten ſich ſonſt vor den Schriften, die eine narkotiſche Kraft haben; ſie überlegen aber nicht, daß der Schlaf eine große Wohlthat für das menſchliche Geſchlecht und bei einem ſo wichtigen Werke von 22 Bogen eine nothwendige Wirkung iſt:

Operi longo fas eſt obrepere ſomnum.

Wäre ich ein Policey- oder Commercienrath, ſo würde ich auf ein patriotiſches Projekt ſinnen, das Opium, durch welches vieles Geld aus dem Lande gebracht wird, abzuſchaffen und an ſtatt deſſen die Langguthiſchen Schriften, als ein einheimiſches Speeificum, einführen. Ich bin ſonſt ſo ekel nicht, ja ich bin im Stande, zwo Seiten vom Herrmann, noch einmal ſo viel von der kritiſchen Dichtkunſt für die Deutſchen, und beinahe einen ganzen Artikel aus dem Handlexicon der ſchönen Wiſſenſchaften zu

leſen, ohne einmal zu gähnen; aber unſer narkotiſcher Briontes wiegte mich gleich auf der erſten Seite ſeines Werkes in einen ſanften Schlummer, den ich allen meinen Freunden gerne gönnen möchte. Seit der Zeit habe ich mich dieſes Mittels öfters bedienet, und meine Frau pflegt mir allemal eine gute Ruh zu wünſchen, ſo bald ſie ſieht, daß ich die praktiſche Weltthorheit in die Hand nehme. Dieſes herrliche Buch iſt über dies ſo bequem zu leſen, daß man anfangen kan, wo man will. Man kan das Ende zum Anfange und den Anfang zum Ende machen, ohne daß der Zuſammenhang der Gedanken unterbrochen wird. Die Vollkommenheit, die Horaz nur von den Dichtern verlanget, iſt über unſern Antidarjes in reichem Maaße ausgegoſſen:

Invenies etiam disjecti membra Poetae.

Machen ſie einen Verſuch, meine Herren, ſchneiden Sie den blinden Naturrechtslehrer kreutzweiſe durch, miſchen Sie die Blätter unter einander und legen ſie wieder zuſammen, wie es Ihnen beliebt; das Ganze wird nichts dabei einbüſſen. Bri-

ontes ſchreibt aus der Fülle ſeines Herzens; er rüttelt ſeine Ideen untereinander und ſchüttet ſie auf das Papier, wie ſie ſich ihm von ohngefehr darbieten. Seine Materie überſchwemmet ihn ſo ſehr, daß er ſich nicht um eine ſo ſchlechte und pedantiſche Sache, wie die Ordnung iſt, bekümmern kan. Er ſinket unter und

alto
Demerſus, ſummva rurſus non bullit
in vnda.

Briontes konnte nach dem wahren Lichte vorher entdecken, daß ſeine mit ſo herrlichen Eigenſchaften begabte Schrift unſern Feinden mißfallen würde. Er rüſtet ſich alſo mit wichtigen Trümpfen wider alle ihre Anfälle, er bietet ihnen im voraus Troz, er erzürnet ſich;

Turgeſcit vitrea bilis,
Funditur; Arcadiae pecuaria tudere
credas.

Er ſchäumet und ſtürmet mit den ausgeſuchteſten Scheltworten auf unſere Feinde los. Er nennet ſi blinde Machiavelliſten, Thoren und Narren, Eſel und Bärenhäuter, Selbſtabgötter, unvernünftige

Thie-

Thiere, er drohet dem blinden Daries sogar, ihn von Camsdorf zu verjagen, wenn er sich rühren würde, er rechnet es diesem zur Unehre und Schande an, daß er unser Feind ist, er ladet die Demonstration dieses bösen Mannes auf einen Karrn und schiebet ihn in den Koth, er nennet die Lehren unserer Widersacher ein Thoren- und Narrenrecht, unendliche Sclavereyen, verteufelte Schlupfwinkel und schädliche, landesverderbliche Irrthümer. Hier haben Sie die Bescheidenheit unseres Champions in der Nuß! wie groß ist nicht der Heldenmuth dieses kleinen Geistes! So heroisch ist er, daß er nicht nur, wenn er könnte, die Lebendigen tödten, sondern auch gern die Todten auferwecken möchte, um sie noch einmal zu tödten.

Mosheim selbst muß noch vor den Richterstuhl dieses Rhadamantus, und er spricht sein unbarmherziges Urtheil über ihn, wie ehemahls unser Vater Midas über den Apollo gefället. Er wundert sich, daß dieser große Doktor noch so viele Anbeter hat, und nennet ihn kurz und gut einen Pharisäer. Welch eine edle Verwegenheit!

Nihil mortalibus arduum;
Coelum ipsum petimus . . .

Ich glaube nunmehr, meine Brüder, die Pflicht eines Lobredners hinlänglich erfüllet zu haben. Ich habe die hohe Adelschaft eines kleinen Geistes vor einem großen Geiste historisch, dogmatisch, polemisch, praktisch und pragmatisch erwiesen, und Sie aus dem Leben und aus den Schriften des handfesten Briontes belehret, daß er alles, was die Welt je Kleines gesehen hat, an Kleinigkeit übertrift. Was kann ich mehr zu seinem Lobe sagen?

Mit Ihnen meine Kreuzbrüder!

O fortes peioraque passi
Mecum saepe viri!

mit Ihnen habe ich noch ein Wort im Vertrauen zu reden. Ich wollte wünschen, daß ich auf einen jeden unter Ihnen eine solche Lobrede halten könnte, wie auf unsern Bruder Langguth. Aber leider! muß ich bekennen, daß Sie nicht alle so patriotisch gesinnet sind, als es das Wohl unsers Staats erfodert. Billig sollten wir alle ein Herz und eine Seele seyn, und den gemeinschaftlichen Nutzen besser beherzigen,

als insgemein geschiehet. Wir sollten unsern bedrängten Mitbrüdern zu Hülfe kommen und mit vereinten Kräften auf die feindlichen Truppen ansetzen. Die betrübte Erfahrung lehret, daß die wenigsten unter uns so republikanisch denken. Wenn irgend ein Bruder fällt, so ist niemand da, der ihn aufheben will;

Licet succurrite longum
Clamet, Jo Cives! non est, qui tollere curet.

Noch niemand hat sich des braven Langguths angenommen, und wenn ich mir nicht die Mühe gegeben hätte, ihn aus dem Staube hervor zu ziehen; so wüste man vielleicht gar noch nicht, daß ein dritter Briontes in der Welt ist. Unser ganzes Reich ist in einer beständigen Gährung, wir schlagen einander selbst wechselsweise zu Boden, und ein ewiger bürgerlicher Krieg zerrüttet unsern Staat. O meine Brüder!

Non hic lupis mos est, non fuit leonibus.

Werdet doch endlich einmal einig, verfluchet die innerlichen Zwiste, wo der Sieger seine eigene Schande erstieget! Wenn euch

die böſen Buben locken, ſo folget ihnen nicht! Demüthiget euch nicht vor unſern Feinden, eifert nicht um den eitlen Ruhm großer Geiſter, und bemühet euch nicht, zu eurer Schande klug zu ſeyn!

Helleborum fruſtra, quum iam cutis
aegra tumebit;
Poſcentes videas.

Seyd wie die alten Kriegsleute de gente hircoſa centurionum; rufet aus:

Quod ſatis eſt, ſapio mihi!

Verachtet die Verfolgungen unſerer Feinde die uns drücken, wie Fronvögte, vergeltet ihnen gleiches mit gleichem, verketzert ſie, metamorphoſiret ſie in Socinianer, Freygeiſter und Atheiſten, rufet die Rache des Himmels über ſie herab:

Magne pater diuum ſaeuos punire tyrannos
Velis!

Wir werden gewiß noch am Ende die Oberhand behalten. Alles vergehet;

The cloud-capt towrs, the gorgeous palaces,
The ſolemn temples, the great globe itſelf,
Yea

Yea all, which it inherit, ſhall diſ-
ſolve;

nur die kleinen Geiſter vergehen nicht . . *)

Was höre ich! die Riegel knarren . . welche freche Hand eröffnet die Thür dieſes geweihten Saales? Ich erſtaune . . Biſt du es, oder biſt du es nicht, vortreflicher Briontes? Ja du biſt es . . willkommen du Ritter Pantaſilando mit dem finſtern Geſichte! willkommen du Ausbund und Kern aller irrenden Scribenten! Aber warum haſt du uns nicht eher mit deiner holdſeligen Gegenwart beglücket? Die Rede, die ich zu deinem Lobe gehalten habe, würde meinen Zuhörern erbaulicher und noch einmal ſo feurig geweſen ſeyn, wofern dein Antlitz mich mit wahrem Lichte und die Zuhörer mit reiner Liebe erfüllet hätte. Tritt näher, herzallerliebſter Bruder! ich habe noch einen Seegen für Dich. Empfange den Lohn deiner groſſen Thaten:

I bo-

*) Dieſen Augenblick trat Briontes in unſere Loge ein. Ob ich mich gleich ganz fremde ſtellte, ſo wuſte ich es doch vorher, und der geneigte Leſer hat ſich alſo über die ausſtudirte Anrede nicht zu verwundern, mit der ich ihn bewillkomme.

I bone, quo virtus tua te vocat, i pede fausto,
Grandia laturus meritorum praemia; quid stas?

Du hast den Wettstreit mit einem erlauchten Philippi gewonnen; der große Pan hat dich mit Sieg gekrönet; opfere ihm zur Dankbarkeit einen Dreyfuß, wie Hesiodus dem Apollo, da er einen Homer überwunden hatte. Fahre fort würdiger Streiter! fahre fort, die Vernunft zu zerfleischen. Wir lieben dich alle nach deiner Liebenswürdigkeit, und wünschen dir die Jahre eines Nestors, und den Hunger eines Sancho Panßa, damit du noch viele Widerlegungen der grösten Geister zum besten deines Magens und unserer Gesellschaft schreiben mögest! Dein Name und dein Ruhm wird unter uns unvergeßlich seyn.

In freta dum fluuii current, dum montibus vmbrae
Lustrabunt conuexa, polus dum sidera pascet,
Semper honos nomenque tuum laudes que manebunt.

Den

Den Augenblick fällt mir ein Gedanke bey, der Deiner reinen Liebe würdig iſt. Unſer jetziger Grosmeiſter iſt bereits 65 Jahr alt; er hat ſich noch kürzlich durch eine zwote Vermählung ſeiner Gruft genähert, er wird alſo ſein Haus bald beſtellen, und leider! hinterläſſet er uns keinen Erben ſeines Namens und ſeines Ruhms. Sey du ſein Thronfolger!

Fortunate puer tu nunc eris alter ab illo!

Ihre Minen, meine werthgeſchätzten Herren Zuhörer, verkündigen mir, daß Sie mit meinem Vorſchlage vollkommen zufrieden ſind. Aller Augen ſind auf Dich gerichtet, heroiſcher Langguth! Erhöre unſere Bitte! Tritt hervor und erkläre uns Deine Willensmeinung! Sey unſer König und beſteige den Thron Deiner Vorfahren!

Tuque dum procedis, Io Triumphe,
Non ſemel dicemus, Io Triumphe!

DIXI *)

Er-

*) Nunmehro folget die Stand- und Antrittsrede des großen Briontes, die er ſelbſt, ſo bald ſich nur ein billiger Verleger findet, als eine Antwort auf meinen Panegyricus an das Licht ſtellen wird.

Erste Beylage.

Verzeichniß der sämmtlichen Schriften, welche der Wohledle und Veste Herr Carl Ludwig Langguth vom Jahr 1753. bis 1755. ans Licht gestellet hat.

1) Unleugbarer Beweiß der hohen Adelschaft eines wahren Christen vor einem wahren Vernünftigen. In dieser Schrift lehret uns Briontes, daß wir müssen Narren seyn, um weise zu werden. Er zeiget, daß die Feinde der mystischen Gottesgelahrheit ballhornisiren und daß solche wahre Christen, wie er, Jakob Böhme und Valentin Weigel den eigentlichen hohen, turniermäßigen Adel im Staate Gottes ausmachen.

2) Unleugbarer Beweiß der hohen Adelschaft eines wahren Christen vor einem Weltweisen und dessen Unfähigkeit solche zu erlangen. Hier entdecket er uns die neue Wahrheit, daß man müsse den Gesetzen der Weisheit absagen, um fromm zu werden.

3) Unleugbarer Beweiß der Adelschaft eines wahren Vernünftigen vor einem Weltweisen. Man erschrecke nicht vor dem fürchterlichen Titel; Briontes meint es so böse nicht mit uns, daß er die Vernunft auf den Thron setzen sollte. Er zerhackt sie in Kochstücken, wirft sie in den Kolben seiner Einsicht und distilliret sie so lange, bis alle ihre Geister verflogen sind und ihm nichts, als das caput mortuum noch übrig bleibet. Er erhaschet die Weisen in ihrer Klugheit, er zerbricht ihr Boot, das ohne Masten, Compaß und Anker nach dem Eilande der Glückseligkeit fähret und bietet ihnen ein Schiff an, das mit drey Masten versehen ist und alle Stürme und Wetter verachten kann.

4)

4) Carl Ludewig Langguths kurzer doch gründlicher Versuch, alle wahre Sitten und Tugenden aus neuen und ihren wahren Gründen herzuleiten, um vornehmlich zu zeigen, daß nach diesen ein neues gründliches und unwandelbares Lehrgebäude einer lautern und reinen Moral aufzuführen sey.

5) Carl Ludewig Langguths, eines aus Hochf. Waldeckischen Diensten um der Wahrheit willen verabschiedeten Sergganten, der aber in seinem nachherigen Elende durch die Führung und Vorsehung Gottes allezeit nothdürftig erhalten worden, Kurzer doch gründlicher Beweis, daß alle Rechte sowohl göttliche, als natürliche und bürgerliche, vermöge ihrer bisherigen Gründe ungereimt und vielmehr aus andern und den bisherigen ganz widersprechenden herzuleiten sind, um die Wahrheit der neuen Gründe und die Falschheit der bisherigen dadurch unleugbar darzuthun, wie auch

daß

daß nach jenen ein neues und das wahre Lehrgebäude aller Rechtswissenschaft aufzuführen sey. Die langen Titel dieser kurzen doch gründlichen Werke enthalten alles, was man etwa von den Schriften selbst sagen könnte.

6) Gründliche unpartheyische Gedanken von den Hauptlehren in den philosophischen Nebenstunden des Herrn D. Darjes Hochf. Sächs. Hofraths und berühmten ordentlichen Lehrers der Moralphilosophie zu Jena, in möglicher Kürze mitgetheilet von C. L. L. Siehe Darjes!

Est prope te ignotus, cubito qui tangat --

und der nach seinem christeinfältigen Erachten, nebst den meisten unserer Mitbrüder in der besten Welt, glaubet daß deine Lehren der Wahrheit sowohl, als der Religion und Policey u. s. w. von Herzen nachtheilig sind. Höre auf

uns zu verfolgen, du böser Feind! Oder wisse, daß wir dich nach dem Beispiel des dritten Briontes und anderer Helden in den ärgsten Ketzer verwandeln und alle — anus und — ismus aufbieten werden, dich und deine Lehren in diesem Zusammenhange derer zugleichsevenden und aufeinander folgenden Dinge verhaßt zu machen.

Zwote Beylage.

Nachricht von zwey wichtigen Werken, die Briontes der dritte in der grosen Theurung im Jahr 1762. und 1763. zum Trost seines Magens und unser aller herausgegeben hat.

1) Der Philosphen zu Sanssouci gegründete Sittenlehre des Teufels, zum Entwurf einer reinen Moral ans Licht gestellet. Briontes hat den nagelneuen Einfall, daß das Naturrecht

der

der Engel, der Teufel und der Menschen aus ganz verschiedenen Quellen flieſſe. Er entwirft also eine Moral für die Heiligen im Himmel und für die Menschen, und eine besondere Sittenlehre für die Teufel. Diese lezte soll in der Hölle solchen Beyfall gefunden haben, daß sie in vsum auditorii diabolici nachgedruckt und dem Adramelech aufgetragen worden, sie zum Grunde seiner Vorlesungen zu legen.

2) **Der Herr und der Knecht, mit philosophischen Augen betrachtet.** Diese Schrift ist der gelehrten Gesellschaft unserer Feinde in Berlin gewidmet. Die Zueignungsschrift an diese verehrungswürdige Herrn, wie Briontes die Mitglieder der Akademie spottweise nennet, ist eine förmliche Satyre. In der Abhandlung selbst philosophiret er auf eine übermenschliche Art von der Freyheit; zuweilen schildert er auch, und die Charaktere, die er von seinem Damon

und von dem Baron von Weinglas mahlet, ſind vollkommen denen 366 moraliſchen Bildniſſen ähnlich, wodurch ſein großer Vorgänger die Maximen der Marquiſe von Sablee erläutert hat.

Vorlesungen.

Nächst den bittern Klagen über das üble Wetter und böse Gesinde, machen die allgemeinen Ausfälle auf die itzigen schlechten Zeiten, im Gegensatz mit den vorigen, einen beträchtlichen Theil unserer gesellschaftlichen Unterhaltungen aus. Mein Vater erzehlte oft bey den langen Winterabenden, sein Urgroßvater habe ihm versichert, daß der Urgroßvater des letztern von den ältesten Leuten seines Jahrhunderts gehört habe: es hätte zwar in ihrer Jugend noch gutes Gesinde, bessere Witterung und bessere Zeiten gegeben, itzt aber wären Gesinde, Wetter, und Zeiten so elend, daß es beynahe nicht mehr der Mühe werth sey, in diesen Zeiten zu leben; nach welcher Aeußerung diese Greise insgemein ein stärkendes Elixir, oder Goldtinktur, Lebensbalsam, oder eine hamburgische privilegirte Universalmedicin einzunehmen pflegten, um ihre elenden Tage

zu verlängern. Wahrſcheinlicher Weiſe hat man hieraus zu ſchließen, daß die Klagen über die ſchlechten Zeiten nicht viel jünger ſind, als die Zeiten ſelbſt, und daß ſie wenigſtens ihren Anfang am erſten Morgen nach der Vermählung des berühmten Kor Kot mit der ſchönen Kickezvezal genommen haben.

Ich habe von Jugend auf nichts weniger erdulden können, als Winſeln, Aechzen und Klagen, beſonders, wenn man winſelt, ächzt und klagt, ohne Urſache dazu zu haben. Zwar muß eine jede leidende Kreatur unſer Mitleiden erregen, dafern die Caravanaſerey unſers Buſens noch nicht ganz von den Fremdlingen der gekünſtelten Leidenſchaften und Bewegungen eingenommen iſt, und noch eine kleine Herberge für die beſſern Empfindungen der Menſchlichkeit übrig hat. Ich eſſe nicht gern kleine Vögel, weil es mir grauſam dünkt, ein kleines liebenswürdiges Geſchöpf zu tödten, um einen einzigen elenden Biſſen zu haben, und ich begreife nicht, wie es einem gefühlloſen Frauenzimmer möglich iſt, mit einem unförmlichen Mopſe auf dem Schooße, eine unſchuldige Sängerin,

eine Lerche zu speisen, und dagegen einen Papagey zu füttern, dessen abgeschmacktes Geschrey uns das Trommelfell zu zersprengen droht. Ein leidender Mensch hat meine ganze Erbarmung, und nicht eher beneide ich den Lord Clive um seine Reichthümer, als wenn ich die Unmöglichkeit fühle, meinem dürftigen Mitbruder zu helfen. Aber einen Menschen, der nicht leidet, und doch klagt, dessen Unglück ein selbstgemachter Strohmann ist, mit dem er sich herumbalgt, oder dessen Klagen Grimaßen sind, wie die Thränen einer Buhlschwester, einen solchen Menschen zu bemitleiden, ist mir unmöglich, besonders wenn er den ganzen Strom seines Verdruſſes auf die arme Zeit ausschüttet, die gewiß an den Quellen desselben unschuldig ist, und schon darinnen ihre Rechtfertigung findet, daß gerade diejenigen, welche sich am meisten über sie beschweren, sich die meiste Mühe geben, langmöglichst in ihr zu bleiben — und sie erst nach vielen Jahren und in dem spätesten Alter mit der frohen Ewigkeit zu vertauschen.

Auch ist es würklich in dieser Zeit, mit welcher man so sehr hadert, noch immer un-

ungemein gut zu leben, selbst für diejenigen für welche die Gärten des Lucullus gröſſere Reize haben, als die Theoreme des Euklides, und die Lehrsäze des göttlichen Plato. Sie haben so schöne Palläſte, romantiſche Gärten, weiche Schwanenbette, gute ſteyeriſche Kapaunen und böhmiſche Faſanen, Frucht des Weinſtocks im Uebermaaß, Sklaven, und Sklavinnen ſo viel ſie wollen — alles das in eben dieſer lezten betrübten Zeit, die ſie durch ihre Klagen ſo ſehr zu erniedrigen ſuchen. Das Geheimnis dieſes Widerſpruchs iſt leicht zu ergründen. Es ſcheint nämlich, daß man insgemein unter der guten Zeit nur diejenige verſtehe, wo man ohne zu ſorgen und zu arbeiten, königlich, und, wie man will, leben kann; wo man nur wünſchen darf, um zu haben; wo auf einen Schlag mit der Zauberruthe einige Duzent Bediente, welche Luft ſind, und von Luft leben, zu Gebote ſtehen; wo die Tafel ſich ſelbſt deckt, die gebratenen Ortolanen ohne Geheiß in die goldenen Schüſſeln fliegen, und Champagner aus den Flaſchen quillt, wie Oel aus dem Kruge der Witwe zu Sarepta: mit einem

Wor-

Worte, eine ganz reine glükſelige Zeit, in welcher Ruhe ohne Unruhe, Genuß ohne Reue, Bequemlichkeit ohne Unbequemlichkeit, Vergnügen ohne Unluſt, und Ueberfluß ohne Mangel regiert.

Einige Philoſophen, wie zum Beyſpiel ein gewiſſer Ariſtoteles und andere, behaupten, daß eine ſolche gute Zeit, wie wir ſie beſchrieben haben, nach den erſten Gründen der Dingerlehre unmöglich ſey; und es könnte ſeyn, daß ſie Recht hätten. Denn ſelbſt die Dichter ſcheinen dieſe Unmöglichkeit empfunden zu haben. Es iſt dieſen ohnehin leicht, ſich eine Welt zu ſchaffen, wie ſie ſolche verlangen; Gold, Silber, Perlen, Rubinen, Champagner und andere theure Sachen, koſten ihnen nichts, und eben ſo wenig koſtet es ihnen, die natürlichen und übernatürlichen Weſen, die ſie erſchaffen, mit ſo vieler Menſchenliebe, Erhabenheit und Gutherzigkeit auszuſteuern, als es ihnen und ihrem Gotte Capriccio beliebig iſt. Gleichwohl haben ſie es nie gewagt, ihre utopiſchen Zeiten, Welten und Menſchen, als ganz glükſelig, ganz rein, und ganz unbefleckt von allen Mängeln zu ſchildern. Gab

es nicht ſelbſt im Reiche der Feen, dem glücklichſten unter allen möglichen Reichen, die häßlichſten Unthiere, boshafte Fanferlüſchen deren höchſtes Vergnügen war, Misvergnügen zu machen, und neidiſche Caraboßen, denen ſogar das Glück eines unſchuldigen neugebohrnen Kindes ein Unglück war? Hatten auch gleich die guten und wohlthätigen Feen immer das letzte Wort, ſo mußten ſie doch erſt kämpfen, ehe ſie ſiegten, und die armen Menſchenkinder waren immer das Opfer von Feenwuth, wie der Landmann von den Zwiſten der Könige.

Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi.

Sollte es alſo ja einen Winkel in dieſer, oder einer andern Welt geben, wo jene gute reine, glückſelige Zeit herrſchte, von der wir geredet haben; ſo iſt dieſer Ort wenigſtens bis jetzt noch nicht endeckt; wer ihn etwa mit dem zu Lyon erfundenen Luftſchwimmer zu ſuchen Luſt hat, dem wünſchen wir von ganzem Herzen eine glückliche Reiſe.

Geſetzt aber auch den Fall, die berühmte gute Zeit, die man ehemals in dem Lande

der

der Schlaraffen, zwölfhundert Meilen hinter der Straße Weygatz, gefunden zu haben vorgiebt, kehrte zurück, und in unsere Gegenden zurück, so würden doch ohne Zweifel die Menschen, welche ihr günstiges Schicksal bestimmete, in derselben zu leben, noch immer Menschen bleiben, mit menschlichen Gesinnungen und Leidenschaften; und hieraus ergeben sich allerley Unschicklichkeiten und üble Folgen, die wir kürzlich beherzigen wollen.

Uns Erdensöhnen ist es natürlich, daß aus einem Genuße, der uns nichts kostet, und den wir täglich haben können, ein gewisser Ueberdruß entstehet, der zuletzt in einen völligen Eckel ausartet, und in eine Begierde nach irgend einem andern Gegenstande, wenn gleich die Erlangung des letztern mit Mühe verbunden ist, da man den vorigen Genuß umsonst haben konnte. Selbst in Utopia würde sich die Natur endlich für uns erschöpfen, und nicht reichhaltige Adern genug haben, um die unersättlichen Begierden der Menschen, die das Plus ultra ihrer Bestimmung selbst bis auf ihre Vergnügungen ausdehnen, vollkommen zu befriedigen.

Die

Die Schnepfen, Fasanen und Rebhüner, die besten Donaukarpfen und Fischlebern, die Cyperweine, der Malvasier und selbst der Nektar, aus dem Becher der schönen Hebe würden endlich keine Reize mehr für sie haben; sie würden lüstern werden, wie die Kinder Israel in der Wüsten, und die Natur ungestüm auffordern, neue Gattungen für ihre unbefriedigten fünf oder sechs Sinne hervorzubringen; die Natur würde ihnen den Dienst verweigern, und die Menschen würden, so gut wie jetzt, sich über die schlimmen Zeiten beklagen, ohngefähr, wie der prassende Minister in dem Leben und den Meinungen des Herrn Sebaldus Nothanker, meines sehr werthen Freundes.

Ferner würde selbst die allzu große Leichtigkeit und Bequemlichkeit zu leben, ihnen endlich zur Last fallen. Die Sybariten lagerten sich auf Rosenblätter, und empfanden sobald ein Blat sich doppelt zusammengelegt hatte, die Falten des Blatts. Unsern Utopiern würde zuletz kein Sopha weich genug seyn; auf Zephyrn würden sie sitzen wollen, und wenn sie darauf zu sitzen kämen, so fürchte ich sehr, daß ihnen endlich auch das Lispeln derselben unbequem werden dürfte. Al-

Alles dies aber hinweg gerechnet, so ist das nothwendigste, was aus der guten, mehr als saturnischen Zeit entstehen muß, eine gewisse Unthätigkeit der menschlichen Natur, die schlimmer ist, als der Tod. Wir würden mitten unter unsern Vergnügungen bloß vegetiren; und

Vegeter, c'est mourir; beaucoup penser c'est vivre.

Oder wollten wir nicht bloß vegetiren, so ist es glaublich, wir würden selbst in dieser glückseligen Zeit eben so mit den Köpfen zusammenrennen, als wir es jetz zu thun gewohnt sind. Wer weiß, ob nicht dem Einen die Ananas, welche sein Nachbar in der Hand hat, besser scheinen würde, als die seinige? Oder das Rostbeef, oder der hohle Kürbis voll süßen Weins, oder die Laube von Jesmin, oder endlich die Tunika seines Nachbars? Schon dieses Scheinen, schon dieser Gedanke ist die Grundlage fast von allem dem Bösen, was wir in diesen unsern bösen Zeiten zu tadeln haben.

Nach allen dieſen Betrachtungen, trete ich auf die Seite des großen Pope, *) der, ſo krumm und mißgeſchaffen er immer war, doch aus der Fülle ſeines Herzens behauptete: Alles iſt gut — gut, wenn es nicht beſſer ſeyn kann. Eben dieſen Satz hatte ein ſchweizeriſcher Prediger auf ſeiner Kanzel der chriſtlichen Gemeinde empfohlen. Ein bucklichter Menſch, der die Predigt gehört hatte, erwartete den Paſtor an der Thüre der Kirche: „Mein Herr! alles ſoll gut ſeyn? Sehen ſie einmal, wie ich bin.“ — „Für einen Bucklichten ſeyd ihr gut genug „, ſagte der Paſtor, und gieng ſeinen Weg.

Daß man mir nicht etwan die Zeiten der Griechen und Römer, der alten Deutſchen, der Barden, Druiden und Skalden zum Beyſpiele einer größern Glückſeligkeit, als die unſrige iſt, darbringe! Homer gieng betteln, und ſang, trotz einem Prager Studenten, vor den Thüren. Sokrates trank republikaniſches Gift; Miltiades, Themiſtokles, Alcibiades und andere Helden wurden für ihre Wunden durch den Pöbelſpruch des Oſtraciſmus belohnt, und unter dem ſchönſten

*) In ſeinem Verſuch von Menſchen.

sten. Himmel, der sich irgend über ein subl[illegible]risches Haus ausgespannt hat, m[illegible] man ein seh[illegible] keiner Geist seyn, um gute Zeiten zu haben. Rom war von jeher der Schauplatz, auf welchem die Cabale ihre blutigen Rollen spielte. Es belohnte seine ersten Feldherren mit Undank, und rufte sie aus ihrem Pathmos nur zuweilen, wie den Camillus, aus Noth zurück. Es ließ die Zunge seines ersten Redners mit Nadeln durchstechen, und einen Ovid unter Barbaren verweisen, deren bessere Nachkommen ihn jetzt mit seinen eigenen Gesängen empfangen würden. Virgil selbst und Horaz krochen, als Clienten, vor ihrem Mäcen, und lobten, um zu leben, beynahe eben so unverschämt, als unsere kleinen Dichter ihre kleinen Mäcene zu loben pflegen. Mord und Blut begeisterte die Sänger unserer deutschen Vorfahren, und selbst das Lied der Skalden tröstete sich, für die Unbequemlichkeiten der Zeit und für den beschwornen Todesbund, mit der Hofnung eines bessern Lebens:

Beglückt, beglückt, dreymal beglückt,
Wen Hiorthrimul *) angeblickt,

Beglückt, beglückt, beglückt,

Wer in die Freuden der Götter entrückt
Am Buſen ſeines Freundes ſtirbt!
Ihm reichen Riſt
Und Stogula und Miſt
Und Hilda und Hertruda
Und Hloka und Herſtriudt
Gaul, Heila, Radgrida,
Hod, Reginleif, Ranfrida,
Und alle Valkyriur in Valholl
Einherium Ol.

Wir ſehen, daß die Welt immer dieſelbige bleibt, und daß es für uns überhaupt niemals ſchlechte Zeiten geben kan, weil das, was wir Unglück nennen, gewiſſermaſſen an die Vorzüge der Menſchheit ſo nothwen-

*) Dieſer Name und die folgenden ſind Benennungen alter Nordiſcher Götter, die vielleicht unſere Leſer eben ſo wenig verſtehen werden, als ſie der Verfaſſer des Gedichts eines Skalden verſtanden hat.

wendig angeknüpft iſt, daß wir jenes erdulden müſſen, um dieſe beſtmöglichſt zu brauchen.

Sind ja ſchlechte Zeiten; ſo ſind ſie es für einzelne Länder, für einzelne Stände, für einzelne Perſonen; und dann ſind entweder die Länder, die Stände und die Perſonen ſelbſt Schuld daran, oder es waren der Vorſehung ſchlechte Zeiten im Detail nöthig, um gute Zeiten für das Ganze hervorzubringen.

Oft verſteht man unter der guten Zeit die Wohlfeilheit der menſchlichen Bedürfniſſe, und unter der ſchlimmen Zeit den Mangel, oder die Theurung.

Ich finde hier Anlaß über einen wichtigen Gegenſtand der Policey zu philoſophiren, und bitte diejenigen Leſer, die gern von dem Einſiedler auf eine luſtige Art unterhalten ſeyn möchten, ihm eine ernſthafte und ſeinem Stande angemeſſene Ausſchweifung zu verzeihen.

Es giebt einen zweyfachen Reichthum: einen wahren und einen eingebildeten: jener iſt die Grundfeſte des letztern, und dieſer

ſeiner Natur nach, nichts, als ein Zeichen des erſtern. Jener beſteht aus den vorräthigen Gegenſtänden unſerer Bedürfniße, nebſt den natürlichen Mitteln ſolche zu erhalten; dieſer aber aus willkührlichen Zeichen, mittelſt welcher man jene Gegenſtände, ſo oft man ihrer bedarf, erlangen kan. So vielerley daher es menſchliche Bedürfniße giebt, ſo vielfältig ſind die Gattungen des reellen Reichthums. Die Bedürfniße der Noth, als da ſind: Speiſe, Trank, Kleider, Werkzeuge, Wohnung und dergleichen, ſtehen billig oben an. Die Bedürfniße des Wohlſtandes nach den Verhältnißen der Zeit, des Orts und der Perſonen, nehmen den zweyten Rang ein; und diejenigen des Luxus den dritten. In welcher Beziehung der einzelne Menſch oder der ganze Staat einen Ueberfluß an den Gegenſtänden dieſer Bedürfniße hat, in dieſer Beziehung iſt er auf eine würkliche Art reich. Wir wollen hieraus ſchlieſſen, daß die allerreelleſte und allgemeinſte Art des Reichthums nach unſern dermaligen Bedürfnißen das Getraide iſt, nebſt denjenigen Nothwendigkeiten,

ten, die solchem in Ansehung des Gebrauchs gleich zu achten sind. Das Geld, als Geld betrachtet, hat nur einen eingebildeten Werth, ist nur ein Vehiculum zur Bequemlichkeit des Handels, wodürch man das Nothwendige gegen das Ueberflüssige eintauscht, ist blos ein Zeichen, welches würkliche Reichthümer bedeuten soll. Gold und Silber in einem Lande, wo Muscheln Geld sind, oder in einem andern, wo es an Waizen fehlet, und man solchen auf keine Weise herschaffen kan, sind das, was eine Sprache an einem Orte ist, wo man sie nicht versteht: leere Zeichen, welche gegenwärtig keine Bedeutung haben. Das beste Latein geht unter den Iroquoisen verloren, und das schönste Geld nützt einem Robinson Crusoe auf seiner wüsten Insel weit weniger, als der elendeste Faden, den er eben braucht, um sein Hemd auszubessern. *) Ich habe diese bekannten Wahrheiten nur wiederholen dürfen, um die Subordination festzusetzen, nach welcher

(* S. L'ordre naturel & essentiel des societés politiques, (par Mr. de la Riviere) chap. 41.

die Policey für die Bedürfniße eines Landes zu ſorgen hat.

Als der letzte Preußiſche Krieg angefangen wurde, trug ein einfältiger Bauer in der Lauſitz ein großes Stück Brod auf die Seite, und meinte, nun könne er den Krieg ganz bequem mit anſehen. Von der Handlung dieſes Blödſinnigen iſt einer der wichtigſten Grundſätze der Policey nur durch das Mehr und Weniger unterſchieden.

Die Policey muß zuerſt und vor allen Dingen ſorgen, daß die Bürger zu eſſen haben, und dieſer Vorſorge ſind die andern für die Objekte des Wohlſtandes, des Luxus und für den eingebildeten Reichthum zu ſubordiniren.

Die Mittel, den erſten Theil dieſes Geſetzes zu befolgen, werden gefunden, wenn man die möglichen Urſachen erforſchet, wodurch ein Mangel der Nahrung entſtehen kan, nebſt den Methoden, dieſe Urſachen aufs leichteſte zu entwerfen.

Der Abgang der Lebensmittel, wodurch die Theurungen entſtehen (es ſind Worte eines bekannten Schriftſtellers) hat ſeinen

Grund

Grund entweder in dem undankbaren Boden eines Landes, oder in einem Fehler der Landeskultur, oder in einem Mißwachse und andern über eine größere Strecke sich ausbreitenden Unglücksfällen; oder endlich in einer durch die Verkäufer veranlaßten Seltenheit der genußbaren Waaren, wodurch ihr Preiß auf eine gewisse unebenmäßige Höhe steiget.

Vielleicht, vielleicht auch nicht, wird man sich wundern, daß hier eine Ursache des Nahrungsmangels, oder der theuren bösen Zeit, ganz mit Stillschweigen übergangen ist, die von gewissen Leuten, wo nicht für die einzige, doch für die vornehmste angegeben wird. Die Theurung ist, was Krieg und Pestilenz sind, eine Strafe Gottes und ein Gericht desselben, über ein sündiges Land. Schon die Griechen und Römer waren dieser Meinung. Als Atreus seinen Bruder Thyestes durch den Greuel einer entsetzlichen Handlung aus dem Lande gescheuchet hatte, entstand eine unerhörte Theurung zu Mycene, die, nach dem Winke des Orackels, nur durch die Aussöhnung der beyden Brüder gehoben werden konnte.

Die Praxis aller Nationen, selbst derer, die wir gewohnt sind Barbaren zu schelten, spricht für diese Meinung, und ich bin weit entfernet, die Wahrheit derselben auch nur von ferne zu bezweifeln. Allein dabey stehen zu bleiben, ohne die natürlichen Mittelursachen auszuspüren, deren sich die Vorsicht bedienet, ihre Absichten auszuführen: dies ist die Philosophie der Faulen. Wir brauchen mehrere domestische Ursachen; und solche hat der angeführte Verfasser angeben wollen.

Die erste Ursache der Theurung wäre der undankbare Boden eines Landes?

Ich glaube dieses nicht, und behaupte vielmehr, daß ein jeder beträchtlicher Nahrungsmangel, wenn wir bis auf den letzten Grund zurückgehen, in den Handlungen oder Unterlassungen der Menschen selbst gegründet sey. Dann erstlich giebt es kein Land, dessen Boden an und für sich undankbar wäre, das ist, auf keine Weise urbar gemacht werden könnte. Der Fleiß der Menschen bringt Dinge hervor, die so lange unglaublich scheinen, als wir sie nicht in der

Er-

Erfahrung wahrnehmen, und die doch in der Folge nach der Art des Columbischen Eyes auch der mittelmäßigste Kopf nachzuwürken im Stande iſt. Die Induſtrie kämpft mit dem Boden des Landes, ſo gut als mit dem Clima ſelbſt, und verändert das letzte durch die Veränderung des erſten. *) Das ehemals rauhe Deutſchland ſcheint jetzt an vielen Orten ein Garten zu ſeyn, da hingegen das Land der Verheißung und die berühmteſten Gegenden Griechenlandes und Italiens **) jetzt Länder der Unfruchtbarkeit ſind.

Daß man mir nicht etwa die ſogenannte wilde Erde, die Flugerde, die unwirthbaren Felſen und die moraſtigen Gegenden vorwerfe, wo der Pflüger entweder umſonſt arbeite, oder zu arbeiten nicht einmal im Stande ſey! Auch die wildeſte Erde muß wie das wildeſte Thier, von Menſchen Händen ſich bändigen laſſen ***). Die Flugerde

*) Recherches Philoſophiques ſur Amerique.

**) Sere d. inverno ozia. Dialoghi ſopra il miglioramento dell. Economia ruſtica.

***) S. Herzogs, Neumanns und Hofmanns hievon gewechſelte Streitſchriften, dergleichen die Abhan-

läßt ſich binden, die ſprödeſte Leede wird urbar gemacht *), der härteſte Fels nimt eine fruchttragende Decke an, nnd der grundloſeſte Moraſt einen feſten und ergiebigen Rücken **). Was war das nordliche Amerika? Was iſt es bereits an vielen Orten durch fleiſſige Bearbeitung geworden? und was wird es vielleicht noch, beſonders unter den arbeitſamen Fäuſten der engliſchen Quäcker und der deutſchen Herrnhüter werden? Ich ſchlüſſe hieraus, daß kein Boden von einigem Umfange ganz undankbar zu nennen, und alle Unfruchtbarkeit nur Beziehungsweiſe zu verſtehen ſey: dieſes Land trägt weniger oder mit mehrerer Mühe, als ein anderes; oder es trägt einige Arten von Nahrungsmitteln nicht, die an andern Orten häufig gefunden werden. Doch auch in dem lezten Falle hat die gütige Mutter Natur für ihren oft unartigen Sohn geſorget. Sie — giebt dem Eingebornen des Lan-

handlung des Herrn Ellers fur la Fertilité de la lin terre in den Memoires de l, Academie de Ber-

*) S. die Schriften der Herrn Turbill Pichon, von Griesheim u.a. m.

**) S. die Leipzigiſchen ökonomiſchen Sammlungen.

Landes grade diejenige Leibesbeſchaffenheit, welche ſich für ſein Clima ſchicket; dem Grönländer einen Magen, der faule Fiſche verträgt, ſo wie einem jeden andern Landmanne die Gabe, entweder mit wenigem, oder doch mit dem Ueberfluße desjenigen zufrieden zu ſeyn, was ſein Boden und das Waſſer, welches dieſen anſpület, ihm liefern.

Geſetzt aber ſogar den Fall, den ich nicht für wirklich halte, der Fluch der Natur ruhete ſo ſchwer auf einem Lande, daß ſolches weder für ſich irgend eine Nahrungsbedürfniß hervorbrächte, noch auf irgend eine Art urbar gemacht werden könnte; ſo würde auch in dieſem Falle der Fleiß der Menſchen dasjenige erſetzen können, was die ſtiefmütterliche Natur ihnen verweigert hätte. Der Geiſt der Handlung und der Manufakturen würde das Land beleben, und andere Nationen könnten gezwungen werden, mit ihrem Ueberfluſſe denenjenigen zu dienen, die durch ihren Fleiß Meiſter geworden, da ſie ohne Fleiß und Klugheit expatriiren, oder Diener ſeyn müßten.

Die zwote Urſache, aus welcher Mangel der Nahrung, Theurung und böſe Zeit entſtehet, liegt in einem Fehler der Landeskultur. Seit der Zeit, wo

— Fruges tellus inarata ferebat,
Nec renovatus ager gravidis canebat ariſtis.

Desgleichen ſeit der glücklichen Periode, da die Fee Benigna noch unter den Menſchen wandelte und ihnen die Tafel deckte, ſo oft es nöthig war, ſeit dieſer Zeit, die ſchon vor einigen Jahren verfloſſen iſt, koſtet es Stunden und Schweiß, um der Erde das abzuzwingen, was ſie uns nicht mehr umſonſt auftiſchen will.

Was auch einige bequeme Herren und Herrinnen, die Brod, Braten und Confekt am liebſten von den Bäumen brechen möchten, dagegen einzuwenden pflegen, ſo kann man doch leicht erweiſen, daß die Nothwendigkeit, in welcher wir uns befinden, fleißig zu ſeyn, eher eine Wohlthat, als eine Laſt für das menſchliche Geſchlecht iſt. Die Bande der Geſellſchaft würden zerreiſſen *), oder nur noch durch einen einzigen

ziem-

*) Theorie des loix civiles T. I. p. 215. Der Ver-

ziemlich transitorischen Sinn, welcher unter den gewöhnlichen sänsen nicht begriffen ist, zusammengehalten werden, die Vernunft mit der Aufmerksamkeit Brache liegen, und unser ganzes Glück eine thierische Indolenz seyn, wenn nicht alle Thätigkeiten des Menschen aufgeboten würden, durch den Zwang thätig zu seyn, den ihm seine Bedürfniße auflegen.

Setzen wir einen nackenden Menschen allein auf irgend einen Theil des Erdbodens, so ist vermuthlich der Hunger eine seiner ersten Empfindungen; er sucht also Speise, und die gewöhnlichste Speise ist Brod. „ Brod (sagt der ironische Dechant Swift) „ ist der Stab des Lebens. Brod enthält inclusive die Quintessenz von Rindfleisch, Kalbfleisch, Wildprät, Rebhünern, Tarten, und Eyerkuchen " u. s. w. Er baue also das Land, und esse sein Brod in seinem Schweiße! Was einem einzelnen Menschen wiederfährt, der es unterläßt, für diesen ersten Unterhalt zu sorgen, das ist das Schick-

sal

fasser scheint zwar S. 251 sich zu widersprechen, allein er scheine es auch nur. S. Seite 949.

ſal einer ganzen Nation, die auf dieſen erſten Reichthum ihres Landes nicht genug bedacht iſt, und die Kultur ihres Bodens verſäumt, durch welche jener Reichthum erworben wird. Sie darbet, und wenn gleich der Mangel der Nahrung noch eine Zeitlang durch allerlei Palliativmittel am Ausbruche gehindert wird, ſo iſt doch die politiſche Krankheit im Innern gewiß ſchon vorhanden, und deſto gefährlicher, je länger ſie im Dunkeln ſchleicht, und je ſpäter die Symptomata ausbrechen. Die helleſten Nationen von China bis nach England, halten den Ackerbau für die erſte Quelle des politiſchen Wohlſtandes und befinden ſich wohl dabey, anſtatt daß der Flor ſolcher Völker, die durch andere Mittel, durch Waffen zum Beyſpiel, ſchnell reich und mächtig geworden ſind, zu keiner dauerhaften Gattung gehöret *). Die Colberte, die Münchhauſen, die Waitze, die Reinharte werden wegen der Vortheile, welche der Ackerbau ihnen zu danken hat, von mehrern Ländern und Menſchen, und länger geſegnet wer-

*) Verſuche über wichtige Gegenſtände der Moral und Politik (von Herrn Schmid von Arau.)

werden, als der, welcher die erſte Galion voll Goldes nach Europa geführet hat. Wer denkt hierbei nicht an die Säule des Pflügers?

Die Fehler in der Landeskultur ſind von verſchiedener Art. Einige, beſonders die wilden Nationen, vernachläßigen den Ackerbau gänzlich, und leben, weil es ihnen bequem dünkt, von Kräutern, Wurzeln, Baumfrüchten, von Jagd und Fiſcherey. Dieſe Lebensart iſt die geſchäfteſte, ein Volk in der Wildheit zu erhalten, denn man kan gewiſſermaßen vom Ackerbau im Gegenſatze mit der Jagd eben das ſagen, was der Dichter von den freyen Künſten geſungen hat: emollit mores, nec ſinit eſſe feros. Andere bebauen zwar ihr Land, allein nur zur höchſten Noth, ohne Eifer und Nacheifer; man findet bey ihnen große öde Striche, ſie erzielen, faſt im eigentlichen Verſtande, nur ihr tägliches Brod aus der Hand in den Mund, ohne auf Vorrath zu denken, oder das Getreide als einen Gegenſtand der Handlung zu betrachten. Ein einziger unvorgeſehener Fall, ein einziger Mißwachs ſetzt eine ſolche Nation in die betrübteſten Umſtände: ſie rächt ſich dafür an

ihren Squillaces; aber an ihrer eigenen Trägheit ſollte ſie ſich rächen. An noch andern Orten (wie zum Beyſpiel in vielen Gegenden unſers Vaterlandes) iſt man emſigers man bearbeitet Land, ſo viel und ſehr man kan — allein ſehr oft ohne Grundſätze, nach alt hergebrachten ungeſchickten Methoden, und gewinnt dabey nichts als das Lob eines unfruchtbaren Fleißes. Ein Landmann, welcher itzt zehen Hufen Landes bearbeitet, würde von fünfen vielleicht einen größern Vortheil ziehen, wenn er in dieſen fünfen nebſt einer vernünftigen Methode ſeinen ganzen Fleiß und alle Kräfte ſeiner mitarbeitenden Thiere vereinigte.

Unter den Urſachen und Quellen der Fehler in der Landeskultur, ſteht die Unwiſſenheit, ſo wie ſie faſt überall die erſten Stellen behauptet, billig oben an, und die Vorurtheile, beſonders desjenigen des Herkommens ſtammen von ihr in grader Linie ab. Von allen Künſten und Wiſſenſchaften iſt bisher der Ackerbau faſt die einzige geweſen, die man nicht öffentlich gelehret hat, und gleichwohl iſt ſie doch wenigſtens als die Kunſt des Sieur Beaumont einen ſchönen Herrn

aus

aus schlechten Haaren zu machen, wichtiger, als alle Kopfzierden in der Encyclopedie Carcalliere, selbst als die kunstreichen Kunststücke, die der Herr von Philadelphia dem Großsultan zu zeigen die Ehre gehabt hat. Der Unterricht unsers Landmanns ist äusserst elend; ein jeder bleibt also, weil er es nicht besser weiß, bey dem wohlhergebrachten Schlendrian der grosväterlichen Methode, er ackert, düngt und säet, was, wie, und so oft seine Vorfahren geackert, gedüngt und gesäet haben, ohne auch nur von fern her daran zu denken, ob nicht hier und da noch eine Verbesserung seiner Arbeiten, oder seines Bodens möglich sey. Alle Neuerungen sind ihm verhaßt, und es fällt schwer, ihn zu einer derselben zu bewegen, gesezt auch, daß man ihm den Nutzen derselben mathematisch vor das Gesicht hinlegen könnte. Diejenigen, welche über den Landmann entweder zu nächst zu gebieten oder ihn zu belehren haben, sind gröstentheils weit entfernt, sich um die Verbesserung der Agricultur zu bekümmern. Die Einen begnügen sich, ihre Abgaben, Sportuln oder Strafgelder einzutreiben, und die andern bedienen sich hier

am allererſten eines Sprichworts, welches ſie in andern Fällen nicht gern in Ausübung bringen: was deines Amts nicht iſt, da laß deinen Fürwitz. Es bleibt alſo immer bey dem vorigen, der Akermann ſchlendert den alten Gang fort; er geht unmerkbar ſogar zurück; denn hier iſt der Ort, wo man ſagen kan, wer nicht vor ſich geht, der geht hinter ſich; wer nicht wächſet, der nimmt ab.

Bey rohen Nationen würket beſonders der Trieb der Bequemlichkeit, der bey den Menſchen etwa das iſt, was die vis inertiae bey den Körpern. So unſre deutſche Vorfahren: Arva per annos mutant, & ſupereſt ager: nec enim cum vbertate & amplitudine ſoli labore contendunt, vt pomeria conferant & prata ſeparent & hortos rigent: ſola terrae ſeges imperatur. *)

Der rohe Menſch lebt bloß für den heutigen Tag, wie ſeine Verwandten, die Thiere. Bloß ſeine gegenwärtige Erhaltung iſt ihm angelegen; die Triebfeder des plus ultra würkt bei ihm ſchwach, und äuſſert ſich nur, wenn er ganz in der Nähe ein Mittel erblickt, ſeine Erhaltung mit geringerer Mühe und gröſerer Bequemlichkeit zu haben.

*) Tacitus de Moribus Germanorum. C 26.

Dieſer Charakter unbebauter Nationen iſt faſt die einzige Urſache der ehmaligen Völkerwanderungen. Man ward es müde, von ſeiner Arbeit zu leben; man wünſchte ſich die glücklichen Tage der Trägheit; gern wollte man ohne Mühe eſſen, und dann ſchlafen; man hörte durch den Ruf allerlei Schönes von entfernten fruchtbaren Gegenden erzählen, wo die Erde ihren Schooß freywillig öffnete, ihre Kinder zu füttern. Schnell war der Schluß gefaßet, eine kleine und kurze Mühe anzuwenden, um die größere und längere zu erſparen; das mütterliche Land ward mit Undank verlaſſen; und ein anderes geſucht, welches oft ſchlechter war als jenes. Die Vergleichung ſolcher Menſchen mit den Störchen und andern wandernden Vögeln kan nur zum Vortheile derleztern ausfallen; denn dieſe wandern, weil ſie auſſer Standſind, durch ihren Fleiß ſich dasjenige zu verſchaffen, was ihnen die veränderte Jahrszeit verweigerte: Würme und Nahrung; jene hingegen, weil ſie nicht wollen, ob ſie ſchon könnten. Menſchen ſolcher Art müſſen einem Miſanthropen verächtlich ſcheinen, gegen den Hamſter, die Ameiſe, die Biene, den Biber, anima-

lia providâ futuri, die für ihren Winter selbst sorgen, und nicht nöthig haben, ihre Nebenthiere, aus ihren Wohnungen zu treiben, um das aufzuzehren, was diese gesammelt haben.

Aeußerliche Veranlassungen tragen nicht minder das ihrige zu den Fehlern der Landeskultur bei. Die anscheinende Unfruchtbarkeit des Bodens schrekt oft den Bewohner ab, ihn zu bearbeiten, und giebt ihm Bewegungsgründe, andern Erwerbmitteln nachzugehen. In einer benachbarten Provinz ist eine ganze Kette von Bergen, die größtentheils kahl sind. Ich fragte einige Einwohner, warum man sie nicht mit Holz bepflanzte, oder besäete? die Antwort war: sie tragen es nicht; und gleichwohl tragen es einige unter ihnen, deren Boden vom Boden der übrigen keineswegs verschieden ist.

Aber auch selbst die Fruchtbarkeit des Bodens verhindert oft die höchstmögliche Kultur, weil die Bewohner durch die allzumilden Geschenke der wohlthätigen Erde leicht faul und träge werden. Wenn der Landmann durch wenige Arbeit viele Früchte erwerben kann, so widmet er den übrigen Theil seiner Zeit dem Müßiggange, vielleicht gar

dem Luxus; diese Gewohnheit wurzelt immer mehr ein, wird zur andern Natur, und nach Jahrhunderten erblicket man die betrübten Folgen davon. Das fruchtbareste Land kan auf diese Art unfruchtbar werden, wovon Spanien zum Beweise dienet. Faulheit und Stolz haben nach und nach aus den herrlichsten Gegenden dieses Königreichs Wüsteneyen gemacht. Und noch gegenwärtig hungert der spanische Bauer weit lieber, mit Mantel und Degen geziert, als daß er eine so niedrige Arbeit, wofür er den Feldbau hält, fleißig abwarten sollte.

Furfureo cum pane domi vescatur egenus;
Sordeat et vacua semper inopsque casa.
Non artem exercet, non terram sulcat aratro,
Accinctus gladio nobilis esse studet.
Hinc inculta jacent camporum millia passim
Atque deest vastis gravis arator agris.*)

 Ili-

*) Tozens Statistik --- --- S. 221. und Kiliani usus de nationibus in arcanis Dominationis Hispaniæ p. 205. Letzteres ist ein Buch worinnen sich alle unsere heutige seynwollende Menschenkenner und Weltkenner fleißig bespiegeln sollten.

Ueberhaupt erkaltet der Eifer für den Ackerbau, ſobald die Bewohner eines Landes andere ihrer Meinung nach leichtere und ihrem Vorurtheil nach ehrenvollere Hülfsmittel vor ſich ſehen, zu leben und reich zu werden.

Sehr leicht iſt es, und die Beiſpiele fehlen nicht, daß handlende Nationen ſelbſt durch den Flor ihrer Handlung von der Betreibung der Agrikultur nach und nach abgezogen werden: vielleicht daß ſich ihr äuſerlicher Glanz dadurch auf eine Zeitlang vermehrte, aber die Nerven, die Muskeln wurden geſchwächt, und die ungeheureſte Maſchine erlag endlich unter ihrer eigenen Gröſſe.

Eben ſo ſind Goldländer ſelten Kornländer, nicht als ob da, wo Gold wächſt, kein Korn wachſen könnte, ſondern weil ſich die Einwohner nicht bemühen, dieſes zu bauen, da ſie es für jenes kaufen können.

Die betrübten Folgen dieſer Improvidenz haben wir in unſern Tagen geſehen. Riviere hat Recht zu behaupten, daß eine Nation ſehr arm iſt, wenn ſie nichts als Gold zu verkaufen hat. Im Lande Eldora-

do gab es zum Glück noch gute, feiſte, goldtragende Hammel, und es giebt Fälle, wo das Fleiſch eines ſolchen Hammels mehr werth iſt, als ſein Gold. Wir können im Allgemeinen ſagen, daß das, was man insgemein Reichthum nennet, leicht Folgen nach ſich ziehet, die dem Akerbau und der Kultur des Landes nachtheilig ſind. Der Reichthum zeuget den Luxus, der Luxus iſt der Vater der Weichlichkeit, und dieſe die Mutter der Indolenz.

So lange Athen noch nicht voll von perſiſchen Schätzen war, ſo lang war es wirklich reich, das heiſt mächtig durch arbeitſame Bürger, durch tapfere Männer, und durch Vorrath, wovon beide mäſſig leben konnten; der eingebildete Reichthum verdrängte den wirklichen, und Athen bog den geſchwächten Nacken unter das Joch ſeiner goldärmern Bezwinger; Nichts iſt hieraus leichter zu erklären, als das groſſe platoniſche Jahr der Nationen, das heiſt, die ſtäten Revolutionen, und der ſucceſſive Aufgang eines Volkes aus ſeiner Armuth und Schwäche zum gröſten Reichthum und zur höchſten Macht, ſo wie der Niedergang deſſelben, der ſich anhebt, ſobald es die höchſte

ſte Stuffe erreicht hat. Wenigſtens iſt die Hypotheſe nicht ungereimt, daß eine jede Nation, izt in Anſehung ihrer Zunahme oder Abnahme, auf einem Punkte ſtehet, wo ſie ehemals ſchon ge weſen iſt, und nach einer ungeheuren Menge von Jahren, wiederum ſeyn wird.

Der Mangel an Population iſt gleichfalls ein Grund von den Fehlern der Landeskultur, obgleich die leztern eben ſo gut eine Urſache des erſten ſeyn können; dieſes, weil ſodann die gröſte Population in den Städten iſt, wo die Mortalität gröſer und die Vermehrung geringer iſt, als auf dem platten Lande. Jenes aber, weil, wenn das Uebermaaß der Verhältniß zwiſchen dem Lande und der Einwohner auf Seiten des Landes iſt, dieſes von den wenigeren Händen entweder in der Quantität, oder in der Qualität, oder in beyden nicht gehörig bebauet werden kann. Man könnte ſagen: wenige Mäuler brauchten wenig Brod, und folglich, dafern nur die Beziehung zwiſchen den Mäulern, und dem gebauten Brode richtig bliebe, ſo könnte der Mangel an Population keinen Fehler in der Landeskultur erzeugen.

Ich will dieſen Einwurf ſodann beantworten, wenn mir irgend jemand wird gezeiget haben, daß ein Staat könne blühend und gegen andere mächtig ſeyn, ohne eine gegen die Gröſſe des Territorii proportionirte Anzahl von einheimiſchen Bewohnern zu haben. Die Nahrung und die Mägen, die ernähret werden, verhalten ſich aber ſo gegeneinander, daß, wo jene iſt, dieſe gewiß auch ſind, oder mit nächſtem ſich einfinden werden.

Es giebt noch allerley locale Umſtände, die an dieſem oder jenem Orte die Aufnahme der Landeskultur verhindern können. Hieher gehöret die Leibeigenſchaft der Bauern und das alleinige Eigenthum der Edelleute, und Gutsinhaber. Niemand iſt in einem hohen Grade fleißig, der mit ſeinem Fleiße bloß einem andern um Brod dienen muß, und er ſey fleißig oder nicht, in dem einem Fall nicht mehr und nicht weniger Brod empfängt, als in dem andern. Das vortrefliche Beyſpiel, welches man in Dänemark gegeben hat, die eigenen Leute zu befreyen, und ihnen Aecker gegen gewiſſe Abgaben zum Beſitz auszutheilen, iſt eben ſo nachahmungs-

werth, als die Hinderniße allgemein seyn werden, welche dieſes heilſame Inſtitut von Seiten der Herren der Güter gefunden hat.

Ueberhaupt kan die Unterdruckung, Herabſetzung und Verachtung des Bauernſtandes, die ſo gewöhnlich iſt, unmöglich zum Vortheile der Agrikultur gereichen. Die Folgen davon ſind, daß nicht leicht ein Bürger aus der Stadt auf das Land zieht, um ein Bauer zu werden, wohl aber der Bauer, ſobald er etwas erworben hat, eine Stadtwirthſchaft anhebt, oder ſeine Tochter an einen armen Dikaſterianten verheurathet, oder ſeinem Sohne ein ſtädtiſches Etabliſſement verſchaffet, oder ihn gar ſtudiren läßt, um künftig bey Erblickung eines Haarbeutels ohne Kopf, oder eines Kopfs ohne Verſtand ſagen zu können: dies iſt mein Sohn. Hierdurch wird nothwendig die Zahl der Landbauern verhältnißmäßig verringert, und wer dadurch leidet, das iſt die Agrikultur.

Die Verachtung des Bauernſtandes ſcheint aus den uralten Zeiten herzurühren, wo man die Sklaven zu ſolchen Beſchäftigungen gebrauchte. Man weis die Geſinnungen der Spartaner, welche den Ackerbau ſamt

allen

allen Handwerkern als eine niederträchtige Arbeit betrachteten. *) Ganz anders dachte Xenophon. **) Ganz anders Hesiodus, ***) ganz anders dachten die Römer, bey welchen oft der Held, oder der Staatsmann den Pflug nur verließ; um das Consulat, oder die Diktatur zu übernehmen.

Die vielen Feldgüter, welche von gewissen Gesellschaften besessen werden, wären gleichfalls besser als gegenwärtig zu benutzen. Denn erstlich werden sie insgemein am schlechtesten bearbeitet, und es ist unsern Ackerverständigen sehr geläufig, bey Erblikung eines schlecht angebauten Feldes zu urtheilen, daß es einer solchen Gesellschaft zugehören müsse. Zweytens würde eine große Menge ledige Landleute leben, sich verheurathen, und dem Staate Kinder zeugen können, wenn dergleichen Güter auf eine regelmäßige Art vertheilet würden; und endlich würden die Mitglieder der berührten Gesellschaften hierbey nichts verlieren. Der Erbpacht, der ihnen

*) Ælianus Var. hist. L. VI. cap. 6.
**) In œconomico.
***) Ἔργον οὐδὲν ὄνειδος. Keine Arbeit ist Schande.

ihnen bey der Vertheilung zuerkannt würde, entschädigte sie vollkommen in Ansehung des Zeitlichen; hiernächst würden sie nicht mehr durch ökonomische Sorgen zerstreuet, und könnten sich einzig dem erhabenen Geschäfte widmen, weswegen sie auf Kosten des Publici unterhalten werden. Von den Gemeinweiden, und Triften, und Koppelwiesen kann etwas ähnliches gesagt werden.

Die dritte Ursache, woher ein Mangel der Nahrung entstehet, findet der obenangeführte Verfasser in einem Mißwachs, oder andern über eine größere Strecke sich ausbreitenden Unglücksfällen. Ist der Mißwachs in einem Versehen des Landmanns gegründet, hat dieser etwa nach alten Kalenderregeln zur unrechten Zeit gesäet, oder gepflüget, hat man nach alter Weise eine gewisse Art des Getreides in einen unschicklichen Boden gebracht, so gehöret der Mißwachs, welcher ohnehin in diesem Falle nie allgemein seyn wird, zu dem vorigen Artickel von den Fehlern der Landeskultur.

Gesetzt hingegen, daß durch außerordentliche Ursachen, durch Ueberschwemmung,

Ha-

Hagel, anhaltenden Regen, oder Dürre, Krieg, Brand, Peſt, Heuſchrecken, Würmer, entweder der Anbau des Getreides verhindert, oder das Gewächſe auf dem Acker zernichtet, oder ſelbſt das Eingebrachte in den Scheuern und auf den Böden verzehret würde, ſo werden wir bald in der Folge die Veranſtaltungen finden, die zu treffen ſind, um der daher zu beſorgenden Noth vorzubeugen, oder ſie wenigſtens zu mildern.

Das Getraide iſt der Gegenſtand einer zwofachen Handlung: der inländiſchen, weil nicht jeder Bürger Getreide bauet, und die, welche es bauen, deſſen insgemein mehr erzielen, als ſie ſelbſt nöthig haben; dann der auswärtigen, wiefern eine Nation entweder Ueberfluß, oder Mangel am Getreide hat, und folglich entweder ihren Ueberfluß an andere abgibt, oder durch den Ueberfluß anderer ihren eigenen Mangel erſetzet.

Unter die Mißbräuche beym inländiſchen Kornhandel gehört erſtlich die ſo übel berüchtigte und bezüchtigte Kornjüderey. Ein Jude im ſittlichen und politiſchen Verſtan-

ſtande iſt einerley mit einem Menſchen, der bey allen Gelegenheiten aufs Wuchern ausgeht, und ſich überall, auch auf Unkoſten anderer, Geldvortheile herbey zu ſpekuliren bemüht iſt. Ein Kornjude iſt alſo ein Menſch, beſchnittener oder unbeſchnittener Art, der mit Korn und andern nothwendigen Lebensmitteln Wucher treibt — — nicht eben allemal unerlaubten; denn es iſt noch eine Frage, ob die Kornjüderey überhaupt etwas ſchädliches ſey? welche Frage zu beantworten, die verſchiedenen Arten der Kornjuden zu entwickeln ſind.

Einige ſchütten ihr eigenes Getreide, welches ſie ſelbſt erbauet haben, auf Haufen, ſo lange bis die Frucht durch andere Urſachen übermäßig theuer wird; und dann ſchlagen ſie ihren Vorrath los. Dieſe ſind eigentlich nicht ſtrafbar; denn ihr Korn iſt ihr Eigenthum, und jedermann darf ſein Eigenthum behalten, ſo lang er will. Wohl aber können ſie zu der Zeit der Noth, wegen des gemeinſamen öffentlichen Beſten, gezwungen werden, ihre Böden aufzuthun und ihren Vorrath, ſofern ſie deſſen nicht ſelbſt benöthiget ſind, um einen billigen Preiß zu verlaſſen.

Andere legen ihr eingehendes Geld an, um in wohlfeilen Zeiten Korn zu kaufen, und sobald es theuer wird, es wieder zu verkaufen, bey diesen gilt das vorige: denn ihr Geld ist ihr Eigenthum.

Ueberhaupt ist bey beyden zu bemerken, daß sie auf keine Weise strafbar sind, wenn sie nur den Wucher nicht zu weit treiben, wenn sie nur nicht ihren Vorrath bis zu der höchsten Theurung aufheben; vielmehr sind sie als nützliche Magaziniter für das Publikum zu betrachten, welches, wenn es zu sorglos gewesen ist, um für die Zukunft zu sorgen, in ihren Niederlagen dafür gesorgt findet. *)

Noch andere aber bestreben sich Theurung zu dichten, wo keine ist, zu verursachen, daß Theurung wird, wo keine war, oder die vorhandene Theurung zu vermehren. Sie kaufen nicht nur auf, sie kaufen vor; Ihre Emissarien durchstreichen das Land, und handeln, oder beschlagen Korn, wo sie nur können. Sie lauren vor den Stadtthoren auf die kommenden Fuh-

ren

*) S. des Herrn Philippi vertheidigten Kornjuden, eine Schrift die bey vielen paradoxen Sätzen viel Gutes und Nützliches enthält.

ren, oder Marktſchiffe, um ſie aufzufangen, ehe ihre Ladung an den gewöhnlichen Ort des Verkaufs gebracht werden kann. Sie kabaliren auf dem Kornmarkte, erdichten, was ſie für gut finden, bald Theurung, bald künftige Wohlfeilheit, bald Wetterſchaden und Mißwachs, bald Ausſichten zu einer vortreflichen Ernde, bald fallende, bald ſteigende Aktien, um die Verkäufer, oder Käufer entweder abzuſchrecken, oder hinweg zu locken. Kurz ſie brauchen alle mögliche Kunſtgriffe, um den größten Theil des Getreides in ihre Hände zu bringen, ſich hiemit ein Monopolium zu erwerben, und folglich den Preiß des Brodes von ihnen ſelbſt abhänzig zu machen. Einige unter ihnen ſchaffen ſogar das Getraide aus dem Lande, wenn das Land ſelbſt Noth leidet, oder leiden wird, hinaus, um es theurer abſetzen zu können; und dieſe ſind als Feinde, als Hochverräther ihres Vaterlandes anzuſehen, und verdienten in dem Mäuſethurme zu ſitzen, welchen unſere vaterländiſche Mythologie zur Beſtrafung eines korngeizigen Prälaten erdacht hat.

Der-

Dergleichen waren die Dardanarii, Pantapoli, Seplaſiarii, Pantametaboli der alten Römer, wider die wir in den juſtinianiſchen und andern Rechtsbüchern die ſchärfeſten Geſetze finden.

Billig ſollte man die gute Art der Kornaufſchütter nicht mit einem verhaſten Namen belegen, und mit dem Titel der Kornjuden blos diejenigen beleihen, die wegen ihres unerlaubten und dem Ganzen nachtheiligen Wuchers als Staatsverbrecher betrachtet, und als ſolche gezüchtiget werden können.

Eine gewiſſe Art des **Vorkaufs** die an einigen Orten üblich iſt, iſt der zweyte Mißbrauch beym inländiſchen Kornhandel. Einige Becker, ſelbſt an verſchiedenen Orten die obrigkeitlichen und andere Perſonen, maſſen ſich auf den Marktplätzen dieſes Vorkaufs an, und behaupten, daß ſelbſt ein von andern ſchon erhandeltes Getreide ihnen zufallen müſſe, wofern ſie den ausgemachten Preiß dafür erlegen wollten. Man ſieht leicht ein, daß der Handwerksmann, der Fabrikant, der Kaufmann, mithin diejenigen, welche zunächſt

nach den Landbauern die Ernährer des Staats ſind, hier allemal nachſtehen und Gefahr laufen müſſen, bey dem mindeſten Anſcheine des Kormangels zu darben, oder einen unerſetzlichen Verluſt zu leiden. Hierbey iſt noch von einer andern Marktgewohnheit zu reden, die nicht viel vernünftiger iſt als jene. Ein Landmann nemlich, der eine Ladung Getreide auffühet, verlanget, daß ſolche ganz und auf einmal gekauft werde. Er will ſie nicht vereinzeln. Der Arme alſo, deſſen ganzes Vermögen in einer Baarſchaft für eine Metze Korn beſtehet, muß leer wieder heim gehen, wenn er nicht glücksweiſe einen gleich armen Bauer antrift, der eben eine Metze auf ſeinen Schultern zum Verkaufe getragen hat. In guten Zeiten, wo an allem Ueberfluß iſt, hat man von dieſer Gewohnheit nichts böſes zu befürchten. Allein in den Zeiten der Noth iſt ſie für den gröſten Theil der Eſſer ſo unerträglich, als die Noth ſelbſt. Es gibt zwar allerley Krämer, die Mehl in kleinen Portionen verkaufen, und dadurch denen aus der Verlegenheit helfen, die Korn im Ganzen zu

kau-

kaufen keinen Vorſchuß haben. Aber dieſe Wohlthat für die Armen iſt zugleich für dieſelbigen eine Laſt. Denn von dieſem Mehle hat der Müller den erſten Vortheil genommen, der Kramer nimmt den zweiten und folglich bekommt der arme Mann für ſein in ſeinem Schweis erarbeitetes Geld kaum zwey Drittheile von dem, was er auf dem Markte dafür würde gekauft haben. Vielleicht, vielleicht auch nicht, könnten die Müller, die ohnehin in der Theurung, und durch ſelbe ſich bereichern, von der Policey angehalten werden, Mehl an die Armen für einen gewißen Mittelpreiß in kleinern Doſen abzulaſſen.

Der dritte Misbrauch beym inländiſchen Kornhandel iſt der zweckwidrige Gebrauch des Getraides. Zu der Zeit der Wohlfeilheit verfüttert man oft unnöthiger Weiſe den Roggen, den man im folgenden Jahre gern wieder zurück hätte. Selbſt in der Zeit des Mangels höret man nicht auf, das Getreide in Dinge zu verwandeln, die entbehrlicher ſind, als es ſelbſt iſt. Ein einziger Meſchbuttig beym Stärckmachen verzehret in drey Tagen gern ſo viel, als

ein mittelmäſſiger Eſſer in einem Jahre kaum brauchen würde; die Brandweinblaſe iſt noch gefräſſigerer Art. Und gleichwohl können wir, bey einem guten Stücke Brod, ohne Stärke, ohne Haarpuder und ohne Brandwein, wo ich nicht irre, weit bequemer leben, als, ohne Brod, bey Stärke, Haarpuder und Brandwein; oder wenn wir dieſe Dinge auf keine Weiſe entbehren wollen, ſo laße man uns andere Meterialien ſuchen, aus welchen ſie eben ſo gut zu bereiten ſind.

Endlich viertens können ſelbſt öffentliche Magazine nachtheilig werden, dafern ſie nicht gehörig eingerichtet ſind. In gewiſſen Fällen ſind ſie ſchädlicher als die Kornjuden und Aufſchütter ſind. Nemlich theils, wenn man beſtändig hereinſammelt, und nicht von Zeit zu Zeit den ältern Theil des Vorraths auch auſſer den Tägen des Mangels verkauft, ſo verdirbt nach und nach das Getraide, und ein großer Theil deſſelben gehet für die Mäuler eines ehrſamen Publikums verloren; theils wenn man bey herannahender Noth die Böden entweder gar nicht öffnet, oder nicht den rechten Zeitpunkt

punkt trifft, ſie aufzuſchlieſſen, ſo wird abermal der in denſelbigen aufbehaltene Reichthum des Staates dem Staate vorenthalten, und der Mangel, ſamt der Theurung, vergrößert. Ein Privatmann ſoll mit ſeinem Ueberfluße nicht auf die höchſte Theurung warten, am allerwenigſten aber der Staat ſelbſt. Auch gewinnet dieſer nichts, wenn ſeine Kaſſen gewinnen, während daß der Unterthan, und vornämlich der ganze ſtädtiſche Nahrungsſtand verlieret. Von den Kornböden einiger Geſellſchaften, worinnen beſtändig gehäuft und gehäuft wird, könnte noch etwas härterers geſagt werden.

Bey dem auswärtigen Kornhandel ſtreitet man über die Frage von der Ausfuhr des Getraides, ob und in welchen Fällen ſie erlaubt oder unerlaubt ſey, eine Frage, die bereits von verſchiedenen Sachverſtändigen und Gelehrten für und wider erörtert worden. *) Sie iſt ziemlich ei-

*) Repréſentation aux Magiſtrats contenant l' expoſition raiſonnée des faits relatifs à la liberté du commerce des grains & les reſultats reſpectifs des réglemens & de la liberté 1769.

nerley mit der Frage, ob die Ananas, die Melonen, die Marillen, die Pfersiche gesund, oder ungesund sind. Beyde können im Allgemeinen nicht beantwortet werden. Das Verboth der Ausfuhr kann zu dieser Zeit, an diesem Orte, unter diesen Umständen so schädlich seyn; als es zu jener Zeit, an jenem Orte, unter jenen Umständen, die Ausfuhr selbst ist.

Es ist eben so lächerlich, zu behaupten, man müße die Ausfuhr auf immer verbieten, als es lächerlich ist, aus der Natur und Geschichte zu demonstriren, wie einige demonstriret haben, man müße sie beständig und an allen Orten erlauben.

Ist der ausführende Staat groß, aus vielen Provinzen bestehend, oder nicht? sich selbst mehrentheils hinreichend, oder bedürftig? durch Handlung wichtig und reich, oder nicht, an der See gelegen, oder doch

mit

1769. Elemens du commerce p. 2. c. 3. Dictionaire Encyclopedique S. Grains. la Mare Traité de la Police. Desgleichen sind hier die Schriften der Herren Reimarus und Scharnweber anzuführen, die Gedanken des ersten sind allzu lokal und blos aus der Natur eines Handelsortes abstrahirt.

mit solcher durch schiffbare Wasser verknüpft, oder vom Lande eingeschlossen? werden die Comestibilien bloß in benachbarte oder auch in entfernte Länder geführt? in solche, deren Hilfe uns selbst nothwendig ist, oder in andere, deren wir füglich entbehren können? Ist die Ausfuhr der genußbaren Waaren auf immer erlaubt, oder nur zu der Zeit des Ueberflußes, unter Sperrung zu der Zeit der Noth? Erhalten wir dagegen nur Geld, oder andere Waaren? Nothwendige oder entbehrliche? Wer gewinnt bei der Ausfuhr, der ganze Staat oder nur einzelne Privatpersonen, die vielleicht das Geld nicht einmal in den gehörigen Umlauf bringen? Oder vielleicht der Staat, indem diejenigen Bürger verlieren, welche die Seele desselben ausmachen? Ist vielleicht dem Staate daran gelegen, daß es theuer sey? Oder ist er von der Art, daß die Wohlfeilheit zu seinem Flore nothwendig gehöret?

Diese und mehrere Fragen müßen zuvor untersuchet werden, ehe man unterscheiden kan, ob diesem Lande unter diesen Umständen die Ausfuhr zuträglich, oder schäd-

lich sey. Jedoch eine weitere Erörterung solcher Materie dürfte dem Einsiedler eben so wenig anstehen, als eine polizeymäßige Bestimmung der Hülfsmittel, wodurch der Theurung abgeholfen werden kan, wie wohl es seyn könnte, daß man diesen letzten Punkt noch bei einer andern Gelegenheit, wie im Vorbeigehen, berührte.

Ueberhaupt sind die Begriffe der Theurung und der Wohlfeilheit bloß verhältnißmäßig zu fassen. Wenn das Geld wohlfeil ist, so sind die Waaren theuerer, und diese sind wohlfeil, wenn das Geld theuer ist.

Da nun von Jahren zu Jahren mehr Gold und Silber gegraben und ausgemünzet wird, da bei uns jeder kleine Reichsstand sein Wappen wenigstens auf einigen Viergroschenstücken sehen will, so ist es begreiflich, daß das Geld, je mehr man dessen fabricirt, und je schlechter es am innern Gehalte ist, wohlfeiler und die Waare theuerer werden muß. Es ist hiernächst die Wohlfeilheit kein Beweiß der Glückseligkeit der Länder; oft beweißt sie das Gegentheil. Welches Land ist reicher als Bri-

tanien

tannien? und wo iſt es theurer als dort? in manchen andern Ländern iſt es hingegen ſo wohlfeil, daß ein Reiſender für wenige Groſchen ſich und ſein Pferd füttern kann, und der Bauer bey Erblickung eines Guldens die Augen aufreiſt, und meint, er ſehe alle Reichthümer der Welt. Man pflegt dergleichen Staaten nicht eben unter die blühenden zu rechnen. Eben dieß gilt von der Zeit. Vor dreyhundert Jahren beſchuldigte ein angeſehener deutſcher Fürſt ſeine Prinzen der Schwelgerey, weil ſie bei einer einzigen Mittagsmahlzeit zween Reichsthaler verzehrt hatten. Und ein anderer machte für ſeine Profeſſoren eine fromme Stiftung von jährlichen zehen Gulden zu einem Feyerkleide und Mantel mit dem Zuſatze: auf daß ſie ſtattlich einhergehen. Ohne Zweifel war es damals ſehr wohlfeile Zeit; ob ſie aber deßwegen beſſer geweſen als die jetzige? dieß iſt eine Frage, die ſich ſchwerlich bejahen läßt.

Es iſt uns ſehr natürlich, das Vorgegangene und Entfernte anders als das Itzige und Gegenwärtige zu betrachten. Dort ſehen wir immer mehr das Schöne und

Angenehme, ohne das Häßliche und Unangenehme lebhaft uns vorzuſtellen. Hier unterdrucket hingegen insgemein das Gefühl der wirklichen oder eingebildeten Mängel die Empfindung der Vorzüge, die wir haben, oder haben könnten. So träumt der Seefahrer zum voraus von Oſtindiſchen Schätzen, und findet oft, wenn er nach Batavia kommt, ſtatt der Schätze — das, was wir wiſſen. Welche reizende Begriffe machen wir uns nicht von den Zeiten der Griechen? der Römer? und unſerer deutſchen Altväter, beſonders wenn wir ſie nach den angenehmen Einbildungen der Dichter betrachten? Gleichwohl kochten die Griechen Gift für den größten Weiſen, der je unter ihnen gelebt hat, verjagten ihre Helden durch wunderliche Machtſprüche, welche bloß von der üblen Laune des Volks abhiengen, ſchlugen ſich einander ſelbſt todt, und thaten mit einem Worte alles das, was man in dieſer letzten betrübten Zeit auch thut. Nicht beſſer die Römer! und unſere guten deutſchen Vorfahrer. Wer mit ihnen in ihren glückſeligen Zeiten leben will, der gewöhne ſich fein bald halb nackend und baarfuß vollge-

ſchneyte Wälder durchzuirren, um endlich ein Wild zu finden, auf welches ſein Weib, ſeine Kinder, und ſein eigener Magen mit Ungeduld warten, der gewöhne ſich Eicheln zu eſſen, auf ſeiner Mutter, der Erde, zu ſchlafen, und bei allem dem doch nicht vor der mörderiſchen Keule ſeines Nachbars ſicher zu ſeyn. Wir andere, die wir in unſern policirten Zeiten ein ruhigeres und ſicherers Leben führen können, wollen ihn ſo wenig beneiden, als uns die Realiſirung der rouſeauſchen Träume herbei wünſchen, nach welchen die Menſchen ganz nackend ſeyn würden, nackend am Leibe und nackend am Geiſte, ohne Hemd und ohne Vernunft.

Es gibt noch andere Urſachen, weswegen den Menſchen unter allen möglichen Zeiten gerade diejenige, in welcher ſie ſelbſt leben, am wenigſten gefällt. Mancher, der da glaubt, ſeine Verdienſte wären nicht nach Würde belohnt worden, rächt ſich dafür an der Zeit, und ſchilt ſie eine Undankbare, welche der Ehre nicht werth ſey, die er ihr durch ſeine Gegenwart erzeige. Ich ſage aber, mit Erlaubniß der

Ver-

Verdienſte oder ihres ſeyn wollenden Beſitzers, daß entweder der letzte keine wirklichen Verdienſte hat, oder ſich ſelbſt die Urſache zuſchreiben ſollte, wenn ſie nicht belohnt werden. Cleont rühmet ſich, der Prinz Sanſeverino ſey ein Knab gegen ihn, er habe in der Naturgeſchichte, Oekonomie und in den Kammeralwiſſenſchaften die größten Entdeckungen gemacht, aber es gereue ihn, ſie gemacht zu haben, er ſey damit einige hundert Jahre zu ſpät gekommen; denn, kein großer Herr wolle ſeine Verdienſte erkennen, und vergelten. Und worinn beſtehen denn dieſe wichtigen Erfindungen? Cleont hat eine neue Gattung von Schmetterlingen entdecket, die von dem gewöhnlichen Nachtvogel durch einige Streifen auf den Flügeln verſchieden iſt, welches männiglich in ſeiner auserleſenen Sammlung von Papillons in Augenſchein nehmen kann. Er hat es verſucht, aus ſolchen Dingen Papier zu machen, aus welchen ſelbſt Herr Schäfer keines gemacht hat. Er hat eine Art einheimiſcher Baumwolle erzeugt, die zwar in der That nichts taugt, aber doch immer einheimiſche Baumwolle

iſt.

ist. Er hat es unternommen aus Torf alles mögliche, so gar Theetassen und Patrontaschen zu machen, welches eine wichtige Erfindung ist, ob man sie gleich nicht brauchen kann — In der That, Herr Cleont sollte von einem großen Herrn wenigstens eben so gut unterhalten werden, als die Affen, welche Seine Durchlaucht mit ihrem possirlichen Springen belustigen.

Arist hat einige Verdienste, aber er schätzt sie zu hoch, und glaubt dafür gar nicht belohnt zu seyn, weil er nach seiner Meinung nicht genug belohnt ist. Er macht vortrefliche anakreontische Verse, und hat nun seit dreyßig Jahren von Wein und Liebe schöner, als irgend ein anderer Dichter gesungen. Und deswegen verlangt er wenigstens erster Minister der Monarchie mit etwa zwey bis drei Millionen Einkünfte zu seyn. Weil aber die jetzigen Zeiten so gar elend sind, weil man alle Verdienste miskennt, so hat es Arist nicht weiter bringen können, als bis zu der Stelle eines Kanzleyofficiers mit einem Gehalt von 500. Gulden, oder vielmehr, weil er es nicht wei-

ter hat bringen können, so sind die Zeiten schlecht.

Damon hat wahre Verdienste, aber er weiß es zu sehr, um diejenige Tugend zu haben, welche das beste Vehiculum der Verdienste ist, die Bescheidenheit. Er lobt sich bei aller Gelegenheit selbst; er will stets der einzige seiner Art in ganz Europa seyn, ist störrisch, eigensinnig, tadelsüchtig, ein großer Widersprecher, ohne Zurückhaltung, ohne Klugheit: der Geruch seiner Tugenden erstickt in diesem Nebel, und die Nichtbelohnung seiner Verdienste ist die Strafe seiner Fehler.

Krast ist das Gegentheil von Damon, nicht im Verdienste, dessen er vielleicht mehr besitzet als dieser, sondern in der Bescheidenheit, Krast ist nur zu bescheiden. Er sucht eine Stelle, zu welcher eine große Känntniß der Mathematik nöthig ist. Der Minister fragt ihn: ohne Zweifel verstehen sie die Geometrie vollkommen — Er antwortet: verzeihen Euer Excellenz — ich verstehe sehr wenig, die Stelle wird also einem andern gegeben, der weniger weiß, und mehr sagt. Krast mag es sich selbst,

nicht

nicht der Zeit zuschreiben, daß es ihm nicht nach Wunsch gegangen ist.

Insgemein klagt der Mensch desto mehr über schlechte Zeiten, je älter er ist, oder je mehr er die Abnahme seiner Kräfte samt den Unbequemlichkeiten des Lebens empfindet. Die lebhaftere Empfindung unserer Mängel am Leibe und an der Seele macht, daß wir die äußeren Gegenstände gleichfalls immer von der unangenehmen Seite betrachten. Die Werkzeuge der Sinnen, mittelst welcher wir vorher das Schöne und Gefällige empfanden, sind stumpf geworden; für das Häßliche und Widrige aber haben wir noch immer Sinnegenug, Lebhaftigkeit genug, um alle die Leiden zu fühlen, welche die Nachtreter unserer vorherigen Belustigungen sind. Die Folgen des Luxus und der jugendlichen Ausschweifungen liegen schwer auf uns, und anstatt uns selbst wegen unserer eigenen Fehler anzuklagen, wälzen wir die Schuld des Unglücks, worinn wir seufzen, hinweg von uns, entweder auf unsere Nebenmenschen, oder auf die arme unschuldige Zeit.

Es geht ganzen Ländern, wie einzelnen Personen, durch Luxus, vermehrte Bedürf-

niße, übertriebenes Raffinement werden die Menschen und Staaten schlimmer und elender. Hieher gehöret das Gastmahl eines großen holländischen Ministers. Es bestand aus drey Trachten, zuerst gab man Brod, Butter und Käse, nebst einigen Früchten. So, sagte der Pensionair, ist unser Staat entstanden. Dann folgten einige Speisen, wie sie ein ordentlicher Handwerksmann zu essen pflegt: ein Stück Fleisch und ein gutes Gemüß — als wir so speisten, fuhr der Minister fort, waren wir mit unserem Staat im höchsten Flor. Ein herrliches Mahl nach dem feinsten Geschmacke auf hundert Schüsseln machte den Beschluß; aber so müssen wir zu Grunde gehen. Das war das Epiphonema des Wirths, welches beiläufig zu sagen, mehr werth ist, als hundert Schüsseln voll von idealischer Staatsklugheit, und tausend Spiegel, worinn sich die gewaltigen Herren dieser Welt bespiegeln sollen.

Übrigens will man es gern gewissen Ständen vergönnen, sich über die jetzigen schlechten Zeiten zu beklagen, zum Beyspiele:

Den Lateiniſchen Männern, welche ſonſt mit der Erklärung einer alten Urne ſich mehr Ruhm und Erwerb verſchaffen konnten, als ſich der Scheik = Daher mit ſeinen Kriegsthaten verſchaffen wird.

Den Metaphyſikern, welche ehemals zum Beſten des Publikums ſich über die Frage zu Tod zankten: ob Petrus und Paulus von einander unterſchieden wären durch ihre Häcceität und Illeität, oder aber durch ihre Petreität und Pauleität;

Den Kaufleuten, welchen man nicht mehr erlauben will, ungeſtraft einen chriſtlichen Bankerot zu machen.

Den Herren vom Stande, welchen man keine Wechſel mehr auf die Unterſchrift ihres Namens und Beydrückung ihres hochadelichen Petſchafts kreditiren will.

Den Müſſiggängern, denen man vor Zeiten für ihren Tafelwitz die Tafel umſonſt gab, und jetzt nicht mehr geben mag.

Allen dieſen ſey es hiemit erlaubt, und verſtattet, über die ſchlechten Zeiten, über den trägen Umlauf des Geldes und worüber ſie immer wollen, in beliebigſten

Ausdrücken zu klagen und zu jammern, so oft und so lange es ihnen selbst gefällig ist.

Ich beschließe diese Abhandlung mit meinem eigenem Systeme, welches aber in wenigen Worten gesetzt werden kann. Es ist das System des guten ehrlichen Horatius:

Non mihi res, sed me rebus accomodo.

Gedanken
über
Gedanken
über den
letzten Tumult von einem Schutz-
verwandten.

Ob ich gleich nur ein armer Schutzverwandter bin, so unterlasse ich dennoch nicht, mich um das Politikum so gut zu bekümmern, als der gröſste Gelehrte. Ich lese meinen Staatsboten, und erkläre ihn auch wohl meinen Nachbarn. Um so mehr glaube ich, berechtiget zu seyn, eine Schrift zu lesen, und darüber zu urtheilen, welche hauptsächlich für einfältige Bürger

geſchrieben. Das habe ich denn auch gethan, und ich habe ſie ſo ziemlich verſtanden; aber meine Nachbarn haben ſie auch geleſen, und die haben freylich nicht die Einſicht in politiſche Sachen, wie ich; jeder will ſie demnach von mir erklärt haben. Das nähme mir nun zu viel Zeit weg, ich will alſo meine Gedanken lieber aufſetzen, da kan ſie ein jeder leſen. Freylich wohl werde ich nicht ſo einfältig, begreiflich und verſtändlich ſchreiben können, als ein Bürgermeiſter; aber ihr habt auch den Vortheil, daß, wenn ihr mich nicht recht verſtehet, ihr mich eher um Erklärung fragen könnet, als einen ſo groſſen Mann.

Ehe ich aber zur Sache ſelbſt ſchreite, ſo muß ich im Vorbeygehen eine Frage beantworten, welche Nachbar Görge oft an mich gethan, und welche vielleicht noch vielen andern einfallen könnte. Nachbar Görge will wiſſen, wie es doch komme, daß oft Leute eine Sache ganz unverſchämt erzählen könnten, an der nicht ein wahres Wort iſt? Er meynt, daß ſolche Leute doch immer in Gefahr ſtünden, auf der Lügen ertappt zu werden, und das würde doch

immer

immer nicht fein stehen. Hier aber muß Nachbar Görge wissen, daß es mehrentheils bey denen Herren, wenn sie es so erzählen, keine Lügen mehr ist. Im Anfang war es wohl so was; aber wenn sie die Sache oft erzählet: so glauben sie sie auf die letzt selbst; wie man auch im gemeinen Sprüchwort zu sagen pfleget: Wer oft lüget, glaubt es auf die letzt selbst. Diese ganze Sache paßt nun zwar gänzlich nicht hierher, zu des Herrn Bürgermeisters seiner Schrift, wo mir wohl schwerlich jemand eine Lügen wird zeigen können, wenigstens nicht legal; — weil aber doch Nachbar Görge mich so oft gefragt, habe ich ihm auch das erklären wollen, weil ich doch einmal über dem Erklären bin: denn ich mache meine Schriften gerne gemeinnützig. Nun zu meinem Vorhaben, und zwar, damit euch alles recht deutlich wird, wollen wir die Sache von Punkten zu Punkten durchgehen.

Ihr wollt vor allen Dingen wissen, was doch der arme Zinngießer dem Herrn Professor Hadelich gethan, daß man ihn hier in ein so bös Geschrey bringt. Freylich ists wahr, der Zinngießer hat nichts

gethan, als ſeine einfältigen Gedanken geſagt, und eins und das andre prophezeyet, welches, wie mir leider mein Beutel und mein Magen ſagen, ſo ziemlich eingetroffen. Uibrigens hat er den Herrn Bürgermeiſter nicht genennet, noch weniger gegen ihn, oder gegen andere hohe Obrigkeit einen Aufruhr erregen wollen. Liebe Nachbarn, es iſt wahr, genennt hat er ihn nicht; aber, hier muß ich euch wieder an ein Sprichwort erinnern: Wenn man unter die Hunde wirft, ſo ſchreyet der, den man trift, pflegt man ſonſt zu ſagen. Nun wollte ich zwar um aller Welt Wunder willen, meine hohe Obrigkeit keinesweges mit einem Hunde verglichen haben; aber jedennoch glaube ich, ſollte man eben ſo wohl ſagen können: Wenn man unter die Kornjuden wirft, ſo trift man auch unterweilen einen Bürgermeiſter. Der ſchreyt nun freylich nicht wie ein Hund; aber er ſchweigt doch auch nicht ganz ſtille; er ſchreyet vielmehr wie ein Gelehrter, das heißt: er ſchimpft. Und ſo hat es diesmal der Herr Bürgermeiſter gemacht. Denn das vortrefliche Pasquill auf den armen

Zinn-

Zinngieſſer hat er nicht ſelbſt geſchrieben, das kan man leicht einſehen; wer es aber ſonſt geſchrieben, das kan ich ſo gewiß nicht ſagen. Einige meynen, es ſey auch ein wirklicher Profeſſor, welcher ſogar ſeinen eigenen Tiſchwein trinkt; aber das kan nicht ſeyn: vielmehr ſollte ich glauben, daß der Schulmeiſter von Frondorf der Verfertiger; denn daſelbſt iſt der Herr Bürgermeiſter Nachbar, und es iſt demnach billig und legal, daß ſich die Gemeinde ſeiner annehme. Freylich hat es der Herr Schulmeiſter dasmal ſchlecht gemacht; denn er hätte doch bedenken ſollen, was er ſeinen Jungen täglich im Katechismus-Examen ſagt, daß ein böſer Pfarrer dennoch wohl die Wahrheit ſagen kan, wenn er gleich ſelbſt nicht darnach thut; und der Schluß: der Zinngießer hat Fehler; ergo kann er nicht einſehen, daß durch die ſtarke Ausfuhre Theurung und Noth entſtehen wird, kömmt eben ſo dumm heraus als: Der Herr Bürgermeiſter Hadelich kann nicht arabiſch leſen, ergo kann er auch nicht Collegia darüber anſchlagen. Kann man denn nicht

unendlich viel gutes vom arabiſchen ſagen, ohne es leſen zu können?

Einem Schulmeiſter endlich waren ſolche Fehler eher zu vergeben, als einem Profeſſor. Zwar ſagt man, der Herr Profeſſor ſey vor kurzem etwas dergleichen geweſen, und eben der Zinngießer habe gemacht, daß er es nicht mehr ſeyn dürfte; dem ungeachtet kann ich mir nicht vorſtellen, daß er ſolch dumm Zeug ſollte ſchreiben können, und wenn er auch allen ſeinen Tiſchwein auf einmal getrunken hätte. Einen ſchweren Punkt hätte ich nun erklärt; aber izt kömmt ein neuer, und den verſtehe ich ſelbſt nicht. Der Herr Bürgermeiſter geſtehet, daß ihm niemand die Fenſter eingeworfen, als Jungen und Hurenbagage; nun iſt aber bekannt, daß dergleichen Leute ſich nicht ſo mit Leſen beſchäftigen, als unſer einer: Wie kann nun der Herr Profeſſor ſagen, daß ſie der Zinngießer aufgehetzt? Kurz, das verſtehe ich nicht, und da fragt Hr. Johnen, Hr. Kayſen, Hr. Pelnitzen und Rhein, oder, wenn ihr wollt, ihn ſelbſt; mir iſt es zu hoch.

Was aber Meiſter O. wiſſen will, das kann ich ihm allenfalls erklären. Legal eine Sache erweiſen, ja, Meiſter O., da gebe er recht Achtung. Er verſtehet kein Latein, da muß ich ihm mit einem Exempel helfen, welches mir ſo eben beyfällt. Meine Nachbarin hatte ehemals Bekanntſchaft mit einem hübſchen Mühlknappen. Ich ſahe ihn oft des Nachts zum Fenſter hineinſteigen, ich ſahe mehr, welches ſich nicht wohl erzählen läßt, meine Nachbarn ſahen es auch, und unter uns war es eine ausgemachte Sache, daß das Menſch alles in der Welt eher als eine Jungfer wäre; aber legal war ſie doch eine. Denn höre er nur, als ich ſie einsmals mit aller Zuverſicht Hure nennte, ſo verklagte ſie mich; ich führte alle meine Gründe an, aber es half nichts, ich konnte ihr ihre legale Jungferſchaft nicht abſprechen, und mich kam demnach das Wort: Hure, theurer zu ſtehen, als vielleicht dem Mühlknappen die Sache ſelbſt. So ſetze er zum Exempel, er wüßte, daß jemand in Erfurth ſtark mit Frucht gewuchert, ſetze er, er könnte ſogar erweiſen, daß derſelbe dem Herrn Kornmeiſter ein

Billet geſchrieben, worinnen er um 100 Malter Hafer vom Kornboden angehalten, und dem Kornmeiſter ſo gar vor jedes Malter &. gl. Rekompens verſprochen; ſo iſt das doch noch lange nicht legal. Denn erſtens könnte man ihm gleich antworten, daß man keine Metze erhalten, und denn, wenn er auch einwenden wollte, daß er doch welches haben wollen; ſo würde man ihm gleich ſagen, daß man es zu nichts weniger als zum Wucher anwenden wollen, vielmehr hätte es ſollen umſonſt unter arme Bürger ausgetheilt werden; und da hätte man ihm ſo viele genennet, die er hätte fragen ſollen, daß er es endlich gerne ſo geglaubt. Siehet er, das nennet man legal, und mag nach unſerer gemeinen Sprache faſt ſo viel heiſſen, als eine Sache unverſchämt läugnen.

Was die Stelle anlangt, wo geſagt wird, daß der Herr Bürgermeiſter nur 36 Rthl. profitirt, das muß anders erklärt werden, als legal, und wenn ihr rechnen könntet, ſo würde ich euch zeigen, daß das, was hier zu wenig angegeben, und demnach fehlt, mit in der Summe von 185000

Rthlr.

Rthl. ſteckt. Uiberhaupt habe ich angemerkt, daß der Herr Bürgermeiſter in zu viel und zu wenig Angeben oft ausſchweift. Freylich wohl iſt es ihm nicht zuzumuthen, daß er juſt ein Rechenmeiſter ſeyn ſoll; aber er ſollte doch bedenken, daß es noch Leute gäbe, die rechnen könnten.

Ich kann euch ſo eine kleine Muthmaſſung ſagen, die ich habe; aber das muß unter uns bleiben. Ich glaube, daß der Herr Bürgermeiſter manchmal ſehr ſtark träumet, und zwar ſo ſtark und ſo natürlich, daß er glaubt, ſein Traum ſey in der That wahr. Wenn dieſe Muthmaßung nicht wäre, könnte ich euch kaum eine von den großen Verdienſten erklären, die ihm angerechnet werden, und daß mein im Anfange angeführtes Sprichwort gar nicht auf einen ſolchen Mann paßt, habe ich euch, dünkt mich, ſchon geſagt. Nun iſt nichts natürlicher, als daß zu der Zeit, als wir die Preuſiſche Kontribution geben ſollten, ſolches dem Herrn Bürgermeiſter, als einem Bürgerfreund, ſehr nahe gieng; was iſt ferner natürlicher, als daß er wünſchte, daß ſie möchte erlaſſen werden? Mit dieſen

ſen Gedanken nun gieng er zu Bette, im Bette nun, und nicht in Torgau, würkte er einen Erlaß von 185000 Rthlr. aus. Ihr ſehet demnach, daß dennoch was an der Sache, und es iſt rühmlich genug für den Herrn Bürgermeiſter auch ſo gar patriotiſch zu träumen.

Hört nur, wie artig ich auf die Muthmaßung kommen bin. Der Herr Bürgermeiſter erzählte einsmals, daß er den Hamburgern das blaue Zuckerpapier machen lernen. Ich fragte deßwegen einen Ladendiener, der von Hamburg war, als ich eben im Laden Zucker auspackte. Iſt es denn wahr, ſagte ich, daß unſer Herr Bürgermeiſter vor kurzen den Herrn Hamburgern, zum Zeitvertreib, blaues Papier machen lernen? Der war nun grob, und ſagte: Wer euch das geſagt, der iſt ein Lügner, und wer es glaubt, der iſt ein Narr. Nun wußte ich zwar, daß unſer Herr Bürgermeiſter nichts weniger, als ein Lügner, und ich nichts weniger, als ein Narr war, zumal da ich es nicht einmal recht geglaubt; aber hinter die Sache ſelbſt konnte ich doch nicht recht kommen. Kurz darauf erzählte

der Herr Bürgermeiſter, daß er in Frankfurth 30000 Patronentaſchen von Torff, für den Portugaller machen ließe. Hier konnte ich nun leicht Gewißheit haben. Denn mein Bruder, ein Sattler, kam eben von Frankfurth zurück. Bruder, ſagte ich, wie gerathen denn die Patronentaſchen von Torff, die unſer Herr Bürgermeiſter bey euch für den Portugaller machen läßt? Das hat dich vermuthlich geträumt, ſagte er. Das half mir nun auf die Sprünge: denn ich hatte wohl nicht geträumt, das wußte ich gewiß; aber unſer Herr Bürgermeiſter konnte es doch gethan haben.

Bey einem von den erzählten Verdienſten finde ich doch was wahres, nämlich der Herr Bürgermeiſter ſagt: er habe den hieſigen Herren Studenten ſehr vieles gelernet, welches ſie in Aemtern brauchen könnten. Nun vermuthe ich, daß der Herr Bürgermeiſter ſeine Schreibart meynet, und da hat er recht. Denn da es bekannt iſt, daß die Herren Advokaten ihre Schriften Bogenweiſe bezahlt bekommen: ſo iſt nichts einträglicher für ſie, als eine Schreibart, wie des Herrn Bürgermeiſters ſeine, wo

man

man eine Sache zehnmal wiederholt, und mit 4 Bogen sagt, was ein anderer mit 3 Zeilen sagen könnte. Ich glaube auch gerne, daß sie sonst viel gutes gelernet, da der Herr Bürgermeister ein gelehrter Mann ist. Doch hier muß ich eine kleine Anmerkung sagen, die das letztere wohl etwas zweifelhaft machen könnte. Es ist bekannt, daß die durchreisenden vornehmen Herren immer nach den gelehrten Leuten in der Stadt fragen. Ich bin einige Jahr im grünen Schilde Hausknecht gewesen, und da haben mich die Herren Passagiers oft nach dem und jenem gefragt; aber nie nach unserm Herrn Bürgermeister. Wenn ihr mir nicht glauben wollt, fragt nur Herr Kapsen.

Wenn meine Muthmassung mit dem Träumen nicht unrichtig; so glaube ich, man könnte auch die Schrift des Herrn Bürgermeisters so auslegen: Weil mich geträumet, daß, statt daß ich sollte mit Korn gehandelt haben, ich vielmehr der Stadt unendliche Dienste gethan, und wohl mehr noch, als ehemals Joseph den Egyptern: denn der erbettelte keine Kontribution; so laßt ihr, vornehmer Pöbel, doch euch träu-

men,

men, daß nicht der Hunger, sondern der verdammte Zinngießer, oder sprecherische Reiser, den gemeinen Pöbel aufgehetzt.

Weil ich doch des vornehmen und gemeinen Pöbels gedenke, so muß ich euch auch das erklären, und zwar, weil ihr es sonst vielleicht nicht begreifen könnet, wiederum mit einem Exempel. Stellet euch vor, Pilgrimm- und Borstorfer-Aepfel, beydes sind Aepfel; aber Borstorfer-Aepfel sind doch allemal vornehmer, als Pilgrimme. Wir hier vor dem Johannisthore, wir sind gemeiner Pöbel, und daraus nimmt man weder Professor noch Bürgermeister; aber nun giebts auch Leute, welche sich sonst ziemlich gut zum Sackträger oder Roskriker schicken würden; weil sie aber doch Gold auf den Kleidern haben, so nennet man sie vornehmen Pöbel.

Merkt nun noch, liebe Nachbarn, daß alles, was zur Vertheidigung des Herrn Bürgermeisters gesagt wird, legal muß verstanden werden. So kann es seyn, daß Nachbar L., der Sackträger, für sich weiß, daß der Herr Bürgermeister mit Frucht gehandelt. Es ist auch uns allen bekannt,

was im Intelligenzblatt geſtanden; wie der Herr Bürgermeiſter die Ausfuhre defendirt; diejenigen Dummköpfe geheißen, die ſich einfallen laſſen, zu behaupten, daß dadurch Mangel entſtehen müßte, welcher endlich den vornehmen und gemeinen Pöbel ziemlich incommodiren würde. Alles das wiſſen wir; aber glaubt nicht, daß wir damit auskommen: denn der Herr Bürgermeiſter läugnet alles legal, und da ſind wir fertig. Freylich giebt man dem Herrn Bürgermeiſter auch viel zur Ungebühr ſchuld. So erzählte Nachbar Hans neulich, daß er ſich von den Nürnbergern mit 2000 ledernen Louisd'oren anführen laſſen. Nun iſt zwar nicht zu läugnen, daß der Herr immer den Kopf voll Torff und anderer Invention, und er demnach wohl nicht ſo genau auf ſolche Kleinigkeiten merkt, als unſer einer; aber 2000 Stück falſche iſt doch ein wenig zu viel, unter einer Summe von 36 Rthlr.

Was dasjenige anlanget, was unſer Herr Bürgermeiſter andern Herren hier zur Laſt legt, darein menge ich mich nicht. Die Herren ſind gelehrter, wie ich, die mögen ſich ſelbſt vertheidigen. Doch, wenn

jemand

jemand sagen wollte, warum denn der Herr Professor, als regierender Bürgermeister, so lange still geschwiegen; so antworte ich denn: das ist noch kein Beweis, daß es nicht an dem. Unser Herr Bürgermeister ist verschwiegen; hat man doch von dem Erlaß, den er ausgewirkt, in 10 Jahren nichts gehört; nicht einmal, daß es ihm geträumet. Nennen hätte freylich der Herr Bürgermeister niemand sollen: denn das hat der Zinngießer nicht gethan.

Nun so hätte ich euch denn, liebe Nachbarn, nach meinem geringen Vermögen eine Schrift erklärt, welche wohl gelehrtern Leuten, als mir, beym Durchlesen den Angstschweiß wird ausgetrieben haben. Meine Absicht ist nicht gewesen, den Herrn Bürgermeister zu beleidigen; das siehet er auch daraus, daß ich lieber gewollt, daß er geträumet, als daß er gelogen. Noch weniger ist es mir eingefallen, einen von dem gemeinen Pöbel zu vertheidigen, die dem Herrn Bürgermeister das Haus gestürmet; das wird allemal ein unrechtes und böses Beginnen bleiben. Ihr selbst wisset auch, wie sehr ich jenesmal auf diese Leute

geſchimpfet, und ſo wenig ich ein Liebhaber von Rothköpfen bin; ſo ſoll es mir doch angenehm ſeyn, wenn der Herr Bürgermeiſter aus ihren Häuptern Kohlpfannen macht, ſollte auch dadurch manche arme kleine Kreatur mit umkommen, welche an dem Tumulte keine Schuld hat.

Meine Schrift iſt freylich nicht gelehrt, noch weniger habe ich mich einer künſtlichen Ordnung bedienet. Ich ſchrieb ſie für euch, und da iſt ſie gut genug. Iſt die Schreibart ſchlecht, ſo bedenket, daß es eine Schreibart für Schutzverwandten, welche nothwendig ſchlechter ſeyn muß, als diejenige für Bürger; und wenn ich demnach im gehörigen Verhältniß bleiben wollte, konnte ich kaum ſchlecht genug ſchreiben. Genug, ich habe meine Abſicht erreicht. Vielen von euch wird die Schrift des rechtſchaffenen Bürgers nun deutlicher ſeyn, vielen freylich auch nicht; denn es giebt Leute, deren Kopf iſt wie ein Panzer von Torff, da gehet nichts durch. Sollten welche von dem vornehmen Pöbel meine Schrift leſen, und ſie ſollte ihnen nicht gefallen; ſo iſt das meine Schuld nicht: man kann

es nicht allen Leuten recht machen. Habe ich jemand beleidiget, den bitte ich um Vergebung. Ich habe gerne mit jedermann Friede; das wißt ihr, liebe Nachbarn, und wenn ihr geschriebenes lesen könntet, würde ich mein Traktätlein nicht einmal haben drucken lassen. Wenigstens doch wird mir hoffentlich niemand Schuld geben, daß ich hätte aufwieglerische Dinge schreiben wollen.

Lebt wohl, und wenn mehrere solche Schriften herauskommen sollten, bringt sie zu mir, ich will sie euch alle erklären.

A.B.C. Schutzverwandter.

Der ſich ſelbſt entlarvende Schutzverwandte.

Geehrtes Publikum!

Da ich vor kurzem eine Schrift unter eines andern Namen herausgab; ſo war nichts weniger die Urſache dieſer Verlarvung, als die Furcht; und daß ich etwan dir verborgen bleiben wollte. Ohnerachtet nun, ich gegen verſchiedene meiner Mitbürger geſtanden, daß ich, und nicht der Schutzverwandte A. B. C. der eigentliche Verfaſſer ſey; ſo mußte ich doch vor einigen Tagen ein ſcriptum erblicken, welches dieſen ehrlichen, unſchuldigen Mann auf das entſetzlichſte angreift und mißhandelt.

Ich will dir demnach, geehrtes Publikum, meinen eigentlichen und rechten Namen nunmehro offenherzig entdecken, wozu

mich

mich anitzo hauptſächlich zwo Urſachen bewegen: die eine, wie ich ſchon geſagt habe, einen ehrlichen Mann aus dem Gerede zu bringen, der nicht Autor ſeyn will; nämlich den ehrlichen A. B. C. Die zwote, um ein halb hundert ſchweigen zu machen, die es ſeyn wollen, oder die wenigſtens gerne ſähen, daß man ſie im Verdacht hätte. Jedoch, ehe ich ſolches thue, ſo erlaube mir, eins und das andere zu ſagen, welches dir nicht unangenehm ſeyn wird. Da aber die Ordnung die Hauptſache in allen Dingen iſt, ſo will ich auch ſolche in meinem gegenwärtigen ſcripto nicht vernachläßigen. Ich werde demnach pro primo die Urſache zeigen, welche mich bewogen, gegen den Herrn B. zu ſchreiben. Pro ſecundo mein ſcriptum ſelbſt defendiren, und den ſogenannten rechtſchaffenen Bürger widerlegen. Pro tertio aber einigen Perſonen antworten, welche auf eine höchſtillegale Art, ohne im geringſten von mir, neque verbis neque ſcriptis, angegriffen worden zu ſeyn, mich und mein armes Kind auf das unbarmherzigſte tractiren.

Zur Sache demnach ſelbſt, et quidem pro primo, was mich bewogen, meinen Schutzverwandten zu ſchreiben. Dasjenige nun, was mich veranlaſſet, die Feder gegen den Herrn B. H. zu ergreifen, dasjenige aber auch, was gröſſere Männer allhier, ja ganze Dicaſteria gegen ihn aufgebracht, iſt bekanntlich ſeine Schrift, ſub titulo: Gedanken über den letzten Tumult in Erfurth, nebſt einer Nachricht an das Publikum. Hier kommen nun gleich wiederum zwo Fragen zu unterſuchen vor, die erſte: ob der Herr B. recht gethan, daß er geſchrieben? die zwote, ob, wenn er hat ſchreiben müſſen, er ſo oder anders hätte ſchreiben ſollen? Was nun das erſte anlangt, ſo halten viele dafür, er hätte beſſer gethan, wenn er gänzlich geſchwiegen; der Meynung bin ich nicht. Der Hr. B. war allemal öffentlich beleidiget, und ſo verachtungswürdig auch ſeine Beleidiger waren; ſo konnte er doch leicht einſehen, daß der Ruf dieſer Begebenheit ſich mit vielen falſchen Zuſätzen auswärts verbreiten würde. Was konnte er beſſers thun, als dieſem Ruf durch eine wahre Erzählung der

Umſtän-

Umſtände des Tumults, annexa defenſione ſui ipſius, zu begegnen. Fama et vita pari paſſu ambulant, zu beyder Vertheidigung iſt der Menſch gleich verpflichtet. Aber hat wohl der Hr. B. durch ſeine Schrift ſeinen Zweck erreicht? ich glaube es nicht. Ich habe Gründe dieſe Sache zu behaupten: ehe ich ſie aber anführe; ſo erlaube man mir, daß ich vorhero zeige, wie ich mich ohngefähr würde vertheidiget haben. Der Hr. B. wird hieraus ſehen, daß ich billiger denke, als er vielleicht meynt.

Vor allen Dingen würde ich eingeſtanden haben, daß ich mit Korn gehandelt, daß ich ſo viel damit gehandelt, als mir nur möglich geweſen, und ich würde ganz höflich gefragt haben: wer was dawider einzuwenden hätte? Lieben Mitbürger, würde ich geſagt haben, wenn der Himmel ein Land ſtraft; ſo iſt ja wohl nichts thörigter, als die Schuld einem einzigen Manne geben zu wollen. Wenn ich all mein Vermögen zuſammen genommen hätte; ſo wäre ich dennoch nicht im Stande geweſen, den Vorrath eines halben Dorfs zuſammen zu kaufen, geſchweige dann den Vorrath

eines ganzen Landes. So lange der Kornhandel überhaupt nicht verbothen war; so ſtunde mir die Befugniß, ihn zu treiben, ſo gut zu, als einem andern; und wenn man mir einwenden wollte, daß ſich ſolches für einen Bürgermeiſter nicht ſchicke; ſo wäre dieſes ſehr paſſend, wenn ich Bürgermeiſter in Hamburg oder Amſterdam wäre, wo ein ſolcher von ſeinem Dienſte ziemlich gut leben kann, ohne dergleichen zu brauchen. Wenn die Ausfuhre einmal erlaubt war; ſo war es ziemlich einerley, ob ich Korn nach Nürnberg oder nach Jeruſalem verkaufte. Niemand wird übrigens wohl läugnen können, daß derjenige, der unſer Korn den Nürnbergern giebt, dem Staat mehr nutzt, als derjenige, der unſer baares Geld nach Nürnberg ſchaft, und Pfeffernüßgen dafür holt. Iſt dieſesmal zu viel Frucht aus dem Lande geführt worden, und Noth dadurch entſtanden; ſo thut man dennoch höchſt Unrecht, wenn man mir die ganze Schuld beymißt. Das würde meine Vertheidigung geweſen ſeyn, wolten ich nicht nöthig gehabt haben würde, eine Sache zu läugnen, die ich vorhero

einge-

eingeſtanden, und mit gröſter Hitze behauptet. Denn ich halte dafür, daß es wider den Karakter eines rechtſchaffenen Mannes iſt, etwas wieder läugnen zu wollen, was man vorhero eingeſtanden; und wer nichts thut, als was er verantworten kann, der braucht das Läugnen nicht. Um die Liebe meiner Mitbürger wiederum ohne die geringſte Schmeicheley zu gewinnen, würde ich öffentlich bekannt haben, daß ſie ſich ſelbſt bey dem Tumult ruhig betragen, und daß kein Bürger einen Stein aufgehoben habe. Statt aber die Schuld des Auflaufs öffentlich dem Zinngießer und andern unſchuldigen Perſonen zu geben; würde ich vielmehr proteſtirt haben, daß ich an dem elenden Pasquill auf den erſtern gänzlich keinen Antheil hätte. Dieſe Erklärung ſtund einem Mann von Verſtande an, und würde vielen Verdrüßlichkeiten vorgebeuget haben. Dem Herrn B. gefiel es anders, und ich behaupte, daß er hier wacker gefehlet hat. Er fängt ſeine Vertheidigung mit Erzählung ſeiner Verdienſte an. Ich will nicht ſagen, was man insgemein von denenjenigen ſagt, die ſich ſelbſt loben. Ich

behaupte bloß, daß man allemal beſſer thut, wenn man andere ſeine Verdienſte erzählen läßt. Wir ſelbſt ſind allemal hier verdächtige Zeugen, wenn wir auch die Sache im geringſten nicht größer machen, als ſie an und für ſich ſelbſt iſt. Der Hr. B. läugnet ferner gänzlich, daß er mit Frucht gehandelt, und tadelt diejenigen, welche es gethan; und das ſollte er unterlaſſen haben. Denn erſtens muß, wie ich ſchon geſagt habe, jeder rechtſchaffene Mann eine Sache, die er einmal behauptet, ferner zu defendiren im Stande ſeyn. Zweytens iſt es eine ſehr ſchwere Sache, dem Publiko etwas aufheften zu wollen, davon es das Gegentheil weiß. Er wälzet alle Schuld von ſich auf ſeine Kollegen, und andere obrigkeitliche Perſonen; auch dieſes würde ich ihm widerrathen haben. War es dem Hrn. B. nicht genug, den gemeinen Mann gegen ſich zu haben? Doch von dieſer Materie will ich lieber ſchweigen. Ich komme vielmehr auf denjenigen Punkt, welcher mich und meinen Klienten, den Zinngießer Meiſter O. angehet. Der Hr. B. thut entſetzliche, und in der That unerlaubte Ausfälle

auf

auf den Zinngießer Meister O. und einige andere Personen, die er nicht nennet. Diesen giebt er, ohne Ursache, den ganzen Larm und Aufruhr Schuld, und das thut er, nachdem er auf beynahe 5 Seiten von Schritt zu Schritt gezeiget, wie der Hunger, und mit dem Hunger der Grimm des Pöbels gestiegen. Nun frage ich weiter nichts, als: Würde wohl der Pöbel weniger gehungert haben, wenn der Zinngießer nicht geschrieben? Wenn der Hunger die Ursache des Aufstands gewesen ist, wie der Hr. B. selbst zugiebt; so hatte ja der Zinngießer Recht, und ist vielmehr zu loben als zu tadeln. Oder will wohl der Hr. B. behaupten, daß an allen Orten, wo wir dieses Jahr Aufstand gehabt, ein Zinngiesser geschrieben? Warum braucht endlich der Hr. B. in seiner Schrift den klagenden und in der That winselnden Ton? Wer hat ihn attaquirt? Bettelvolk und alte Weiber; das gesteht er selbst. Schickt sich es wohl für ihn, vor der Canaille gleichsam im Trauerhabit zu erscheinen? Wie will er sonach glaubend machen, daß er in Torgau der Stadt 185000 Rthlr. Kontribution

ausge-

ausgewirkt? Wie will er mitten unter einem wilden und trotzigen Feinde, mitten unter bärtigen Husaren und rohen Kriegsmännern mit der gehörigen Herzhaftigkeit, Kühn- und Unerschrockenheit für das Wohl der Stadt geredet haben, da ihn hier mitten im Frieden 100 alte Weiber aus aller Fassung bringen! Doch ich komme wieder auf dasjenige, was die Ursache meiner Schrift gewesen. Dieses ist, wie schon gesagt, Meister O., mein Cliente. Ich schwieg, da die elenden Gedanken über ihn herauskamen, ohnerachtet ich wußte, daß sie hauptsächlich von des Hrn. B. Anhängern, ja sogar von Personen, deren Amt ein solches nicht wohl leidet, divulgirt wurden. Aber da mein Kliente angegriffen war; so mußte ich ihn vertheidigen. Das wollte ich lieber mit Lachen thun, als mit Schimpfen und Schmähen, den Waffen des Pöbels. Ich wollte dadurch die Ehre meines Klienten, und die Ehre meiner Landesleute retten, welche letztern der Hr. B. in der That mit bösen Farben abgeschildert hat.

Ich gehe zum zweyten Punkt meiner Schrift über, nemlich zur Defension meines

nes Schutzverwandten. Und bey der Gelegenheit will ich auch euch antworten, mein lieber rechtschaffener Bürger. Ich will anjetzo noch nicht die Schimpfworte berühren, die ihr gegen mich ausstoßt, ich will bloß die Contenta eurer und meiner Schrift durchgehen. Ihr sagt: meine Schrift sey ein Pasquill. Ich mag nicht auf eine legale Art erörtern, was eigentlich ein Pasquill sey. Wer es noch nicht weiß, den bitte ich, meine Gedanken, und die Gedanken über den Zinngießer O. durchzulesen, und wenn er selbst denken kann; so bin ich versichert, daß, wenn er vorhero mir den Staupenschlag zuerkannt, er anjetzo die Strafe nur in Landesverweisung verwandeln wird. Nichts ist von jeher weniger meine Beschäftigung gewesen, als, wie ihr doch fälschlich behauptet, für Geld Pasquille zu machen. Wenn ich eins auf den Hrn. B. machen wollte; so brauchte ich weiter nichts, als öffentlich zu behaupten, er sey der Verfasser der kurzen Abfertigung des Schutzverwandten. Doch wir wollen meine Schrift selbst von Punkt zu Punkt durchgehen, und sehen, was denn pasquillantisch

lantiſch darinnen ſey. Daß Meiſter O., mein Kliente, den Herrn B. nicht genennt, und in ſeinem ganzen Traktat kaum 3 Zeilen ſtehen, die der Hr. B. auf ſich ziehen könnte, iſt gewiß. Daß hingegen der Hr. Profeſſor meinem Klienten öffentlich ein crimen publicum ſchuld giebt, iſt jederman, der es lieſt, klar. Daß eine Sache wahr ſeyn könne, daß ſie probable ſey, wenn ſie durch den öffentlichen Ruf beſtättiget wird, und dieſe Sache demohngeachtet nicht zu legal erweiſen ſtehe, iſt ein alter bekannter juriſtiſcher Satz; und das habe ich durch die beyden angeführten Exempel ſagen wollen, ohne im geringſten auf etwas alludizien noch weniger aber anzeigen zu wollen, daß ich einen legalen Beweis nicht ertragen könnte. Was den Torgauer Erlaß anlangt; ſo werde ich darauf antworten, wenn man mir vorher wird geſagt haben, was man unter den Worten: Unter Direction, verſtehe. Warum ich die Sache in Zweifel gezogen, davon habe ich meine Gründe weiter oben geſagt. Wie ich aber auf die Muthmaßung von Träumen gekommen, davon will ich hier meine Grün-

de angeben. Daß der Hr. B. ſich der angeführten Erfindung berühmet, das kann er nicht läugnen; daß ſie ſich nicht ſo verhalten, iſt eben ſo gewiß. Ein Mann, der eine Unwahrheit erzählet, der weiß entweder, daß es eine Unwahrheit iſt, und dann iſt er ein Lügner: oder er ſtehet in dem Wahn, daß er eine Wahrheit erzähle, und dann iſt er, wenn er facta propria erzählet, ein Träumer. Ich konnte nicht gewiß beſtimmen, welches von beyden hier ſey; attamen quoniam quilibet in dubio praeſumitur bonus; ſo mußte ich nothwendiger Weiſe das letztere ſetzen. Ob der Hr. B. ein Mann ſey, der der hieſigen Univerſität ſehr viel genutzt hat, das laſſe ich unentſchieden; daß ihn aber die gelehrte Welt noch nicht ſo kennet, wie man große Gelehrte kennet, darauf gieng hauptſächlich mein Beweis.

Die Gedanken über den letzten Tumult waren blos für Bürger geſchrieben, dieſes geſtehe ich ein; aber der Hr. B. konnte doch auch Gelehrten nicht wehren, ſie zu leſen, und darüber zu urtheilen. Ob nun ein Mann, der jährlich ſelbſt collegia ſtyli lieſt,

lieſt, Ehre mit dem Styl einlegt, worinnen die Gedanken geſchrieben ſind, das überlaſſe ich ihm ſelbſt, bey ruhigern Stunden darüber zu urtheilen. Uibrigens habe ich weder jemand anders beleidigen wollen, den die Sache gar nichts angehet, noch weniger aber den Hrn. B. Lügen beſchuldiget, wie ihr, mein lieber patriotiſcher Bürger behauptet, denn mit euch habe ich nunmehro ein Wort zu ſprechen. So ſehr ihr böſe ſeyd, ſo müßt ihr dennoch geſtehen, daß in meiner Schrift wenigſtens ein einziger guter Gedanke iſt; es wird euch ſchwer werden, dieſes nämliche von der eurigen zu behaupten, welche in der That nichts anders iſt, als ein Zuſammenfluß von jämmerlichen Klagen und Schimpfwörtern. Nehmet, wenn ich euch bitten darf, einen guten Rath von mir, eurem Feinde, an. Wenn ihr wiederum etwas gegen mich ſchreiben wollt; ſo wartet, bis euer Herz allen Groll und Zorn hat fahren laſſen. Nicht ein guter und witziger Gedanke wird euch glücken, wenn euer Gemüth nicht gänzlich leer von Zorn iſt. Exempla ſunt in promptu. Ihr verſtehet nicht einmal die Regeln

der

der Ironie; ihr redet mit einem Schutzverwandten, und dennoch gebt ihr ihm Schuld, daß er sich auf Akademien sehr übel betragen. Wenn ihr mit mir selbst redetet, so war das eine andere Sache; indem verschiedene große Rechtsgelehrte der Meynung sind, daß man einem solchen, der auf Akademien gewesen, eher die bey Studenten gewöhnlichen Ausschweifungen Schuld geben könnte, als einem solchen, der gleich von Schulen zu öffentlichen Aemtern gekommen. Aber, mein Freund, ihr könnt auch nicht einmal regelmäßig schimpfen. Wir wollen nur einige eurer Schimpfworte durchgehen und zeigen, daß sie nicht passend sind. Ihr nennet mich Bileam; ich habe kein anderes tertium comparationis finden können, als daß ich, gleich Bileam, wie ihr meynet, auf die Unschuld loß geschlagen. Aber, mein Freund! Bileam schlug ja auf einen Esel. Ihr seyd böse, daß ich in meiner Schrift Hunde zum Gleichniß angeführet, und ihr vergleichet den Hrn. B. mit einem weit verachtetern Thiere. Ihr nennet mich einen Hanswurst. Es ist mir eine einzige Geschichte in meinem Le-

ben bekannt, bey der ich dieſen Titel verdiente. Ich will ſie dem geehrten Publiko erzählen. Als ich meine liebe Frau heyrathete, ſo glaubte ich, die Koſten zu ſparen, mir einen neuen Bräutigamsrock zu kaufen. Ich verſchrieb mir demnach einen abgelegten Rock eines Kammerherrn, von welchem ich gegen jedermann behauptete, daß ich ihn hätte neu machen laſſen. Ohnerachtet nun der Rock nicht recht nach meinem Leibe gemacht zu ſeyn ſchien; ſo glaubte man es doch mir zu Gefallen. Ich hatte aber leider vergeſſen 3 kleine Knöpfchen, welche gewöhnlich ſich an den Kleidern der Kammerherren befinden, abzuſchneiden; man wurde ſie gewahr, und entdeckte alſo den Betrug; dieſes machte, daß ich ein ziemlich hanswurſtmäßiges Anſehen bekam. Doch da die Sache ſchon lange vorbey iſt; ſo braucht ihr ſie nicht wieder aufzuwärmen. Uibrigens, mein Freund, iſt eure Schrift ſo konfus, daß ich mich ohnmöglich habe überwinden können, ſie ganz durchzuleſen. Ich ſage es euch nochmals, wenn ihr wieder etwas ſchreiben wollt; ſo probieret es, wenn ihr ruhiger ſeyd, und wenn ihr alsdenn

denn auch nicht beſſer ſchreiben könnt, ſo rathe ich euch lieber Mordgeſchichte als Satyren zu ſchreiben; denn dazu iſt euer Styl vortreflich. Nur das immer und ewige: fragt, laßt weg; denn das Nachfragen iſt bey den Mordgeſchichten nicht allemal dienlich. Genug für euch! Ich wende mich zu denenjenigen, welche ohne von mir im geringſten beleidiget zu ſeyn, und ohne daß ihnen demnach dieſe Sache etwas angienge, auf eine ihnen ſelbſt höchſtſchimpfliche Weiſe, ſchimpflich von mir geſprochen. Keinem kann ich es ſo übel nehmen, als Ihnen, mein Herr ***, den ich gerne nennen wollte, wenn Sie die Welt dadurch einen Augenblick eher kennen würde, als anjetzo. Sie, mein Herr, habe ich ſo wenig zu beleidigen Willens gehabt, daß Sie mir nicht einmal bey Verfertigung meiner Schrift eingefallen. Und wenn ich auch an Sie gedacht hätte; ſo würde ich dennoch, weder etwas gutes, noch etwas böſes von ihnen haben ſagen können. Jedoch da Sie mich auffordern; ſo muß ich ihnen antworten. Ich will keines von allen den Schimpfwörtern erwähnen, die Sie gegen mich ausgeſtoſſen

geflossen haben. Sie rühren mich nicht. Sagen Sie, mein Herr, alles böse von mir, was Sie erdenken können; man wird es destoweniger glauben, weil Sie es sagen. Eine kleine Erinnerung kann ich aber nicht unterlassen, worüber Sie böse, oder gut seyn werden, je nachdem es Ihnen gefallen wird. Als der Fruchthandel in vollem Schwange gieng, und Sie ihn, welches Sie vielleicht vergessen haben, auf das äusserste defendirten, als Sie in allen Gesellschaften, gegen meinen armen Klienten, der ihn widerrieth, zu Felde zogen; so beliebten Sie oft Engelland und London anzuführen. Da (hieß es jenesmal) führt man Frucht aus, so viel man will; da siehet man ein, daß solches zum Besten des Landes gereiche, und giebt dem sogar præmia, der das mehreste ausführt. Gut, mein Herr, das thut man in Engelland, das thut man in London Aber da schreibt man auch wider das Parlament; da erregt man auch Tumulte; da schlägt man auch den Leuten die Fenster ein. Wie gefallt Ihnen das? vermuthlich nicht so, wie die freye Ausfuhre: und dennoch ist es auch englisch.

Sie wollten Erfurth zu England machen, der gemeine Mann stimmt Ihnen bey, er wird auch englisch; und nun sind Sie böse. Sie redeten für die Ausfuhre, und wir dagegen: Sie defendirten ihre Meinung, wir die unsrige. Der ganze Unterschied zwischen uns ist demnach der, daß Sie geschimpft haben, und wir nicht. Warum ahmten Sie auch nicht diesesmal dem Hrn. B. nach? Wir wissen alle Worte, alle Urtheile, die über den armen A. B. C. am Tage der Zurückkunft des Hrn. B. gefallt wurden. Wir müssen es dem Hrn. B. öffentlich zum Ruhme nachsagen, daß er sich auf das moderateste betragen, daß er nicht ein Schimpfwort gegen ihn ausgeflossen; und ihn doch, und nicht Sie, mein Herr, hatte der Schutzverwandte angegriffen. Wenn der Hr. B. einmal etwas zu seinem Ruhme sagen will, so sey es diese rühmliche Mässigung; Sie wird ihm mehr Ehre machen, als hundert neue Inventionen. Ihre Rachsucht hingegen, mein Herr, ist so weit gegangen, daß Sie so gar gedrohet haben, den Autor, salva venia, auszuprügeln. Wo dachten Sie damals hin? Sie wußten vielleicht

leicht nicht, daß dazu, nach den gemeinen Rechten wenigſtens zwo Perſonen gehören, und daß derjenige, der ausgeprügelt werden ſoll, die perſona principalis ſey? Ferner ſollten Sie als ein guter Logicus bedacht haben, daß ihr Satz einer von denenjenigen iſt, die ſich ſimpliciter konvertiren laſſen. Doch, mein Herr, ich bin ſo wenig böſe auf Sie, daß, anſtatt auf Sie zu ſchimpfen, ich Ihnen vielmehr etwas artiges aus der natürlichen Hiſtorie erzählen will, welches vielleicht ſich nicht übel in Ihr Intelligenzblatt ſchicken würde. Die Indienfahrer ſagen uns, daß ſie auf ihrer Reiſe unter einer gewiſſen Himmelsgegend einen ungeheuern großen Fiſch antreffen, den ſie Hayfiſch nennen. Dieſer Fiſch hat die böſe Gewohnheit, daß er alles, was aus dem Schiff geworfen wird, oder per malheur herausfällt, für gute Priſen erkläret. Das verdroß nothwendig die Indienfahrer. Man fieng den Fiſch, um ihn todt zu ſchlagen; mit ihm aber fieng man, ohne daran zu denken, zween kleine Fiſchgen, welche, wie man hernach erfahren, die unzertrennlichen Begleiter des Hayfiſches

ſind.

ſind. Sie thun es aber nicht umſonſt, indem ſie auch an der Beute ihren Antheil haben, und dasjenige bekommen, was dem Hay zwiſchen den Zähnen hängen bleibt. Man würde dieſe Fiſchchen gewiß nicht bemerkt haben, wenn man ſie nicht mit dem Hay zugleich herausgezogen hätte; ſo unmerklich klein ſind ſie. Wenn man aber ihre Sprache verſtünde, würde man finden, daß ſie ſich dennoch ſehr unnütze machen; daß ſie die Seeräuberey ſtark vertheidigen, z. E. Algier, Tunis und Tripolis anführen, woſelbſt dergleichen eine höchſt löbliche Sache ſey; ſchimpfen aber würde man ſie nicht hören, denn ſie ſind ſehr höflich, weil ſie gereiſt ſind, und die Welt geſehen haben. Uebel freylich könnte man es ihnen nicht nehmen, denn ſie würden pro aris et focis fechten, da doch einmal ihre ganze Beſtimmung darinnen beſteht, des Hays Zahnſtocher zu ſeyn. Ich habe alles geſagt, was ich zu meiner Vertheidigung und Ihnen, mein Herr, ſagen wollte.

Nunmehr will ich Ihnen auch meinem Verſprechen nach meinen eigentlichen und rechten Namen ſagen, und das ohne alle

Zurückhaltung, damit Sie ſehen, daß ich mich nicht fürchte. Ich bin demnach mit nichten der Schutzverwandte A B. C., noch weniger der Zinngießer O., ſondern mein eigentlicher und rechter Name und Titel iſt:

X. Y. Z.
Notar. publicus caeſar. et Advocat. immatriculatus.

Sie wiſſen demnach meinen Namen, und gegen wen Sie nunmehro zu ſchreiben haben. Uibrigens ſind wir, wenn ſie wollen, die beſten Freunde, und auch unter uns kann das alte Sprichwort gelten: der Perſon Freund, der Sache Feind. Und das ſey denn auch genug, dir, geehrtes Publikum, die Urſache und Abſicht meiner Schrift zu zeigen. Glaube mir, daß ich auch anjetzo noch nicht zornig auf den Hrn. B. ſey: wenn ich es wäre, würde ich nicht geſchrieben haben. Ich denke juſt das Gegentheil von vielen andern, welche glauben, man müſſe nicht eher gegen Jemand ſchreiben; als bis uns dieſer beleidiget hat, und wir demnach böſe auf ihn wären. Ich bitte

euch,

euch, ihr Herren, die ihr dieses glaubet, zu bedenken, welcher Irrthum und welche Wahrheit an den Tag kommen sollte, wenn nur diejenigen gegen einander schreiben sollten, die auf einander zürnen; gewiß gar keine. Man wirft mir vor, daß ich gegen meine Obrigkeit die Feder ergriffen. Wer das glaubet, ist höchst irrig. Ich sehe den Herrn B. nicht als Bürgermeister, sondern als Autor an. Der Hr. B. forderte öffentlich das Publikum auf, er mußte sich gefallen lassen, wenn ihm einer aus dem Publiko antwortete. Uibrigens ist jedermann bekannt, daß ich und der Hr. B. einander gänzlich nichts zu befehlen haben. Er siehet auch dieses selbst gar wohl ein, da er, statt gegen mich zu klagen, mir wieder öffentlich antwortet, oder wenigstens antworten läßt. Es ist in meinem Vaterlande eine alte Mode gewesen, daß man in jedem Streit, den einzelne Personen mit einander haben, auch die Familien ziehen will. Juristen, denen bekannt ist, was facta personalia sind, die die Familie nichts angehen, brauche ich es nicht zu erklären. Da aber in meinem Fall der Einwurf: Was hat die

Familie dem Verfaſſer gethan? vermuthlich von einem Frauenzimmer kömmt; ſo kann ich ihn auf das leichteſte ſo widerlegen. Mademoiſelle, wenn ihnen einmal das Unglück begegnen ſollte, dafür Sie doch der Himmel behüte, daß Sie von ihrem Liebhaber hintergangen würden; wen würden Sie verklagen? den Liebhaber oder ſeine Familie? Vielleicht wirft man mir vor, daß ich nicht einen ſolchen Ton gebrauchen ſollen. Aber wer hat dieſen Ton zuerſt angeſtimmt? Wo nicht der Hr. B. ſelbſt, wenigſtens deſſen aſſeclae. Ich frage jeden billigen Leſer, ob es löblich und recht ſey, ſtatt eine billige Meynung zu widerlegen, wenn man ſie doch ja für ungegründet hielt, gegen den Verfaſſer mit Pasquillen in ſcriptis et verbis zu fechten? Kann wohl der Hr. B. das billig nennen, wenn er den Zinngießer einen Aufwiegler, einen Stöhrer öffentlicher Ruhe, und alle, die nicht ſeiner Meynung ſind, vornehmen Pöbel nennet? Würde der Hr. B. ſeine Meynung, die er einmal angenommen, vertheidiget haben, wie es einem Gelehrten zukömmt; ſo würde man ihm höflich und ge-

ziemend

geziemend geantwortet haben, und er würde gefunden haben, daß sich unsere Meynung auch noch defendiren ließe. Jedermann ist bekannt, wie man dem Zinngießer geantwortet hat. Hat der Hr. P. H. die Schrift nicht selbst gemacht, wie ich glaube; so kann er doch nicht läugnen, daß sie durch seine Anhänger divulgirt worden, und demnach die ganze Sache auf ihn, als deren Haupt, zurückfiel. Derjenige, der einen Stein an die Wand wirft, darf nicht böse seyn, wenn er wieder auf ihn zurückspringt. Doch genug, schon 4 Bogen, denn ich schreibe nach Advokatenweise weitläuftig, habe ich nun umsonst geschrieben, und ob es gleich zu meiner eigenen Defension, so ist es doch immer zu viel für einen Advokaten. Ich habe sie so gut, als meinen Schutzverwandten, umsonst geschrieben; das kann mir der Verleger bezeugen; und ist demnach die Beschuldigung des patriotischen Bürgers in diesem Stück völlig ungegründet. Er sagt zwar, daß meine vorige Schrift das Schicksal gehabt, von jedem rechtschaffenen Bürger verachtet zu werden. Ob es eine Verachtung sey, wenn man ei-

ne Schrift ſehr begierig kauft, das iſt eine Frage, die noch vielem Zweifel unterworfen: man müßte denn behaupten wollen, daß ſie die Bürger bloß deswegen gekauft, geleſen und auswendig gelernet, um ſie hernach mit den Zähnen zerreiſen zu können. Wenn das iſt; ſo will ich meiner jetzigen Schrift das nämliche Schickſal wünſchen; ich bin verſichert, daß alsdenn doch wenigſtens einer in der Welt iſt, der mir deswegen wohl will; und das iſt der Verleger. Weiter weiß ich nichts zu ſagen. Ich will demnach hiermit, woferne nichts neues gegen mich angebracht werden ſollte, in cauſa konkludirt haben. Gehab dich wohl, geehrtes Publikum!

Johann

Johann Michael Reißers,

Oberberghauptmanns zu Erfurth,

Vertheidigung

seiner

Unschuld

gegen die Zumuthungen des Herrn Professor und Bürgermeister Hadelichs, und abgenöthigtes Zeugniß wegen des letzten Tumults.

Thue recht, und scheue Niemand.

Ich will zuerst die Ursachen angeben, welche mir gegenwärtige Schrift gleichsam abgedrungen haben; sodann das von mir ablehnen, was der Herr Bürgermeister und Professor Hadelich mir haben aufbürden wollen, und endlich das Zeugniß ablegen, das Dieselben von mir gefordert haben.

Die

Die Urſache, welche mich nöthiget, dieſe Vertheidigung herauszugeben, iſt folgende: Es hat dem Herrn Bürgermeiſter Hadelich gefallen, in Dero Nachricht an das Publikum wegen des letztern Tumults nicht nur meinen Namen zu nennen, ſondern auch ganz deutlich zu erkennen zu geben, als ob ich an dieſem Tumult einige Schuld hätte. Der Herr Bürgermeiſter kann es mir nicht übel nehmen, daß ich meine Unſchuld vertheidige, und zwar auf eben die Art, wie ſie angegriffen worden.

Hätte nämlich der Hr. Bürgermeiſter mir gerichtliche Vorwürfe gemacht, ſo würde ich ihn gerichtlich widerleget haben; da Er es aber außergerichtlich und in einer gedruckten Schrift gethan hat, ſo bleibt mir weiter nichts übrig, als Ihm von eben der Seite zu begegnen, und gleichfalls ein Autor zu werden, ob ich gleich hierzu weniger Luſt und nicht ſo viel Geſchiklichkeit habe, als der Herr Burgermeiſter. Seine Schrift iſt ohne Zweifel Meinem Gnädigſten Churfürſten und Herrn vorgeleget worden. So ein geringer Knecht deſſelben ich auch bin; ſo kann ich es doch nicht mit gleichgültigen Augen

gen ansehen, daß mir in Dessen höchsten Angesicht dergleichen Vorwürfe gemacht werden, als von dem Herrn Bürgermeister geschehen ist. Daher habe ich mich denn entschlossen, diese Schrift aufzusetzen, worinne ich weiter nichts als die Wahrheit sagen werde, wegen welcher üblen Gewohnheit ich ohnlängst von einem guten Freunde verwarnet worden, und mein gröster Fehler ist. Jedoch werde immer den Respect meines Herrn Bürgermeisters vor Augen behalten, welchen ich Demselben schuldig bin, und mit aller Bescheidenheit das, was Er mir zur Last leget, hinwegräumen, so wie ich hingegen wünsche, daß er eben diese Discretion beobachtet, und sich nicht auf Unkosten andrer, die an der ganzen Sache unschuldig sind, hätte vertheidigen wollen.

Der Herr Bürgermeister giebt mir erstlich Schuld: ich hätte die Noth größer ausgeschrieen, als sie gewesen wäre. Hierwieder habe nun folgendes einzuwenden: Die Noth war wirklich so groß, daß sie durch kein Schreyen und durch kein Sprechen größer werden konnte. Hiernächst war es meine Pflicht, deßhalb höhern Ortes Vorstellun-

lung zu thun, nur da habe ich gesprochen, wo ich als Vorsteher meiner Gemeinheiten sprechen muste, nämlich vor Churfürstlicher Regierung, und vor E. Hochedlen Stadtrathe, der für seine Bürger sorgen soll. Hätte ich geschwiegen, so wäre ich strafbar, und ich begreife gar nicht, wie ein Bürgermeister einen Pfarrhauptmann deßwegen verunglimpfen mag, weil der letztere seine Schuldigkeit gethan hat. Ich habe nichts exaggrirt; die Erfahrung hat es gelehret, daß die Noth in der Stadt noch gröser war, als in meinen Vorstellungen; und den Vorwurf, welchen mir der Herr Bürgermeister wegen der letztern gemacht, kann ich gerade so widerlegen, wie der alte Leidnische Philosoph Diogenes die Schlüsse eines Zweiflers, damit dieser demonstriren wollte, es gäbe keine Bewegungen. Diogenes gieng statt der Antwort spatzieren; und ich will den Herrn Bürgermeister bitten, seinen Laquayen, oder den Allmosendiener Rhein von Haus zu Haus zu schicken, und nachfragen zu lassen, wie man sich im Junio dieses Jahres befunden hat.

Zwey-

Zweytens beliebt es dem Herrn Bürgermeiſter, mich mit dem Zunamen des Sprecheriſchen zu beehren. Er hat zwar gewiß nicht die Abſicht, mir hiermit eine Schmeicheley zu machen; ſondern man glaubet andurch vielmehr mir einen Schandflecken anzuhängen. Allein der Herr Bürgermeiſter betrüget ſich; und ich bin mit dieſem Beynahmen ſehr wohl zufrieden. Wann ich geſprochen habe, ſo habe ich das gethan, wozu ich von E. Hochedlen Stadtrathe verpflichtet bin. Ich bin der Mund meiner Gemeinde, und wäre ein ſchlechter Pfarr-Hauptmann, wann ich nicht da ſpräche, wo ſprechen Pflicht iſt. Höhere Dicaſteria haben mir Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, und der Hr. Bürgermeiſter ſind, ſeit dem es Bürgermeiſter gegeben hat, der erſte und einzige, welcher über ſtumme Bürger regieren wollen.

Doch: ſprechen wird der Herr Bürgermeiſter drittens ſagen, das gienge noch zur Noth an. Aber Lärm machen, ungegründeten falſchen Lärm machen; Das iſt gar zu arg. Und das ſoll ich gethan haben? Wir wollen es unterſuchen.

Pro primo fordere ich Beweiß, daß ich Lärm gemacht habe. Seine Schuldigkeit zu befolgen; im Namen wackerer Bürger, deren Repräsentant man ist, Vorstellungen zu machen, die hohe Obrigkeit von Dingen, die das gemeinsame Wohl betreffen, zu benachrichtigen; Nützliche Vorschläge zu thun; und überhaupt diejenigen Verbindlichkeiten zu erfüllen, wegen deren Nichterfüllung man strafbar wäre; das heißt, wie ich glaube, nicht Lärm machen, sondern vielmehr Lärm verhüten.

Und pro Secundo hätte ich auch Lärm gemacht, so wäre doch solcher nichts weniger als ungegründet und falsch gewesen. Es liegt am Tage, daß zu der Zeit meines angeblichen Lärms die Noth so groß war, als sie bey Menschen Gedenken nicht gewesen ist. Der gröste Lärmen also, den ich immer hätte machen können, wäre damals so gut angebracht gewesen, als das Stürmen, Allarmschlagen und Hülfe rufen bey einer Feuersbrunst: Gleichwohl aber habe ich doch nur so laut gesprochen, als es höchstnöthig war, diejenigen aufzuwecken, welche allein helfen konnten. Das ist es nun alles,

was der Herr Bürgermeiſter mir zur Laſt legen will: und ich hoffe, daß ich in Betreff aller dieſer Punkte keine weitere Vertheidigung nöthig habe.

Allein der Hr. Bürgermeiſter gehen noch weiter. Sie rufen mich gar zum Zeugen auf; und weil ſie es denn haben wollen, ſo werde ich alles bezeugen, was ich weiß, und vielleicht mehr, als Ihnen lieb iſt.

Man ſoll mich ſprecheriſchen Pfarrhauptmann Reißer eidlich abhören und ausſagen laſſen: „Ob nicht der Hr. Bürgermeiſter Hadelich mir ſelbſt in ſeinem eigenen Hauſe geſagt habe: Wann jemand Korn verlangte, ſo möchte man doch den ſchönen Vorrath zu Vippach vor den damaligen Marktpreis übernehmen; die Herren Oberpfarrhauptleute möchten doch zuſammen thun, und dieſes Getreide für die Bürgerſchaft kaufen, jetzt ſey es Zeit; denn wenn es niemand haben wollte, ſo werde es an andere weggehen.

Ich ſtehe keinen Augenblick an, hierüber meine Ausſage zum Protokoll zu geben. Es iſt allerdings wahr: daß der Herr Bürgermeiſter mir den dick berührten Antrag

gethan hat: und ich zweifle an ſeiner guten Geſinnung deßfalls keinesweges, weil es ihm einerley ſeyn konnte, ob er den Profit von dem in Vippach liegenden Korn von uns, oder von den Nürnbergern, oder von den Haydamaken bekäme; Genug, daß Er, das Fuhrlohn noch obendrein, profitirte. Allein ſein Antrag war auch von der Art, daß er uns eben ſo leicht hätte vorſchlagen können, Auerbachshof in Leipzig, oder das Waarenlager der Compagnie in Amſterdam zu kaufen. „ Wir Pfarrhauptleute ſollten den „ ganzen Vippachiſchen Vorrath für die „ Bürger erhandeln „ —Wir Pfarrhauptleute! —den ganzen Vippachiſchen Vorrath! und wovon? Wir ſollten nämlich einige 1000 Thaler für die Bürgerſchaft herſchießen, und gerne würden wir es gethan haben, wenn wir ſie gehabt hätten; Auch alsdann hätten wir das Korn nicht mit Wucher nach Nürnberg geſchickt, ſondern ſolches mit Freuden unſern darbenden lieben Mitbürgern überlaſſen; wie dann der Herr Bürgermeiſter Sich, wann Er die ihm in Vippach gelegene eigenthümliche Früchte hereingeſchafft, und der

noth-

nothleidenden Bürgerschaft einzeln verhandelt, den gröſten Nahmen gemacht hätte.

Man siehet aber hieraus, daß dieſer Antrag ein bloſſes Spiegelgefechte war, und von dem Hern Bürgermeiſter nur deßwegen gethan wurde, weil er gewiß wußte, daß wir es nicht annehmen konnten.

Doch, wenn auch dieſes alles ſeine Richtigkeit hätte, ſo iſt der Herr Bürgermeiſter demohnerachtet noch lange nicht entſchuldiget. Weil Er einmahl Zeugniſſe von mir verlangt hat, ſo kann ich deren einige kürzlich ablegen, die ihn gewiß nicht ſehr defendiren werden.

Erſtlich kann der Herr Bürgermeiſter nicht in Abrede ſeyn, daß er ſelbſt ein Korn- und andrer Fruchthändler geweſen, und eine groſſe Menge Getraides aus dem Lande geſchaffet, bloß um einen Privat-Vortheil zu haben; wodurch dann eben die groſſe Theurung, und hernach der gänzliche Mangel verurſachet worden. Fragt nur den Sackträger Hopfen; fragt einen gewiſſen Chriſtian, deſſen Zunamen der Herr Bürgermeiſter am beſten weiß; fragt die Voigte, Heimbürgen und reiche Bauern, wo der Herr Bürgermei-

meiſter einmal ſo gar für großer Begierde Korn aufzukaufen, ſeine Chaiſe zerbrochen hat: ſo werdet ihr von meiner Behauptung am beſten überzeuget werden.

Dargegen könnte er zwar zweytens einwenden: Er ſey als ein Biereige allerdings befugt, mit Korn, Gerſte, Erbſen, Linſen und Bohnen zu handeln, ſo viel und ſo lange er wolle, und hätte ihm dießfalls niemand Einſpruch zu thun. Allein, ich antworte hierauf, daß er nicht nur Biereige, ſondern auch Bürgermeiſter war, und in der letzten Rückſicht die Obliegenheit hatte, für das Wohl der ganzen Stadt zu ſorgen; Mithin nicht nur ſelbſt kein böſes Exempel zu geben, ſondern vielmehr die Ausfuhr des Getraides zur Zeit der Noth andern auf das nachdrücklichſte zu verbieten. Er ſollte den Biereigen über dem Bürgermeiſter vergeſſen; und ſeine Pflicht brachte es mit ſich, für diesmal weniger auf ſich, als auf das Wohl des gemeinen Weſens bedacht zu ſeyn.

Es geſchahen auch drittens deswegen die dringenſten Vorſtellungen. Der Herr Prof. Riedel redete öffentlich zum Beſten der Bürger wider die Ausfuhr des Getraides,

des- und Kornjuderey. Wir Pfarrhaupt-leute haben mehrmalen E. Hochedlen Stadt-rath die Noth der Bürgerschaft geklaget, und um schleunige Remedur gebeten; allein der Hr. Bürgermeister, der sprecherischer war, als wir alle, ließ uns nicht zum Worte kommen, und behauptete, man müßte eine Belohnung vor denjenigen bestimmen, welcher die Früchte theuer machte; Der Geldmangel, die Folge des letzten Kriegs, würde durch den Kornhandel mit einemmal gehoben; ja, wenn alle Elemente sich wider uns empörten, so würden wir doch keine Noth leiden; (Siehe Wochenblatt) und was dergleichen schöne Reden mehr waren, die ich zum Theil vergessen habe, ausgenommen die im Monat May, als ich die Ehre hatte mit dem Herrn Bürgermeister in seinem Hause zu sprechen, und ich dem angeblichen Nutzen des Kornhandels widersprach, der Hr. Bürgermeister mich mit dem Nahmen des Kannegießers belegte, und meine angeführten Gründe verlachte; auch sonsten unsre diesfalsigen Vorstellungen mit kaltem Blute anhörte, und zur Antwort ertheilte: So lange noch Korn zu bekommen, wäre keine

Noth vorhanden, und wann die Metze 1 Ducaten kostete.

Und da der Herr Bürgermeister gleichwohl die Wirkung unserer Vorstellungen nicht ganz verhindern konnte, so äusserte er sich als einen Bürgerfreund dadurch, daß er drohete: Weil doch die Pfarrhauptleute wegen des Kornhandels so vielen Lärm machten, so sollte „ Erfurth künftighin die „ Ehre nicht haben, daß seine Früchte „ nach Erfurth kommen sollten, sondern er „ wollte selbige hinter der Stadt weg, „ und in das Gotthaische Dorf Steden bringen lassen, welches auch geschehen. „

Viertens geschahen wegen dieser Vorfallenheiten die demüthigsten Vorstellungen an Churfürstl. Hochlöbl. Regierung, bey welcher allein die bedrängte Bürgerschaft nunmehr ihre Zuflucht suchen konnte. Sie betrog sich auch nicht, und ist diesen ihren Vätern immer und ewig vor ihre weise Vorsehungen verbunden. Warum aber den Pfarrhauptleuten die gnädig ertheilten Decreta nicht gehörig publiciret worden, oder woher die Berichte an dieses hohe Dicasterium entstanden, als wäre gar keine Noth

zu

zu besorgen, und als wenn das ganze Geschrey der Bürger nur von einigen Pfarrhauptleuten angestiftet worden, das weiß ich nicht, und muß solches wohl dem Herrn Bürgermeister am besten bekannt seyn.

Die Folgen von allen diesen Begebenheiten, sind stadtkundig. Der Hunger des Pöbels verursachte den bekannten Tumult, an welchem, wie der Herr Professor und Bürgermeister selbst bekennen muß, kein nahmhafter Bürger Antheil genommen hat.

Ich selbst habe den Tumultuanten gewehret, und hätte darüber beynahe mein Leben eingebüsset, woferne ich nicht durch den Kayserlichen Corporal Reitz wäre gerettet worden, bey welchem der Hr. Bürgermeister nachfragen kan. Dafür empfange ich nun das zum Lohne, daß der Herr Bürgermeister nicht undeutlich zu verstehen giebt, als wäre dieser Tumult durch meine Schreyerey veranlasset worden. Just als wann der Pöbel nicht auch ohne mein Sprechen fühlen könnte, daß sein Magen leer ist! Der Hunger, welcher Verzweiflung gebieret, ist die natürliche Ursache des Tumults, und man hat, um solche zu erklären, nicht nö-

thig, höhere Dicasteria oder patriotiſche Schriftſteller, oder nach Pflicht und Gewiſſen handelnde Pfarrhaupteute anzuſchuldigen; Ja allem Anſehen nach würde der Tumult auch entſtanden ſeyn, wann man gleich kein Haferbrod gebacken hätte. Das letzte gab nur eine zufällige Veranlaſſung; die wahre Quelle war der Brodmangel, und was dieſen verurſachet hatte, das war der Kornhandel nach Nürnberg, wie es der Herr Bürgermeiſter, da derſelbe ihn am ſtärkſten getrieben, am beſten wiſſen.

Doch der Tumult wäre noch ein kleines Unglück, beſonders weil er faſt eben ſobald geſtillet, als angefangen worden. Allein der gänzliche Ruin des Nahrungs-Standes, der Handwerker, der Fabrikanten, des ſogenannten Mittel-Mannes, welche alle treue und wackere Unterthanen Sr. Churfürſtl. Gnaden ſind, iſt eine weit wichtigere Sache, als der Verluſt von einigen Fenſterſcheiben, welchen der Herr Bürgermeiſter gelitten hat. Und hier kann ich das Argument des Fragens ſehr ſchicklich anwenden, welches der Hr. Bürgermeiſter in ſeiner Vertheidigung ſehr oft gebrauchet hat.

hat. Fragt nur den Schneider, den Schuſter, den Strumpfwirker, den Leinweber, den Zeugmacher: Fragt alle Profeſſioniſten, wie viel ſie durch den vortreflichen Kornhandel des Herrn Profeſſor Hadelichs eingebüſſet haben: und ob ſie im Stande ſind, in den nächſten 10 Jahren ſich von dem Schaden, welchen ihnen dieſes einzige Jahr gebracht hat, wieder zu erhohlen? Der Herr Profeſſor hat ohne Zweifel gewonnen; aber was iſt der Herr Profeſſor, gegen ſo viele, die verlohren haben? — Hier iſt der Fall, wo keine Beweiſe nöthig ſind; denn die Sache ſpricht ſelbſt. Doch getroſt, meine liebe Mitbürger, der Hr. Bürgermeiſter haben mir noch einen Troſt eingeflöſet, der auch euch Nutzen bringt. Er ſagte nemlich, als ich ihn einsmals fragte, wann nun der Handwerksmann alles zugeſetzet hätte, womit er ſich dann nähren ſollte? das wäre eben gut, und könnten dann die dürftigen Meiſter bey die gehen, die mit der Frucht Geld gewonnen hätten, und da könnte ihnen wieder geholfen werden.

Dieſes wenige mag für diesmal genug ſeyn. Ich habe zwar noch vieles auf mei-

nem Herzen; allein der Raum will dermalen mir weitere Erklärungen nicht erlauben; ich scheide daher sowohl von meinen Lesern, als auch von dem Hrn Bürgermeister und versichere letztern, daß Ihn, so weit seine wahre Verdienste gehen, niemand höher schätzen, und mehr verehren kann, als ich: so wie ich hingegen hoffe, daß Er die Wahrheiten, die ich ihm nachdrücklich habe sagen müssen, so kaltblütig auch nehmen wird, als ich sie hier geschrieben habe. Schließlich wünsche ich, daß diese Schrift, so wie sie die erste ist, also auch die letzte seyn mag, die ich in dieser Materie heraus zu geben genöthiget worden. Ich liebe den Frieden, und werde nie die Feder anders, als zu meiner Selbstvertheidigung ansetzen; das letztere aber kann mir auch niemand übel nehmen. Denn das Recht, welches der Hr. Bürgermeister hat, sich zu wehren, so gut Er kann, das habe ich auch: und die Leser mögen nun urtheilen, welcher von uns sich am besten vertheidiget hat.

Zwey-

Johann Michael Reißers,

Oberpfarrhauptmanns zu Erfurth,

Zweytes Buch,

gegen

die Zudringlichkeiten des Hrn. Professor und Bürgermeister Hadelichs.

Der Herr Bürgermeister werden es im Besten vermerken, daß ich mich schon wieder unterwinde, Denenselben einige Wahrheiten zu sagen. Die Veranlassung dazu ist so seltsam, als die Art, wie sich der Herr Bürgermeister vertheidigen. Jene will ich kürzlich erzählen; und von dieser werden sich die Beweise ohnehin finden. Ehe ich noch meine erste Vertheidigung zu Papiere gebracht

bracht hatte, waren der Herr Bürgermeiſter von einem ſeynwollenden Schutzverwandten ziemlich beiſend, oder, wie es die Gelehrten nennen, gar ſatyriſch, angegriffen worden. Der Herr Bürgermeiſter fanden die Schrift dieſes Ungenannten nicht ſehr behaglich, und dachten auf Mittel, ſich dagegen nach dem Ihnen verliehenen Vermögen zu vertheidigen. Es kam dahero eine Schrift zur Welt, von der man zwey Editionen hat, eine Edition des Lichts * und eine Edition der Finſternis, ** wovon die letzte diejenigen Blöſen enthält, die man am Tage hervorzuweiſen, ſich nicht erkühnete. Die eine Edition taugte im Grunde ſo wenig, als die andere; ich aber habe dermalen nur von der letztern zu reden. Die Urſache von der Erſcheinung dieſes Irrwiſches iſt ſo abentheuerlich als die Erſcheinung ſelbſt. Der Herr Bürgermeiſter nem-

* Kurze Abfertigung des Erfurthiſchen Schutzverwandten und ſeiner unverſchämten Unwahrheiten, von einem patriotiſchen Bürger zu Erfurth, 1 Bogen, in 4.

** Kurze Abfertigung des Erfurthiſchen Schutzverwandten und ſeiner unverſchämten Punſchgeſellen, 1 Bogen, in 4.

nemlich, der sich seit einiger Zeit, und, so lange er den Fruchthandel getrieben, an seinen ausgesandten Bothen, ziemlich befehlshaberisch betragen hat, war nicht nur wider den verkappten Schutzverwandten ergrimmt; sondern auch wider alle die, welche zwischen ihren vier Wänden die Schrift des Schutzverwandten gelesen und gelobet hatten. Er verlangte nicht nur, man sollte nicht wider ihn schreiben, sondern man sollte auch das wider ihn geschriebene nicht lesen, oder wenigstens es nicht mit Beyfall lesen, fast so wie man ehemals im Würtenbergischen Lande gebot, daß niemand mehr an Herzog Ulrichen gedenken solle, und einen armen Bauer schon deßwegen bestrafte, weil er von Ulrichen geträumet zu haben, bekennen mußte. Eigentlich hätte nach diesen Grundsätzen der Herr Bürgermeister beynahe mit der ganzen Stadt anbinden müssen, welches ihm aber, wie leicht zu erachten, zu weitläufig und beschwerlich vorkam, deßwegen er dann beschloß, zu erst nur auf diejenigen loszugehen, die ihm am nächsten waren. Da nun dem Herrn Bürgermeister zu Ohren kam, daß der Schutzverwandte in einem gewissen

vor=

vornehmen Hauſe mit vieler Begierde geleſen und ſehr beyfällig aufgenommen worden, ſo griff er alle diejenigen blindlings an, von denen er durch ſeine ſchwarze Huſaren und andere ausgeſchickte Bothen ausgekundſchaftet hatte, daß ſie in dem beſagten Hauſe geweſen wären. Auch ich war unter dieſen, und hatte folglich die Ehre in eine ſehr gute Geſellſchaft gebracht zu werden, welcher der Herr Bürgermeiſter ſeinen Zorn und ſeine Ungnade auf das nachdrücklichſte verkündigte. Dieß geſchahe in der vorher angezeigten Edition der Finſterniß von ſeiner kurzen Abfertigung, von deren merkwürdigen Erſcheinung ich nur das merkwürdigſte beybringen will.

Kaum hatte nemlich ſolche die Preſſe verlaſſen, ſo unterdrückte der Herr Bürgermeiſter ſolche aufs ſorgfältigſte, gab ſie nur wenigen guten Freunden und ſuchte fleißig zu verhüten, daß ſie denen nicht in die Hände gerathen möchte, wider welche ſie eigentlich gerichtet war.

Faſt ſo machte es ehedem der ſeel. Hr. Storch. Hatte dieſer gegen jemand einen Groll, oder glaubte er von jemand beleidigt

zu

zu seyn, so nahm er einige gute Freunde zu sich, eilte mit solchen ein paar Stunden von der Stadt an einen einsamen Ort, schimpfte da seinen Feind aufs ärgste aus, sagte ihm alles das, was er ihm persönlich zu sagen, sich nicht getrauete, und kehrte nach dieser herrlichen Rache im Triumph wieder nach Hause. Eben so hatte es der Herr Bürgermeister schon vorher mit seinem Sendschreiben an den Herrn Regierungs-Rath Genau gemacht. Ohne Zweifel verrathen hierdurch dieselben sowohl Mangel an Ueberlegung, als auch eine sehr böse Sache; jenen, weil sie in der ersten Hitze Dinge hindrucken lassen, die sie selbst zurück nehmen müssen; und diese, weil sie ihre Sache nicht anders zu vertheidigen wissen, als auf eine Art, die sie selbst sogleich durch angefügte Zurücknehmung für unrecht erkennen. Doch das mögen ihm andere sagen; ich bleibe nur bey dem stehen, was mich selbst angehet. Ich habe die unterdrückte Edition der Abfertigung erst vor kurzem erhalten; und da ich mich darinne mit vielen Vorwürfen und Schmähungen angegriffen sehe, so werde ich mich nicht nur

dagegen kürzlich verantworten, sondern auch noch einige Zusätze zu meiner ersten Schrift machen, um einiges, was ich damals gesagt habe, zu erläutern und mehr zu bestättigen. Schimpfen aber werde ich nicht; das überlasse ich dem Herrn Bürgermeister allein.

Erstlich nennt mich der Hr. Bürgermeister einen Zeugmacher, der auf der Devalvation stehet. Zweytens beschuldigt er mich: „ich hätte nebst einigen andern bey einer Schale Punsch den Schutzverwandten verfertigen helfen. „ Drittens wirft er mir vor, ich hätte nicht viel zu leben, stecke in Schulden bis über die Ohren, und machte Wind wie ein Goldmacher; und viertens ertheilt er mir seinen Bürgermeisterlichen Rath, „ ich soll nämlich, weil ich gut Zähne ausnehmen könnte, eine Marktschreyerbude auf nächsten Markt zu errichten, mir von dem H. B. die Erlaubniß ausbitten, und da mit meiner Kunst so viel Geld, als ich brauchte, verdienen. „ Ich habe lange nachgesonnen, was der Herr Bürgermeister eigentlich unter dem auf der Devalvation stehenden Zeugmacher verstehe. Entweder meint er, ich habe bey meiner Profeßion nicht mehr so viel

Nah-

Nahrung als sonst, und müßte wohl gar aufhören solche zu treiben; oder er zielt darauf, daß er mir allenfalls meine Pfarrhauptmannsstelle entziehen und nehmen lassen könne, wie Er mir schon 1763. einmal gedrohet, als als er von der Gegencämmererstelle die höchste Staffel seines Glückes, ich meyne die ältere Bürgermeisterwürde bestiegen hatte, welche Drohung aber, dem Himmel sey Dank, noch eben so unerfüllt geblieben, als die Versprechungen, die er mir zu andern Zeiten gemacht hat. Meint der Hr B. das Erste, so ist das die allgemeine Klage aller derer, die zum Nahrungs-Stande gehören, daß ihr Gewerbe in Verfall gerathen; und unter den verschiedenen Ursachen dieses Verfalls ist der schädliche Korn-Handel eine der vornehmsten, aber nicht die letzte. Der Handwerksmann kann nicht auf Vorrath, aufs Geradewohl, oder auf Speculation arbeiten, weil er wegen der Brodtheurung nicht viele Gesellen halten kan; die bestellte Arbeit vermindert sich immer mehr, weil jedermann spart! und folglich ist daher noch am Ende der gänzliche Ruin des Nahrungs-Standes zu besorgen. Meint er das andere, so erschrecke ich

nicht vor seinen Drohungen. So lange ich nichts böses thue, so lange wird eine hohe Obrigkeit mich auch nicht caßiren; für dem ersten werde mich zu hüten wissen, und folglich wird auch das letzte nicht geschehen.

Jedoch vielleicht hat der Hr. Bürgermeister noch eine dritte Bedeutung im Sinne. Vielleicht soll der Zeugmacher, der auf der Devalvation steht, einerley seyn mit einem Zeugmacher, der auf dem Bankerotte stehet; und diese Erklärung wird durch das Folgende wahrscheinlicher, da er mir Schulden vorwirft, und bedauert, daß ich nicht viel zu leben habe. Ich will eben nicht erinnern, was einem jeden einfallen wird, wie schlecht es mit dem Christenthume eines Mannes beschaffen seyn müsse, der andern solche Vorwürfe zu machen, im Stand ist, die alsdann, wann sie wahr sind, in der Person des Vorwerfers keine gute Seele verrathen. Ich will nur eine Geschichte erzählen, aus welcher sich, wann man sie mit gegenwärtigen Vorwürfen des Hr n. Bürgermeisters vergleicht, allerley Folgen ziehen lassen. Vor kurzem, und am ersten Tage der Hasenjagd, ließ mich der Hr. Bürgermeister zu sich rufen, und ich

er-

ermangelte nicht, mich, so bald ich konnte, einzufinden. Er zeigte mir, unter verschiedenen Briefen, auch einen, den er von Carlsruhe erhalten, und worinne man ihm den Anschlag that, allhier in Erfurth eine große Baumwollen-Spinnerey anzulegen. Er war so gnädig mir den Vorschlag zu thun, ob ich nicht, weil ich dieses Werk verstünde, die ganze Sache übernehmen wollte. Ich wandte ein, hierzu sey Geldvorschuß nöthig; der Hr. Bürgermeister aber war geschwind mit der Antwort da, ich sollte einen Vorschuß erhalten, und Er wollte selbst benöthigten Falls für mich caviren. Dies alles als wahr angenommen, (den es giebt Zweifler, die glauben, es sey an der ganzen Sache gewöhnlichermaßen nichts, und der Hr. Bürgermeister hätte durch dergleichen Versprechen goldner Berge mich nur von Ausgabe meiner ersten Schrift zurück locken wollen) so ist gar nicht zu begreifen, wie mir der Bürgermeister mit gutem Gewissen Schulden vorwerfen könne. Denn er will mir ein Geschäfte auftragen, wo Treue und Redlichkeit die erste Erforderniß ist, er will sogar für mich caviren; er muß mich also nothwendig

für einen ehrlichen Mann halten; Nun habe ich entweder Schulden, oder ich habe keine. Habe ich keine, und der Hr. Bürgermeister sagt, ich hätte deren, so ist er — doch ich kann und will hier nicht ausreden. Habe ich aber Schulden, und bin gleichwohl ein so ehrlicher Mann, der in wichtigen Geldsachen zu gebrauchen ist, so muß ich gewiß durch Unglücksfälle, und nicht durch meine Fehler in solche Schulden gerathen seyn; und nun stelle ich es der Ueberlegung eines jeden wohldenkenden Menschen, ich will nicht sagen, Christen, anheim, was ein solcher Mann für ein Gemüthe haben müsse, welcher einem andern, den er selbst für einen ehrlichen Mann erkennen muß, unverschuldete Unglücksfälle, boshafterweise zur Last leget. Der Hr. Bürgermeister kann sich allein damit entschuldigen, daß er saget, es sey sein Ernst nicht gewesen, für mich zu caviren, ja es sey an der ganzen Sache nichts, und er habe mir nur was weis machen wollen. Das letztere gereichte ihm aber so wenig zur Ehre, als das erste; und ich weiß selbst nicht, wie ich ihn in dieser Ver-

legenheit auch nur einigermaßen vertheidigen ſollte. Denn freylich iſt auch das nicht zu leugnen, daß der Herr Bürgermeiſter zuweilen mit Winde handelt, und ich wünſchte zu ſeiner Ehre, daß er den Artikul von der Windmacherey, den er mir vorwirft, ganz übergangen hätte. Eben das iſt die Seite, von welcher er nicht bloß ſeit geſtern oder ehegeſtern, mir wunderlich vorkommen iſt. Man weis ja die Geſchichte ſeiner Baumwolle. Gab er nicht an, von ſelbiger hätte er Strümpfe und Mützen machen laſſen? Man frage aber den Strumpfwürker, Hrn. Wenigern, und Meiſter Marxen, wie viel ſie von der berühmten Baumwolle, unter der ausländiſchen und rechten Baumwolle verarbeiten können, ſo wird ſich das Wahre von der erfundenen Baumwolle, bald mit dem darbey eingewirkten Winde, an den Tag legen. Auch das einige Gute, ſo dabey mit untergelaufen, iſt nicht neu, ſondern längſtens von andern erfunden geweſen. Das wenige Neue des Hrn. Bürgermeiſters iſt das, was er ſagt, und im Sagen beſteht überhaupt ſein gröſtes Verdienſt.

Auch das hat er nur gesagt, und nicht bewiesen, daß ich in der eingebildeten Punschgesellschaft an der Ausarbeitung des Schutzverwandten geholfen hätte. Bey diesem Vorwurfe ärgere ich mich über nichts, als darüber, daß ich nicht nur von dem quäſtionirten Punſche nichts genossen habe, sondern überhaupt auch, ob ich gleich länger als der Herr Bürgermeister gelebt habe, noch immer nicht weis, wie Punſch ſchmekt, riecht, oder auch nur aussieht. Ueber das andere werde ich nicht böße. Denn hätte ich an dem Schutzverwandten geholfen, so wäre das keine Schande für mich, und ich wollte immer lieber an dieser Schrift Antheil haben, als an den Werken des Herren Bürgermeisters. Allein ich denke immer, die Herren Zinngießer und Schutzverwandten bedürfen meiner nicht; sie können selbst schreiben, und haben meiner Hilfe so wenig nöthig, als ich der ihrigen, wann ich Zähne ausnehme. Weil ich eben vom Zahnausnehmen rede, so kann ich nicht umhin, anzumerken, daß der Herr Bürgermeister Hadelich sehr unbillig ist, mich mit dieser Kunst aufzuziehen; einer Kunst, womit

mit ich einer Person, die dem Hrn. Bürgermeister am nächsten angehet, so viele Dienste geleistet habe, daß ich beynahe keinen Umstand mehr finde, wo sie in Gefahr kommen könnte, hinfort meiner Dienste noch einmal zu bedürfen. Da aber doch der Herr Bürgermeister mir den Vorschlag thut, unter seiner Autorität eine Marktschreyerbude zu errichten und öffentlich auszustehen, so will ich ihn bitten, daß er, worzu er mir kürzlich Hofnung machte, mir einige von seinen seltsamen und noch nicht gesehenen Kunststücken lernen wolle, damit ich solche gleichfalls öffentlich einem hochansehnlichen Auditorio produciren und durch dergleichen poßierliche Dinge meine Arzeneyen für die Zähne, desto besser verkonsumiren könne. Denn mit dem Hannswurste, den er mir vorschlägt, dürfte ich so wenig gut fahren, als der Hr. Bürgermeister selbst. In Ansehung meiner würde er mir viel zu viel zu unterhalten kosten; Hiernächst würde er auch einen Affen brauchen, und dann mag ich nicht rathen, auf wen seine Wahl allerdings fallen würde. Ich weis aber gewiß, daß ich aller Hanßwurste

entbehren könnte, wenn es dem Hrn. Bürgermeiſter gefallen ſollte, meine obige Bitte Statt finden zu laſſen.

Jedoch aber, wenn auch alle die Vorwürfe des Hrn. Bürgermeiſters noch ſo gegründet, und ſeine Spöttereyen noch ſo witzig wären, ſo frage ich alle verſtändige Leſer, ob ſie mit der Hauptſache, zu welcher Er ſie hinträgt, auch nur die mindeſte Verwandſchaft haben? und wann ich auch noch ſo ſehr auf der Devalvation ſtünde, und wenn ich ſo vielen Punſch als Bier tränke, und wann ich ſo viele tauſend Thaler Schulden hätte, als der Hr. Bürgermeiſter in dieſem Jahre Rüben gebauet hat, und eine Bude auf dem Markte, ſo groß als das Haus des Hrn. Bürgermeiſters; wird dadurch denn ſeine Sache beſſer, oder ſchlimmer? Es iſt die Rede von dem Kornhandel, von der Ausfuhr, von der Theurung, und von dem letzten Tumulte, nicht aber davon, ob man Punſch trinke oder Zähne ausreißt. Ich Ungelehrter ſehe es ein, wie wunderlich die Bürgermeiſterliche Vertheidigungsart iſt; was werden aber nicht vollends die Gelehrten darzu ſagen?

Ich

Ich war noch willens verschiedene Zusätze beyzufügen, welche das wesentliche der gegenwärtigen Streitigkeit betreffen; allein ich kann nur einen Bogen drucken lassen, und der Raum gebietet es mir, mich so kurz zu fassen, als möglich. Ich will es also bey folgendem bewenden lassen. Der Hr. Bürgermeister sagt, und sagt noch einmal, und sagt zum drittenmal und wird bis in Ewigkeit sagen: Er habe nicht mit Korn gehandelt und alles, was man hiervon ausstreue, wären Verläumdungen. Selbst manche, auf die der Hr. Bürgermeister immer provocirt, selbst Hr. Kaps, Hr. Büchner und mehrere, werden ihn vielleicht eines andern überführen; Allein auch ich kann es ihm im Angesichte der ganzen Welt legal erweisen, daß er mit Korn, und überhaupt mit Getraide gehandelt hat. Also, damit ich den Ton annehme, den der Herr Bürgermeister immer bis zum Eckel anstimmen:

„ Laßt Christian Ulschen endlich
„ abhören und sagen, ob er nicht wisse,
„ daß der Hr. Bürgermeister Hadelich mit
„ Früchten gehandelt, auch ihn Christian
„ Ul-

„ Ulſchen, nebſt mehrern andern, die Hr.
„ Ulſche angeben ſolle, hierzu gebrauchet
„ und in dieſer Angelegenheit herum ge-
„ ſchickt habe.

Dieſe Ausſage mag Richter ſeyn zwiſchen uns beyden, dem Herrn Bürgermeiſter und mir.

Doch davon war nicht einmal die Rede. Sondern hauptſächlich davon, ob nicht der Hr. Bürgermeiſter als eine der oberſten Magiſtratsperſonen einen groſſen und faſt unverzeihlichen Fehler begangen, daß ſie nicht nur ſelbſt die ſchädliche Ausfuhr nicht gehemmet, ſondern noch darzu überall vertheidiget, und durch ihre abgefaßten Berichte die Landesregierung glaubend gemacht, als ſey keinesweges Noth vorhanden, oder ſchier künftig zu befürchten.

Hierbey kann ich nicht unangemerkt laſſen, daß die Angſt, in welcher ſich gegenwärtig der Hr. Bürgermeiſter befindet, aus der Art ſeiner Vertheidigung ſattſam zu erkennen iſt: In voller Angſt widerſpricht er ſich ſelbſt, wenn es Noth thut. Bald vertheidiget er die Ausfuhr aufs heftigſte; ſagt Erfurt ſey eine Marktſtadt und

dürfte

dürfte nicht sperren, und was dergleichen schöne Siebensachen mehr sind. Bald kehrt er die Flinte um; behauptet, Er Er habe schon lange Vorstellungen gegen die Ausfuhr gemacht, und darauf gedrungen, daß hierinne für das Beste der Unterthanen gesorget werde. Aber leider! habe man seine guten Räthe nicht befolget, und daher wasche Er seine Hände in Unschuld.

Was soll man von einem Manne denken, der sich selbst zuwider ist, und sich widerspricht, nur um anderen zu widersprechen?

Jedoch ich will, da mir der Raum fehlt, für diesmal beschliessen. Es wird von dem Herrn Bürgermeister abhängen, ob ich ein drittes Buch schreiben, und mich meiner übrigen Gedanken noch entledigen soll. Ich habe durch meine beyden Schriften nur zeigen wollen, daß es hier so gut als in London patriotische Bürger giebt, die das Herz haben, öffentlich heraus zu treten und für das Wohl ihres Vaterlandes und ihrer Mitbürger zu reden.

Meine

Meine Gedanken

über den

Zinngießer D.

Difficile eſt Satiram non ſcribere.

Dem wohlfürſichtigen Zinngießer

ſey

dieſes Gemählde

überreichet.

Hier überreiche ich Ihm ein Gemählde, welches völlig nach Seinem Geſchmacke iſt. Er mag es entweder dem Trappenſchützen, der Bibliothek

bliothek der elenden Scribenten, oder ſcuriliſchen Briefen, und dergleichen Gemählden beygeſellen; ſo wird es in gewiſſer Betrachtung ſeinen Nachbarn nicht unwürdig ſeyn. Er kann es zu ſeiner Empfehlung brauchen, wenn er dermaleinſt wieder auf die Heyrath gehen will: Denn alsdenn wird er vielleicht kurze Reſolution bekommen, und nicht lange in *) ſchreckhafter Erwartung wegen des Ausganges bleiben dürfen. Er wird es als einen Paß auf künftiger Reiſe brauchen können, wenn Er zu einem Thore eingehen, oder das Handwerk begrüßen wird: Denn ſo wird man Ihm einen Zehrpfennig ohne Anſtand reichen, um ſich Seiner bald zu entledigen. Er kann es auch als ein Ordenszeichen anhängen, um damit zu beweiſen, daß Er, wenn Er es noch nicht iſt, doch verdiene der Obermeiſter in Seiner Innung zu ſeyn. Treibet Ihn aber Seine Großmuth

an,

*) Siehe den Ochſen.

an, so wie Er es bey andrer Gelegenheit gethan, wenn Ihm ein Gemählde zugeschickt worden, daß Er es an einen unsaubern Ort trägt, und Er thut es aus Abscheu für seinem eigenen Gesichte; so habe ich auch nichts darwider. Es wird nicht an Leuten fehlen, die es als ein Denkmaal unsrer aufgeklärten Zeiten, und eine Schilderung des schönsten Geistes in seiner Art dennoch aufheben werden.

Ein

Ein geehrtes Publikum wird ſich vielleicht wundern, daß ein Zinngießer mit ſo erſtaunenswürdigen, und ſinnreichen Einfällen hervorgetreten iſt. Ein Theil ſeiner Bewunderung aber wird wegfallen, wenn ich die Gründe angebe, warum er eben in dieſer Perſon aufgetreten iſt. Es wäre ſchon genug, wenn ich ſagte, daß es eigentlich ein politiſcher Kannengießer ſey. Allein, ich habe noch andere Vermuthungen, warum er ſich in dieſe Perſon eingekleidet hat. Einmal, weil er bisher ziemlich Silber und Gold zur Erbauung ſeiner lieben Landesleute gegoſſen und geſchmolzen; ſo iſt ihm nichts mehr übrig geblieben, als nunmehro Zinn mit ziemlichen Zuſatz zu gießen; und zum andern, da er bishero gegen Bekannte ſich geäußert, daß er an einem auswärtigen Orte die Aufſicht über Komödianten erhal-

ten ſollte; ſo konnte ihm nichts bequemer einfallen, als vorhero einige Rollen ſelbſt zu ſpielen, und beſonders einen Beytrag zu Hollbergs politiſchen Kanngießer an ſeiner eigenen Perſon zu thun. Es gehet ihm aber, wie es vielen ergangen, die das Ihrige verthan, in Schulden bis über die Ohren ſitzen, und nunmehro fürtreflich von der Oekonomie, Kameralwiſſenſchaft und Politik raiſonniren können, ſo wie ein Laborant vom Goldmachen prahlt, und ſich doch kaum des Hungers erwehren kann. Ich werde aber noch einen nähern Grund angeben können, warum er unter die politiſchen Kanngießer gerathen iſt. In ſeiner Schrift widerräth er mit groſſer Vertraulichkeit ſeinen lieben Landsleuten das Brandeweinbrennen und Trinken; aber nicht deswegen, als wenn er etwa kein Liebhaber vom Brandeweintrinken wäre. Dieſes gar nicht, ſondern weil ihm vor kurzem ein Schnaps von Molsdorf aus, beynahe ihm, und ſeinen geiſtreichen Projekten den Untergang gebracht hat. Denn, ſo erzählte man, ehe der Zinngießer ſich auf ſeinen Pegaſus ſetzte; ſo nahm er noch einen guten Schnaps, wie

ſeine

seine Gewohnheit ist, zu sich, und jagte mit demselben fort. Zweymal warf es ihn herunter, setzte ihm den Huf in den Backen, ins Auge, und in die Rippen, zertrat ihm den Arm, daß er einige Wochen die Stube hat hüten müssen. Durch diesen Zufall mag sein Gehirn so sehr erschüttert worden seyn, daß man von dieser Periode an sicher auf seine bisherige verwirrte Denkungsart und Verhalten schliessen kann. Wenn Tristram Schandy einen Roman von diesem Helden hätte schreiben sollen; so würde er aus diesem Umstande allein alle Thaten seines Helden, vor oder rückwärts, mehr oder weniger, haben herleiten können, so wie Winkelmann aus einem Stumpf des Herkules dessen zwölf Arbeiten herleitete. Es ist aber höchst wahrscheinlich, daß sein Hang zum Sauffen ihn schon längst zu seinen Ausschweifungen verleitet hat: Denn wie wäre es möglich, daß ein Zinngießer von gesundem Menschenverstand zu solchen Handlungen fähig wäre, welche er bishero verübet? Denn seitdem er als ein gelehrter Kanngießer, vom Jungen an bis zum Meister in der gelehrten Gießerey gelernet hat: so hat er beynahe

nichts anders als Nachttöpfe mit satyrischen Verzierungen gegossen, womit er 1) erhabene grosse Häupter, 2) grosse und verdiente Gelehrte auf blühenden Universitäten, 3) Freunde und 4) Feinde, 5) seinen verdienten Lehrer, 6) Diener der Religion, und 7) die Religion selbst zu besudeln gesucht, und weil ihm also nichts mehr übrig war; so sucht er nunmehro seine hohe Obrigkeit zu beschmützen, und die Unterthanen wider sie aufzuhetzen. *) Hier fällt mir ein, was die allgemeine deutsche Bibliothek im

*) Siehe sieben Satyren, worinnen er Ihro päbstliche Heiligkeit für den gröbsten Hexenmeister erklärt. 2) S. die scurrilischen Briefe. 3) Als ihn vor kurzem ein Mann besuchte, bey dessen Abschied er ihm seine Freundschaft und beym ersten Ausgang seinen Besuch versprach; so goß er anstatt dieses Versprechens einen Nachttopf, sammlete seinen guten Vorrath in denselben, um mit erster Gelegenheit, ohne Kopfweg zu ruffen, denselben auszugiessen. Doch hat er sichs noch nicht getrauet; sondern hat diese Sammlung stehen, in eine Gährung kommen lassen, und einen Liquor daraus extrahirt, um sich auf seinen eigenen Leib davon was zu gute zu thun: Denn der Hund frißt, was er gespien. S. P. Gordians Zuruf an die Salomons Boinische Gemeinde, wegen des Bahrdtischen Unfugs. Opus inedit. 4) S. Comment. Brem. 5) S. die philosophische Bibliothek. 6) S. unten. 7) S. den Zinngießer D.

im 10ten Bande 10tes Stück, Seite 129. bey Gelegenheit der Briefe feuriliſchen Inhalts am Ende anmerket: " Es iſt übrigens etwas befremdend, daß die Cenſur „ in Erfurt, wo notoriſcher Weiſe, dieſe „ feuriliſchen Briefe bey eben dem Buchdrucker Straube gedruckt ſind, dem nicht „ erlaubt worden, den Antikritikus unkaſtrirt zu drucken, gegen eine öffentliche, „ auch nach den Civilgeſetzen ſo ſtrafbare „ Mißhandlung verſchiedener würdigen Gelehrten hat gleichgültig bleiben können. „ Die Folgen, die hieraus, und aus der „ eigentlichen Schreibart in bibliſchen Redensarten zu ſpotten, zu ziehen ſind, „ können leicht dem Leſer ſelbſt überlaſſen „ werden. „ Und die Folgen? Er giebt den wohlausgedachten Rath, daß man die Pfeffernüßigen ſtempeln möchte, um die Landesherrlichen Kaſſen zu bereichern. Hier wallt das Blut in meinen Adern, und meine Galle wird rege, daß ein Menſch, den ſein Churfürſt als einen verhungerten Magiſter aus dem Staube gezogen, und mit ſeiner ſchon längſt ſo ſtrafbaren Konduite ſo erſtaunende Geduld gehabt, es ſeinem hohen

Wohlthäter ſo ſchlecht vergilt, und Deſſen Anſtalten öffentlich raillirt. Der Zinngießer aber meynet es nicht zum Beſten der Kaſſen, ſondern ſeine Meynung iſt, daß wenn dieſe Pfeffernüßgen geſtempelt würden, und etwa einer einen Dukaten gelten ſollte, und dieſelben ihm zu verſchlucken gegeben würden; ſo würde dieſes eine herrliche Sache für ihn und für ſein verdorbenes Eingeweide ſeyn. Er äß ſie gewiß rohe. Denn niemals würde es ihm gelegentlicher als jetzo ſeyn. Man weiß, wie ſehr er der Univerſitätskaſſe verwandt iſt, wie ſein Kredit gefallen, und wie ſchwer es ihm iſt, ſich aus der jetzigen Noth zu helfen. (Mit dem Pharao-Spiel hilft er ſich etwas.*) Seine Gießerey trägt ihm nicht viel ein, und wenn er jemanden taugliche Waaren verſpricht; ſo hält er auf der Meſſe nicht ein. Im vorigen Jahre hat er das auswärtige und hieſige gelehrte Publikum mit ſeiner gelehrten Zeitung geſchwänzt. Im vorigen Jahre ſchlug er an, er wolle über ein Werk leſen, betitelt: Die Philoſophie des Wahren,

* Siehe den Konzerttag am 3ten May.

Wahren, Nützlichen und Schönen, und siehe, das Buch ist noch nicht zum Vorschein gekommen; Das Kollegium verschwand auch unter der Hand, wie seine Besoldung. Einem hiesigen Buchhändler hat er ein anderes Werk zu liefern versprochen, 25 Dukaten Vorschuß von ihm bekommen, und siehe, das Buch ist abermals nicht heraus; aber die 25 Dukaten? Da mag der gutherzige Verleger zusehen. Besonders ist es mir merkwürdig, daß er so sehr für die Schutzverwandten und Armen in den Vorstädten besorget ist. Dies kömmt aber daher, theils, weil er glaubet, daß wenn man die Unterthanen wider die Obrigkeit aufhetzen wollte, man sich an die Spitze des Pöbels setzen müsse, theils, weil er bishero sich die größte Mühe gegeben, die Sprache des Pöbels zu reden, und dessen Umgang zu suchen, um durch diesen sich in der Erfischen Sprache, die der Pöbel redet, recht feste zu setzen: Denn wessen Sitten man hat, dessen Sprache pflegt man auch gerne anzunehmen.

Memorial

derer allhier

lebenden Hunde

wegen

der jetzigen Theurung, und des künftighin noch mehr zu besorgenden Brodmangels. Uibergeben im September 1771.

Vorbericht.

Nachstehendes Memorial der Hunde ist mir zufälliger Weise in die Hände gerathen, und wegen der Seltenheit des Falles glaube ich, mir ein Verdienst zu machen, wenn ich es in öffentlichem Drucke herausgebe. Da die Menschen von jeher so viele närrische Supplikken gemacht haben,

und

und noch machen; so kann man ihnen die gegenwärtige Supplik der Hunde, die so klug ist, keklich zur Lehre und zum Beyspiele entgegen stellen. Wir haben schon mehrere Anleitungen von den Thieren zu lernen; ich bin aber versichert, daß diese kleine Schrift Leser finden wird, welche vom Phädrus, Lafontäne, Swift, Hagedorn und Gellert noch nichts gelernt haben.

Der Herausgeber.

L. R. O.

Es ſiehet ſich die ſämmtliche allhier lebende **Hundeſchaft** endlich gemüſſiget, ihr großes und faſt nicht mehr zu ertragendes Elend, nachdem das mündliche Schreyen und Bellen derſelben, wenigſtens bey gewiſſen Perſonen, noch keinen Eindruck machen wollen, nunmehro auch in gegenwärtigen ſchriftlichen Promemoria durch ihre **Vorſtehere** und **Hauptleute** der zerſchiedenen **Geſchlechter** geziemend, wie nachfolget, vorſtellen zu laſſen:

Ob wir gleich nur **Hunde** ſind, ſo ſind wir doch eben ſo gut Mitglieder des ehrſamen Publikum, als es die Zinngießer, die Rechenmeiſter, die Schutzverwandten, die Intelligenzblätter, die Kornhändler und die Pasquillſchreiber ſind; ja es iſt unſtreitig wahr, daß die **meiſten** unter uns nützlichere Perſonen im Staate ſind, als die **meiſten** unter jenen. Zwar iſt hier nicht

die

die Rede von den **vornehmen Hunden**; indem diese freylich keine andere Beschäftigungen haben, als die gewöhnlichen Amüsemens des vornehmen Pöbels; das heist: zu essen, zu trinken und zu schlafen; ihr Geschlecht, wenn sie können, fortzupflanzen; aufzuwarten, das Verlohrne zu suchen, und **zum Zeitvertreib** andere Künste zu machen; auf dem Kanapee zu sitzen, die Hände zu küssen, mit den Damen zu spielen, und mit sich selbst spielen zu lassen. Wir armen **gemeinen Hunde** hingegen wachen Tag und Nacht, wachsamer als viele Rathsherrn, für das gemeine Wohl und für die öffentliche Sicherheit; wir verjagen die Diebe; wir halten die Bettler im Respekte, trotz allen Allmosendienern; wir sitzen dem Wilde im Nacken, wie die Ausreuter den Landläufern; und endlich, wir helfen sogar Fleisch in die Stadt bringen, während, daß andere, die noch lange keine **Hunde** sind, das Brod hinausschleppen.

Was wir für alle diese wichtigen Dienste empfangen, das ist dermalen der Welt Lohn, der leidige Undank. Beynahe müssen wir für Hunger umkommen, weil ein jeglicher,

cher, der ſeine Oekonomie ins Enge zu ziehen, bey jetzigen ſchweren Zeiten für nöthig befindet, den Anfang an uns machet, und entweder uns gar abdanket, oder doch unſere Portionen ſo ſehr vermindert, daß wir fernerhin unmöglich als ehrliche Hunde zu ſubſiſtiren im Stande ſind. Daher es dann kommt, daß ſo viele von uns als herrenloſes Geſindel herumlaufen; wovon einige ſtehlen, andere betteln, die übrigen aber; welche zum Betteln zu ſchamhaft, und zum Stehlen zu fromm ſind, mit ihren Hündinnen und Jungen elendiglich darben und endlich verhungern müſſen. Wir ſelbſt, die wir noch in Dienſten ſind, bekommen ſo ſchmale Biſſen, daß wir von Tägen zu Tägen magerer werden, und faſt uns ſelbſt nicht mehr ähnlich ſehen. Die wenigen aber, ſo ein beſſeres Auskommen haben, nämlich die, welche bey den ſogenannten Kornjuden in Kondition ſtehen, werden theils für lauter Wohlleben ſo hoffärtig, daß ſie ihre armen Mithunde kaum über den Schwanz anblicken; theis ſind ſie ſo neidiſch, oder geizig, daß ſie einem andern armen Hunde, der in der Noth iſt,

nicht

nicht einmal den Biſſen gönnen, der ihnen übrig bleibt, und den ſie ſelbſt zu genieſſen nicht vermögen.

Die Gottloſigkeit ſteigt täglich; und niemand will ſich ſeines bedrängten Mitmenſchen mehr annehmen. Viele meynen ſogar, es wäre gut, wenn der gröſte Theil von uns im Elende vergienge, damit ſie allein übrig blieben, und deſto bequemer leben könnten. Andere aus unſerm Mittel, die Brod und Fleiſchbrühe die Fülle haben, bringen aus anſcheinender Menſchenliebe allerley Vorſchläge herbey, wie wir armen Menſchen einſtweilen, und bis auf beſſere Zeiten, uns ſättigen könnten; zum Beyſpiele, mit Eicheln, faulem Holze, Träbern, und dergleichen, ohne zu bedenken, daß unſere Mägen für ſolche Speiſen nicht gemacht ſind, und daß ein wackerer Bierhund keine Sau iſt. Noch andere, aus dem Stamme der Bologneſer, hielten dafür, der gänzliche Brodmangel gereiche zu unſerm eigenen Vortheile, weil wir ſodann nicht nur mit lauter Fleiſche und Kraftſüpplein geſpeiſt werden, ſondern auch das Vergnügen haben würden, ſchöne

reiche

reiche Halsbänder mit goldenen und silbernen Schellen zu tragen, die durch den Kornhandel von Nürnberg aus hereingeschafft worden. Einige Hunde von Stande behaupteten sogar, wir würden, wenn unsere Principale alles Brod aus dem Lande führten, den englischen Doggen sehr ähnlich, und mithin die vollkommsten Geschöpfe in unserer Art werden. Wir, die wir hungern, halten dergleichen Einfälle für Scherze, die sehr zur Unzeit angebracht sind, und glauben außerdem, daß ein Hund unmöglich ein gutes Herz haben könne, der seinen Nebenhund verspottet, wenn dieser in Noth ist.

Da wir nun so wenig hündliche Liebe und Hilfe unter unsern Mitbrüdern finden; so bleibt uns nichts übrig, als daß wir uns zu den Menschen wenden, unter denen wir leben, und sie, so höflich und demüthig, als wir es immer gelernt haben, ersuchen, in dieser höchstwichtigen Angelegenheit für unser Bestes zu sorgen. Schon die erhabenen Tugenden dieser aufrechtsgehenden Thiere lassen uns hoffen, daß wir keine Fehlbitte thun werden.

Die

Die Menſchen ſind gegen einander ſelbſt ſo chriſtlich, gerecht, wahrhaft, mitleidig, barmherzig und freundſchaftlich, daß einige unter uns, die in die Viſitenzimmer kommen, oft ihre Freude an ihnen ſehen. Kein Menſch bellt auf den andern los, es ſey denn mit Komplimenten; keiner ſchnappt nach dem Biſſen, den ein anderer eben verzehren will; keiner trinkt einen Tropfen, wenn der andere nicht auch trinkt; und alle umarmen, küſſen und liebkoſen einander, daß es eine Luſt iſt, und reden, daſern wir ſie recht verſtehen, von nichts, als von Liebe und von gegenſeitigen Dienſten. Solche Liebe finden wir unter uns nicht.

Vielleicht aber laſſen uns außerdem noch die Menſchen an dieſen ihren wohlwollenden Geſinnungen deſto eher Antheil nehmen, da wir nicht nur weitläufige Verwandten von ihnen ſind, ſondern gewiſſermaßen unſer Anliegen würklich auch das ihrige iſt; nicht ſowohl wegen der wichtigen Dienſte, die wir ihnen leiſten, als vielmehr deswegen, weil unſer Hunger in der That die Folge des ihrigen und ein gewiſſer

wiſſer alter Hühnerhund von unſern guten Freunden, der ſonſt ein gutes Subjekt war, und eine langjährige Erfahrung hat, kann aus der Größe ſeiner jedesmaligen Portion den jedesmaligen Marktpreiß des Korns auf das genaueſte beſtimmen. Wir leben daher der gewiſſen Zuverſicht, daß die Menſchen, an welche gegenwärtiges Memorial gerichtet iſt, wenn ſie auch unſer Wohl nicht deswegen, weil es uns Hunde angehet, beherzigen wollten, doch deshalb darauf Rückſicht nehmen werden, weil es mit dem ihrigen in der genaueſten Verknüpfung zu ſtehen die Ehre hat. Daher haben wir dann unſere unvorſchreibliche Meinung in unſerer hündlichen Einfalt kürzlich, jedoch deutlich, vortragen, und es der Klugheit und Vorſicht der Herren Menſchen überlaſſen wollen, diejenigen Veranſtaltungen zu treffen, wodurch ihnen und uns am erſten und am zuverläßigſten gerathen und geholfen werden kann.

Es ſcheint uns, als ob mehrere Menſchen, die in einer Stadt wohnen, in gewiſſer Abſicht und zu gewiſſen Zeiten, ſich ungefehr eben ſo befinden möchten,

wie

wie mehrere Hunde, die auf einem Vorwerke, oder Hofe gehalten werden. Wenigstens, um ein einziges Beyspiel anzugeben, ist bey beyderley Geschlechtern der Hunger von einerley Art, es sey, daß man seine Würkungen, oder seine Ursachen in Erwägung ziehe.

Die Würkungen des Hungers sind Niedergeschlagenheit, dann Traurigkeit und endlich Desperation.

Wir Hunde lassen die Ohren und den Schwanz sinken, wenn wir nichts zu genießen haben; dauert aber der Hunger länger, so werden wir toll und fallen uns selbst unter einander an, oder die Thiere, die um uns herum sind.

Den Menschen gehet es nicht besser. Man bemerkt an ihnen, zur Zeit des Hungers, anfangs ein mattes Stillschweigen, eine Niederdrückung des Geistes, und ein bekümmertes Wesen, welches auf den Mienen, in der Stellung, im Gange, und in andern Bewegungen sichtbarlich hervorleuchtet. Nimmt die Hungersnoth zu; so werden die Menschen so rasend, als wir, in eben dem Falle: nur mit dem Unter-

ſchiede, daß wir alles angreifen, was uns begegnet, ſie hingegen ſich zuförderſt an diejenigen halten, von denen ſie glauben, daß der Hunger ihr Werk und ihre Machenſchaft ſey.

Daraus, welches beyläufig anzumerken iſt, können wir Hunde ſogar den letzten Tumult, welchen einige Menſchenkinder allhier erregt haben, auf das natürlichſte erklären, und haben nicht nöthig, die Regierung, oder die Kammer, oder den Zinngießer, oder den ſprecheriſchen Reiſer deswegen zu beſchuldigen, obgleich einige Menſchen ſolches für nöthig erachtet haben. Selbſt das berüchtigte Haferbrod war nicht die Urſache deſſelben: es war allenfalls das Fünkgen Feuer, welches mit in die Pulvertonne flog, die ſich ohnehin ſchon entzündet hatte. Die einzige nächſte Quelle des Tumults war der ſprecheriſche Magen des Volks, welches Brod forderte, wo keines war. Und die entferntern Urſprünge ſind in denjenigen zu ſuchen, welche Urſachen des Brodmangels, und folglich Urſachen des Hungers waren.

Wer den ſchädlichen Kornhandel, wodurch das Getraide über 40 und mehrere Meilen aus dem Lande gieng, nicht hinderte, da er ihn von Amtswegen hindern ſollte; wer ihn außerdem in öffentlichen Blättern anprieß, ihn begünſtigte, ihn ſelbſt werkthätig unterſtützte, ſelbſt ein Kornmäckler war; wer auf alle Vorſtellungen der Bürger nichts achtete, ihre Sprecher verſpottete, höhere Dekrete entweder unterdrükte, oder ſolche durch falſche Berichte, als ſey kein Brodmangel zu beſorgen, verhinderte: Der, Der war die wahre Urſache des letzten Tumults; nicht höhere Dikaſterien, welche die beſten Anſtalten machten, und übrigens nach dem Berichte der ſubordinirten Räthe ſprechen muſten; nicht ein Pfarrhauptmann, der pflichtmäßige Vorſtellungen that; nicht ein unſchuldiger Schriftſteller, der gerade einige Monate vor dem Tumulte die Quelle deſſelben zu verſtopfen ſuchte. Das alles lehrt uns ſchon unſer Hundeverſtand; und wir er-

staunen, daß es Menschen giebt, die solches nicht begreifen, entweder weil sie nicht können, oder nicht wollen, oder eben so wenig wollen, als können. Wir haben aber dies alles deswegen klüglich erörtern wollen, damit man nicht am Ende auch uns Hunden noch etwa die Schuld des letzten Tumults beymesse, welches wir nicht ohne Grund befürchten, weil man ohnehin schon in unsere Nachbarschaft übergangen ist, und an den Ratten, mit welchen wir doch niemals Freundschaft hielten, den Anfang gemacht hat.

Ueber derley Vorfallenheiten können wir allerdings unsere Meynung sagen, weil wir oft in unsern Gemeinheiten ähnliche Fälle vorfinden.

Es giebt viele Hunde unter uns, die Brod und Knochen entweder im Miste vergraben, und dadurch Noth in Ansehung anderer verursachen, oder wohl gar, welches noch schlimmer ist, dergleichen Freßwaaren zum Hofe hinausschleppen. Die letzten pflegen wir exemplarisch zu beißen; denn sie verdienen es. Jene hingegen schonen wir, so lange der Uiberfluß herrscht;

reißt aber der Mangel ein, und sie fahren fort, aufzuhäufen und zu verbergen, so plündern wir ihre Sparkammern, und wehren, so lange der Mangel dauert, ihnen ihren Geiz so nachdrücklich, als wir können, welches vermuthlich ganz klug gehandelt ist. Diese Verfahrungsart hat einer unserer Aeltesten, der auf Reisen gewesen ist, von den Menschen gelernet, an einem solchen Orte, wo die Menschen nicht dumm sind, und, wo man, wie er sagte, zwar in der Zeit des Uiberflusses Kornjuden duldete, weil sie als Magazinirer des Publikum betrachtet würden; nie aber in der Zeit des Mangels, wo man sie als Broddiebe des Publici nachdrücklich bestrafte.

Bisher, und in allem dem, was wir vorgetragen haben, scheint zwischen uns und den sogenannten vernünftigen oder vernünftigseynwollenden Thieren eine ziemliche Aehnlichkeit obzuwalten. Nur haben diese einige Vortheile, die wir auch haben könnten, wenn wir Menschen wären. Sie können von andern Orten Brod herbeyschaffen: das können wir so leicht nicht. Sie

können Magazine im Großen anlegen; die unſrigen bedeuten gar nichts. Sie können negozieren: das können wir auch nicht, weil wir nicht lügen können, und immer die Wahrheit bellen. Und wenn wir das letzte thun, ſo können ſie uns ausprügeln laſſen, oder uns alberne Hunde ſchimpfen, oder andere menſchliche Dinge begehen, deren wir, wenn wir, bey unſerm Hundsverſtande, Menſchen wären, uns ohne Zweifel ſchämen würden. Demnach, da es uns ſo ſehr an äußerlichen Hülfsmitteln fehlet, ſo ergeben wir uns den Menſchen, denen wir dienen, auf Diſcretion, und bitten ſie, wie ſchon geſchehen, durch dieſes Memorial, daß ſie geruhen möchten, entweder für uns, als Hunde, menſchmildeſt zu ſorgen, oder wenigſtens, wofern dieſe Bitte keinen Eingang finden ſollte, uns doch auf den Fuß ihrer Weiber zu ſetzen, die ſie ernähren müſſen, ſie mögen wollen, oder nicht: wogegen wir ihnen hinwieder verſprechen, und geloben, ihnen mehreren Spaß, und weniger Unluſt zu machen, als dort die beſte Frau dem ſchlimmſten Manne, und hier die ſchlimmſte

ste Frau dem beſten Manne machen kann; immer an ihrer Seite zu ſeyn; bey ihnen zu ſchlafen; nie ihnen ins Bette zu piſſen; nie andere lieber zu haben; nie aus dem Hauſe zu laufen; ihnen aufzuwarten; ſie zu lecken und zu küſſen; ihnen überall nachzufolgen; nie über ihre Kaſſen zu gerathen; und jedermann anzubellen, der ihnen das mindeſte zu Leide gethan hat, oder thut, oder möglicher Weiſe noch thun wird. Wir halten uns nach dieſer deutlichen und lebhaften Vorſtellung der menſchlichen Protektion vollkommen verſichert, und würden ſonach unſer Memorial gleich endigen können, wenn wir nicht noch ſchlüßlich einem Einwurfe zu begegnen hätten, den wir ſo ſehr wir auch Hunde ſind, doch leicht vorausſehen können.

Man wird nämlich ſagen, „ Dieſes „ Memorial könne unmöglich von uns her„ rühren. Es ſey viel klüger, gelehrter „ und witziger geſchrieben, als man es von „ Hunden vermuthen könne. Es müſſe „ es daher nothwendig ein Menſch ge„ macht haben. Und weil man hier weni„ ge witzige Menſchen habe, ſo müſte

„ ſolches entweder von dem Herrn F. oder
„ G. oder R. herrühren, als welche man
„ für die drey witzigſten Köpfe in ganz
„ Erfurt halte; oder vielleicht von allen
„ dreyen, indem ſie, wie man gewiß wüßte,
„ ſehr gute Freunde wären. Dem Hrn. F.
„ dürfte indeß das meiſte beygemeſſen wer-
„ den, indem er der gelehrteſte und klüg-
„ ſte dieſes Triumvirats, ja beynahe der
„ Phylax deſſelben wäre, und wohlfolg-
„ lich aller Wahrſcheinlichkeit nach dieſes
„ Memorial eben ſo gut beſorgt haben
„ möchte, als die Gedanken über den Zinn-
„ gießermeiſter O. „

Wir lachen über ſolche Diskurſe, die ohnehin durch die nachfolgenden Unterzeichnungen unſerer Vorſteher ſattſam widerleget werden. Die Herren F. G. und R. ſind an dieſem Memoriale ſo unſchuldig, als der Almoſendiener. Haben wir gut geſchrieben; ſo rührt es daher, weil wir blos der Natur folgen, und niemals ein Collegium ſtyli gehört haben. Das iſt es alles, was wir desfalls ſagen können.

Uibrigens widerholen wir unſere demüthige Bitten an die Menſchen, und harren allſtets

Deroſelben

demüthige

Hunde.

Unterzeichnet

(L.S.) Wegen der Schooshunde — Joli.
Wegen der Hühnerhunde — Wachtel.
Wegen der Windhunde — Diana.
Wegen der Budel — Mufti.
Wegen der Fleiſcherhunde — Sultan.
Wegen der Haushunde — Phylax.
Wegen der Hunde insgemein — Canis
Wegen des Armuths — Mohr.

Ohnmaßgeblicher Vorschlag

zum

Besten des Armuths,

wie

dem gegenwärtigen Brodmangel in hiesiger Stadt abzuhelfen seye, aus Menschenliebe eröfnet von Meister W. A. D., Zinngießer allhier.

Meine lieben Landsleute und Mitbürger!

Ich bin zwar nur ein gemeiner Mann; doch habe ich das Meinige rechtschaffen gelernet, und ich will mich nicht rühmen,

men, aber es ist wahrhaftig wahr, und meine Frau sagt es auch, daß ich zuweilen klügere Einfälle habe, als mancher hochgelahrte Doktor und Professor. Unter andern habe ich zeither, wenn ich nach dem Feyerabend mit meinem lieben Hausweibe und meinen Gesellen die hiesige ordinari Postzeitung gelesen, meine ohnmaßgeblichen Betrachtungen über den jetzigen so allgemeinen und so kläglichen Getraidemangel angestellet, der unserm lieben deutschen Vaterlande, und besonders den armen Handwerksleuten, bevorab den Zinngießern, so sehr beschwerlich fällt, daß mancher zuletzt fast nicht mehr wissen wird, wie er als ein ehrlicher Bürger und Meister auskommen, und Weib und Kinder honett ernähren und verpflegen soll. Mein einer Geselle, der Nürnberger, meinte zwar, daß wir hier zu Lande noch nicht sehr über Brodmangel zu klagen hätten; und ich mußte alle meine wenigen Kräfte anwenden, ohne ihn eines bessern belehren zu können. Er sagte nämlich, mit Einmischung einiges Lateins, welches er aus der Schule zu St. Sebald in Nürnberg noch mitgebracht hatte: „der

„ Augen-

„ ſchein lehre es, daß es in hieſiger Stadt
„ und den dazu gehörigen Dorfſchaften un-
„ möglich an Getraide fehlen könnte, in-
„ dem ja pro primo die Ausfuhre deſſelben
„ noch immer geſtattet werde, und die ar-
„ men Waldbauern von Grauwinkel an bis
„ Oberhof, und von Oberhof bis König-
„ ſee verhungern müßten, wenn wir ih-
„ nen nicht die ſpecies zu Speiß und Trank
„ gäben. Pro ſecundo werde ja noch im-
„ mer ſo viel Korn zu Brandtewein gemacht,
„ daß einige 1000 Menſchen davon leben
„ könnten; und ergo müßte doch Korn ge-
„ nug vorhanden ſeyn. Pro tertio wären
„ jetzt ſogar einige ſeiner Landsleute hie-
„ her gekommen, um Korn für Nürnberg
„ zu erhandeln, welches gleichfalls anzeig-
„ te, daß wir deſſen im Uiberfluſſe haben
„ müßten, indem niemand Zinn verkau-
„ fen würde, der es ſelbſt nöthig hätte.„
Und aus allem dem zog er die conſequen-
tiam, „ daß es mit unſerm lieben Erfurt
„ noch keine Noth hätte, und wir uns
„ eher zu unſerm Ueberfluſſe Glück wün-
„ ſchen, als über Mangel klagen ſollten.„

Ich

Ich laſſe zwar dieſe Gründe des Nürnbergers auf ihrem Werthe oder Unwerthe beruhen; wenn ich aber, als ein gemeiner Mann, von der Sache aus dem, was ich höre und ſehe, urtheilen ſoll, ſo ſcheinet es mir doch, als wenn er nicht Recht hätte, ob ich ihn gleich nicht, wie er es immer verlangt, refutiren kann. Denn ich ſehe doch mit meinen Augen, daß die Noth hier würklich jetzt gröſſer iſt, als im letzten Kriege, indem es weniger Verdienſt giebt, als damals, und das Getraide würklich theurer iſt, als damals, wenn man das ſchlechte Geld in gutes verwandelt. Ich will nicht von mir reden; denn ich eſſe wenig Brod. Ich will nicht von den eigentlichen Armen reden, die ſich bey der Almoſenkaſſe dafür angegeben haben. Die Hausarmen, die Handwerksleute, die keinen Zuſchuß und viele Mäuler zu ernähren haben, ſelbſt vornehme Herren, bey denen, wie mein Advokat ſagt, wenig fas und kein nefas iſt, ſind beynahe noch mehr zu bedauern, als jene, die ihre Noth öffentlich klagen dürfen. Wie mancher gehet jetzt Abends vor den Thüren

herum,

herum, und bittet um eine Gabe, der ſich am Tage ſchämen würde! Und wie mancher hungert mit ſeiner Familie, oder iſſet trocknes Gerſtenbrod, und trinket Koſent, weil er nicht einmal das Herz hat, jemanden anzuſprechen! Vorgeſtern Mittags gieng ich vor einem ſonſt fleißigen und ehrbaren Manne vorbey, der ganz betrübt auf ſeinem Thürſteine ſaß, und erſt nach vielem Fragen mir demüthig geſtand, "daß „ er keinen Biſſen Brod in ſeinem Hauſe „ habe; er wolle gern hungern, aber ſeine „ Kinder thäten ihm weh „ Und geſtern Abend, da ich, welches ich ſelten zu thun pflege, zu meinem Gevatter, dem Biereigen, gieng, fielen mich alle Augenblicke arme Leute und Kinder an, die um Brod ſchrieen. Es muß alſo doch wohl mit dem Brodmangel ſeine Richtigkeit haben; und es iſt daher die Pflicht eines jeden rechtſchaffenen Bürgers, wenn er auch nur ein Handwerksmann iſt, auf Mittel zu denken, wie ſolchem Uibel allenfalls abgeholfen werden könne. Ich, meines wenigen Orts, habe lange hierüber nachgedacht; und endlich iſt mir ein unfehlbares Mittel eingefallen,

fallen, wodurch dem Armuth auf einmal geholfen, und der einreiſſenden Hungersnoth geſteuert werden kann. Dieſen meinen unvorgreiflichen Vorſchlag will ich hiemit zum Beſten des Publikum bekannt machen, und die Beurtheilung deſſelben, ſamt der Ausführung, höhern und gelehrtern Einſichten überlaſſen.

Ich habe nämlich meine ohnmaßgebliche Betrachtungen über die gegenwärtig hier ſeyenden Nürnbergiſchen Kaufleute angeſtellet, die, da ſie aus den hieſigen Landen Korn aufkaufen, und dadurch machen, daß das Korn aufſchläget, billig verbunden wären, auch von ihrer Seite etwas zum Beſten des hieſigen Armuths beyzutragen, jedoch, wie ſichs gebühret, ohne ihren groſſen Schaden. Nun las ich neulich in einem politiſchen Buche, daß die Handlung nichts anders ſey, als ein Tauſch des Uiberfluſſes gegen das Nothwendige; und ich ſehe dieſes ſelbſt bey meinen kleinem Negozium. Denn, wenn ich z. E. meine Kaffeekanne nicht brauche, und mein Advokat brauchet ſie, ich brauche hingegen ſeine Feder, und er brauchet ſie nicht für ſich, ſo

gebe

gebe ich ihm meine Kaffeekanne, und er verlieret mir meinen Prozeß dafür. Auf gleiche Weise, dächte ich, könnten wir einen Akkord mit den berührten Herren Nürnbergern eingehen, aber, wie gesagt, nur zum Besten des Armuths. Die Nürnberger, nämlich, brauchen Brod; Pfefferkuchen haben sie dagegen im Uiberflusse; und unsern Armen kann es einerley seyn, ob sie Brod oder Pfefferkuchen essen: daher wäre meine unvorschreibliche Meynung, man solle höhern Orts erwähnten Nürnbergischen Handelsleuten nur unter der Bedingung die Erlaubniß geben, hier Korn aufzukaufen, daß sie eben so viele Malter Pfefferkuchen **einführten**, als sie Korn **ausführen**, und das Korn nicht wohlfeiler **einkaufen**, als sie den Pfefferkuchen **verkaufen**. Ich verspreche mir, daß dieser Vorschlag eine trefliche Würkung thun wird, und das aus verschiedenen Ursachen, die ich Euch, meine lieben Landsleute und Mitbürger! jedoch in möglichster Kürze, vorlegen will.

Denn, damit ich, wie mein Nürnberger zu reden pflegt, alles **zur Ordnung**

aus-

ausführe, ſo iſt folgendes zu merken: und zwar

Pro primo iſt ja der Pfefferkuchen eine herrliche und nahrhafte Speiſe, für die Eingeweide heilſam, ſtärkend für das Herz, und aufweckend für den Kopf, daher ſie dann von den hieſigen Armen, deren Eingeweide ſo bös, deren Herzen ſo ſchwach, und deren Köpfe ſo unaufgeweckt ſind, gut und nützlich zu gebrauchen wäre.

Pro ſecundo hat dieſe Speiſe des Pfefferkuchens noch den Vortheil, daß man davon nicht ſo viel genieſſen kann, als von dem gewöhnlichen Brode. Sie ſättiget ungemein; und ich wette, daß auch ein Dreſcher, nach einem ganz durchgedroſchenen Tage, nicht ſo viel Pfefferkuchen bezwingen mag, als etwa ein Drexerbrod betragen würde, es verſteht ſich, nach dem Gewichte.

Pro tertio kann man beym Pfefferkuchen das Fleiſch, das Gemüſſe und alle andere Freſtändeleyen ganz bequem entbehren, weil Pfefferkuchen eine Quinteſſenz iſt, die für alles dient. Ihr könnt ihn roh eſſen; ihr könnet ihn zu kalten Schalen brauchen;

ihr könnet auch Brandtewein dazu trinken, meine lieben Mitbürger! ob ihr gleich beſſer thun würdet, wenn ihr das letzte unterlieſſet, oder vielmehr, obgleich man überhaupt beſſer thun würde, wenn man das Brandeweinbrennen aus Korn, welches wir würklich nicht im Uiberfluſſe haben, auf einige Zeit einſtellte, und dafür lieber Verſuche machte, aus andern Materialien etwas ähnliches herauszubringen, worinne uns, wie mir jemand hat erzählen wollen, ſchon der berühmte **Olaus Neelſen** in Holland vorgegangen iſt, welcher aus Torf einen Liquor erzwungen hat, der dem beſten Nordhäuſer gleichkommen ſoll.

Pro quarto gewinnen wir bey dieſem Korn- und Pfefferkuchennegotium in allen Fällen, dieweil, nach Adam Rieſens Rechenbuche, ein Malter Pfeffernüßgen gewiß mehr werth iſt, als ein Malter Korn. Und überhaupt könnten wir vielleicht durch meinen Vorſchlag eine ſolche Menge Pfefferkuchen ins Land bekommen, daß noch unſere Nachbarn damit verlegt werden könnten; das gäbe auch eine neue Revenüe für

die

die öffentlichen Kaſſen, beſonders wenn man etwa für gut fände, die Pfeffernüßgen inskünftige ſtempeln zu laſſen.

Pro quinto, welches das beſte iſt, ſo wird dieſer Vorſchlag ſchwerlich zu Stande kommen, weil die Nürnberger Handelsleute glauben werden, ſie möchten etwa bey dem Tauſche des Korns gegen Pfefferkuchen verlieren. Sie werden uns alſo unſer Korn laſſen, ſo wie wir ihnen ihren Pfefferkuchen; und wir werden uns dabey beſſer befinden, als ſie. Ja endlich

Pro ſexto, welches faſt noch beſſer iſt, als das beſte, ſo wird mein unmaßgebliches Projekt noch die gute Würkung thun, daß entweder höhern Orts beſagten Nürnbergern das Aufkaufen unterſagt wird, oder daß alle patriotiſche Mitbürger ſich vereinigen, nicht nur dieſen Leuten nichts zu verkaufen, ſondern ſogar ihnen alles vorzukaufen, was ſie etwa erhandeln wollen, oder wohl ſchon erhandelt haben.

Denn würklich, meine lieben Landsleute! dafern ihr nicht in Zeiten auf euer Wohl denket, ſo ſeyd ihr verloren. Der Vorrath iſt erſchöpft; die umliegenden Ge-

genden ſind geſperrt und die Hofnung einer guten Erndte iſt euer einziger Troſt; aber von dieſer Hofnung werdet ihr nicht ſatt, und eure Weiber, Kinder, Geſellen und Lehrjungen geben euch für alle Vertröſtungen auf die künftige Erndte kein gutes Wort. Ich bekümmere mich um mich eben nicht ſehr; denn, wie ſchon geſagt, ich eſſe wenig Brod, und habe allenfalls noch für meine Frau, meine Geſellen und Lehrjungen ſo viel Korn vorräthig, daß wir alle bis zum Oktober aushalten können. Aber euch andern, Handwerksleuten, Tagelöhnern, Schutzverwandten, und beſonders meinen lieben Mitbürgern und Landsleuten in den Vorſtädten, kann es nicht gleichgültig ſeyn, wie hoch bis dahin die Metze Korn ſteigen, oder wie viel das Pfund Brod koſten wird. Und blos euch zu Liebe habe ich für diesmal meine Feder angeſetzt, und dieſen Vorſchlag eröfnet, für welchen ich mir von euch allen vielen Dank und Gotteslohn verſpreche.

Den Nürnbergern gönne ich übrigens alles gutes, und wünſche, daß ſie überall, nur nicht bey uns, ſo viel Korn finden

den mögen, als ganz Nürnberg, mit allen ſeinen Siechkobeln, nöthig hat. **Leben und leben laſſen**, iſt auch mein Wahlſpruch. Aber eben daher müſſen wir zuerſt dafür ſorgen, wie **wir** leben können; dann wollen wir gern auch die Nürnberger leben laſſen. Unſer Uiberfluß ſteht ihnen zu Dienſten; wenn wir aber ſelbſt Mangel haben, ſo können wir unmöglich ſo großmüthig ſeyn, auf Unkoſten unſerer eigenen Mägen dem Mangel anderer abzuhelfen. Ich wünſche daher dieſen Fremdlingen, die uns das Brod vor den Mäulern hinwegnehmen wollen, eine glückliche Reiſe. Ihr aber, meine lieben Landsleute, gehabt euch wohl!

Widerlegung

des

Zinngießeriſchen

Vorſchlags,

wie dem

Brodmangel in hieſiger Stadt abzuhelfen ſey, verfertigt und an das Licht geſtellt von Adam Rieſen, juniore, Schulkollegen, wie auch Schreib- und Rechenmeiſter allhier.

Nach Stand, Geburt und Würden Höchſt- Hoch- und werthgeſchätzte Leſer und Leſerinnen.

Es iſt ohnlängſt ein Traktätlein in öffentlichem Drucke erſchienen, ſub titulo: Ohnmaßgeblicher Vorſchlag zum Beſten des Armuths,

Armuths, wie dem gegenwärtigen Brodmangel in hieſiger Stadt abzuhelfen ſey, aus Menſchenliebe eröfnet, von Meiſter W. A. O., Zinngießer allhier. Gedruckt 1771. und beträgt zwar einen Bogen, wovon aber 2 leere Seiten zu ſubtrahiren ſind, und daher, weil der Bogen 16 Seiten ausmachen ſollte, deren nur 14 übrig bleiben, obgleich der Buchdrucker wider alle Rechenkunſt und ganz unverantwortlicher Weiſe deren 15 angegeben hat.

Es wäre nun wohl ſehr zu bezweifeln, ob die angeführte Schrift würklich den Zinngießermeiſter W. A. O. zum Verfaſſer habe, indem in derſelben zwar wenig, aber doch noch mehr Kluges iſt, als ich, der ich ſeine Kinder einige Jahre privatim informiret habe, ihm zutrauen kann. Ja es giebt viele Leute, die öffentlich einen ganz andern Autorem angeben, den ich aber unmöglich dafür halten kann, dieweil er ja nur die philoſophiam und die ſogenannte humaniora ſtudirt hat, und folglich nicht wohl zu politiſchen Vorſchlägen geſchickt ſeyn kann. Doch ich, für mein Theil, will mich um den Autorem dieſes impreſſi nicht

weiter bekümmern; nur das kann ich nicht bergen, daß ich einigermaſſen ärgerlich über den Beyfall bin, welchen dieſer ſchnöde Bogen gefunden hat. Was die vornehmen Herren davon urtheilen, das weiß ich nicht, weil dieſe ſelten für ihre Kinder einen Schreib- und Rechenmeiſter brauchen, und ich alſo nicht viel in ihre Häuſer komme. Aber, nach meines ſeligen Grosvaters Rechenbuche, betragen auch die vornehmen Heeren nur ohngefehr $\frac{1}{999}$tel des ganzen ehrſamen Publikum; und ſonach muß ich mit Verdruße ſagen, daß faſt das ganze Publikum, wenigſtens ſo weit ich es kenne, den Zinngießer gelobt und geprieſen hat. Da ich täglich in viele Häuſer komme, auch zuweilen aufs Land, oder ſonſt in eine honette Geſellſchaft gehe, ſo habe ich die Vota ſo ziemlich ſammlen können, und leider! befunden, daß nicht nur viele ihre Landes an den Zinngießer verſchwendet, ſondern manche ſogar ihm einen kleinen Reskompens für ſeine Arbeit geben wollten, jeder nämlich nach ſeiner Handthierung, oder Profeßion, oder was ſonſt ſein Gewerbe iſt. Zum Exempel:

Der

Der Nachtwächter sagte: ich singe ein Lied vor seiner Thür.

Der Gärtner: den ersten Sparzel soll er haben.

Der Wachtmann: ich präsentire das Gewehr vor ihm.

Der Tambour: ich rühre die Trommel:

Ein Betrunkener: Vivat der Zinngießer!

Schneider: ich gebe ihm alles, was ich seit 8 Tagen hinter den Ofen geworfen.

Schuster: ich mache ihm ein Paar Pantoffeln umsonst.

Müller: ich thue für ihn eine Metze Mehl beyseite.

Kaufmann: ich gebe ihm Konto.

Barbier: die beſte Seifenkugel ſoll er haben.

Muſikant: ich bringe ihm ein Ständchen.

Wehmutter: Und ich ſeiner Frau ein Kind.

Biereige: ich zapfe ihm aus meinem Leibfaſſe.

Zweyter Biereige: ich gebe ihm mein Loos, welches ohnehin jetzt nicht viel einträgt.

Alte Frau: Gott vergelts ihm.

Student: ich trinke Brüderſchaft mit ihm.

Apotheker: er iſt ein gutes Subjektum.

Eine

Eine alte Jungfer: ich heyrathe ihn, wenn seine Frau stirbt.

Professor: es ist Schade, daß er nicht studiert hat.

Medikus: wenn er nur lange lebt.

Soldat: wer ihm was zu Leide thut, den will ich hauen — !

Wucherer: ich borgte ihm wahrhaftig 50 Thaler gegen 7 pro Cent.

Alles dieses, und vieles andere, habe ich nun mit meinen Ohren anhören müssen, welches mich dergestalt aufbrachte, daß, da ich eine Menge von Irrthümern in der berühmten Zinngiesserischen Schrift gefunden, und daher nicht begreifen konnte, wie man so viel Werks daraus machte, um so mehr, da der ganze Quark, wie ich vorher berechnet habe, nicht einmal einen voll-

ständigen

ſtändigen Bogen à 16 Seiten beträgt, ich mir ſogleich vornahm, in meinen vacanten Stunden, weil ich ohnedem jetzt wegen der ſchweren Zeiten nicht viel Information habe, die Gedanken des Zinngießers kürzlich, iedoch gründlich zu widerlegen, welche Widerlegung ich nun jetzt zu Papier bringe, und dem geneigten Leſer zur beliebigen Durch- und Einſicht übergebe.

Damit alles ordentlich gehe, ſo theile ich, wie ich allemal in der Calligraphia, Orthographia und Arithmetica, auch ſogar in den Aufforderungsreden, die ich zuweilen für meinen liebwertheſten Kollegen, den Herrn Rektor zu halten habe, zu thun gewohnt bin, meine Widerlegung in drey Theile. Der erſte nämlich enthält die Widerlegung ſelbſt; der zweyte meine eigenen Meditationes; und der dritte die Konkluſion, oder den Beſchluß.

Was alſo den erſten Theil meiner Abhandlung anlangt, ſo wende ich mich (durch eine redneriſche Figur, welche von den Gelehrten Apoſtrophe genennt wird, aber, wie ich oft meinen Schülern in Claſſa ſecunda einpräge, ganz und gar nicht mit

dem

dem Apostropho in der griechischen Sprache zu verwechseln ist) forderſamſt an den Meiſter W. A. O. ſelbſt, weil ich glaube, daß ich ihn auf dieſe Art am beſten refutiren kann:

Höre Er alſo einmal an, Meiſter O.! Er ſollte doch nicht von Dingen reden, die Er nicht verſtehet, ein guter Zinngieſſer mag Er immer ſeyn; aber ein Politikus iſt Er wahrlich nicht. Denn Er iſt kein Arithmetikus, und niemand kann ein guter Politikus ſeyn, der nicht auch ein guter Arithmetikus iſt. Ich will Ihm gleich beweiſen, daß Sein ganzer Vorſchlag, Pfeffferkuchen gegen Korn umzuſetzen, noch weniger als nichts tauget, und zwar beweiſe ich das aus der edlen Rechenkunſt, welche gar eine herrliche Sache iſt. Denn nach Seinem Vorſchlage, wenn er ins Werk gerichtet werden ſollte, würden uns die Nürnberger alle unſer Korn nehmen, und uns lauter Pfefferkuchen dagegen geben, oder verſprechen. Wir würden alſo bis nach künftiger Erndte von puren Pfefferkuchen leben müſſen; da dann leicht darzuthun iſt ex Arithmetica, daß aller Pfefferkuchen

in der ganzen Welt nicht hinreichend seyn würde, uns zu versorgen, Denn nehmen wir hier in der Stadt und auf dem Lande nur 30000 Menschen, geben jedem täglich 2 Pfund Pfefferkuchen, welches besonders für diejenigen, welche kein Fleisch und Gemüse haben, nicht viel ist, so konsumiren sie täglich 600 Centner Pfefferkuchen. Nun sind vom 1ten May, da ich dieses schreibe, bis zum letzten Sept. fünf Monate, die zusammen praeter propter 153 Täge ausmachen, und folglich brauchten sie bis dahin 91800 Centner Pfefferkuchen. Wo hat er nun wohl seine Gedanken gehabt, Meister Zinngießer, da er sein Projekt ausheckte! Gewiß eher bey seinem Gevatter, dem Biereigen, als bey sich selbst; denn ich wette, daß, wenn aller Pfefferkuchen in der Christenheit beysammen läge, solcher doch nicht 91800 Cent. betragen würde; und gleichwohl will Er blos mit Nürnbergischen Pfefferkuchen 30000 Erfurtische Mägen bis nach der Ernde vollstopfen. Wo denkt Er hin!

Durch diese Berechnung wäre nun Sein albernes Projekt auf einmal umgestossen.

ſtoſſen. Aber ich habe noch mehr dabey zu erinnern, welches ich, doch in möglichſter Kürze, beybringen will.

Nämlich: Erſtlich iſt es ganz falſch, was Er pro primo ſagt, daß der Pfefferkuchen eine ſo herrliche und geſunde Speiſe wäre. Ungeſund iſt er in ſummo gradu für Leute von allen Ständen, Geſchlechten und Altern, bevorab aber für die Schulkollegen-, Schreibe- und Rechenmeiſter. Das habe ich ex experientia. Denn da ich einmal mit zu einem gewiſſen actu aufs Land genommen wurde, und man mir unterwegs in der Kutſche nur einen Biſſen Pfefferkuchen aufnöthigte, ſo wurde mir ſo ſchlimm davon, daß ich genöthigt war, in Gegenwart einiger ſehr ehrbaren Männer eine große Unhöflichkeit zu begehen. Alles ſüſſe iſt dem Magen nicht zuträglich; und wir würden, wenn Sein Vorſchlag Statt fände, binnen 3 Wochen nicht weniger als 30000 verdorbene Mägen in unſerm territorio haben, welches keine Kleinigkeit iſt.

Zweytens würden nun alle, die ihre Mägen verdorben, zu dem Brandewein ihre

Zuflucht

Zuflucht nehmen, und woher ſoll denn dieſer kommen, wenn uns die Nürnberger das Korn hinweg geführet haben? Sein Vorſchlag, aus Torf Brandwein zu brennen, iſt lächerlich, eher wollt ich aus Dorf Etuis, Doſen, Taſſen, Liniale, Pennale, Tapeten, Patrontaſchen und alles mögliche machen; nur keinen Brandewein. Sein Olaus Reelſen, der, wenn er irgendwo exiſtiret, ein groſſer Windbeutel ſeyn muß, iſt auch nur Ihm allein bekannt; ſo lange ich Schulkollege bin, habe ich nichts von ihm gehöret.

Drittens iſt es ganz albern, wenn Er ſagt, man würde nicht ſo viel Pfefferkuchen genieſſen können, als Brod. Pfeffernüßgen ſind eine leckere Koſt, und weil man ſie leicht in der Taſche mit herumtragen kann, ſo werden viele Leute, beſonders die liebe Schuljugend, den ganzen Tag naſchen wollen, und daher wird die Konſumtion des Pfefferkuchens ſtärker werden, als die Konſumtion des Brods, welches alles Er Meiſter O., kurzſichtig, wie Er iſt, nicht bedacht hat.

Viertens hätte Er ja noch zu bedenken, daß man zum Pfefferkuchen auch Mehl brauchet. Zum Mehle brauchet man Korn.

Die

Die Nürnberger nähmen alſo unſer Korn, machten Mehl daraus, aus dem Mehle Pfefferkuchen, den wir ſelbſt hätten zu Brode backen können. Verfallt Er nicht in einen handgreiflichen Cirkel! denn ſein ganzer Vorſchlag will weiter nichts ſagen, als das: Gebet uns Pfefferkuchen, wir geben euch Brod; das heißt: Brod für Brod.

Aus dem allen ſchlieſſe ich nun: daß ſein Vorſchlag nichts tauget, und gebe ihm daher die gute Lehre: daß er ſich künftig lieber mit ſeinen Kaffeekannen und zinnernen Nachttöpfen, als mit politiſchen Vorſchlägen abgeben möge. Der Schuſter bleibe bey ſeinem Leiſten, und der Zinngieſſer bey ſeiner Kanne, und hiermit will ich mich Ihm beſtens empfehlen.

Nachdem ich nun den Meiſter Zinngieſſer mit ſeinem Projekte gebührend abgefertiget habe, ſo will ich zu dem zweyten Theile meines Werks ſchreiten, und ſelbſt meine unvorgreiflichen meditationes über die vorhabende materiam eröfnen. Ich muß freylich das zum Grunde legen, was Meiner

O. ſchon angegeben hat, daß würklich hier Brodnoth ſey. Wir armen Schulkollegen, die wir doch auch gern Weiber haben wollen, woraus denn auch Kinder entſtehen, empfinden das am beſten, und mehr als der Zinngießer.

Daß ferner durch die erlaubte Ausfuhr das Getraide theurer werde, ſolches iſt wieder richtig; und das abermal ex experientia. Denn während der praeſentia der Nürnberger iſt die Metze Korn ſchon bis auf 18 gr. geſtiegen; und es iſt gewiß zu vermuthen, daß die Theurung noch gröſſer werden wird, wofern man der Ausfuhre und zweckwidrigen Konſumtion des Korns nicht ſteuert, weil es noch Zeit iſt. Alles dieß ſcheint ſo klar zu ſeyn, daß es gar keines Beweiſes bedarf. Gleichwie aber nichts ſo närriſch iſt, was nicht von irgend einem Philoſophen behauptet worden, und nichts ſo zuverläßig, was man nicht irgend einmal bezweifelt hätte, alſo höre ich, daß ſich auch Verfechter für die Sache der Kornjuden, der Mäkler, der Brandeweinbrenner und der Nürnberger gefunden haben, die uns in dieſe unſere Mägen

hinein-

hineindemonſtriren wollen, daß ſey nicht wahr, was wir fühlen. Ich habe drey rationes gehört, wodurch ſie zu erhärten gedenken, die Ausfuhr des Getraides ſey nicht nur keine ſchädliche, ſondern ſogar eine herrliche, erſpriesliche, löbliche, nutzbare und heilſame Sache. Nämlich:

„ Erſtlich ſey noch Vorrath genug im „ Lande, und nicht die mindeſte Gefahr zu „ verhungern vorhanden. In den Klöſtern „ läge eine Menge Getraide, und die rei„ chen Landmänner hätten deſſen noch im„ mer ſo viel, daß ſie mehr als Ein Er„ furt damit verſorgen könnten. Zweytens „ käme durch die Ausfuhr des Korns Geld „ in das Land, welches wir in dieſer „ ſchweren Zeit ſehr nothwendig brauchten; „ wir ſollten es alſo lieber machen, wie „ die Engländer, die noch obendrein eine „ Prämie darauf geſetzt hätten, wer das „ meiſte Getraide ausführte. Drittens wür„ de uns die Sperrung, oder das Verbot „ der Ausfuhre deßwegen nichts helfen, „ weil auf dieſen Fall die Sachſen das „ ius talionis ausüben, und gleichfalls „ ſperren würden, wodurch wir dann in

„ die gröſßte Verlegenheit gerathen wür-
„ den. Ergo ſey die Ausfuhre des Ge-
„ traides nicht nur unſchädlich, ſondern
„ ſogar vortheilhaft, nützlich, ja nach uns
„ ſern Umſtänden nothwendig; und das
„ wäre zu beweiſen geweſen. „

Dieſe argumenta klingen nun freylich ganz gelehrt, und politiſch; auch glaube ich gern, daß ſie weit über den Horizont des Zinngieſſers gehen, der nicht einmal im Stande war, ſeinen Geſellen zu refutiren. Ich aber, meines wenigen Orts, der ich ehemals die Logik über das herrliche Kompendium des ſeligen Corvini gehört habe, denke noch ſo ziemlich damit fertig zu werden, und ich hoffe, vielen einen Gefallen zu thun, wenn ich zum Beſten der Einfältigen die Refutation derſelben vornehme.

Was daher das erſte argumentum anlanget, ſo könnte ich billig daran zweifeln, ob auch würklich noch Vorrath genug in unſerm Lande bis zum September, oder Oktober vorhanden ſey. Sowohl die Arithmetik, als die Erfahrung ſcheint meinen Zweifel zu rechtfertigen. Bis zum Ende

des

des Oktobers brauchen wir zum täglichen Brode wenigstens 15000 Malter in der Stadt und auf dem Lande; dies ist kein kleiner Haufen, und es gehören verschiedene Böden dazu, dieses quantum zu beherbergen. Soweit ich auf dem Lande bekannt bin, hat mich die Erfahrung belehrt, daß selbst die meisten reichen Bauern anjetzo kornarm sind. Der Mittelmann verkaufte schon aus Noth, da das Getraide noch wohlfeil war; der sehr reiche war froh, es losschlagen zu können, da es 20 Thaler kostete, und der Arme hat ohnehin nichts. Ich wollte beynahe wetten, daß man in 70 Dorfschaften, ausser dem, was die Mäuler der Einwohner selbst hinwegnehmen, kaum 700 Malter zum Verkaufe antreffen würde, wenn man alles genau untersuchen wollte. Jedoch es kann seyn, daß mich sowohl meine Rechenkunst, als meine Erfahrung betrügt; und meine Gegner können mir sogleich das Maul stopfen, wenn sie sagen: „ daß müßten sie besser „ wissen, als ich. Denn ich wäre ein ein„ fältiger und armer Schulkollege; sie aber „ wären selbst Kornjuden, und wüßten

„ daher ſehr gut, ob und wie viel noch „ vorräthig wäre. Wir ſollten uns nur „ gedulden, bis das Korn 100 Rthlr. „ koſtete; dann wollten ſie ſelbſt mit ihrem „ Vorrathe herausrücken, und wir wür„ den über die Menge deſſelben erſtaunen.„ — Dies iſt freylich ſo deutlich und handgreiflich, daß ich nichts dagegen zu erinnern vermag, und folglich den Hauptſatz zugeben muß: es ſey noch Vorrath genug im Lande. Allein daraus folget noch immer nicht, was man daraus herleiten will, daß man nämlich die Ausfuhre ohne Unterſchied erlauben könne, oder müſſe. Denn ich bemerke vorläufig, daß wir nicht nur auf Vorrath für uns zu denken haben, ſondern auch für die Waldbauern im Gothaiſchen und Schwarzburgiſchen, die uns Holz, Kohlen, Pech, Eiſen und andere Nothwendigkeiten des Lebens herbeybringen. Die Hrn. Nürnberger geben uns nichts, als Kinkerlitzgen, die wir alle entbehren könnten; und gleichwohl kommen ſie, und nehmen dem armen Waldmanne das Brod vor den Maule hinweg. Geſetzt aber auch, wir hätten noch zur Noth genug zu eſſen

für

für uns und für den ganzen Thüringer Wald, ſo wird doch dadurch, wenn wir unſer Korn dreyßig Meilen weit hinwegſenden, zu einer Zeit, wo überall Mangel iſt, daſſelbe auf einen unerhörten Preis getrieben; und nun frage ich euch, meine wertheſten Leſer, ob es euch gleichgültig iſt, die Metze koſte 5, oder 20 Groſchen? Der gemeine Mann ißt wenig Fleiſch, etwas Gemüſe und viel Brod. Das Brod iſt alſo bey ihm der Hauptartikel, und er muß nothwendig zu Grunde gehen, wenn das Korn ſo unmenſchlich geſteigert wird, ohne daß der Preis ſeiner Arbeit nach Proportion vermehret würde. Den vornehmen Herren, die da ſagen möchten: was geht uns der gemeine Mann an? gebe ich zu bedenken, daß der gemeine Mann ſo gut ein Bürger und Menſch und Chriſt iſt, als ſie, und daß gerade der gemeine arbeitſame Mann ein wichtigeres Corpus im Staate ausmacht, als ſie. Daher bin ich in dieſem Stücke vollkommen ein Zinngießerianer, und bekenne, daß ich meinen Greuel daran ſehe, daß auf der einen Seite meine guten Landsleute, Mitmenſchen und Mitbürger darben,

wenn auf der andern die Kinder St. Sebalds aus Nürnberg ihre Kornſäcke in unſerm Erfuctiſchen Aegypten anfüllen. Ich weiß wohl, was man mir noch einwenden möchte, indem man wähnen könnte: „ es „ wäre dem Staate ſehr vortheilhaft, daß „ das Brod theuer ſey. Denn dadurch „ würde die Induſtria vermehrt, die Leute „ würden fleißiger, als ſie wären, wenn „ ſie in zwey Tagen ihr Brod auf die „ ganze Woche verdienen könnten; der „ Fleiß der Unterthanen machte das Land „ reich — und folglich hinweg mit unſerm „ Korne! alles ausgeführt — damit wir „ reich werden! „ So nach dächte ich, wir machten es lieber, wie jener Geizhals, der ſich erhenkte, um nicht Hungers zu ſterben. Ich gebe zu, daß die Induſtrie durch die Theurung des Brods vermehrt wird; nur ſollen mir auch die Hrn. Gegner eine Kleinigkeit einräumen, daß nämlich keiner fleißig ſeyn kann, wer keine Arbeit hat. Sie ſollen alſo entweder patriotiſch genug ſeyn, unſern Spinnerinnen, Färbern, Strumpfwürkern, Schuhmachern u. ſ. w. Arbeit zu geben, oder ſonſt aus

der

der ergiebigen Quelle ihre Projekte ein Mittel ausschöpfen, wie diese Leute einen Gegenstand ihres Fleißes finden können. Denn, das ist doch wohl richtig, daß, in Friedenszeiten NB., es immer desto weniger zu arbeiten giebt, je theurer das Korn ist. Jeder spart; der Bauer flickt seinen Strumpf, so lange er immer kann, geht baarfuß wohl gar, besohlt seine Schuh selbst; und der Bürger muß sich gleichfalls so genau, als möglich, behelfen. Der Schuhmacher geht also müßig; der Strumpffabrikant muß den armen Meister, der ihn um Arbeit bittet, so wie die Spinnerinnen und andere abweisen — so fast durch alle Handthierungen durch! Gern wären die Leute fleißig; sie müssen aber wohl mit hungrigem Magen spatzieren gehen, dieweil Ihnen niemand zu thun giebt. Zum Unglück sagt man, das theure Brod schmecke am besten; wenn also die Eßlust nach der Proportion steiget, wie die Arbeit abnimmt, was soll zuletzt aus uns werden? Nicht nur der Handelsmann empfindet das alles, sondern auch wir Schreib- und Rechenmeister und andere litterati. Verschiedene brave Leute haben

mich wegen der theuren Zeit ſchon abgedankt, ob ſie gleich mit meiner Information ſehr wohl zufrieden waren; meine Frau aber mit ihren Kindern dankt mich nicht ab; ich muß ihr Brod ſchaffen, es komme her, woher es wolle.

Nachdem ich nun hoffentlich das erſte dubium hinlänglich refutiret habe, ſo wende ich mich zum zweyten, da man nämlich die Ausfuhre des Getraides aus dem Grunde anpreißt, weil dadurch Geld ins Land komme, und uns die Hrn. Engländer zu einem Beyſpiele vorſtellt, welches wir imitiren ſollten. Ich ſorge ſehr, daß es uns ſonach gehen dürfe, wie dem heidniſchen König Midas, der ſich von dem Abgott Jupiter die Gabe erbat, alles, was er anrührte, in Gold zu verwandeln. Er erhielt ſie; und da der Narr zu Mittag ſich an die Tafel ſetzte, um zu eſſen, ſo wurden die Suppe, die er ſchlürfen wollte, das Voreſſen, das Beyeſſen, das Nacheſſen, die Knackwurſt, der Käſe, das Gebackene, der Wein und das Bier ſchnell zu lauter Dukatengolde; Gold konnten Se. Majeſtät nicht eſſen, und mußten daher

elen-

elendiglich verhungern. Geſetzt man führte uns all unſer Korn hinweg, und gäbe uns für jedes Malter eine Metze Laubthaler; wo ſollen wir mit 30000 Metzen Laubthalern für 30000 Menſchen Brod bekommen, zu einer Zeit, da in ganz Deutſchland der Mangel regieret? Wir werden alſo Erdäpfel, Sägeſpäne, Puffbohnen und Laubthaler eſſen; aber wie unſere Mägen dieſe Koſt verdauen können, das überſteigt meinen Magen und meine Einſicht. Hierbey iſt auch noch zu unterſuchen, ob denn würklich ſo vieles Geld durch das gegenwärtige Kornnegotium in das Land komme, und wer dabey vorzüglich gewinne. Ein großer Theil des Geldes geht nach Sachſen, welches man ſelbſt eingeſteht, und wer dabey überhaupt gewinnt, das ſind die Mäckler, die Sackträger und die Kornhändler. Gerade die meiſten unter dieſen Leuten ſind von der Art, daß ihr Gewinſt dem Lande nichts hilft, weil ſie ihr erworbenes Geld lieber in die Kiſten legen, als unter die Leute bringen. Der Fabrikant, der Kaufmann, der mit andern einheimiſchen Produkten handelt, das heißt, diejenigen Leu-

te, welche die halbe Stadt ernähren, alle dieſe gewinnen nichts daben. Der Vortheil des Staats iſt die Summa von den Vortheilen der Partikuliers. Nun laßt uns einmal die Bilance ziehen, wer bey unſerm Kornhandel gewinnt und wer verliert.

Es gewinnen.	Es verlieren.
Die Mäkler.	Die Schulkollegen.
	Die Kaufleute.
	Die Fabrikanten.
Die Kornaufſchütter.	Die Handwerksleute.
	Die Taglöhner.
Die Sackträger.	Die meiſten Bauern, weil die meiſten nichts mehr zu verkaufen haben.
Einige wenige Bauern, die noch Vorrath haben,	Die Biereigen.
	Die Gaſtgeber.
	Alle, die kein Negotium treiben, und keine Deputate haben.
	Die Armen.

Man

Man müßte ſchlecht rechnen können, wenn man nicht einſehen wollte, daß ſich die Gewinner zu den Verliehrern verhalten, wie Eins gegen Hundert; und daher iſt der ſo hochgerühmte Profit, welchen das Land bey dieſer Art von Handel haben ſoll, ganz und gar nicht zu begreifen. Das Luſtigſte hiebey iſt, daß man uns auf das Vorbild der Engländer verweiſt; und es gemahnt mir dieſes eben, wie die Rede, welche ein Inſpektor meiner Gemeinde vor 30 Jahren bey meiner Einführung hielt, und worinne er mir das Muſter des Ariſtoteles vorſtellte, als welcher auch Schulkollege zu Athen geweſen wäre. Die Engländer mögen wohl Prämia auf die Ausfuhr ſetzen: und wenn in ganz England kein Scheffel Korn gebaut würde, ſo könnten ſie deſſen immer genug haben, ſo lange der Kanal, der Ocean und die Themſe noch offen ſind. Wir hingegen dürften gewiß in einige Verlegenheit gerathen, wenn wir nicht bald an das denken, was zu unſerm Frieden dienet, es ſey denn, daß mit der Zeit der Schwanſee ein Ocean, die Gera eine Themſe und Erfurt ein London würde.

Da

Da wir ſchwerlich hoffen können, dieſes zu erleben, ſo wollen wir jetzt nur an Brod für uns denken, und es unſern Kindern überlaſſen, eine Belohnung für denjenigen feſtzuſetzen, der mit einem Schiffe von hundert Tonnen, mit Korn beladen, aus der Gera in den Ocean ſticht.

Endlich zum dritten Argumento zu kommen, ſo ſcheint mir die Furcht, Sachſen möchte uns kein Getraide mehr geben, dafern wir unſer Land ſperrten, theils lächerlich zu ſeyn, theils gar nicht hieher zu gehören. Es iſt eigentlich das, was der ſelige Corvinus einen Circulum in demonſtrando nennt. Entweder wir haben Getraide ſelbſt nöthig, oder nicht. Im letzten Falle brauchen wir uns für der ſächſiſchen Sperrung nicht zu fürchten; denn haben wir ſelbſt Brod, ſo brauchen wir es weder zu betteln, noch zu kaufen. Im erſten Falle aber müßten wir nothwendig ſperren; denn haben wir nicht genug Brod, ſo können wir davon weder etwas verſchenken, noch verkaufen. Und folglich bleibt es in beeden Fällen bey dem, was ich vorher erwieſen habe. Ueberhaupt iſt es wunderlich

derlich zu ſagen, ich muß deswegen mein Brod verkaufen, damit ich wieder anders zu kaufen bekomme. Was ich habe, das habe ich, das iſt mir ſicher, das will ich behalten. Und auſſerdem haben mich auch ſtaatskluge Leute verſichern wollen, daß, wenn Sachſen geſperret werde, ſolches gewiß nicht deßwegen geſchehe, weil wir hier etwa die Ausfuhr verboten hätten, indem dieſes Verbot von unſerer Seite zwar für uns wichtig, aber für Sachſen eben ſo unwichtig ſey, als wenn man in Dithmarſchen die Ausfuhr in das übrige Deutſchland verbieten wollte. Deutſchland würde gewiß deßwegen nicht die Ausfuhre in Norderdithmarſchen unterſagen. Sperrt man Sachſen, ſo hat man gewiß andere Urſachen, die uns im mindeſten nicht betreffen, und die wir auch mit aller erlaubten Ausfuhre nicht würden hinwegräumen können.

Und hiermit beſchließe ich dieſe meine Meditationes, und gehe zu dem dritten Theile meiner Schrift, nämlich zu der Konkluſion.

Ich habe, Hoch- und Werthgeſchätzte Leſer, zum Beſten des Publici geſchrieben,

ob

ob ich gleich nicht ſagen kann, daß ich noch ſo vielen Kornvorrath hätte, als mein Vorgänger der Zinngießer von ſich rühmet. Allein um mich bekümmere ich mich immer zuletzt; und noch kürzlich habe ich meine letzten ſechs Thaler einem ehrbaren Manne geborgt, der in der Noth war und ſich nicht zu helfen wußte. Auch dieſe Schrift habe ich umſonſt gemacht, und dem Buchdruker geſchenkt, nur, damit er ſie deſto wohlfeiler verkaufen möchte, und ihr ſie alle leſen könntet. Dafür verlange ich aber auch von euch, daß ihr alle vom Größten bis zum Kleinſten, vom Reichſten bis zum Aermſten das leſet, was ich zu Eurem Beſten geſchrieben habe. Der Wohlhabende kann etliche Exemplarien kaufen, und ſie nach Belieben verſchenken; der Mittelmann kauft eines, und giebt es dem Armen zu leſen; andere legen zuſammen, und kaufen dieſes Traktätlein in Kompagnie. Auf dieſe Art hoffe ich doch wenigſtens 15000 Leſer zu haben, und da muß mancher Profeſſor lange paſſen, bis er ſo viele bekömmt. Wenn ihr nun, nach Durchleſung meiner Schrift, urtheilt, daß ich es gut mit euch meine,

und auf euer Beſtesbedacht bin, wenn ihr hernach, ſo ihr mir etwa auf der Gaſſe begegnen ſolltet, mich freundlich anſehet, und zu mir ſaget: „ Guten Abend Herr „ Rieſe „ ſo bin ich hinlänglich für dieſe meine kleine Mühwaltung belohnt.

Der angebliche Zinngießermeiſter O. wird hoffentlich auch nicht böſe über mich werden. Denn ob ich gleich ſeinen Vorſchlag ſelbſt nicht billigen kann, ſo gebe ich ihm doch faſt in allen andern Stücken Recht. Wir wollen ſchon miteinander auskommen, wenn wir uns näher kennen lernen. Adieu Meiſter O.! Und ihr, meine hochwertheſten Leſer, gehabt euch wohl

---

Eigenlob ſtinkt.

Ein

Drama

in einem Aufzuge.

Frey nachgeahmet aus einem franzöſiſchen Proverbe dramatique, betittelt: à bon vin point d' enseigne.

(Zum Leſen, nicht zum Aufführen.)

Perſonen.

Sack, ein Kaufmann.
Mathanaſius, ein Gelehrter.
Arnold, ein Genealogiſt.
Orthal, ein Schreibmeiſter.
Pimper (Frau), eine Poetin.
Greiff, ein alter Kaufmannsdiener.

Erſter

Erſter Auftritt.

Sack und Greiff.

Greiff. Das heiß' ich Glück! In Senegal haben Sie Geld über Geld gewonnen; und jetzt vermacht Ihnen Ihr Vetter hier ſein ganzes Vermögen, eine ſchöne Bibliotheck, eine ſchöne Sammlung von Mahlereyen, und koſtbare — ach koſtbare Antiken!

Sack. Nun! das baare Geld, die liegenden Gründe, die Obligationen; das alles wäre ſchon recht. Aber das andere hat nicht viel zu bedeuten. Schau er, Herr Greiff, mir ſind ein paar Negern, oder ein Ballen Indigo lieber, als alle eure Mahler und Künſtler und Gelehrten. Mein Vetter wird doch nicht etwa noch ſo Nebenverordnungen gemacht haben, die der Erbſchaft zur Laſt liegen?

Greiff. Ihr Herr Vetter liebte die Wiſſenſchaften, die Künſte, und folglich auch die Menſchen. Er hat einige verarmte Familien bedacht.

Sack. Verarmte Familien! Au weh! Warum ſoll ſich ein kluger Mann reich ar-

beiten, um andere für ihre Narrheiten zu bezahlen?

Greiff. Noch mehr! Er hat seine Bibliothek zu einem Fideikommiß gemacht, und in seinem Testamente verordnet, daß darinn vier Statuen der vier berühmtesten Gelehrten dieses Jahrhunderts aufgestellt werden sollen. Bevor dieses nicht geschehen ist, können Sie die Erbschaft nicht antreten.

Sack. Aber zum Henker! ich bin dreyßig Jahre in Senegal gewesen, wie soll denn ich wissen, wie eure vier vornehmsten Schriftsteller heissen? Einen wüßte ich allenfalls; denn der ist auch in Afrika und Amerika bekannt. Aber, wo sollen die übrigen drey herkommen? Schau er, Herr Greiff, das Wechselrecht, das ist die schöne Wissenschaft, auf die ich mich gelegt habe: mein Hauptbuch ist meine Gelehrsamkeit; und meine Korrespondenten sind meine Gelehrten.

Greiff. Ich sehe, daß Sie in Verlegenheit sind, für wen Sie die Statuen bestimmen sollen. Gleichwohl es muß seyn.

Sack. Mein lieber Greiff! Er ist ja sonst ein gescheuter Mann; geb' er mir ei-

nen

nen guten Rath! Er hat ja, wie ich höre, bey meinem Vetter immer die Jubelen taxiren müßen; kann er mir nicht auch die Gelehrten taxiren, und mir sagen, welche etwa die besten sind. Wenns Negern wären, so wollt ich sie schon selbst taxiren.

Greiff. Mein Herr! ich muß Ihnen gestehen, daß ich in allen Handlungsbüchern Ihres seligen Vetters den Artikel: Genie und Gelehrsamkeit, niemals gefunden habe. Ein Notarius macht mit einem Federstriche in einem Testamente einen reichen Mann; auf eben diese Art werden Barone, Grafen und Fürsten gemacht. Aber mit dem Genie ists anders. In Ansehung Ihrer Statuen, weiß ich gewiß, daß die schlechtesten Gelehrten die ersten Ansprüche darauf machen werden. Die Eigenliebe eines jeden wird für das liebe Ich die erste Stelle behaupten wollen. Denn schon, ehe Sie noch angekommen waren, hatte man in der Stadt von dem närrischen Testamente Ihres Vetters (närrisch, wie mans nennt) gesprochen; und da gabs einen Zulauf und ein Getümmel von schönen Geistern, die alle wollten Statuen haben.

Und juſt die wackern Leute, die ſo etwas verdient hätten, die meldeten ſich nicht. Alle verdiente Männer erwarten die Belohnung, statt ſolche zu ſuchen; der mittelmäßige Kopf ſucht, was er nicht erwarten kann; und zu erwarten kein Recht hat. Das werden Sie bald ſelbſt ſehen: denn, nachdem nun Ihre Ankunft bekannt iſt, ſo werden die Kandidaten zu der Ehre einer Statue ſich gewiß einfinden. Da kommt ſchon einer!

Zweyter Auftritt,

Sack, Greiff und Mathanaſius.

Mathanaſius. Hochzuehrender Herr und Gönner! Ich habe gehört, daß ſie für die vier berühmteſten Autoren unſers Jahrhunderts eben ſo viele Statuen werden ſetzen laſſen. Der erlauchte Selige, der deſes verordnet hat, und den Sie beweinen, dieſer vortrefliche Todte, hat durch dieſe Ehre, die er den Lebenden nach ſeinem Tode noch erzeigt, ſich ſelbſt Ehre gemacht.

macht. Unſere Statuen ſind ein unvergängliches Denkmal, das er ſeiner Aſche errichtet; und auf den Flügeln unſeres Ruhms werden wir ihn in den Tempel der Ewigkeit tragen. — Ich, meines Orts, ohne Ruhm zu melden, glaube einigen Anſpruch auf die Ehre einer Statue zu haben; und dieſe ſechs dicke Folianten, die ich hier — — — (man muß ſich vorſtellen, daß jezt ein Paar Seſſelträger, beladen mit dieſer Gelehrſamkeit von ſechs Folianten hereinkommen) — die ich hiemit zu überreichen die Ehre habe, werden — —

Sack. Was Teufel! alle die Folianten haben Sie zuſammengeſchrieben?

Mathanaſius. Nein hochzuehrender Herr und Gönner. Es iſt ein uraltes Werk, war ſogar ſchon völlig vergeſſen. Aber ich, ich habe eine Vorrede und ſechs Anmerkungen dazu gemacht, und dadurch auf einmal es wieder zum Leben erwecket. Auſſerdem, hochzuehrender Herr und Gönner, habe ich ein neues Datum in der Chronologie gefunden, an deſſen Erfin-

duna ich zwanzig Jahre, Tag und Nacht, gearbeitet habe.

Dieſes betrifft die wichtige Frage, in welchem Jahre, in welchem Monate, an welchem Taze, in welcher Stunde und in welcher Minute eine berühmte Fürſtin in Aſſyrien, deren Name unbekannt iſt, von einem Prinzen entbunden wurde, der jedoch in der Geburt ſtarb.

Sack. Das war eine wichtige Rubrik in der Geſchichte!

Mathanaſius. Ich, ich bin durch die Nacht der Zeit gedrungen. Alle vorige Meinungen hab' ich verglichen, beurtheilt, widerlegt. Dann die meinigen unumſtößlich bewieſen. Nach ſo vielen dunkeln Jahrhunderten habe ich endlich die Fackel der Wahrheit angezündet.

Sack. Und das iſt alles, was Sie wiſſen und können.

Mathanaſius. Bewahre der Himmel! Nicht bloß auf die Gelehrſamkeit ſchränke ich mich ein, ſondern in meinen Erhohlungsſtunden mache ich Verſe zu meinem Vergnügen, und zur Unterhaltung des Publici. Beſonders liebe ich die galante

Poeſie.

Poesie. Ich habe eine lateinische Epistel zur Ehre einer Dame gemacht, deren Geist und Witz —

Sack. Aber hat denn die Dame Ihre lateinische Epistel verstanden?

Mathanasius. Das nicht; aber ich habe sie übersetzt —

Sack. Ins Deutsche?

Mathanasius. Bewahre der Himmel! Ins Griechische.

Sack. Aber versteht sie denn Griechisch, diese Dame?

Mathanasius. Nein! Aber ich habe meine Verse auch ins Hebräische, Syrische und Chaldäische übersetzt, alles wegen der Bequemlichkeit der Leser. Auch hab' ich Verse auf mich selbst gemacht. Die werd' ich Ihnen vorlesen, und dann sollen sie erst sehen, was für ein Mann ich bin.

Sack. Mein Herr alle diese Gelehrsamkeit und alle diese Sprachen verstehe ich nicht. Ich verstehe nur meine Muttersprache, und ein wenig Senegalisch, damit ich auf Senegal keinen Dollmetscher nöthig habe.

Mathanasius. Da haben Sie wohl gethan, daß Sie die senegalische Sprache gelernt haben; denn diese ist nichts anders, als eine Mundart der Arabischen. Wie freue ich mich, in ihrer Person einen so gelehrten Mann anzutreffen, und das zu dieser läppischen Zeit, wo man fast nichts mehr spricht, als französisch, welsch, englisch und deutsch. Aber gleichwohl ist die senegalische Sprache, als ein Dialekt der arabischen, ein wenig in die Barbarey verfallen. Ich thue Ihnen also den Vorschlag, wir sollten mit vereinigten Kenntnissen eine Grammatik dieser Sprache verfertigen, um solche ständigen und unveränderlichen Gesetzen zu unterwerfen.

Sack. Vielleicht könnten wir auch, nach Art der deutschen Gesellschaften, wovon mich schon eine bey meiner Durchreise zum Ehrenmitgliede gemacht hat, eine senegalische Akademie aus meinen Negern errichten. — O des Tropfen!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen, und Frau Pimper.

Frau Pimper (zu Greiff)

Mein engliſcher Herr Greiff! wollen Sie nicht ſo gut ſeyn, und mir geſchwind dieß kleine Epigramm fein ſauber abſchreiben. Mein Herr war nicht zu Hauſe, der mir ſonſt meine Epigrammen abſchreibt; und ich möchte dieſes gern ſogleich dem engliſchen Herrn von Sack geben. Das iſt ja der Herr von Sack, der die Statuen ſetzen läßt? Nicht wahr?

Greiff. Ja, eure Gnaden. Er heißt Herr Sack. Was haben Sie zu ſchreiben?

Frau Pimper. Ein vortreflich Epigramm auf Herrn von Sack.

Greiff. Iſts ein Wechſel, oder eine Obligation? Wenns eine Obligation iſt, ſo muß ichs auf Stempelpapier ſchreiben.

Frau Pimper. Der unverſtändige Menſch! Es iſt das beſte, ſchönſte, kräftigſte, was ich in meinem Leben gemacht habe.

Greiff.

Sinngedicht, was ich auf Sie gemacht habe. Das ist vortreflich, vortreflich — (Sie recitirt eine Menge Verse.)

Sack. Nun das sind schöne Sachen; aber für dießmal ist es genug.

Frau Pimper. Nur noch dieß müßen Sie hören; das ist excellent. (sie recitirt wieder)

Aber noch eins! wenn ich die Statue bekomme, ist nach dem Testamente ihres Onkels auch eine Pension dabey?

Sack. Aber wie können Sie denn von Pension sprechen? Sie scheinen eine Frau von guten Mitteln zu seyn.

Frau Pimper. Und wie können Sie das sagen! Denken Sie nur! Eine Frau wie ich bin, von solchen Meriten! Nicht einmal Rosse, und Wagen kann ich halten; und ich schäme mich, in Fiacre zu sitzen. Nicht einmal eine Kammerjungfer! Keinen Kammerdiener! Mit einem einzigen Bedienten zu leben, Sie werdens kaum glauben, ist das nicht elend? Ist das nicht Schande für die Nation, ein Frauenzimmer von meinen Meriten nicht besser schätzen zu wissen? — Hören Sie nur! diese

Fabel

Fabel hab' ich erſt heute beym Frühſtück gemacht: (Sie fängt wieder an zu reciſiren; wird aber unterbrochen.)

Greiff. Herr Sack! Sie werden nicht Statuen genug können machen laſſen. Da kömmt ſchon wieder einer!

Frau Pimper. (etwas unwillig, weil man ſie unterbrochen hat.)

Jetzt hab' ich nicht Zeit mehr, Sie länger zu unterhalten. Ich muß noch Viſiten machen, bey der Fürſtin N. N. bey der Gräfin N. N. bey der Baroneßin N. N. und bey noch mehrern Damen. Sie haben mich alle ſo lieb, ſo lieb — aber ich kann nicht viel Umgang mit ihnen haben. Eine Perſon von meiner Art hat mehr zu thun. Ich empfehle mich, mein engliſcher Herr von Sack! Aber die Statue nicht zu vergeſſen!

Sack. Ihr Diener!

Frau Pimper. Ihre Dienerinn!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen (Frau Pimper ausgenommen) und Herr Arnold.

Sack. Darf ich wiſſen, wer Sie ſind, und was ſie befehlen?

Arnold. Ihnen zu dienen! ich bin ein Genealogiſt, und mache Edle, Baronen, Grafen und Fürſten, alles das, indem ich von einem Namen etwas hinwegnehme, oder etwas hinzuſetze. Manchen ſchon hab' ich als einen Edelmann aufgeweckt, der den Abend zuvor ganz bürgerlich zu Bette gegangen war.

Sack. Das wäre gut! So etwas ließ ich mir auch gefallen! Gut wäre das!

Arnold. Nichts iſt leichter, als das. Sie wiſſen, wie man es macht, um einen Baum auf den andern zu pfropfen, Pferſichen auf Mandeln. Eben ſo kann ich Sie in irgend eine groſſe Familie einpfropfen. Haben Sie nicht einen gewiſſen Trottin gekannt, einen Kaufmann, wie Sie?

Sack. Er hat ein Falliment gemacht.

Arnold. Richtig! Ich habe ihn auf Reisen geschickt, und ihm alle seine Prädikate in Ordnung gebracht. In Frankreich war er der Chevalier de Trottinville. In Deutschland bald der Herr von Trottinsfeld, bald der Baron von Trottinburg. In England der Lord Trottindorf. In Rußland der Graf Trottinsco.v. In Italien hieß er nach und nach Trottino, Trottinetti, Trottinelli, Trottinaldi; und wenn das Glück gut gewesen wäre, so hätte ich ihn noch in Pohlen zum Staroſt Trottinowsky gemacht. Aber er war mir nicht dankbar genug, und um mich zu rächen, hab' ich ihn wieder in sein Vaterland zurückgebracht, und jetzt ist er Trottin, wie zuvor. Denn mit einem Worte kann ich die Prädikate nehmen, gleichwie ich solche gegeben habe.

Sack. (leise zum Arnold)

Aber im Vertrauen muß ich Ihnen sagen, mein Vater war Laquay bei einem Fürsten.

Arnold. Nicht so! Page war er; das will ich Ihnen beweisen.

Sack. Aber mein Großvater war ein armer Ackerknecht.

Arnold. Nichts, ſag ich Ihnen! Das war ein Edelmann, der ſich im Kriege ruinirt hatte, und der hernach im Frieden mit ſeinen triumphirenden Händen, blos zum Zeitvertreib, das wenige Land baute, was er noch übrig hatte.

Sack. Meines Vatersbruders war Haushofmeiſter bei einem ſehr bekannten Cavalier. .

Arnold. Falſch! Wollen Sie denn die Genealogie beſſer verſtehen, als ich? das wäre luſtig. Ihres Vatersbruders war ein Edelmann, der die Geſchäfte verſtand, und den ein Cavalier, deſſen guter Freund er war, zuweilen in ſeinen Angelegenheiten zu Rathe zog. Kein Dienſt; nur Freundſchaft!

Sack. In der That, ich fange an, alles zu glauben, was Sie mir ſagen.

Arnold. Jetzt machen wir unſern Accord! für einen Adel von hundert Jahren verlange ich nur hundert Gulden. Aber der Preis ſteigt, je weiter wir ins Alterthum

thum mit unſerm Adel hineinrücken. Denn wie die Waare ſo das Geld.

Sack. Alſo ſeyn Sie nicht karg mit ihren Jahren; mit meinem Gelde werde ichs auch nicht ſeyn.

Arnold. Gleich zur Sache! Ich muß vor allen Dingen die erſten Fundamente ihres Adels legen. Ihr Adel ſtammt her von dem berühmten Sacchus, der faſt ganz Indien erobert hat. Auch hat er die erſte Brücke über den Euphrat geſchlagen.

Sack. Wie? Meine Vorfahren haben Indien erobert? Ach mein Herr, ſie ſind ein vortreflicher Mann.

Mathanaſius. Aber aus dem Pauſanias in editione Wecheliana pag. 665. erhellt, daß der Sacchus, von welchem die Rede iſt, eigentlich Bacchus war.

Arnold. Still! Was hat ihr Pauſanias von der Genealogie verſtanden? (zu Sack) Ein anderer ihrer Ahnen war Sacadas, ein berühmter griechiſcher Dichter.

Sack. Den laſſen wir aus! Ich kann das Dichtervolk nicht leiden. Erſt jetzt iſt eine Dichterinn da geweſen, die mir ſo

viele Verſe vorgeſagt hat, daß mir die Ohren noch immer weh thun. Den laſſen wir aus!

Arnold. Gut in der Folge hat ſich Ihre Familie in Sicilien feſtgeſetzt; dort haben ihre Vorfahren eine Stadt gebauet, die von ihrem Namen Sacca genennt worden.

Sack. Eine Stadt haben ſie gebauet!

Arnold. Ein ganz Fürſtenthum daſelbſt beſeſſen.

Sack. Ein Fürſtenthum! — Mein lieber Freund, er kann auf mich rechnen. Ich werde ſeine Dienſte zu belohnen wiſſen.

Arnold. (für ſich) Er fängt ſchon an, ſtolz zu werden. (an Sack) Aus Ihrem Geſchlechte war der berühmte Graf Saconay zu Lyon, der ſich den Irrlehren der Kalviniſten ſo nachdrücklich widerſetzt hat.

Sack. Graf war er!

Arnold. Graf.

Sack. Der Geyer! der Herr hat, für einen bürgerlichen Menſchen, viel Verſtand.

Mathanaſius. Vielleicht waren die bekannten Saccophori, die ſo vieles Unheil

in

in der Kirche geſtiftet haben, auch von dieſem Geſchlechte.

Arnold. Euer Gnaden müßen auf dieſes Plaudern nicht achten.

Sack. Ihr habt recht; alles was ihr ſagt, iſt ganz klar und deutlich. Ich verſichere euch meiner aufrichtigen Zuneigung.

Greiff. Der Herr hat noch einen Sack vergeſſen, ce ſac ridicule, où Scapin s'enveloppe

Arnold. Eurer Excellenz werde ich ferner zeigen, daß —

Sack. (für ſich) Ich mag den Spaß nicht weiter treiben. (an Arnold) Sind ſie auch ein Gelehrter, der eine Statue verlangt?

Arnold. Außer dem Accorde noch, den wir wegen des Adels geſchloſſen haben, bitte ich um die Ehre der Statue.

Sack. Wir wollen ſehen! Wer kömmt da wieder?

Fünfter und letzter Auftritt.

die vorigen und Orthal.

Orthal. Sie sehen in meiner Person einen der geschicktesten Schreiber in Deutschland. Niemand macht mir diese Ehre streitig. Auch bin ich Professor; und frazen Sie alle Professoren, die mich kennen, ob sie ihre Schriften mit den meinigen vergleichen können. Deswegen komme ich, um die erste der vier Statuen zu bitten, die den berühmtsten Schreibern gesetzet werden sollen. Und dan werde ich Ihnen die übrigen drey nennen, die einen Platz neben mir verdienen. Ich freue mich, einen Mann, wie sie sind, zum Richter zu haben, der die Feder versteht, und der durch seine Rechenkunst und scrittura doppia sein Comercium von Pol zu Pol ausgedehnt hat, der mit einem Federstriche über Millionen gebietet, dem endlich die ganze Regel de tri nur ein Spaß, und das schwereste Problem im Adam Riese, sogar im Peschek nur eine Kinderey ist.

Sack.

Sack. (für ſich) Das iſt ein Mann! den verſtehe ich doch. Aber die andern mit ihrem Latein und mit ihren Verſen, und mit ihren Sacchus und Bacchus hätten mir bald lange Weile gemacht.

Orthal. (zum Mathanaſius) Um Vergebung! Wollen Se mir nicht dieß Papier ſehen laſſen, was Sie hier in der Hand haben? — — — O weh! Mit einer ſolchen Schrift machen Sie Anſpruch auf die Ehre einer Statue. Ha! Ha! Ha! Kommen Sie zu mir; ich, ich will ihnen ſchreiben lernen.

Mathanaſius. Sie mir ſchreiben lernen? Mir der ich lateiniſch, griechiſch, ſyriſch, chaldäiſch, arabiſch und äthiopiſch ſchreibe, als wärens meine Mutterſprachen. Hat man Ihren Namen noch in einem Journale nennen hören? Leſen ſie die hamburgiſchen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrſamkeit, wenn Sie mich wollen kennen lernen! Sie Niemand!

Orthal. Herr! beſchimpfen Sie keinen Profeſſor, oder Sie bekommen Verdruß!

Mathanaſius. Und wo ſind ſie Profeſſor?

Orthal. Damit Sies wiſſen: ich bin nicht nur privilegirter Schreib- und Rechenmeiſter, ſondern auch Profeſſor an der erſten Klaſſe der deutſchen Schule zu Gumpoltskirchen.

Greiff. (indem alle lachen.) Da haben wir die gelehrte Schrift! da haben wir den Profeſſor! Jetzt will ich auch eine Statue haben.

Sack. Meine Herren! es iſt wahr, daß dieſer privilegirte Schreib- und Rechenmeiſter mich durch die Zweydeutigkeit ſeiner Reden betrogen hat. Aber lachen Sie nicht! Sie haben ſich ſelbſt eben ſo gut betrogen. Ich ſehe, daß ich über Verdienſte der Gelehrten niemals mehr die Gelehrten zu Rathe ziehen muß, ſondern das Publikum. Die größten Männer ſind immer die, die ſich nicht ſelbſt anbieten, nicht ſelbſt ihre Verdienſte ausframen. Ihr Herren aber habt nur euch gelobt; und Eigenlob ſtinkt.

Bayerische Staats-Bibliothek München

Friderich Just Riedels
Weiland K. K. Raths,

sämmtliche
Schriften.

Dritter Theil.

Philosophische Schriften.

WIEN,
bei Joseph, Edlen von Kurzbek, k. k. Hofbuchdrucker, Groß- und Buchhändler.

1787.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt

des dritten Bandes.

Philoſophiſche Abhandlungen.

Ueber die Unſterblichkeit der Seele... 1

Ueber den Laokoon des Herrn Leſſings... 20

Ueber den Phädon des Herrn Moſes Mendelſohn 77

Fragen über die Selbſterkenntniß, hauptſächlich an die Herren Phyſicomathematicos unſerer Zeit gerichtet 111

Ueber die Laune..... 148

Vom Lächerlichen und Belachens werthen..... 159

Vom Neuen, unerwarteten und Wunderbaren..... 215

Schick-

Inhalt des dritten Bandes.

Pag.

Schicklichkeit, Anſtand, Würde und Tugend 255

Ueber das Genie und über den Geſchmack 278

Philantropiniſcher Erziehungsplan 299

Geſchichte der Schamhaftigkeit 309

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ueber die Unſterblichkeit der Seele.

Dieſe Betrachtung iſt durch den Phädon des Herrn Moſes veranlaſſet worden, und ſie ſoll die Grundlage ſeyn, nach welcher ich dieſen folgendem Stücke beurtheilen werde.

Die meiſten Philoſophen haben von jeher die Unſterblichkeit der Seele behauptet, einige im geſunden Verſtande, andere vermiſcht mit irrigen Hypotheſen. Die Gegner dieſer Lehre ſind wieder in verſchiedene Klaſſen abzutheilen. Einige läugnen

die Unſterblichkeit nur in Anſehung derjenigen Seelen, die als ſündige Seelen von ihren Körpern geſchieden ſind. Andere laſſen alle Menſchenſeelen dahin ſterben, jedoch mit der Hoffnung, ſie würden dereinſt, nebſt dem Leibe, wieder erweckt werden. Noch andere begraben die Seele mit dem Körper zum ewigen Tode, ohne ihr die Hoffnung einer Auferſtehung übrig zu laſſen.

Weil die letzten insgemein Materialiſten ſind, ſo hat man lange geglaubt, als wenn beyde Meynungen nothwendig verknüpft wären und aus der körperlichen Natur der Seele auf ihre Sterblichkeit zu ſchlieſſen ſey. Dieſer Schluß iſt irrig, ſo lange auch die einfache Seele zu ihrer Unſterblichkeit die göttliche Erhaltung nöthig hat, und ſo lange es dem Allmächtigen gleich leicht iſt, einen Körper, oder ein einfaches Ding zu erhalten. Unterdeſſen giebt es zwo Gattungen des Materialiſmus, nachdem man entweder die Seele für ein bloſes Prädicat und Accidens des lebendigen Körpers hält, oder für eine vom Körper unterſchiedene, aber zuſammengeſetzte Sub-

ſtanz

ganz. Wenn die letzte Art sich mit der Unsterblichkeit der Seele verträgt, so widerspricht ihr hingegen die erste gerade zu.

Klebt die Seele bloß am Körper, als ein Accidens, als das Leben des Leibes; so muß sie nothwendig aufhören zu seyn und zu würken, sobald der Körper aufhört, ein lebendiger Körper zu seyn. Wenn also beim Lucretius die Seele nur wie ein Rauch ist, nur eine Eigenschaft des Körpers, die mit ihm zu- und abnimmt; so ist die Folge ganz natürlich, daß sie bey dem Tode des Leibes in ihr voriges Nichts zurückfällt, oder, welches einerlei ist, durch die Lüfte zerstreut wird.

Hobbes giebt dieser Meinung eine sehr fromme Gestalt. Auf dem Baume des Lebens, spricht er, beruhet die Unsterblichkeit der Seele. Diese ist also sterblich worden, seit dem jener für uns nicht mehr ist.

Fast eben so Dodwell: Natürlicher Weise ist der Geist des Menschen ein sterblicher Geist. Nur denen, welche das Evangelium glauben und getauft sind, wird die Unsterblichkeit als ein Gnadenge-

ſchenk mitgetheilt, an welchem die Gottloſen keinen Theil haben. Whitby, Turner, Clark, Chishull und Milles haben ſich mehr Mühe gegeben, ihn zu widerlegen, als er verdiente. *)

Der billigſte Materialiſt unter allen iſt Coward, der mit gewiſſen Ketzern, mit den Arabicis die Seele nebſt dem Leibe ſterben und mit ihm wieder auferſtehen läßt. Ich finde eben dieſe Meinung in einer deutſchen Schrift **) ausführlich behauptet.

Andere Philoſophen läugnen die Unſterblichkeit der Seele, die ſie mit Worten bejahen, durch die irrigen Hypotheſen, welche ſie damit verbinden. Wenn es, zum Beiſpiel, eine Seelenwanderung giebt, was hilft es mir, daß eine Seele unſterblich iſt, die nicht für mich allein gehöret, ſondern die ich nur auf eine kurze Zeit geborgt habe. Ich höre nach dieſer Meinung doch nach meinem Tode auf, ich ſelbſt zu ſeyn. Wenn meine Seele nach der Trennung

*) S. die Acta eruditorum, anno 1707. p. 212.

**) Zweyer Freunde vertrauter Briefwechſel vom Weſen der Seele. 1713.

nung vom Leibe in das göttliche Wesen zurückfließt, so verliert sie ihre Subsistenz, und bleibt kein vollständiges Ding mehr. Wenn alle Menschen einen gemeinschaftlichen intellectum agentem haben, leben sie deßwegen ewig, weil dieser ewig lebet? Spinoza selbst darf nach seinem Lehrgebäude eine Unsterblichkeit der Seele behaupten; aber was für eine?

Mitten unter diesen Abwegen auf der einen und auf der andern Seite wandelt nun die Schaar dererjenigen, die im gesunden Verstande der Seele eine Unsterblichkeit beylegen. Einige hoffen sie, ohne sie zu demonstriren; andere beweisen sie aus Schrift oder **Vernunft.** Nur die letztern gehören hierher.

Seit **Wolfen** hat man es eingesehen, daß die Einfachheit der Seele nicht hinlänglich sey, ihre Unsterblichkeit außer Zweifel zu setzen. Mit aller ihrer Einfachheit würde sie ins Nichts zurücksinken, wenn die Hand Gottes sie nicht stützte: und wenn sie auch ewig da wäre, so ist dadurch noch nicht die Frage entschieden, ob sie **ewig** lebe. Vielleicht ist ohnehin die Einfachheit

dieſes Geiſtes ſchwerer zu beweiſen, als ſeine Unſterblichkeit; ich wenigſtens kenne noch itzt kein Argument, welches mich völlig überzeugt hätte.

Die Beweiſe, welche Xenophon, Ariſtoteles, Cicero, und die Kirchenväter von der Vortreflichkeit der Seele, von ihrem Vermögen das Vergangene und Künftige zu wiſſen, von ihrer fortdaurenden Thätigkeit, ihrer Aehnlichkeit mit Gott und von der Vergleichung des Todes mit dem Schlafe hernehmen, ſind mehr redneriſch, als philoſophiſch; überraſchen können ſie durch einen guten Vortrag, nie aber überführen.

Denkende Köpfe unter den Neuern haben ſich Mühe gegeben, neue Beweiſe zu erſinnen, durch welche man dieſe wichtige Lehre über allen Zweifel erheben könnte. Wir wollen einige prüfen, ohne ihre Urheber zu nennen.

„Alle Menſchen haben einen Trieb zur „Glückſeligkeit, welcher nicht durch vor„hergegangene Gedanken erregt wird. Er „iſt alſo natürlich, allen Menſchen an„gebohren, und von Gott eingepflanzet.

„Er

„ Er muß folglich sein Objekt haben; das „ ist: es muß eine höchste Glückseligkeit „ von den Menschen können erlangt wer„ den, welche zugleich ewig ist, weil sie „ sonst nicht die höchste wäre. Da die„ se nun in diesem Leben, welches ein En„ de hat, nicht zu erhalten ist; so muß „ es in einem andern Leben nach der Tren„ nung des Leibes und der Seele geschehen und folglich lebt diese ohne Ende „ und ist unsterblich. „ — Und folglich, schließe ich daraus, sind die Seelen der Gottlosen, die sich der höchsten Glückseligkeit selbst beraubt haben, nicht unsterblich; oder man müßte einen neuen Beweis erdenken, um auch diesen ein ewiges Leben zu versichern.

„ Das Wesen der Seele besteht in einer „ vorstellenden Kraft der Welt. Da sich „ nun jede Seele die ganze Welt vorstel„ len muß und es nicht zwo Seelen ge„ ben kann, die vollkommen einerlei wä„ ren, so stellt sich eine jede die Welt aus einem besondern Gesichtspunkte vor, welchen man ihre Weltseite nennen könnte. Wollte Gott also eine Seele vernichten,

„ so vernichtete er entweder zugleich ihre
„ Weltseite, oder nicht. Der erste Fall
„ ist unmöglich, weil sodann nach dem
„ allgemeinen Zusammenhange der Dinge
„ die ganze Welt zu Trümmern gehen
„ würde. Im zweiten Falle bliebe eine
„ Seite der Welt übrig, welche von kei-
„ nem Geiste beschaut würde; und dieß ist
„ wider den letzten Zweck Gottes bey der
„ Schöpfung. Gott müste also eine neue
„ Seele an die Stelle der ersteren erschaf-
„ fen, welches vergeblich und unmöglich
„ ist: vergeblich, weil er nur die erste
„ hätte dürfen leben lassen: unmöglich, weil
„ die letztere der ersten vollkommen ähnlich
„ seyn müste, welches dem Satze des
„ Nichtzuunterscheidenden widerspricht. Und
„ daraus folgt, daß alle Seelen, die
„ einmal in diesem Zusammenhange der
„ Dinge sind und leben, ewig darinn seyn
„ und lebendig bleiben müssen. „ Dieser Beweis soll dann gültig seyn, wenn man erst wider einige eigensinnige Köpfe dargethan hat, daß wirklich die vorstellende Kraft allein das Wesen der Seele ausmache; daß sich jede Seele die ganze Welt

vorſtellen müſſe; daß es nicht zwo Seelen geben könne, die innerlich betrachtet eine vollkommene Aehnlichkeit hätten; daß Gott die Welt deßwegen gemacht habe, damit ſie von allen Seiten beſchaut würde u. ſ. w Man muß ſich, um das letzte zu behaupten, Gott wie einen Autor vorſtellen, der nur ſchreibt, um geleſen und gelobt zu werden, nicht, um durch ſeine Schrift, wenn ſie geleſen wird, Nutzen zu ſtiften.

„Der Menſch erinnert ſich ſeiner guten und böſen Handlungen. Er fürchtet ſich für der Strafe, nicht nur in dieſem Leben; ſondern ſein Gewiſſen ſagt ihm, daß er noch jenſeit des Grabes etwas zu erwarten habe. Dieſe innerliche Stimme hören alle Menſchen; ſie liegt alſo in ihrer Natur und kömmt von dem Urheber derſelben, von Gott her: ſie lehrt ihnen folglich Wahrheit, weil Gott ein wahrhaftiger Gott iſt, der ſeine Geſchöpfe weder betrügen will, noch kann. — Die Seele lebt daher auch nach dem Tode noch und erwartet den Lohn für ihre Thaten.“ — Wenn man einmal gezeigt hat, daß der

Gewiſſenstrieb würklich allgemein iſt und nicht von der Erziehung abhängt; dann beweißt dieſes Argument allenfalls, daß die Seele nach dem Tode lebet; nicht aber, daß ſie ewig lebet. Wir fürchten uns für der Strafe nach dieſem Leben; aber muß die Seele eben unſterblich ſeyn, um dort geſtraft zu werden. Vielleicht ſtirbt ſie, wenn ſie genug gelitten hat, und ihr Zurückfall ins Nichts iſt die letzte der Strafen. —

„Aber Gott muß doch die guten Thaten der Menſchen belohnen und die böſen beſtrafen. Sowohl die Strafe, als die Belohnung muß ewig ſeyn, und die Seele, um dieſe, oder jene zu empfinden, auch ewig leben.„ — Wer beweißt mir, daß Gott ein wenig Tugend in der Zeit durch eine Ewigkeit belohnen müſſe? Gnade iſt es, wenn er es thut, nicht Schuldigkeit; aber Gnade kann nicht demonſtriret werden? Wer beweißt es mir aus der bloßen Vernunft, daß auf endliche Sünden eine unendliche Strafe folge? Denn das glaubt man doch wohl nicht im Ernſte, daß eine jede Sünde deßwegen unendlich

ſey,

ſey, weil dadurch ein unendliches Weſen beleidiget wird —

„ Die Menſchen verlangen immer weiter und das Plus ultra iſt allen angebohren. Dieſe Begierde wird in dieſem Leben niemals geſättigt; ſie geht ins Unendliche und folglich muß der Geiſt, in welchem ſie ihren Sitz hat, ewig leben „ — Gern ewig leben wollen — ſoweit räume ich den Satz ein; aber wird auch ihr Wunſch erfüllet werden? die Begierde zum Unendlichen iſt in der Verbindniß der menſchlichen Natur ſelbſt verderbt worden; es iſt noch auszumachen, ob ſie ſo, wie ſie jetzt iſt, ein wirkliches Objekt hat; und am Ende kömmt es doch noch auf Gott an, ob er die Seelen erhalten will, oder nicht.

„ Man ſuche einmal das Geſetz, nach welchem die Natur wirkt, wenn in der Seele und in dem Leibe zugleich eine große totale Veränderung vorgehet, dergleichen z. B. Geburt und Tod iſt. Bey der Geburt hat die Seele nicht nur diejenigen Fähigkeiten behalten, die ſie vorher hatte; ſondern ſie iſt noch mehr vervollkommnet worden. Das allgemeine Geſetz iſt alſo

dieß;

dies; Bei einer jeden totalen Veränderung der Seele und des Leibes behält jene nicht nur, was sie vorher hatte, sondern sie wird selbst noch vollkommener. Man schließe nun fort auf den Tod; so erhellet, daß in und durch diesen die Seele nicht nur nicht vergehe, sondern einen Zuwachs an neuen Vollkommenheiten erhalten müßte. „ —

Wider einen Epicur mag ich diesen Beweis nicht brauchen. Umdrehen wird er ihn und gerade aus den Prämissen schließen, daß die Seele mit dem Leibe dahin stirbt. Das natürliche Gesetz der großen Veränderungen ist vielmehr dies: Die Fähigkeiten der Seelen werden so ausgewickelt, wie die Fähigkeiten des Körpers und die Seele wird immer vollkommener, je vollkommener der Körper wird. Sie nimmt, sagt also mein Epicur, im Alter mit dem Körper wieder ab; was anders kann folgen, als daß sie auch mit ihm untergeht und stirbt, wie sie mit ihm gebohren wurde?

Ich

Ich bin müde, dergleichen Argumente zu kritisiren, durch welche man etwas erhärten will, was vielleicht durch die bloße selbst gelassene Vernunft nicht apodictisch erwiesen werden kann.

Nicht aus der Natur der Seele selbst: Denn die Unsterblichkeit der Seele ist der zusammengesetzte Begrif aus ihrem ewigen Daseyn und ihrer ewigen Wirksamkeit, als Seele. Beydes Seyn und Wirken ist bey unserm endlichen Geiste etwas zufälliges; und künftige zufällige Dinge können nicht auf eine unumstößliche Art demonstriret werden. Wenn zum Beispiel der Astronom ausealculirt, was im Jahr 1900 für Sonnenfinsternisse und für Conjunktionen der Planeten vorkommen werden; so gilt sein Schluß nur unter der Bedingung wenn dieses Weltsystem noch wirklich und so wirklich ist, wie jetzt. Wie zufällig diese Bedingung ist, so zufällig und ungewiß ist auch der Schluß, ob es uns gleich nicht einfällt daran zu zweifeln, weil wir das Ende der Welt so nahe zu erwarten nicht gewohnt sind.

Nicht aus dem göttlichen Willen: So lange Gott weder physisch gezwungen, noch moralisch verpflichtet ist, unsere Seele ewig leben zu lassen; so ist die Sterblichkeit, oder Unsterblichkeit derselben dem freyen Rathschlusse des Allmächtigen überlassen. Will er uns ewig glücklich machen, wie wollen wir in seinem freyen Willen hierin demonstriren, daß er es thun muß?

Ich darf also behaupten, daß ein metaphysischer apodictischer Beweis für die Unsterblichkeit der Seele unmöglich ist. Deßwegen aber sind die Untersuchungen über diese Materie nicht als unnütz zu verwerfen; wir finden oft auf dem Wege einen Schatz, den wir vorher nicht gesucht hatten.

Es giebt einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit, der beynahe Gewißheit ist, und mit welchem der Psycholog in seinem Fache so gut zufrieden seyn kann, als der Naturkundige in dem seinigen.

Ein vernünftiger Mensch wählt unter zwo entgegengesetzten Meinungen diejenige,

zu welcher er den meiſten Grund hat; und wenn er für die Eine gar keinen Grund erdenken kann, ſo verwirft er ſie und beruhiget ſich völlig bey der andern.

Weder aus der Natur der Seele, noch aus dem Willen ihres Oberherrn kann es bewieſen werden, daß ſie mit dem Leibe dahin ſterbe.

Nicht aus der Natur der Seele: Denn ihr Tod iſt ſo zufällig, als ihre Fortdauer; ihr Nichtwirken ſo zufällig als ihr Wirken. Das eine kann alſo ſo wenig mathematiſch erwieſen werden, als das andere.

Nicht aus dem göttlichen Willen: Ich kann nicht beweiſen, daß Gott ein Sandkorn vernichten wird; je edler die Subſtanz iſt, deſto gröſſer wird die Unwahrſcheinlichkeit ihres Endes und ihres Todes.

Das Gegentheil von dem Seelen-Tode, die Unſterblichkeit des Geiſtes hat auf beyden Seiten Gründe für ſich, die wenigſtens faſt hinlänglich ſind. Dieſe Meinung iſt, ſo lange die Seele für ſich betrachtet wird, wahrſcheinlich,

und in der Beziehung auf den göttlichen Willen moraliſch gewiß; dort Präſumtion, hier Hoffnung und Zutrauen.

Eine jede Eigenſchaft, von welcher ich einmal weiß, daß ſie da iſt, kann als ein natürliches Prädicat der Sache betrachtet werden, deſſen Daſeyn man präſumirt, ſo lange niemand erhärten kann, daß es hinweggeräumt worden. Unſere Seele iſt wirklich, ſie wirkt, als Geiſt, und da ein Geiſt auch ohne Körper ſeyn und wirken kann; ſo iſt es unmöglich zu erweiſen, daß die Eigenſchaften des Seyns und des Wirkens durch den körperlichen Tod von ihr getrennt werden müſten. Ich habe alſo das Recht, dasjenige zu präſumiren, was ich wünſche, daß meine Seele ewig lebet.

Hebe ich meine Augen auf zu dem, in deſſen Händen mein Leben und mein Tod iſt, ſo geht die Präſumtion über in ein Vertrauen, welches alle Zweifel aus meiner Seele bannt. Warum ſollte mich Gott zum Tode erſchaffen haben? Warum einen Geiſt vernichten, oder welches für mich einerlei wäre, ihm ſein Bewuſt-

ſeyn

seyn nehmen, der die gröſte der Vollkommenheiten erlangt hat: Gott zu erkennen? Keine einzige Eigenschaft des Schöpfers läßt mich dieſes auch nur muthmaßen.

Hinaufblicken aus dem Staube mag ich, auf welche ich will, ſo erhalte ich eine neue Verſicherung zum Leben. Dahin ſind nun alle Zweifel, die mich wegen der Fortſetzung meines Daſeyns bekümmert machen; was ſchadet es, daß ich dieſe nicht demonſtriren kann, wenn ich mich nur ſelbſt davon überzeugt habe?

Wenn ich hienieden ſo lebe, daß ich hoffen darf, Gott zu gefallen, ſo darf ich auch hoffen, er wird mir nach der Zerbrechung dieſer Hütte einen Standort anweiſen, wo ich ihn mit geiſtigen Augen betrachten, ihm leben, und in dieſem Leben glückſelig ſeyn werde. Wie wenig reel wäre dieſe Glückſeligkeit, wenn ihr ein Ende bevorſtünde! Gebt mir Millionen Jahre, ſie werden hingefloſſen ſeyn, wenn ich kaum angefangen habe, ſie zu genieſſen: und dann — tödtender Gedanke — dann wäre ich nichts. So wäre alle vorige Glückſeligkeit ſelbſt nichts, wenn ich ihr Ende befürch-

ten müßte. Und das ſey fern, daß mir Gott eine Wohlthat erzeigen ſollte, die ich wegen des Gedankens an ihr Ende nicht ſchmecken könnte!

Was ich hoffen kann, wenn ich als ein guter Bürger in der Provinz Gottes gelebt habe, das muß ich befürchten, wenn ich ein Regiſter von ſchwarzen Thaten mit vor den Richterſtuhl bringen ſollte. Die Vernichtung dieſer beſudelten Seele wäre alsdenn eine Wohlthat für ſie; aber Gott iſt gerecht; er muß den Sünder ſtrafen. Der Sünder muß alſo unglückſelig werden; aber zu klein wäre vielleicht dieſe Unglückſeligkeit, wenn ihr ein Ende, ein Ziel geſetzt wäre. Und faſt wäre es unbillig, wenn Gott nach einer gewiſſen Zeit die Verdammten wieder in ſein Reich aufnehmen und ſeinen guten Bürgern gleich ſetzen wollte. Vielleicht ſündigen auch die Sünder in der Ewigkeit noch fort: denn eine jede Sünde muß in einem nachfolgenden Zeitpunkte beſtraft werden, und das Moment der Strafe kann nicht zugleich das Moment der Erlöſung und Wiederaufnahme in die Stadt Gottes ſeyn. Dieſe Betrachtungen, wenn

ſie

sie auch das nicht beweisen, was sie beweisen sollten, müssen mich doch aufmerksam auf mein Heil machen; und dieser moralische Nutzen auf Seiten meiner ist mir lieber, als der Ruhm einer metaphysischen Spitzfindigkeit.

I.

Ueber den Laokoon des Herrn Leßings.

Wenn Hr. Leßing dieſe Gedanken über ſeinen Laokoon leſen ſollte, ſo wird er es mir, hoff ich, zutrauen, daß ich ihn nicht erſt ſeit geſtern oder ehegeſtern ſtudirt habe. Vielleicht iſt mir zuweilen der Geiſt des Werks entwiſcht; aber meiſtentheils denke ich ihn doch ziemlich feſt zu halten. Die Hülfsmittel des Verfaſſers, als er ſchrieb, ſind auch die meinigen, da ich leſe und urtheile; nur in einem geringern Grade: Philoſophie und Lectüre. In Anſehung der Autopſie haben wir einander nichts vorzuwerfen. Er und ich, oder wenn es nicht zu groß geſprochen iſt, wir beide haben die eigentlichen Werke der Kunſt nicht geſehen, und müſſen mit dem geiſtigen Anſchauen

aus

aus der Ferne zufrieden seyn. Laßt also sehen, wie weit uns das Räsonnement führen kann.

I.

Der Schmerz Laokoons, welcher sich in allen Muskeln und Sehnen des Körpers entdeckt, und den man ganz allein, ohne das Gesicht und andere Theile zu betrachten, an dem schmerzlich eingezogenen Unterleibe beinahe selbst zu empfinden glaubt; dieser Schmerz, warum äussert er sich dennoch mit keiner Wuth in dem Gesichte und in der ganzen Stellung? Warum erhebt der Laokoon des Künstlers kein schreckliches Geschrey, wie Virgil von dem seinigen singet? Warum nur ein ängstliches und beklemmtes Seufzen, wie es Sadolet beschreibet?

„ Deswegen, sagt Winkelmann, weil „ der Ausdruck in den Figuren der Grie„ chen bei allen Leidenschaften eine grosse „ und gesetzte Seele verräth. Der Schmerz „ des Körpers und die Grösse der Seele „ sind durch den ganzen Bau der Figur „ mit gleicher Stärke ausgetheilt und

„ gleichſam abgewogen. Laokoon leidet; „ aber er leidet, wie des Sophocles Phi„ loctet: ſein Elend gehet uns bis an die „ Seele; aber wir wünſchten, wie die„ ſer groſſe Mann das Elend ertragen zu „ können.

„ Nicht alſo, ſagt Leßing. Der Mei„ ſter arbeitete auf die höchſte Schönheit, „ unter den angenommenen Umſtänden des „ körperlichen Schmerzens. Dieſer, in al„ ler ſeiner entſtellenden Heftigkeit, war „ mit jener nicht zu verbinden. Er mußte „ ihn alſo herabſetzen; er mußte Schreyen „ in Seufzen mildern; nicht, weil das Schrey„ en eine unedle Seele verräth, ſondern „ weil es das Geſicht auf eine eckelhafte „ Weiſe verſtellet. Denn man reiſſe dem „ Laokoon in Gedanken nur den Mund auf, „ und urtheile. Man laſſe ihn ſchreyen, „ und ſehe. „

Hier haben wir die zwey groſſen Schriftſteller in einem Widerſpruche, der — vielleicht kein Widerſpruch iſt.

Vielleicht kann man noch einen dritten Grund von dem Nichtſchreyen des Laokoon angeben: vielleicht auch Synkretiſt werden,

und den Winkelmanniſchen mit dem Leßingiſchen vereinigen. Wir wollen ſehen.

Wie, wenn das Schreyen Laokoons unter ſolchen Umſtänden, wie ihn der Künſtler gebildet hat, ſchon ein Fehler wider die phyſiſche Wahrheit wäre? Man denke ſich den gepreßtn Körper, den beklemmten Athem, den erſchöpften Unterleib, und urtheile dann, ob Laokoon in einer ſolchen Verfaſſung wohl ſchreyen konnte. Schreyen iſt überhaupt nur der Ausdruck des Schmerzens, der noch nicht bis zur höchſten Gewalt angeſchwollen iſt. Man ſchreyt, ſo lang man noch Kräfte hat: ſobald dieſe erſchöpft ſind, dann hört das Schreyen auf, und läßt ein beklemmendes Seufzen zurück. Laokoons Schmerz war allzugroß, ſein Körper zu ſehr gepreßt: ſeufzen nur konnt er, nicht ſchreyen. Es ſchadet nichts, daß Virgil ihn ſchreyen läßt: Der Dichter iſt an die phyſiſche Wahrheit nicht ſo ſehr gebunden, als der bildende Künſtler; und dies iſt oft der Grund, weswegen viele poetiſche Schilderungen körperlicher Dinge, ſo wie der Dichter ſie uns gibt, nicht mahleriſch ſind.

Doch dies bei Seite geſetzt, darf man noch immer zweifeln, ob auch Hr. Leßing Grund hat, die Winkelmanniſche Rechtfertigung des Artiſten nicht gelten zu laſſen. Es ſey, daß dieſer auf die höchſte Schönheit gearbeitet hat, die ſich mit einem zum Schreyen geöfneten Munde nicht verträgt. Herr Leßing ſoll Recht haben; aber hat Winkelmann deswegen Unrecht? Auch die Erhabenheit des Geiſtes, ausgedrückt durch die Gelaſſenheit im Leiden, iſt Schönheit; iſt die höchſte Staffel der Schönheit; iſt der Punkt, wo das phyſiſche Ideal mit dem ſittlichen zuſammenfließt. Mit einem Worte: ich finde die beyden Kunſtrichter in keinem groſſem Abſtande; der eine meint das, was der andere nennt: der eine ſpricht allgemeiner, der andere beſtimmter Der eine iſt wider den ſchreyenden Laokoon, weil ſein Schreyen wider die Schönheit wäre; der andere nennt uns die Art der Schönheit, nach welcher der Künſtler gerungen hat: die edle Einfalt und ſtille Gröſſe.

Erſt dann entfernen ſie ſich von einander, wo es auf Erläuterungen und auf Schlüſſe ankömmt, die der eine oder der andere auf

ſein

sein Axiom bauet; aber hier ist es gerade, wo ich lieber mit Winkelmannen gehen wollte, als mit Leßingen.

Die Vergleichung mit dem Philoctet macht den letzten stutzig; mich nicht. „ Die „ Klagen, das Geschrey, die wilden Ver„ wünschungen, mit welchen sein Schmerz „ das Lager erfüllte und die schrecklich „ durch das öde Eiland erschollen; die Tö„ ne des Unmuths, des Jammers, der „ Verzweiflung, von welchen auch der Dich„ ter in der Nachahmung das Theater „ durchhallen ließ „ — alle diese Dinge findet man beim Sophokles nicht. Lange, lange wiederstund Philoctet dem verzehrendem Schmerze: er will sich gegen den Neoptolem nicht erniedrigen: man sieht es ihm an, daß er sich Mühe gibt, seine Empfindlichkeit gegen das körperliche Leiden nicht ausbrechen zu lassen. Er kann nicht mehr; er schweigt, um den Schmerz zu verbeissen: umsonst! Einige Seufzer: einige ai ai a schleichen sich aus seinen Lippen: noch verbirgt er sein Gefühl dem fragenden Neoptolem, bis er es nicht mehr verbergen kann, und mit einem gewissen edlen Unwillen sein

Leiden geſteht: „ Wehe mir! ich kann, ich „ kann es nicht mehr verbergen, mein „Sohn! „ — Hier iſt gerade der Laokoon; ſtoiſch ſo lang es ſeyn kann; und auch dann nicht wütend, wenn der Schmerz ihn überwältigte und ausbrach!

Mich hat hingegen die Leßingiſche Vergleichung zwiſchen den Griechen und uns, zwiſchen jenen und den Barbaren, in Anſehung der Empfindlichkeit und des Ausdrucks derſelben, ſtutzig gemacht; und nächſtdem (S. 7) die Erklärung einer Stelle Homers.

Alle Schmerzen verbeiſſen und dem Streiche des Todes mit unverwandten Augen entgegen ſehen, ſind nicht bloß Züge des alten nordiſchen Heldenmuths; auch war dieſer Charakter bey unſern Vorfahren keine Folge ihrer Barbarey; ſondern ihres Patriotiſmus, ihrer Philoſophie und Religion, die ihnen Hofnung eines beſſern Lebens gab, und gegen ihre Tapferkeit und den Tod fürs Vaterland Belohnungen in der Ewigkeit verſprach. Philoſophia alacris et fortis Cimbrorum et Celtiberorum, qui in acie exultabant tanquam glorioſe

et

et feliciter vita excesſuri: *lamentabantur* in morbo, quaſi turpiter et miſerabiliter perituri. Sie fühlten alſo und fürchteten ſich, wie der Grieche; ſie äußerten ihren Schmerz und ihren Kummer: ſie ſchämten ſich ſelbſt der menſchlichen Schwachheiten nicht; aber keine muſte ſie von der Erfüllung ihrer Pflicht zurückhalten. Grundſätze waren es allerdings, welche dieſen Heroiſmus bey ihnen wirkten; Bartholin, den ſelbſt Hr. Leßing anführt, hat dieſe Grundſätze entwickelt. Wenn dieſer Heldenmuth barbariſch iſt, wo finden wir mehr Barbaren, als in Griechenland und in Rom? Leonidas, der dem Tode entgegen ſpottete, und alle Spartaner hatten mit unſern Vorfahren einerley Heroiſmus, geſchöpft aus einer und derſelben Quelle, aus der Liebe zur Freyheit und zum Vaterlande. Wenn Valnatoko ſeinen Jomsburgern das Geſetz gab, nichts zu fürchten; ſo iſt dies ein Beweis, nicht daß die Jomsburger unempfindlich waren, ſondern daß ihr Geſetzgeber die menſchliche Natur wenig genug kannte,

nm seinen Unterthanen eine Unmöglichkeit zu gebieten.

Eben so viel kann man gegen die Parallele erinnern, zwischen den Griechen und den feinern Europäern einer klügern Nachwelt, auf Unkosten der Letztern Ist es wohl groß, wenn die verwundeten Götter und Helden schreyen? Wenn sie ihr Gefühl durch Thränen, oder Scheltworte äussern? Anständig konnte es nach den damaligen Zeiten immer seyn; aber deßwegen gehört keine Ironie für uns feinere Europäer einer klügern Nachwelt, die wir über unsern Mund und über unsere Augen besser zu herrschen wissen. Nicht nur Höflichkeit und Anstand, auch Gröſſe der Seele und Erhabenheit verbieten Geschrey und Thränen. Unsere Tapferkeit wird, wenn sie zugleich leidend ist, desto thätiger werden; und wir werden in dieser um sodiel gröſſer seyn, je gröſſer wir es in der andern sind.

Warum muß aber nun der Grieche gelobt und der Barbar getadelt werden, beyde mögen empfinden oder nicht empfinden; das Gefühl ausbrechen lassen, oder nicht

las-

laſſen? Ich ziele auf eine Stelle, wo ich beynahe Hrn. Leßing parodiren möchte.

„ Der Grieche ſchreyt, wenn es ihm „ weh thut; das heißt menſchliches Ge„ fühl haben und der leidenden Natur ihr „ Recht geben. „

„ Der Barbar unterdrückt ſeinen „ Schmerz; das heiſt ein Unmenſch ſeyn, „ und mit dem Schmerzen die Stimme der „ Natur unterdrücken.

Und nun mit dieſer Entgegenſetzung eine andere verglichen:

„ Die Trojaner gehen mit wildem „ Geſchrey zur Schlacht, weil ſie Bar„ baren ſind. „

„ Die Griechen gehen mit entſchloſſener „ Stille dahin, weil ſie geſittete Völ„ ker ſind. „

Alſo ihr armen Barbaren, ſchreyt oder ſchreyt nicht, in beeden Fällen müſſet ihr Barbaren ſeyn und als Barbaren gehandelt haben! Wie wenn ich nun das umkehrte, was Hr. Leßing vorhergeſagt hatte.

„ Schreyen iſt der natürliche Ausdruck „ des Muths und der Tapferkeit beym An-

griff.

„ griff. Homer führt die Trojaner mit
„ wildem Geſchrey zur Schlacht: und
„ der Janitſchar geht mit einem lauttö-
„ nendem Allah ins Treffen, nicht um
„ zu beten, ſondern um der Natur ihr
„ Recht zu geben. „

„ Ich weiß es, die feinern Griechen
„ wuſten über ihren Mund beſſer zu herr-
„ ſchen. Höflichkeit und Anſtand verbo-
„ ten ihnen das Geſchrey; in entſchloſſener
„ Stille giengen ſie zur Schlacht.

„ Nicht ſo der Barbar — „

Ich kann es nicht erklären, warum Hr. Leßing den Ausdruck der Empfindung in dem einen Falle für barbariſch hält, und nicht in dem andern. Schreyen vor der Schlacht iſt ſo gut ein Ausbruch der menſchlichen Leidenſchaft, als Weinen bey der Verbrennung der Todten.

Sogar Homer muß dem Hrn. Leßing beypflichten und mit einem tiefen Sinne uns lehren wollen, daß nur der geſittete Grieche zugleich weinen und tapfer ſeyn könne; indem der ungeſittete Trojaner, um es zu ſeyn, alle Menſchlichkeit vorher erſticken müſſe. Ich wollte wetten, daß der

gute Alte nicht daran gedacht hat; die Erklärung ist völlig in der Manier der Critiker, die alles im Homer finden, was sie wollen: Moral, Politik und Physik. Es kann nicht fehlen; man muß auf solche Erläuterungen kommen, wenn man zu allen kleinen Nebenzügen Homers, die er oft nur, um die Handlung zur Individuation herabzubringen, eingeschaltet hat, höhere Gründe sucht. Wenn der Sinn des Dichters immer so tief gehen sollte, gewiß er müßte mit eben so wenigem Enthusiasmus geschrieben haben, als mancher Kunstrichter ihn liest.

„Alles Stoische ist untheatralisch" — und alle allgemeine Grundsätze der Empfindung leiden ihre Ausnahmen. Man kann den Zuschauer die Gröſſe des Leidens und zugleich die Gröſſe der Seele empfinden lassen, mit welcher die leidende Person es trägt: Mitleiden vereinigt sich dann mit der Bewunderung und der eine Affekt wird immer durch den andern gehoben. Das Mitleiden ist dem Leiden gleichmäßig, welches der interessirende Gegenstand — nicht eben äußert — wenig-

nigſtens nicht mit Willen — aber doch ſichtbarlich empfindet: und da wir die Gröſſe der Seele zugleich an ihm wahrnehmen, womit er den Ausbrüchen des Leidens widerſtehet, ſo werden wir dadurch deſto mehr für ihn eingenommen, je mehr wir wünſchen müſſen, ihm an Erhabenheit ähnlich zu ſeyn. Dies iſt eben die Temperatur zwiſchen Gröſſe und Empfindlichkeit, nach welcher der theatraliſche Held zugleich Held und Menſch iſt.

Und nunmehr komme ich zu der Leſſingiſchen Folgerung: „ Wenn es wahr iſt, „ daß das Schreyen bey Empfindung körperlichen Schmerzes, beſonders nach der „ alten griechiſchen Denkart, gar wohl „ mit einer groſſen Seele beſtehen kann: „ ſo kann der Ausdruck einer ſolchen Seele die Urſache nicht ſeyn, warum „ dem ohngeachtet der Künſtler in ſeinem „ Marmor dieſes Schreyen nicht nachahmen wollte; ſondern er muß einen andern Grund haben, warum er hier, „ von ſeinem Nebenbuhler dem Dichter abgehet, der dieſes Geſchrey mit beſtem „ Vorſatze ausdrücket. „

Be-

Beſtehen können, und würklich beſtehen ſind doch immer verſchiedene Dinge. Ein heroiſcher Mann kann ſchreyen und bey allem Geſchrey noch heroiſch ſeyn; aber ob das Nichtſchreyen nicht noch heroiſcher geweſen wäre, das iſt eine andere Frage, die Hr. Leßing nicht entſchieden hat. Auf die Folgerung ſelbſt antworte ich durch einen Unterſchied zwiſchen der alten griechiſchen Denkart, und der feinern Denkart einer klügern Nachwelt zu den Zeiten der Meiſter Laokoons. Zugegeben allenfalls, daß Erhabenheit mit dem Schreyen beim körperlichen Schmerze ſich nach der alten griechiſchen Denkart vertrug; ſo ſtand immer die Periode Athenodors mit der Zeit des trojaniſchen Kriegs ohngefehr in einer ſolchen Verhältniß, wie das jetzige Norden mit der Regierung eines Palnatoko. Athenodor und Conſorten lieſſen alſo ihren Laokoon nicht ſchreyen, weil es wider den Anſtand ihrer Zeiten war, einen beherzten Mann ſchreyen zu hören, wider die Erhabenheit des Geiſtes nach den damaligen ſittlichen Ideen, ſelbſt wider die phyſiſche Wahrheit, und endlich, um mit allen dieſen

ſen Gründen den Leßingiſchen zu verbinden, wider die Schönheit, die höchſte Regel der Kunſt.

2.

Die Schönheit alſo die höchſte Regel der Kunſt? Der Satz kann philoſophiſch, er kann hiſtoriſch betrachtet werden; philoſophiſch: ſie ſollte es ſeyn; hiſtoriſch: ſie war es bei den Alten, und iſt es nicht bei den Neuern. Er verdient es in beyden Bedeutungen, daß man ihn unterſuche.

Es iſt unſtreitig, daß der Sänger der Epopöe einen höhern Rang am Helikon behauptet, als der Lehrdichter, der Lehrdichter einen höhern als der bloſſe Spötter und ſo fort. Aber ſündigt deswegen der launiſche Mann, der ſeinem Genie folgt, und poetiſche Carricaturen macht; ſündigt er wider die Regeln der Kunſt?

Eben ſo gewiß iſt es, daß der Mahler der ſchönen Natur, des vollkommenen Ideals, an Würde den Carricaturmahler übertrift; vielleicht auch an Kunſt. Aber wollen wir deswegen den leztern ganz verdammen,

es einen unwürdigen Kunſtgriff nennen, die Aehnlichkeit durch Uebertreibung der häßlichen Theile des Urbilds zu erreichen?

Armer Hogarth! ich ſoll alſo deine Kupfer nicht mehr mit Vergnügen betrachten, wenn ich Geſchmack haben will? Vielleicht auch den Hudibras nicht mehr leſen, das Lieblingsbuch für meinen Wieland und mich?

Ernſthaft geſprochen: es iſt unbillig, eine ganze Klaſſe von Mahlern aus der Reihe guter Künſtler auszuſchlieſſen, und der Leßingiſche Satz iſt nur Vergleichungsweiſe wahr und in ſo fern, als er anzeigt, daß die Kunſt höher zu ſchätzen und würdiger ſey, wenn ſie ins Schöne arbeitet, als wenn ſie zur Carricatur herabſinkt. Aber Kunſt bleibt es doch immer; und Kunſt im eigentlichen Verſtande, nicht vom Mechaniſchen zu reden.

Doch wie Hr. Leßing ſeinen Satz vorträgt, ſoll er auch mehr von der hiſtoriſchen Seite betrachtet werden. „ Wird jetzt die „ Mahlerey überhaupt als die Kunſt, welche Körper auf Flächen nachahmet, in „ ihrem ganzem Umfange betrieben; ſo hatte der weiſe Grieche ihr weit engere

„ Grenzen geſetzet, und ſie blos auf die „ Nachahmung ſchöner Körper eingeſchränket. Sein Künſtler ſchilderte nichts als „ das Schöne, das Schöne niederer „ Gattungen, war nur ſein zufälliger Vorwurf, ſeine Uebung, ſeine Erholung. „ — Aber in den neuern Zeiten hat die „ Kunſt ungleich weitere Grenzen erhalten *)

Die armen Neuern! Wir werden aber in der Erfahrung ſehen, daß ſie es eben ſo machen, wie die Alten; daß ſie ins Schöne und ins Häßliche mahlen, wie dieſe, welches letztere Hr. Leßing ſogleich geſtehet, nachdem er vorher ſo allgemein geſprochen, als wenn es keine Pauſon und keine Pyreicus gegeben hätte.

Ich will die Erläuterungen nach und nach durch gehen, wodurch Hr. Leßing ſeinem Satze einen Schwung gibt; keine ſoll mir entwiſchen, auch nicht eine.

1) Freylich, klagt Hr. Leßing, hatten die Griechen ihren Pauſon, ihren Pyreicus;

*) Es ſind eben die Ideen, die Winkelmann überall, auch in der Allegorie S. 30. 31. vorträgt.

eus; aber sie lieſſen ihnen ſtrenge Gerechtigkeit wiederfahren. — Und wie denn? „ Der eine lebte in der verächtlichſten Ar„ muth, und der andere hieß Khyparogra„ phus; oder (Salva venia) ein Kothmah„ ler. „ — Pauſons Armuth iſt alſo ein Beweiß wider ihn und für den guten Geſchmack der Griechen; was ſoll man nun von einem Corregio ſagen, den die Italiener beinahe verhungern lieſſen? War Pauſon vielleicht an ſeiner Armuth ſelbſt ſchuld? War er faul? War er liederlich? An alle ſolche Fragen denkt Hr. Leßing nicht; und ich bin begierig, was er etwa aus der Armuth einiger groſſen Dichter in Griechenland, eines Homers und anderer noch ſchlieſſen wird. Eben ſo wenig läßt ſich aus dem Zunamen Rhyparographus folgern, den man den Pyreicus gab. Pyreicus *atque* paucis poſtferendus: Pyreicus humilitatis *ſummam* adeptus eſt gloriam; das wollte ich gern von mir ſagen laſſen und allenfalls das Sobriquet auf mich nehmen *).

*) Für die Note im Laokoon S. 11. gehört eine andere, worin man zu ſagen hat, daß Hr. Leßing die bekannte Stelle in der Lichtwa[illegible]

2) Aber wer es noch nicht glauben will, daß die Schönheit bei der Kunst der Alten das höchste Gesetz war, den verweiße Hr. Leßing sogar auf das Corpus Juris der Republik zu Theben. Aelian ist der Gewährsmann und wir wollen ihn hören. Es soll, sagt er, zu Theben den Künstlern durch ein Gesetz eingeschärfet worden seyn, εἰς το κρειττον τας εἰκονας μιμεισθαι, und τοις εἰς το χειρον ποτε ἡ πλασασιν wurde eine Geldstrafe gedrohet. Nun höre man den Commentator! „Ein hochweiser Stadt„rath zu Theben verdammte durch dieses „Gesetz die Carricatur; er befahl die Nach„ahmung ins Schöne, und verbot die Nach-

des Aristoteles (cap. 11.) falsch versteht, weil er vielleicht zu bequem war, sie selbst nachzulesen, da er die Note schrieb. Aristoteles spricht nicht aduerbialiter, als wenn einer besser oder schlechter nach den Graden des Schönen gemahlt hätte; vielmehr bestimmt er die Gegenstände, die man mahlte. Polygnot mahlte vollkommnere Dinge, als wir sind; κρειττους) Pauson unvollkommnere, (Χειρους) und Dionysius solche die mit uns in gleichem Range stehen. (ὁμοιους) Das ganze Capitel bestätigt diese Erklärung, die auch grammatisch richtig ist.

„ Nachahmung ins Häßliche. „ — Kein Wort davon in meinem Buche! Nachahmung ins Schönere, Nachahmung ins Häßlichere; das heißt die Gegenſtände der Nachahmung beſtimmen. Aber Nachahmung εἰς το χειρον, Nachahmung εἰς το χειρον; das geht, wo ich nicht irre, auf die Art der Nachahmung, wodurch man entweder den Gegenſtand trift, oder nicht triſt. Das Geſetz redet von den τρόποις μιμήσεως nicht von der ὕλῃ. Ein Portätmahler, zum Beyſpiel, der die Perſon nicht richtig, nicht εἰς το χειρον copirt hat, ſoll geſtraft werden. Geſtraft ſoll ein anderer werden, der das Bild eines Gottes, einer Göttin auf ſeiner Tafel, in ſeiner Gruppe entſtellt hat *)

3) Aus eben dem Geiſte des Schönen ſoll auch das bekannte Geſetz der Hellanodiken gefloſſen ſeyn. Jeder olympiſche Sieger erhielt eine Statüe; aber nur dem dreymaligen Sieger ward eine ikoniſche geſetzt.

*) Allenfalls könnte die Leſſingiſche Erklärung gelten, wenn nicht bei dem μιμεῖσθαι noch εἰκόνας ſtünde. Jezt kann das εἰς το χειρον unmöglich mehr auf die Gegenſtände der Nachahmung gehen.

Warum? „ Der mitelmäßigen Porträts „ ſollten unter den Kunſtwerken nicht zu „ viel werden „ Ich denke, die Hellanodiken, wenn ſie das leſen könnten, würden ſich wundern, weiſer geweſen zu ſeyn, als ſie waren. Vermuthlich dachten ſie den dreymaligen Sieger mehr zu ehren, wenn ſie ihn in der völligen Aehnlichkeit hinſtellen lieſſen: und dieſe Ehre ſollte andere zur Nacheiferung anfeuern. Aber nein! nicht ſo! — Das ganze Geſetz iſt bloß wegen einer äſthetiſchen Regel gegeben; „ und niemand ſoll lachen, wenn er höret; „ daß die Kunſt bei den Alten bürgerlichen „ Geſetzen unterworfen ſey. „ — Ich weiß nicht, ob jemand bei einer ſolchen Behauptung lachen kann; das weiß ich, daß auch bei uns die Künſte vom Joche der bürgerlichen Geſetze nicht ganz frey ſind und daß man, zum Beiſpiel, einen Kupferſtecher der Unzucht ſo gut beſtrafen, als einen Paſquillenmahler ob picturam famoſam belangen kann. Aber in dem Grunde, welchen Hr. Leßing von der Nichtlächerlichkeit ſolcher Geſetze angibt, bin ich nicht mit ihm einig. Wir haben nicht immer Recht,

wenn

wenn wir lachen; auch nicht immer, wenn wir ernſthaft ſind. Er ſagt: „ Unſtreitig „ müſſen ſich die Geſetze über die Wiſſen„ ſchaften keine Gewalt anmaſſen; denn „ der Endzwek der Wiſſenſchaften iſt Wahr„ heit. Wahrheit iſt der Seele nothwen„ dig; und es wird Tyranney, ihr in Be„ friedigung dieſes nothwendigen Bedürfniſ„ ſes den geringſten Zwang anzuthun. „ Der Endzweck der Künſte hingegen iſt Ver„ gnügen; und das Vergnügen iſt entbehr„ lich. Alſo — fiat concluſio. Q. E. D. „ — Freilich iſt Wahrheit der Seele noth-wendig; denn ſie hat einen gröſſern Einfluß in die Glückſeligkeit der Menſchen, als das Vergnügen. Aber eben daraus und weil es die Pflicht der Obrigkeit iſt, bei der Geſetzgebung mehr auf die ſtärkern Mittel zur Glückſeligkeit, als auf die geringern zu ſehen, wollte ich ſchlieſſen, daß die Wiſſenſchaften noch eher bürgerlichen Geſetzen unterworfen ſeyn könnten, als die Künſte. Beide, die Wahrheit zu ſagen, ſowohl die Wiſſenſchaften als die Künſte ſtehen gewiſſermaſſen unter den Befehlen der oberſten Macht; und ſchwerlich hat noch jemand

über dieſe Meinung gelacht. Ich übergehe die Traumdeutung, (S. 14.) ſo ſchwer es mir auch wird, weil ich allerhand zufälſige Gedanken dabei hatte, von der Art, wie man ſie nicht gern unterdrückt.

4) Wer unter uns kann es ausmachen, ob die Künſtler unter den Alten keine verzerrenden Leidenſchaften ausgedrückt haben? In gröſſern Werken, in Lebensgröſſe oder darüber, dürfte man es zugeben; denn da werden die Falten des Geſichts faſt unerträglich. Aber auf geſchnittenen Steinen findet man dergleichen Vorſtellungen in Menge; doch wider dieſe hat Hr. Leßing immer etwas einzuwenden und ich mag mich auch nicht bemühen, die Beiſpiele aufzuſuchen, die mir in den Gedanken ſchweben, von Faunen, (beim Picart) von Satyren und andern häßlichen Geſchöpfen, wie Furien u. ſ. w.

5) Furien? Hr. Leßing hat behauptet, daß die Alten nie eine Furie gebildet haben, ſo behauptet und ſich ſo gegen die Einwürfe vertheidiget, daß ich auf eben dieſe Art alles behaupten und alles ver-

thei-

theidigen will. Hier iſt die ganze Diſputation:

„ Ich darf behaupten, daß die Alten
„ nie eine Furie gebildet haben; aber in
„ der Note mache ich Ausnahmen, welche
„ das nie wieder aufheben und die Allge-
„ meinheit des Satzes deſtruiren. Von
„ dieſen Ausnahmen fallen mir noch einige
„ ein, die ich S. 106. nachhole „

Allein es gibt eine Menge von Münzen, auf welchen man Furien antrift —

„ Münzen gehören zur Bilderſprache
„ und ſind ſchon ausgenommen. „

Auch Gemmen —

„ Das ſind dumme, geſchmackloſe Beſitzer geweſen, die Furien auf Gemmen haben abbilden laſſen. „

Auch Statuen —

„ Vielleicht waren es Werke, die zum
„ Aeuſſerlichen der Religion gehörten: in
„ dieſen Fall iſt der Künſtler entſchuldiget. „

Vielleicht aber auch nicht —

„ So haben ſie wenigſtens, wie Pau-
„ ſanias einmal von denen in Athen ver-
„ ſichert, ὑπὲρ φόβου; es waren alſo Furien,
„ und waren auch keine. „

Alles, alles finde ich glücklich, was Herr Leßing gesagt hat; nur das ist unglücklich, daß er einen Satz allgemein, und als eine wichtige Entdeckung durch ein: ich darf behaupten, ausdrückte, den er selbst durch seine eigenen Einschränkungen zurücknehmen muß. Hr. Leßing weiß sich nicht zu erinnern, daß er bei dieser Gelegenheit den Junius nachgeschlagen hat: er hätte ihn wenigstens sollen nachschlagen, da es aus andern Stellen seines Buchs deutlich erhellet, daß er ihn gebraucht hat und er doch das Regiſter von den Kunstwerken der Alten kannte, welches Junius seinem Buche eingeschaltet hat. Uebrigens nehme ich meinen ehemaligen Einwurf von den Furien gänzlich zurück; denn Hr. Leßing ist, so wie er die Sache angreift, unwiderleglich.

6) Und jetzt zum Gemählde des Timanthes! Es ist nun so eine Sache, viel von einem Gemählde zu reden, was wir blos aus wörtlichen Beschreibungen kennen, die sehr unvollkommen sind. Aber doch mag es seyn! Hr. Leßing also weiß am besten, wie es dem Künstler zu Muthe war, da er sein Werk verfertigte. „ Nämlich Timanthes,

„ thes, der vermuthlich ſchon etwas von
„ den Leßingiſchen Grundſätzen gehört hat-
„ te, kannte die Gränzen, welche die Gra-
„ zien ſeiner Kunſt ſetzen. Er wuſte, daß
„ ſich der Jammer, welcher dem Agamem-
„ non als Vatter zukam, durch Verzerrungen
„ äuſſert, die allezeit häßlich ſind. So
„ weit ſich Schönheit und Würde mit dem
„ Ausdrucke verbinden ließ, ſo weit trieb
„ er ihn. Das Häßliche wäre er gern
„ übergangen, hätte er gelindert; aber da
„ ihm ſeine Compoſition beydes nicht erlaub-
„ te, was blieb ihm anders übrig, als es
„ zu verhüllen? Was er nicht mahlen durf-
„ te, das ließ er errathen. Kurz dieſe
„ Verhüllung iſt ein Opfer, welches der
„ Künſtler der Schönheit brachte. „ —

Glückſeliger Timanthes! Groſſer Aeſthe-
ticus! Ich möchte wiſſen, ob die Geſichter
der andern Perſonen ohne alle Verzerrung
geblieben wären. Wiſſen möchte ich ferner,
warum kein Cicero, kein Quintilian, kein
Plinius ſcharfſichtig genug war, dieſen tief-
ſinigen äſthetiſchen Grund von der Verhül-
lung Agamemnons zu finden, warum viel-
mehr ſie alle auf eine Unvermögenheit des

Künſt-

Künſtlers oder der Kunſt verfallen ſind. Ich, ille ego homuncio, ſehe in dem Bilde nichts als eine ſtrenge Nachahmung des Dichters. Homer verhüllt ſeinen Agamemnon; Euripides verhüllt ihn: und Timanthes macht es nach, wie man es ihm vormachte. Nach den Leßingiſchen Grundſätzen ſollte der Poet ihn nicht verhüllen; und doch that er es: ich bin neugierig, wie Hr. Leßing den Homer und Euripides aus dieſer Verlegenheit ziehen wird.

Und dieſes alles nun auf den Laokoon angewendet, ſo iſt die Urſache gewiß nicht klar, die Hr. Leßing geſucht hat. Sie kann als möglich gelten, nicht aber als die einzige wahre, wofür ſie der Verfaſſer doch hält.

Am Ende des zweyten Capitels verbeſſert Hr. Leßing noch eine Stelle des Plinius, die ſeine Verbeſſerung, wie er ſagt, nicht erwartet haben ſollte. Sie hat auch nicht darauf gewartet; denn die ganze treffliche Emendation ſteht ſchon beim Gronov in Statium S. 285. nur mit zwey Worten, und ganz verächtlich hingeworfen.

nicht

nicht in dem hohen kritiſchen Tone, wie im Laokoon.

3.

Und in den neuern Zeiten ſoll die Kunſt weitere Grenzen erhalten haben? Meine Nachrichten melden nichts davon. Wenn ich die Mahler der Alten nach dem Pauſanias und Plinius mit den Neuern vergleiche, ſo finde ich beyde, in Rückſicht auf den Endzweck ihrer Kunſt, in gleicher Würdigkeit und in gleicher Verdammiß.

Viele unter den gröſten Mahlern der Alten liebten die Nachahmung ins Schöne: ſo auch unter den Neuern.

Jene verdeckten die häßlichen Züge ihrer Urbilder: auch dieſe.

Unter den Alten gab es ſchlechte Mahler, die, wenn man den Grad und die Vollkommenheit der griechiſchen Kunſt beſtimmen will, nicht in Anſchlag kommen dürfen: gleichfalls ſo auch unter den Neuern.

Aber es lieſſen ſich auch oft gute Künſtler zur niedrigen Natur, oder zur häßlichen herab; es gab einen Pauſon, einen Pyreicus:

eus: bei uns gibt es eine niederländiſche Schule, es gibt Hogarthe.

Pauſon, der ins häßliche mahlte, lebte in der verächtlichſten Armuth: ich mag meine Collectanea nicht plündern, um zu beweiſen, daß es vielen neuern Rhyparographen nicht beſſer ergangen.

Aber dafür wurden die Werke des Pyreicus mit Golde aufgewogen: gerade ſo wie bei uns das Küchenſtück eines guten Mahlers höher geachtet wird, als die Nachahmung ins Schöne von einer mittelmäßigen Hand.

Kurz wenn wir in dieſem Punkte die Alten und Neuern auf Unkoſten der leztern mit einander vergleichen, ſo rührt es gewiß daher, weil wir von jenen nur unvollkommene Nachrichten haben, in denen wir ſie meiſt von ihrer guten Seite betrachten. Die neuern Künſtler liegen uns näher; wir ſehen das ganze Gewimmel, gute, mittelmäßige und ſchlechte durcheinander und beſtimmen daraus den Werth ihrer Kunſt. Faſt eben ſo wie Hr. Leßing beweiſt, daß die Alten nur ins Schöne gemahlt, wollte ich allenfalls, wenn es verlangt

langt würde, historisch und philosophisch darthun, daß sie keine schlechte Schriftsteller gehabt. Denn die guten sind allein übrig, und den schlechten, die man nur in Satyren noch genennt findet, liessen sie die strengste Gerechtigkeit wiederfahren. Mancher lebte in der verächtlichsten Armuth:

Nec toto decies c*** in anno;

Und die Bave und Mäve waren in den Augen ihrer Zeitgenossen die lächerlichsten Geschöpfe von der Welt.

Aber Hr. Leßing hat noch mehr Philosophie in Petto, die Weisheit der Meister Laokoons ins Licht zu setzen: auf neue Betrachtungen leitet ihn der einzige Augenblick, an den die materiellen Schranken der Kunst alle ihre Nachahmungen binden. „Dieser „einzige Augenblick kann nicht fruchtbar „genug gewählt werden. Dasjenige aber „nur allein ist fruchtbar, was der Einbildungskraft freyes Spiel läßt. Je mehr „wir sehen, desto mehr müssen wir hinzudenken können. Je mehr wir darzu „denken, desto mehr müssen wir zu sehen „glauben. In dem ganzen Verfolge ei-

„ nes Affekts ist aber kein Augenblick, der
„ diesen Vortheil weniger hat, als die höch-
„ ste Staffel desselben. Ueber ihr ist nichts,
„ und dem Auge das Aeuserste zeigen,
„ heißt der Phantasie die Flügel binden
„ und sie nöthigen, da sie über den sinnli-
„ chen Ausdruck nicht hinaus kann, sich un-
„ ter ihm mit schwächern Bildern zu beschäf-
„ tigen, über die sie die sichtbare Fülle
„ des Ausdrucks als ihre Grenzen scheuet.
„ Wenn Laokoon also seufzt, so kann ihn
„ die Einbildungskraft schreyen hören; wenn
„ er aber schreyet, so kann sie von dieser
„ Vorstellung weder eine Stufe höher, noch
„ eine Stufe tiefer steigen, ohne ihn in
„ einem leidlichern folglich unintereſſantern
„ Zustande zu erblicken. Sie hört ihn erst
„ ächzen, oder sieht ihn schon todt. „

Was wäre es nun mehr, wenn sie ihn schon todt sähe? So erblickt sie ihn ohnehin, wenn er auch nur ächzt, als einen Menschen, von dessen Leben zum Tode nur ein Schritt noch übrig ist: sie bildet sich ein, wie er ohnmächtig hinsinken und unter den wütenden Bissen der Drachen erliegen wird.

Das

Das alles denkt ſie hinzu, er ächze nun, oder ſchreye laut.

Aber ich glaube auch nicht, daß das Schreyen in dieſem Falle die höchſte Staffel des Affekts iſt. Laokoon ſchrie vielleicht beim erſten Anblicke der Schlangen; er ſchrie als ſie ſeine Kinder ergriffen; er ſchrie beim erſten Kampfe mit denſelben, als er den erſten Biß fühlte, zuerſt ſich von ihnen umwunden ſah. Aber jetzt, da er keine Hülfe um ſich her erblickt, da er ſelbſt umſonſt auf eine höhere Rettung harrt, jetzt iſt ſein Schmerz zu groß, als daß er durch Schreyen ſich ausdrücken könnte, ſeine Bruſt, ſeine Zunge zu matt, um in lauten Tönen zu wehklagen: er ächzet, er ſeufzet, und durch Seufzen drückt er die höchſte Staffel des Leidens aus.

Möchte ſie doch allenfalls das unfruchtbarſte im ganzem Verfolge des Affekts ſeyn? Aber auch das iſt ſie nicht. Es iſt unſerer Phantaſie natürlich zu dem letzten Gliede einer Reihe die vorhergehenden Glieder hinzuzudenken; und ſähe ich auch den Laokoon todt und nur ſeinen Leichnam noch von den Schlangen umfaßt, deren Wuth noch immer

nicht geſtillt wäre, ſo würde ich mit warmer Phantaſie ausrufen: Wie wird er gerungen und gekämpft, wie ſehr wird ihn das Leiden ſeiner Kinder gerührt haben! Durch alle Stuffen ſeines Affekts würde ihn meine Einbildung bis in den Tod begleiten. Iſt der Künſtler weiſe genug, das vorhergehende nur einigermaſſen anzudeuten, ſo hat vollends unſere Phantaſie gewonnen Spiel; ihr iſt es nur darum zu thun, freyes Feld zu haben, mag es doch vor ihr, oder hinter ihr liegen.

Auch über den einzigen Augenblick in der Nachahmung läßt ſich noch manches, für ihn und wider ihn, ſagen. Die dramatiſche Nachahmung iſt auf die Einheit der Zeit und des Orts eingeſchränkt; aber wie hier die Illuſion nicht immer gehindert wird, wenn man gleich die Einheiten nicht genau beobachtet: ſo auch bei dem einzigen Augenblicke in der Mahlerei. Wenn ich mich an die Bühne ſetze, ſo weiß ichs vorher ohnehin, daß ich nur eine nachgeahmte, oder erdichtete Handlung ſehen werde; und gehe ich zur Bildergallerie, ſo laſſe ich mirs vorher nicht einfallen, Originale zu finden.

Aber dort werde ich getäuſcht, wenn die Handlung einmal angegangen iſt und mit ihr fortgeriſſen; ich laufe ihr mit der Phantaſie nach, ſollte ſie auch in drey Stunden den Weg von einigen Tagen zurücklegen. Und ſo bei der Mahlerey! Wenn ich nicht mit kunſtrichterlichen Augen, wenn ich mit den Augen des Liebhabers ſehe, mag doch die Gruppe mehrere Zeitpunkte vereinigen, mag doch der Philoſoph demonſtriren, daß es nicht ſeyn ſollte. An alle dieſe Dinge denke ich nicht, wenn nur ſonſt keine ſinnliche Ungereimtheit daraus entſtehet. Wir werden ſehen, daß Hr. Leſſing in der Mitte ſeines Buchs ſelbſt wieder einlenket und dem Mahler auch eine kleine Licenz erlaubet die der Verfaſſer der Miß Sara für ſich zu fordern berechtigt war.

Ferner: „Die bildenden Künſte dürfen nichts ausdrücken, was ſich nicht anders als tranſitoriſch denken läßt; nun iſt der höchſte Grad des Affekts allemal tranſitoriſch. Er darf alſo durch die Kunſt nicht verlängert werden: la Mettrie ſoll nicht lachen, Ajax nicht raſen,

„ Medea nicht wüten und — Laokoon nicht schreyen. „

Ich frage, ob das Aechzen nicht fast eben so transitorisch ist, als Lachen und Schreyen? Die Kunst verlängert in beiden Fällen. Nicht der heftigste Schmerz ist es, welcher das Schreyen auspreßt: noch muß er nicht heftig genug seyn, wenn das leidende Subjekt schreyen kann. Man schreyt nicht unabläßig, man ächzt auch nicht unabläßig: keine Handlung ist permanent. Der lachende la Mettrie wird aus einem Philosophen ein Geck, weil überhaupt einem Philosophen der Ernst anständiger ist, als das Lachen. Gerade da noch ein Kampf der Unentschlossenheit bei der Medea war, wütete sie vielleicht mehr, war mehr im Affekte, als da sie die Kinder umbrachte. Der Böswicht begeht die That immer mit kälterm Blute, als er sich dazu entschließt. Das Spectakel der Mordthat wäre zu scheußlich, zu gräßlich, für die Menschheit zu beleidigend gewesen, als daß es ein menschliches Auge hätte ertragen können. Auch das werden wir nie wünschen, daß es in der Natur bei der Unentschlossenheit, bei dem

dem Kampfe der Medea geblieben wäre, daß der Streit der Leidenschaften sich nie entschieden hätte; er muste sich entscheiden und es ist uns natürlich, wenn wir eine Begebenheit halb wissen, sie ganz wissen zu wollen. Beim Ajax denke ich, daß die letzte Raserey, die Timomachus mahlt, ärger ist, als die erste, die er nicht mahlt. Zuerst wütete Ajax nur wider Rinder und Schafe; dann wider sich selbst, indem er den Anschlag faßte sich umzubringen. Das Blutbad unter den Heerden wollte der Künstler nicht mahlen; nicht, weil es die höchste Staffel des Affekts war, sondern wegen des gräßlichen Anblicks. Ich streue diese Anmerkungen nur wie verlohren hin; man muß den aufgeschlagenen Laokoon zur Seite legen, um sie zu verstehen.

4.

Auf diese Art darf ich nicht fortfahren, um nicht, statt der Kritik, ein Buch zu schreiben, so stark, als der Laokoon. Ich laufe durch einige folgende Capitel, und stehe nur zuweilen still, wo ich anstosse.

Was ſoll (S. 29) die ſichtbare Hülle ſeyn, unter welcher Vollkommenheit zu Schönheit wird? Es ahndet mir, daß unter der Hülle dieſes Ausdrucks der Begrif verborgen liege: die Schönheit ſey nichts anders, als die Vollkommenheit, wiefern ſie ſinnlich erkannt wird. Und eben dieſen Begrif kann man wohl in Lehrbüchern vortragen, wo ſo viel ſchwankende Begriffe eingewebt ſind, daß man ihrer ganz gewohnt wird; aber im Laokoon wollen wir ihn nicht leſen. Vollkommenheit und Schönheit ſind Ideen von coordinirter Art, einige ſchöne Gegenſtände ſind vollkommen; und einige vollkommene Gegenſtände ſind ſchön, aber gewis nicht deswegen, weil ſie vollkommen ſind. Ein Haus kann vollkommen ſeyn, das heißt zweckmäßig; ich kann ſeine Vollkommenheit empfinden, ſinnlich denken: und doch nenne ich es deswegen noch nicht ſchön. Schön kann ein anderes ſeyn: und doch ſagt man oft, es iſt nicht bequem, nicht vollkommen. Vollkommenheit wird alſo für ſich nie zu Schönheit, ſie ſey unter welcher Hülle man will; denn ein anders iſt Vollkommenheit,

ein anders Schönheit: ein anders Vollkommenheit, ein anders der Gegenſtand, welcher vollkommen iſt.

„ Wenn Virgils Laokoon (S. 30) „ ſchreyt, wem fällt es dabei ein, daß ein „ groſſes Maul zum Schreyen nöthig iſt, „ und daß dieſes groſſe Maul häßlich läßt? „ — Mir fällt es ein, und hoffentlich allen denen, die dem Dichter völlig nachphantaſiren. Ich ſehe den Laokoon zuerſt in ſeiner ehrwürdigen Geſtalt; er verrichtet ſein Amt:

Sollemnis taurum ingentem mactabat ad aras.

Schnell kommen zwey Ungeheuer — Der Dichter ſtaunt, da er es erzählt; ich, da ich die Bilder mir nachmahle — Wie in Schlachtordnung greifen ſie den Laokoon an: zuerſt bei dem, was ihm am liebſten iſt;

primum parua duorum
Corpora natorum ſerpens amplexus vterque
Implicat et miſeros morſu depaſcitur artus.

Er eilt ſeinen Kindern zu Hülfe; aber die Drachen ergreifen ihn ſelbſt.

Corripiunt, ſpirisque ligant ingentibus; et jam
Bis medium amplexi, bis collo ſquamea circum
Terga dati; ſuperant capite et cervicibus altis.
Ille ſimul manibus tendit divellere nodos,
Perfuſus ſanie vittas atroque veneno.
Clamores ſimul horrendos ad ſidera tollit,
Quales mugitus, fugit quum ſaucius aram
Taurus et incertam excuſſit cervice ſecurim.

Wenn ich das leſe, ſo denke ich mir das edelhafte Bild vom Eiter und vom ſchwarzen Gifte ſo anſchauend, wie in irgend einer Nachahmung des Mahlers; ich ſehe den ganzen Laokoon; er ſchreyt und in der Phantaſie höre ich ihn nicht nur ſchreyen; ich ſehe es, wie er in ungewöhnlichen Windungen alle Glieder beugt, jede Mine verzerrt, das Maul aufreißt, und brüllt, wie ein verwundeter Stier, der dem geweihten Beile

le entrinnt. Ich frage jeden empfindenden Leſer, ob er nicht eben das fühlt.

„ Wäre es wirklich einem Manne uns „ anſtändig, (S. 30) in der Heftigkeit des „ Schmerzens zu ſchreyen, was kann die„ ſe kleine überhingehende Unanſtändigkeit „ demjenigen für Nachtheil bringen, deſ„ ſen andere Tugenden uns ſchon für ihn „ eingenommen haben? „ — Den Nachtheil, daß wir ihm nicht mehr die gröſte Erhabenheit, Standhaftigkeit und Gelaſſenheit im Leiden zutrauen; Eigenſchaften, die zwar fürs Drama nicht ſind, wohl aber für die Epopöe. Ueberdies kann man zugleich behaupten, daß es nicht unanſtändig ſey, im Schmerze zu ſchreyen, und doch anſtändiger, nicht zu ſchreyen. Es gibt mehrere Handlungen, die für ſich nicht unanſtändig ſind, obgleich ihre Unterlaſſung noch anſtändiger iſt. Zum Beyſpiel ſeinen Feind in einem, nach Art der ältern Völker, rechtmäßigen Zweykampfe tödten, iſt nicht unanſtändig; aber es nicht thun, iſt anſtändiger, erhabner und edelmüthiger. So mag das Schreyen im Schmerze immer nicht unedel ſeyn; folgt daraus wohl, daß

es nicht anſtändiger, nicht erhabner ſey, nicht zu ſchreyen?

„ Der körperliche Schmerz iſt des Mit„ leidens nicht fähig, welches andere Ue„ bel erwecken. Unſere Einbildung kann „ zu wenig in ihm unterſcheiden, als daß „ die bloſſe Erblickung deſſelben etwas von „ einem gleichmäßigen Gefühl in uns her„ vorzubringen vermöchte. „ — Sonderbare Philoſophie! Falſch iſt die ganze Behauptung! Die Erfahrung lehrt vielmehr, daß der körperliche Schmerz gerade am erſten Mitleiden erzeuget, ſelbſt bei Leuten, die keines Mitleidens von höherer Art fähig ſind. Ein verwundeter Soldat erregt die Sympathie anderer, ſelbſt der Feinde, ſo, daß ſie ihm alle mögliche Hülfe leiſten, ihn beklagen, ihm beiſteuern, dafern ſie noch Menſchen ſind und menſchlich denken. Falſch iſt ferner der Grund: „ deswegen „ iſt der körperliche Schmerz des Mitlei„ dens nicht fähig, welches andere Uebel „ erwecken, weil wir zu wenig darin unter„ ſcheiden können. „ — So! alſo um Mitleiden zu faſſen, müſſen wir viel in dem Uebel des andern unterſcheiden? Und gera-

de ſobald wir viel unterſchieden haben, ſobald die Ideen ſehr deutlich werden, hört das eigentliche Mitleiden, welches der Dichter erregen ſoll, auf, und ein höherer Trieb, zum Beyſpiel, die Begierde zu helfen, trit an deſſen Stelle. Das Mitleiden ſetzt ſinnliche Ideen voraus, und meiſtentheils die unmerkliche Reduktion auf uns: „ wie würde dir zu Muthe ſeyn, wenn du das empfändeſt! „ Hierzu iſt nicht nöthig, viel in dem Unglück des andern zu unterſcheiden; es iſt genug, es lebhaft, obgleich undeutlich zu empfinden. Herr Leßing verwiret hier das Mitleiden überhaupt, mit dem zuſammengeſetzten Mitleiden, welches aus der Empfindung mehrerer Uebel entſteht, die zugleich auf den Unglückſeligen losſtürmen. Schielend iſt endlich auch der Ausdruck: „ der körperliche Schmerz iſt „ des Mitleidens nicht fähig. „ Freilich iſt der Schmerz niemals des Mitleidens fähig; ſondern das empfindende Weſen, welches den Schmerz eines andern fühlt. Doch Nachläßigkeiten der Sprache ſind im Laokoon, einem Buche, welches man ſchon beym lebendigen Leibe des Verfaſſers klaßiſch geſcholten

ſchalten hat, nichts ſeltenes; z. B. S 4. „ Die geraubte Venus ſchreyet laut, nicht „ um ſie durch dieſes Geſchrey als die weich„liche Göttin der Wollust zu ſchildern, „ ſondern um der leidenden Natur ihr Recht „ zu geben. „ S. 1. Herr Winkelmann „ ſetzet das Kennzeichen in eine edle Ein„falt und ſtille Gröſſe. „ — S. 3. „ Selbſt „ ein Laokoon findet ſich unter den verlohr„nen Stücken. „ S. 10. ein höchſt un„gestalteter Mensch. Desgleichen: ſey ſo ungestalten, als du willſt. S. 39. unverhohlen. S. 41. wie ſchon berührt (iſt) S. 45. Das tragiſchſte Genie. S. 138. „ Keinen wirklichen Nebel ſahe Achilles „ nicht. „ S. 160. Beerbfolgung. S. 167. Jedennoch. S. 168. Alldieweil S. 222. Sonach. S. 225. Der alten Artiſten ihr Geſchmack. Ich mag nicht mehr ſolche Brocken auflesen, um nicht den Silbenſtecher zu machen; auch dieſes wenige habe ich nur angemerkt, um zu zeigen, was für einen Vorrath man hätte, zu Kritiken über den Herrn Leſſing, von der Art, wie er ſie andern austheilt.

Das

Das dünkt Hrn. L. wunderbar, daß Sophocles eine Wunde wählte. Aber der gute Sophocles konnte nichts wählen, als was er vor sich fand und hat wohl nicht an die Betrachtung gedacht, die Herr L. ihm aufbindet. „ Er wählte eine Wunde und nicht eine innerliche Krankheit, weil sich von jener eine lebhaftere Vorstellung machen läßt, als von dieser, wenn sie auch noch so schmerzlich ist. „ Das ist nun wieder nicht wahr! Wunden und innerliche Krankheiten gegen einander gehalten, so kann in gewissen Fällen hier, in gewissen Fällen dort, die Vorstellung lebhafter werden, je nach der Größe der Krankheit oder der Wunde, und nach der Anlage des empfindenden Wesens. Wer vom Gift stirbt, der stirbt ohne Zweifel an einer innerlichen Krankheit; und nichts ist so theatralisch, nichts so geschickt lebhaft empfunden zu werden, Schaudern, Entsetzen und zugleich Mitleiden hervorzubringen, als ein solcher Tod. Man denke nur an Romeo! Oder Herr Lessing wird sich auf sein eigenes Trauerspiel besinnen.

Der arme Chateaubrun! Wie ihn der Kunstrichter züchtigt! „ O des Franzosen,

der

„ der keinen Verſtand, dieſes zu überlegen,
„ kein Herz, dieſes zu fühlen gehabt! Oder
„ wenn er es gehabt hat, der klein genug
„ war, dem armſeligen Geſchmacke ſeiner
„ Nation dieſes aufzuopfern. „ Nicht Klein-
heit; Herablaſſung wollen wir es lieber nennen; ein Opfer, welches jeder guter Dichter der Nation thun muß, für welche er ſchreibt. Aber wenn Ein Mann den Geſchmack einer ganzen Nation, und einer der aufgeklärteſten armſelig ſchilt; wie ſollen wir das nennen? Oder iſt es vielleicht eine Repreſſalie für das, was einmal der Vater Bouhours den Deutſchen nachgeſagt hat? Man iſt bisher ſchon in der Stille unwillig über die Urtheile geweſen, die der hamburgiſche Dramaturgiſt von den Franzoſen fällt; aber wenige haben ihren Unwillen zu erkennen gegeben, aus Furcht vor dem Donnergotte der Kritik. Ich bin ſo furchtſam nicht, und ſage es öffentlich, daß es zugleich Stolz und Pedanterey iſt, den ganzen Parnaß eines fremden Landes nach den, meiſt willkührlichen, Grundſätzen einer kleinen Schule unter den Deutſchen zu richten, und daß wir mehr Hochachtung

gegen

gegen die Nation haben ſollten, von welcher der Geſchmack faſt zuerſt zu uns herüber gekommen iſt. Wenigſtens ſollten wir uns in ihre nationale Denkart, in ihre Umſtände verſetzen, um ſie zu beurtheilen; aber dazu ſind wir zu bequem. Unſere Kunſtrichter tadeln ſo fern vom Genie der Dichter, als ſie loben.

Herr Leßing findet an der Philoſophie des Cicero wenigen Geſchmack, ſo wie er an keiner Philoſophie Geſchmack findet, die mit der ſeinigen nicht übereinkömmt. Unterdeſſen möchte ich den Conſul doch entſchuldigen wegen deſſen, was er über die Erduldung des körperlichen Schmerzens auskramet, mit Leßingiſcher Urbanität zu reden. Dieſe ganze Materie betrift überhaupt eher Geſinnungen und praktiſche Geſinnungen, als Spekulationen. Man muß alſo den Römer nach dem römiſchen Nationalgeiſte betrachten, wo Tugend und Tapferkeit eins war, und wo jeder Lehrer des Volks den Jünglingen Muth, Standhaftigkeit und eine Art von Apathie beyzubringen hatte. Das that Cicero, und dafür wird er

beinahe ein Paar tausend Jahre nach seinem Hintritte noch gekunstrichtert.

Entweder die Meister des Laokoons haben den Virgil, oder Virgil hat diese vor Augen gehabt. So denken einige Kenner des Alterthums. „Nur, sagt Hr. „Leßing, scheinen sie vergessen zu haben, „daß noch ein dritter Fall möglich sey. „Denn vielleicht hat der Dichter eben so „wenig dem Künstler, als der Künstler „dem Dichter nachgeahmt, sondern beyde haben aus einer ältern Quelle geschöpft. „— Und Hr. Leßing scheint vergessen zu haben, daß noch ein vierter Fall möglich ist. Sie können beederseits aus verschiedenen Quellen geschöpft haben. Wenn Virgil lange vor dem Athenodor, oder Athenodor lange vor dem Virgil gelebt hat, so ist der Fall einigermassen unwahrscheinlich, indem es wahrscheinlich ist, daß entweder der Künstler ein so vortreffliches Gedicht, oder der Dichter ein so vortreffliches Kunstwerk gekannt hat. Wenn sie aber ohngefehr zu gleicher Zeit, oder doch kurz hintereinander gearbeitet haben, so ist es leicht möglich, daß der eine aus dieser, jener aus

einer

einer andern Quelle geschöpft hat. Dieser Punkt wäre also noch genauer zu untersuchen.

„ Virgil ist (S. 45) der erste und einzige, welcher sowohl Vater, als Kinder „ von den Schlangen umbringen läßt. „ Der einzige ist er gewiß nicht; denn Hyginus (Fab. 135) thut eben das. Der erste mag er immer seyn, da das Alter Hygins nicht sattsam bestimmt ist. Es ist aufs mindeste ein wenig verwegen, zu sagen: „ Dieser Schriftsteller ist der einzige, welcher „ dies oder jenes behauptet. „ Wie viel Belesenheit muß man sich selbst, und wie wenig andern, zutrauen, um in diesem Tone zu reden!

Ich eile, um nur bald auf das sechzehnte Capitel und die folgenden zu kommen, deren Beurtheilung eigentlich in diese Bibliothek gehört. Auf dem Wege von fast 100 Seiten, den ich bis dahin noch zurückzulegen habe, werde ich nur selten stehen bleiben. Auch übergehe ich das, was man schon in der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften erinnert hat, da es meist nur antiquarische Punkte betrift, wie z. E.

den von den Hörnern des Bachus, wo Hr. Leßing augenſcheinlich geirrt hat.

Wie will denn Herr Leßing beweiſen, daß die Götter der Alten bei dem Künſtler nur perſoniſirte Abſtrakta ſind? beweiſen; weil man es auf ſein Wort nicht glaubt. Mahlte dann der Hiſtorienmaler ein bloſſes perſoniſirtes Abſtraktum, wenn er eine Geſchichte vom Jupiter, von der Diana, die den Aetäon beſprengt, oder ſonſt eine Anekdote des heidniſchen Himmels vorſtellte? So müſſen wir wohl alle Kunſtwerke der Alten allegoriſch erklären, gerade nach der Methode, wie manche den Homer in ein Compendium der Allwiſſerey überſetzen? Warum macht nicht lieber Herr Leßing auch den Laokoon zu einem perſoniſirten Abſtrakt? Auch jede Madonna der Neuern zu einem perſoniſirten Abſtrakt? Er, der ſonſt ſo ſehr, wider die Allegoriſterey in der Kunſt eifert!

„ Eine zürnende Venus, eine Venus „ von Rache und Wuth getrieben, iſt dem „ Bildhauer ein wahrer Widerſpruch; denn „ die Liebe, als Liebe, zürnet nie. „ Es mag ſeyn, daß der Künſtler nicht gern eine

zür-

zürnende Venus bildet; aber der Grund, weil die Liebe als Liebe, nie zürnet, iſt gerade von der Art, wie das Philoſophus non errat in gewiſſen Compendien, nämlich quatenus eſt philoſophus. Den erſten beſten Roman, den erſten beſten Verliebten zum Beweis herbey, daß auch die Liebe zürnet! Freylich, indem ſie zürnt, äuſſert ſie ſich nicht als ſanfte Liebe; aber Liebe iſt es doch immer, und der Zorn iſt wenigſtens aus ihr entſtanden.

„ Wenn ſich Venus an ihren Verächtern, den Männern zu Lemnos rächen
„ will, in vergröſſerter Geſtalt, mit fleckigten Wangen, in verwirrtem Haare, die
„ Pechfackel ergreift, ein ſchwarzes Gewand um ſich wirft, und auf einer finſtern Wolke ſtürmiſch herabfährt; ſo iſt
„ das kein Augenblick für den Künſtler,
„ weil er ſie durch nichts in dieſem Augenblicke kenntlich machen kann. „ — Durch nichts? Kann er nicht ſelbſt in der Mitte der Zornigen es andeuten, wie ſchön ſie ſeyn müſſe, wenn ſie nicht zürnt? Kann er ſie nicht auf dem Wagen, von Tauben und Schwänen gezogen, herabfahren laſſen?

Kann er ihr nicht einen Begleiter geben, der ſie kenntlich macht, ihren Sohn, oder ſonſt einen? Wiederum iſt allenfalls die Behauptung des Herrn Leßings an ſich wahr, daß eine ſolche Venus nicht mahleriſch iſt; aber die Urſache iſt falſch, welche er angibt.

Der Gedanke von negativen Zügen (S. 102) hätte verdient, weiter ausgeführt zu werden. Die Mahlerey kann keine Verneinungen unmittelbar ſchildern; wohl aber die Poeſie. Jene ſchildert allemal etwas Poſitives. Was verneint werden ſoll, läßt ſie hinweg, und dadurch verneint ſie es mittelbar; aber ſie erinnert uns nicht daran, daß wir eine gewiſſe Sache verneinend, oder hinweg denken ſollen.

Herr Leßing hatte oben (S. 15) behauptet, daß bei den Alten die Schönheit das höchſte Geſetz der bildenden Künſte geweſen ſey. Da er eine Menge von Ausnahmen findet, ſo wünſcht er, (S. 104) daß man den Namen der Kunſtwerke nur denjenigen beylegen möchte, in welchen ſich der Künſtler wirklich als Künſtler zeigen konnte, bei welchen die Schönheit ſeine erſte und lezte Abſicht geweſen, Das iſt nun

der

der wunderlichſte Cirkel im Raiſonniren, den man ſich vorſtellen kann. Die Alten hätten bey ihren Kunſtwerken das Geſetz der höchſten Schönheit und Kunſtwerke ſind ſolche, wo ſie dieſe Abſicht, und dieſes Geſetz hatten. Alſo dürfen wir nun behaupten, es ſey zuverläßig, daß die Alten überall ins Schöne gearbeitet haben, wo ſie das Schöne arbeiteten. Freylich! denn was iſt, das iſt; ein Ding iſt ein Ding, und jedes Ding iſt ſich ſelbſt gleich und ähnlich. Ich möchte auſſerdem wiſſen, wie viele Kunſtwerke noch übrig blieben, wenn man alle diejenigen, welche Herr Leßing ausnimmt, hinwegrechnet, die geſchnittenen Steine, die Bilder in den Tempeln; diejenigen, welche auf Veranlaſſung anderer Perſonen, mögen ſie doch Privatperſonen, oder Kayſer geweſen ſeyn, von den Künſtlern verfertigt wurden; die Werke der Bilderſprache, und ſo ferner. Alſo bedeutet nun ſeine ganze Entdeckung ſo viel, und weniger noch, als nichts.

Die ganze Gelehrſamkeit von der Veſta (S. 109 - 112) würde Herr Leßing nicht

ausgekramt haben, wenn er ſich in etwas erinnert hätte, was jeder Mythologiſt in der Schule weiß, daß es eine doppelte Veſta giebt; eine ältere, und eine jüngere. Daß jene gebildet worden, hat wohl niemand geläugnet. Der ganze ſehr unbeträchtliche Zank betrift nur die letzte. Von dieſer ſagt Ovid:

Eſſe diu ſtultus Veſtae ſimulacra putaui.

Denn dieſe, nicht jene, wurde durch das ewige Feuer verehret. Hätte alſo Herr Leßing die Sache am rechten Fleck angreifen wollen, ſo hätte er nicht bloß den Pauſanias, Plinius, Polybius, Lipſius ſogar, anführen, ſondern zeigen müſſen, daß die in den genannten Schriftſtellern vorkommende Abbildungen die ältere Veſta, die Mutter Saturns, nicht vorſtellen können.

„ Es giebt (S. 117) unter den Attributen, mit welchen die Künſtler ihre „ Abſtracta bezeichnen, eine Art, die des „ poetiſchen Gebrauchs fähiger und würdiger iſt. Ich meine diejenigen, welche „ eigentlich nichts allegoriſches haben, ſondern als Werkzeuge zu betrach-

„ ten

„ ten sind, deren sich die Wesen, wel-
„ chen sie beygelegt werden, falls sie als
„ würkliche Personen handeln sollten, be-
„ dienen würden, oder könnten. Der Zaum
„ in der Hand der Mäßigung, die Säu-
„ le, an welche die Standhaftigkeit sich
„ lehnet, sind lediglich allegorisch, für
„ den Dichter also von keinem Nutzen.
„ Die Wage in der Hand der Gerechtig-
„ keit ist es schon weniger, weil der rech-
„ te Gebrauch der Wage würklich ein Stück
„ der Gerechtigkeit ist. „ Und ich denke, daß der Zaum in der Hand der Mäßigung nicht allegorischer ist, als die Wage in der Hand der Gerechtigkeit; denn der rechte Gebrauch des Zaums ist so gut ein Stück der Mäßigung, als der Gebrauch der Wage ein Stück der Gerechtigkeit.

Herr Lessing will es nicht leiden, daß homerische Götter und Menschen auf Einer Tafel vorgestellt werden. Die colossalische Grösse, meint er, welche Homer seinen Göttern giebt, und, zum Beispiel auch, die Grösse des Steins, welchen Pallas wirft, verstatten es nicht. Man kann dreyerley darwider einwenden. Erstlich

schil-

ſchildert ſelbſt Homer die Götter nicht immer in der coloſſaliſchen Figur; und geſetzt, er hätte ſie immer ſo geſchildert, ſo kann ein Künſtler ein homeriſches Gemählde, im Geiſte Homers, machen, ohne eben Homers beſtimmte Gröſſen und Proportionen beyzubehalten. Die Hauptſache iſt ja hier das Charakteriſtiſche der Handlung. Zweytens iſt es in einigen Fällen möglich, die Götter, wie in der Entfernung, vorzuſtellen; auf dieſe Art iſt die Ungereimtheit, wenn es anders eine iſt, nicht ſinnlich mehr, ſie verhindert nicht mehr die Täuſchung: das iſt genug. Drittens dürfen überhaupt die Götter nicht eben coloſſaliſch ſeyn; ſie dürfen nur eine über die menſchliche Natur hervorragende Gröſſe haben. Vermindert man nun noch einigermaſſen die Gröſſe des Steins, mit dem Minerva den Mars zu Boden wirft, ſo wird das Ganze nicht ungereimter werden, als ein Hercules Kuphagus, oder ähnliche Vorſtellungen. Zu bedenken auch, daß „ Homer ſeine Helden noch einmal ſo „ ſtark macht als die ſtärkſten Männer ſeiner Zeit. „ Sie kommen alſo, wenn

wir

wir doch ja das Gemählde mit dem Buche in der Hand, kritisiren wollen, den Göttern an Grösse schon näher, und der Abstand wird vermindert, welches abermal dem Künstler zu Hülfe kommt, dem es nur um Proportion, nicht um absolute Grösse, zu thun ist. Ueberhaupt wird kein Liebhaber so bey einem Gemälde rasiniren, wie Herr Leßing. Die Fragen (S. 133.) und die Zweifel wegen der verhüllenden Wolke, können nur dem kalten Angucker einfallen.

„ Was wir poetische Gemählde nennen, „ nannten die Alten Phantasien, wie man „ sich aus dem Longin erinnern wird. Und „ was wir die Illusion, das Täuschende „ dieser Gemählde heissen, hieß bey ihnen „ die Enargie. „ Nichts kann schiefender gesagt seyn! Wenn Longin ausdrücklich sagt: die Phantasien würkten in der Prose Enargie, und Poesie etwas anders; wie können die Phantasien bloß poetische Gemählde, wie kann die Enargie das Täuschende der poetischen Gemählde bedeuten? Nun sagt Longin ausdrücklich, die Phantasien brächten ἐναργειαν in Prose, und

in

in der Poeſie ἔκπληξιν hervor. Phantaſie muß alſo überhaupt ein jedes lebhaftes Bild bedeuten; ἔκπληξις die Entzückung, welche poetiſche Bilder wirken; und ἐναργεια der niedere Grad der Täuſchung, den auch ſchon eine lebhafte, obgleich proſaiſche, Vorſtellung hervorbringen kann. Deswegen nennt Quintilian die Phantaſien viſiones, und die Enargie, nach dem Cicero, illuſtrationem et euidentiam, quae non tam docere videtur, ſed oſtendere. Doch dieſen Punkt habe ich ſchon an einem andern Orte berühret.

Ueber den Phädon des Herrn Moses Mendelsohn.

Dieser Aufsatz sey keine Recension des vortreflichen Buchs. Fast immer setzt sich der Recensent einige Stufen über den Autor hinweg, verhört diesen und spricht über ihn ein Urtheil, als wenn es vom Throne käme. So mag ich mit dem neuen Plato nicht reden; lieber mische ich mich unter die Zahl seiner lehrgierigen Schüler, gern höre ich ihn an, wenn er uns unterrichtet, denke ihm nach, wie er vordenkt; und bleiben dann einige Zweifel zurück, so entdecke ich sie aufrichtig, nicht um zu tadeln, um vielmehr eine neue Belehrung herauszulocken: Er mein Sokrates; ich Cebes.

Mit lauterm Herzen die Wahrheit ſuchen, iſt die würdigſte Anbetung der einzigen Gottheit, die uns Beiſtand leiſten kann. Und keine Unterſuchung kann einem Menſchen, der ſeine Beſtimmung kennt oder gern kennen möchte, ſo wichtig ſeyn, als die, welche ſeine Schickſale nach dem Tode betrift. Zur Sache alſo! Ganz von den erſten Ideen fängt Hr. Moſes an: „ der Tod iſt „ eine natürliche Veränderung des menſchlichen Zuſtandes — und ein Ding hat „ ſich verändert, wenn unter zwoen entgegengeſetzten Beſtimmungen, die ihm zukommen können, die eine aufhört und „ die andere anfängt würklich zu werden. „

Wie leicht iſt es nicht, in die erſten Grundideen ſchon das einzuwickeln, was man aus denſelben gern herleiten will! Wenn der Tod weiter nichts, als eine Veränderung des menſchlichen Zuſtandes iſt, ſo folgt unwiderſprechlich, daß es nach dem Tode noch menſchliche Zuſtände giebt; unwiderſprechlich alſo, daß der Menſch nach dem Tode, als Menſch, noch fortdauret: und ſo iſt ein gröſſer Theil der folgenden Aſſertion ſchon gewonnen. Wie

aber

aber nun, wenn der Tod das Ende aller menschlichen Zustände wäre? Es sey durch Zernichtung der wesentlichen Theile des Menschen, oder durch ihre Rückkehr in die Classe der Elemente? Im letzten Falle würden zwar die Theile des Menschen ihren Zustand verändert haben; nicht aber der Mensch. Dieser wäre ganz dahin; sein menschlicher Zustand wäre geendiget, nicht verändert worden. Man denke sich einen ganz zerstörten Tempel: seine Theile haben ihren Zustand verändert, aber der Zustand des Tempels ist nicht verändert, ist vielmehr zernichtet worden. Wenn sich ein Ding dadurch verändert, daß unter zwoen entgegengesetzten Bestimmungen die eine bey ihm aufhört und die andere anfängt würklich zu werden, so ist das Suppositum natürlich, daß das Subjekt, als Subjekt, fortdaure und nur die Eigenschaften, welche ihm vorher anklebten, gegen andere vertausche; es sey denn, daß man den unbequemen Ausdruck brauchen wollte, die Nichtwürklichkeit sey würklich geworden. Nun hört ein zusammengesetztes Wesen auf würklich zu seyn, wenn

seine Theile zerstreuet werden und diese Trennung seiner Theile ist in Rücksicht des Ganzen das Ende aller Zustände. Soll also der Tod des Menschen nur eine Veränderung seyn; so müssen im Menschen, als Menschen, nach dem Tode neue Bestimmungen würklich werden; der Mensch als Mensch muß also selbst würklich bleiben, nicht in seinen Theilen allein, gewissermassen auch im Ganzen: und so wäre die Unsterblichkeit der Seele zum Theil schon erwiesen, und mit einer Leichtigkeit erwiesen, welche uns die Bündigkeit des ganzen Arguments verdächtig machen könnte. Doch wir wollen uns ferner belehren lassen:

„ Schnurstracks entgegengesetzte Zustände
„ können nicht unmittelbar auf einander
„ folgen, wir sehen vielmehr, daß die
„ Natur in allen ihren Veränderungen ei-
„ nen Mittelzustand zu finden weiß, der
„ ihr gleichsam zum Uebergange dienet,
„ von einem Zustande auf den entgegenge-
„ setzten zu kommen. Das Grosse wird
„ in der Natur klein, vermittelst der all-

„ mä-

„ mäligen Abnahme, und das Kleine
„ hinwiederum groß, vermittels des An-
„ wachſes. „

Das Beyſpiel ſoll mich nicht ſtuzig machen; es giebt Fälle, wo weder der Zuwachs, noch die Abnahme ſo allmälig iſt. Ich begreife nur nicht, wie unter ſchnurſtracks entgegengeſetzten Beſtimmungen immer noch ein Mittelzuſtand gedacht werden kann; zulezt müſſen doch noch entgegengeſezte Zuſtände einander ablöſen, man mag auch den lezten Uebergang ſo weit hinausſchieben als man immer will: oder man verfällt auf eine Theilung der Zuſtände ins Unendliche und findet den lezten Uebergang niemals. Doch der Philoſoph ſucht ſeinen Satz zu erweiſen:

„ Eine natürliche Veränderung muß
„ durch die Kräfte, die in die Natur ge-
„ legt ſind, hervorgebracht werden. Die-
„ ſe Kräfte ſind ſtäts wirkſam, ſtäts le-
„ bendig: denn wenn ſie nur einen Augen-
„ blick entſchliefen, ſo würde ſie nichts
„ als die Allmacht zur Thätigkeit aufwe-
„ ken können. Sie haben alſo von jeher
„ ſchon an dem gearbeitet, was ſie jezt

„ hervorbringen. Sie haben den vorher-
„ gehenden Zuſtand gleichſam mit demzu-
„ künftigen beſchwängert. Folgt nicht hier-
„ aus, daß die Natur alle mittlern Zu-
„ ſtände mitnehmen muß, wenn ſie ei-
„ nen Zuſtand mit ſeinem Widerſpiele ab-
„ löſen will? „

Allerdings, wo ſolche mittlere Zuſtän-de vorhanden ſind, die ſich zu den folgen-den als nothwendige Bedingungen verhal-ten. Aber ſelbſt dieſe mittlern Zuſtände ſind einander immer noch entgegengeſetzt, und folgen in ihren Entgegengeſetzungen auf einan-der. — Faſt darf ich es nicht wagen zu zwei-fein, ob auch alle urſprüngliche Kräfte der Na-tur ſtets wirkſam, ſtets lebendig ſind, nachdem der Hr. V. geſagt hat, dieſer Satz leuchte der geſunden Vernunft ſo ſehr ein, daß er keines Beweiſes bedärfe, und die Weltweiſen aller Zeiten hätten ſo ge-dacht. Es kann aber dem Hrn. M. un-möglich unbekannt ſeyn, daß viele Philo-ſophen aller Jahrhunderte einen Unterſchied unter thätigen und bloß leidenden Kräften gemacht haben, einige nur aus metaphyſi-

ſchen

ſchen Gründen; andere auch durch phyſiſche Beobachtungen unterſtützt. Der Satz kann alſo doch wenigſtens, wenn er auch wahr iſt, ſo klar nicht ſeyn, daß er keines Beweiſes bedürfe. Und ſoll er bewieſen werden, ſo müſte man entweder zeigen, (aber nicht aus einem willkührlichen Begriffe von der Kraft) daß ſich die Thätigkeit von der Kraft nicht trennen laſſe und daß jede Kraft ein Conatus ſey; oder man müſte durch eine mühſame phyſiſche Induction erhärten, daß in der Natur keine bloß leidende Bewegungsfähigkeit anzutreffen ſey. Man hat von jeher gewuſt, daß ein wirkſames Ding (d. i. deſſen Kraft ein Conatus iſt) wenn es nicht gehemmt wird, die ihm angemeſſene Wirkung hervorbringet; aber das hat man wohl nicht von jeher gewuſt, daß ein jedes Ding ein wirkſames Ding ſey und daß es keine bloß leidenden Kräfte gebe, deren ganze Kraft die Impenetrabilität und vis inertiæ iſt. Giebt man einen willkührlichen Begriff von der Kraft und erklärt ſie im allgemeinen durch eine Bemühung zu wirken; dann iſt der Satz leicht erwieſen: aber er gilt auch

nicht mehr und nicht weniger, als die willkührliche Idee, in welche man ihn vorher einwickelte, um ihn nach Gelegenheit wieder herauszuwickeln. Und überdies wird es in diesem Falle schwer werden zu erweisen, daß alle Substanzen eine solche Kraft haben.

Hr. M. erfodert also zu einer jeden natürlichen Veränderung dreyerley: „ einen vorhergehenden Zustand des Dinges, das verändert werden soll; einen „ darauf folgenden, der jenem entgegengesetzt ist; und einen Uebergang, oder die „ zwischen beyden liegenden Zustände, die „ der Natur von einem auf den andern „ gleichsam den Weg bahnen. „ — Gut! nur daß der Satz nicht ganz allgemein sey und eine unendliche Theilung in die natürlichen Zustände bringe! Endlich müssen einmal nothwendig entgegengesetzte Zustände mit einander abwechseln; das Daseyn einer Bestimmung und ihr Nichtseyn. Man nehme noch einen mitlern Zustand an, so ist dieser entweder dem vorhergehenden entgegengesetzt, oder nicht. Im ersten Falle wechseln entgegengesetzte Zustände mit einander

ab;

ab; und im letzten Falle, wenn der mittlere Zustand dem vorhergehenden, dem Daseyn der Bestimmung nicht entgegenstehet, so muß er nothwendig dem folgenden, oder ihrem Nichtseyn widersprechen: und also folgen auch hier schnurstracks entgegengesetzte Zustände auf einander. Dieser Schluß kann allemal angewendet werden, man mag so viele mittlere Zustände darzwischen schieben, als man will: geht man aber mit der Theilung gar ins unendliche, so bekommt man die Zauberschachtel der Fee Benefica, in welcher immer eine kleinere Schachtel, in dieser noch eine kleinere und so fort steckt bis ins Unendliche. Wir wollen sehen, ob uns das folgende eben so wenig unleugbar scheinen wird:

„ Mich dünkt, spricht Sokrates; al-
„ les Veränderliche könne keinen Augen-
„ blick unverändert bleiben; sondern, in-
„ dem die Zeit ohne zu ruhen forteilet,
„ und das Künftige beständig zu dem Ver-
„ gangenen zurücksendet, so verwandelt sie
„ auch zugleich alles Veränderliche und

„ zeigt es jeden Augenblick in einer neuen „ Gestalt. „

Der Satz kann wenigstens als eine metaphysische Wahrheit nicht gelten. Veränderlich: das heißt, es kann verändert werden; daraus folgt so wenig, daß es beständig verändert wird, als man vom Können auf das Seyn schliessen kann. Das stätige Forteilen der Zeit beweißt nichts für das eben so stätigseynsollende Forteilen der Dinge, welche in der Zeit sind. Man betrachtet die Zeit entweder im mathematischen Verstande als eine stätige Reihe von Momenten, die wir in der Dauer der Dinge auf eine blosse idealische Art unterscheiden: oder man versteht unter der Zeit die Reihe der würklichen Succeßionen und Veränderungen. Mathematisch, das ist idealisch betrachtet, läuft die Zeit ohne zu ruhen dahin; indem ich in Gedanken ein Moment haschen will, so ist es schon fort und ich bin schon beim vierten, fünften und so weiter, wenn ich das zweyte festzuhalten glaube. Aber diesem Begriffe darf man die würklichen Succeßionen nicht unterschieben, oder von Momenten, die wir uns einbilden,

auf

auf Veränderungen ſchlieſſen, die geſchehen. Es iſt nicht nöthig, daß würkliche Succeßionen mit der idealiſchen Succeßion in gleichem Schritte fortlaufen; in den würklichen Succeßionen kann noch hin und wieder etwas permanentes ſeyn und es iſt möglich, daß während der kleinſten würklichen Veränderung verſchiedene idealiſche Momente dahin flieſſen. Hr. Moſes gibt mir, ſelbſt durch die Erläuterungen ſeines Satzes, Anlaß meinen Gegenſatz zu beſtätigen.

„ Die Zeit iſt mit unſern Begriffen
„ zu vergleichen; ihre Augenblicke folgen in
„ einer ſtättigen Reihe auf einander. Denn
„ durch die Folge der Begriffe erkennen wir
„ die Zeit; wie iſt es alſo möglich, daß
„ die Natur der Folge in der Zeit und in
„ den Begriffen nicht einerlei ſeyn ſollte? „
Wir können durch die Folge der Begriffe die Zeit erkennen; aber dieſe Folge der Begriffe iſt nicht die Zeit. Auch wenn wir keine Begriffe hätten, wäre doch Zeit da. Ueberdies folgen unſere Begriffe würklich nicht ſo ſtätig auf einander, als die Momente der idealiſchen Zeit; von dieſen gilt alles, was hernach geſagt wird: „ Das

„ kleinſte Zeittheilchen iſt eine Folge von
„ Augenblicken, läßt ſich noch in kleinere
„ Theile zerlegen, die immer noch alle Ei-
„ genſchaften der Zeit behalten. Es gibt
„ alſo auch keine zwo Augenblicke, die ſich
„ einander die nächſten ſind, das heißt,
„ zwiſchen welchen ſich nicht noch ein drit-
„ ter gedenken lieſſe„ Gedenken lieſſe? Vortreflich geſprochen; man ſieht alſo, daß hier nur von der Zeit, von der Folge der Momente geredet wird, die wir uns denken; in dieſer idealiſchen Theilung können wir immer bis ins Unendliche fortgehn. Aber von dem, was blos idealiſch iſt, gilt kein Schluß auf das Reelle. Jedoch —

„ Gehen die Bewegungen, und über-
„ haupt alle Veränderungen in der Natur
„ nicht mit der Zeit in gleichen Schritten
„ fort? „

Ich ſage ſo dreiſt, Nein, als Ebes Ja ſagt.

Noch einmal: entweder man verſteht unter Zeit die würklichen Succeßionen in der Natur, oder die idealiſche Folge der Momente, die wir uns denken. Im erſten Falle iſt der Satz richtig, aber identiſch,

und

und sagt weiter nichts, als: ein Ding ist ein Ding und jede würkliche Succession geht mit sich selbst in gleichem Schritte fort. Ist das andere, so leugne ich den Satz in seiner ganzen Ausdehnung. Was hat meine Vorstellungsart von der unendlichen Folge der Momente mit der Folge der würklichen Veränderungen zu thun? Die idealische Zeitfolge ist ins unendliche theilbar; nicht so die Folge der Begebenheiten in der Natur. Denke ich mir eine würkliche Sache, eine Substanz in mehreren Momenten ihres Daseyns: Sie war, sie ist noch, noch, noch u. s. w. so folgen deswegen ihre Existenzen nicht durch eine würkliche Veränderung so aufeinander, wie die Momente, die ich mir vorstelle. Was hier in der idealischen Welt transitorisch und jeden Augenblick anders ist, das kann in der würklichen Natur noch immer permanent seyn. Und wenn ja dergleichen idealische Schlüsse gelten sollen, so getraue ich mir mit dem alten Sophisten zu beweisen, daß auf jeder gegebenen Laufbahn eine Schnecke so bald zum Ziele gelangen könne und müsse, als der hurtigste Renner, weil die Zeit bis ins unendliche theilbar ist, weil

die Schnecke und der Menſch mit der Zeit parallel laufen, und folglich beyde in einem kleinſten Zeittheile einen kleinſten Theil des Raums zurücklegen müſſen. Die kleinſten Raumtheile und die kleinſten Zeittheile gegen einander berechnet, ſo iſt in einer Stunde die Schnecke eben ſo weit, als der Menſch. Auf eben dieſe Art kann man beweiſen, daß die Körper bis ins Unendliche theilbar ſind. Denn

Folgen die Theile des Raums in einer ſtätigen, oder unſtätigen Ordnung auf einander?

In einer ſtätigen, wird Lebes erwiedern.

Die Theile des Raums gehen alſo in einem fort, und haben gemeinſchaftliche Gränzen?

Richtig!

Das kleinſte Raumtheilchen iſt eine ſolche Ordnung von Punkten, läßt ſich noch in kleinere Theile zerlegen, die immer noch alle Eigenſchaften des Raums behalten. Nicht?

Es ſcheinet.

Es gibt also auch keine zween Punkte, die sich einander die nächsten sind, das heißt, zwischen welchen sich nicht noch ein dritter gedenken liesse.

Dieses folgt aus dem Zugestandnen.

Gehet die Ordnung der Substanzen nicht mit dem Raume parallel?

Ja!

Die Substanzen sind also, wie die Theile des Raums in einer stäten Ordnung neben einander?

Richtig!

Es wird also auch keine zwo Substanzen geben; die einander die nächsten wären? das heißt zwischen welchen nicht noch eine dritte anzutreffen sey?

Es scheinet also.

Die Substanzen sind also so gut ins Unendliche theilbar, als der Raum, in welchem sie sich befinden, wenn es gleich unsern Sinnen anders vorkommt. Der kleinste Theil einer Substanz ist immer noch aus unendlich vielen andern zusammengesetzt u. s. w.

Ich begreife dieses alles sehr wohl; aber ich begreife auch, daß der ganze Schluß

auf dem verkannten Unterſchiede des mathematiſchen Raums, und des reellen, oder der Dinge, die im Raume ſind, beruhet. Die geringſte Ungereimtheit, welche daraus folget, iſt, daß ſo nach ein Theil ſo groß als das Ganze, und das Ganze unendlichemal gröſſer, als es iſt, ſeyn würde. Unendlich viele Subſtanzen ſind immer eben ſo viele als unendlich viele. Da nun der Theil ſo gut ins Unendliche theilbar wäre, als das Ganze; ſo ſind beyde gleich groß, und das Ganze beſteht alſo aus unendlich vielen Theilen, deren jeder ſo groß iſt, als das Ganze ſelbſt. So auch bei der Zeit: Sind die würklichen Succeßionen theilbar ins unendliche, ſo beſteht ein Tag aus unendlich vielen Veränderungen ſo gut, wie die Woche, die Woche wie der Monat, der Monat wie das Jahr. Unendliche Summen ſind einander immer gleich; der kleinſte Zeittheil iſt alſo ſo groß, wie der gröſte. Bei der idealiſchen Zeit, bei dem mathematiſchen Raume hat dieſe Ungereimtheit ſo wenig zu bedeuten, als die unendliche Theilbarkeit der mathematiſchen Linien und Körper. Aber wer wird dergleichen will-

kühr-

kürliche Abſtractionen auf würkliche Sachen übertragen?

Jetzt wollen wir nun, ehe wir zum Treffen kommen, unſere Macht noch einmal überſehen, und die unſtreitbaren Glieder ausmuſtern:

1) „Zu einer jeden natürlichen Verän„derung wird dreyerley erfordert: 1) ein „Zuſtand der aufhören, 2) ein ande„rer, der ſeine Stelle vertretten ſoll, „und 3) die mittlern Zuſtände, oder „der Uebergang.„

Nicht im Allgemeinen völlig bewieſen! Als ein phyſiſches Geſetz kann es gelten, in den meiſten Fällen; nicht als eine metaphyſiſche Wahrheit.

2) „Was veränderlich iſt, bleibet keinen „Augenblick, ohne würklich verändert „zu werden.„

Nicht zugegeben!

3) „Die Folge der Zeit gehet in einem „fort, und es gibt keine zween Augen„blicke, die einander die nächſten ſind.„

Von der idealiſchen Zeit, concedo; von der würklichen Folge der Dinge, nego.

4) „ Die Folge der Veränderungen kömmt
„ mit der Folge der Zeit überein und iſt
„ ebenfalls ſo ſtätig, ſo an einander
„ hängend, daß man keine Zuſtände an-
„ geben kann, die ſich einander die nächſ-
„ ſten wären, oder zwiſchen welchen
„ nicht ein Uebergang Statt finden ſoll-
„ te. „

Auch über dieſen Punkt ſind wir nicht einig worden, und folglich dürften wir künftig nicht einerlei Weg nehmen zu dem, was zu beweiſen iſt. Doch will ich den Hrn. M. auf dem Wege, welchen er nimmt, noch mit einigen Anmerkungen begleiten.

„ Leben und Tod ſind entgegengeſetzte
„ Zuſtände: nicht? „

Nicht ſo ganz. Es iſt möglich, daß der Tod kein Zuſtand, daß er das Ende der Zuſtände ſey: Vernichtung, nicht der Theile, ſondern des Ganzen.

„ Aber Seyn und Nichtſeyn ſind zwe-
„ en Zuſtände, die unmittelbar auf einan-
„ der folgen, die ſich einander die nächſten
„ ſeyn müſten: ſolche Veränderungen, die
„ plötzlich und ohne Uebergang geſchehen,
„ ſind in der Natur unmöglich, und folg-
lich

„ lich kann die Natur weder ein Daſeyn, „ noch eine Zernichtung hervorbringen, „ — Sehr richtig, wenn vom Daſeyn der Urſubſtanzen, der Monaden die Rede iſt. Aber auf Zuſtände, auf Würkſamkeiten, auf Syſteme von Subſtanzen, auf Körper, auf Maſchinen kann der Satz nicht bezogen werden. Ein Subſtanzenſyſtem (und ein ſolches iſt der Menſch) hat ſeine Exiſtenz nicht durch das bloſſe Daſeyn der Theile, ſondern durch ihr beſtimmtes Zuſammenſeyn; die Trennung der Theile iſt das Nichtſeyn des ganzen Syſtems. Auf dieſe Art bringt die Natur täglich Exiſtenzen und Zernichtungen zu wege. Eben ſo muß man das Seyn der Seele, als Subſtanz, und ihr Seyn als Seele unterſcheiden. Als Subſtanz kann die Seele natürlicher Weiſe nicht vernichtet werden; ſie kann es als Seele; denn hier iſt ihre Vernichtung ſchon dadurch möglich, wenn gewiſſe Würkſamkeiten bei ihr aufhören, die vorher da waren: und das läßt ſich ohne Zweifel gedenken, daß eine beſtimmte Art von Würkungen in einer Subſtanz ſo gut aufhören, als anfangen kann.

„ Es gibt keinen Augenblick, da man „ nach aller Strenge sagen kann: jetzt stirbt „ das Thier. „

Ich dächte, daß es einen gäbe: den, in welchem das Herz zum letztenmal seine Function verrichtet.

„ Gleichniß: jeder Augenblick der Zeit „ ist Morgen und Abend, Mittag und „ Mitternacht zugleich. „

Nur an verschiedenen Orten; an Einem und demselben Standorte aber gibt es doch einen Augenblick, wo man sagen kann: jetzt ists Mittag.

„ Das Stetige und Aneinanderhängende läßt sich nur in der Einbildung und „ nach den Vorspiegelungen der Sinne in „ bestimmte und abgesonderte Theile zertrennen; der Verstand aber sieht gar „ wohl, daß man da nicht stehen bleiben „ muß, wo keine würkliche Abtheilung „ ist. „

Wahr in gewissen Fällen! Aber in andern scheint uns manches gerade nach den Sinnen ungetrennt, was der Verstand von einander scheidet. Sinnlich erkennen wir es, wie eine Pflanze wächst; alles scheint uns

uns aneinanderhängend; nicht so dem Verstande. So scheint uns ein Glaß sinnlich ein Körper zu seyn, dessen Theile einander von allen Seiten berühren, nicht neben einander sind; der Verstand sieht es erst ein, daß kein Licht durchfallen könnte, wenn das Glaß keine Interruptionen hätte. So können wir oft in einer Reihe von Veränderungen die Gränze, den Scheidepunkt nicht sinnlich angeben, wo der erste Zustand aufhöret und der zweete anfängt; sollen wir deswegen schliessen, daß diese Gränze gar nicht vorhanden ist?

Wir wollen nun den ganzen Beweis von der Unsterblichkeit der Seele in forma hören:

„Wenn wir sagen, die Seele stirbt,
„ so müssen wir eines von beyden setzen:
„ Entweder alle ihre Kräfte und Vermö-
„ gen, ihre Wirkungen und Leiden hören
„ plötzlich auf, sie verschwinden gleichsam
„ in einem Nu; oder sie leidet wie der
„ Leib allmählige Verwandlungen, unzäh-
„ lige Umkleidungen, die in einer stetigen
„ Reihe fortgehen, und in dieser Reihe
„ gibt es eine Epoche, wo sie keine mensch-
„ liche Seele mehr, sondern etwas anders

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

„ geworben iſt, ſo wie der Leib nach un-
„ zähligen Veränderungen aufhört, ein
„ menſchlicher Leib zu ſeyn und Staub,
„ Luft, Pflanze, oder auch ein Theil eines
„ andern Thieres wird. Allein das eine
„ iſt ſo unmöglich wie das andere. Na-
„ türlicher Weiſe kann die Seele nicht auf
„ einmal vernichtet werden, weil die Na-
„ tur nicht entgegengeſetzte Zuſtände, Seyn
„ und Nichtſeyn, aufeinander folgen läßt.
„ Sie kann eben ſo wenig nach und nach
„ ſterben, weil der letzte Schritt noch immer
„ der ungeheure Sprung vom Daſeyn ins
„ Nichts wäre, den die Natur nicht kann.„ —

Ein vortreflicher Beweis, wenn alle Mörder-Sätze gegründet wären, für die Fortdauer der Seele, für die Fortdauer aller Monaden, deren keine durch die Kräfte der Natur zernichtet werden kann! Aber ein anders iſt Fortdauer, ein anders iſt Leben; ſo wie bei dem Tode der Seele nicht eben von ihrer Zernichtung die Rede iſt, oder von ihrem Verſchwinden, wie Hr. Moſes immer ſpricht. Wer iſt mir Bürge dafür, daß nicht meine Seele, wenn ſie durch kein Schema der Perceptio-

nen

mehr zum Denken veranlaſſet wird, wieder dahin geht, wo ſie hergekommen iſt, in die Reihe der Elemente: dort behält ſie Kräfte und Vermögen, Wirkungen und Leiden, nur diejenige Modification ihrer Kraft iſt hinweg, wodurch ſie Seele war. Hier iſt kein Zernichten; denn Hr. Moſes merkt wohl an, daß man von Eigenſchaften nur im uneigentlichen Verſtande ſagen kann, daß ſie vernichtet würden; es iſt eine bloſſe Veränderung der Würkſamkeit, dergleichen wir beſtändig wahrnehmen, mag ſie doch plötzlich, oder allmälig geſchehen, was gehet es mich an? „Aber ſoll die Seele fortdauern, ſo muß ſie wirken und leiden; ſoll ſie würken und leiden, ſo muß ſie Begriffe haben: denn Empfinden, Denken und Wollen ſind die einzigen Würkungen und Leiden, die einem denkenden Weſen zukommen können.“ —

— Einem denkenden Weſen, als ſolchem, vorausgeſetzt nemlich, daß es in ſeinem ſpecifiſchen Unterſchiede würkſam iſt! Aber nicht immer würkt ein denkendes Weſen, (das iſt, ein ſolches, welches denken kann) als ſolches. Vor ihrer Verbindung mit

dem Leibe war die Seele ſo gut ein denkendes Weſen, als ſie es nach dem Tode bleiben wird; und gleichwohl dachte ſie damals noch nicht, wenigſtens nicht daß ichs wüſte. Soll alſo die Seele nach dem Tode handeln und leiden, ſo muß ſie nicht eben Begriffe haben; ſie kann handeln und leiden, wie eine jede andere thätige Subſtanz; die keine Seele iſt.

Wenn ich Zweifel wider die Unſterblichkeit der Seele errege, ſo geſchieht es nicht wider die Wahrheit dieſer Lehre ſondern wider ihre Vernunftmäßige Erweislichkeit, oder vielmehr wider den Weg, welchen Hr. Moſes gewählet hat, uns durch die Vernunft davon zu überzeugen. Ich behaupte, daß die Seele ihrer Natur nach nicht ſterblicher und nicht unſterblicher iſt, als jede andere endliche Subſtanz. Die Seele hat ihr Daſeyn nicht durch ihr Weſen; wie nun das Daſeyn, ſo auch die Fortſetzung deſſelben. Es iſt alſo auf keine Weiſe apodictiſch zu erhärten, daß die Seele eine ewige Exiſtenz haben müſſe. Noch weniger ein ewiges Leben; denn Leben verhält ſich zur Subſtanz der Seele, wie eine Machina agens zur Suſpenſa. Da ſeyn könnte ſie immer; wenn ſie nicht als Seele würkt

ſo

so lebt sie nicht. Ihre Würkungen sind wenigstens eben so zufällig, als ihr Daseyn; wer wird mir also das eine, oder andere aus ihrer Natur erweisen? Aber eben so wenig kann man behaupten, daß sie sterben wird, wenn gleich ihr Tod eine metaphysische Möglichkeit ist. Würklich sterben ist ihr (an sich betrachtet, ohne Rücksicht auf Gott) so zufällig, als ewig leben; wir lassen also bis hierher die Sache unentschieden und hoffen allenfalls, daß die Seele das bleiben werde, was sie jetzt ist, ohne es gerade zu bejahen. Die Einfachheit der Seele kömmt gleichfalls noch immer wenig in Betrachtung: bei Gott ist es gleichviel, ob er eine Welt, oder eine Milbe erhält, einen Körper, oder eine Monade; beyde würden in ihr Nichts zurück sinken, sobald Gott die Hand hinwegzöge, welche sie im Daseyn unterstützt, wie ein Stein zu Boden fällt, wenn er nicht mehr getragen wird. Was aber, so lange wir die Seele in ihrer Natur betrachten, nur eine leichte Hoffnung ist, das wird moralische Gewisheit, wenn wir es wagen, einen Blick in den göttlichen Willen zu

thun, ſo weit er uns in der Natur geoffenbart iſt. Körper ſind hier bloſſe Mittel; Geiſter aber und Seelen ſind Subjekte der göttlichen Endzwecke, und dieſe Endzwecke erſtrecken ſich allem Anſehn nach nicht allein auf den Tropfen Zeit, der uns in dieſer Welt beſchieden iſt. Dieſer einzige Gedanke iſt mir mehr werth als alle ontologiſch-cosmologiſch-monadologiſche Argumente für die Unſterblichkeit der Seele. Ich habe das Zutrauen zu den Gott, welcher mich erſchaffen hat, daß ich nicht für den Augenblick gemacht bin, den ich hienieden lebe; dieſes Zutrauen beruhigt mich und gilt mir ſtatt aller Demonſtrationen. Und dieſe Idee vom göttlichen Endzwecke iſt es, aus welcher Hr. Moſes im dritten Geſpräche die vortreflichſten Gründe für das ewige Leben unſers Geiſtes hergeleitet hat. Es iſt eine wahre philoſophiſche Erbauung, dieſes dritte Geſpräch zu ſtudiren.

Vielleicht aber iſt das, was wir Seele nennen, ein leerer Ton, eine abſonderliche Subſtanz, ein bloſſes Accidens des Körpers, ſein Leben vielleicht, oder ein

Reſul-

Resultat aus den zusammenfliessenden Wirkungen seiner Bestandtheile — Dicäarchus behauptete, der Name Seele bedeute nichts, und schon unsere Maschine sey so eingerichtet, daß sie vermöge der ordentlichen Beschaffenheit der Natur Leben und Empfindung hätte. Aristoxenus stellt das, was wir Seele nennen, sich als eine Musik, als ein Aggregat aus einzelnen Wirkungen der körperlichen Bestandtheile, wie aus Tönen, vor. So Hobbes, Coward, Toland, Bucher, La Mettrie, Voltore und Compagnie.

Diesem Irrthume arbeitet Hr. Moses im zweyten Gespräche entgegen; ich will sehen, wie ich ihm nachdenken kann.

Eine jede Kraft eines zusammengesetzten Ganzen hat ihren Grund in der Würksamkeit der Theile. Ist gleich in einzelnen Tönen noch keine Harmonie, so wirken sie doch alle ins Ohr und sind dadurch dem Ganzen noch homogen. Ist gleich in einzelnen Theilen kein Ebenmaas, so sind sie doch alle dem Auge sinnlich, und aus ihren zusammenlaufenden Wirkungen entsteht in uns das Gefühl der Symmetrie. So-

het nun in einem zuſammengeſetzten Ganzen ein Denkungsvermögen; ſo hat dieſes entweder, wie Harmonie und Ebenmaas, ſeinen Grund bloß in der Ordnung der Theile, in ihrem Nebeneinander ſeyn, und in ihrer Folge auf einander; oder es reſultirt aus der Wirkſamkeit der einzelnen Beſtandtheile. (In den Schulen würde man ſagen, es gründet ſich entweder in dem entitativiſchen, oder ſubſtantiellen Zuſammenhange der Theile). Das erſte iſt unmöglich. Denn Symmetrie, Harmonie und Ordnung iſt nicht ſowohl in den Sachen ſelbſt, nicht objektiviſcher Natur, ſondern vielmehr die Wirkung eines Denkungsvermögens. Nun kann der Urſprung einer Sache nicht aus ihren Wirkungen erklärt und folglich das Denkungsvermögen nicht aus der Ordnung und dem Nebeneinanderſeyn der Theile abgeleitet werden. Auch der zweyte Fall iſt undenklich. Denn hier müſten die Beſtandtheile Kräfte haben, aus welchen in der Zuſammenſetzung das Vermögen zu denken entſtünde. Dieſe Kräfte wären der denkenden Kraft entweder ähnlich, oder unähnlich. Das letzte iſt der

Fall

Fall bey körperlichen Vermögen; aber nicht so bey dem Vermögen zu denken. Denn unähnliche Kräfte bleiben auch in der Verbindung, was sie vorher waren; nur ein denkendes Wesen stellt sie sich in der Verbindung anders vor, als sie sind. Sollen die partialen Kräfte dem Ganzen ähnlich seyn, so sind sie selbst Vorstellungskräfte: und dann sind die Begriffe entweder durch sie alle zerstreut, oder einer von diesen Atomen hat so viele und so lebhafte Begriffe als der ganze Mensch. Im letzten Falle, wer untersagt es uns, diesen Atom Seele zu nennen? Im ersten Falle entstünden eine Menge von Seelen; denn aus vielen dunkeln Vorstellungen kann keine deutliche entstehen und folglich müste jeder Atom eben so deutlich denken, als wir selbst. Die denkende Kraft ist also Substanz für sich, und kein Resultat aus vielen zusammengesetzten Theilen, deren Wirkungen in einander stiessen und das Denken hervorbringen könnten.

Dieß ist der Beweis, wofern ich ihn recht verstanden habe; ich stoße dabey in wenigen Punkten an.

1) Das ganze Räſonnement zeigt vortreflich, daß es unbegreiflich ſey, wie ein zuſammengeſetztes Ganzes denken könne; aber, wie eine einfache Subſtanz denken kann, iſt das nicht eben ſo unbegreiflich? Die Vernunft denkt ſich verſchiedene Fälle und Bedingungen aus, unter welchen Gedanken entſtehen könnten; ſie ſucht Gründe, alle dieſe Bedingungen zu verwerfen; worauf ſoll man nun ſchlieſſen? Auf eine Unmöglichkeit gewiß nicht; denn wer kennt die wirkenden Kräfte der Dinge ſo genau, um alle mögliche Fälle beſtimmen zu können, unter welchen durch ſich ein gewiſſer Effekt bewürkt werden kann? Alles was daraus folgt, iſt Demüthigung des menſchlichen Verſtandes; Unbegreiflichkeit, die das Denken der Monade ſo gut trift, als das Denken des Körpers. Wenn ich erklären ſoll, wie dieſer denkt, ſo ſehe ich doch noch mögliche Fälle in abſtracto die ich erſt durch eine lange Kette von Schlüſſen ins Reich der concretiviſchen Unmöglichkeit verweiſen kann. Soll ich aber zeigen, wie ein einfaches Ding denkt, ſo finde ich, ich mag herumſinnen wie ich will, gar kein Entwe-

der

der und Oder mehr, gar keine mögliche Art, dieſe Würkung bey dieſer Subſtanz nur einiger maſſen zu begreifen.

2) Es gibt zwo Arten von Verknüpfungen; ideale, wo die verbundenen Theile durch ihre Verbindung keine neue innerliche Beſtimmungen erhalten, wo alſo die Verknüpfung nur in den Gedanken des Betrachters iſt: und reelle, wo auch in mine cogitante die Glieder des Zuſammenhangs in demſelben innerlich anders beſtimmt werden, als es ſie vorher waren. Von den idealen Verknüpfungen wird es zugegeben, daß ſie ein Denkungsvermögen auſſer ſich erfordern, um Etwas zu ſeyn, und daß ſie nichts wären, wenn ſie nicht gedacht würden. Allein anders iſt es bey reellen Verbindungen. Hier können die Kräfte der Beſtandtheile; ſo in einander flieſſen, daß eine neue Kraft daraus reſultirt, mag es doch jemand denken, und empfinden, oder nicht. Die Kraft des Scheidewaſſers iſt von der Art, daß ſie ihre Würkung im Ganzen auf eine von den Würkungen der Theile verſchiedene Art äuſſert, nemine cogitante; ſie deſtruirt Silber, welches

die

die partialen Kräfte, nach und nach aufgetragen, nicht würden gethan haben. Nur also die idealen und entitativiſchen nexus erfordern zum Zuſammennehmen der einzelnen Theile eine denkende Kraft; nicht aber die ſubſtantiellen Verbindungen, in welchen mehrere Dinge Eins aus machen, und wenn ſie von niemand als Eins gedacht würden.

3) Ich weiß nicht recht, was ich von folgendem Schluſſe ſagen ſoll: Die Verbindung mehrerer Theile zu einem Ganzen iſt die Wirkung eines Denkungsvermögens. Der Urſprung einer Sache kann nicht aus der Würkung erkläret werden. Und folglich kann das Denkungsvermögen nicht aus der Zuſammenſetzung mehrerer Theile entſtehen. Ich fühle es, daß noch etwas hierbey zu erinnern iſt; wer weiß aber, ob ich den rechten Punkt treffe? Den erſten Satz habe ich ſchon vorher eingeſchränkt; er gilt nur von idealen Verbindungen und wenn er allgemein ſeyn ſollte, ſo müſte man vorher erweiſen, daß alle nexus im Ganzen bloß idealiſch wären. Aber auch in der ganzen Schlußfolge liegt noch ein ich weiß nicht was, wodurch mein Beyfall

zurück-

zurück gehalten wird. Ich weiß nicht, ob ich deutlich genug rede, wenn ich sage, daß Hr. M. zuerst von zwey verschiedenen Subjekten spricht und in der Folge das in Einem concentrirt, was von beyden gesagt wurde. „ Das Zusammennehmen der Thei„ le in Ein Ganzes erfordert ein Den„ kunsvermögen „ — aber wo? in einem andern Subjekte, welches jene Theile zusammennimmt. Jenes Zusammennehmen der Theile des ersten Subjekts, ist also eine Würkung des zweyten Subjekts. Nun weiter: „ Der Ursprung einer Sache kann „ nicht aus ihren eigenen Wirkungen er„ klärt werden; „ er kann es zuweilen, wie z. E. der Sohn, der selbst gezeugt wurde, auch wieder zeugen kann; aber hier soll er es auch nicht. Eine denkende Subsianz kann immer zusammengesetzt seyn und bei einer andern Zusammensetzung wahrnehmen; die Zusammensetzung der ersten wird vielleicht wieder von einer dritten bemerkt und so fort.

Auf diese Art fällt Ursprung und Würkung nie in Ein Subjekt zusammen, wie Hr. M. anzunehmen scheint; sondern

beyde ſind in verſchiedenen Subſtanzen, und das iſt kein Widerſpruch. Schulmäßiger geſprochen: Die denkende Subſtanz iſt ratio analytica von dem Zuſammennehmen der Theile in Ein Ganzes; und die zuſammengeſetzte Subſtanz kann ratio metaphyſica von dem Denken ſeyn; beydes kann, wie ich mir einbilde, mit einander beſtehen. Doch ich baue auf dieſe Zweifel ſelbſt nicht viel, weil ich immer befürchte den Verfaſſer nicht recht verſtanden, oder ſelbſt meine eigenen Gedanken nicht recht deutlich aus meinem Kopfe abgeſchrieben zu haben.

Ich gebe dieſe Rhapſodie von Anmerkungen für das, was ſie iſt. Einige meiner Leſer können dadurch ermuntert werden, das vortrefliche Buch genauer zu ſtudiren, und vielleicht bewege ich auch Hrn. Moſes, der ſchon gegen ſeine erſten Kunſtrichter ſo gefällig war, ſeine Schlüſſe noch mehr zu erläutern und durch neue Bemerkungen zu unterſtützen.

Zu erörternde Fragen über die Selbſterkenntniß, hauptſächlich an die Herrn Phyſicomathematicos unſerer Zeit gerichtet.

Es ſchleicht ſich ſeit einiger Zeit ein neuſcholaſtiſcher Thon in unſere deutſche Philoſophie ein, der ſich von dem altſcholaſtiſchen nur ſo unterſcheidet, wie etwa Suarezens metaphyſiſche Diſſertationen von den Schriften Caramuels von Lobkowitz unterſchieden ſind. Die meiſten Peripatetiker, auch in den finſterſten Zeiten, waren denkende Köpfe, und fehlten nur dadurch, daß, indem ſie zu ſubtil abſtrahiren wollten, ſie auch da noch abſtrahirten, wo nichts mehr zu abſtrahiren war, und ihre Gedan-

danken in dem seltsamsten Unlateine so steif und oft räzelhaft ausdrückten, daß es uns verdrüßlich ist, in diesem Kothe Gold zu suchen. Unsere neuen Scholastiker haben eine bequemere Methode gefunden, Unsinn zu sagen. Scharfsinniges Denken ist in ihren Augen eine Sache, deren man füglich entbehren kann, wenn man nur die Kunst versteht, scharfsinnig aussehen zu können; wie denn überhaupt der Schein für die meisten Menschen Realität ist. Sie machen es also gerade, wie Youngs und Klopstocks unglückliche Nachahmer, deren Verse fast nur ein zusammengesetztes Recept aus den ungewöhnlichen, oder fremden Worten sind, die sie in ihren Originalien gelesen haben: „ Setzet Entzückung, Bezauberung, Begeisterung, einige umdüftete Eichen, oder „ wenn es beliebt Fichten, etwas ätherisches, und andere Dinge aus der höheren Religion fein unschicklich zusammen, „ mischt etwas vom Staunen und einige „ Heil dir! darunter; so habt ihr ohngefähr das, was man ein Gedicht nennet. „ — Ein Bauer, der ohne sein Vater unser zu können, doch wie seine Nachbarn den Hut

vor

vor die Augen nahm, um es zu beten, versicherte einen andern, der ihn kannte und ihm darüber seine Verwunderung bezeigte, ganz treuherzig, daß er zwar seine Unwissenheit gestehen müsse, aber doch die Weise des Vater unsers verstünde und glaubte, das sey alles, was man von einem guten Christen auf dem Lande verlangen könnte. Nicht eher werde ich diesen Bauer tadeln, als mir beweist, daß ihm das nicht vergönnt sey, was sich unsere Wortphilosophen erlauben: die Melodie mit zu singen ohne die Sache zu verstehen.

Zum Beispiel: Substanz, Verhältniß, Entstehungsgrund, Aktion, Uebereinstimmung, Vollkommenheit, — und dergleichen, mit andern gewöhnlichen und ungewöhnlichen Worten vermengt, in die philosophischen Noten, nämlich Paragraphen oder andere Numern gesetzt, bald in der allerhöchsten, bald in der allerniedrigsten Oktave abgesungen, und mit einigen Ausfällen auf diejenigen interessant gemacht, die etwas anders glauben, als wir — das ist so ohngefähr die Methode, nach welcher man philosophiren muß, um

gewiſſe neudeutſche Originaldenker zu erreichen, und Fragen, die den ihrigen ähnlich ſind, an die Herrn Phyſico-mathematicos unſerer Zeit zu richten.

Wir haben nicht leicht eine Schrift geleſen, in welcher ſo viel Nonſenſe und Unſinn, ſo viele falſche Behauptungen, und zugleich ſo viele triviale allbekannte Sachen mit ſo vielem Trotz, Stolz und Verachtung anderer geſagt, und durch eine ſo alberne Sprache aufgeſtutzt würden, als die dickberührten Fragen, die vielleicht ein Spötter im Namen der typographiſchen Geſellſchaft zu Hamburg hat drucken laſſen, um den guten Leumund dieſer Geſellſchaft zu kränken. Da der Verfaſſer ſo ſehr die philoſophiſche Mine annimmt, ſich hinter der philoſophiſchen Weiſe, wie der Bauer hinter ſeinem Hute, verbirgt, und, dabey nicht weniger Unwiſſenheit in der Philoſophie, als dieſer im Vater unſer, verräth; ſo werden wir vielleicht ihm und unſern Leſern durch eine genauere Beleuchtung ſeines Gewäſches eine Wohlthat erzeigen: ihm zur Warnung, oder Beſſerung, und unſern Leſern zum Beiſpiel, auch,

wenn

wenn sie gern wollen, zur Kützelung ihres Zwerchfells. Es abndet uns, daß diese Prüfung ziemlich viel Raum hinwegnehmen wird; allein wenn wir gleich sonst über elende Schriften nicht gern weitläuftig sind, so wird man uns doch diesmahl eine Ausnahme erlauben, damit wir den Akademien der Wissenschaften, deren Ausspruch der Herr Verfasser abwarten will, die Mühe ersparen, seinen wunderlichen Zumuthungen zu condescendiren.

Man höre nur das Geschwätz zum Eingange: „ die Geschichte des menschlichen „ Verstandes lehret zur Genüge, daß oft „ eine gewisse besondere Wissenschaft alles, „ und widerum zur andern Zeit gar nichts „ gilt. Die Wissenschaften sind, wie der „ Geschmack, der Mode unterworfen, ob„ gleich an und für sich selbst nur zweyer„ ley Methoden, sie vorzutragen, die na„ türliche und wissenschaftliche, möglich „ sind, die von Zeit zu Zeit im Ganzen „ abwechseln müssen. Denn, wenn die „ natürliche vollkommen geworden, so ist „ die wissenschaftliche der natürlichen vorzu„ ziehen, so lange aber dieses nicht ist,

„ ſollte man billig der natürlichen (der ana-
„ lytiſchen) den Vorzug einräumen. Da-
„ her war bei den Alten die Selbſterkännt-
„ niß alles, und eben daher achtet man
„ ihrer bei uns faſt gar nicht, weil man
„ die wiſſentſchaftliche Methode fälſchlich
„ für bereits vollkommen gehalten hat. „
Ein ähnliches Galimathias beſinnen wir uns, in dem Verſuche über den Urſprung der Wiſſenſchaften von dem gelehrten Herrn Martinus Scriblerus geleſen zu haben; und dieſe Aehnlichkeit beſtärkt uns in der Meinung, daß auch dieſer neue Verfaſſer bloß zum Scherz und ironiſch geſchrieben hat. Sollte er es aber ernſtlich gemeint haben, ſo würden wir ihn fragen, was er wohl bei folgenden Sätzen gedacht haben mag: „ Ob
„ es gleich nur zwo Methoden des Vor-
„ trages gibt, ſo ſind doch die Wiſſenſchaf-
„ ten der Mode unterworfen. Und weil
„ man billig der analytiſchen Methode den
„ Vorzug in gewiſſen Fällen einräumen
„ muß; ſo war bei den Alten die Selbſt-
„ erkänntniß alles. „ — Nämlich der Stock im Winkel; es wird alſo regnen. — Warum ſetzt man die wiſſentſchaftliche Methode

der

der natürlichen entgegen, da es doch die erſte Regel der wiſſenſchaftlichen Methode iſt, daß ſie natürlich ſeyn ſoll? Wenn einige Schriftſteller Methoden, die nicht natürlich ſind, für wiſſenſchaftliche ausgegeben haben, ſo ſind ſie deswegen zu tadeln; aber daher folgt kein Gegenſatz der beyden Lehrarten. Noch weniger verſtehen wir, warum wir, wenn die natürliche Methode vollkommen geworden, derſelben die wiſſenſchaftliche vorziehen ſollten. Geſetzt, daß beyde einander entgegenſtünden, ſo wäre man doch wohl ein groſſer Thor, wenn man die vollkommenere, ſobald ſie vollkommen geworden, zurückſetzen und die unvollkommenere vorziehen wollte. Wir glauben, daß es noch eine dritte Methode, nemlich eine Methode der Confuſion gibt, welches eben diejenige iſt, die den Verfaſſer von dem Unterſchiede der Methoden auf die Selbſterkänntniß führt. Woher mag er auch wohl die Nachricht haben, daß bei den Alten die Selbſterkänntniß alles geweſen ſey, und daß man ihrer bei uns gar nicht achte? Wenn er einmal eine Reiſe in die Alten thun ſollte, welches für ihn eine ſehr

weite Reiſe zu ſeyn ſcheint, ſo würde er gewiß bei ſeiner Zurückkunft uns die Anmerkung mitbringen; c'eſt tout comme ici. Doch das luſtigſte iſt, daß er ſelbſt nicht recht ſagen kann, was er unter Selbſterkänntniß verſtehet. Er ſchreibt: die alten Weiſen ſchätzten, und muſten alle andere Wiſſenſchaften und Kenntniſſe nur in dem Verhältniſſe ſchätzen, je nachdem ſie gröſſeren Einfluß auf die Beförderung der Selbſterkänntniß hatten. Der allergröſſeſte Theil unſerer gegenwärtigen Studirten kann, nach der ihnen gewöhnlichen flüchtigen Betrachtungsart, ſelbſt nach Leſung eines ſolchen Aufſatzes, nicht begreifen, daß die Selbſt- und Realerkänntniß (oder das Nachſpüren der Entſtehungsart der Dinge durch uns ſelbſt, oder vermittelſt der Erkänntniß unſerer ſelbſt) einigen reellen Nutzen für uns haben können. So ſehr haben wir uns gewöhnt, an die Betrachtung der äuſſern Schale der Dinge und ihre Benennungen, daß wir kaum, wenigſtens nicht praktiſch wiſſen, was es heiſſe, die Dinge realiter,

das

„ das iſt nach ihrer Entſtehungsart zu be-
„ trachten. „

Hier verwirrt nun der Verfaſſer offenbar die Erkänntniß ſeiner ſelbſt mit der Erkänntniß durch ſich ſelbſt, das iſt mit denjenigen Känntniſſen, die wir durch eigenes Nachdenken erworben, und nicht bloß von andern empfangen haben. Wenn man von Selbſterkänntniß ſpricht, ſo nimmt man das erſte; dem Verfaſſer beliebt es, bald das erſte, bald das letzte darunter zu verſtehen, nachdem es ihm behäglich iſt. Andere ehrliche Leute nennen das Wiſſenſchaft, was er Selbſterkänntniß nennt, und haben auf dieſe Art alle die treflichen Wahrheiten längſt getagt, die er uns in ſeinen eigenen Tone noch einmal predigt, als wenn ſie ſein eigen wären. Die folgende Stelle müſſen wir wieder ganz abſchreiben, zum Vergnügen unſerer Leſer, weil ſie ein Galimathias enthält von der Art, wie man es ſelten antrift: „ Wegen der ge-
„ genwärtigen faſt allgemeinen Oberherr-
„ ſchaft der Immagination werden die we-
„ nigen gründlichen, auf die Ausbreitung
„ der Selbſterkänntniß abzweckenden Abhand-

„ lungen aufs ärgſte verachtet, und gar
„ nicht geleſen, indem man ſie aufs höch-
„ ſte, wenn ſie gleich noch ſo deutlich ge-
„ ſchrieben ſind, für myſtiſch erkläret, weil
„ ſie ſolchen Miskennern ihrer ſelbſt würk-
„ lich myſtiſch ſind, und nicht anders ſeyn
„ können. Der Pöbel aller Art iſt zu un-
„ ſerer Zeit von dem des Alterthums in gar
„ nichts unterſchieden; auswendig voller
„ Veränderung, die von innen, und
„ inwendig voller Widerſprüche, die von
„ auſſen herrühren, hat allein er in dem
„ Hirne der Dichter das Bild der Chimäre
„ hervorgebracht. Zunächſt ans Nichts
„ angrenzend, gedankenlos und doch ty-
„ranniſch ſtolz, im Staube kriechend,
„ miskennet er beſtändig den Adel ſei-
„ ner Seele; ſtets vermeinter Finder
„ und niemals Sucher der Wahrheit,
„ ſein Daſeyn bloß durch widerſinnigen
„ Gehorſam und ſich ſelbſt widerſpre-
„ chendes Widerſprechen zeigend, erklä-
„ ret er alles Wahre und Vernünftige,
„ und die goldene Wiſſenſchaft der Selbſt-
„ erkänntniß, für eine ſchwarze Chimäre,

und

„ um widerum als ein chaotiſches Nichts
„ zu erſcheinen. „

In der Folge ſagt der Verfaſſer noch, weil die Spaldinge, Cramer, Jacobi, Jeruſalem, Alberti und Sacke unſerer Zeit, (gibt es den auch Sacke einer andern Zeit?) wegen der Herzenshärtigkeit, Blindheit und groben Unachtſamkeit des Volks, unmöglich tiefer in die Selbſterkänntniß hätten eindringen können, ſo wäre dieſe Materie deswegen in ihren heiligen Reden ſo dunkel und unvollſtändig abgehandelt worden. Weil aber die löbliche typographiſche Geſellſchaft, aus Achtung für den groſſen Haufen, die Liebhaber der Weisheit des ganzen Alterthums unmöglich hierinnen tadeln könnte, ſo hätte ſie mit groſſem Vergnügen den Antrag angenommen, einen Preis von 20 Ducaten auf die beſte Abhandlung über die Selbſterkänntniß zu ſetzen, welchen ſie dann hiermit aufs neue ſetze und beſtätige, und zu deſſen Vermehrung und würklichen Ausführung (man führt alſo Preiſe aus?) alle gelehrte und ökonomiſche Geſellſchaften mittelſt dieſem öffentlich zu inoitiren und einzuladen, die Ehre habe.

Und wir haben die Ehre, öffentlich zu sagen, daß wir uns für diese Einladung sehr bedanken würden, wenn wir zu einer der eingeladenen gelehrten, oder ökonomischen Gesellschaften gehörten. Denn die Fragen, welche der Concipient des Aufsatzes aufwirft, sind zum Theil so abgeschmackt, daß es scheint, als wolle er die hochlöblichen respective gelehrten und ökonomischen Gesellschaften zum Besten haben.

Wehe uns, daß wir wieder abschreiben müssen! Unser philosophische Selbsterkenner fragt also!

Erstlich: Ist in uns das Bemühen, die Würkung unseres Daseyns (zu erhalten und) zu vermehren, Liebe: und wie zeiget sie sich in und ausser uns?

Zweytens: ziehet jeder Körper und Subsianz am meisten diejenige an, die ausser der Uebereinstimmung in dem Wesentlichen am meisten in dem Zufälligen und in den alleräussersten Bestimmungen übereinkommen? Und nähern sich alle Körper und Geister einerley Art dadurch einander, daß sie zuerst in ihren alleräussersten Bestimmungen zusammentreffen und übereinkommen?

Drit-

Drittens: Giebt es in allen Arten der Körper und Subſtanzen zweyerlei Weſen davon das eine bey der Vereinigung ſich faſt bloß leidend, das andere aber faſt bloß thätig erweiſet? Hat ein jeder Körper einen gewiſſen ihm beſtändig zukommenden eigenthümlichen Ton, und eine gewiſſe mit dieſem beſondern Tone übereinſtimmende Farbe? Und wenn dieſes, drücket alsdann und in wie weit drücket alsdann die jeder Art Körper eigenthümliche Farbe, und der mit ſolcher Farbe übereinſtimmende Ton den Grad ſeines innerlichen Zuſammenhanges mit und in ihm ſelbſt und mit andern Körpern; (d. i. den beſondern Grad der Liebe) aus? Wie und in wie weit iſt die Sprache Gottes, und die der unvernünftigen Thiere von der unſrigen unterſchieden?

Viertens: Iſt das ſinnlich Gute das einzige was wir bey der ſinnlichen Erkenntniß erwählen können, und kann irgend einer die Wahl, oder ein ſolches Ding anzunehmen unterlaſſen, wenn er das Beſte, (d. i. das Schönſte,) in ſeiner Art, oder in jeder Art erhalten kann.

Fünf-

Fünftens: Giebt es nur dreyerlei Arten des ſinnlich Angenehmen, oder Annehmlichen? Und was entſtehen daher für Folgen bey einem jeden, der ſich einzig und allein durch den Begriff, oder durch die Vorſtellung der Wolluſt, oder der Ehre, oder der äuſſern Mittel leiten und führen läßt?

Sechſtens: Iſt die Vorſtellung und der Begriff der Schönheit in dem Angenehmen das, was uns zur Annahme beſtimmet? Und wie weit ſtimmet dieſer Bewegungsgrund, (der objektiviſche) der von auſſen kommt, die Schönheit, mit dem Beſtimmungsgrund, der von innen kommt, (dem ſubjektiviſchen) oder mit einem Worte, wie weit ſtimmet die Schönheit mit der Liebe überein?

Siebentens: Setzet die Schönheit eines Originalgebäudes nothwendig zum Voraus, daß der Baumeiſter deſſelben die Regeln der Schönheit wiſſe? Und kann man es als eine allgemeine Regel annehmen, daß ein Gebäude, ein anderer Körper, eine Familie, ein Stadt, ein Reich, in dem Verhältniſſe ſchöner ſey, als der Baumeiſter, oder Regierer deſſelbigen die Regeln der Schönheit mehr angewandt hat.

Neun-

Achtens: Iſt die Regel allgemein, daß das Innere (d. i. das Gerechte) eines jeden Dinges, oder einer jeden Subſtanz in dem Verhältniſſe mehr übereinſtimme, als das Aeuſſere oder das Schöne deſſelbigen mehr übereinſtimmt? Und iſt die innere Uebereinſtimmung die gröſte, oder die geringſte, wenn die äuſſere die gröſte oder die geringſte iſt?" Iſt bey der gröſten Schönheit natürlicher Weiſe die gröſte Vollkommenheit?

Neuntens: Iſt das unter allen Wegen in der Moral (d. i. in der Erkenntniß des Gerechten) und in der Naturlehre (in der Erkenntniß des Schönen) weiter zu kommen, wo nicht der einzigſte (naturgemäſſeſte,) wenigſtens der gewiſſeſte, wenn man aus den alleräuſſerſten Beſchaffenheiten der Dinge, oder durch dieſelbigen, das Mittlere, oder die Mittelſtraſſe beſtimmet?

Zehentens: Iſt der vollkommen gerecht, oder geſund, in dem alles Aeuſſere, oder Innere aufs genaueſte übereinſtimmt? Iſt der Anfang ein unendlich dunkler Spiegel des Ausganges, und iſt das, was in dem einfachen zu Anfangs unendlich dunkel war, zuletzt unendlich deutlich, und bleibt es alſo?

Wie

Wie muß es in dem Kopfe des Mannes aussehen, der solche Fragen bey der Materie von der Selbsterkenntniß aufwerfen kann? Es scheint uns überhaupt unschicklich zu seyn, daß man bei einer Preisaufgabe den Weg so genau vorzeichnen will, welchen diejenigen zu gehen haben, die sich um den Preis bewerben, besonders wenn man schon in die Fragen selbst die Antwort einwickelt, die man gern haben möchte. Man sieht leicht, daß es dem Verfasser nur um gewisse Favoritgrillen zu thun ist, die er im Sinne hat, und von welchen er wünscht, daß sie durch die Preisschriften bestätiget würden. Dahin zwecken auch die Erläuterungen ab, die er unter seine Fragen gesetzt hat, und die nicht klüger sind, als die Fragen selbst. Undeutliche, unbestimmte und falsche Begriffe, wunderliche Sätze, und seltsames Galimathias wechseln in diesen Erläuterungen mit einander ab, von welchen wir einige Beyspiele zu geben uns verbunden erachten.

„ Ein Ding bestimmen, sagt der Ver„ fasser heißt seine alleräusserſten Be„ schaffenheiten festsetzen.„ Was weiß ich nun?

nun? Was sind alleräusserste Beschaffenheiten? Vielleicht die, so auf der Oberfläche des Dings befindlich sind? Oder überhaupt die, welche die Gränze des Dings ausmachen? Ist etwa die Nase die äusserste Beschaffenheit des Menschen? Portugall die alleräusserste Beschaffenheit von Europa? Wir bedauern, entweder, daß uns der Hr. Verfasser keine deutliche Ideen geben will, oder — daß er selbst keine gehabt hat.

„ Uebereinstimmen heißt, einerley „ Ton angeben. So stimmet jeder beson„ dere Ton, z. E. der Grund- und Haupt„ ton, der Ton der Liebe, das himmel„ blaue Vt, in der allerhöchsten und aller„ niedrigsten Octave, und also in allen „ Octaven mit einander überein. — Wo „ einerlei Ton und Farbe ist, da muß „ auch einerley Ursache solcher Tönne und „ Farben seyn. „ Das himmelblaue Vt ist in der Philosophie des Hrn. Verfassers von grosser Wichtigkeit — Wir sehen nur nicht ein, wie nach der dritten Frage, Ton Farbe mit einander übereinstimmen können; heterogene Empfindungen, die nur mit einander verglichen werden können, wiefern sie Empfindungen sind. Auch ist der letzte

Satz nicht so wahr, als der Verfasser meint, daß wo einerlei Ton und Farbe ist, auch einerlei Ursache seyn müsse. Das heißt von der Einerleyheit des Effekts auf die Einerleyheit der Ursache schliessen, ein Schluß, der nichts weniger, als zuverlässig ist. Die wunderlichen Behauptungen übergehen wir gern, daß der Zusammenhang der Körper ihre herzinnigliche Liebe gegen einander sey, daß auf eben diese Art auch die Geister zusammenhängen, daß Farbe und Ton die Sprache Gottes, und der Natur seyn, u. s. w.

„ Körper und Substanzen hängen zu„ sammen, in so fern sie gegenseitig in ein„ ander würcken. Ein jedes einfache We„ sen hänget demnach mit jedem andern in „ universo zusammen, zwar nicht unmittel„ barer, sondern mittelbarer Weise. Denn „ bloß diejenigen Substanzen hängen unmit„ telbar zusammen, deren letzte und äusserste „ Beschaffenheiten zusammentreffen. Die in „ einem gewissen Subjekte vorhandene Vor„ stellung des besondern Grades solches Zu„ sammenhanges heißt die Liebe im allerge„ meinsten Verstande, wovon die, die

„ in

„ in uns ist, nicht dem Wesen, sondern „ den Graden nach unterschieden ist.„ Daraus folgen nun allerhand artige Dinge; als zum Beyspiel: Ein Paar Matrosen, die sich prügeln, hängen zusammen, weil sie in einander würcken; und da sich ein jeder den besondern Grad solches Zusammenhanges vorstellt, nämlich die Zahl der empfangenen und gegebenen Prügel, so ist nicht zu läugnen, daß sie einander lieben, und daß sich ihre Liebe gerade zu der Zeit angefangen hat, da sie anfiengen sich zu prügeln. Und da nun, wie der Hr. V. sagt, alle einfache Wesen in universo zusammenhängen, so müssen sie folglich auch alle einander herzlich lieben, zwar nicht unmittelbar, aber doch mittelbarer Weise. Denn bloß diejenigen Substanzen lieben einander unmittelbar, deren letzte und alleräusserste Beschaffenheiten zusammentreffen

Doch alles das fühlt der Herr Verfasser nicht, und wirft ganz ernsthaft die Frage auf; „ Ist ein allgemeiner Grund, o„ der Mittel des mittelbaren Zusammen„ hangs der Körper und Geister im univer„ so, und zeigen dieses überhaupt die

„ Farben und Töne an? „ — Ueber uns Philosophen! Wir, die wir weder deutliche Begriffe von Farben und Tönen, noch von Geistern haben, sind doch im Stande, aus Ton und Farbe den Zusammenhang und die Liebe der Geister mit und zu den Körpern zu erklären!

Damit man sehe, wie gründlich und ordentlich der Herr Verfasser denkt, so wollen wir aus dem Geschwätz zur sechsten Frage das Gerippe ausziehen. „ Schönheit ist der Grund- Ur- und Hauptbegriff „ aller menschlichen Erkänntniß, und wer „ diesen für bloß subjectivisch erklärt, der „ wirft alle Religion, Sittlichkeit und „ Wahrheit über den Haufen. Darinn „ liegt also die Hauptsache des bisherigen „ Verfalls der Tugend, und folglich bitten wir alle Gottesgelehrten, Philosophen und Kunstrichter, die es mit Gott, „ ihrem Nebenmenschen und sich selbst rechtschaffen meinen, um die Erlauterung der „ Fragen, ob man einen standhaften Beweis der christlichen Religion hervorbringen könne, wenn man noch die natürliche läugnet; und ob man diese beweisen

„ ſen könne, ſo lang man die Wahrheit
„ und Beſtimmtheit der erſten praktiſchen
„ Haupt- und Grundbegriffe nicht zu-
„ gibt? Je mehr die niedrigſtgleiche Zahl
„ (die Zahl 2; daher die Dynamic *) bei
„ aller Erſparniß aller zur Hauptabſicht
„ gehörigen nothwendigen Theile in allen
„ ſolchen Theilen eines Körpers, bei denen
„ eine Symmetrie ſtatt finden kann, ange-
„ wandt wird, um deſto ſchöner iſt der
„ Körper, und im Gegenfalle deſto häßli-
„ cher. Die erſte Urquelle des Wohlſeyns
„ aller Menſchen und aller Staaten ſcheint
„ alſo bloß darauf anzukommen, daß die
„ Menſchen einen deutlichern und vollſtän-
„ digen Begriff von der Schönheit bekom-
„ men. Und daher ſollen alle Plane der
„ Regierungen dieſes zum Ziel ihrer Wün-
„ ſche, und ihres Verlangens machen „

Das alles iſt noch gölben, gegen den Paragraphen zur neunten Frage. Hier be-

*) Was Knaben wiſſen, daß weiß dieſer Verfaſſer nicht, daß die Dynamik die Lehre von der Größe in den würkenden Kräften der Dinge iſt. Der Mann hat etwas von der Dyadiſchen Rechnung gehört.

haupter der Herr Verfaſſer, daß ſich alles in der Körperwelt aus dem Grundtone Ut himmelblau ableiten laſſe, wie alles in der Geiſterwelt aus der Liebe. Das Laſter wird daher mit der ſchwarzen Farbe bezeichnet, weil es alles ſinnliche in ſich ſchluckt; die Unſchuld mit der weiſſen, weil ſie das Sinnliche wider zurück gibt; die Schuld mit der grauen, weil ſie aus Unſchuld und Laſter zuſammengeſetzt iſt u. ſ. w. Die himmelblaue Farbe, aber iſt die Haupt- und Grundfarbe, und der mit ihr völlig übereinſtimmende Ton Ut, der Haupt- und Grundton. Zuletzt findet der Hr. V. noch ein Geheimniß in den Zahlen 7, 3 und 10. „ Warum „ haben wir ſieben bejahende, und ſieben„ verneinende praktiſche Hauptbegriffe, ſie„ ben Tugenden und Laſter, ſieben Töne „ und Farben, ſieben ſinnliche groſſe Thei„ le unſeres Körpers, ſieben Metalle und „ Halbmetalle, ſieben Planeten, fünf äuſ„ ſere und zween innere Sinne? Warum ſind „ in jedem dieſer ſieben drey Stücke jedesmal „ vorzüglich von einander und von den „ übrigen unterſchieden? Warum zehn Fin„ ger und zehn Zähe, warum zehn Stufen

des

„ des innern moraliſchen Zuſtandes? war-
„ um iſt die Decimalrechnung ſo allge-
„ mein?

Und dieſer Mann apellirt zu letzt an die Nachwelt, wie der Antikritikus an das Publicum, und glaubt, daß dieſe ihm würde Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Er hätte nur die Bedingung des Herrn von Premontval nicht vergeſſen ſollen.

Die Peroration iſt des ganzen Werks würdig! wir wollen ſie abſchreiben und unſern Setzer bitten, daß er das Original, welches den alten Kreuz- und Roſen Verſen ſehr ähnlich ſieht, ſo gut nachahme, als es ihm möglich iſt.

„ Mit tauſend ſo kindiſchen haben wir,
„ o Socrates! o Plato! o Ariſtoteles,
„ mit tauſend ſo durchaus nichtigen Irr-
„ thümern haben wir, nach Verlauf von
„ mehr als zweytauſend Jahren nach eurem
„ Tode zu fechten, blos und allein, weil
„ man die Erkenntniß ſeiner ſelbſt gar nichts
„ achtet.

„ O daß doch jeder Menſch mit ei-
„ genen Augen aufs

„ helleſte *ſehen* und

„ zugleich aus dem Munde der
„ Weisheit selbst aufs deutlichste hören
„ möchte,
„ daß
„ das Schönste das Gerechteste, das Beste
„ die Gesundheit; dasjenige aber einem
„ jeden das Angenehmste unter allem sey;
„ wenn ihn
„ die *LIEBE*
„ am meisten treiben, es zu erhalten.

Auf alles das folgt noch ein Gebet, von welchem ich nichts mehr sage, um nicht Spötterenen über alles Beten zu veranlassen. Dafür ergreife ich die Gelegenheit, die mir dieser Verfasser gibt, etwas zur Erläuterung der Begriffe von der Schönheit zu sagen, die ich in den Briefen über das Publicum vorgezeichnet habe, und die man mir in der hamburgischen neuen Zeitung so hoch angerechnet hat.

* * *

Wer von unserm Publico reden will, der bekümmert sich vorher um die Gründe, aus

aus welchen es zu beurtheilen iſt. Die Frage war alſo ganz natürlich: Iſt unſer Publicum zu ſchätzen aus ſich ſelbſt, oder aus der Vergleichung mit dem Griechiſchen, Römiſchen, Britiſchen, oder irgend einem neuern? Unſere Parallelenmacher ſagen, Ja; und ich ſage, mit ihrer Erlaubniß, Nein! dieſer falſchen Art zu kritiſiren, wo man ſowohl das ganze Publicum, als Ein Werk der Kunſt insbeſondere immer nur aus der Vergleichung mit andern, nicht aus ſich ſelbſt, beurtheilt, entgegenzuarbeiten, war mein ganzer, faſt mein einziger Zweck. Iſt die Schönheit, ſind ihre Geſetze an allen Orten, zu allen Zeiten, unter allen Umſtänden einerley; ſo hat der Parallelenmacher Recht; ich habe Recht, wenn ſie es nicht ſind.

Man ſieht alſo, daß ich nicht durch ein Ungefähr auf das Problem verſchlagen wurde: Sind die Ideen der Schönheit wirklich durchaus einerley? Ihre Geſetze ſo allgemein, wie die Regeln der Logik und wie die Geſetze der Bewegung? Der gute Geſchmack, iſt er immer derſelbe? Oder kann es vielleicht ſeyn, daß zwo Perſonen

über die Schönheit einer einzigen Sache verschiedentlich urtheilen und beyde Recht haben?

Zur Beantwortung dieser Frage ist die Entscheidung eines andern Problems unentbehrlich: Ist die Schönheit eine innere Eigenschaft der Dinge, die wir schön nennen, und kömmt sie den Gegenständen schon für sich betrachtet zu, wie die Vollkommenheit ohne Rücksicht auf ein empfindendes Wesen? Oder ist sie subjektivischer Natur, oder blos eine Verhältniß, in welcher uns etwas gefällt? Ist die Schönheit bloß in den Gegenständen, so muß sie, wie die Wahrheit, unveränderlich seyn; sie ist veränderlich, wenn sie nichts als Relation ist. Ich denke, daß dieser Zusammenhang der Gedanken ganz natürlich, und nichts weniger, als unverdaut ist. So deutlich zeigte ich ihn vor einem Jahre noch nicht; aber wie konnte ich auch damals von Lesern, die ich sonst hochschätze, vermuthen, daß man ihnen die Gedanken herbuchstabiren müsse? Nun sehe ich freylich, daß ich ganz von oben, von den ersten Elementen anfangen muß. Man docirt mir Dinge

vor,

vor, die ich längst wuste, die jeder frais emoulu du College weiß, ich begreife also wohl, daß ich auch ein übriges thue, und, um etwas Neues zu sagen, viel Altes voranschicken muß.

Schön nennen wir, was uns gefällt; nur als Nominalsatz, nicht als Begriff soll man das gelten lassen. Es ist ein Postulat der täglichen Erfahrung. „ Das Buch ist „ schön; die Aussicht ist schön — „ — was heist das anders, als: das Buch, die Aussicht gefällt uns?

Unsere Gedanken, Entschliessungen und Handlungen, die Handlungen anderer gefallen uns: es gefallen uns körperliche Gegenstände, die unsere sinnlichen Werkzeuge rühren. Es gibt also zwo Arten von Schönheiten, deren eine innerlich, und die andere äusserlich empfunden wird.

Die Schönheit für die innere Empfindung betrift entweder die blosse Einbildungskraft, oder sie gründet sich auf höhere Ideen von Ordnung, Grösse, Erhabenheit, Tugend, Edelmuth und Moralität. Jene nennte ich an einem andern Orte (zwey Jahre zuvor, ehe mir der Kunstrich-

ter gewiſſe Diſtinctionen vordictirte) die imaginative, und dieſe die intellectuale Schönheit.

Zuerſt von der körperlichen Schönheit, die ohnehin vorzugsweiſe Schönheit genennet wird.

Hier ſind drey mögliche Fälle: Entweder die Schönheit iſt bloß eine Empfindung des Subjekts, welches etwas ſchön findet, bloß ſubjektivitſcher Natur; oder ſie iſt bloß eine dem ſchön befundenen Gegenſtande inhärirende Eigenſchaft, blos objektiviſch alſo; oder endlich ſie iſt eine Relation zwiſchen dem Gegenſtande und dem empfindenden Weſen, vermöge welcher jener in dieſes einen Eindruck macht, der uns gefällt, und weswegen wir die Sache ſchön nennen, obgleich nicht in dieſer die Schönheit ſelbſt, ſondern nur ihre Veranlaſſung iſt.

Das erſte zu behaupten, muß man ein Scepticus ſeyn; und das andere anzunehmen — da ich gern urban reden will — ein Dogmaticus, das Wort nicht im guten Verſtande genommen.

Wenn

Wenn es keine Gegenstände gäbe, die schön sind, wer würde da Schönheit denken? Aber wenn niemand empfände; wäre da wohl die Schönheit in den Sachen selbst, nemine cogitante, etwas von den andern Prädicaten der Sache verschiedenes? Sie wäre Ordnung, Harmonie, Symmetrie, Proportion; aber alle diese Begriffe entstehen aus dem Zusammennehmen mehrerer Empfindungen, und setzen folglich ein denkendes Wesen voraus. „ Die Symmetrie und „ Regelmäßigkeit besteht in der Zusammen„ fassung und Vergleichung vieler einzelnen „ unregelmäßigen Theile. Aber diese Ver„ gleichung und Gegeneinanderhaltung, ist „ sie wohl etwas anders, als die Wirkung „ des Denkungsvermögens! und wird sie, „ ausser dem denkenden Wesen irgendwo „ in der Natur anzutreffen seyn? Ohne „ Hinzuthun des denkenden Wesens ist das „ regelmäßigste Gebäude ein bloßer Sand„ haufen, und die Stimme der Nachtigall „ nicht harmonischer, als das Aechzen der „ Nachteule *). „

Folg-

*) S. Hrn. Moses Phädon.

Folglich wäre wohl der dritte Fall anzunehmen: die Schönheit ist eine Verhältniß, und nichts als ein relativiſches Prädicat, welches den Sachen nur zukömmt, in Rückſicht auf ein empfindendes Weſen.

Aber was für eine Verhältniß? Eine ideale, die blos wirklich iſt, wiefern ſie gedacht wird? oder eine reele, die auch auſſerhalb den Gedanken etwas iſt?

Ich denke beydes zugleich; reell iſt die Verhältniß in Anſehung der Einwirkung des äuſſerlichen Objekts auf das ſinnliche Werkzeug: ſie iſt bloß ideal, in Anſehung des reflectirten Sinns, welcher über die Schönheit urtheilt, und eben ſo ideal in Rückſicht auf die Einförmigkeit in dem Mannigfaltigen, unter welcher Idee man die Schönheit denkt. Die Lichtſtralen würken allerdings nemine cogitante, in mein Auge; aber daß das durch ihren Zuſammenfluß entſtandene Bild ſchön wird, iſt bloß etwas in meinen Gedanken.

Ueberhaupt ſind die wenigſten ſinnlichen Eigenſchaften etwas in der Sache ſelbſt. Einige darunter gehören freylich dem Subjekte zu, wenn es auch nicht gedacht wird,

da sie unmittelbare Bestimmungen desselben sind, wie fern es im Raume ist, zum Beispiel, Figur und Impenetrabilität. Andere hingegen sind nicht Grundbestimmungen der Sache für sich, sondern blosse Würkungen von den Eigenschaften des Subjekts auf unsere Empfindungen, wie die Süssigkeit, Bitterkeit, die Töne und ähnliche Beschaffenheiten. In diesem Falle liegt zwar in der Sache der Grund der Empfindung; aber die sinnliche Eigenschaft ist nicht so wohl in ihr selbst, als in unserm Gefühle.

Dies nun alles zusammen genommen, so ist klar, daß die Schönheit keine dem Objekte anklebende Eigenschaft ist, die auch ausser unsern Ideen in ihm von andern Eigenschaften würklich verschieden wäre. Sie ist aber allerdings in dem Gegenstande gegründet und das Resultat von den partialen Wirkungen seiner Theile auf unsere Empfindung. Wirkung erfordert auf der einen Seite das Vermögen, auf eine bestimmte Art zu wirken, und auf der andern Seite die Receptivität, jene Einwirkung auf eine bestimmte Art anzunehmen:

aus

aus beyden zuſammen gefaßten Erforderniſſen quillt die Idee der Schönheit hervor. Daher kann dieſe als eine Beſtimmung, oder Relation des empfindenden Weſens angeſehen werden: und iſt auſſer dieſem, wenn ſie nicht empfunden wird, nichts.

Der Beobachter unterſucht die Natur des Objekts, welches ſchön gefunden wird, und lehrt uns in vielen Fällen diejenigen Beſchaffenheiten kennen, aus welchen, ſo bald ſie in der Empfindung zuſammen flieſſen, die Schönheit entſtehet. Dieſe Eigenſchaften ſelbſt Schönheit zu nennen, das heiſt die Urſache mit der Würkung verwechſeln und jener den Namen geben, welcher eigentlich für dieſe gehört.

In den Schönheiten fürs Auge, als da ſind Ordnung, Symmetrie, Ebenmaas, finde ich gewiſſe Verhältniſſe unter den einzelnen Theilen; aber eben dieſe Verhältniſſe ſind nichts, wenn ſie nicht gedacht werden. Proportion ſetzt Aehnlichkeit und Gleichheit voraus; und Aehnlichkeit und Gleichheit ſind bloß ideale Relationen. Erſt durch die in unſerm Sinne zuſammenlaufenden Wirkungen der Theile entſteht das

Wohl-

Wohlgefallen und mit dem Wohlgefallen die Idee von der Schönheit, die wir nun auf das Objekt überzutragen uns berechtigt glauben, ob sie gleich nur ein Abstraktum unserer Empfindung ist. Die Schönheiten für das Ohr, für den Geschmack und die übrigen Sinne sind von gleicher Natur; ihr eigentlicher Sitz ist da, wo das Wohlgefallen ist, in der Empfindung, und die Gegenstände nennen wir nur schön, angenehm, ergötzend, wiefern sie das Wohlgefallen hervorbringen, und wiefern wir oft in den Benennungen der Dinge Ursachen und Wirkungen mit einander vertauschen.

Zur Schönheit gehört folglich dreyerley ein Objekt mit sinnlichen Beschaffenheiten; die Einwirkung dieses Objekts in den Sinn; und eine solche Receptivität des empfindenden Wesens, unter welcher ihm die Empfindung gefällt. Da ich noch nicht voraussetzen kann, daß diese Receptivität überall dieselbe sey, daß das Objekt überall einerley Wirkungen hervorbringen und folglich, was mir gefällt, allen gefallen müsse; so habe ich auch bis jetzt noch kein Recht,

das überhaupt und im absoluten Verstande schön zu nennen, was mir schön ist. Oder, die Idee der Schönheit ist wie die Begriffe vom Guten und Bösen, bey deren Bestimmung immer das Subjekt in Anschlag kommen muß, welchem etwas gut oder böse seyn soll. Einerlei Ursachen bringen einerlei Wirkungen nur unter einerlei Umständen hervor; es wäre also zu untersuchen, ob die wesentliche Receptivität zur Empfindung der Schönheit bei allen Menschen einerlei, oder nach der Verschiedenheit der Umstände selbst verschieden ist.

Was von der körperlichen Schönheit gesagt ist, kann vollkommen auf die imaginative Schönheit angewendet werden, die auf einer angenehmen Rührung des innerlichen Sinns beruht, es sey durch Bilder der Phantasie, oder durch die Bewegung des Herzens und der wollenden Kraft. Auch hier ist die Schönheit nicht in dem Bilde der Phantasie, nicht in der Bewegung des Willens, sondern in dem reflectirten Sinne, der Bild und Bewegung schön findet, weil beydes ihn ergötzt. Nach der verschiedenen Stimmung dieses Sinns kann Eine und

die-

dieſelbe Empfindung bald angenehm, bald verdrüßlich ſeyn, wie ein ſcherzhafter Einfall zur ruhigen Stunde uns vergnügt, den wir in einer ernſthaftern Lag, bei wichtigen Beſchäftigungen, oder in der Bewegung des Zorns nicht vertragen können. Eine Handlung deren wir uns bewuſt ſind, und die Entſtehung des angenehmen Gefühls aus dieſem Bewuſtſeyn machen hier das Weſen der Schönheit aus.

Bei der intellektualen Schönheit hat es das Anſehen, als wenn dieſe Vorſtellungsart nicht ſtatt fände. Die höhern Ideen von Ordnung, Moralität, Erhabenheit gründen ſich mehr auf Vernunftſchlüſſe, denen unſer Gefühl nur zu Hülfe kommt; die Schönheit einer tugendhaften Geſinnung ſcheint alſo in ihr ſelbſt zu liegen, nicht bloß in dem angenehmen Eindrucke, welchen ſie hervorbringt, und folglich könnte man behaupten, daß eine erhabene That ſchön wäre für ſich, auch wenn ſie nicht gedacht, nicht empfunden wird. Allein bei einer genaueren Unterſuchung findet ſich hier eben das, was wir bei den übrigen Arten der Schönheit entdeckt haben. Tu-

gend iſt uns zu unſerer Glückſeligkeit nothwendig; eine tugendhafte Handlung hat alſo ihre Vollkommenheit in ſich. Aber das iſt nicht nothwendig, daß ſie auch ſchön befunden wird; die Schönheit derſelben iſt erſt eine Folge unſeres Gefühls, welches von der Natur ſo eingerichtet worden, daß es in ſolchen Fällen mit den moraliſchen Ideen harmoniret, um uns deſto mehr anzuſporen, das Gute zu thun, weil es auch ſchön iſt. Begehrenswerth iſt eine jede erhabene Handlung für ſich, aber das Begehrenswerthe iſt darum nicht immer ſchön. Der eigentliche Sitz dieſer intellektualen Schönheit iſt widerum nicht in der Handlung, die in ſich weiter nichts als gut, als erhaben iſt, ſondern in der Empfindung, die weſentlich ſo beſchaffen iſt, daß ſie durch Erhabenheit und Würde unterhalten und ergötzt wird.

Folgende Sätze wären alſo von allen Arten der Schönheit auſſer Zweifel geſetzt:

Die Schönheit iſt keine innere Eigenſchaft der Dinge, die wir ſchön nennen.

Die Schönheit kömmt nicht den Gegenſtänden für ſich betrachtet zu, wie die Voll-

kom-

kommenheit, ohne Rückſicht auf ein empfindendes Weſen.

Die Schönheit iſt mehr ſubjektiviſcher Natur und bloß eine Verhältniß, in welcher uns etwas gefällt.

Ich glaube nicht, daß ich Gedanken verdrehe, oder viel Lärm um nichts mache, wenn ich mir auf dieſe Art die Idee der Schönheit als ſubjektiviſch vorſtelle. Es wäre mir leicht zu beweiſen, daß meine Gedanken ſehr oft durch den hamburgiſchen Recenſenten verdreht worden; allein der Leſer mag mein aufgeſchlagenes Buch neben die Recenſion legen, und ſelbſt urtheilen. Den Unterſchied zwiſchen allgemeinen und beſondern Schönheiten, auf welchen der Verfolg meines Syſtems gegründet iſt, werde ich bei einer andern Gelegenheit ausführlicher erklären.

Ueber die Laune.

Humour, Witz und Spötterey, sagt Gerard, a sind geschickte Nachahmungen ungereimter und widersinniger Originale, welche uns nicht allein deswegen gefallen, weil sie diese Originale oft weit vollkommener ins Licht setzen, als wir sie selbst würden haben beobachten können; sondern auch, weil sie noch die Annehmlichkeit, welche aus der Nachahmung entsteht, hinzufügen. Alle drey aber sind sehr weit von einander unterschieden und es sollte ein lesenswürdiges Werk seyn, wenn es jemand unternähme, die besondere Natur dieser Dinge auszumachen und ihren wahren Unterschied von einander

a vom Geschmacke Th. 1. Cap. 6.

ander feſtzuſetzen, welches jedoch, weil der Vorwurf überaus neu iſt, nicht ohne Weitläuftigkeit würde geſchehen können.

Die Worte Humour und Laune ſind neu; aber die Sache iſt alt. Das attiſche Salz der Griechen und die Urbanität der Römer waren nichts anders, als ein feiner Humour, womit ſie ihre freundſchaftlichen Zuſammenkünfte würzten. b Nach der Abbildung, welche Longing von dem Hyperedes macht, c. finde ich an dieſem beynahe alle Beſtandtheile eines launiſchen Autors. Unterdeſſen muß man geſtehen, daß die Engelländer, bei welchen der Humour eigentlich zu Haußе iſt, diejenigen ſind, welche zuerſt alle Würkungen deſſelben zuſammengefaßt und mit einem eigenen Namen beleget haben.

Eine Unterſuchung über die Laune anzuſtellen, iſt jetzt kein ſchweres Unterneh-

b *Vrbanitate* ſignificari vides ſermonem Prae ſe ferentem in verbis et ſono et vſu proprium quemdam guſtum vrbis et ſumtam ex converſatione doctorum tacitam eruditionem; denique cui contraria ſit ruſticitas. Quintilianus in Inſtit. VI. Cap. III. p. 425. Ed. Koll.

c Περὶ ὕψους, τμ. λδ'

men mehr, nachdem wir launische Schriften genug haben, aus welchen wir nur das allgemeine herausnehmen dürfen. In der neuen Bibliothek der schönnen Künste und Wissenschaften stehet eine Abhandlung über die Laune, d worin ich das nicht fand, was ich suchte. Ich will also selbst ausgehen und sehen, wo ich es antreffe.

Humour soll von Witze überhaupt, vom komischen Witze, den Sommervile Sneer nennt, insbesondere und endlich selbst von der Ironie und Spötterey unterschieden seyn. Wo soll dieser Unterschied liegen? Congreve sagt: „Humour besteht in einer besondern und unvermeidlichen Art zu thun, oder zu reden, die einem Menschen allein natürlich ist und seine Reden und Handlungen anderer unterscheidet. Home ist damit nicht zufrieden und glaubt, es müsse die Laune etwas unanständiges fassen, was den Humoristen in unserer Achtung verringert.„ Wenn, sagte er, e diese Beschreibung richtig ist, so sind auch herrschende majestäti-

sche

d Im ersten Stücke des drittens Bandes.
e Th. 11. S. 44.

ſche Gebärden Humor, denn ein Menſch unterſcheidet ſich dadurch ſehr von andern; oder auch der natürliche Flus von Beredſamkeit und die Richtigkeit des Ausdrucks, die ſeltene Talente ſind. Nichts, was richtig, oder anſtändig iſt; wird Humour genennt; noch irgend etwas Sonderbares im Charakter, in Worten, oder Handlungen, was man hochſchätzt, oder verehret. Wenn wir auf den Charakter eines Humoriſten Achtung geben, ſo finden wir, daß das Sonderbare dieſes Charakters den Mann in unſerer Achtung verringert; wir finden, daß dieſer Charakter aus Umſtänden entſpringt, die zugleich lächerlich und unanſtändig und deswegen in gewiſſer Maaße belachenswerth ſind. „

Ich glaube, der eine hat ſo wenig durchgehends Recht, als der andere.

Es iſt gewiß, daß jeder Menſch eine ihm eigene, natürliche und unvermeidliche Art zu reden und zu handeln hat, die ihn von allen andern unterſcheidet und dennoch iſt nicht jeder Menſch ein Humoriſt. Das gilt wider Congreve.

Eben so gewiß scheint es mir, daß nicht alle Humoristen durch ihre Laune verächtlich werden. Lafontaine und Schwift waren die größten Humoristen im Charakter und wenn ich das gleich weiß, so wird doch dadurch meine Achtung gegen sie nicht vermindert. Das gilt wider Home.

Ich will unterdessen auf die Beobachtungen dieser Männer bauen und daraus diejenigen Bestandtheile der Humours herleiten, von welchen ich glaube, daß sie zusammengenommen den Begriff desselben ausmachen.

Zum Humour also gehört ein Charakter, der sehr eigenthümlich ist und sich von den gewöhnlichen Charaktern auf eine sehr abstechende Art unterscheidet. Einer Gesinnung, die alle, oder viele Menschen unter sich gemein haben, fehlt das Ansehen der Besonderheit, welches man zur Laune erfordert. Der Charakter des Humoristen weicht daher von der gemeinen Einrichtung seiner Gatung ab, und zwar so, daß er insgemein etwas bizarres und unschickliches enthält, welches aber deswegen nicht allemal lächerlich, oder belachenswerth ist. Es

kann

kann die Unſchicklichkeit wichtig ſeyn, ſie kann uns intreßiren und dann erzeuget ſie weder die Bewegung des Lächerlichen, noch auch immer verächtliche Geſinnungen. Ein wichtiges Ingrediens in dem Charakter eines Humoriſten iſt ferner ein gewiſſer Eigenſinn, der ſich durch Worte und Werke ohne Zurückhaltung an den Tag leget. Ein Humoriſt betrachtet die Gegenſtände immer von beſondern Seiten und äuſſert bei aller Gelegenheit ſolche Einfälle und Neigungen, die ſeiner beſondern Denkungsart gemäß ſind. Er ſpielet alſo entweder, wie Triſtrams Onkel, noch in ſeinem Alter den Soldaten, oder philoſophirt mit dem alten Hn. Shandy ſo lange über die Erziehung ſeines Sohnes, bis dieſer beinahe ſo alt wird, daß er keine mehr bedarf. *f.* Ich habe noch den Mangel der Zurückhaltung zu einem launiſchen Charakter erfordert. Wir können annehmen, daß jeder Menſch ſo viele eigene, auch unſchickliche Phantaſien, Meinungen und Einfälle hat, daß

f S. Life and opinions of Triſtram Shandy von Hn. Lorenz Sterne.

jeder für einen Humoriſten könnte gehalten werden, wenn wir alle ſeine Gedanken wüſten. Allein die meiſten verſtellen ſich, ſie laſſen das Eigene in ihren Geſinnungen nicht blicken und ſind, wie andere Leute auch ſind, oder unterſcheiden ſich doch von ihnen nicht merklich. Ein wahrer Humoriſt hingegen läßt ſich bei jeder Gelegenheit in ſeiner wahren Geſtalt ſehen; ſeine Laune iſt ihm entweder ſo lieb, daß er ſie nicht verbergen will, oder hat ſo viel Gewalt über ihn, daß er nicht kann.

Summiret alle dieſe Beobachtungen und ſetzet ſie in einen Begrif zuſammen, ſo entſteht ein Reſultat, welches beinahe Definition ſeyn möchte: Die Unſchicklichkeit der Geſinnungen eines eigenthümlichen, abſtechenden und eigenſinnigen Charakters, wieſern ſie ohne Zurückhaltung durch Minen, Worte, oder Werke an den Tag gelegt werden, iſt Humor. Aeuſſert ſich dieſer bei wichtigen und ſolchen Dingen, die uns durch große Folgen intereßiren, ſo iſt es ernſthafte Laune; in unbeträchtlichen und unſchädlichen Objekten wird die Laune lächerlich, oder komiſch und gibt den Perſonen,

nen, welchen ſie zukommt eine drollige Geſtalt. Die ernſthafte Laune herſchet vornehmlich in den tragiſchen Geſinnungen, die im Shakſpear ſo häufig vorkommen und von welchen unten ſoll gehandelt werden. Die komiſche Laune wird insgemein verſtanden, wenn man das Wort ohne Zuſatz brauchet und dieſe Bedeutung werden wir auch künftig beybehalten.

Wir eignen einem Volke einen National Humour zu, wenn es ſich durch ſeinen Charakter und beſondere Bizarrerien von andern Völkern ſehr merklich unterſcheidet. Vielleicht kann auch ein Theil von dem, was man Genius Seculi nennet, durch Humour des Jahrhunderts überſetzet werden. Es gibt ferner eine Geſchlechts Laune, wenn Perſonen, die zu einer Sipſchaft gehören, ſich auſſer den Namen noch durch beſondere Züge in den Meinungen, Reden und Handlungen kenntbar machen. Auf dieſe Art kann jeder Stadt, jedem Dorfe, jedem Alter und jedem Stande eine beſondere Laune zugeſchrieben werden. Hier iſt hauptſächlich nur von der perſönlichen Laune die Rede, wodurch ſich ein Menſch von allen

allen Subjekten ſeiner Gattung auszeichnet, es ſey auf eine vortheilhafte, oder lächerliche Art, wenn ſich nur einige Unſchicklichkeit in der Miſchung befindet.

Die Laune in Schriften muß von der Laune im Charakter wohl unterſchieden werden. Eine gutgewählte Nachahmung eines unſchicklichen, eigenſinnigen und meiſtentheils übertriebenen Charakters iſt Laune in Schriften. Hier ſieht man nicht mehr darauf, ob der Autor in ſeinem Charakter ein Humoriſt iſt, wir ſind zufrieden, wenn er nur eine Perſon gut ſpielet. Liſeon nimmt die Perſon eines elenden Scribenten, nebſt einer Denkungsart an, die uns bizarr vorkömmt und ſetzt dieſen Charakter glücklich durch; wir ſagen: er habe launiſch geſchrieben, ohne uns weiter um ſeinen Charakter, als Menſch, zu bekümmern. Addiſen und Arbuthnot, die mit ſo vieler Laune geſchrieben haben, waren in ihren Charakter nichts weniger, als Humoriſten. Der Schriftſteller wähle ſich einen eigenen und einigermaßen unſchicklichen Ton und fahre in dieſem fort, er ſetze ſich in eine beſon-

ſondere Verfaſſung und ſage alles, auch das ungereimte, g was er in dieſem Charakter denket; ſo wird er mit Vorſatz launiſch, da er es hingegen ohne Vorſatz werden kann, wenn ihn ſchon ſein natürlicher Charakter dazu beſtimmt. Humour in Schriften iſt alſo nur eine Gattung des Witzes und der Ironie und darf nicht mit dieſen Dingen verwechſelt werden.

Die Laune kann auch von dem bildenden Künſtler genutzet werden, wiefern ſie ſich in Minen und Geſtalten ſichtbar macht. Hudibras, Ralph, Sidrophel und die Glieder der Cabale ſind von einem Hogarth mit eben der Laune gebildet worden, mit welcher ſie Buttler beſungen. Weil dieſer Geſchmack das unterſcheidungs-

Stück

g Namque eadem, quae, ſi imprudentibus excidant, ſtulta ſunt, ſi ſimulamus, venuſta creduntur. Quinctil. Inſtit. Libr. VI. Cap. III. p. 427. Ed Rott.

Stück der Hogarthiſchen Arbeiten war, ſo hat dieſer berühmte Künſtler die Ehre, daß man die mahleriſche Laune nur ſelten ohne ſeinem Namen nennet.

Die Arten des Humours werden bequemer im folgenden Capitel vom Lächerlichen und Belachenswerthen erkläret

Ueber

Vom Lächerlichen und Belachens werthen.

Das Lachen iſt zuweilen ein Ausdruck der Freude über die Erlangung eines gewünſchten Objekts und überſtiegene Schwürigkeiten; wir lächeln, wenn wir einen Freund unvermuthet antreffen und lachen, wenn wir im Spiel wider unſere Hofnung gewonnen haben. Von dieſer Bewegung iſt hier die Rede nicht; ſondern von derjenigen kützelnden Empfindung welche aus dem Anſchauen lächerlicher Gegenſtände entſpringet. Dieſe Empfindung iſt allemahl angenehm, wenn ſie unſere Seele leer von widrigen Bewegungen findet. a Ein Gemüth, was von Zorn, Rachgier, Wuth, Neid und Haß erfüllt iſt, kann nicht aufgelegt ſeyn, das Gefühl anzunehmen, was

aus-

a Longin ſagt ſchon: ὁ γελως παθος ἐν ἡδονῃ. τμ. λη.

äuſſerlich ein Lachen würket. Oder, wie Home ſagt, b die Bewegung, die ein lächerlicher Gegenſtand erreget, iſt von ſo beſonderer Beſchaffenheit, daß ſie kaum Platz findet, ſo lange die Seele irgend mit einer Leidenſchaft, oder Bewegung beſchäftiget iſt. Eine ruhige Seele iſt dann, wenn ſie von wichtigen Geſchäften befreit iſt, fähig, das Lächerliche zu ſchmecken; ſie wird durch daſſelbe unterhalten, aufgemuntert und zu neuen Thätigkeiten tüchtig gemacht.

Ich muß, ehe ich weiter gehe, eine Stelle herſchreiben, die ich bei einem der gröſten Lacher geleſen habe und die zu weiterem Nachdenken Anlaß geben kan. Das Lachen, ſagt Liſcow, c welches die Satire erreget, gehet den meiſten eben ſo wenig von Herzen, als dasjenige, welches durch eine leibliche Kützelung verurſacht wird. Die Empfindung, welche in unſerem Körper entſtehet, wenn er gekützelt wird, iſt von einer ſehr zweydeutigen Natur und wie angenehm ſie auch ſcheinet, doch mit einer Art des Schmerzens untermiſcht. Mit der geiſtlichen.

b Th. 1. S. 414.
c in den ſatiriſchen Schriften S. 150.

lichen Kützelung hat es eben die Bewandnüß und das Vergnügen, was eine Satire ihren Lesern giebt, ist fast allemal mit einem heimlichen Verdruße vergesellschaftet. Ich halte diese Bemerkung nicht für einen bloßen Einfall; sie ist eine Vorspukung von dem Unterschiede unter dem Lächerlichen und Belachenswerthen, welchen ich bald aus dem Quintilian und Home erklären werde.

Wenn ich die Ideen der berühmtesten Beobachter vom Lächerlichen mit einander vergleiche und dasjenige abziehe, worinnen sie sich unterscheiden; so wird das, was übrig bleibt, ohnstreitig der wahre Begriff seyn, den ich suche.

Das Lächerliche, sagt Aristoteles, d ist ein Fehler, oder Uebelstand, der aber mit keinem Schmerze und noch weniger mit dem Untergange der Person verknüpft ist, die ihn an sich hat; so wie ein Gesicht, das ohne Schmerzen der Person häßlich, oder ungestalt ist, uns lächerlich dünket. Ich finde in dieser Erklärung das Dunkle und

d im fünften Cap. der Poetik. Die Abhandlung des Riadius habe ich nicht gesehen.

und Unvollſtändige nicht, was Home e in derſelben gefunden hat.

Oder, wie Batteux und Kamler die Stelle des Philoſophen auslegen: f Lächerlich iſt ein jeder Fehler, der eine gewiſſe Unförmlichkeit hervorbringt, ohne ſchmerzhafte Bewegung, und keinem Menſchen zum Untergange gereicht, ſelbſt demjenigen nicht, bey welchem ſich der Fehler findet: denn wenn er den Untergang drohete, ſo könnte er keinen Menſchen zu lachen machen, der irgend ein gutgeartetes Herz hat.

Cicero findet den Sitz des Lächerlichen in dem Häßlichen und Unanſtändigen. g

Quintilian unterſcheidet das Lachen von dem Auslachen; jenes verurſacht bloß eine luſtige und fröliche Bewegung; dieſes aber eine kützelnde Empfindung, mit Verachtung verbunden. Jenes gilt vom Lächerlichen; dieſes vom Belachenswerthen. h

Home

e Th. II. S. 44.
f Einleitung in die ſchönen Wiſſenſchaften. B. II. S. 250.
g de oratore 2.
h Neque enim acute tantum ac venuſte, ſed ſtulte, iracunde, timide dicta aut facta ridentur. Ideoque anceps ejus rei ratio eſt,

Home erfodert zum Lachen einen unbeträchtlichen, kleinen, oder läppiſchen Gegenſtand, der von der allgemeinen Einrichtung ſeiner Gattung abweichet, einen Umſtand, der wider die Regel iſt, einen merklichen Mangel, oder etwas merklich übertriebenes; zum Beiſpiel ein ſehr langes Geſicht, oder ein ſehr kurzes. Nichts, ſagt er, iſt lächerlich, was richtig, angemeſſen, wohlanſtändig, ſchön, proportionirt, oder gros iſt. i

Gerard der Gegenſtand des Lachens iſt Ungereimtheit, oder ungewöhnliche Miſchung von Verhältnis und Widerwärtigkeit in den Dingen. Oder, noch deutlicher; dieſes Gefühl wird durch einen Widerſpruch und eine Disharmonie von Umſtänden in einem und demſelben Gegenſtande; oder in ſolchen Gegenſtänden, welche

quod a *deriſu* non procul abeſt *riſus*. Habet enim, vt Cicero dicit, ſedem in deformitate aliqua et turpitudine. Quæ quum in aliis demonſtrantur, vrbanitas; quum in ipſum dicentem recidunt, ſtultitia vocantur. Inſt. L. V. Cap. III. p. 482. Ed Rollin.

i Grundſätze der Critik Th. 1. S. 413.

k Verſuch vom Geſchmacke Th. 1. Cap. 6.

in ihren HauptEigenſchaften ein nahes Verhältniß haben; oder durch eine unerwartete Aehnlichkeit, oder Verwandſchaft unter ſolchen Dingen, die einander überall entgegengeſetzt und unähnlich ſind, rege gemacht und gekützelt.

Kürzer und eben ſo deutlich Duſch: *l* Das komiſche (oder lächerliche) beſtehet darinnen, wenn Dinge zuſammen vereiniget werden, die keine Proportion gegen einander haben.

Batteux und Schlegel: *m* Das Lächerliche beſteht in Fehlern, welche Scham erwecken, ohne Schmerz zu verurſachen. Es beſteht, die Sache kurz zu faſſen, darinnen, daß es Dinge zuſammenpaart, die nicht beſtimmt ſind, ſich beyeinander zu finden. Und das Lächerliche in den Sitten iſt eine Misgeſtalt, welche dem Wohlſtande, der eingeführten Gewohnheit, oder ſelbſt der Moral der geſitteten Welt anſtößig iſt.

Das

l in den kritiſchen Schriften S. 112.
m Einſchränkung der ſchönen Künſte auf einen Grundſatz S. 178.

Das Lachen, sagt Moses, a gründet sich auf einen Contrast zwischen einer Vollkommenheit und Unvollkommenheit; nur, daß dieser Contrast von keiner Wichtigkeit seyn und uns nicht sehr interessiren muß, wenn er lächerlich seyn soll. Man nennet einen solchen Contrast eine Ungereimtheit und sagt daher, ein jedes Lächerliche setze eine Ungereimtheit zum voraus. Ein jeder Mangel der Uebereinstimmung zwischen Mittel und Absicht, Ursache und Wirkung, zwischen dem Carakter eines Menschen und seinem Betragen, zwischen den Gedanken und der Art, wie sie ausgedrückt worden; überhaupt ein jeder Gegensatz des Großen, Ehrwürdigen, Prächtigen und Vielbedeutenden, neben dem Geringschätzigen, Verächtlichen und Kleinen, dessen Folgen uns in keine Verlegenheit setzen, wird lächerlich.

Wir wollen jetzt diese Begriffe summiren und das Capital berechnen, was sie uns gewähren, nach Abzug alles dessen, was etwa nicht allzu liquid seyn möchte.

a Philos. Schriften Th. II. S. 22. f.

Kein Gegenſtand iſt lächerlich, der uns mit groſſen und erhabenen Ideen füllet. Wenn wir ſogar etwas lange genug für klein gehalten und belacht haben und es ſich fügt, daß wir hernach die Wichtigkeit deſſelben durch vortheilhafte, oder ſchädliche Folgen erkennen; ſo wird die Scene verändert und wir hören auf, zu lachen. Nur ein leichtſinniges Gemüth hält Dinge für Kleinigkeiten, die wichtig ſind und wird alſo oft zum Lachen bewegt, wo ein geſetzter Mann ernſthaft ſeyn und ein zährtliches Auge weinen würde.

Die Seele wird müde, wenn ſie ſich lange genug mit beträchtlichen Gegenſtänden unterhalten hat; ſie will alſo ausruhen, aber ausruhen, ohne unthätig zu werden. Unſer Trieb immer beſchäftigt zu ſeyn verurſacht in unſerer Seele eine fugam vacui und leidet, ſo lange wir wachen, keine völlige Abweſenheit angenehmer, unangenehmer, oder zweydeutiger Empfindungen. Die lächerlichen Objekte ſind alſo von der Natur dazu beſtimmt, das Leere auszufüllen und uns zu unterhalten, wenn wir nichts wichtiges zu denken haben; eben deswegen muß

auch

auch ein lächerlicher Gegenſtand nothwendig, als klein und unbeträchtlich vorgeſtellt werden, doch ohne pöbelhaft zu ſeyn. Ein Verbrechen, was nach den Geſetzen mit einer peinlichen Strafe geräcbt wird, kan ſeine lächerlichen Seiten und Verhältniße haben; an ſich iſt es nicht lächerlich.

Ein lächerlicher Gegenſtand darf alſo keine ſtarke und ernſthafte Leidenſchaft erregen; ſeine Wirkung ſchleicht ſich nur in eine ruhige Seele, die ſie offen findet und erſchüttert ſolche durch eine angenehme Kützelung. Sobald uns ein Gegenſtand intereßiret, uns mit Haß, oder Liebe erfüllet: ſo hört er auf, lächerlich zu ſeyn.

Ein lächerliches Objekt muß ferner etwas Unſchickliches, eine Ausnahme von der Regel faſſen und von der gemeinen Einrichtung ſeiner Gattung merklich abweichen. Niemand würde den bunten Aufzug eines Polichinello, oder Don Faſtidio du Faſtidii belachen, wenn eine ſolche Tracht überall gewöhnlich wäre. Und eben daher ſol-

o S. die Nouveaux Memoires et obſervations ſur l'Italie et les Italiens, unter dem Titel Naples.

get, daß das Lächerliche einigermaßen ungewöhnlich seyn und für uns wenigstens das Ansehen der Neuheit haben muß. Einen witzigen Einfall belachen wir einmal und noch einmal; so bald er anfängt, alt zu werden, lachen wir nicht mehr. Selbst das Regelmäßige kan lächerlich werden, wiefern es ungewöhnlich ist und eben dadurch ungereimt scheinet. Denn alles das nennen wir ungereimt, was von der ordentlichen Beschaffenheit seiner Art abweichet, ohne durch seine Abweichung für uns wichtig und interessant zu werden. In einem Lande, wo die Menschen auf den Köpfen giengen, würde man über einen Fremdling lachen, der sich seiner Füsse bediente, wie wir. Daher kömmt es, daß wir an uns selbst, wo sich ohnehin die Eigenliebe mit ins Spiel mischet, an unsern Freunden und überhaupt an denen, die wir täglich sehen, das Lächerliche oft nicht finden, was andere an ihnen gewahr werden. Daher kommt es ferner, daß wir mehr durch das Lächerliche in Handlungen gereitzt und länger unterhalten werden, als durch dasjenige, was wir an Körpern wahrnehmen. Körper bestehen

ſtehen vor ſich und ſind, ſo oft wir ſie ſehen, einmal wie zum andernmal. Eine Handlung aber iſt tranſitoriſch und hat, ſo oft ſie wiederhohlt wird, wenigſtens den Schein der Neuheit. Sie kan durch unendliche Verhältniſſe abgeändert werden und jede Abänderung giebt neuen Stoff zum Lachen. Ueberhaupt iſt die Bewegung des Lachens etwas tranſitoriſches und kan nicht allzulange anhalten. Herr Leßing hat hieraus eine vortrefliche Anmerkung für die Kunſt gezogen. Alle Erſcheinungen, ſagt er, p zu deren Weſen wir es nach unſern Begriffen rechnen, daß ſie plötzlich verſchwinden, daß ſie das, was ſie ſind, nur einen Augenblick ſeyn können; alle ſolche Erſcheinungen, ſie mögen angenehm, oder ſchrecklich ſeyn, erhalten durch die Verlängerung der Kunſt ein ſo widernatürliches Anſehen, daß mit jeder wiederholten Erblickung der Eindruck ſchwächer wird, und uns endlich vor dem ganzen Gegenſtande ekelt, oder grauet. La Mettrie, der ſich als einen zweeten Demokrit mahlen und

p Laokoon S. 25.

ſtechen laſſen, lache nur die erſtenmale, die man ihn ſieht. Betrachtet ihn öfter und er wird aus einem Philoſophen ein Geck; aus ſeinem Lachen wird ein Grinſen.

Noch eine Betrachtung aus dem Laokoon, weil ich ihn eben aufgeſchlagen habe. Herr Leßing glaubt, q das Edelhafte könne mit dem Lächerlichen vermiſcht und dieſes durch jenes vermehret werden. Er führet das Wieſel, welches den Socrates in ſeinen aſtronomiſchen Beſchauungen unterbrach, r und die Hottentottiſche Erzählung, Tqvaſſouw und Knoumqvaiha, s zum Beyſpiel an, und behauptet, daß Vorſtellungen der Würde, des Anſtandes, mit dem Edelhaften in Contraſt geſetzet lächerlich werden. Ich behaupte es auch; nur muß das Edelhafte weder allzuſinnlich, noch durch ſich ſelbſt ſinnlich ſeyn und nicht ſtärker würken, als das Lächerliche; wir möchten ſonſt, an ſtatt zu lachen, nach Spiritus rufen. Auch verbietet uns die Delicateſſe unſerer Landesleute manche Vorſtellungen, deren

q S. 219.
r S. die Wolken des Ariſtophanes v. 170. f.f.
s aus dem Connoiſſeur Vol. I. no. 21.

deren ſich ein Engelländer nicht ſchämen darf. Darf wohl ein Deutſcher ſo ſchreiben, wie Buttler vom Hudibras? „ Sein „ Rücken, oder beſſer ſeine Bürde, ſchien „ unter ihrer eigenen Laſt ſich zu beugen. „ Denn wie Aeneas ſeinen Vater auf den „ Schultern durch das Feuer trug, alſo „ trug unſer Ritter nicht weniger ein Pack „ von ſeinem eigenem Hintern auf dem „ Rücken, welches, aus Mangel eines „ Schwanzriemens, ihm anfieng beynahe „ über den Kopf hervor zu ſtechen. Aber „ zum Gegengewichte trug er von vorn einen „ Wanſt von gleicher Ausdehnung, für „ welchen er eine beſondere Liebe hegete „ und ſorgfältig zuſah, daß derſelbe mit „ nahrhaften Speiſen, wie man ſie auf „ dem Lande haben kan; als mit Eyerku„ chen, Buttermilch, Sahne und andern „ Victualien, wovon wir das mehrere „ beyzubringen gedenken, wenn wir von „ ſeinen Hoſen, der Speiſekammer, wo „ er ſie aufhob, handeln werden, ſtets „ vollgeſtopft ſeyn möchte. [s] „

Hier

[s] Im erſten Geſange, S. 21. nach der ſchönen Ueberſetzung des Herrn Waſer.

Hier ſind alſo die Materialien zu der Beſchreibung, die wir geſucht haben. Das Lachen, wiefern es der Seele zukömmt, iſt eine angenehme Bewegung, die in einem ſonſt ruhigen Gemüthe aus der Empfindung eines lächerlichen Objekts entſtehet und mit keinen ſtarken Begierden verbunden iſt; und ein lächerliches Objekt iſt ein ſolches, was uns die Vorſtellung einer unbeträchtlichen, unintereßanten und nicht allzugewöhnlichen Ungereimtheit darbietet.

Die Gegenſtände, welche lächerlich werden können, ſind Sachen, Perſonen, Eigenſchaften, Handlungen, Gedanken und Ausdrücke. Succeßive Produkte ſchildern das Lächerliche in Handlungen, oder in Körpern andeutungsweiſe durch Handlungen. Für ſich beſtehende Werke bilden das Lächerliche in Körpern, oder in Handlungen andeutungsweiſe durch Körper.

Lächerliche Gegenſtände ſind entweder blos lächerlich, wenn ſie nur eine angenehme Kützelung würken, oder belachenswerth, wenn ſie ein Hohngelächter, mit Verachtung gemiſcht, verurſachen. Das

Lächer-

Lächerliche entſpringt aus einer kimpeln Ungereimtheit, die weiter nichts unanſtändiges bey ſich führet; das Belachenswerthe aber aus dem Unſchicklichen in dem moraliſchen Charakter und aus unwürdigen Handlungen, die nicht wichtig genug ſind, um Abſcheu zu erregen. Ein lächerlicher Gegenſtand, ſagt *Home*, „ iſt blos luſtig; ein belachenswerther iſt zugleich luſtig und verächtlich. Der erſte wirkt eine Bewegung zum Lachen, die ganz ergötzend iſt; die Bewegung, die der andere erregt, wird durch die Bewegung der Verachtung beſtimmet und die vermiſchte Empfindung, die daher entſpringt, iſt theils ergötzend, theils verdrüßlich. Ich rächе mich wegen des Verdruſſes, den mir ein belachenswerther Gegenſtand verurſacht, durch ein höhniſches Lachen. Ein lächerliches Objekt hingegen verurſacht mir keinen Verdruß; es iſt völlig ergötzend, durch eine gewiſſe Kützelung, die man äuſſerlich durch ein frohes Lachen ausdrückt.

In

„ Th. I. S. 415.

In den Künſten hat man zween Wege, um das Lächerliche hervorzubringen. Entweder der Artiſt nimmt ſelbſt eine lachende Mine an, er lacht zuerſt und wir andern folgen ihm nach; oder er thut ganz ernſthaft aus, bearbeitet aber ſeine Gegenſtände ſo, daß ſie nothwendig lächerlich werden müſſen, und läßt uns alſo das Vergnügen zuerſt zu lachen. Das letzte iſt Ironie, welche uns deſto angenehmer unterhält, je weniger ſie der Künſtler im Sinne gehabt zu haben ſcheinet, und die Bewegung des Lachens deſto ſicherer hervorbringt, da ſie uns einen zwiefachen Contraſt anbietet, den einen in der Ungereimtheit der Sache ſelbſt und den andern in der ernſthaften Mine des Meiſters.

Um dieſe Theorie für den Lehrling brauchbarer zu machen, ſetze ich einige Beobachtungen her, durch welche die verſchiedenen Kunſtgriffe beſtimmt werden, deren ſich der Artiſt bedienet, um das Lächerliche auszubilden und die zugleich als Arten des Humours und der Ironie gelten können. Dergleichen ſind:

Scherz-

Scherzhafte Bilder, luſtige Züge, auf eine widerſinnige Art gemiſcht und eben ſo drolligt colorirt.

„ Es gibt eine gewiſſe, hochgewachſene, langbeinigte und zur Verwunderung „ ſchnelle Dame, Fama genannt. Dieſelbe lebt, gleich dem magern Chamäleon „ von Luft und ſpeiſet ihre eigene Worte. „ Sie trägt an den Schultern ein paar „ Flügel, wie hangende Ermel, die durch „ und durch mit Ohren und Augen und „ Zungen gefüttert ſind. Vermittelſt derſelben durchfliegt ſie den ganzen Luftkreis „ und bringt oft Lügen mit. Sie iſt, wie „ morgenländiſche Tauben, mit Briefen „ und Mercuren aus den entfernteſten Ländern behangen, auch mit Calendern und „ Zeitungen, die zur Regel dienen, wie „ man lügen ſoll. Um den Hals trägt ſie „ ein Felleiſen, mit Nachrichten von allerley Gattung, ſtinkenden und friſchen, „ befrachtet; Nachrichten von Leuten, die „ herumgewandelt, nachdem ſie ſchon geſtorben waren; von Kühen, die erſchreckliche Misgeburten geworfen; von Hagelſteinen, ſo gros wie Hüner-Ever; von

Hunden

„ Hunden mit zweymal zwey Beinen; von
„ einem Cometen gegen Westen, den we-
„ nigstens sechs, oder sieben Personen ge-
„ sehen u. s. w. Sie stößt in zwo Trom-
„ peten, aber von ganz ungleichem Schal-
„ le, auf einmal: Ob aber in beyde mit
„ gleichem Winde, oder in die eine mit
„ Winde von vorne, und in die andere von
„ hinten, das weis ich nicht und kann nur
„ soviel sagen, daß die eine sehr häßlich,
„ die andere hingegen lieblich klinget. Da-
„ her auch gemeine Scribenten die eine die
„ gute und die andere die schlimme Fama
„ nennen. „

Hudibras.

Ungereimte Ursachen, die mit der Handlung auf eine lustige Art contrastiren.

Vingt fois le jour le bon Grégoire
A soin de fermer son armoire.
De quoi penses vous qu'il a peur?
Belle demande! qu'un voleur
Trouvant une facile proie,
Ne lui raville tout son bien?

Non

a im vierten Gesange S. 173.

Non: Gregoire a peur qu'on ne voie,
Que dans ſons armoire il n'a rien.

Kürzer und beſſer Herr Leßing: w

Fabull verſchließet alle Küſten
Vor Freunden, Dienern, Weib und Kind,
Damit ſich niemand läßt gelüſten,
Zu ſehen, daß ſie ledig ſind.

Verwechſelung der Verhältniſſe und der Beſtimmungen.

Im Eſſen biſt du ſchnell, im Gehen biſt du faul.
Iß mit den Füſſen, Freund, und nimm zum Gehn das Maul.
Leßing. x

Verbindung kleiner Dinge mit groſſen, als wenn ſie von gleicher Wichtigkeit wären.

Man muſte ſie y im Harnſch, mit Helm und Lanze,
Beim Ritterſpiel, beim kriegeriſchen Tanze

w im erſten Th. ſeiner Schriften, S. 206.
x Th. I. S. 214.
y die Pallas.

Und im Kontusch dem Zevs Manschetten nähn
Marlin durchziehn und Handschuh würken sehn;
Da sah man sie im vollen Glanze.
Wieland. z

Sneer, oder kleine Dinge über alle Proportion groß gedacht.

Ὀυχ ὀυτω νωτοισιν ἐβαςασε φορτον ἐρωτος
Ταυρος ὁτ' Ἐυρωπην δια κυματος ἠγ ἐπι Κρητην,
Ὡς ἐμ' ἐπιπλησας ἐπινωτιν ἠγεν ἐς οἰκον
Βατραχος, ὑψωσας ὠχρον δεμας ὑδατι λευκω. a

Ungereimtheit in Unterscheidungen, wo einem Gedanken ein anderer entgegengesetzt wird, der im Grunde mit dem ersten einerley ist.

Sagt nicht, daß seiner Frau, dem Inventar der Zeit,
Sertor den Tod gewünscht. Was sonst? die Ewigkeit.
Leßing b

Ver-

z komische Erzehlungen S. 43.
a aus der Batrachomyomachie.
b Th. 1. S. 106.

Vereinigung entgegengeſetzter Dinge.
Damit er einſt was kann von ſeinen
Aeltern erben,
So laſſen ſie ihn jetzt vor Hunger
weislich ſterben.
Leßing c

Vergröſſerung der Handlungen, Sachen und Geſtalten, luſtige Uebertreibung, in der Mahlerey Carricatur.

„ Jetzo bearbeiteten der Ritter und der
„ Stallmeiſter ihre lebendigen Maſchinen
„ aus allen Kräften und hielten nicht ſtil-
„ le, bis ſie das fatale Feld erreichet hat-
„ ten, wo damals der Feind campirte,
„ jene grauenvolle pharſaliſche Ebene, wo
„ mächtige Thiere und kühne Auxiliar Trup-
„ pen, die ihren Brüdern zu Hülfe kamen,
„ im verderblichen Streite ſich meſſen ſoll-
„ ten. „

Hudibras. d

Anticlimax, Abfall von dem Groſſen auf das Kleine. e

c Th. 1. S. 109.
d im zweeten Geſange, S. 56.
e S. den Pope Th. 11. S. 74. f. f.

Not youthful kings in battle ſeiz'd alive,
Not ſcornful virgins, who their charms ſurvive,
Not ardent lovers robb'd of all their bliſs,
Not ancient ladies when refus'd a kiſs.
Not tyrants fierce that unrepenting die,
Not Cynthia when her manteau's pinn'd awry,
E'er felt ſuch rage, reſentment, and deſpair,
As thou, ſad virgin! for thy ravish'd hair.

Pope. f

Große Dinge, von ſolchen Seiten gedacht, wo ihre Größe mit einer unendlichen Kleinigkeit abſticht, wie z. E. Jupiter und Juno in ihrem Hausweſen und Ehebette:

Wer ihn für glücklich hielt, der ſah die Dame nicht
Im Schlaf Gemach und hinter den Gardinen —
Wo Juno lag, da ſchlief ſichs ſelten viel,

Da

f im Raub der Haarlocke Geſ. IV.

Da ließ die ganze Nacht, als wie ein Glockenſpiel
Sich ihre ſchöne Stimme hören;
Und konnte gleich bei ihren Sittenlehren
Der Mann ſich oft des Schlummers nicht erwehren,
So wuſte ſie ihn doch bald wieder aufzuſtören,
Und überſchrie, wenns ihr gefiel,
Sogar die Nachtmuſik der Sphären.
Wieland. g

Wie lang iſts wohl,
Daß man mit Ganymed und Amor dich,
Den Donnerer, beim Gänſeſpiel erſchlich?
Fi! Herr Gemahl, es iſt nicht zu ertragen!
Iſt das auch eine Lebensart
Für jenen Gott, durch den die Rieſen fielen?
So alt, ſo einen großen Bart.
Und noch mit kleinen Buben ſpielen!
Eben derſelbe. h

g komiſche Erzehlungen S. 206. f.
h. S. 130.

Luſtige Disproportion zwiſchen Mittel und Abſicht, oder zwiſchen der wahren und erdichteten Abſicht.

Kaum ſieht er den Donner den Himmel umziehen,
So flieht er in den Keller hinein.
Ihr glaubet, er ſuche, den Donner zu fliehen;
Ihr irrt euch, er ſuchet den Wein.

Leßing. i

Disproportion zwiſchen Effekt und Urſache.

Warum zog das erzürnte Paar,
Siſtan und wer ſein Gegner war,
Die Degen aller Welt zum Schrecken?
Sie friedlich wieder einzuſtecken.

Leßing. k

Diſproportion zwiſchen den Gedanken und dem Ausdrucke, feyerliche Sprache bei unbeträchtlichen Dingen, wenn man, wie Heineke den Longin bei einer andern Gelegenheit ſagen läßt, mit groſſen Paus Backen in eine kleine Kinder Trompete ſtößt.

„ Erſt

i Th. 1. S. 202.
k Th. 1. S. 195.

„ Erſt zog er ſeine Todbeſchwängerten
„ Piſtolen zwiſchen dem Leben erhaltenden
„ Proviante hervor und verſah ſie mit Zünd
„ Pulver. Nachdem dieſes geſchehen war,
„ arbeitete er mächtig, den Degen von
„ der rückhältigen Scheide loszumachen
„ und nach vielen Bemühungen gelang es
„ ihm endlich, denſelben vom roſtigen Ker-
„ ker frey zu bekommen. Alsdann erſchüt-
„ terte er ſich ſelbſt, dieſe tapfern Waffen,
„ mit Anſtande von der Scheide los, zu
„ betrachten, ſtand auf der Seite des Steig-
„ bügels mit ſeinem verzweifelten Fuße auf
„ und ſchaute, gleich einem Cometen, dem
„ Köder eines annahenden Krieges, Blut
„ und Verderben drohend, umher. „

Hudibras. l

Luſtige Anwendung einer Stelle aus einem Buche wider die Meinung des Autors.

„ Plinius hat ſchon lange angemerket,
„ daß die Eſel keine Läuſe haben und wem
„ es gegeben iſt, den heimlichen Sinn,
„ dieſer nach dem Buchſtaben ungegründeten

l im zweiten Geſange S. 57.

„ Regel zu faſſen, der ſieht wohl, daß Pli-
„ nius nichts anders ſagen wolle, als daß
„ ein elender Scribent von ſeinen Män-
„ geln nicht die geringſte Empfindlichkeit
„ habe. „

Liſcow. m

Sagt nicht, die ihr Dorinden kennt,
Daß ſie aus Eitelkeit nur in die Kir-
che rennt,
Daß ſie nicht betet und nicht höret,
Und andre nur im Beten ſtöret.
Sie hat, mein Ohr iſt ſelber Zeuge;
Denn ihre Schönheit geht allmälich
auf die Neige.
Sie hat, mit brünſtigen Geberden:
Laß unſer Angeſicht, Herr, nicht zu
Schanden werden.

Leßing. n

Zuſammenſetzung ganz entfernter Dinge in eine Gattung.

„ Die

m Satyriſche Schriften S. 492. Man leſe auch im Mährgen von der Tonne die Ausſchweifung über die Herren Criticos. S. 107. der Zürcher Ausgabe.
n Th. I. S. 213.

„ Die Weise, deren sich die Philoso-
„ phen zu allen Zeiten bedienten, um von
„ den Leuten gehört zu werden, war diese,
„ daß sie gewisse Gebäude in die Luft auf-
„ geführet haben, um sich dadurch über
„ den Pöbel zu erheben. Unsere Vorfah-
„ ren haben deswegen zur Aufmunterung
„ aller ruhmbegierigen Abentheuer dienlich
„ erachtet, drey hölzerne Maschinen auf-
„ zurichten, welche denen, die gerne viel
„ und ohne Widerspruch reden wollen, zu
„ statten kommen sollten. Es sind solche
„ die Kanzel, die Leiter und die Schau-
„ bühne u. s. w. „

Swift. *

Drollichte Vergleichung unähnlicher Dinge.

„ Die Weisheit ist ein Fuchs, welcher
„ nach vielem Jagen dennoch zuletzt aus
„ seinem Loche muß hervorgegraben wer-
„ den. Sie ist ein Käse, der desto besser
„ ist, je eine härtere Rinde er hat und
„ woran nach dem Urtheil der gröstem Ken-
„ ner die Maden das beste sind. Sie ist

* Einleitung zu dem Mährgen von der Tonne.

„ eine kalte Schale, welche immer ſüßer
„ wird, je tiefer man auf den Boden kommt.
„ Sie iſt eine Henne, auf deren Gachſen
„ wir Achtung geben und es nicht ge-
„ ring ſchätzen müſſen, weil es ein Zeichen
„ iſt, daß ſie ein Ey geleget hat. End-
„ lich ſie iſt auch eine Nuß, welche, wenn
„ ſie nicht mit einiger Sorgfalt ausgeleſen
„ wird, auch wohl einen Zahn koſten und
„ dann zur Belohnung eine Made anbieten
„ mag.

Swift. „

„ Die ganze Welt iſt nichts anders,
„ als eine groſſe vollſtändige Kleidung, wo-
„ durch alle Dinge bekleidet werden. — —
„ Das Land iſt ein feines Oberkleid,
„ grün aufgeſchlagen. Und die See, was
„ iſt ſie anders, als eine Weſte von Waſ-
„ ſer Taffet? der Menſch iſt die kleine
„ Welt, oder vielmehr eine völlige Klei-
„ dung, mit der ganzen Ausſtaffirung.
„ Auch die Eigenſchaften der Seele tragen
„ das ihrige dazu bei, eine ordentliche Klei-
„ dung auszumachen. Zum Exempel, iſt
„ die

„ angeführten Orte.

„ die Religion nicht ein Mantel? die Red-
„ lichkeit ein paar Schuhe, die im Kothe
„ ausgetreten worden? die Eigenliebe ein
„ Surtout? die Eitelkeit ein Hemd? und
„ das Gewiſſen ein paar Hoſen, welche
„ zwar zur Bedeckung der Ueppigkeit und
„ der Unfläterey gemacht ſind, aber gar
„ leicht zum Dienſt beyder können herun-
„ ter gezogen werden. „

Eben derſelbe. q

„ So ſprach der Held und ſtieß ſeinem
„ Gaule, wie ehemals der phrygiſche Rit-
„ ter dem trojaniſchen Pferde, den roſtigen
„ Sporn in den Leib und gerade ſoviel ver-
„ doppelte der Gaul deswegen ſeinen Schritt.
„ — — So ſah ich einſt einen mit be-
„ waffneter Ferſe auf einer Republik reiten;
„ aber je mehr er ſties und ſpornte, deſto
„ weniger wollte die ſtätige Mähre vom
„ Flecke weichen. „

Hudibras. r

Das Allgemeine auf beſondere und kleine Fälle zurückgeführet.

Noch

q Mährchen von der Tonne, zweites Kapitel.
r im erſten Geſange, S. 49. 50.

Noch flammt der Streit, den Eris angeſchürt.
Und, denke, nicht um Kleinigkeiten;
Nicht was die Linien im Buch Yekim bedeuten?
Wie viele Cherubim mit ſchön vergoldten Schwingen
Durchs Oehr der feinſten Nadel giengen?
Ob Dudeldum, ob Dudeldey
Der gröſsre Triller Schläger ſey?
Ob Scaramuz, ob Scapin beſser tanze?

Wieland. s

„ In der Logik war er ein groſser
„ Criticus; und die Analytik verſtand er
„ aus dem Grunde. Er hätte es unter-
„ ſtanden, durch bündige Schlüſſe zu er-
„ härten, ein Menſch wäre kein Pferd,
„ bewies auch, ein Geyer wäre nicht ein Vogel;
„ und daſs ein Lord wohl eine Eule, ein
„ Kalb ein Rathsglied, eine Gans ein
„ Richter und diebiſche Dolen Commiſſarien
„ und Bevollmächtigte ſeyn möchten. „

Hudibras. t

Eine

s Komiſche Erzählungen S. 7. 8.
t Erſter Geſang, S. 8.

Eine Gattung durch Umſtände beſchrieben, die ſich nur an einigen einzelnen Dingen befinden.

Man leſe die Probe eines deutſchen Wörterbuchs vom Herrn Rabener; dieſer ganze Aufſatz iſt ein Beiſpiel des bemerkten Kunſtgriffs.

Folgerung ungereimter Dinge aus einer angenommenen Meinung.

„ Wenn Hans auf der Gaſſe gieng, „ ſo hielt er die Augen feſt zu; und ſo er „ mit dem Kopfe wider eine Pfoſte rennte, „ oder in eine Pfütze fiel und ihn die muthwilligen Jungen darüber auslachten, ſo „ ſagte er ihnen: daß er ſich dem Verhängniſſe, welches dieſen Stoß, oder Fall „ über ihn beſchloſſen gehabt, mit völliger „ Gelaſſenheit unterwerfe; er wiſſe aus „ langer Erfahrung, wie vergebens es ſey, „ ſich demſelben zu widerſetzen und wer „ dieſes thun wollte, der dürfte ſich immer „ darauf verlaſſen, mit einer blutigen Naſe, oder mit einem zerquetſchtem Beine „ davon zu kommen. Alſo ſagt er, war es „ einige Tage vor der Schöpfung beſchloſſen, daß meine Naſe und dieſe Pfoſte

einan-

„ einander begegnen ſollten. Daher die
„ Natur für gut befand, uns beide zu glei-
„ cher Zeit in die Welt zu ſchicken und uns
„ zu Landsleuten und Mitbrüdern zu ma-
„ chen. Hätte ich nun meine Augen offen
„ behalten, ſo würde wohl allem Anſehen
„ nach, die Sache noch weit ſchlimmer ab-
„ gelaufen ſeyn u. ſ. w. „

Dieß ſind lauter lächerliche Folgen, die Swift „ aus der Lehre von der Prädeſti-nation mit einer ungemeinen Laune zu zie-hen gewuſt. Dieſe Art des ſatyriſchen Wi-tzes wird insbeſondere Spötterey genennt. Noch ein Beyſpiel:

„ Wenn der Herr Prof. Philippi den
„ König von Polen nur von ferne ſiehet;
„ ſo bekömmt er durch dieſes Anſchauen ein
„ Bild, wie die Auserwehlten durch das
„ Anſchauen Gottes am höchſten werden
„ beglückſeliget werden. Er iſt glücklich.
„ Aber nimmer würden ſo vortrefliche Wor-
„ te aus ſeinem beredten Munde gegangen
„ ſeyn, wenn er ſich erinnert hätte, daß,
„ wie die gemeine Rede gehet, noch kein
„ Auge

„ im eilften Kap. des Mährgens von der Tonne.

„ Auge geſehen, kein Ohr gehöret und in
„ keines Menſchen Herz kommen iſt, was
„ Gott bereitet hat, denen, die ihn lieben.
„ Paulus, meine Herren, ward, wie ſie
„ wiſſen, bis in den dritten Himmel ent-
„ zückt und kam ſo klug wieder, als er hin-
„ gegangen war. Was meinen Sie, wür-
„ de uns Philippi nicht vor ſchöne Sachen
„ erzählen, wenn ihm ein ſolches Glück be-
„ gegnen ſollte, da er ſchon durch das blo-
„ ße Anſchauen ſeines Landes Vaters mehr
„ gelernet, als Paulus im Paradieſe?
„ Sollte man nicht aus ſeinen Worten ſchlie-
„ ßen, daß Paulus nur immer zu Hauſe
„ bleiben und die weite Reiſe ſparen kön-
„ nen?

Liſcow v

Lächerliches Verſprechen und Gelübde unter dem Scheine der Wichtigkeit.

Komm ich vom Lager auf und giebt
GOttFried im Staat,
Gelobt der kranke Star, ſo werd ich
ein Soldat.

Leßing. w

Vor-

v S. 164. und 214. f. f.
w Th. 1. S. 205.

Vorſtellung einer Unmöglichkeit, als wenn es etwas mögliches wäre und nur auf uns ankäme.

O Redner lege doch dein Maul erſt in die Falten,
Dein Maul, das ſo erbärmlich ſpricht.
Eh du mir einſt die Parentation ſolſt halten,
Wahrhaftig lieber ſterb ich nicht.

Simuliren und Diſſimuliren und Annehmung oder Verbergung eines Charakters, charaktermäſſiges und verſtelltes Lob des Tadelhaften und Kleinen, Tadel des Großen und Lobenswürdigen

„ Aber wieder auf die Schriften dieſes
„ großen Mannes zu kommen, ſo waren ſie
„ alle von angenehmender Schönheit und
„ man kann mit Wahrheit ſagen, daß die
„ Welt dergleichen nicht geſehen. Der
„ Hauptzweck aller ſeiner Arbeit war, die
„ leichte und gemächliche Schreibart, die
„ wir in unſerer Sprache Bombaſt nennen,
„ und welche ſeit einiger Zeit ziemlich in
„ Abnahme und Verachtung gerathen iſt,
„ wieder in den Gang zu bringen, die Schri-
„ benten von dem ſchweren Joche der Sprach-

„ kunſt

„ kunſt zu befreyen und durch Widerlegung
„ des Horatz und Boileau die Herrſchaft
„ des Reims über die Vernunft zu behaup-
„ ten. Gewis ein Unternehmen; das vie-
„ len Muth und Geſchicklichkeit erfodert
„ und welches von dem Herrn Makewind
„ auf eine ſo ſonderbare Art ausgeführet
„ worden, daß man nothwendig ſeine Klug-
„ heit bewundern und geſtehen muß, daß
„ niemand als er geſchickt dazu geweſen
„ u. ſ. w.„

Liſcow. y

„ Ich bitte meine Leſer ſich der vortreffli-
„ chen Gedächtniß Münzen zu erinnern, die
„ der Herr M. Sievers, wiewohl nur in
„ Idea und mit dem Stempel ſeines Ver-
„ ſtandes auf den Schwärmer Gerhard ge-
„ präget hat: Man kann mit Wahrheit ſa-
„ gen, daß der Herr M. ſich hier ſelbſt
„ übertroffen habe. Der ſchäbigte Bul-
„ lenbeiſer, auf welchem er den Gerhard
„ zum Troſte aller Rechtgläubigen einher-
„ traben läßt, hat mir vornehmlich wohl
„ gefallen; und ich kann mich, ſo oft ich
„ daran gedenke, welches ich, zu Anfeu-

y S. 77. f. f.

„ rung meines Eifers wider die Irrgläubi-
„ gen, alle Wochen wenigſtens etlichemal
„ thue, noch nicht enthalten, auszurufen:
Facete, lepide, laute: nihil ſupra.
„ Ich habe die Apophthegmata der Alten
„ bei dem Plutarchus geleſen: auch beim
„ Cicero, Macrobius und andern viele bo-
„ na dicta und ſcharfſinnige Einfälle gefun-
„ den; aber der Bullenbeiſer, der ſchä-
„ bigte Bullenbeiſer übertrift alles, was
„ man in den Schriften der Alten und Neu-
„ en Schönes in dieſem Stücke antrift.
„ Nichts in dem ganzen Alterthume iſt mit
„ demſelben einigermaſſen in Vergleichung
„ zu ziehen, als die ſcharfſinnigen Worte
„ des Thraſo beim Terentius:

Eone ferox es, quia habes imperium in belluas?

Eben derſelbe. 2

Sottiſen, mit Fleiß geſagt; Ungereimtheiten anderer nachgeahmt und in der Nachahmung noch unſchicklicher vorgeſtellt.

Will ein erhabner Geiſt, ein andrer Lohenſtein

Bis

2 S. 104. f. f.

Bis an die Sterne gehn und bei dem Phöbus seyn;
Will er der Musenschaar mit reingewaschner Lippe
In gläserhellen Quell des Pferdebrunns Knippe
Der Andacht Weihrauch streun, bricht sein erhitzter Muth
Vom Eifer angefacht, durch Wetter, Blitz und Glut
Und ruft der Schnezel Brunst der donnerharten Flammen
Und ruft Megärens Zunft und ruft den Styx zusammen;
So kömmt ein Zoilus und schreyt: Der Dichter schwillt u. s. w.
Rabener. a

„ Es ist kein Wunder, daß die Worte,
„ die Jesus genannt Anani ausrief, und
„ gewöhnliche Worte genennt werden. Denn
„ damals war die deutsche Sprache noch
„ nicht sonderlich bekannt zu Jerusalem u.
„ s. w.

a Beweis, daß die Reime in der deutschen Dichtkunst unentbehrlich sind.
b S. 17. f. f.

„ Es breche alſo nunmehr ungehindert
„ die verborgene Freude meines Herzens
„ aus der Quelle der Ehrerbietigkeit her-
„ vor; und ohnerachtet ſolche dero aller-
„ ſeits hellen Gemüths Augen bereits nn-
„ verborgen iſt: ſo vermenge ſich doch mein
„ Freuden Ton mit dem In dulci Jubilo
„ aller, ſo die Verdienſte des Herrn Prof.
„ Philippi kennen und erfülle die Luft mit
„ einem hellen und deutlichen Vivat! mit
„ einem freudigen Hoch! und mit einem
„ frolockenden Jubelgeſchrey: Es lebe der
„ Herr Prof. Philippi hoch!

Eben derſelbe c

Luſtige Perſonification; unkörperli-
he Dinge körperlich, lebloſe lebendig vor-
geſtellt; viele Subjekte und Perſonen als
eine gedacht.

„ Sie fochten für Dame Religion,
„ wie Tolle, oder Beſeſſene für eine Hure
„ und ſchwuren und fluchten, daß ſie ehr-
„ lich wäre, obſchon keiner wuſte, was
„ er damit haben wolte.

Hudibras. d

c S. 136.
d Im erſten Geſange, S. 8.

„ Die ſchneidende Klinge ſeines Degens
„ war von langer Ruhe roſtig geworden
„ und weil es ihr an einem Gegenſtande
„ fehlte, daran ſie hauen und hacken konn-
„ te, fras ſie ſich ſelbſt. Die friedfertige
„ Scheide, worinnen ſie wohnte, hatte
„ bereits den Grimm ihrer Schärfe gefühlt;
„ denn wirklich hatte ſie unten gegen die
„ Spitze zwo Handbreiten davon weggefreſ-
„ ſen. So männlich war dieſe Klinge und
„ ſo ſehr ſchämte ſie ſich, in einem Fut-
„ ter verborgen zu ſtecken, als wenn ſie
„ niemanden unter das Geſicht treten dürf-
„ te. Sie, die bei ſo vielen verzweifelten
„ Unternehmungen ſich kühner bezeigte, als
„ Buttel Bum ſelbſt. — — Dieſer Des-
„ gen hatte einen Dolch zum Pagen, der
„ für ſein Alter nur klein war und ihm da-
„ her aufwartete, wie Zwerge den irren-
„ den Rittern thun, ein ſehr nützlicher Kerl
„ zum Gefechte ſowohl, als zu Verrich-
„ tungen von allerlei Hausgeſchäften u. ſ. w. „

Eben daſelbſt c

„ Seiner Mutter der Dame Tellus
„ riß er den Bauch auf, weil ſie nicht

c im erſten Geſange, S. 24. f. f.

„ Proviant und Futter genug gab, ihn
„ und sein weniger grausames Pferd zu er-
„ nähren. „

Eben daselbst *f*

„ Die Seelsorger sehen die Vernunft,
„ wie Montaigne, als ein wildes, unbän-
„ diges, reisendes und gefährliches Thier
„ an, dem man Zaum und Gebis ns Maul
„ legen muß und mit welchem nicht aus-
„ zukommen ist, wofern es nicht on eine
„ starke Kette geschlossen wird — — Ei-
„ nige wollen, diese Kette müsse fein lang
„ seyn, damit die Vernunft bei einer mä-
„ ßigen Freyheit ihre Bande desto gedul-
„ diger trage. Ein Kettenhund, sagen sie,
„ der gar zu kurz angebunden ist, gibt sich
„ so leicht nicht zu frieden, als einer, dem
„ die Länge der Kette, an welcher er lieget,
„ die Freiheit lässet, herumzugehen, und
„ seine Gefangenschaft erträglich macht.
„ — — Andere hingegen behaupten, man
„ müsse sie so kurz, als möglich binden.
„ — — Man könnte ihr, wenn sie schrey-
„ en wollte, einen Knebel ins Maul ste-

cken

f im zweeten Gesange, S. 74.

„ den und sie an allen Vieren so fest bin-
„ den, daß sie sich nicht rühren könnte,
„ u. s. w. „

Liscow. g

Lustige Verfechtung eines ungereimten und paradoxen Satzes.

„ In wessen Schriften weder Vernunft,
„ noch Ordnung, noch Zierlichkeit anzu-
„ treffen ist, der ist ein elender Skribent.
„ — — Ich sehe vorher, daß unsere Ver-
„ folger über meine Aufrichtigkeit lachen
„ und sich einbilden werden, es sey un-
„ möglich, nach einem so offenherzigen Be-
„ kenntniß das geringste zur Vertheidigung
„ der elenden Skribenten vorzubringen.
„ Allein ich bin versichert, daß ihnen die
„ Lust zu lachen wohl vergehen wird,
„ wenn ich ihnen deutlich beweisen werde,
„ daß eben die Mängel, welche sie den
„ elenden Skribenten vorwerfen und wel-
„ che ich nicht zu leugnen begehre, meine
„ Brüder und mich vortreflich und unent-
„ behrlich machen. Dieser Beweis wird

g S. 461. f. f.

„ ihnen durch die Seele geben und ihres
„ Spottens und Läſterns ein Ende machen.
Liſcow. h

Veränderung des Geſichtspunkts; Beſchreibung der Dinge durch das, was ſie ſind, und nicht ſcheinen, oder durch das, was ſie ſcheinen und nicht ſind; Benennung der Sachen mit andern Namen u. ſ. w. i

Laßt eure Muſe ſingen!
Wie häßlich würde wohl ein ſolcher Vortrag klingen,
Tartüff der alte Schalk betrügt die ganze Welt.
Sevil iſt lüderlich, Criſpin ein dummer Kerl,

Stat

h S. 446. In dieſe Klaſſe gehören der ganze Liſcowiſche Aufſatz von der Vortreflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten, die Abhandlung des Herrn Rabeners von der Begierde übels zu reden und der Swiftiſche Vorſchlag von der Schlachtung und Verſpeiſung der armen Kinder in Irrland.

i Unter die Klaſſe des veränderten Geſichtspunkts, wovon ich kein kurzes Beiſpiel finden kan, gehört der Micromegas des Herrn von Voltaire.

Stax macht gelehrten Wind, Neran verdreht die Rechte,
Florinde lebt verhurt und Harpax ist ein Schinder.
Versucht es nur einmal: verändert diese Zeilen
Und sprecht: Tartüffe bleibt ganz unverbesserlich,
Sevil thut purschinus Crispinus lebt vor sich,
Stax ist ein weiser Mann, Neran ein Advocate,
Florindgen lebt galant und Harpax hält zu Rathe.
Ich weis, ihr müßt gestehn, daß dieses besser klingt. Rabener. k

„ Nicht jene elenden französischen
„ Edelsteine, die ihr in unsere Augen
„ setzt, sondern unsere wahren eigentlichen
„ Diamanten sind es, die eure verliebte
„ Herzen anfachen und in Brand setzen.
„ Nicht die falschen Jubelen, die ihr un-
„ sern Lippen anheftet, bringen euren
„ fressenden Flammen Nahrung; wohl a-

k. Von der Nothwendigkeit der Reime.

„ ber die eigentlichen Rubinen, die wir
„ in unſern Kiſten verſchloſſen haben. Nicht
„ die Perlen unſerer Zähne entzücken euch,
„ ſondern die, ſo wir um den Hals tra-
„ gen; und nicht die goldenen Haarlocken,
„ die ihr uns um den Kopf ſetzet, ſon-
„ dern die glänzenden Guineen in unſerm
„ Cabinet, entzünden das wilde Feuer in
„ eurer Bruſt. Ich habe von dieſen Ver-
„ liebungs Tücken ſo viele Erfahrung,
„ daß ich ihre Meinung vollkommen ver-
„ ſtehe und nur am Tone derſelben ihren
„ myſtiſchen Sinn entdecke und ſagen kan,
„ welche Leidenſchaft nach meinen Land-
„ gütern ſchmachte; was für Entzückun-
„ gen ſich auf die Schönheiten und An-
„ nehmlichkeiten meines Hauſes beziehen;
„ welche Flammen ſtatt für mich, für mein
„ Geld lodern; was ſeine Entzündung
„ von der unnatürlichen Begierde nach
„ meinem Viehe empfange; was für zärt-
„ liche Seufzer und ſanftfließende Thrä-
„ nen Eintauſend Pfunde jährlicher Ren-
„ ten zum Gegenſtande haben und welche
„ Schmachtungen in Hypotheken und
„ Schuldſcheine verliebt ſind. Das ſind

die

„ die reizvollen Dinge, welche den Män-
„ nern gemeiniglich beym erſten Anblicke
„ das Herz ſtehlen. Dieſen geben ſie Se-
„ renaden und warten ihnen mit Bällen
„ und Maſqueraden auf. „

Hudibras. *)

Verwechſelung der Perſonen und Handlungen. Was der eine mit Anſtand thut, wird oft bey einem andern lächerlich. Gebet einem gemeinen Manne die Manier eines Staatsminiſters, einem Huronen die Stellung eines ſüßen Herrn, einem Landjunker die Denkungsart eines Cato und einem jungen Candidaten die Mine ſeines Superintendenten; ſo werden ſie mit einander lächerlich.

Luſtige oft unwahrſcheinliche Erdichtungen und Allegorien, wie das Mährgen von der Tonne, die Geſchichte John Bulls eines Leinewebers, die Reiſen in den Mond u. ſ. w.

Ueberaus ungereimte Miſchung ganz entfernter, hoher und niedriger Dinge und Ausdrücke unter einander nebſt einer

*) im neunten Geſange S. 316. f. f.

ner Uebertreibung der Geſtalten; Verwandelung des Helden in den Harlekin und des Harlekins in den Helden; Unterſchiebung des einen unter die Handlungen und Reden des andern; Verwandlung edler Ausdrücke in unedle; Worte und Redensarten auf eine ungewöhnliche Art bey Sachen gebraucht, für welche ſie nicht gehören: das ſind Kunſtgriffe, welche für das Groteskekomiſche, Burleske und zu dem Parodiren und Traveſtiren gehören. Hier ſind Beyſpiele:

„ Evangelien Trompeter bließen, mit
„ langöhrichten Haufen umgeben, zum
„ Streite und der Kanzelpult, die Trom-
„ mel der Pfaffen ward ſtatt der Stöcke
„ mit Fäuſten gerühret; als jetzt der Rit-
„ ter ſeine Wohnung verlies und auf Aben-
„ theuer ausritt. „

Hudibras. m

„ Crowdero hatte ſich, ſtatt der Trom-
„ mel, an der Nordoſt Seite ſeines Hal-
„ ſes eine quäkende Maſchine applicirt, gera-
de

m im erſten Geſange. S. 3.

„ de an den Ort, wo der Scharfrichter
„ guten Freunden den Strick zulaufen
„ läßt, indem es stets eine besondere Gna-
„ de ist, wenn Staatsminister einen Freund
„ bald expediren und andere warten lassen.
„ Sein Ohr hieng gebogen über die Sai-
„ ten herunter, wie Speck zu den Würsten.
„ Denn Kaldaunen, ehe sie gesotten wer-
„ den, dienen, wie einige schreiben, zur
„ Musik sowohl, als Würste zu machen
„ und von ihnen schreibt sich die Tonkunst
„ beydes der Saiten und der Windmusik
„ her. u. s. w. „

Eben daselbst. n

„ Jetzt folgte im Zuge der gerade Cer-
„ don, der tapferste von seiner Zunft, Cer-
„ don der Große und in Liedern als ein
„ zweiter Hercules so sehr gepriesene Re-
„ parator alles Schadens. „ o

Eben daselbst. p

„ O! welche Gefahren umringen den
„ Mann, der sich mit Fuchteln bemenget!

Wel-

n im zweeten Gesange, S. 58, 59.
o Man merke, daß in dieser Stelle von einem Schuhflicker die Rede ist.
p im zweeten Gesange, S. 72. f. f.

„ Welche verzweifelte Tücken und Unfälle
„ jagen mit aufgehabenen Händen hinter
„ ihm her! Denn obſchon Dame Fortu-
„ na ihm eine Weile zu lächeln und zu
„ liebäugeln ſcheinet, ſo wird ſie ihm doch
„ nachher, recht auf dem Gipfel ſeines
„ Ruhms noch einen Hundsſtreich ſpielen. „

Eben daſelbſt. q

„ Phöbus hatte nunmehr im Schoos
„ der Thetis ſein Schläfgen gethan und
„ ſchon verwandelte der Morgen, wie ein
„ Krebs, der geſotten wird, ſein Dunkel-
„ braun in Roth; als Hudibras, welchen
„ der Schmerz und tauſenderley Gedanken
„ nicht ſchlafen und nicht wachen ließen,
„ anfieng die Augen zu reiben und von
„ ſeinem Lager aufzuſtehen. „

Eben daſelbſt r

Noch ſtammt der Streit, den Kris angeſchürt,
Die Fehde, ohne die Fürſt Priam unbezwungen,
Achillens Zorn und Hector unbeſungen,

Herr

q Im dritten Geſange, S. 109
r Im fünften Geſange, S. 213.

Herr Menelas am Vorhaupt ungeziert
Und ſeine ſchöne Frau zu ihrer großern Ehre
Uns unbekannt geblieben wäre.

Wieland. s

„ Gleichwie der Magnet das Eiſen,
„ ein Beutel voll Dukaten einen Geizigen,
„ groſſe Titel einen Hochmüthigen, die
„ Hofnung des Gewinns den Künſtler,
„ ein Glas Wein und hübſches Mädgen
„ einen Wollüſtigen und ein geriebenes
„ Stück Bernſtein und Siegellack leichte
„ Sachen an ſich ziehet: alſo reiſſet mich,
„ großer Mäcenat, dero Vortreflichkeit zu
„ Ihnen hin. „

Liſcow. s

„ O Grubſtreet! du fruchtbare Pflanz-
„ ſchule erhabener Geiſter! Welches Lyce-
„ um unſerer Zeiten mag dir jemals an
„ Ruhm gleichen! Es ſey, daß du in
„ ſanften Schäfergedichten die Liebesflam-
„ men hübſch aufgefütterter Lehrjungen und
„ und züchtiger Küchenmädgen, oder den

zärt-

s komiſche Erzehlungen S. 7.
s S. 50.

„ zärtlichen Abſchied verliebter Paare in
„ Trauerliedern beſangeſt; oder daß du
„ deine Stimme hoch in mäoniſche Saiten
„ erhobeſt, die liſtigen Streiche nothdürf-
„ tiger Helden zu preiſen, wenn du die
„ Stärke des Brecheiſens, oder die Kunſt
„ des Haken Schlüſſels, oder die unterirr-
„ diſchen Höhlen und Grotten eines Vul-
„ can beſchriebeſt, wo er bey ſeiner Schmie-
„ de ſitzet und das Bildniß der Königin in
„ ſchlechteres Metall einprägt, welches er
„ ſtückweiſe für Rindfleiſch und dünnes
„ Bier ausgiebt. „ u. ſ. w.

Swift. *

Du, o der deutſchen Reimkunſt Lehrer!
Der Bändgenſchreiberey Vermehrer!
Des alten Bavens Ebenbild!
Dein Ruhm, o G * * *, eng an Gränzen,
Hat Preuſſen durch ſein mattes Glänzen — —
Was Preuſſen: Balga kaum erfüllt.
Dein lieber Grimm wird dich erheben,
Der die Baniſe aufgeſtellt:

So

* In der Vorrede zum John Bull.

So weicht dein Ruhm, so flieht dein Leben
Mit Krügern erſt aus dieſer Welt.

Mylius *)

In den Gedichten des ſcharfſinnigen Wernike finde ich auf allen Seiten Beyſpiele zu den angegebenen Arten des Lächerlichen und der Ironie. Hier ſind, zum Beſchluß dieſer Materie nur einige Stellen aus ſeinem Heldengedicht Hans Sachs, von denen ich nicht leugne, daß ich ſie möchte gemacht haben:

Selbſt ſeine Amme faßt in der Geburt ihn um,
Weiſſagt und ſegnet ihn mit dieſem Wunſch: Sey dumm!

— — — — —

Schoch, Zeidler, Jeſ' und Tiz und andre Reim Erfinder
Sind, wenn man ſie mit dir vergleicht, nur arme Sünder.

*) Denn Hr. Leßing hat uns in der Vorrede zu den Mylius'ſchen Schriften geſagt, daß Mylius ſe bſt Urheber von dieſer Parodie auf die letzte Strophe ſeiner eigenen Ode, die Schauſpielkunſt, iſt. S. den Liebhaber der ſchönen Wiſſenſchaften B. I. S. 96.

Die erſte Stell iſt dein in dieſer Schwa-
nen Reih,
Du großer Patriarch von der Pritſch-
meiſterey!
Ich ſelbſt ein Dudentopf, berühmter
als die andern
Muſt hinkend vor dir her mit meinem
Schurzfell wandern,
Damit ich dir den Weg bereitete, o
Held,
Und deinen gröſſern Ruhm verkündigte
der Welt.
Oft wenn ich lange gnug gebrauchet
Ahl und Feder
Und manch unſchuldig Wort gerecket,
wie das Leder,
Wenn ich, mit Dint und Pech beſudelt,
Vers erdacht
Und manchen Schuh zu kurz und Fuß
zu lang gemacht:
So muſt ein Dudelſack mir meinen
Unmuth ſtillen
Und mein alldulden Ohr mit ſeinem
Schnarren füllen.
Doch war mein Dudelſack ein Vorſpiel
nur von dir.

Hier schwieg der alte Greis und weinte
fast vor Freuden,
Die er an seinem Sohn erlebt und fieng
mit beyden,
Den wohlgerathnen Sohn, mit beyden
Armen um,
Bestätigend den Wunsch der Amme;
Sey du dumm!

Ich habe bei weitem nicht alle Arten des Lächerlichen angegeben, sondern nur Anfängern den Weg zeigen wollen, wie man in dergleichen Materien beobachten muß. Von den Fehlern, die man in diesem Fache begehen kann, werde ich nur wenig sagen. Zur Ironie und Satyre, gehört eine besondere Laune, eine besondere Stimmung des Genies und ein eigner Ton; wer diese Talente hat, bedarf beinahe keiner Warnung und wer sie nicht hat, der wird fehlen, man mag ihn warnen, wie man will, oder uns Produkte liefern, die so regelmäßig sind, daß sie niemand lesen kann.

Das Lächerliche muß nicht in das Gröbe fallen oder zum Pöbelhaften herab sinken.

„ Verdammter Wurm, als jemals ei-
„ ner unter ſinniges Sau Fleiſch gehackt
„ worden; du Schwanz der Landjunker,
„ am Eteis der Juſtiz als einer Kuh, ge-
„ wachſen; wie darfſt du mit dieſem Lum-
„ pen Packt, ich meine deine ſelbſt eigene
„ Perſon, das alte Eiſen an der Seite
„ und deine übrige Bagage, worunter dei-
„ ne Schindmähre im Herhinken ſo man-
„ chen ſtreichen ließ; wie darfſt du, ſage
„ ich, mit dieſem Lumpengepäcke dich ge-
„ gen uns wagen?

Hudibras w

„ He! par 'e mort, Monſieur le Co-
„ quin, je trouve, que vous êtes bien im-
„ pudent de demeurer en vie après m'a-
„ voir offenſé. Vous qui ne tenés lien
„ de rien au monde, ou qui n'etes au
„ plus qu'un clou aux feſſes de la nature;
„ Vous qui tomberés ſi bas, ſi je ceſſe de
„ vous ſoutenir, qu'une Puce en lechant
„ la terre ne vous diſtinguera pas du pavé,
„ vous enfin ſi ſale et ſi puant, qu'on
„ doute, en vous voiant, ſi votre Mere
n'a

w im zweeten Geſange S. 86

„ n'a point accouché de vous par le der-
„ riere. „

Cyrano de Bergerac. x

Man ſollte meinen, wenn man dieſe Worte lieſt, daß ſie durch eben den Weg zur Welt gekommen wären, wie der Soucidas, über welchen der Verfaſſer ſpottet; ſo unflätig und ſtinkend ſind ſie.

Das Lächerliche wird unangenehm, wenn es am unrechten Orte angebracht wird, bei wichtigen Leidenſchaften zum Beyſpiel, oder überhaupt da, wo wir nicht Scherz, ſondern Ernſt erwarten. Ich finde dergleichen Züge in dem Agathon des Herrn Wielands:

„ Vielleicht erinnern ſich einige hierbei
„ an den Weiſen der Stoiker, von wel-
„ chem man ehemals verſicherte, daß er
„ in dem glühenden Ofen des Phalaris zum
„ wenigſten ſo glücklich ſey, als ein mor-
„ genländiſcher Baſſa in den weichen Ar-
„ men einer jungen Circaßierin. „ y

„ Agathon, der nur im Schlafe er-
„ ſchreckt werden konnte, beſchloß dieſem

x Oeuvres diverſes, T. I. p. 178.
y im erſten Th. des Agathons, S. 3.

„ Getöſe mit eben dem Muthe entgegen zu
„ gehen, womit in ſpätern Zeiten der un-
„ bezwingliche Ritter von Mancha dem
„ nächtlichen Klappern der Walkmühlen Trotz
„ both. „ z

Dies mag genug ſeyn von einer Materie, über die ich, für ein Compendium ſchon zu weitläuftig geweſen bin. Studiret jetzt die Werke der Meiſter, eines Horaz, Juvenal, Perſius, Lucian, Swift, Buttler, Cervantes, Sterne, Fielding, Arbuthnot, Pope, Fontaine, Boileau, Voltaire, Liſcow, Rabener, Klotz, Wieland, ſo werdet ihr dieſes Unterrichts, der nur für Lehrlinge beſtimmet iſt, vollends entbehren können.

z S. 6.

Vom Neuen, Unerwarteten und Wunderbaren.

Gefühl der Neuheit, Ueberraſchung, Bewunderung, Erſtaunen ſind Empfindungen, die viel ähnliches haben und gleichſam nur durch Stuffen von einander unterſchieden ſind.

Eine Idee iſt nie lebhafter, würkt nie ſtärker, als wenn ſie uns entweder einen Gegenſtand, der für uns neu iſt, oder ein bekanntes Objekt aus einem neuen Geſichtspunkte darſtellt. Unſere Neubegierde will befriediget ſeyn und ſobald ſie einen Vorwurf antrift, der für ſie gemacht iſt, ſo bringt ſie alle Kräfte der Seele in Bewegung. Empfindung und Phantaſie vereinigen ſich; beyde werden auf das Objekt geſpannet, was ihnen durch ſeine Neuheit Unterhaltung anbietet, da unterdeſſen alle andere Bilder, die ſich vorher in der

Seele befanden, zurückgeſchoben und verdunkelt werden. Dieſe Empfindung iſt ſo allgemein, daß ſie ſich ſogar da äuſſert, wo man weniger empfinden, als denken ſollte. Eine neue Meinung, es ſey Wahrheit oder Irrthum, wird nicht ermangeln, ihr Glück zu machen, ſo lange es Menſchen giebt, bey denen oft Neuheit mehr gilt, als Wahrheit. In allen Geſellſchaften iſt die erſte Materie zur Unterhaltung die Frage: was hat man Neues? Eine neue Mode verdränget alle alten, die oft vernünftiger ſind, als ſie. Ein neuer Regent iſt das Augenmerk und der Liebling des Volks; man intereßiret ſich für ihn und lobt ihn auf Unkoſten des erſten, es dauert eine Zeitlang und dann wartet man nur auf den Abſchied des andern, um einen dritten zu bewundern. Ein Ort, den wir noch nicht geſehen haben, ein Vergnügen, das wir zum erſtenmal empfinden, ein Buch, das wir erſt kennen lernen; alle dieſe Dinge beſchäftigen uns ganz, ſo lange ſie neu ſind und machen uns vor langer Weile gähnen, ſobald ſie anfangen, alt und gewöhnlich zu werden.

Man

Man leſe, wie ein genauer Beobachter das Gefühl des Neuen nach ſeiner eigenen Empfindung beſchreibet: „ Unter allen Beſchaffenheiten der Dinge, ſpricht er, a die etwas beytragen, unſere Bewegungen zu erregen, hat das Neue den mächtigſten Einfluß, ohne die Schönheit, oder ſelbſt die Größe auszunehmen. Ein neues Schauſpiel zieht ganze Schaaren auf ſich. b Es würkt augenblicklich eine Bewegung, welche die ganze Seele beſchäftigt und auf ei-

a Home Th. I. S. 392.

b Wie die Belagerung von Calais die bekannte Tragödie des Herrn von Billoy. Man ſahe ſie zum erſtenmal und lobte ſie mit einem übertriebenen Enthuſiasmus; man ſah ſie noch einmal und lobte ſie kaltſinnig; noch einmal, und man fand Fehler; noch einmal — und man vergaß ſie. Der Verfaſſer durfte es wagen, auf ſein Werk zu ſetzen:

Veſtigia græca
Auſi deſerere et celebrare domeſtica facta

und in der Vorrede zu ſchreiben: Voici peut-être la premiere Tragédie Françoiſe où l'on ait procuré à la nation le plaiſir de s'intereſſer à elle même. Das neue und für die Eigenliebe der Nation ſchmeichelhafte Subjekt verſchaften einem Stücke Zuſchauer und Leſer, von dem nach der erſten Hitze ſelbſt franzöſiſche Kunſtrichter urtheilten, daß es nur mittelmäßig iſt. S. das Journal Encyclopedique vom Jahr 1766. T. VII.

nige Zeit jeden andern Gegenſtand ausſchließt. Die Seele ſcheint gewiſſermaaßen vorzurücken, um der neuen Erſcheinung entgegen zu gehen; und alles ſchweigt in einer tiefen Aufmerkſamkeit. In gewiſſen Fällen zeigt ſich eine Art von ängſtlicher Unruhe mit äußerlichen Symptomen verbunden, die vielbedeutend ſind. Die Geſpräche des gemeinen Volks ſind niemals intereſſanter, als wenn ſeltſame Gegenſtände und auſſerordentliche Begebenheiten der Inhalt ſind. Man entreißt ſich ſeinem Vaterlande, um ſeltne und neue Dinge aufzuſuchen; und die Neubegierde verwandelt die Unbequemlichkeiten und ſelbſt die Gefahren des Reiſens in Vergnügen. „

Von der bloſſen Empfindung des Neuen iſt das Gefühl der Ueberraſchung verſchieden. Nicht alles, was neu iſt, überraſchet, und nicht alles Ueberraſchende muß nothwendig neu ſey. Ein Freund überfällt uns unvermuthet; ſein Anblick überraſcht uns und iſt nichts weniger als neu. So beſchleicht den ſchlummernden Hirten am Ulmbaum ſein ſchalkhaftes Mägdgen, von der er eben geträumt hatte; ihre Erſchei-

scheinung überrascht ihn, ohne für ihn etwas Neues zu seyn. Hingegen geben wir einen Elephanten zu sehen, der für uns neu ist; wir sehen ihn, weil wir ihn sehen wollten; wir wusten es vorher, daß wir ihn sehen würden und werden bei seinem Anblicke nicht überrascht. Laßt uns daraus schließen, daß die Ueberraschung eine Folge des Unvermutheten ist und daß diese Bewegung nicht aus der Neuheit, sondern aus der unerwarteten Erscheinung der Objekte entstehet. Was unvermuthet ist, hemmt plötzlich und unterbricht die Reihe unserer Vorstellungen und fängt einen neuen Fortgang der Ideen an; es entsteht daher in unserer Seele eine schnelle Abwechselung und ein jählinger Sprung von einer Vorstellung auf eine andere, die mit jener nicht verwandt ist: diese Empfindung von der plötzlichen Entstehung einer Idee, die durch keine vorigen herbeygeführet worden, ist das Gefühl der Ueberraschung.

Von dieser und selbst von der Empfindung des Neuen ist eine dritte Bewegung noch einigermaßen verschieden, die man bald Verwunderung, bald Bewunderung nennt,

nach-

nachdem die Gegenstände verschieden sind, durch welche sie hervorgebracht wird Man bewundert eine Ursache oder Handlung und wundert sich über einen Effekt, besonders wenn man die Ursache nicht weis, einen Körper, eine Sache, oder Beschaffenheit. Beyde Bewegungen entstehen aus der anschauenden Erkänntniß einer wichtigen und sonderbaren Neuigkeit, oder, die wir wenigstens für wichtig halten, wohl verstanden, daß das Objekt unsere Seele auf einmal fülle und nicht durch die successive Würkung seiner Theile eine partiale Vorstellung von sich selbst errege. Die Würkung eines solchen Gegenstandes erschüttert die Seele und hebt sie schnell in die Höhe; alle ihre übrigen Ideen werden dadurch verdränget, sie fühlt sich gleichsam leer von allen andern Vorstellungen, sie ergreift daher, um sich wieder zu füllen, das ganze wunderbare Objekt begierig und strengt ihre ganze Kraft auf dasselbe allein an; sie empfindet zugleich die Kluft und den Abstand zwischen dem hohen Gegenstande und sich selbst und diese Bewegungen zusammengenommen sind es, die man mit einem gemein-

meinschaftlichen Namen bezeichnet und Bewunderung genennt hat. c Sie ist eigentlich eine Folge aus unserer Endlichkeit und zugleich, wiefern sie angenehm ist, eine Schadloshaltung für dieselbe. Wir bewundern nur dasjenige, was über uns ist, und was wir nicht erreichen zu können glauben und wundern uns über Würkungen, deren Ursachen wir nicht völlig ergründen können. Wer gesagt hat, daß ein Weiser nichts bewundere, der hat vielleicht von einem Weisen geredet, der kein Mensch ist — —

Be-

c Home bestimmt diese Begriffe auf eine andere Art „ Th. 1. S. 393 : „ Neue und seltene Gegenstände reizen unsre Neubegierde vor allen andern „ und die Befriedigung dieser Leidenschaft ist die „ Bewegung, die wir unter dem Namen der „ Verwunderung kennen. Diese Bewegung ist „ von der Bewunderung unterschieden. Das „ Neue wirkt Verwunderung, man mag es finden, wo man will, in Beschaffenheiten, oder „ Handlungen; die Bewunderung ist auf die „ handelnde Person gerichtet, die etwas Wunderbares thut. „ Ich habe den Worten eine genauere Bedeutung gegeben, um ihre Anwendung auf die Künste leichter zu machen. Von derjenigen Verwunderung, die eine verächtliche Bewegung ist, wenn wir uns zum Beyspiel, über die Thorheiten eines Menschen wundern, ist hier ohnehin die Rede nicht.

Bewunderung, die zugleich überrascht, heißt Erstaunen. Wir erstaunen über eine wichtige und sonderbare Begebenheit, die wir nicht erwartet hätten, wie zum Beyspiel über die plötzliche Revolution einer Monarchie und unvermuthete Umstürzung des vorigen Staats Systems, ein Vorfall über den wir uns blos wundern würden, wenn wir ihn einigermaßen vorhergesehen hätten.

Das Staunen unterscheidet sich, wo ich nicht irre, von allen bisher beschriebenen Empfindungen. Es entstehet aus dem Wunderbaren, wenn dieses so groß ist, daß sich unsere Aussicht in dasselbe ins Unendliche verliert, daß unsere Blicke schwinden und die Ideen uns auf eine Zeit verlassen, wodurch unsere Phantasie, die vorher ganz gefüllet war, auf einmal leer, plötzlich wiederum voll und plötzlich wiederum leer wird. So staunen wir über den jählingen Anblick einer unermeßlichen Tiefe, oder bey dem schauervollen Gedanken der gränzenlosen Ewigkeit.

So hört ein Verirrter
Stimmen im einsamen Walde voll Nacht,
wenn über den Bergen

Mei-

Meilenferne Gewitter die Ceder den Wolken entſtürzen.
Kloptſtok. d.

In einem ſolchen Zuſtande flieht die Seele aus dem Körper und läßt dieſen auf eine Zeit ſinnlos zurück. Erbeben, Schauer, betäubend Gefühl ſind die Symptomen, welche das Staunen zu begleiten pflegen.

Indem die Ewigen ſprachen,
Gieng durch die ganze Natur ein ehrfurchtvolles Erbeben.
Seelen, die jetzt wurden, die noch nicht zu denken begannen,
Zitterten und empfanden zuerſt. Ein gewaltiger Schauer
Faßte den Seraph, ihm ſchlug ſein Herz und um ihn lag wartend
Wie vorm nahen Gewitter die Erde, ſein ſchweigender Weltkreis.
Nur in die Seelen zukünftiger Chriſten kam ſanftes Entzücken
Und ein ſüsbetäubend Gefühl des ewigen Lebens.
Aber ſinnlos und nur zur Verzweiflung allein noch empfindlich,

Sinn.

e Im 7ten Geſange des Meßias.

Sinnlos, wider Gott was zu denken,
entstürzten im Abgrund
Ihren Thronen die Geister der Hölle.
Klopstock. e

Die Empfindung des Staunens ist übrigens sehr transitorisch; sie entsteht, zum Beyspiel, aus dem plötzlichen Anblicke einer großen unübersehlichen Scene:

Ihr schüchternes Auge
Hatte die Oberfläche der Erde kaum
staunend erblicket.
Klopstok f

Ihre Würkung aber wird vermindert, sobald wir anfangen, das große Objekt im Detail zu denken und endlich verläßt sie uns gar.

Jetzo bewegt ihn das Mitleid, mit
dem der geheiligte Jüngling
Auf die frommen Leidenden sah, so
sehr, daß er schnell sich
Seinem verstummten Erstaunen entriß —
— — — — —

Jetzt

e Im ersten Gesange des Messias.
f Im ersten Gesange.

Jetzt da das verstummende Staunen
Mich verlassen hat, wollen wir diesem gränzenlosen Meere
Einige Tropfen entschöpfen — —

Klopstok. g

Staunen über ein plötzliches Unglück heißt Schrecken.

Und die Priester hörten den Boten die Worte des Schreckens
Sagen und standen entfärbt und blieben starr, wie ein Fels steht,
Stehn. —

Klopstok h

Das Schrecken auf den höchsten Punkt getrieben wird Ohnmacht.

Ich sprachs, als ich urplötzlich einen Drachen
Aus blauer Tiefe steigen sah
Mit funfzig aufgerißnen feuerspeyenden Rachen:
Ohnmächtig lag ich da.

Ramler. i

g Man muß die ganze Stelle im neunten Gesange nachlesen.
h Im sechsten Gesange
i Lied der Nymphe Persanteis.

Andere Leidenſchaften entſtehen nach und nach und wachſen in einem zunehmenden Fortgange an, bis ſie ihren höchſten Punkt erreichen. Mit den Bewegungen, die wir beſchrieben haben, verhält es ſich auf eine entgegengeſetzte Art. Sie entſtehen auf einmal und ihr Fortgang iſt ein Anticlimax; ſie nehmen nach und nach ab. Die Ohnmacht verſchwindet in Schrecken, das Schrecken in Staunen, das Staunen in Erſtaunen, das Erſtaunen in bloße Bewunderung und dieſe verliert ſich nach und nach auch, ſobald die Ideen weniger lebhaft werden, oder wir Zeit gewinnen, den Gegenſtand in ſeine Theile zu zergliedern.

Man hat gefraget, ob die Bewegungen des Neuen, Unerwarteten und Wunderbaren an ſich ſchon angenehm ſind. [k] Die Befriedigung der Neubegierde iſt es allemal. Allein dieſes Gefühl iſt ſehr tranſitoriſch und gehet vorüber, wenn man es kaum

[k] Home Th. I. S. 395. f. f. Der Schluß dieſes Verfaſſers iſt ſehr richtig: Durch das Neue wird ein natürlicher Trieb befriediget. Die Stillung eines Grundtriebes gibt allemal Vergnügen. Und folglich iſt die Empfindung des Neuen allemal angenehm.

kaum empfunden hat. Der Gegenstand kann, an sich betrachtet, unangenehm seyn und dann überwieget und verdränget das widrige Gefühl aus der Betrachtung des Objekts sehr bald das Vergnügen aus der Stillung der Neubegierde. Wir haben dieses kaum gefühlt, so haben wir es auch schon vergessen und sind voll von den verdrüßlichen Empfindungen, die der Gegenstand selbst hervorbringt. Das Vergnügen wird daher oft durch das Misvergnügen ganz verdunkelt und unmerklich. Oft ist der Vorwurf an sich selbst so klein und unbeträchtlich, daß er kaum fähig ist, unsre Neubegierde auf sich zu ziehen und in diesem Falle muß auch das Vergnügen, was entstehet, wenn sie befriediget wird, überaus klein seyn. Ein gleichgiltiges Objekt wird dadurch einigermaßen interessant und angenehm, weil es neu ist; ein angenehmes wird noch angenehmer und ein unangenehmes bleibt mit aller seiner Neuheit das, was es ist; oft wird es dadurch selbst noch unangenehmer, oder es erreget eine vermischte Empfindung, die halb Vergnü-

gen über die Neuheit, halb Misvergnügen über das Objekt ist.

Etwas ähnliches müssen wir von der Ueberraschung behaupten. Wenn das Unerwartete neu ist, so muß es in so fern vergnügen, wenn seine Würkung nicht durch andere Umstände gehindert wird. Ausserdem nimmt das Gefühl der Ueberraschung den Charakter des Objekts an, von dem es erregt wird und erhöht ihn in seinen Würkungen noch mehr. Eine angenehme Begebenheit ist doppelt angenehm, wenn wir keinen Grund hatten, sie zu vermuthen und die Empfindung eines Unglücks ist nie unangenehmer und beugender, als wenn es uns von ohngefehr begegnet, oder die Bewegungen des Staunens und Schreckens hervorbringt. Uebrigens muß noch die Hintergehung der Erwartung von dem Unerwarteten selbst unterschieden werden, vielleicht als eine Gattung von dem Geschlechte. Ein anders ist: es geschieht etwas, was ich nicht vermuthet hatte; ein anders; das was ich vermuthet hatte, geschieht nicht. Nichts ist verdrüßlicher, als wenn unsere Hofnung fehlschläget; wir wissen nicht, ob wir mit

uns

uns selbst, oder mit dem Glücke zürnen sollen; mit diesem, weil es unsere Wünsche vereitelt, mit uns selbst, weil wir so einfältig gewesen sind, uns mit einer leeren Hofnung zu schmeicheln. In diesem Falle entstehet allemal ein unangenehmes Gefühl, welches demjenigen ähnlich ist, was wir am Ende eines sonst gut geschriebenen Romans empfinden, wenn der Verfasser boßhaft genug gewesen ist, um unsere Erwartung zu mishandeln. l Doch kann unsere Erwartung auch auf eine angenehme Art hintergangen werden, wenn die Peripetie glücklicher ist, als wir aus den vorhergegangenen Umständen vermuthen konnten.

Die Bewunderung wird angenehm durch das Gefühl der Neuheit, durch die Beschäftigung, die sie unserer Phantasie gibt und durch die Bewegungen des Großen, Son-

l Ich meine die Geschichte der Miss Fanny Wilkes vom Herrn Hermes. Die beiden Haupt Personen, die einander auf das stärkste lieben, werden bis an die Trauung gebracht; hier entdeckt sich eine Verwandschaft, die ihre Heurath unerlaubt macht und damit ist der Roman aus. S. die Gött. A. vom Jahr 1766. S. 363.

derbaren und Erhabenen, welches eigentlich ihr Gegenstand ist. Sobald das Objekt aufhört, für uns neu zu seyn, so hört die Bewunderung auf und das Vergnügen, was sie uns gab, verschwindet. Wenn nun gleich die Bewunderung an sich ein zusammengesetztes Vergnügen hervorbringt, so kann sie doch nach dem Interesse und Antheil, welchen wir an dem Vorwurfe nehmen, bald in einem höhern Grade angenehm, bald aber auch unangenehm werden. Durch das Angenehme des Gegenstandes wird die Bewunderung und durch die Bewunderung das Angenehme des Gegenstandes erhöhet und vergrößert. Einen Helden, für den wir partheyisch sind, bewundern wir mehr, als einen andern, der uns weniger interessiret und selbst durch diese Bewunderung werden wir für ihn immer noch mehr eingenommen. Wenn das Objekt unangenehm und zugleich für uns gefährlich ist, so wird durch das Unangenehme des Gegenstandes gleichfalls die Bewunderung vermehret und durch die Bewunderung das Unangenehme selbst welches wir bei dem Schrecken wahrnehmen. Ist hingegen der Gegenstand unangenehm, ohne

gefähr-

gefährlich zu seyn, so wird dadurch insgemein die Bewunderung vermindert, wenn gleich das Mißvergnügen aus dem Gegenstande durch die Bewunderung vermehret wird. Einen Helden, wider den wir eingenommen sind, bewundern wir nicht gern und am Ende werden wir ihn desto mehr hassen, je mehr wir ihn vorher haben bewundern müssen.

Wir wollen aus allem diesem den Schluß machen, daß das Neue, Ueberraschende und Wunderbare Phänomena sind, die an sich angenehme, aber transitorische Empfindungen verursachen, übrigens aber allemal diejenigen Bewegungen vermehren, welche der Gegenstand selbst erzeuget, auf den sie gerichtet sind. Von der Ueberraschung scheinet Home in Ansehung des ersten Punkts das Gegentheil zu behaupten. m „ Ich bin, „ sagt er, geneigt, zu glauben, daß die „ Ueberraschung keinen beständigen Charak„ ter hat, sondern den Charakter des Ge„ genstandes annimmt, von dem sie erzeugt „ wird. — — Die unerwartete Erschei„ nung eines Gegenstandes scheint nicht

m Th. I. S. 401.

„ die Gewalt zu haben, eine beſondere
„ Bewegung zu würken, die ſich von der
„ ergötzenden, oder verdrüßlichen Bewe-
„ gung unterſcheiden ließe, welche der Ge-
„ genſtand in ſeiner gewöhnlichen Erſchei-
„ nung erregt. Natürlicher Weiſe kann ſie
„ keine Würkung ſonſt haben, als dieſe
„ Bewegung zu ſtärken, indem ſie dieſelbe
„ entweder ergötzender, oder verdrüßlicher
„ macht; als ſie gewöhnlich ſind. Und
„ dieſe Muthmaſſung wird durch die Er-
„ fahrung ſowohl, als durch den Sprach-
„ gebrauch beſtättigt, der auf die Erfah-
„ rung gegründet iſt. Man ſagt, daß ein
„ Menſch angenehm überraſcht wird, der
„ einen Freund unerwartet antrift, und un-
„ angenehm, wenn er unvermuthet einem
„ Feinde begegnet. Es iſt alſo offenbar,
„ daß die einzige Würkung der Ueberra-
„ ſchung darinnen beſtehe, daß ſie die Be-
„ wegung vergrößert, die der Gegenſtand
„ an ſich erregt. „ Die Gründe, wodurch
der Lord ſeine Meinung beſtättigen will,
ſind ſelbſt wider ihn und beweiſen zu viel.
Man ſagt, daß es ſowohl angenehme, als
auch unangenehme Neuigkeiten gebe und

den-

dennoch behauptet Home, daß das Gefühl der Neuheit an sich allemal angenehm sey. n Ein Gegenstand, sagt er ferner, kann uns in einer Betrachtung ergötzen und in einer andern schrecken. o Dies ist der Fall bei der Ueberraschung. Das Unerwartete bekommt für uns die Tinctur der Neuheit und ist dadurch angenehm; es kann auf einer andern Seite unangenehm seyn; dann vermischen sich beide Bewegungen, oder die eine wird durch die andere unterdrückt.

Wir wollen von diesen Untersuchungen, die der Psycholog uns nicht hätte sollen übrig lassen, auf die besondere Betrachtung des Neuen, Unerwarteten und Wunderbaren fortgehen, wiefern diese Begriffe in den Künsten brauchbar sind.

Der Gegenstand, der für uns neu seyn soll, kann eine Sache, oder eine Handlung seyn. Eine Handlung ist alt, die wir schon empfunden haben, oder die nichts an sich hat, was nicht gewöhnlich wäre. Sie ist also neu, wenn sie etwas sonderbares enthält, und wir sie zum erstenmal sehen, vor-

n S. 398.
o S. 397.

ausgesetzt, daß wir noch keine gesehen haben, die dieser sehr ähnlich gewesen wäre. Eine Sache ist für uns neu, die uns, wenn wir sie empfinden, von sich selbst eine lebhaftere Idee giebt, als wir vorher gehabt haben.

Diese Neuheit der Sachen und Handlungen hat ihre Grade. Den untersten Grad findet man bey Gegenständen, die uns seit langer Zeit gleichgültig sind, wenn wir durch einen ohngefähren Zufall veranlasset werden, sie mit andern Augen zu betrachten. Selbst Jupiter, dieser große Liebhaber des Neuen und der Abwechselung, fand bey einer gewissen Gelegenheit an seiner Frau neue Reize, die er entweder noch nicht gekannt, oder schon längst vergessen hatte:

Es wundert ihn, die ungemeinen Gaben,
Die seine Frau bey diesem Anlaß zeigt,
Noch nie an ihr entdeckt zu haben.

Wieland. p

Viel-

p Komische Erzählungen.

Vielleicht iſt das die Urſache, weswegen einige verſichern wollen, daß Eheleute einander nie zärtlicher lieben, als wenn ſie ſich nach einem kleinen Miſsverſtändniſſe wieder vereiniget haben, in einer ruhigen Nacht nach einem ſtürmiſchen Tage.

Der folgende Grad des Neuen wird an ſolchen Gegenſtänden angetroffen, die wir ſo lange nicht empfunden haben, daß ihre Idee in unſerer Phantaſie entweder ausgelöſcht, oder verdunkelt iſt. Dieſe erhalten, wenn wir ſie wieder ſehen, für uns beynahe das völlige Anſehen der Neuheit. Eine Stadt, die wir lange nicht beſucht haben, giebt uns neuen Reiz und ein Buch, das wir ſeit geraumer Zeit nicht geleſen und faſt vergeſſen haben, leſen wir jetzt faſt mit ſo vielem Vergnügen, als wenn es neu wäre. q

Ein

q Home Th. I. S. 403. „ Den geringſten „ Grad des Neuen findet man bey Gegenſtänden, die man nach einem langen Zwiſchenraume von Zeit zum zweytenmal ſiehet. „ Man kan dieſen Grad des Neuen durch die beſtändigen Abwechſelungen der Moden erläutern. Eine Mode, die jetzt neu iſt, wird in zehn Jahren alt und dann wieder neu ſeyn, wenn

Ein Gegenſtand von einer bekannten Gattung, der etwas Sonderbares und Ungewöhnliches an ſich hat, wird dadurch neu, aber nur in einem geringern Grade; es ſey denn, daß er durch das Sonderbare beynahe in eine andere Gattung übergehet, als in welchem Falle ſeine Neuheit ſehr groß iſt. Ein Kind, was mit Zähnen und langen Haaren gebohren wird, iſt ein würdiger Gegenſtand unſerer Neubegierde, noch mehr aber, eine Misgeburt, von der man nicht weis, ob es ein Menſch oder Thier iſt und welche auf beide Gattungen gleichen Anſpruch zu haben ſcheinet.

Ein Gegenſtand, den man vorher nur aus Schilderungen gekannt hat, iſt neu, wenn man ihn ſelbſt ſieht, ein Löwe, zum Beyſpiel, oder ein Comet.* Oft wird das Gefühl einer ſolchen Neuheit durch eine verdrüßliche Bewegung unterdrücket, die entſtehet, wenn man uns den Gegenſtand

ſie lange genug alt geweſen iſt, um vergeſſen zu werden.

* Home Th. I. S. 405. „ Der nächſte höhere „ Grad des Neuen wird bey Gegenſtänden „ gefunden, von denen man vorher einige „ Nachricht gehabt hat. „

ſtand wunderbarer, oder vortreflicher abgeſchildert hat, als wir ihn in der That befinden. Wem fällt hierbey nicht Hans Nord und das Gellertiſche Wunderpferd ein! Wir werden unwillig, wenn man uns mehr versprochen hat, als man halten kann und fragen mit Verdruß:

Amphora coepit
Inſtitui, currente rota cur vrceus exit?

Einen höhern Grad der Neuheit finde ich, mit Home, [s] an Gegenſtänden, die nur einige entfernte Aehnlichkeit mit einer bekannten Gattung haben. „ Eine ſtarke Aehnlichkeit zwiſchen einzelnen Gegenſtänden von einerley Gattung vernichtet die Würkung des Neuen faſt gänzlich; wo nicht die Entfernung des Ortes, oder andere Umſtände hinzukommen. Aber wo die Aehnlichkeit ſchwach iſt, da fühlen wir einige Verwunderung; und die Bewegung ſteigt in gleichem Verhältniſſe mit der Schwachheit der Aehnlichkeit. „

Ein Gegenſtand, den wir vorher nur dem Namen nach gekannt haben, ohne in unſerer

[s] Th. I. S. 405.

unſerer Phantaſie auch nur einige Züge von ſeinem Bilde gehabt zu haben, iſt, wenn wir ihn ſehen, in einem ſehr hohen Grade neu und erregt ein deſto ſtärkeres Vergnügen, je begieriger wir waren, ihn kennen zu lernen.

Noch gröſſer iſt die Neuheit einer Sache, von der wir vorher gar nichts gewuſt haben, nicht einmal den Namen, einer ganz neuen Gattung, die gar keine Aehnlichkeit mit bekannten Dingen hat. Dieſen Grad der Neuheit müſſen die Polypen bey ihrer erſten Entdeckung gehabt haben, die, wenn man ſie mit Thieren vergleicht, Gewächſe und mit Gewächſen verglichen, Thiere ſcheinen und eben dadurch weder dieſen, noch jenen ähnlich ſind.

Bey Dingen, die wir bisher für völlig unmöglich gehalten haben, vereinigt ſich, wenn wir ſie würklich erblicken, das Gefühl der Neuheit mit der Ueberraſchung und beyde zuſammen genommen würken die ſtärkſte Bewegung, die irgend ein neues Objekt erregen kan. Dergleichen Empfindungen würde ein Schiff zur Reiſe in den Mond, die Quadratur des Cirkels und

das Perpetuum Mobile hervorbringen, wenn dieſe Dinge könnten erfunden werden.

Ein neuer Gedanke iſt ein ſolcher, der noch nicht iſt gebraucht worden, oder eine Verbindung von Ideen, die vorher noch nicht bekannt war. Er kan neu ſeyn durch die Neuheit ſeines Objekts, zum Beyſpiel, eines Teufels, der, wie Abbadona noch als Teufel edel denkt und ſeinen Abfall bereuet:

— Er dachte der Zukunft
Und dem Vergangnen voll Seelenangſt nach. —
— — — — —
Jammernd und in ſich gehüllt denkt er an dieſe Geſchichte
Seiner einſt heiligen Jugend und an den lieblichen Morgen
Seiner Schöpfung zurück, u. ſ. w.
Klopſtok.[r]

Oder

r Man leſe die ganze Epiſode und insbeſondere die Rede des Abbadona im zweeten Geſange des Meſſias. Was werden diejenigen Herren ſagen, die gewohnt ſind, die Orthodoxie der Gedichte nach dem Quenſtedt zu meſſen, wenn ſie in einem von denen noch ungedruckten Geſängen der Meſſiade leſen werden, daß

Oder durch Entdeckung neuer Seiten und Verhältniſſe an bekannten Objekten, wie wenn Jupiter, dieſer große Ehebrecher, ſelbſt ein Hahnrey wird:

Das Ding kommt Jupitern nicht gar zu richtig vor;
Ihm jückts am Vorder Haupt, ihm ſingt das rechte Ohr
Und kurz es ſteigt ein kleiner Zweifel
Aus ſeiner linken Bruſt an ſeine Stirn empor.
Er macht ſich klein, wie Miltons kleinſten Teufel,
Schlüpft in den Saal und ſieht in ſtiller Ruh,
Wie einem Weiſen ziemt, dem ſchönen Luſtſpiel zu.
Wieland u

Oder durch neue Wendungen, neue Verknüpfungen der Gedanken, Vergleichungen und neue Verbindungen alter Gegenſtände:

Sie

Abbadona beſtimmt iſt, Theil an der Erlöſung zu nehmen und am Tage des Gerichts wieder begnadiget zu werden.

u Komiſche Erzählungen S. 156.

Sie haßt ihn anfangs nur aus Furcht,
ſie möcht ihn lieben.
Wieland v

Die Göttin nickt ein lächelndes Verbot
Und wird dabei bis an den Buſen roth.
Eben derſelbe. w

Er wagts von Grad zu Grad bis ihm
vor lauter Wagen
Nichts mehr zu wagen übrig blieb.
Eben derſelbe. x

As glorious to the ſight,
As is a winged meſſenger from heaven
Unto the white upturned wondring
eye
Of mortals, that fall bak to gaze on
him,
When he beſtrides the lazy-pacing
clouds,
And ſails upon the boſom of the air.
Shakſpear y

Oder endlich durch ungewöhnliche Ausdrücke, die dem ganzen Gedanken ein neues Anſehen geben:

v S. 140.
w S. 151.
x S. 130.
y S. den Home Th. I. S. 406.

Doch Düfte von Ambroſia,
Die ihm mit ſüſſern Schwall, als von den Zimmet-Hügeln
An Ceylans Strand entgegen wehn,
Ermuntern ihn zulezt die Augen aufzuriegeln.

Wieland. 2

Es kann ein Gedanke für den einen Leſer neu ſeyn, der für einen andern alt iſt. Wenn es wahr wäre, daß nichts geſagt wird, was nicht ſchon iſt geſagt worden, ſo würde kein Gedanke anders, als nur in Beziehung auf gewiſſe Leſer neu ſeyn. Allein die Quelle der Empfindung iſt unerſchöpflich, ihre Bilder unzählig und die möglichen Verbindungen der Ideen unendlich. Neue Gedanken können freylich nur von einem Genie hervorgebracht werden, was die Gabe hat, die Dinge von neuen Seiten zu betrachten und da zu ſehen, wo andere blind waren, das iſt von einem Original Genie. Für einen Künſtler von dieſer Art iſt kein Objekt erſchöpft; er hat nicht nöthig mit Hermann Axeln im Evidas auf die Fabel Jagd zu gehn; ſein eigen Genie bietet

bietet ihm einen unermeßlichen Vorrath zur Bearbeitung an, Quellen, die seine Vorfahren ungenutzt, und Felder, die sie unbebaut gelassen haben.

Bei der Neuheit der künstlichen Werke unterscheide man die Neuheit des Produkts in seiner Art und des Produkts, als Individuum. Die Ilias war neu in ihrer Art, die Aeneide nur als Individuum. Die Geschichte des Don Quichotte war durchgehends neu; Don Sylvio von Rosalva ist es nur als Individuum. Ein Produkt ist also neu in seiner Art, wenn es das erste in einer Gattung ist, die man bisher noch nicht gekannt hat; es ist neu als Individuum, wenn in demselben die Idee einer bekannten Gattung auf eine neue Art behandelt wird. Nur dergleichen Werke und vorzüglich die von der ersten Classe, verdienen Originale genennt zu werden. Ich schließe hierdurch alle selavische Nachahmer, alle Zulima Sänger und ätherische Gedanken Jäger von dem Anspruche auf die Neuheit ihre Werke aus. Sie vervielfältigen allenfalls ein einziges Original und geben es uns mehrmalen in schlechten Copien wieder.

O imitatores ſervum pecus! — —

Ein Gedanke iſt unerwartet, der ohne anſcheinende Vorbereitung ſo gedacht wird, daß ihn das vorhergehende nicht herbeizuführen ſcheint; eine vorzügliche Eigenſchaft des Naiven und der Pointe im Sinngedicht.

Ich ſchwör es, Lauren dich zu haſſen!
Den Haß ſchwör ich dir zu!
Ich ſchwör es, jedes Kind zu haſſen;
Denn jedes iſt wie du,
Ich ſchwör es dir vor Amors Ohren,
Daß ich — — ach! daß ich falſch geſchworen.

Leßing. a

Ein Gedanke iſt deſto unerwarteter, je mehr wir aus dem vorhergehenden ſein Gegentheil vermuthen ſollten.

Mit Ehren, Wein, von dir bemeiſtert,
Und deinem flüßgen Feur begeiſtert,
Stimm ich zum Danke, wenn ich kann,
Ein dir geheiligt Loblied an.
Doch wie? In was für kühnen Weiſen
Werd ich, o Göttertrank, dich preiſen?

Dein

a Schriften Th. I. S. 67.

Dein Ruhm, hör ihn ſummariſch an,
Iſt, daß ich ihn nicht ſingen kann.
Leßing *b*

Zuweilen liegt das Unerwartete nur in der Wendung des Gedankens, nicht in der Sache ſelbſt.

Mit richtriſch ſcharfem Kiel durchackert ſeine Lieder
Gargil. Ins neunte Jahr ſchreibt, löſcht und ſchreibt er wieder.
Sein Lied iſt Lieb und Wein. Kann man es ihm verdenken,
Daß er der Nachwelt will vollkommne Poſſen ſchenken?
Leßing. *c*

Zuweilen aber wird der Gedanke dadurch unerwartet, weil die Handlung, die er uns beſchreibt, ſelbſt unerwartet iſt:

Mein Held gehorcht und findet, wie Roſette
Ihm vorgeſagt, Frau Procris auf dem Bette

b Th. I. S. 31.
c Th. I. S. 190.

Im ſüßen Schlaf — doch, Götter! welch Geſicht!

— — — —

Was ſiehſt du Cephalus, o ſchreckliches Geſicht!
Ein Jüngling ruht an ihrem Buſen.

Wieland d

Dieſe letzte Gattung des Unerwarteten iſt oft eben ſo angenehm in der Schilderung, als unangenehm in der Sache ſelbſt:

Dieſe Nacht vergieng
Schon halb, als Seladon ſich bebend unterfieng,
Den erſten Kus auf ihren Mund zu wagen,
Und welch ein Kus! indem ſie ſich bemüht,
Ihm zu entfliehn und ihm doch nicht entflieht,
Wie blinkt ihr Aug? — —
Ihr Götter! Seladon! was kann
Solch eine Wolluſt — wie? du fuhrſt ergrimmt zurücke?

Wie

d Komiſche Erzählungen S. 221.

Wie glücklich, ruft er, wär in diesem
Augenblicke
Ein jeder andrer, als dein Mann!
Wieland *

Eine besondere Art des Unvermutheten ist die Hintergehung unserer Erwartung, f wenn das nicht erfolgt, was wir vermuthet hatten. Diese gibt in Handlungen oft ein unangenehmes Gefühl, in einzelnen Gedanken aber ein vortreffliches epigrammatisches Salz:

Mit ihrem Hund und bloßen Brüsten,
Sah Lotte frech herab.
Wie mancher lies sich nicht gelüsten,
Daß er ihr Blicke gab!
Ich kam Gedankenvoll gegangen
Und sahe steif heran.
Der, denkt sie, der ist auch gefangen
Und lacht mich schalkhaft an.
Allein, gesagt zur guten Stunde,
Die Jungfer irrt sich hier.
Ich sah nach ihrem bunten Hunde,
Er ist ein artig Thier.
Leßing g

* S. 208, 209.
f S. vorher S.
g Th. 1. S. 46.

Ein Gedanke iſt wunderbar, wenn er groß, ſonderbar und neu iſt. Er kann wunderbar ſeyn durch ſeinen Gegenſtand, oder durch ſich ſelbſt und durch die Kühnheit, die der Künſtler beſitzen muſte, um ihn zu ſchaffen. Ein Körper wird wunderbar durch Höhe, Tiefe und Ausdehnung:

Mitten in der Verſammlung der Sonnen erhebt ſich der Himmel,
Rund, unermeßlich, das Urbild der Welten, die Fülle
Jeder ſichtbaren Schönheit, die ſich, gleich flüchtigen Bächen,
Ringsum durch den unendlichen Raum nachahmend ergieſſet.
Klopſtok *)

Eine Perſon wird wunderbar durch Unendlichkeit:

Aber Jehovah ſaß hoch und voll Ernſt auf dem ewigem Throne.
Neben ihm ſtand Eloa und ſprach: Wie iſt jetzo dein Antlitz,
Ewiger, ſo furchtbar! Wie glänzet aus deinem Auge
Lau-

*) Im erſten Geſange.

Lauter Gericht! Wie reden ſo laut die Donner herunter!
Die Myriade ſprach jezt! Gleich ſpricht die andre! Nun hör ich
Schon das Rauſchen der dritten von fern! dort wandelten Sterne:
Gott, kaum ſahſt du herab, da waren die Sterne geflohen u. ſ. w.
Klopſtok *i*

Als er über dir gieng, als ſein erhabneres Antlitz
Wandelnde Himmel umfloſſen, als ſeine göttliche Rechte
Sonnen hielt und wog und Morgenſterne die Linke.
Eben derſelbe. *k*

Durch Größe, die beinahe Unendlichkeit iſt:
Vor allen,
Die Gott ſchuf, iſt er groß, der Nächſte dem Unerſchafnen.
Klopſtok *l*

Oder überhaupt durch Größe, die wir nicht erreichen können:

i Im fünften Geſange.
k Im fünften Geſange.
l Im erſten Geſange.

Damals, ja damals erſchuf er euch,
Seraphim, Geiſtergeſchöpfe,
Voll von Gedanken, voll mächtiger
Kräfte, des Schöpfers Gedanken,
Die er in euch von ihm ſelber erſchafft,
anbetend zu faſſen.
Klopſtok m

Handlungen werden wunderbar durch ihre Urſachen und Folgen und vornehmlich durch den Einflus übernatürlicher Kräfte:

Die Welten, ſprach Urim,
Aller Engel gekrönte Thaten, die Freuden der Engel
Sind uns zählbar; allein die Folgen
der großen Erlöſung,
Gottes Erbarmungen nicht.
Klopſtok n

Maſchinen ſind künſtliche Vorſtellungen von der Einwürkung übernatürlicher Urſachen in eine natürliche Reihe von Handlungen. Dieſe, wenn ſie in kleine unintereßante Begebenheiten eingeflochten werden, geben dieſen eine wunderbare Geſtalt, die mit ihrer Kleinigkeit auf eine luſtige Art con-

tra-

m Im erſten Geſange.
n Im erſten Geſange.

traſtiret und eben dadurch das Lächerliche vermehret. Ich werde an einem andern Orte Gelegenheit finden, meine Meinung von den Maſchinen zu ſagen. Wer etwas ausführlicheres verlanget, der leſe die Abhandlung des Herrn Schlegel vom Wunderbaren, o oder das, was Bodmer über dieſe Materie geſchrieben hat.

Nicht alle ſchöne Künſte vermögen das Unerwartete und Wunderbare nachzuahmen, oder vermögen es wenigſtens nicht in gleichem Grade. Das Unerwartete gehört für diejenigen Künſte, deren Nachahmung fortſchreitend iſt. Eine Bildſäule kann mich überraſchen, wenn ich ſie unvermuthet ſehe; aber dieſe Würkung hatte gewis der Künſtler nicht hineingeleget; die Statue verhält ſich blos leidend und die Ueberraſchung iſt nicht eine Folge der Kunſt, ſondern des unvermutheten Anblicks. Hier findet der Dichter eine Laufbahn, auf welcher er den bildenden Künſtler unendlich überhohlen kann; oder vielmehr eine Laufbahn, die dieſer gar nicht betreten ſoll.

Ich

o In ſeinem Batteux S. 431. f. f.

Ich habe wohl nicht nöthig, mich in einer weitläufigen Unterſuchung über die Fehler zu verbreiten, die man in dieſem Punkt begehen kann. Der Fehler oder Köpfe iſt, nichts zu ſagen, was nicht ſchon geſagt iſt, zu ſchildern, wie man längſt geſchildert und zu denken, was man längſt gedacht hat. Was ihre Vorgänger geſehen haben, das ſehen dieſe Leute auch, die Glücks Sonne, die Todes Nacht, Roſen auf den Lippen, Lilien auf den Wangen und Brüſten — und weiter nichts. p Der Fehler des Genies iſt, nichts zu denken, was

p Je ne trouve jamais le Chant des *oiſeaux*, que je ne me prepare au bruit des *ruiſſeaux*; les *Bergeres* ſont toujours couchées ſur des *fougeres*; et on voit moins les *boccages* ſans les *ombrages* dans nos vers, qu'au veritable lieu ou ils ſont. St. Evremond Lettre au Marechal de Crequy. Man leſe auch die Schrift des Chorherrn Breitinger von Gleichniſſen S. 277. f. f. Ich finde bei dieſem Verfaſſer, der jetzt aus der Mode zu kommen ſcheint, viele gedachte und brauchbare Bemerkungen, wenn ich mich gleich nicht überwinden kann, mit ihm den Homer für einen Polyhiſtor und Kenner der Geheimniſſe aller Künſte, Handwerker, Lebensarten und Wiſſenſchaften zu halten. S. f. 282. Seine Gleichniſſe müſſen freylich alle neu ſeyn, da wir keine Vorgänger wiſſen,

was schon gedacht ist, passende Ausdrücke, treffende Bilder blos darum zu verschmähen, weil sie alt sind, überall nach neuen, oft ungewöhnlichen, oft gezwungenen Wendungen zu gaukeln und den Produkten der Kunst oft Neuheit auf Unkosten der Schönheit und Wahrheit zu geben. Man wird beyde vermeiden, wenn man sich hütet, nach Regeln ohne Genie und mit Genie ohne Geschmack zu arbeiten, wenn man überall der Natur als einer getreuen Führerin folget, so lang sie uns begleitet und bei jedem Schritte an sich

von denen er sie hätte entlehnen können. Die Gleichnisse des Herrn Klopstok sind es nicht weniger und es sollte mir leicht seyn, zu zeigen, daß der deutsche Homer, weil man ihn doch einmal so nennet, ein größerer Polyhistor sey, als der Griechische. Sollten unsere Dichter das Glück haben, von der Nachwelt mit eben den Augen, mit welchen wir auf die griechischen Poeten zurücksehen, dereinst betrachtet, und nach eben der Hermenevtik ausgeleget zu werden; so würde gewiß der ärmste unter ihnen noch Polyhistor genug seyn, um alle prosaische Polyhistors zu übertreffen, die man nur nach dem beurtheilt, was sie wirklich sagen, nicht was sie zu sagen scheinen.

ſich ſelbſt die heilſamen Fragen thut: Was würde Homer hier gedacht haben? Wie würde Klopſtok dieſen Vorwurf behandelt haben? Welch eine Wendung hätte wohl Anakreon genommen? Man dünke ſich ſelbſt ein Homer, Klopſtok, oder Anakreon zu ſeyn und laſſe ſein eigen Genie antworten.

Schicklichkeit, Anstand, Würde und Tugend.

Das Gefühl der Uebereinstimmung ist ein Geschmack von höherer Gattung, als die bloße Empfindung des Schönen; wir unterscheiden dadurch das Angemeßne von dem Ungereimten, das Schickliche von dem Unschicklichen und das Anständige von dem Unanständigen, und dieses Gefühl erstrecket sich selbst durch alle Werke der Kunst und des Genies. Eine Sache, die an sich schön ist, kann in der Zusammensetzung mit andern nie häßlich, aber unschicklich werden und dem Ganzen ein widerwärtiges Gepräge geben, was mit der Häßlichkeit einerley Würkung thut. Und aus dem Fragmente einer Statue, einer Gruppe, einer Mahlerey, eines Gedichts kan man wohl von der Schönheit im Detail, aber nie von der Congruenz des Ganzen

zen urtheilen. a Wir wollen daraus ſchlieſſen, daß das Gefühl der Uebereinſtimmung mit dem Gefühl des Schönen nicht einerley iſt, wenn ſie gleich beyde ähnliche Würkungen hervorbringen.

„ Das Gefühl vom Uebereinſtimmen-
„ den, ſagt Home, b naht ſich ſo ſehr
„ dem Gefühle, was wir von der Schön-
„ heit haben, daß man gemeiniglich das
„ erſte für eine Gattung des letztern hält.
„ Gleichwohl ſind ſie ſo weſentlich verſchie-
„ den, daß ſie ſich niemals mit einander
„ vereinigen. Die Schönheit haftet,
„ gleich der Farbe, auf einem Gegenſtan-
„ de, das Uebereinſtimmende auf mehrern.
„ Ausſerdem kan ein Ding, was an ſich
„ ſchön iſt, in Verhältnis mit andern das
„ ſtärkſte Gefühl der Unſchicklichkeit würken.

Die Empfindung von einem Mangel der Uebereinſtimmung iſt, in den meiſten Fällen

a Si avulſum ſtatuæ caput, aut membrum aliquod inſpiceres, non tu quidem ex illo poſſes congruentiam æqualitatemque deprehendere; poſſes tamen judicare, an id ipſum ſatis elegans eſſet. Plin. iun. lib. II. epiſt. 5.

b Th. II. S. 7.

Fällen, weit unangenehmer, als das Gefühl der Uebereinstimmung angenehm ist, oder würkt wenigstens stärker, weil dieses oft ohne Bewustseyn statt findet, mit welchem jene allemal verknüpft ist. Die Uebereinstimmung empfinden wir insgemein nur in einer dunkeln Idee, die zu dem Ganzen nicht ausdrücklich hinzugedacht wird. Eine Unschicklichkeit hingegen, eine Disharmonie, ein Mangel der Proportion wird halb empfunden und halb gedacht; die Idee des Ganzen wird dadurch völlig zerrüttet, und der Verdruß, welcher daher entstehet, ist desto größer, je schöner die Theile an sich sind, welche zusammengenommen einen Mißton verursachen. Wenn der unschickliche Gegenstand sehr unwichtig und uninteressant ist, so wird die unangenehme Bewegung aus dem Mangel der Uebereinstimmung durch das Gefühl des Lächerlichen vermindert, oder unterdrückt: ist der Gegenstand wichtiger und die Unschicklichkeit moralisch, so entsteht ein Hohngelächter; ist das Objekt zugleich interessant, so verschwindet das Lächerli-

che; Verachtung und andere unangenehme Empfindungen bleiben allein zurück. c

Wir wollen es verſuchen, dieſes Gefühl aufzuklären und in Begriffe zu verwandeln. Die Uebereinſtimmung, oder Harmonie iſt das Geſchlecht, und bedeutet eine ſolche Verhältniß der Dinge, in welcher die einzelne Würkung derſelben durch keine Contrarietät behindert wird. In einer genauern Bedeutung wird die Harmonie nur ſolchen Gegenſtänden beygelegt, deren Theile auf einander folgen, wie

c Oft intereßirt ein Gegenſtand gewiſſe Perſonen in einem hohen Grade, bey welchem andere ſehr gleichgültig ſind. Dies iſt die Urſache, weswegen eine Unſchicklichkeit oft einigen lächerlich, andern verdrüßlich und für noch andere rührend iſt. C'eſt ainſi, ſagt Voltaire, que la vie des hommes eſt bigarrée; ſouvent même une ſeule avanture produit tous ces contraſtes, (de ſerieux et de plaiſanterie, de comique et de touchant). Rien n'eſt ſi commun qu'une maiſon dans laquelle un pere gronde, une fille occupée de ſa paſſion pleure; le Fils ſe moque des deux, & quelques parens prennent différemment part à la ſcene. On raille tresſouvent dans une chambre de ce qui attendrit dans la chamcre voiſine; & la même perſonne a quelquefois ri et pleuré de la même choſe dans le même quart d'heure.

wie, zum Beyspiel, einem Gedichte, oder einer Musik. d

Die Schicklichkeit ist die Harmonie unter solchen Theilen, die zugleich sind, mit dem Ganzen und unter einander selbst.

Die Schicklichkeit der Theile zur Erreichung eines gemeinschaftlichen Endzwecks ist Convenienz.

Die Proportion ist die Schicklichkeit der Theile in Ansehung ihrer verhältnismäßigen Größe.

Das Schickliche in Ansehung der Aehnlichkeit, verbunden mit Proportion, ist Symmetrie. Parrhasius hat sie in der Mahlerey zuerst, und Lysippus am meisten beobachtet. e

Schicklichkeit bey Personen in solchen Dingen, die sich auf ihre Willkühr beziehen, heist Anstand. Eine besondere Gattung desselben ist das Decorum, eine sol-

d S. den Gerard vom Geschmack im 5ten Cap. Man könte sagen, Einförmigkeit in der Mannichfaltigkeit der Töne ist Harmonie; und die Melodie ist eine bestimmte Abwechselung und Folge der Töne, nach welcher sie mehrmahl wiederhohlt werden können.

e Plin. nat. hist. Lib. XXXV. cap. 8. und 10.

che Modification des äuſſerlichen Betragens, eine ſolche Miſchung politer Sitten, die eine vollkommene Seele anzeiget, oder, wie ſich ein ſcharfſinniger Philoſoph ausdrückt, f eine Uebereinſtimmung unſers äuſſerlichen Bezeigens mit den innerlichen Vollkommenheiten, welche wir beſitzen und nach unſerm Stande beſitzen ſollten.

Ich ſetze zu dieſen Begriffen die Stelle meines Autors, aus welcher ich jene geſchöpft habe. „ Durch einen natürli„ chen Trieb, ſagt Home, g verlangen „ wir etwas Angemeſſenes, oder eine ge„ wiſſe Uebereinſtimmung bey Dingen, „ die durch irgend ein Verhältnis mit „ einander verbunden ſind. Dieſe Ue„ bereinſtimmung oder dieſes Angemeſſene „ nennt man das Schickliche und Anſtän„ dige; und den Mangel deſſelben das Un„ ſchickliche und Unanſtändige. Schicklich „ und anſtändig werden oft für Syno„ nimen gehalten; ſie laſſen ſich aber doch „ von einander unterſcheiden. Das Schick-

liche

f Darjes philoſophiſche Sittenlehre §. 414.
g Th. II. S. 4. und 7.

„ liche ist das Geschlecht, von dem das
„ Anständige eine Gattung ist. Denn
„ wir nennen nichts anständig, ausser dem
„ Schicklichen, oder Angemeßnen, das
„ zwischen empfindenden Wesen und ih-
„ ren Gedanken, ihren Worten und Hand-
„ lungen erfordert wird. „

Vielleicht werden die angegebenen Begriffe dadurch zugleich brauchbarer und deutlicher, wenn wir sie auf die besondern Gegenstände anwenden, unter welchen wir Uebereinstimmung verlangen. „ Um die-
„ se Beschaffenheit völlig zu entwickeln,
„ sagt Home, h will ich sie durch einige
„ der beträchtlichsten Verhältnisse verfol-
„ gen. „ Wir wollen unsern Autor verfolgen; vielleicht treffen wir auf seiner Spur eine kleine Nachlese von Bemerkungen an, die Er nicht hat machen wollen, und die wir der Vollständigkeit wegen machen müssen.

„ Die Verhältnis eines Theils zu
„ dem Ganzen, die äusserst genau ist,
„ erfodert auch den höchsten Grad des
„ Schicklichen. Aus diesem Grunde fühlt

h S. 7.

„ man die geringſte Abweichung davon „ mit Verdruß. Jedem Leſer muß es ſehr „ unſchicklich vorkommen, wenn der Pult „ des Boileau, ein ſcherzhaftes Gedicht, „ mit einer ernſthaften und feurigen Lob„ rede auf den Lamoignon, einen königli„ chen Richter, endigt. „ i Und jedem Leſer muß es ſehr unſchicklich vorkommen, wenn Milton in einem Gedichte, welches den erhabenſten Gegenſtand hat, eine Ausſchweifung auf ſeine Blindheit macht, die gewiß mit dem verlohrnen Paradieſe nicht verknüpft iſt. Kleine Fenſter und Thüren geben einem großen Gebäude ein altväteriſches Anſehn; kehret die Proportion um, ſo wird das Ganze lächerlich.

Eben ſo wichtig iſt auch die **Proportion** der Theile unter einander ſelbſt. Bey gleichartigen Theilen und ſolchen, die einerley Zweck haben, verlangt man eine gewiſſe Einförmigkeit in Anſehung ihrer Gröſſe und ihrer Stellung. Dergleichen ſind am menſchlichen Körper die Augen, die Ohren, die Hände, die Füſſe; an einem

Gebäu-

i S. 1.

Gebäude die Thüren, die Fenster, die Säulen; in einer Epopäe die Gesänge, und in einem Drama die verschiedenen Aufzüge. Bey einem Ganzen, dessen Theile man zugleich übersieht, muß die Gleichheit der homogenen Theile, wie der Fenster in einem Stockwerke, vollkommen seyn. Bey solchen Werken hingegen, deren Theile auf einander folgen, ist es genug, wenn das eine Stück nicht sehr merklich größer ist, als das andere. Es wäre lächerlich, in einem langen Gedichte die Größe eines jeden Buches durch die Zahl der Verse durchgängig zu bestimmen; aber unschicklich, in einer Epopäe von zwanzig Gesängen den einen so lang zu machen, als die übrigen zusammengenommen.

Es wird ferner eine genaue Uebereinstimmung unter einem Gegenstande und denjenigen Dingen erfordert die neben ihm, oder auf irgend eine Art mit ihm zugleich sind; wenn sie auch zusammengenommen kein eigentliches Ganzes ausmachen solten. Ein kleiner Mensch, der in Procession neben einem grossen gehet, wird so lächerlich, wie ein Duodez

Bändgen neben einem Folianten. Plutarch hat ſchon diejenigen geſcholten, welche eine kleine Statue auf ein groſſes Poſtement ſetzen; er nennt ſie ſchlechte Künſtler und behauptet, daß ſie ſich ſelbſt lächerlich machen. k

Hierher gehöret die Verhältniß zwiſchen einem Dinge und ſeinen Verzierungen. „ Ein ernſthaftes und wichtiges Subjekt nimmt wenig Verzierungen an, und eben ſo wenig ein Subjekt, das an ſich ſehr ſchön iſt. Ein Subjekt, das die Seele mit ſeiner Gröſſe füllet, nimmt ſich am beſten aus, wenn man es ganz ungeſchmückt läßt. „ l Die Liebenswürdigkeit, ſagt Thomſon, „ bedarf keiner fremden Hülfe von Zierrathen und iſt am ſchönſten geſchmückt, wenn ſie ungeſchmückt iſt. Ein Subjekt hingegen, was an ſich nicht ſehr intreſſiret, ein Werk, was nur zur Beluſtigung gemacht iſt, nimmt

mehr

k Οἱ φαυλοι τεχνιται βασεις μεγαλας μικρας ὑφισαντες ἀναθημασιν, ἐλεγχουσιν αὐτων και τας μικροτητας. De Alex. fort.

l Home am angeführten Orte S. 9.

m Im Herbſte.

mehr Zierrathen an, auch solche, die eben nicht aus dem Haupt Stoffe gezogen sind. Ein Pferd wird durch einen goldenen Zaum so wenig verschönert, als ein gezähmter Löwe durch einen Putz, der ihn immer an den Verlust seiner Freyheit erinnern kann. u

Niedrige Objekte, mit hohen Farben geputzt, oder umgekehrt, werden lächerlich und komisch, wenn die unschicklichen Verzierungen mit Fleiß und Absicht gemacht sind; und abgeschmackt, wenn sie nicht blos zur Belustigung dienen sollen.

Auch in der Verhältniß eines Subjekts zu den Umständen des Ortes und der Zeit verlangt unsere Empfindung eine gewisse Congruenz, wenn sie vollständig soll vergnügt werden. Ein großes Gebäude an einem niedrigen Orte verliert vieles von seinem Ansehen, und eine Tour aus einer lu-

u Non faciunt meliorem equum aurei freni, Aliter leo aurata iuba nitet, dum contrectatur et ad patientiam recipiendi ornamenta cogitur fatigatus: aliter incultus, integri spiritus. Hic scilicet impetu acer, qualem illum esse natura voluit, speciosus ex horrido cujus hic decor, non sine timore adspici, praefertur illi languido et bracteato. Seneca epist. 41.

ſtigen Operette zur Paßions-Zeit bei der Kirchenmuſik angebracht, iſt völlig unſchicklich. „ Der Putz, der ſich zu einem Balle „ ſchickt, wird beim öffentlichen Gottesdienſte „ nicht völlig ſo anſtändig ſcheinen; und „ dieſelbe Perſon muß ſich anders zu einem „ Leichenbegängniſſe als zu einer Hochzeit kleiden o

„ Nichts iſt in genauerer Verhältniß mit einem Menſchen, als ſeine Geſinnungen, ſeine Reden, und Handlungen und deßwegen erfordert man hier die genaueſte Uebereinſtimmung. Daher kommt der Ekel, den man für dem Affektirten hat, welches darinn beſtehet, daß man mehr Feinheit, oder Delicateſſe zeigen will, als entweder dem Charakter, oder den Umſtänden der Perſon zukömmt. „ Hierher gehören die Mienen, Geberden, die Stellung, der Gang, die Gedanken, die Worte, der Ton der Stimme, hierher gehöret ſelbſt die Kleidung und der ganze äuſſerliche Aufzug eines Menſchen. q Ein anderer Anſtand gehört für die

o Home S. 10.
p Home S. 10. S. auch oben S. 86. f. f.
q Status, inceſſus, ſeſſio, accubitio, vultus,

die Penelope; r ein anderer für die Phryne; s ein anderer für eine züchtige Braut; t ein anderer für eine Lucretia:

Desinit in lacrymis, inceptaque fila remisit,
In gremio vultum deposuitque suo.
Hoc ipsam decuit, lacrymae decuere pudicam
Et facies animo dignaque parque fuit.
Ouidius.

Die Congruenz unter den Gedanken und ihren Zeichen ist für den Künstler von grosser Wichtigkeit, wofern er nicht in das Abgeschmackte, oder Burlesse verfallen will. Von dieser Materie wird an einem andern Orte ausführlicher geredet.

Das Gefühl der Ehre, die Empfindung von unserm Vorzuge vor andern Wesen erfordert einen besondern Grad des Anstands in allen Handlungen, die auch nur einigermaßen von unserer Willkühr abhängen. Die Ueber-

oculi, manuum motus teneant illud decorum. Cicero de Off. lib. I.

r Plin. Lib. 35. p. m. 576.

s Plin. Lib. 34. p. m. 515.

t Plin. Lib. 35. p. m. 580.

einſtimmung unſerer Handlungen mit dem Gefühl der Ehre, dieſer hohe Grad des Anſtands heißt **Würde**, und der Mangel derſelben iſt **Niederträchtigkeit**. Die Würde kömmt nur beſeelten Dingen zu, oder unbeſeelten, wiefern ſie Effekte von jenen ſind. [u] Sie äuſſert ſich, wie der Anſtand, nicht nur in Geſinnungen und Reden, ſondern auch durch Minen, Stellungen und Geberden; wie zum Beiſpiel die Würde der männlichen Geſtalt, welche ſchon von den Alten der weiblichen Schönheit entgegen geſetzt wurde. [v]

Das Gefühl der Ehre würkt hauptſächlich auf eine doppelte Art: durch die Empfindung unſerer Diſtanz von den unvernünftigen Geſchöpfen; und durch die Empfindung von dem Vorzuge eines vernünftigen Weſens vor dem andern. Jenes beſtimmt die allgemeine **Würde der Menſchheit**; und dieſes die beſondere **verhältnißmäßige Würde**

[u] Home, Th. II. S. 26. f.

[v] Quum pulchritudinis duo genera ſint, quorum in altero venuſtas ſit, in altero dignitas; venuſtatem muliebrem ducere debemus; dignitatem virilem. Cicero Lib. I. de Off.

de nach der Verschiedenheit des Standes, des Alters, des Geschlechts, des Charakters und anderer Umstände. Man sagt von einem Menschen, der seinen Adel verkennt und Handlungen unternimmt, die der Vernunft und allen menschlichen Gesinnungen offenbar widersprechen, daß er die Würde der Menschheit schändet, sich selbst zu dem Vieh herabsetzt und die gröste Niederträchtigkeit begehet, die ein Mensch begehen kann. Man wendet diesen Begrif auf die Kunst an und nennt alle Gedanken und Ausdrücke unwürdig, die jedes vernünftige Wesen, das seine Bestimmung kennt, nothwendig empören müssen, weil sie unmittelbar diejenigen Pflichten verletzen, die in der Vernunft und in der Menschheit selbst gegründet sind. Verletzung der unmittelbaren Pflichten gegen Gott ist **Gottlosigkeit**: der vollkommenen Pflichten gegen andere, **Unbilligkeit**; des äußerlichen allgemeinen Wohlstandes, **Unehrbarkeit**; der verhältnißmäßigen Ehrerbietung und Liebe, die andere von uns fordern können, **Unhöflichkeit** **Unflätige** Gedanken sind solche, die kein ehrbarer Mensch ohne Ekel denken kann, und pöbelhafte,

haſte, die keinen Menſchen von Geſchmack und Sitten, ſondern nur niederträchtige Creaturen zu beluſtigen vermögend ſind.

Der niedrigſte Grad der Verhältniß Würde iſt bloſſe Ehrbarkeit; der mittlere, Adel; der höchſte, Majeſtät. Ein Beiſpiel der Ehrbarkeit iſt der Amyntas des Herrn Geßner, des Adels, die Schilderung eines Bernſtorfs von Herrn Duſch, w der Majeſtät, der Meßias, der ſelbſt in ſeiner Erniedrigung erhaben, wie Gott, iſt.

Alle Hoheit, ſogar die Hoheit des ſterblichen Weiſen
Hat er abgelegt, war nur ruhig, als ſäh er den Abfall
Einer Quelle vor ſich, und dächte nur ſanfte Gedanken,
Nach erhabnern an Gott, die Augenblicke zu ruhen.
Von dem göttlichen Ernſt, von dem nur hat er noch Züge,
Leiſe Züge behalten. Doch konnte kein Engel ſie haben, Wollt

w In der Glückſeeligkeit des Tugendhaften, S. 43. f. f.

Wollt er ſie haben. Allein auch nur
ein Engel vermochte,
Dieſer Göttlichkeit Minen und ihren
Geiſt zu bemerken.

Alſo ſtand er.

Klopſtok. x

Man hat die Frage aufgeworfen, welche Beſtimmungen es eigentlich ſind, die dem Menſchen zur Ehre gereichen und ſeine Würde ausmachen. Eine andere Antwort gibt die Philoſophie, eine andere der Wahn. Jene ſagt: nur diejenigen Vollkommenheiten bringen uns Ehre, welche wir durch regelmäßige Anwendung der Willkührlichkeit erworben haben; y Vollkommenheiten, die uns die Natur gibt, ſind nur dann würdig, wenn wir ihre Beſtimmung kennen und jene anwenden, um dieſe zu erreichen. Die Erfahrung hingegen lehret, daß die Menſchen mit andern Meinungen von dem, was uns Schande, oder Ehre bringet, behaftet ſind. Sie ſuchen die Ehre in den Vorzügen der Geburt, in einer vortreflichen

x Im 6ten Geſange der Meſſiade.
y S. Darjes phil. Sittenlehre §. 380. f. f.

chen Bildung und Stellung des Leibes, welche die Natur gewürkt hat, in dem Reichthume, in den Titeln, in dem davon abhangenden Range, in einem löblichscheinenden allgemeinen Rufe und dergleichen; 2 Der Artist soll dem Philosophen folgen, ohne dem Wahne offenbar zu widersprechen. Rang und Titel sind Zeichen des innerlichen Werths; sie können gebraucht werden, um diese sinnlicher zu machen. Ein Bernstorf

— — Dem die Tugend
Des Weisen und des Christen Recht auf Freuden,
Auf alle würdigen, erhabnen Freuden
Und um sie alle zu geniessen, Gott
Empfindung, Geist, Geburt, Stand und Vermögen
Gegeben —

ein so würdiger Patriot ist schon durch seinen Geist und seine Tugend erhaben; aber seine Erhabenheit wird sinnlicher,

Wenn ihm der Reichthum, den er sonst nicht achtet,
Die Freude gibt, die Großmuth seines Herzens

auf

Daries. am angef. Orte §. 391.

Auf tausend auszugiessen, seine Würde
Den Vorzug, Redlichen empor zu
helfen.

Dusch a

Unter allen Vollkommenheiten, welche dem Menschen Ehre machen, ist die Tugend die vortreflichste und diejenige, welche jedermann liebt, selbst, wer sie nicht hat. Die Tugend, wiefern sie sich durch äußerliche Merkmale, besonders durch Handlungen kenntbar macht, ist jedermann, selbst dem lasterhaften angenehm. Unterdessen darf man nicht mit dem Lord Kaym b behaup-

b Am angeführten Orte S. 43. 44.

a Th. II. S. 27. f. f.
„ Wir eignen niemals einer Handlung Würde zu, die nicht tugendhaft ist; wir halten
„ keine Handlung für niederträchtig, die nicht
„ gewissermaßen lasterhaft ist. Eine Handlung
„ kann groß seyn; ohne tugendhaft zu seyn,
„ aber sie kann niedrig seyn, ohne daß sie
„ ein Laster ist. — Der Mensch ist mit einem
„ Gefühle von der Vortreflichkeit und dem
„ Werthe seiner Natur begabet. Er hält sie
„ für vollkommener, als die Natur anderer
„ Geschöpfe, die um ihn sind, und er fühlet,
„ daß die Vollkommenheit derselben in der
„ Tugend, und besonders in Tugend von der

haupten, daß Tugend und Würde völlig einerley sind. Es gibt würdige Bestimmungen im Charakter und Handlungen, die deswegen noch nicht in die Gattung der eigentlichen Tugenden gehören, wie z. B. Gelehrsamkeit, Unerschrockenheit, Muth und dergleichen. Auf der andern Seite wird oft selbst die Tugend unschicklich, wenn sie nicht mit Klugheit vergesellschaftet ist. Tugend, Klugheit und Sitten machen dasjenige aus, was wir vorher den **Wohlstand**, oder das **Decorum** genennt haben.

Unter den Tugenden selbst ist immer eine würdiger, als die andere. Positive Tugenden und solche, die sich durch eklatante Würkungen charakterisiren, sind würdiger, als solche, die blos in einer Unterlassung des Bösen bestehen, oder als solche, die wegen Mangel der Kräfte sich nicht thätig genug beweisen können. „ Die menschlichen Tugenden, sagt Home, c erlangen, gleich andern Gegenständen, ihren Rang in unserer Ach-

„ höchsten Gattung bestehet. Dieses Gefühl „ auszudrücken, braucht man das Wort Würde. „

c S. 30.

Achtung, nicht durch ihren Nutzen, der blos durch Nachdenken erkannt wird, sondern durch den unmittelbaren Eindruck, den sie auf uns machen. Gerechtigkeit und Güte sind eine Gattung verneinender Tugenden, die man nicht recht wahrnimmt, als wenn sie verletzt werden. Aber Tapferkeit und Grosmuth erregen erhabne Bewegungen und geben dem Gefühl von Würde sowohl in dem Menschen selbst, welcher sie besitzt, als auch in andern, eine große Lebhaftigkeit, und werden deswegen höher geschätzt, als Gerechtigkeit und Güte. „ Daher hat auch ein Werk der Kunst, wodurch die Tugend unmittelbar befördert wird, z. B. eine Tragödie zur Reinigung der Affekten, mehr Würde, als ein anders, wodurch sie zwar nicht verletzet, aber auch nicht befördert wird, wie z. B. eine Tändeley, eine anakreontische Ode und dergleichen.

Die Tugend wird desto erhabener, je mehr sie sich von dem Eigennutz sinnlich zu entfernen scheinet. Daß es aber nur der Künstler nicht wage, eine allzuvollkommene, eine allzuuneigennützige Tugend darzustellen, die, mit der Erfahrung verglichen, nur

ein Ideal iſt und alles Intereſſe, alle Illuſion verhindert. In einem jeden Gedichte, ſagt Shaftersbury, *d* es ſey epiſch oder dramatiſch, iſt ein vollkommener Charakter das gröſte Ungeheuer und unter allen Erdichtungen am wenigſten einnehmend, am wenigſten moraliſch und am wenigſten bequem, die Sitten zu verbeſſern.

Das Gefühl der Tugend verlangt noch eine gewiſſe Eigenſchaft von den Werken der Kunſt, welche man die poetiſche Gerechtigkeit genennt hat. Da dieſe, ohne die Begriffe vom Intereſſe nicht wohl erklärt werden kann, ſo begnüge ich mich, nur die Ableitung dieſer Eigenſchaft aus dem Gefühl der Tugend nach dem Gerard herzuſetzen. Die Empfindung der Tugend, ſagt dieſer, *e* erfüllt uns mit freudigem Wohlgefallen über den tugendhaften Charakter, und mit Abſcheu gegen den laſterhaften, welcher uns, wenn

d In a poem, whether epick or dramatik, a compleat and perfect character is the greateſt Monſter, and of all poetick fictions not only the leaſt engaging, but the leaſt moral and improving. S. in den Litteratur Briefen den 63. 66. 123 und 145ten Brief.

e Vom Geſchmacke, im 7ten Cap.

weun er durch nachgeahmte Charaktere erregt worden, nicht unangenehm ist. Wenn der erste im Glück und Wohlstande ist, so fühlen wir sein gutes Verdienst, freuen uns, daß er seinen verdienten Lohn gefunden und werden in eine freudige Heiterkeit und in ein wollgefälliges Vertrauen auf die gerechte Vorsehung versetzt; wenn er aber in Unglück und Widerwärtigkeit versunken ist, so fühlen wir, daß er es nicht verdienet, und schmecken den süssen Schmerz des Mitleidens mit seinen Unfällen, und empfinden einen tugendhaften Unwillen gegen die Urheber derselben. Wenn der Lasterhafte glücklich ist, so glühen wir vor Unwillen und empfinden eine Art von melancholischer Kleinmüthigkeit: wenn er leidet, so fühlen wir die Gefahr des Lasters und die Schrecken der Verschuldung; wir gestehen, daß er es so verdient habe, mischen aber doch Mitleiden in unsern Tadel. So werden wir durch diese überaus starken Leidenschaften in Bewegung gesetzt, deren Einflösung die rührendste Beschäftigung ausmacht, darein uns Werke des Geschmacks nur versetzen können.

Ueber das Genie und über den Geſchmack.

Das Wort Genie zeigt überhaupt das Reſultat der menſchlichen Vollkommenheiten anwiefern ſie ſich alle in den denkenden Kräften concentriren, und dort am meiſten thätig beweiſen. a Ein jeder Menſch hat denkende Kräfte, welche unter ſich ſelbſt und mit ſeinen andern Vollkommenheiten in einer gewiſſen Verhältniß ſtehen; und folglich hat in dieſer allgemeinen Bedeutung jeder

a Verſchiedene Begriffe vom Genie findet man in der Geſchichte des menſchlichen Verſtandes, (II Abſchnitt, §. 17. 18.) beim DüBos (T. II c. I.) beim Helvetius, (de l'eſprit Diſc. IV.) beim Sulzer (Hiſtoire de l' Acad. de Berlin 1757.) beim Baumgarten, (Met. P. III, §. 648.) beim Wieland (Betrachtung über den Menſchen) in den Göttingiſchen Zeitungen 1748. S. 724.) und in den vermiſchten Schriften (III B. 1 St.)

jedermann Genie. In dieſem Verſtande wird das Wort genommen, wenn man von einem ſchlechten, von einem mittelmäßigen, von einem guten und von einem großen Genie redet.

„ Allein, ſagt der Breslauiſche Geſchichtſchreiber des Verſtandes, b dieſes „ iſt wider den gemeinen Sprachgebrauch. „ Man verſagt unzähligen Menſchen das „ Genie. Man verſagt es Gelehrten, „ welche Bibliotheken geſchrieben haben; ob „ es gleich ebenfalls abgeſchmackt iſt, einen „ Verfaſſer als ein Genie anzupreiſen, welcher ein Buch von etlichen Blättern geſchrieben hat, woraus ein mäßiger Enthuſiaſmus hervorleuchtet. Man verbindet mit dem Begriffe eines Genies etwas Großes, etwas Vorzügliches in ſeiner „ Art. Ich ſetze voraus, daß die unterſchiedenen Arten des Erkenntniß-Vermögens in einem Menſchen einander nicht „ gleich ſind. Wenn nun das Verhältniß „ der Erkenntniß-Vermögen in einem Menſchen ſo beſchaffen iſt, daß alle Arten

b II. Abſchnitt §. 15.

„ deſſelben dahin übereinſtimmen, daß ſie
„ eine Fähigkeit zu einer merklichen Größe
„ erheben, daß ihr die übrigen gleichſam
„ zu Gebote ſtehen, und nur da zu ſeyn
„ ſcheinen, ihr als Hilfsmittel zu dienen
„ und ihren Glanz zu erhöhen, ſo ſagt
„ man, ein Menſch habe Genie im eigent-
„ lichen Verſtande. „

Sollte es wohl nach dieſem Begriffe ein allgemeines Genie geben, oder ein ſolches, welches in mehr als in einem Felde Genie iſt? Man ſetze, alle Erkenntniß-Vermögen eines Menſchen ſtimmen dahin überein, daß ſie ſeinen Witz zu einer merklichen Größe erheben; ſo ſagt man, der Menſch habe Genie; allein wie weit iſt ein ſolcher noch von denen entfernet, bei welchen man nicht weiß, ob man den witzigen Kopf, oder den ſcharfſinnigen Denker bewundern ſoll, von den Addiſons, von den Leßingen, und von einem Käſtner, der zugleich der tiefſinnigſte Meßkünſtler und der feinſte Epigrammatiſt iſt. Wenn der Autor, wider den ich dieſe Anmerkung mache, es leugnet, daß es allgemeine Genies gebe; ſo ſcheint er, keinen Unterſchied zu ſetzen, unter dem,

was

was ein Genie würklich ist, und unter dem, was es nach seinen Talenten seyn könnte.

Wir wollen eine andere Wendung nehmen. Ein jeder Mensch hat Genie, nach der Summe seiner Realitäten, die sich durch die denkenden Kräfte äußern. Ist diese Summe vorzüglich groß, so groß, daß der Mensch dadurch zu besondern Thätigkeiten und ausnehmenden Erfindungen geschickt ist und sich von andern, die mit ihm unter einerley Umständen sind, auf eine vortheilhafte Art auszeichnet; dann sagt man, er habe ein großes Genie, und dieß ist es, was man Genie im eigentlichen Verstande nennet. Ein solcher Mensch wird also eine Geschicklichkeit haben, gewisse Dinge gut und leicht zu verrichten, welche andere mit vieler Mühe nur schlecht machen. c Er wird durch die Natur selbst seine Bestimmung erhalten haben, und sein ganzes Augenmerk auf dasjenige Fach richten, für welches er gemacht ist. d Er wird fähig seyn, in diesem Fache eine neue Epoche anzufan-

c DüBos am angeführten Orte.
d Herr von Haller in den Göttingischen Zeitungen.

gen, und ſeine Kunſt oder Wiſſenſchaft ſo hoch zu treiben, als es möglich iſt. e Er wird ſich aller Erkenntnißkräfte mit Leichtigkeit und Geſchicklichkeit bedienen können, Luſt zu neuen Begriffen haben und mit einer lebhaften Wirkſamkeit diejenige Gegenwart des Geiſtes verbinden, wodurch er, ohne ein ängſtlich correktes Weſen, alle Fehler vermeidet, die ein brauſender Kopf in der erſten Hitze begehet. f Er wird ſich durch ſeine ſonderbaren und ungemeinen Talente über andere Menſchen erheben. g Er wird eine anſchauende Erkenntniß von vielen Dingen ohne Mühe erlangen und in ſich ſelbſt Licht genug finden, Gegenſtände aufzuklären, die für andere im Dunkeln liegen. Kurz, er wird alle diejenigen Eigenſchaften haben, durch welche die beſten Schriftſteller das Weſen des Genies zu beſtimmen ſuchen.

Es gibt allgemeine Genies, deren denkende Kräfte nicht nur alle vorzüglich groß ſind, ſondern auch durch eine gleichmäßige innere

e Helvetius am angeführten Orte.
f Sulzer am angeführten Orte.
g Wieland am angeführten Orte.

innere Stärke der übrigen Fähigkeiten, Vermögen und Eigenschaften unterstützt werden. Bayle der Philosoph ist, auch wenn er irrt, so groß, als Bayle der Kunstrichter; und den witzigen Kopf, an den man sich aus einigen schlüpfrigen Artikeln erinnert, findet man auch da oft wieder, wo er den Moreri wegen einer verschriebenen Jahrzahl tadelt. Leibnitz, den wir einem Newton entgegensetzen dürfen, war vielleicht so gut zum Dichter bestimmt, wie zum Philosophen. Hätten ihn nicht ernsthaftere Beschäftigungen vom Parnaß zurückgerufen, so würden wir vielleicht an ihm unsern ersten Dichter erhalten haben, da wir in ihm jetzt unsern ersten Weltweisen verehren. *b*

Es gibt ferner besondere Genies, die es nur in Einem Fache sind, wozu der Mensch durch die besondere Verhältniß seiner Kräfte und Vollkommenheiten vorzüglich bestimmt wird; und auf diese paßt die Er-

b Einige Gedichte, die wir von ihm haben, sind zwar nur wegen ihres Verfassers noch ehrwürdig; allein sie verrathen doch ein Genie, welches durch eine Messiade so berühmt hätte werden können, als durch eine Theodicee.

Erklärung, welche der Breslauiſche Weltweiſe gegeben hat. i Eine ſolche Miſchung der Talente eines Menſchen, wodurch ſeine Beurtheilungskraft zu einer merklichen Größe erhoben wird, gibt einen Denker, einen philoſophiſchen Kopf. Vereinigen ſich ſeine Kräfte dahin, daß er vorzüglich geſchickt wird, gewiſſe Handlungen und Begebenheiten mit Weisheit zu überdenken, ſelbſt mit Vorſicht zu unternehmen und mit Klugheit auszuführen; dann heißt er ein praktiſches Genie. Sind endlich ſeine Vollkommenheiten in einer ſolchen Verhältniß, daß er durch eine lebhafte Phantaſie, durch einen muntern Witz und durch einen feinen Geſchmack vorzüglich zum Artiſten beſtimmt iſt, denn ſagt man, er iſt ein ſchöner Geiſt; und dieß iſt insbeſondere das Genie, von welchem wir hier reden.

Wir wollen uns aus partialen Zügen das ganze Ideal eines vollkommenen ſchönen Geiſtes vorſtellen; dieß iſt der Maaßſtab,

i In der angeführten Geſchichte des menſchlichen Verſtandes. S. vorher S. 392.

ſtab, nach welchem man leicht die Rangordnung der Artiſten beſtimmen kann.

Der ſchöne Geiſt iſt alſo in einem gemäßigten Klima, ſanft wie der griechiſche Himmel, gebohren. k Die Natur hat ſeine ſinnlichen Werkzeuge auf das vollkommenſte gebildet, ſeine Nerven aus dem feinſten Stoffe gewebt und die innern Theile, welche zum Denken und Bewußtſeyn nöthig ſind, auf das ſubtilſte und künſtlichſte organiſirt. Sie hat ihm, wie ihrem Lieblinge dem Raphael, in einem ſchönen Körper eine ſchöne Seele gegeben und ihn, als eine wohlthätige Fee, begabt, mit der lebhaften Phantaſie eines Wielands, mit dem ſchöpferiſchen Geiſte eines Miltons, eines Klopſtocks

k Der Einfluß des Himmels und der Luft auf den Geiſt iſt ſo ausgemacht, daß ich ihn als ein Suppoſitum annehmen kann. Man leſe unterdeſſen Winkelmanns Geſchichte der Kunſt im erſten Theile vom Anfange, den DüBos II. Th. Kap. 13:20. des Monteſquieu Eſprit de loix, den Hrn. von Fontenelle in der Abhandlung über die Alten, und in ſeiner Schrift von mehr als einer Welt, und den Ritter Chardin in ſeiner Beſchreibung von Perſien, welcher über dieſen Punkt vortrefliche Anmerkungen gemacht hat.

ſtoks, mit dem Witze eines Leßings, mit der Zärtlichkeit eines Gleims, mit der Feinheit des Geſchmacks eines Kamlers, mit dem Scharfſinn eines Käſtners, mit dem Tiefſinn eines Moſes, mit dem hohen Verſtande eines Winkelmanns, und, um ſich ihrer zuweilen zu bedienen, mit der Laune eines Swifts, Arbuthnots und Rabeners. Sie gab ihm ein fühlbares Herz, leicht zu rühren, wie zarte Saiten, eine Anlage zum Pathos, ſtarke Begierden, verknüpft mit einem Hange zur Tugend, mit einem menſchlichen Gefühle, mit würdigen und erhabnen Geſinnungen. Seine Erziehung entſpricht den Abſichten der Natur. Die Nahrungs-Mittel, die er bekam, verdickten nicht ſeine Säfte, verfeinerten ſeine Organiſation. l Frühzeitig wurden die Fähigkeiten ſeiner Seele geſtärkt, ausgebildet und zu Fertigkeiten erhoben; früh ſchon bekam ſein Geſchmack die erſte Richtung. Er beſſerte ſeine Empfindungs-Werkzeuge, und raffinirte ſeine Nerven durch eine ordentliche Le-

bens-

l S. den Ritter Temple von dem Zuſtande der vereinigten Provinzen. 4. Kap.

denſart. Er bildete ſeinen Geiſt und ſein Herz, entfernte alle pöbelhafte Meinungen und begann, grosmüthig und edel zu denken. Er unterſuchte die Schönheiten der Natur und der Kunſt, und empfand beyde. Er ſtudirte Gallerien, Antiken, die Meiſterſtücke eines Graun und Händel und las die beſten Muſter in der Poeſie und Redekunſt, mit Enthuſiasmus und in der Stellung, in welcher ſein Autor ſchrieb. Er merkte auf ſich ſelbſt, lernte ſein Herz aus und die Sprache der Empfindung und erwarb ſich diejenigen Kenntniße, in welchen der Adel des Menſchen und das Verdienſt des Künſtlers beſtehet. Er prüfte ſein Genie, ohne ſeine Seele zu ſchmeicheln, wie man dem Körper ſchmeichelt, durch das Urtheil anderer, durch eigene Verſuche und durch die Vergleichung ſeines Geſchmacks, ſeiner Arbeiten und ſeiner Entdeckungen, mit dem Geſchmacke, mit den Arbeiten und mit den Entdeckungen anderer. Er las die Schriftſteller mit Empfindung, nicht wie ein Mann, der Phraſes und Varianten ſucht: jetzt ahmt er diejenigen, welche in ihrer Art die beſten und ſeinem Genie am gemäßeſten ſind,

männlich, nicht ſklaviſch nach, ohne ſeinen eigenen Charakter zu unterdrücken. Er lieſt ſich, nicht mit dem Stolze eines Autors, mit allem Kaltſinn eines Kunſtrichters ſeine Aufſätze ſelbſt vor, nachdem ſie ſo lange geruhet haben, daß er ſie als fremde Arbeiten betrachten kann; und läßt ſich von kritiſchen Freunden diejenigen Fehler ſagen, welche er vielleicht aus Mangel der Einſicht nicht bemerken konnte, oder aus Eigenliebe nicht wollte. Er iſt grauſam genug, dieſe Uebungs-Stücke, wie Kamler die ſeinigen, * zu unterdrücken; und nur dann, wenn er ſich ſtark genug fühlt, und es würklich iſt, fängt er an, für das Publikum, und, mit einem gewiſſen Bewuſtſeyn ſeiner Größe, mit einem edeln Stolze, für die Nachwelt zu arbeiten. Er bietet durch die Hitze ſeiner Begierden alle denkende Kräfte auf, um ein Werk hervorzubringen, welches dem Neide, wie der Zeit, Trotz bieten kann. *

Er

* S. die Litteratur Briefe, IX. Th. S. 7.

* Ich trage hier in wenig Worten die Theorie vom Enthuſiasmus vor, welcher ich kein beſonderes Capitel widmen mag. Man kann hierbei den Petitus de furore poetico, den Morhof und einige andere nachleſen.

Er befreyet sich von allen Zerstreuungen, und richtet seine ganze Aufmerksamkeit auf sein Sujet. Er stellt sich dieses so lebhaft und sinnlich vor, daß dadurch das Herz beweget und erschüttert wird, und fasset den unüberwindlichen Vorsatz, nur große und würdige Gedanken zu erzeugen. Eine rühmliche Ungeduld, eine edle Ehrbegierde treibt ihn an, lang begeistert zu seyn und nicht eher zu ruhen, als bis das verlangte bewürkt ist. Ohne Begeisterung arbeitet er nie; er versäumet aber die Gelegenheit nicht: glückliche Stunden kommen nur selten, man muß sie brauchen, wenn sie da sind, so gut und so lang man kann. In dem Enthusiasmus besorget er nur das Ganze, setzt den Ausputz der Theile bei Seite, läuft nicht aus dem Wege, um Schönheiten in der Ferne zu haschen, und ergreift nur diejenigen, welche sich ihm von selbst darbieten. Nach der Begeisterung nimmt er die Feile zur Hand, polirt sein Werk, bessert es aus;

nonumque prematur in annum.

Er stellet sein Werk aus, noch nicht, wie Apelles, für jedermann, sondern für kriti-

ſche Freunde; prüft jedes Lob und jeden Tadel, welchen er erhält und iſt, wie Duſch, * unerbittlicher gegen ſich, als ein Kunſtrichter ſeyn würde. Dann erſt tritt er ans Licht, mit der edeln Kühnheit der Artiſten; und dann erſt kann er ſich mit der ſüſſen Einbildung ſchmeicheln, von der Nachwelt geleſen und neben die Homere und Horaze dereinſt geſtellt zu werden. Er wird oft, ohne daß er es ſelbſt weis, ein Erfinder ſeyn, ſich eine neue Bahn gebrochen haben, eine neue Periode in der Kunſt machen, und eine Menge von Nachahmern wird ſeine Spur verfolgen. p Jedermann nennt ihn Genie, und nichts fehlt dieſem Charakter, als — — daß er kein würkliches Original hat.

Denn, wird man ſagen, wo iſt ein ſolches Genie? Wo iſt der Menſch, in deſſen einziger Perſon ſich alle angegebene Umſtände vereinigen, einen ſo vollkommenen Meiſter zu bilden? Er ſey, oder ſey nicht; meine

* S. die neue Bibliothek der ſch. K. u. W. II. B. S. 261.

p S. die Geſchichte des menſchl. Verſtandes, II. Abſchnitt §. 25 = 33.

meine Schilderung ist ein Ideal, wie die nackende Venus. Wie sich mit dieser eine eingebildete Schönheit vergleichen und finden kann, wie viel ihr noch fehlet; so soll der werdende Artist mein Gemählde betrachten, und sich dagegen messen, und wenn der Abstand zwischen dem Ideal und ihm zu groß ist, die Hofnung aufgeben, sich in dem Range eines Virgils, eines Phidias zu sehen. Wenn ihn das Genie verläßt, so bilde er seinen Geschmack und werde, statt eines schlechten Artisten, ein guter Kunstrichter.

„ Das Genie, sagt Gerard, q hat „ den Beystand des Geschmacks nöthig, „ seine Würkungen zu leiten und zu mäßi„ gen. Die verschiedenen Verhältnisse der „ Theile bestimmen zwar gewissermassen ei„ nes jeden Gestalt und Stellung; wir er„ langen aber eine weit grössere Gewisheit „ von ihrer Richtigkeit, wenn der Ge„ schmack den Entwurf sowohl, als die Aus„ führung nachgesehn und geprüft hat. Er „ dient der bloßen Phantasie zum Zaum;

q Versuch über den Geschmack III. Th. 2. Abschnitt.

„ er tritt mit ſeinem billigenden oder ver-
„ dammenden Urtheil ins Mittel: und ver-
„ wirft manche Dinge, die das Genie oh-
„ ne ſeinen Beyſtand angenommen haben
„ würde. „

Den Geſchmack habe ich oben r beſchrie-ben durch das innere Gefühl der Seele, ver-möge deſſen ſie ohne Vernunftſchlüſſe, blos durch das ſinnliche Wohlgefallen, das Schö-ne da findet, wo es ſeyn mag. s Eigent-lich iſt der Geſchmack nicht eine einzige Kraft, ſondern ein Aggregat aus den noth-wendigen Geſetzen zu handeln, welchen die ſinnlichen Kräfte unterworfen ſind. Wir haben alſo von Natur einen Geſchmack für das Erhabene, für das Schöne, für das Lächerliche, für das Schickliche und Anſtän-dige, für die Harmonie, für das Pathos, für die Schönheiten des Ausdrucks; kurz für alle diejenigen Principia, welche zuſam-mengenommen, oder einzeln das Weſen der künſtlichen Werke ausmachen. Und in die-

ſem

r S. 7.

s Omnes tacito quodam ſenſu, ſine vlla arte aut ratione, quae ſint in artibus recta et prava, diiudicant. Cicero de Oratore.

ſem Verſtande ſind die Regeln des Geſchmacks bisher in allen vorigen Capiteln erkläret worden.

Dieſe natürliche Empfindung des Schönen wird verbeſſert durch eine gute Erziehung, durch das Studium der Meiſterſtücke und der Regeln, und durch eigene Verſuche. Empfindlichkeit, Feinheit und Richtigkeit ſind, nach dem Gerard, die wichtigſten Vollkommenheiten des Geſchmacks.

Die Empfindlichkeit beſtehet in der Diſpoſition durch allerley Schönheiten von verſchiedenen Gattungen leicht gerührt zu werden, in einer ſolchen Delikateſſe, vermöge deren wir keine Vollkommenheit in der Natur oder Kunſt ohne Entzücken anſehen, noch eine Häßlichkeit ohne Widerwillen betrachten können. [e] Ohne dieſe Empfindlichkeit können wir uns nicht in den Affekt der Perſonen und in den Enthuſiasmus des Verfaſſers, den wir beurtheilen wollen, hineindenken; und gleichwohl iſt dieſes Gefühl einer fremden Leidenſchaft noth-

e Gerard II. Theil 4. Abſchnitt.

wendig, wenn wir von den Werken der Kunſt mit Richtigkeit ſprechen wollen.

Die Feinheit des Geſchmacks iſt diejenige Fertigkeit, wodurch wir fähig werden auch die kleinſten Schönheiten zu empfinden, die ein anderer überſieht, und die kleinſten Fehler zu entdecken, auch die ſchimmernden Fehler, die oft die wenigſten bemerken und die meiſten für Tugenden halten. « Dieſe Feinheit iſt das Mittel zwiſchen einem groben und einem eigenſinnigen Geſchmacke. Jener iſt leicht, und dieſer faſt nie zu befriedigen. Jenem iſt der Karren des Theſpis reizender, als dieſem der Cothurn des Sophocles. Wo dieſer mit dem Kopfe ſchüttelt, da klatſcht jener ſein ewiges Plaudite. Der eine wird ſeinen Picander mit Vergnügen leſen; nicht einmal die regelmäßige Erfindung und die meiſterhafte Ausbildung eines Homers kann den Beyfall des andern durchgängig erhalten. Ein feiner Geſchmack vermeidet beide Abwege. Er iſt zu bewandert in den Werken der gröſten Meiſter, um mittelmäßige

Schön-

Schönheiten noch reizend zu finden; und zugleich billig genug, um nicht einen Artiſten zu verdammen, der, es ſey aus Weisheit, oder aus Verſehen, einmal geſchlummert hat. Er läßt ſich nicht durch eine brauſende Schönheit hinreiſſen, die nach der erſten Empfindung ekelt; nicht durch einen blendenden Glanz, der in der Nähe für todtes Feuer erkannt wird. Die ſanfte Erhabenheit eines Virgils, die feyerliche Simplicität der Iliade, iſt ihm lieber, als das ſtürmiſche Weſen und der ſchwülſtige Ton eines Statius. Und die naiven Wendungen eines Geßners würde er ungern mit den ſpitzfindigen Concetti der italiäniſchen Schäfer vertauſchen.

Die Richtigkeit des Geſchmacks iſt eine Folge aus ſeiner Feinheit: ſie ſetzt uns in den Stand, daß wir nicht durch einen falſchen Schein hintergangen werden, nicht glänzende Fehler ſchön finden, noch keuſche Vollkommenheiten verdammen, ſondern jeder Eigenſchaft ihr gehöriges Maas von Verdienſt und Tadel beylegen. v Dieſe Voll-

v Gerard II. Th. 6. Abſchnitt.

kommenheit des Geſchmacks leitet uns; daß wir weder auf der einen, noch auf der andern Seite ausſchweifen, weder durch Wildheit aus den Gränzen des Anſtändigen und des Wahrſcheinlichen treten, noch durch eine unzeitige Sittſamkeit, oder durch ein kaltes Weſen den Leſer einſchläfern. Genie ohne Geſchmack durchbricht alle Schranken der Kunſt und empört unſere Empfindung. Geſchmack ohne Genie hält ſich immer ängſtlich in der Mitte, ſteigt nicht in die Höhe, aus Furcht zu fallen, und ſucht nie eine neue Bahn, aus Furcht ſich zu verirren. Genie, durch einen richtigen Geſchmack geleitet, und Geſchmack, durch ein munteres Genie angefeuert; dieß iſt der Charakter eines Artiſten, der von der Natur für ſeine Nachfolger zum Meiſter beſtimmt iſt.

Die menſchliche Natur enthält alle Grundſätze des Geſchmacks, und der gute Geſchmack iſt derjenige, welcher der Natur gemäß iſt. Was für den Geiſt die Vorurtheile ſind, das iſt für die Empfindung der verderbte Geſchmack, eine wahre Krankheit der Seele. Er beſtehet aus falſchen

Geſe-

Geſetzen des Wohlgefallens, die wir uns durch die Uebung nach und nach angewöhnet haben, und die wir ſchwerlich wieder verläugnen können. Unſere Seele nimmt eine Tinctur von den Gegenſtänden an, mit welchen ſie ſich beſchäftiget; werden wir eine lange Zeit mit niedrigen Ergötzungen unterhalten, durch falſchen Schimmer entzücket; ſo laſſen wir es uns endlich gefallen und werden dadurch unfähig, wahre Schönheiten zu ſchmecken. Dieß iſt die Natur des verderbten Geſchmacks. Der gute Geſchmack kan nicht beſſer beſchrieben werden, als wenn man ſagt, er iſt der Geſchmack der Alten und derjenigen unter den Neuern, welche den Alten am nächſten kommen. Ein ununterbrochener Beyfall von einigen tauſend Jahren beweiſet es, daß die Schönheiten in den Werken der Griechen und Römer wahre Schönheiten und der menſchlichen Natur gemäß ſind. Es iſt uns nicht mehr erlaubt, an der Vortreflichkeit der Iliade zu zweifeln; die ſchlechten Gedichte der Alten ſind verlohren: gut müſſen alſo diejenigen nothwendig ſeyn, um deren Er-

haltung man durch alle Jahrhunderte ſo beſorgt geweſen iſt. w

Der Geſchmack der Zeit und des Landes gründet ſich theils in dem Klima, theils in der Lebensart, theils in dem Vorurtheil des Anſehens. Ein Mann, welcher eine Epoche macht, er ſey Genie, wie Klopſtok, oder ohne Genie, wie Gottſched, beſtimmt allemal durch die Menge ſeiner Nachfolger den National Geſchmack auf eine gewiſſe Zeit. Nicht eher kann dieſer für eine Richtſchnur der Kunſt gelten, als bis er den Beyfall der unpartheyiſchen Nachwelt erhalten hat, oder bis man ſeine Uebereinſtimmung mit dem Geſchmacke der Alten erkennet. Wenn wir viele ſolche Parallelen der Alten und Neuern hätten, wie ſie ein ungenennter Verfaſſer entworfen hat, dann würden wir die Richtigkeit unſers Geſchmacks und den Rang unſerer Künſtler mit Zuverläßigkeit beſtimmen können.

w Ueber dieſe Materie ſiehe den Du Bos faſt im ganzen zweeten Theile.

Philans

Philantropiniſcher Erziehungsplan, oder vollſtändige Nachricht von dem erſten wirklichen Philanthropin zu Marſchlins.

In dieſen educatoriſchen Zeiten, wo alles erziehen und bilden will, wo ſelbſt die unerzogenen und ungebildeten erziehen und bilden wollen, zeichnet ſich der Herr Ulyſſes von Salis von dem großen Haufen auf eine für ihn rühmliche Art aus, durch gute Einſichten, und durch einen (ſelbſt auf ſeine Koſten) werkthätigen Eifer.

Das Buch, von welchem wir reden, hat leider! der Herr von Salis nicht ſelbſt geſchrieben; er iſt nur der Grundleger des philanthropiniſchen (warum nicht menſchenfreundlichen?) Plans. Wir wollen zuerſt

das

das Buch beſchreiben, und dann ein paar Worte über den Plan ſelbſt hinzuſetzen.

Verzeichniß der Lehrer: Herr Doctor Bahrdt unterrichtet in der Religion, Philoſophie, Theorie der Geſundheitsſorge, Phyſik und Latinität. (Die Religion des Herrn Doctors kennen wir nicht, aber ſeine Philoſophie, Phyſik und Latinität muß er ſelbſt erſt kürzlich gelernt haben; denn ſonſt hat er von allen dieſen Sachen nichts verſtanden.) Die andern Lehrer nennen ſich Haiden, Heres, Thiele Snell, Grünewald u. ſ. w.

Rede von den Eigenheiten eines Philanthropins, und dem erſten Grundſatze einer philanthropiniſchen Erziehung. Dieſer erſte Grundſatz iſt: die Menſchen fröhlich zu machen. Lieber ſollte man ſagen, die Menſchen nicht traurig zu machen. Denn fröhlich ſind ſie von Natur, gleichwie ſie auch von Natur ziemlich gut ſind. Und eine erkünſtelte Fröhlichkeit iſt keine. Brauchbare Menſchen zu bilden iſt ſchwerer, als ſie fröhlich zu machen. Dieſe Rede iſt übrigens ſchlecht geſchrieben, und ganz im Prädicanten Tone.

Von

Von der Körpervervollkommnung. Dieſes Kapitel ſagt nichts, als was in jedem guten Inſtitut zur Erziehung ſchon geübet wird, ſelbſt in dem Wayſenhauſe zu Wien unter der Aufſicht des Herrn **Parhammer.**

Bildung der Sitten. Dieſes wichtige Kapittel wird in drey Blättern kurz abgefertigt; und auch dieſe drey Blätter enthalten wenigen Stoff.

Vom philanthropiniſchen Unterrichte in ſeinem ganzen Umfange. Die Hauptidee iſt, den Kindern alles ſpielend beyzubringen. Wir glauben es gern, daß die Zöglinge in einer Zeit von fünf Vierteljahren ziemlich fertig werden plaudern können. Aber plaudern, und reden, ſind ganz verſchiedene Sachen. Ueber das Projekt, (S. 77.) die lateiniſche Sprache, nebſt jeder Landesſprache, allgemein einzuführen, wollen wir nicht urtheilen, weil wir bei ernſthaften Sachen nicht gern lachen. Ueberall in dieſem Kapitel ſind zu viele Gemeinwörter, zu viel Declamation, wo man beßere und gründlichere Sachen erwartet hätte. Man ſollte das wenige Gute, was

man

man etwa weiß, lieber kurz ſagen, und von dem, was man nicht weiß, gar nichts.

Von der ſokratiſchen Lehrart. Iſt unſers geringen Erachtens nach das ſchlechteſte im ganzen Buche. Höre den Sokratiker:

„ Halten ſie es wohl für gut, wenn ſie
„ zu viel eſſen?
„ Nein!
„ Warum nicht?
„ Es iſt nicht geſund.
„ Iſt denn alles, was nicht geſund
„ iſt, bös? So hätte ja Gott viele
„ Dinge geſchaffen, die bös ſind.
„ Hat der liebe Gott was Böſes ge-
„ ſchaffen? Nein! es heißt ja: und
„ ſiehe es war ſehr gut.

Wir mögen weder ferner abſchreiben, noch den ehrlichen Sokrates ausführlich rächen, wegen der Unehre, die ihm ein Paar Tauſend Jahr nach ſeinem Tode noch wiederfährt. Ein neuer Giftbecher für ihn! Wenn dieſe Lehrart ſokratiſch iſt, ſo iſt die ſokratiſche Lehrart die elendſte von der Welt.

Von der Veredlung der Seele durch Tugend. Philanthropiniſches Geſetzbuch. Strafen und Belohnungen. Gericht. Senat. Meiſtentheils allbekannte Sachen. Nur die Strafen und Belohnungen haben im Kleinen etwas beſonders. Ob aber die Geldbußen, das Gefängniß, die Degradation, die Fidel, (eine Strafe, mit welcher man ſonſt unkeuſche Weibsbilder züchtigte) das Rad, der Schreyer u. ſ. f. fröhliche Menſchen, oder ob die beyden philanthropiniſchen Ritterorden nicht hoffärtige Menſchen machen, dieß kann an einem andern Orte unterſucht werden.

Vom philanthropiniſchen Gottesdienſte. Wir ſind keine Ketzermacher; folglich ſagen wir über dieſen Punkt nichts, als daß dieſer Gottesdienſt den Einrichtungen ſehr ähnlich iſt, die Tamerlan, nach dem Zeugniſſe des Arabers Allacen, zu Samarkanda gemacht hat.

Von allen Arten philanthropiniſcher Spiele. Faſt alles aus Baſedow. Nur mit erbaulichen Erinnerungen des Verfaſſers; daß man, zum Beyſpiele, bei Ueberſchwemmungen ſein Leben durchs Stelzengehen,

und bey räuberiſchen Angriffen durchs Werfen retten könne; daß der Balon eine mit Leder überzogene Blaſe ſey, und daß man hierein ſoviel Luft blaſen müſſe, als nur möglich iſt. Faſt ſo, wie ein neuer Schriftſteller uns gelehrt hat, daß, wenn man bey einer Feuersbrunſt ſeine beſten Sachen nicht wolle verbrennen laßen, kein beßeres Mittel ſey, als ſolche bey Zeiten in Sicherheit zu bringen.

Policey. Verzeichniß der Ausgaben. Am Ende nennt ſich Herr Bahrdt als Verfaßer, und bekennt ſelbſt, daß er die Pädagogie erſt ſeit wenigen Monaten ſtudirt habe, welches wir ihm, nach ſeiner Schrift zu urtheilen, gern glauben wollen. Doch hat er in dieſe Schrift Luft genug geblaſen. Nun einige Anmerkungen über den Plan ſelbſt: Eigentlich iſt an dem ganzen Inſtitute nichts neues, als der Name, und einige andere eben ſo zufällige Dinge. Wer das Thereſian zu Wien genau kennt, der wird urtheilen, daß in dieſer vortreflichen Pflanzſchule alles das Gute ausgeübt wird, was in dem Plane zu Marſchlins enhalten iſt, daß vieles Gute geübt wird, was in

dieſem

dieſem Plane nicht enthalten iſt, daß dieſer Plan Fehler hat, die das Thereſian nicht hat, und daß zwiſchen beyden der Unterſchied iſt, daß man dort viel Lerm um Wenig, und hier keinen Lerm um Viel macht. Erſtlich iſt ein ſolches Philanthropin nur praktikabel, ſo lange eine kleine Zahl von Schülern vorhanden iſt; man müßte, um ein ſolches Inſtitut in einer Monarchie einzuführen, eine Armee von Lehrern unterhalten: und wer weiß, ob ſich nicht ein Projektant findet, der den Einfall hat, die ſtehenden Kriegsheere zu dieſer Abſicht zu verwenden, und die Soldaten vom Exereirplatze in die Normalſchule zu ſchicken.

Zweytens iſt das Philanthropin zu Marſchlins eine koſtbare und theure Sache. Ein Famulant ſogar, ein armer Jüngling, dem man eine Gnade erzeigt, indem man ihn annimmt, ſoll dieſe Menſchenliebe und die Ehre, ein Famulant zu ſeyn, jährlich mit acht Louisdoren bezahlen, und noch 6 neue Hemden, 8 Paar Strümpfe, 6 Schnupftücher, 4 Kappen, 2 Halsbänder, ein gutes Kleid, einen guten Hut und ein

gutes Paar Schuhe mitbringen. O des armen Jünglings! In dieſem Punkte iſt das Wayſenhaus zu Halle ein beßeres Philanthropin. Ein Candidat zahlt zu Marſchlins allein 16 ½ Louisdor für die Koſt; ein Schüler vom erſten Tiſch 15 Louisdor; vermuthlich, weil ein Candidat jährlich für anderthalb Louisdor mehr, als ein Schüler, zu eſſen, vermöge ſeiner Candidatenſchaft, das Recht hat.

Vierhundert Gulden ſind zu Marſchlins nicht hinreichend, einen Koſtgänger vom erſten Tiſche zu unterhalten; denn allein die berechneten Ausgaben belaufen ſich ſchon auf 41 ¾ Louisdor. Wir glauben gern, daß der Her von Salis noch immer dabey ſein eigenes Vermögen zuſetzt; aber dennoch iſt ſeine Philanthropie für die meiſten Anthropen zu theuer. Man lebt wohlfeiler, und wird umſonſt unterrichtet auf der Schulpforte in Sachſen, wo Klopſtock und mehrere andere dieſer Art gebildet worden. Ueber den Erziehungsplan zu Marſchlins wäre auch viel zu ſagen. In dieſem Treibhauſe begünſtigt man zu ſehr den Ehrgeiz und die Eigenliebe; der ganze Plan zielt

daranf

darauf ab, die Jugend durch dieſe Leidenſchaften zu regieren, und dieß iſt nicht gut. Ehrgeiz und Eigenliebe machen groſſe Männer; aber in einem Philanthropin ſoll man brauchbare Männer machen. Es wäre ſehr übel, wenn eine ganze Republik keine andere Bürger als groſſe, und ehrgeizige Genies hätte. Und ſolche ſcheint man zu Marſchlins machen zu wollen. Die Ordensbänder, die man den jungen Leuten anhängt, ſind Schlingen, in welchen die Anlage zur beſcheidenen Tugend von der Eitelkeit gefangen wird. Außerdem iſt für den einzelnen Menſchen nichts gefährlicher als ein heftiger Ehrgeiz, mit welchem keine Arbeitſamkeit verknüpft iſt. Ein ſolcher Menſch verzehrt ſich ſelbſt. Und wir finden nicht, daß zu Marſchlins die Zöglinge ſehr zur Arbeitſamkeit gewöhnt werden: eher zum Spielen; denn ſpielend lernen ſie alles, und von früh an bis in die Nacht wird geſpielt; ſelbſt ihr Gottesdienſt iſt Spiel. Nirgends Application; es ſey denn, daß ein Knabe ſich ſelbſt ſpornet, um Ordensritter zu werden. Man

übertreibt die ſpielende Methode, und durch einige Spiele (zum Exempel: Schenken und Logeren) gewöhnt man die Kinder frühzeitig zu kleinen Schelmereyen, aus welcher Gewohnheit in der Folge die großen zu entſtehen pflegen.

Geſchichte der Schamhaftigkeit. (*)

Hebe, Tochter der Juno, war die Göttinn der Jugend; ſchon damals fiengen die Göttinnen an, ſich zu ſchminken, weil ſie es bedurften; nur Hebe nicht, denn ſie war die unſchuldigſte, friſcheſte, rothwangichſte Göttinn, die man denken kann. Der Obergott Jupiter hatte ihr das Amt gegeben, ihn bei der Tafel zu bedienen. Als ſie ihn einſt nach Tiſche den Kaffee brachte, hatte ſie das Unglück einen Fehltritt zu thun, zu fallen, und fallend in eine Unordnung zu gerathen, über welche die Götter lachten, und die Göttinnen tha-

(*) Man ſehe den Mercure galant von 1701 Wir haben die Fabel des Herrn Cormouls nach unſerer Art eingekleidet.

thaten, als ſchämten ſie ſich. Hebe wurde durch dieſen Zufall ſo gerührt, ihre Einbildung ſo erwärmt, daß ſie ſogleich in eben den Stand kam, in welchen ihre Frau Mutter Juno gekommen war, als ſie, was weiß ich welchen, Salat gegeſſen hatte. Dieſe Neuigkeit machte zwar Aufſehen im Olympus: aber doch nicht viel. Denn ſeitdem Jupiter die Pallas aus dem Kopfe gebohren hatte, war man an ſolche Zeichen und Wunder ſchon gewöhnt. Jupiter ſelbſt hatte, um den Hausfrieden zu erhalten, zu dem verdächtigen Salateſſen der Juno ſtillgeſchwiegen und der gnädigen Frau auf ihr Wort hin alles geglaubt. Hebe alſo behielt unter den Göttern ihre ganze Ehre; ſie verlohr nur die Stelle einer Truchſeſſin und Kellnerinn, die ſie ohnehin nicht mehr verwalten konnte, denn ſie gebahr kurz nach ihrem Falle eine liebenswürdige Tochter, die den Namen bekam: Schamhaftigkeit. Die junge Schamhaftigkeit wurde in ihrer Wiege von allen Göttern beſucht. Mercur brachte ihr einige joujous, und bonbons, die er hier und da geſtohlen hatte, Saturnus beſchenkte ſie mit einem Paar altmodi-

ſcher Ohrgehänge von ſeiner alten Frau Rhea. Juno erſchien auch; aber der Stolz der Großmutter erſchrekte die neugebohrne Schamhaftigkeit. Denn Juno erſchien, wie gnädige Frauen zu erſcheinen pflegen, wenn ſie Gallabeſuche machen, im großen Strickrocke, mit guten und falſchen, eigenen und geborgten Ringen, und Haarnadeln, und Ohrenſchmucke, und Steinſchnallen, fingerdickem Anſtrich, und klafterhoher Friſur. Juno wollte der kleinen jungen Schamhaftigkeit ſchön thun; aber dieſe wendete das Geſicht hinweg, wie ein frühzeitigkluges Kind, und verſteckte ſich in ihren Windeln.

Der guten Venus gieng es nicht beſſer. Dieſe kam mit einem zahlreichen Gefolge. Vor ihr her giengen: das Vergnügen, die Freude, das Lachen, das Spiel; Amor begleitete ſie. Aber hinter ihr ſchlichen nach: die Reue, die Eiferſucht, die Rache, die Krankheit, die Armuth, nebſt andern Kindern der Venus.

Alſo kam Venus, geputzet mit Federn nach der neueſten Pariſermode, mit Schönflecken im Antlitz, mit halb entblößtem Buſen,

ſen, ihre ſchönen Hände vorwärts haltend, ihre ſchönen Füſſe zeigend, im leichten Coquetten Gewande, mit ſchalkhaften Augen, mit anreizenden Figuren auf dem Fächer, an Amors Seite, der geputzt war, trotz einem Viceacceſſiſten in irgend einer Kanzley zu Wien. Die Schamhaftigkeit that ihr, was ſie der Juno gethan hatte. Und Momus, der dabey ſtand, wünſchte der Venus Glück, daß ſie zum erſtenmal etwas ſo merkwürdiges, und ſeltenes geſehen hätte, als die Schamhaftigkeit iſt. Venus ſchlug den Momus mit dem Fächer, ſagte: Sie Bosheit! und gieng, ohne zu zürnen.

Jetzt kam Pallas, nebſt ihren Dienerinnen, oder vielmehr Geſpielinnen: der Beſcheidenheit, der Mäßigkeit und der Klugheit. Auf einmal wendet ſich das neugebohrne Kind, die Schamhaftigkeit, herum, und lächelt der Pallas und ihrem Gefolge entgegen.

Nur Momus machte eine Anmerkung, den Berg Ida betreffend, und fragte die Göttin, ob ſie nicht dieſes Kind, wenn es ihr eigenes wäre, um die Hoffnung eines goldnen Apfels verkaufen wollte? Sie bedekte

ſich,

ſich, nicht mit ihrer Aegide, ſondern mit ihrer Capucine, zürnte und gieng.

Ueber die Göttinn Diana, die auch kam, ihren Wochenbeſuch abzuſtatten, hatte Momus dieſes und jenes zu ſagen. Sie ſey, meinte er, eine falſche Schamhafte, fauſſe prude; ſie habe ſich gern von Aktäon ſehen laſſen, und ihn nur deswegen den Hunden aufgeopfert, damit weder er ſich rühmen könnte, ſie erkannt zu haben, noch ihre Nymphen, den mindeſten Verdacht auf ihre Prüderie, oder Nichtprüderie werfen möchten.

Dieſe Läſterzunge des Momus machte der Schamhaftigkeit faſt alle Götter verdächtig, und alle Götter zu Feinden der Schamhaftigkeit. Dieſe war indeß erwachſen, wie Götterkinder ſchnell wachſen, und verurſachte durch ihre Impertinenzen, ſelbſt oft durch ihr Stillſchweigen, den alten und jungen Göttern und Göttinnen ſo vielen Verdruß, daß Jupiter ſie endlich aus dem Olympus jagte, und ſie verdammte, unter den Menſchen zu leben.

Hier herrſchte und lebte ſie unter den Töchtern des Landes vergnügt, bis endlich

ihr Erbfeind, Amor, herabſtieg, ihr Vergnügen auch hier zu ſtören, vermuthlich auf Befehl des Jupiters; der ſelbſt kein großer Freund der Schamhaftigkeit war.

Amor hatte zu ſeinen Gehülfen den Gott Luxus, die Göttinn Weichlichkeit, den Bacchus, und alle Freuden der Welt. Dann begleitete ihn Gott Plutus und Göttin Politik. Die arme Schamhaftigkeit wurde verrathen, verkauft; ſie wendete alles Mögliche an, ihr Reich wiederherzuſtellen; alles umſonſt! alles verlohren!

Da ſprach ſie im vollen Eifer folgendes Wort:

Styx, der Finſterniß Fluß, und des Todes,
Sey du mein Zeuge! und wenn ich jemals
Kehre zurück in dieſe Herzen,
Die Amor mir geraubet, und verderbet hat,
Dann verſchlinge mich, Styx!

Sie hielt ihr Wort, und ſeit dieſer Zeit wohnte ſie nur unter den Kindern von zwölf, oder wenigeren Jahren. In unſern

unſern Tagen aber ſcheint ſie auch von dieſen gewichen zu ſeyn; und neuere Reiſebeſchreiber erzählen, daß ſie die Schamhaftigkeit in der Inſel Otahiti ganz einſam angetroffen haben.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Friderich Just Riedels
Weiland K. K. Raths,

sämmtliche
Schriften.

Vierter Theil.

Verschiedene Briefe.

WIEN,
bei Joseph, Edlen von Kurzbek, k. k. Hofbuchdrucker, Groß- und Buchhändler.

1787.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt
des vierten Bandes.

Erſter Brief an den Herrn Kreisſteuer-Einnehmer Weiße 1
Zweyter — an Herrn Flögel..... 21
Dritter — an den Herrn Moſes Mendelſohn..... 36
Vierter — an den Herrn Kanzleydirektor Wieland..... 70
Fünfter — an den Herrn Profeſſor Jakobi..... 99
Sechſter — an den Herrn geheimen Rath Klotz..... 116
Siebenter— an den Herrn Hofrath Käſtner..... 154
Achter — an Herrn Nikolai in Berlin..... 192
Neunter — an Herrn Canonicus Gleim..... 213
Zehnter — an den Herrn geheimen Hofrath von Thümmel 136
Briefe über die Phyſiognomik..... 253
Briefe plagiariſchen Inhalts..... 279

Fort-

Fortsetzung der Briefe über die Physiognomik..... 291
Drey und zwanzig Briefe von Klotz an Riedel, und von Riedel an Klotz..... 309—365

Anhang.

Briefwechsel des Herrn Professor Riedel mit dem Antikritikus..... 1
Gelehrte Geschichte dieses Briefwechsels.
Vier Briefe von dem Antikritikus an Herrn Professor Riedel, und von Herrn Professor Riedel an den Antikritikus.... 3—19
Memento mori an den Antikritikus von Gleichmann..... 77
Verschiedene Schriften über die Musik des Ritter von Gluck.
Vorbericht..... 113
Erster Brief des Herrn von ** an die Frau Gräfin von ** über die neue Oper..... 123
Zweyter — an die Frau von *** über die Oper Iphigenie en Aulide 142
Gespräch zwischen Lulli, Rameon, und Orpheus in den elisäischen Feldern..... 168

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erſter Brief

an den Herrn Kreis Steuereinnehmer

Weiße.

Freylich, mein theueſter Freund, hat Sie der alte Vatter Bodmer mit einer ſchönen Parodie auf Ihren Atreus beehret; und wenn er Sie dadurch nicht gebeßert hat, ſo ſind Sie und wir alle ihm doch immer vielen Dank ſchuldig für das Vergnügen, das uns ſein kritiſcher Schwanengeſang und ſeine politiſche Schauſpiele verſchaffen. Noch einmal vor ſeinem Ende ſtößt der Patriarch in die kriegeriſche Tuba, und überzeugt uns, wie durch ſeine Calliope, daß es ein gewiſſes Alter

giebt, in welchem uns die Musen und Grazien verlassen; selbst Kritika verläßt ihn, die Göttin, der er nun ein halbes Jahrhundert hindurch gedient hat. Doch vielleicht hat er diesen Ausritt auf Sie, auf Klotzen, auf Leßingen, auf Nicolain, auf Utzen, auf Gerstenbergen und, der ich der geringste unter ihnen bin, auch auf mich nur deßwegen versuchet, um sein kritisch Jubelfest desto feyerlicher zu begehen; denn eben sind es funfzig Jahr, da er zuerst in das Publicum hervorrrat und, welches wir auch merken wollen, weit jünger war, als wir, deren Jugend er jetzt verachtet. Mag doch ein Mann, der sein Ehejubiläum erlebt hat, sich immer freuen und an den Tag seiner Hochzeit gedenken! Und mag doch der Altvater Johann Jacob Bodmer sich an die Zeiten erinnern, da er der Kunstrichter nach der Mode war, und in die kritische Wuth zurücktaumeln! Gern gönn ich ihm seine Kurzweil und wünsche ihm Glück, daß die Grazie, von welcher ich einmal gesprochen habe, für ihn Memento Mori ist, wie ein schönes Weib für St. Hilarion. Aber

das

das soll er uns auch gönnen, daß wir von seinem Buche für die etliche Groschen, die es uns gekostet hat, die beste Nutzung ziehen und uns über die lustige Positur recht satt lachen, in der er sich noch in seinem siebzigsten Jahre vor der ehrbaren Welt gezeiget hat *). Doch nicht immer lachen wollen wir; in einer gewissen ernsthaften Laune, die mich nur zu oft anwandelt, suche ich auch bey dem lächerlichen Buche etwas ernsthaftes zu denken; und auch in den Feldzügen des Herrn

*) Herr Bodmer hat grose Lust noch einmal eine Lanze zu brechen, und wünscht sehr, daß Herr Weiße sich mit ihm einlassen soll. Schon vor fünf Jahren schickte er diesem über die scherzhaften und Amazonen Lieder etliche erbauliche Pasquinaden zu, die er in die Zürcher freyen Urtheile hatte einrücken lassen. Und jetzt laufen noch in Berlin und Leipzig eine Anzahl politischer Schauspiele von ihm nebst einer Vorrede wider Hrn. Weiße herum, die keinen Verleger finden können. — Der gute alte Mann thut, als ob die ganze Schweiz mit ihm ziehe; glaubwürdige Nachrichten aber versichern mich, daß er allein sey und allein bleiben werde. Verschiedene seiner ehemaligen Busems Freunde werden nur durch das Andenken der vorigen Freundschaft abgehalten, daß sie sich nicht öffentlich wider ihn erklären.

Bodmers bemühe ich mich, etwas zu finden, wobey ich philoſophiren kan. Wir werden ſehen!

„ Wir ſollen glauben, ſagt der Vor„ redner zum ſchweizeriſchen Archive, daß „ es Schönheiten gebe, welche nur der „ Nation, und des Ortes, und der Zei„ ten, eben ſo veränderlich als die Laune „ und der Gefallen des Publicums ſind; „ die Geſetze der Schönheit ſollen nicht „ gleich alt mit den Sachen ſeyn, ſie ſol„ len die Geſetze unſerer Welt, unſerer „ Sprache, unſerer Philoſophie ſeyn; „ die jüngſten Schönheiten, ſo wie die„ ſe Kunſtlehrer ſelbſt die jüngſten Kunſt„ lehrer ſind. „

Herr Schmid, wider den eigentlich dieſe Stelle gerichtet iſt, mag ſich ſelbſt vertheidigen; auch mir gefällt es nicht, daß er eine Dichtkunſt nach den neueſten Grundſätzen und nach angenommenen Urtheilen geſchrieben hat. Die neueſten Grundſätze ſind nicht immer die beſten; und bey der jetzigen Lage unſers Publici, welches durch Kunſtrichter von verſchiedenen Stimmen zerrüttet wird, iſt es ſchwer

zu entſcheiden, welche Urtheile eigentlich die angenommenen ſind. Allein den übrigen deutſchen Schriftſtellern thut der Archivar ſehr unrecht, wenn er ſie einer Meinung beſchuldiget, von welcher ſie würklich das Gegentheil lehren. Dies lehrt Herder, der immer die neuern Dichter neben die alten hinſtellt und mit ihnen vergleicht; dies lehren die Verfaßer der Litteratur Briefe, der beyden Bibliotheken zu Leipzig und Berlin: und Herr Klotz, oder wer es auch ſeyn mag, ſchreibt ausdrücklich: „ Die Regeln der Schönheit ſind unveränderlich, und ihre Geſetze ſo alt, wie die „ Welt. „ *) Auch ich, wenn eine ſolche Geſellſchaft für mich nicht zu vornehm iſt, behauptete ſonſt, der gute Geſchmack könnte nicht beßer beſchrieben werden, als wenn man ſagte, er ſey der Geſchmack der Alten und derjenigen unter den neuern, welche den alten am nächſten kommen. **) Nur heute bin ich ſo eigenſinnig, daß ich die Sache nicht für ſogar ausgemacht halte und es wage, halb ſcoptiſch einen Punkt

*) Deutſche Bibl. 1 St. S. 2.
**) Theorie 1 Th. S. 202.

zu unterſuchen, von welchem der Archivar glauben wird, daß er keiner Unterſuchung mehr bedürfte. Sind die Ideen der Schönheit würklich durchaus einerley? Ihre Geſetze ſo allgemein, wie die Regeln der Logik und wie die Geſetze der Bewegung? Der gute Geſchmack, iſt er immer eben derſelbe? Oder kann es vielleicht ſeyn, daß zwo Perſonen über die Schönheit einer einzigen Sache verſchiedentlich urtheilen und beyde Recht haben?

Durch einen Machtſpruch will ich die Sache nicht entſcheiden; vielleicht iſt es ein Vorurtheil, wenn ich den Gedanken nicht fortſchaffen kan, daß nicht alle Geſetze der Schönheit unveränderlich ſind. Welche ſollen es ſeyn?

Der erſte Geſetzgeber der Kunſt betrachtete ein einzelnes Werk, welches von ganz Griechenland mit Recht bewundert wurde. Er zergliederte den ganzen Bau, die Anlage, die Oekonomie des Stücks und endlich die einzelnen Glieder; jede Bemerkung, die er machte, wird ihm eine Regel, die vielleicht, vielleicht auch nicht, der Dichter im Sinne gehabt hatte und ſo entſtand

ein Geſezbuch für die Epopäe und für das Drama, welches noch jezt der Grund iſt, auf welchen die bewährteſten Kunſtlehrer ihre Gebäude aufführen. So haben Boſſü und Hedelin die Mechanik des Heldengedichts und des Theaters erklärt und ihre Regeln ſo deutlich gemacht, ſo gründlich erwieſen daß man ein Pyrrho ſeyn muß, um an ihrer Gültigkeit und Allgemeinheit zu zweifeln.

Ein zweyter that noch mehr; was jene nur aus einzelnen Kunſtwerken geſchloßen, durch einzelne Beyſpiele erläutert hatten, das ſuchte er aus dem Weſen der Schönheit und aus den Begriffen der Kunſtwerke im allgemeinen zu demonſtriren, wie man es demonſtrirt, daß ein Schluß nicht vier Füſſe haben ſoll. Nun war man im Stande, den Horaz aus Definitionen zu beurtheilen; man lernte ſchöne Regeln von dem Reichthume, von der Größe, von der Wahrſcheinlichkeit, von der Lebhaftigkeit, von der Gewisheit, von dem ſinnlichen Leben der Erkenntniß, und gab der Einbildungskraft, dem Wize, dem Scharfſinne, der Dichtungskraft eine Menge von bündigen Geſe-

ten, alle so scharf erwiesen, wie die Theoreme des Euclides, und mit Exempeln erläutert, die man aus Geßners Thesaurus geborgt hatte.

Unterdessen hatten einige milzsüchtige Engelländer, denen es, die Wahrheit zu sagen, nicht an Geschmack fehlte, die aber viel zu brittisch dachten, um demonstrativisch zu denken, die Werke der Alten und Neuern mit vieler Empfindung gelesen, und aus dem Eindrucke, den ein Gedanke in ihre Seele machte, auf seine Schönheit geschloßen. Sie sammelten ihre Bemerkungen und so entstanden neue Lehrbücher, die freylich so allgemein nicht waren, wie unsere Aesthetiken, in welchen aber doch einige eigensinnige Leute manches gefunden zu haben vorgeben, was sie im Bossü und d'Aubignac, im Breitinger und im Gottsched, im Baumgarten und im Meier vergeblich gesucht hatten.

Um der Sache ein Ende zu machen, will ich einmal kürzer reden; es sind dreyerley Wege, nach welchen man Regeln für die Kunst festsetzen kan, der Aristotelische, der Baumgartensche und der Homische.

Der

Der Griechische Kunstlehrer nimmt seine Gesetze aus dem Werke des Meisters; der Deutsche aus der Definition; und der Britische aus der Empfindung. Auf welchem Wege werden wir nun diejenigen Regeln der Schönheit antreffen, die völlig allgemein, nothwendig, unveränderlich und so alt als die Welt sind?

Gewiß nicht auf dem Aristotelischen. — Wenn der Kunstlehrer aus der Iliade die Regeln aufblättert, nach welchen Homer gedichtet hat, für wen sollen diese Regeln Gesetze seyn? Für Milton, für Klopstok, für Camoens, für Voltaire? Nicht also! Nur der ist verbunden, nach homerischen Regeln zu denken, der uns eine neue Iliade, oder ein Gedicht nach den Regeln der Iliade verspricht. Ein anderer, der Genie genug ist, sich eine neue Laufbahn zu eröfnen, wird dadurch auch sein eigner Gesetzgeber und schüttelt die Feßeln ohne Mühe ab, die ihm Aristoteles, Bossü und Curtius anlegen möchten. Ist ein Garten wohl tadelhaft, wohl minder schön, weil er nicht ist, wie die hängenden Gärten der Semiramis? Ein Tempel weniger prächtig,

weil der Riß dazu nicht von dem Tempel der Diana zu Ephesus aufgenommen ist? Und sollten wir ein Gedicht deswegen ausstreichen, weil es nicht nach den Regeln des Stagiriten, das heißt, nach dem Muster der Iliade geformt ist? Gesetze, die aus einem Werke abgezogen sind, gelten nur von diesem Werke, oder von einem andern, dessen Verfasser ausdrücklich den Zweck hat, das erste nachzubilden, und ein Kunstrichter, der nach so einseitigen Regeln allerley Werke beurtheilet, lehrt uns mehr die Kunst den Homer nachzuahmen, als die Natur. Homers Gedichte werden immer schön bleiben; aber andern wollen wir diese Eigenschaft deswegen nicht absprechen, weil sie nicht nach eben dem Plane gebildet sind. Dieser Weg, aus Einem Gedichte Regeln für die Gattung zu schöpfen, ist noch mit drey andern Beschwerlichkeiten verknüpft. Fürs erste geben dergleichen Regeln fast immer zusehr ins Detail und man macht oft etwas zu einem allgemeinen Gesetze, was nur eine besondere Wendung des ersten ist. Es ist sicher, daß in jeder Tragödie eine Peripetie seyn muß; wer sagt mir aber, daß

diese

dieſe Peripetie nothwendig in einer Wiedererkänntniß gegründet ſeyn müſſe? Ariſtoteles ſagt es, wie er es in ſeinem Sophokles beobachtet hatte. Er hat recht: wenn ich ein Drama, wie Sophocles machen will, das heiſt ein ſolches, in welchem eine Wiedererkänntniß ſtatt findet, ſo muß — dieſe Wiedererkänntniß ſtatt finden; und folglich wird die ganze Regel identiſch. Kan ich aber nun einen Dichter verdammen, der nur ein Trauerſpiel giebt, in welchem keine Wiedererkenntniß iſt? — Fürs zweyte, wie leicht iſt es bey einigem Enthuſiasmus, den man für ſeinen Autor haben mag, einen Fehler für eine Schönheit anzuſehen und ihm ſelbſt eine Stelle unter den abſtrahirten Regeln einzuräumen? Wie mancher, der in gewißen Oden es wahrgenommen hat, daß der Verſtand aus einer Strophe in die andere fortgeſchoben wird, denkt hernach, dies ſey eine nothwendige Schönheit einer horaziſchen Ode! So iſt es dem guten Homer gegangen! Zuweilen ſchlummerte der Altvater auch; aber die andächtige Nachwelt ſammelte ſeine Fehler, canoſinirte ſie und hob ſie, wie Reliquien, auf. Wenn

er

er zuweilen, oder vielmehr oft, seine Gleichnisse zu sehr ausbildet, wenn ihn seine Phantasie ganz vom Vergleichungspunkte hinweg und zu Schilderungen verführt, die schön sind, aber hieher nicht gehören; so kommt noch einige tausend Jahr nach seinem Tode ein **Breitinger**, weißt uns an, diese ausschweifenden Gleichnisse schön zu finden, und belehrt uns, um nur zu dichten wie Homer, mit ihm zu fehlen. Fürs dritte verhindern dergleichen abstrahirte Regeln den Originalflug des Genies; der arme Dichter kriecht unter dem Joche fort, wird eingeschränkt, durch den Gängelwagen des Stagiriten oder seines Urbilds geleitet, und ist nie das, was er seyn könnte. Nie wird er Original und alle Ehre, die er erjagen kan, ist die, gut nachgeahmt zu haben.

Ja Freund! wer glücklich dich copirt,
Ist ein Original.

So hat, glaub ich, Herr Löwen einmahl epigrammatisirt: und mit Recht warf man ihm die Falschheit des Gedankens vor. Immer Copist muß ein Dichter seyn, der immer den Zuschnitt eines andern

bey

bey dem ſeinigen vor Augen hat und welchem ein jeder Schritt ſeines Vorgängers eine Regel iſt. Eine nothwendige Folge, aus der Ueberredung; als wenn ſolche Regeln, die bloß aus der Praxis eines Meiſters beſtätiget ſind, allgemein wären! Wo finden wir denn nun die allgemeinen, die ewigen, die unveränderlichen Geſetze der Schönheit, alt wie die Welt und folglich noch ein bisgen älter als Vater Bodmer?

Nicht auf dem Baumgartenſchen Wege. Das wäre nun freylich eine vortrefliche Sache, wenn es angienge, Schönheit wie Wahrheit zu definiren, eine Ode, wie einen Sorites, die Epopäe, wie eine Diſputation zu behandeln und aus dem gegebenen Begriffe eines Kunſtwerks durch eine Reihe von unumſtößlichen Schlüſſen die Regeln zu folgen, nach welchen die Theile zu entwerfen, zu ordnen und das Ganze einzurichten iſt. Aber wo iſt dieſer allgemeine Begrif der Schönheit? Und woher eine vollſtändige Definition der Tragödie, des Luſtſpiels, der Epopäe, der Ode? Die Schönheit iſt würklich

ein αἰσθητὸν welches mehr empfunden als gelehrt wird *). Da sie bloß aus dem Eindruck zu beurtheilen ist, den ein Gegenstand auf unsere Sinne und in unsere Phantasie macht, da dieser Eindruck nach der verschiedenen Receptivität des empfindenden Wesens verschieden seyn kan; wer will mir dasjenige eigentlich bestimmen, was an der Schönheit objektivisch ist? Denn dies müste man bestimmen, um sie vollständig zu definiren. Einen Nominal Begrif zu finden, dies ist keine Kunst; aber eine heuristische Idee, die mir das ganze Wesen der Schönheit vor Augen legt? Eine Fundgrube, in welcher man alle Regeln für die Kunst graben kan? Wer sie finden wird, der soll meinetwegen die Phyllis allein haben. — Schwankend und unzulänglich sind die meisten Betrachtungen, welche unsere Aestheriker über die Bestandtheile der Schönheit angestellt haben; und oft dreht sich der definirende Kunstlehrer in einem ewigen Cirkel herum und kommt immer in seine ersten Fustapfen zurück.

*) Quod dari, sed non intelligi potest.

zurück. So ist es ihm in der Abhandlung über den sogenanten ästhetischen Reichthum gegangen. Ein jeder Gegenstand der schönen Erkänntniß soll einen objektivischen Reichthum haben — und wenn hat er diesen? — Wenn er in den ästhetischen Horizont gehöret; und der ästhetische Horizont ist der Innbegrif aller Gegenstände des schönen Denkens. Gut nun weiß ich also, was ich vorher wuste, die unerhörte Wahrheit: Ein jeder Gegenstand der schönen Erkänntniß muß ein Gegenstand des schönen Denkens seyn. — Vielleicht aber ist der Aesthetiker dann glücklicher, wenn es darauf ankommt, von einer besondern Gattung der Kunst, wie von der Epopäe, einen Begrif zu bilden und aus diesem die Regeln derselben herzuleiten; wenigstens Herr Meier hat in diesem Fache Versuche angestellt, *) von welchen einige behaupten wollen, daß sie nicht unglücklich gerathen sind. Es sey! nur bitte ich mir eine kleine Nachricht von der Entstehungsart dieser Begriffe aus, woher und

wie

*) In seiner Beurtheilung der Gottschedischen Dichtkunst.

wie ſie wohl ohngefehr wären gebildet wor-
den. Vielleicht ſind ſie ganz willkührlich
gemacht, wie etwa die Gerſtenbergiſche
Idee vom Liede in den ſchleswigiſchen Briefen,
wie verſchiedene Träume des Herrn Herders,
wie der Begrif des Herrn M. Schmids
von der Epopäe und wie faſt alle Defi-
nitionen, die ſich aus den vermiſchten Aus-
dünſtungen des Kunſtrichters und des Phi-
loſophen zuſammen geballt haben. In die-
ſem Falle überlaße ich und cedire dem
Kunſtlehrer ſeinen Begrif, nebſt allen Per-
tinenzſtücken und daraus folgenden Regeln
und Befugnißen, als ſein völliges Eigen-
thum, für ihn und für ſeine Erben; doch
mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß er
ſich nicht erfreche, jemals nach ſeinen ſelbſt
erfundenen Regeln irgend ein Werk der
Kunſt, welches ſchon vorhanden iſt, zu
beurtheilen, oder zu verlangen, daß ir-
gend ein Künſtler und Dichter ſo willkühr-
lichen Geſetzen in der Anlage und Ausbil-
dung ſeiner Werke unterworfen ſey. Dafür
ſoll es dieſem berührtem Kunſtlehrer hingegen
verſtattet ſeyn, nach ſeinem eigenen Plane
ſo viele und ſo mancherley Werke, als er

ſelbſt

ſelbſt will, zu verfertigen, durch ſeine Schüler, oder durch irgend eine deutſche Geſellſchaft verfertigen zu laßen, und dieſen Produkten Namen zu geben, wie er es ſelbſt für gut hält. — Ernſthaft geſprochen, aus willkührlichen Begriffen folgen nur willkührliche Regeln, die nur für den eine Verbindlichkeit haben, der jene Begriffe als wahr annimmt. — Vielleicht aber ſind dieſe Definitionen, um nicht willkührlich zu ſeyn, allzuſklaviſch gebildet und bloß aus ſolchen Kunſtwerken, die ſchon vorhanden ſind, abſtrahirt; von dieſen gilt alles, was ich vorher von der ariſtoteliſchen Denkart in der Kunſttheorie geſagt habe. Vielleicht endlich ſind ſie durch die natürliche Empfindung des Schönen und durch den guten Geſchmack ſelbſt geformt und realiſirt worden; dieſe möchten wohl vom gröſten Gewichte ſeyn; ich werde ſie genauer unterſuchen und dieſe Unterſuchung führt mich auf die Methode der Engelländer, in Werken der Kunſt zu beobachten und Beobachtung in Theorie zu verwandeln.

Die homiſche Denkart (ſo nenne ich ſie vorzugsweiſe, weil der Lord Kaym unter den poetiſchen Beobachtern der vornehmſte iſt) hat vor allen andern ſehr viele Vortheile. Man ſtudirt mehr das menſchliche Herz mit ſeinen mannigfaltigen Wendungen und Abänderungen; man ſchließt die Empfindung auf und verfolgt ihre Spur bis auf die innerſten Schlupfwinkel; man lernt derſelben ihr Verfahren ab und unſere Mühe wird durch eine Menge von Bemerkungen belohnet, die nicht für den Kritiker allein, die auch für den Künſtler ſelbſt reelle und charakteriſtiſche Regeln ſind. Aber auch allgemeine? Sollten ſie völlig allgemein ſeyn, ſo müſſen alle Menſchen einerley Empfindung haben, alle eine Ausſicht, eine Denkart, und alle die Gegenſtände von Einer und eben derſelben Seite betrachten und von ihren Gegenſtänden einerley Eindrücke fühlen. Und dieſer Bedingung widerſpricht die Erfahrung gerade zu. Oft gefällt einem dies, und misfällt dem andern. Hat dieſer deswegen unrecht? Oder jener? Oder können Sie nicht beyde recht haben. Im Fache der

Schön-

Schönheit iſt es nicht wie im Fache der Wahrheit, wo unter zwo entgegengeſetzten Urtheilen nur eines wahr, das andere falſch ſeyn muß. Für mich iſt das ſchön, was mir gefällt. Misfällt es einem andern, ſo ſey es immer für ihn häßlich. Ich laße ihm ſeine Empfindung; er ſoll mir die meinige laßen. Mag doch einer immer auf ſeinem Steckenpferde ruhig durch alle Gaſſen forttraben, wenn er nur nicht verlangt, daß wir hinten aufſitzen ſollen. — Es gehet dem geiſtigen Geſchmacke, wie der äußern Empfindung; wir wollen dem Engelländer ſein Roſtbeef und dem Franzoſen ſeine Suppe gönnen; ſie ſollen nur nicht verlangen, daß wir immer mit eſſen. Bey ſeinem Roſtbeef lieſt der eine das verlohrne Paradies und ſpottet der Henriade, die der andere bey ſeinem Bouillon für zwanzig Miltons nicht vertauſchen würde. Wir wollen alſo immer poetiſche Skoptiker werden, und eine jede Beobachtung, die der Geſchmack erzeugt hat, ſo lange für einſeitig, für particulär halten, bis ſie durch die Einſtimmung des Publici zu verſchiedenen Zeiten und an ver-

ſchiedenen Orten iſt beſtätigt worden. Viele Stellen, die Home getadelt hat, werden von andern gelobt, die dafür manche Wendung aus dem Shakſpear hinwegwünſchen, aus welcher Home eine Regel macht.

So, dächte ich, irrte man doch wohl nicht, wenn man wenigſtens von vielen Regeln der Kunſt und beſonders der Poeſie ſagte, daß ſie nicht völlig allgemein ſind; nicht allgemein in Rückſicht auf den empfindenden Menſchen und ſelbſt nicht allgemein in Anſetzung ihrer eigenen Ausdehnung, weil, wie ſchon Herr Leßing bemerkt, eine jede derſelben ihre Ausnahme leidet, die der gute Geſchmack zu beſtimmen hat. Aber welche ſind nun allgemein? welche nicht? — Ueber dieſe Fragen iſt bey mir ein Ding entſtanden, welches ich gerne ein Syſtem hier nennen möchte. Ihnen, mein theureſter Freund, mag ich es nicht vorplaudern; ich habe vielleicht Ihre Geduld ſchon ermüdet. Lieber will ich mich davon mit einem Paar Philoſophen beſprechen. Trotz allen Parodien und politiſchen Schauſpielen. Leben Sie wohl!

Zweeter Brief an Herrn Flögel.

Nein! mein vortreflicher Freund! die Collectanea, von denen Sie mir schreiben, hätten Sie nicht verbrennen sollen. Mit Ihrer Erfindungskunst und mit Ihrer Geschichte des menschlichen Verstandes hatten Sie uns ein Recht gegeben, alles von Ihnen zu fordern, was nur noch in einem Felde zu erobern ist, in welchem schon so viele Eroberungen gemacht sind. Sie würden uns in einer Theorie der schönen Künste gleichsam den Commentar oder den Pendant zu ihrer Geschichte des menschlichen Verstandes gegeben und die Geschichte des Geschmacks durch alle Nationen, durch alle Jahrhunderte fortgeführt haben; vielleicht wäre meine Lieblings Grille von der Veränderlichkeit der Kunstregeln dadurch entweder erstickt worden, oder zur Reife

gediehen. Laßen Sie mich immer ein wenig von dieſen Träumereyen mit Ihnen plaudern! Die Sache gehört eben für ihr Forum.

Die Bürgerlichen Geſetze, ſagt Monteſquieu, ſollen nach dem Clima gebogen werden, nach dem Geiſt des Jahrhunderts, nach dem National-Charakter und überhaupt nach den Umſtänden, unter welchen man ſie giebt. Sollte es nicht mit den Geſetzen der Schönheit eine ähnliche Bewandniß haben? Ohne Zweifel, wenn es nur einmal ausgemacht wäre, daß ſelbſt der gute Geſchmack veränderlich und nicht immer eben derſelbe iſt, oder, daß mehrere widerſprechende Urtheile von der Schönheit und Häßlichkeit zugleich wahr ſeyn können. Ich will die Erfahrung fragen; was antwortet ſie?

Gottſched ſchrieb eine kritiſche Dichtkunſt für die Deutſchen. Warum nur für die Deutſchen, ſagten einige, als wenn der deutſche Poet ein anders Geſchöpf wäre, als der Griechiſche. — Gottſched verſtand die Kritik und bey der neuen Ausgabe ließ er den Zuſatz hinweg. Sollte er

es thun? So hätte würklich Marmontel keine Poetik für die Franzosen schreiben dürfen. Ich denke doch, ein jedes Volk hat Nationalquellen, aus welchen die Urtheile fließen, die von ihm über das Schöne und Gute gefällt werden. Dort würde ich also suchen und aus vielen die nothwendigen Regeln für den Kunstrichter und für den Poeten hervorhohlen. Und so entsteht in mir ganz natürlich die Idee zu einer Dichtkunst für meine lieben Landsleute, die Deutschen.

Ganze Nationen widersprechen einander in den Urtheilen des Geschmacks und der Empfindung des Guten und Schönen. Die Römer wunderten sich, oder spotteten, wenn sie hörten, daß Epaminondas mit Fleiß die Musik gelernt, zierlich getanzt und künstlich auf der Flöte gespielt habe. Aber, setzt der Schriftsteller hinzu, diese Herren, die den Charakter der Griechen zu wenig kennen und alle andere nach sich beurtheilen, sollten wissen, daß nicht einerley allen gefällt und daß bey der Beurtheilung des Wohlstandes und ähnlicher Dinge viel auf die Gewohnheit und auf die

hergebrachte Sitte ankömmt. Cimon konnte immer ſeine leibliche Schweſter zur Frau haben; können wir es? Die Knabenliebe war in Griechenland nichts ſchändliches; bey uns auch? Eine Witbe von Stande durfte in Sparta auf das Theater treten und eine Rolle ſpielen; darf ſie es jetzt?

Wie die Principien des Wohlſtandes, ſo veränderlich ſind auch die Urtheile in Sachen, die Schönheit betreffend. Wenn Buttler von Caldaunen, vom Schwanze der Juſtiz und von andern Dingen ſpricht, die ich nicht nennen mag; ſo hat er wohl gethan, da er für Engelländer ſchrieb, die dergleichen natürliche Dinge nicht für ſchändlich halten. Da aber einer meiner Kunſtrichter es tadelte, daß ich in einer deutſchen Theorie dergleichen Beyſpiele angeführt habe, ſo gab ich ihm recht und ſogleich durchſtrich ich in meinem Exemplare die getadelten Stellen. Der orientaliſche Dichter wagt kühne Bilder; ſeine Phantaſie rollet dahin, ſchweift aus von einer Blume zur andern, von einem Gleichniße auf das andere, in Metaphern, in Tropen, in Figuren. Wohl ihm! er hat für ſeine Nation geſchrieben.

Wenn

Wenn aber unsere Deutsch- Orientalisten eben das thun, wer soll sie lesen? Der Morgenländer kan nicht, der Deutsche will nicht; für sich allein also haben sie ihre Werke verfertigt. Vergleichen Sie die Musik der Italiäner und Franzosen, die Tänze der letztern und der Engelländer, nehmen sie immer auch einen guten drollichten Croaten Tanz hinzu; (eine wahre Schule für den Künstler, der die halbnackende Natur studiren will) nun sagen Sie einmahl, welcher Geschmack der beste ist. „ Der Ge„ schmack der Natur. „ — Gut! So verschieden also die Natur des Welschen, des Franzosen und des Croaten ist, so verschieden ist auch ihr Geschmack; und alle haben Recht, jeder nach seiner Art.

Religion, Gewohnheiten, Traditionen, Vorurtheile der Nationen, ihr Stolz, ihr Charakter, ihre Sprache, ihre Regierungs-Form, ihre Känntniße und hundert andere Punkte zusammengenommen müssen nothwendig, sobald sie in der Mischung erscheinen, ihre Urtheile auf eine ganz verschiedene und abstechende Art färben; Besonders die Sprache, die gewis auf das Ge

der Gedanken mehrern Einfluß hat, als man insgemein glaubet. Nichts ist abentheuerlicher, als die Sprache der einen Nation nach dem Muster der andern zu formen. Modeklagen von den Mängeln der deutschen Mundart hören wir genug; aber wenige Patrioten finden sich, die den Dialekt der Deutschen aus sich selbst verbessern wollen. Der eine schneidet sich einen Rock nach der Römischen Toga, der andere nach der Rüstung der griechischen Helden, der dritte nach dem Neglige des Franzosen, der vierte nach dem Morningh gown oder Reading goad des Britten; der fünfte mischt alles durch einander und so entsteht ein buntes Ding, die wahrhafte Montur eines Polichinello oder Fastidio du Fastidii. Laßt uns doch auf deutschen Wegen gehen! Wie mancher Edelgestein liegt noch im Kothe des Philanders von Sittenwald, der Fruchtbringer, der Hans Sachsen, der Lohensteine, und anderer, die wir nicht lesen, als um ihrer zu spotten? — Dafür haben wir freylich mit andern Herrlichkeiten unsern Sprachschatz bereichert, mit blauaugigten Dirnen, mit

rosen-

roſenwangigten Mädgen, mit hirſchfüßigen Läufern, mit erzſtirnigten Schlachtſchützen, und andern griechiſch deutſchlallallenden Entibus mehr.

Nach ſolchen Ideen würde ich meinen Standort wählen, wenn ich das Geſchick, oder die Muße hätte, eine Poetik der Deutſchen zu ſchreiben. Der Charakter der Nation und ihre Denkart müßte zum Grunde gelegt, mit dem Charakter anderer poetiſchen Völker verglichen und daraus die wahre Temperatur beſtimmt werden, nach welcher die deutſche Muſe deutſch ſingen muß. Ich unterſuchte ferner nach Findeiſen und Herder, die Natur unſerer Sprache, ihren Einfluß auf die Gedanken ſelbſt, auf ihre Ausbildung und Ordnung, nebſt den Wegen, wie ſie zu verbeſſern wären. Ich würde wie eine poetiſche Topik, die verſchiedenen Felder der Mythologie in eine Landcharte bringen; die griechiſche, wieferne ſie ὕλη für uns iſt und nicht iſt; die altdeuſche, bardiſche, ſkaldiſche; das Syſtem unſerer Religion; unſere Vorurtheile von Zaubereyen, Geſpenſtern, Ahndungen, Wahrſagungen: einige dieſer

Stücke

Stücke geben uns ernſthafte, andere aber komiſche Maſchinen. Die Geſchichte der Deutſchen lieferte mir Helden, die zu beſingen, Scenen, die zu ſchildern wären; und nach dieſer Anlage wanderte ich theils durch die allgemeinen Regeln der Poeſie, theils durch ihre Gattungen fort und zeigte überall die Abänderungen, welche der Charakter der Deutſchen in den angenommenen allgemeinen Regeln zu machen befiehlt, und die fernern Beſtimmungen, welche er noch hinzu ſetzt. So ein Werk, wie ich es im Sinne habe, wäre wohl nicht unrecht; aber ich entwerfe es und meine Kinder mögen es ſchreiben!

Auch der Geſchmack verſchiedener Zeiten iſt veränderlich; nicht ſo ſehr, als der Geſchmack der Nation, aber doch immer veränderlich. Die Nachwelt gegen die Vorwelt iſt immer billiger, als es nie eine Nation gegen die andere iſt. Nur ſelten giebt ſich ein Volk die Mühe, ſich mit der Denkungsart des andern bekannt zu machen, ſich in den Standort des andern zu verſetzen und dann zu urtheilen. (Wir Deutſche ſind noch immer in dieſem Stücke

ke gefälliger gegen unſere Nachbarn, als es dieſe gegen uns ſind.) Hingegen die Nachwelt ſtudirt ſorgfältig die Religion, die Geſchichte, die Sitten und die Gebräuche der Alten, und iſt geneigt, faſt immer, die Perraults ausgenommen, ſehr billig, voll von Hochachtung zugleich und von Nachſicht, über die Alten zu richten. Sie betrachtet an ihren Werken mehr die allgemeinen Schönheiten, überſieht die einzelnen Fehler, oder ſchafft ſie durch einen kritiſchen Aberglauben zu Tugenden um. Und doch begegnen uns noch immer in den Werken unſerer Vorfahren Steine des Anſtoßens; wir zucken die Achſeln und ſind wenigſtens geneigt, ſie zu entſchuldigen. Perraults Parallelen, und wenn ſie ohne allen Geſchmack gemacht wären, enthalten doch einige Beweiſe, daß manches der Vorwelt gefallen und mit Recht gefallen kan, was der Nachwelt misfällt und mit Recht misfällt. Aus dieſem Grunde habe ich an einem andern Orte das meinhardiſche Vorhaben den Homer zu überſetzen nicht gebilliget, wenn ich gleich weiß, daß die Deutſchen ſo ekel und

unbillig

unbillig nicht sind, wie die Franzosen und also auch den Homer mit seiner antiken Mine sehr geneigt aufnehmen würden, wie sie zum Beyspiel im Milton nicht die Hälfte von dem komischen finden, was unsere leichtsinnige Nachbarn darin zu finden glauben *). Herr Klotz giebt meiner Meinung, nicht durch seinen Namen, denn Namen wollen wir hier nicht gelten laßen, sondern durch seine Erläuterungen ein beträchtliches Gewicht. **) „ Ein großer Theil des homerischen Schmucks beſtehet in seinen Beywörtern. Dieſe, einmal glücklich erfunden, sind dann die eigenthümliche Charakter eines Gottes, Volkes oder Helden und durch sein ganzes Gedicht werden sie diesen Gegenständen beygefügt. Aber eben diese Beywörter laßen sich nicht in unsere Sprache überſetzen, (denn man sage einmal: wohlgeſtiefelt, schnellfüßig, silberfüßig, wie es einige versucht haben, und sehe, ob man nicht eben so lächerlich werden wird, als dieſe,) und

*) Man vergleiche das 43te Stück der Braunschweigischen neuen Zeitungen vom Jahr 1768.
**) S. die Deutsche Bibl. 1 B. 111. St. S. 7.

und nimmt man den allgemeinen Begrif, so wird doch das Bild ungemein geschwächt. Ferner, wer will es jetzt wagen, die wirthschaftlichen Worte in unsere Sprache überzutragen? Unsere Sprache hat viele Worte, die nicht so edel sind, daß man sie in einem Gedicht, besonders in einem epischen, brauchen könnte. Das Wort Bratspieß würde eine ganze Seite der besten Hexameter verstellen. Will man diese Stelle weglassen, so liefert man uns nur den halben Homer.„ *)

Ich darf sogar noch behaupten, daß jeder Mensch, wie seinen eigenthümlichen Charakter, so auch seinen eigenthümlichen Geschmack hat; thut er unrecht, wenn er ihm folget? Noch eher sind die Urtheile mehrerer Menschen über Wahrheit und Sittlichkeit mit einander zu vereinigen, als diejenigen, welche sie über das Erhabene und Schöne fällen. Wenn also der

eine

*) Auch Homers Mahlereyen, die so sehr bewundert werden, schicken sich für unsere Denkungsart nicht. Eine Stelle aus Herrn Wielands comischen Erzählungen (S. 166. 167. der neuen Auflage) verdient bey dieser Gelegenheit gelesen zu werden.

eine nach seiner Empfindung denkt, schreibt und urtheilt, so würde ein anderer, der jenem gerad zu folgen wollte, sich Feßeln anlegen und sein eigenes Gefühl verläugnen. Dieser Unterschied in den Urtheilen der Menschen über das Schöne in der Natur und Kunst ist freylich nicht immer hervorstechend genug, um bemerkt zu werden, theils weil doch die meisten in den meisten Punkten mit einander übereinkommen, theils, weil man oft, aus Furcht ausgezischt zu werden, es nicht wagt, mit einer Meinung öffentlich hervorzutreten, die der gemeinen Meinung widerspricht. Bey Leuten von einer besondern Laune wird die Verschiedenheit sehr sinnlich. Diese lassen sich mit ihren Gesinnungen ohne Zurückhaltung in ihrer wahren Gestalt sehen; ihr Humour ist ihnen lieb und auch wir sehen ihnen gerne zu, wenn sie ihr Steckenpferd reiten; was sie sagen, gefällt uns, und in jedem andern Munde wäre es vielleicht Unsinn gewesen. Laßt einmal einen deutschen Superintendenten so predigen, wie Yorick, wenn anders Sterne diese Predigten jemals gehalten hat! Laßt Oesern

so

so mahlen, wie Hogarth! Zachariän singen, wie Buttler! Rabenern so spotten, wie Churchill! — Eine artige Figur würden diese Männer in einer Laune machen, die ihnen fremd ist, wenn sie es auch den Deutschen nicht wäre. Die Kreuzzüge des Philologen lese ich immer noch gern; ich weiß, es ist sein eigener Humour, den er für sich allein hat und für sich behalten mag ewiglich; ich studire sie so gar und freue mich, wenn ich ihn endlich so verstehe, daß ich zur Noth sein Scholiast werden könnte. Wenn aber gewiße neuere Scribenten seine Posituren nachmachen, ohne die eigenthümliche Wendung seines Kopfs zu haben; dann sehe ich den wahrhaften Statthalter der Insel Barataria, der bey aller Mühe, die er sich giebt, den Statthalter zu machen, noch immer der alte Pantza bleibt. Laßt doch jedem sein Eigenthum! was in seinem Munde schön ist, wird häßlich, wenn es ein anderer sagt und selbst ein Fehler kan bey ihm eine Schönheit werden.

„ Eine Schönheit? Um Vergebung, „ mein Herr Riedel! Ein wirklicher Feh„ ler wird nie eine Schönheit.„ *)

Und auch um Vergebung mein Herr Dtsch! Wenn ein Lehrling, mit seinem Pomey, oder Hederich in der Hand, alle Unsterblichen in sein sterbliches Lied bemühet, jedes Hochzeitgedicht mit den Musen und dem Apoll anfängt, mit Venus und mit Amor fortsetzt und mit Hymen beschließt, den armen Jupiter zu einem Scherwentzel macht, der alles thun muß, was niemand vielleicht mit Anstand würde gethan haben — so sage ich, die Einwebung der alten Mythologie ist hier ein Fehler. Wenn aber Ramler das alte Göttersystem als eine Hülle braucht, neuere Begebenheiten darunter zu verbergen, als eine Farbe, bekannten Dingen einen neuen Anstrich zu geben, als eine poetische Hevristik — so sage ich, die Einwebung der alten Mythologie ist hier Fehler und Schönheit. Ramler fehlt allenfalls durch einen Anachronismus, aber ohne

dieſen

*) Hall. D. Bibl. 2. St. S. 34

diesen Fehler würden wir die Hälfte seiner vortreflichen Gedichte haben entbehren müssen. Der Dichter hat seine eigene Denkungsart, die wir ihm lassen wollen; und wenn wir ihn tadeln, so trift unser Tadel weniger ihn, als seine Nachahmer, die Ramlerisch dichten wollen, ohne einen Ramlerischen Kopf zu haben.

Itzt wollen wir mit einander zusammenrechnen. Wenn der Geschmack die Regel der Schönheit ist, wenn ferner der Geschmack der Nation, der Zeiten, der Personen unendlich verschieden ist, ohne daß wir diejenigen mit Grunde tadeln können, die anders schmecken, als wir; so folgt nothwendig, daß selbst der gute Geschmack veränderlich und nicht immer eben derselbe ist, oder daß mehrere widersprechende Urtheile von der Schönheit und Häßlichkeit zugleich wahr seyn können. Die Sache scheint richtig zu seyn; aber noch habe ich sie nicht bis an die erste Quelle verfolget, aus welcher die Veränderlichkeit des Geschmacks entspringet. Ich will es wagen, über diese Materie zu philosophiren und, um Sie,

mein Freund, nicht durch mein ewiges Geschwätz zu ermüden, mein Systemlein einem andern Philosophen zur Prüfung vorlegen. Ich bin u. s. w.

Dritter Brief an den Herrn Moses Mendelssohn.

Ihnen, mein Theuerster Herr, gebührt das Richteramt über die folgende Abhandlung; Ihre Briefe und Ihre Rhapsodie geben Ihnen den besten Anspruch darauf. Von den besondern Ansprüchen mag ich nichts hinzusetzen, damit nicht wieder ein Ziegra *) komme und sage, „ich sprä-

che

*) Antikritikus der erste und Herausgeber der beliebten hamburgischen Nachrichten aus dem

„ che von denen, welche den Ton im Rei-
„ che des deutſchen Witzes angeben, immer
„ mit dem Hute in der Hand unter beſtän-
„ digen Verbeugungen; ſie ließen mich a-
„ ber auch die Früchte meiner Ergeben-
„ heit einerndten und meine Sachen wur-
„ den wer weis in wie vielen Zeitungen
„ und Journalen über alles erhoben. „

Bravo Herr Ziegra!

Freylich ſtört eine allzuſorgfältige Zergliederung der Schönheit das Vergnügen, welches der Genuß uns gewähren kan. *) Wenn aber der Freund der Wahrheit in dieſer Zergliederung nur eine neue Ausſicht erblickt, nur die geringſte Entdeckung macht; ſo wird er für die Entbehrung des Vergnügens aus dem Genuße hinlänglich entſchädiget und angefeuert, ſich mehrmalen auf eine geiſtige Art zu caſteyen, um nur dadurch ſeine Wißbegierde zu befriedigen. Wir wollen alſo immer über das Weſen der Schönheit und ihre Regeln

Reiche der Gelehrſamkeit. Antikritikus der zweete iſt bekanntermaßen der Comentar über dieſe Blätter, die unter dem Namen der ſchwarzen Zeitung berühmt ſind.

*) S. den erſten Brief über die Empfindung.

philoſophiren; zu einer andern Zeit ſoll uns ihr Genuß vergnügen, der eine lebhaftere Wolluſt erzeuget, wenn er ſparſamer und ſeltener empfunden wird.

Iſt die Schönheit eine innere Eigenſchaft der Dinge, die wir ſchön nennen, und kömmt ſie den Gegenſtänden ſchon für ſich betrachtet zu, wie die Vollkommenheit, ohne Rückſicht auf ein empfindendes Weſen? Mir däucht, dieſe Frage iſt ziemlich einerley mit der, ob Süßigkeit und Bitterkeit Beſchaffenheiten ſind, die in dem Gegenſtande vorausgeſetzt werden und durch welche der Gegenſtand ſüß und bitter ſeyn würde, auch ohne Beziehung auf irgend einen Geſchmack, der ihn empfindet. Zwar iſt in dem Gegenſtande eine gewiße Beſchaffenheit, durch welche er fähig wird, das Gefühl der Süßigkeit zu erregen; die Süßigkeit aber iſt nicht in ihm, ſondern in der Empfindung. „Kalt, heiß, bitter, ſüße bedeutet die hervorgebrachten „Empfindungen in unſerer Seele, mit „welchen die Gegenſtände vielleicht keine „Aehnlichkeit haben. Und eben ſo bedeutet die Schönheit, wie andere Namen

„ men der ſinnlichen Ideen, eigentlich die „ Vorſtellung eines Geiſtes. „ *)

Wenn ich ſage, ein Gegenſtand ſey ſchön; ſo will ich in der That ſagen: er gefällt mir. Allein da wir immer gewohnt ſind, einen unvermerkten Schluß von unſerer Empfindung auf die Empfindung anderer zu machen, ſo drücken wir unſer Wohlgefallen allgemein aus, als wenn das, was uns gefällt, jedermann gefallen müße; das iſt: wir nennen den Gegenſtand, der uns gefällt, ſchön. Die Schönheit iſt alſo keine innere Eigenſchaft der Dinge; ſie iſt mehr eine Beſchaffenheit unſers Gefühls und des Eindrucks, welchen die Sachen in uns hervorbringen. Ihr Begrif darf nicht aus der Natur der Gegenſtände abgeſondert werden und eine vollſtändige Definition von der Schönheit iſt ſo unmöglich, als von der Süßigkeit, Bitterkeit und ähnlichen unmittelbaren Ideen der Empfindung. Wenn wir ſagen, das ſey ſchön, was uns gefällt, ſo iſt dies

*) Hutcheſon in der Unterſuchung unſerer Begrife von Schönheit und Tugend, S. 17. der deutſchen Ausgabe.

bloß ein Nominalbegrif, in welchem das Wort und nicht die Sache erklärt wird. Und wenn wir behaupten, die Einförmigkeit in der Mannichfaltigkeit erschöpfe das Wesen des Schönen, so kan diese Idee, wenn sie richtig ist, nur für einen genetischen Begrif hingehen, der uns beschreibt, nicht was die Sache ist, sondern woher sie entstehet. Gegenstände, in welchen Einförmigkeit in der Mannichfaltigkeit empfunden wird, gefallen uns; sie bringen also die Idee der Schönheit in uns hervor, obgleich das Wesen derselben nicht in der Einförmigkeit und Mannichfaltigkeit bestehet. Die Idee der Schönheit ist von gleicher Art, wie die Begriffe, die wir von den Bewegungen unserer wollenden Kraft haben. Freude, Mitleiden, Angst, Furcht, Schrecken — lauter Beschaffenheiten, die wir empfinden, nicht aber im eigentlichen Verstande erklären können. Und wagen wir es, sie zu erklären, so erklären wir entweder blos das Wort durch gleichgeltende Ausdrücke, oder wir bestimmen ihre Entstehungsart, ihre Ursachen

ſachen, ſo gut wir können, und überlaſſen das übrige der Empfindung.

Der Begrif des Guten und Böſen entſtehet in uns faſt auf eine gleiche Weiſe, wie der Begrif des Schönen und Süßlichen. Indem ſich Damon in einer lebhaften Phantaſie ein Bild von Phyllis abmahlet, das blaue Auge, die ſanfte Mine, das ſchwarze Haar, den ſterbenden Buſen, den Grazienmund, den regelmäßigen Wuchs, die melodiſche Stimme; fragen Sie ihn jetzt, ob Phyllis zu küßen, nicht etwas Gutes ſey? Allerdings etwas Gutes, wird er antworten; und nun fragen Sie ihn um die Urſachen, weswegen er einen Kuß von Phyllis gut nennet. Er wird Ihnen hundert Gründe, und noch hundert anführen und alle dieſe Gründe werden, wenn man ihrer Entſtehung nachſpürt, aus der Quelle herfließen: Ein Kuß von Phyllis iſt in Damons Meinung gut, weil ihn Damon will. Gut und Böſe ſind daher, nach ihrem Urſprunge, Begriffe, die nur Beziehungsweiſe gedacht werden, in Rückſicht auf ein Subjekt, welchem etwas gut oder böſe

seyn soll. Was ich will, das nenne ich mir gut; ein anderer verabscheut es vielleicht und dann kann er es immer für sich böse nennen. Ein dritter ist gleichgültig dabey, weil er, ohne den Gegenstand zu verabscheuen, doch keinen Trieb fühlt, ihn zu besitzen.

Und eben so sind unsere Urtheile über die Schönheit und Häßlichkeit beschaffen. Damon nennt Phyllis schön, weil sie ihm gefällt und um sein Wohlgefallen zu rechtfertigen, wird er Ihnen eine Menge von Ursachen vorzählen, die sich alle zuletzt in dem Wohlgefallen vereinigen und an die er nicht würde gedacht haben, wenn nicht sein Geschmack die Sentenz vor der Deduction gesprochen hätte. Wir sind also bis jetzt noch nicht berechtiget, eine Sache die uns schön ist, überhaupt schön; die uns häßlich ist, überhaupt häßlich zu nennen; es sey dann, daß wir von der Uebereinstimmung fremder Empfindungen mit den unsrigen völlig überzeugt wären.

Wenn nun die Schönheit keine innere Eigenschaft der Gegenstände ist, die wir schön nennen, wenn sie diesen bloß in

Rück-

Rücksicht auf das Urtheil unserer Empfindung beygelegt wird; so folgt, daß ein Gegenstand bald schön, bald häßlich seyn könne, nachdem er von verschiedenen Subjekten empfunden wird, so wie Pumpernickel für einen westphälischen Magen gut und für ein Hoffräulein böse ist. Hipparchia wird es, vielleicht weil sie befürchtete, wegen ihres drollichten Geschmacks ausgelacht zu werden, nicht gewagt haben, den mißgeschaffenen, dürren, gelben, gebrechlichen Crates gerade zu schön zu nennen; für sie war er es doch, und da sie sagte, daß er ihr gefiel, so sagte sie in der That, nur mit andern Worten, daß er für sie schön sey. Für ihre Eltern, für ihre Gespielinnen war er es nicht; und sie hatten Recht, ihn häßlich zu nennen, weil er ihnen nicht gefiel: aber hatte Hipparchia unrecht? Wenn Crates auf sie einen solchen Eindruck machte, wie Seladon auf Procris, wer kan es ihr verdenken, daß sie nach diesem Eindrucke sich zu seinem Vortheile erklärte? — Nun tadelt mir einmal den Geschmack ! eines Tqvassouw, der seine Knonmqvaiba so liebens-

liebenswürdig findet, wie Cephalus die Aurora. Freylich würde ich bey ſo hottentottiſchen Schönheiten mich nicht ſehr gerührt finden, beſonders by the flaccid beauty of her breaſts, which deſcended to her navel. Und es wandelt mir ich weiß nicht was an, wenn ich mir ihren Brautputz, ihre hochzeitliche Kleidung vorſtelle; She ſprinkled her limbs with wood-aſhes and perfumed them with the dung of Stinkbiſem. Her arms and legs were entwined with the shining entrails of an Heifer: from her neck there hung a pouch compoſed of the ſtomach of a kid: the wings of an oſtrich overshadowed the fleshy promontoryes behind u. ſ. w. Hebe dich weg von uns! würden wir ausrufen, wenn eine ſolche Braut ſich uns nähern wollte. Aber der Geſchmack iſt verſchieden, wenn ſie nur für den Tqvaſſouw ſchön war, was gehet es uns an?

„ Das heißt, wird man ſagen, die „ Sache übertreiben. Wenn man etwas „ will, ſo iſt man durch ſeine Neigung „ noch nicht befugt, es gut zu nennen; „ und eben ſo wenig können wir aus un-

„ ſerm Wohlgefallen einen Schluß auf
„ die Schönheit des Gegenſtandes ma-
„ chen. Ich bin verbunden, bey einer
„ jeden in mir entſtandenen Begierde mich
„ ſelbſt zu fragen: Durfteſt du dies auch
„ wollen? Iſt es dir auch würklich
„ gut? Warum ſoll ich nicht auch,
„ wenn mir etwas gefällt, es unterſu-
„ chen, ob es mir gefallen ſollte und
„ ob es würklich ſchön iſt? So wie
„ Geſundheit, Tugend, Weisheit, Ver-
„ gnügen, Zufriedenheit allgemeine Güter
„ für alle Menſchen ſind, Güter, die
„ ihr Gutſeyn in ſich haben; ſo muß
„ es auch Gegenſtände geben, die für ſich
„ ſelbſt betrachtet ſchön ſind und von al-
„ len Menſchen, die ihre Empfindung
„ nicht unterdrücken, ſchön gefunden und
„ für das erkannt werden, was ſie ſind.„

– Zuviel, zuviel auf einmal! Viel wah-
res, aber auch etwas falſches. Wir wol-
len die Sache genauer unterſuchen.

Man unterſcheidet, und mit Recht, das anſcheinende Gute von dem, was würklich gut iſt. Gut nenne ich, was ich will. Habe ich Grund, es zu wollen,

ſtimmt

ſtimmt meine Begierde mit den Grundſätzen der Sittlichkeit überein; ſo iſt es ein wahres Gut, da im Gegentheile oft etwas nur gut ſcheinet und in der That böſe iſt. Kan man nicht dieſe Begriffe auch auf die Schönheit übertragen? Faſt alle Philoſophen haben es gethan. „ Schön „ nennen wir, was uns gefällt. Iſt „ unſer Wohlgefallen gegründet, ſtimmt „ unſere Empfindung mit den Grundſätzen „ des Geſchmacks überein; ſo iſt die Sache, würklich ſchön; ſie iſt es nur dem „ Scheine nach, wenn uns etwas gefällt, „ was uns misfallen ſollte, wenn unſer „ Gefühl uns betrüget und die Schönheit „ vorſpiegelt, wo keine iſt. „ — Ich glaube nicht, daß dieſer Unterſchied völlig richtig iſt. Das Gefallen kan keinen ſolchen Geſetzen unterworfen werden, wie das Wollen, weil dieſes durch die Freyheit umgelenkt werden kan, jenes aber bloß Empfindung iſt und für ſich keine Moralität hat. Es iſt ſtrafbar, das Böſe anſtatt des Guten zu wählen; kan aber wohl der Herr Canonicus Ziegra bey dem hamburgiſchen Rathe verklagt werden, daß

ihm

ihm alles das mißfällt, was von dem beſſern Theile des Publikum ſchön gefunden wird? Ein Gegenſtand, den wir gut nennen, wird dadurch würklich gut, wenn er, verglichen mit uns, unſere Vollkommenheit befördert; hier iſt alſo unſere Idee von der Güte nur der Probierſtein, nicht aber der Maasſtab. Hingegen in Sachen die Schönheit betreffend iſt die Empfindung nicht nur die Richterin, ſondern ſie iſt es auch ſelbſt, welche macht, daß uns etwas gefällt und folglich ſchön iſt. Ein jeder hat alſo das Recht, Dinge ſchön zu nennen, wenn ſie ihm gefallen; häßlich, wenn ſie ihm mißfallen. Wird nun alle Schönheit nach dem Scheine gemeßen; was bekümmere ich mich darum, ob ein anderer eben die Erſcheinungen hat, oder nicht hat, die ich habe? Auf dieſe Art wäre die Schönheit veränderlich und ſo wären es auch ihre Geſetze, ſo ſelbſt die Regeln, nach welchen die Werke der Kunſt zu beurtheilen ſind. Es iſt mit der Schönheit nicht, wie mit der Wahrheit. Wenn ich etwas mit Grunde wahr nennen will, ſo muß es würklich auch

außer

außer meiner Idee sich so verhalten, wie ich es mir vorstelle. Die Schönheit ist aber bloße Idee, bloßes Wohlgefallen in der Empfindung eines Objekts; so bald dieses da ist, so ist die Schönheit da, mag doch das Objekt beschaffen seyn, wie es will.

„ Welch eine Verwirrung! ruft hier „ der Dogmatiker aus. Durch einen so „ scepticischen Grundsatz könnte man alle „ Regeln aus der Welt hinaus zweifeln. „ Jetzt kan ein Schönäich kommen und „ sagen; Mein Herrmann gefällt mir; „ schön ist er also trotz allen Kunstrich- „ tern, Beobachtern und Liebhabern, die „ das Gegentheil sagen. Und Bodmer „ wird jetzt im Stande seyn, alle seine „ poetischen und prosaischen Mißgeburten „ von der Syndfluth an bis auf seine „ politischen Schauspiele zu vertheidigen, „ wenn er nur, mit noch einem Paar „ Patriarchen am Fuße des Berges Jura, „ sie schön findet. Das heißt zu weit ge- „ hen und die ganze Kunst des Dichters „ in ein Ohngefähr verwandeln, wo es ein „ bloßer Glücksfall ist, wenn wir Leser

„ antreffen, deren Empfindung mit der
„ unsrigen übereinstimmet. „

Ich will also wieder einlenken, wenn ich zu weit gegangen bin.

Das Urtheil, welches ich über Schönheit und Häßlichkeit spreche, nachdem mir etwas gefällt, oder mißfällt, ist mein Geschmack. Wenn ist dieser richtig, und wenn betrügt er mich?

„ Richtig, sagen einige, ist mein
„ Geschmack, wenn er nur das für schön
„ hält, was würklich schön ist, nur das
„ für häßlich, was würklich häßlich ist.
„ Unrichtig ist er, wenn er mich ver-
„ führt, auf eine entgegengesetzte Art zu
„ urtheilen, bey Wielanden zu gähnen
„ und brum Picander zu lachen. „

So springen wir mitejnander herum und kommen wieder auf das, was ich vorher widerleget habe. Denn wenn man nun bestimmen soll, was würklich schön ist, so bemüht man sich, das Schöne an den Gegenständen zu finden, welches doch bloß in unserer Idee und Empfindung sollte gesucht werden. In einer Aesthetik würde ich sagen: die Schönheit ist bloß

ſubjektiviſcher Natur, nicht aber eine objektiviſche Beſchaffenheit der Sache, die man ſchön nennet. Es iſt zwar in der Sache, ſelbſt, die empfunden wird, allemal etwas anzutreffen, welches das Gefühl in uns hervorbringt, durch welches wir auf eine ſinnliche Art ergötzt werden. Allein dies iſt nicht die Schönheit der Sache, ſondern nur diejenige Seite derſelben, aus deren Empfindung die Schönheit in unſerer Idee entſtehet. Man ſchöpft auch einige Grundſätze der Schönheit aus der Natur der Gegenſtände ſelbſt, aus ihrer Proportion, aus dem Ebenmaaße, der Ordnung, Regelmäßigkeit, Zweckmäſſigkeit, Einförmigkeit, Mannigfaltigkeit und ſo weiter. Man demonſtrirt dieſe Regeln ſogar; allein noch keiner hat es demonſtrirt, daß Ordnung, Harmonie und Regelmäßigkeit uns nothwendig gefallen und folglich ſchön ſeyn müßen. Vielleicht könnten die Principien unſerer Empfindung anders gemiſcht, anders eingerichtet, vielleicht ſo geſtimmt ſeyn, daß gerade das Gegentheil, daß Unordnung, Disharmonie und Unregelmäßigkeit unſer

Wohlgefallen erregte und von uns schön gefunden würde. Oft gefällt uns auch das Regelmäßige und Zweckmäßige nur deswegen, weil sich das Vorhersehen eines gewissen Vortheils, einer Bequemlichkeit zum Beyspiel, mit in das Gefühl mischet; und dieses interessirte Wohlgefallen ist nicht von der Art, daß es einen Probierstein der Schönheit abgeben könnte. Dies ist der Fall bey der Regelmäßigkeit in der Architektur und in der Kunst einen Garten anzulegen. Oft gefällt uns auch selbst das Unregelmäßige durch seine Neuheit und deswegen, weil die Menschen immer geneigt sind, das Sonderbare zu lieben. Und überdies glaube ich nicht, daß man immer völlig und mathematisch bestimmen kan, was eigentlich regelmäßig zu nennen sey. Insgemein nennt man das regelmäßig, was wir gewohnt sind, an allen Dingen, die uns von einer gewissen Art bekannt sind, ordentlicher Weise anzutreffen, und die Ausnahmen machen alsdann das Unregelmäßige aus. Laßt uns also in das Land der Köpfe und der Buckel hingehen; Köpfe

und Buckel ſind dort gewöhnlich, ſie ſind alſo dort regelmäßig; wie werden nun wir mit unſeren ebenen Hälſen und geraden Rücken von den Spöttern verlacht und von einigen gutherzigen Seelen bemitleidet werden! Was alſo an einem Orte regelmäßig iſt, das kan an einem andern unregelmäßig ſeyn; und ſo entſtünde uns wieder eine Regel der Schönheit, die nach den Umſtänden veränderlich iſt. Endlich kann auch die Schönheit in ihrem ganzen Umfange nicht nach dergleichen objektiviſchen Geſetzen ermeßen werden. Ordnung, Proportion und dergleichen Ideen beſtimmen, wenn es hoch kömmt, einige Klaßen der äußerlichen Schönheit, die aus der Zuſammenſetzung einzelner Schönheiten entſtehet. Wo ſind aber nun die objektiviſchen Regeln für die Schönheit in einzelnen Empfindungen einzelner Farben und Töne, für die Beſchaffenheiten des körperlichen Geſchmacks, Gefühls und Geruchs und für das weit größere Feld der inneren Empfindungen?

Wenn wir lange genug eingerißen haben, ſo müſſen wir uns bemühen, ſo gut

wir

wir können, auch wieder zu bauen. Ich habe bewieſen, daß die Schönheit wenigſtens geradezu nicht objektiviſch iſt, nicht aus allgemeinen und objektiviſchen Regeln kan beurtheilt werden. — Soll ſie alſo noch eigenen Geſetzen unterworfen ſeyn, ſo bleiben uns keine andern übrig, als die, welche ſich blos auf unſere Empfindung und auf unſern Geſchmack gründen. Wiefern ſind nun dieſe veränderlich, wiefern ſind ſie allgemein?

Daß ein ruhender Körper durch einen hinlänglichen Stoß in Bewegung geſetzt wird, daß zween feſte Theile vermittelſt einer flüßigen Subſtanz aneinander hängen können, daß bey der accelerirten Bewegung die lebendigen Kräfte in einer zuſammengeſetzten Verhältniß ihrer Maße und der Quadrate der Geſchwindigkeit ſind — dies ſind Geſetze der körperlichen Würkungen, die man vielleicht a priori nicht beweiſen kan, die aber dennoch allgemein ſind und durch untrügliche Erfahrungen außer allen Streit geſetzt werden. Wo ich nicht irre, ſind unſere Seelen auch Subſtanzen, ſie würken auf eine

gewiße Art, wie es ihre Natur ihnen befiehlt, und sind zu einigen eigenthümlichen Handlungen, zum Denken, Wollen, Empfinden aufgelegt, wodurch sie sich von den Körpern unterscheiden. Diese Handlungen können nicht die bloße Folge eines Zufalls seyn; sie sind, so gut wie die Veränderungen in der sichtbaren Welt, ihren Gesetzen unterworfen, nach welchen sie auf eine gewiße Art entstehen, fortgesetzt werden und aufhören. Nur äußert sich zwischen den Gesetzen der körperlichen und der geistigen Handlungen eine merkwürdige Verschiedenheit. Die Gesetze der Bewegungen für die Körper sind alle nothwendig und durchgängig bestimmt, so daß ein Körper unter den erfoderlichen Umständen gerade so, wie er sich bewegt, sich bewegen muß, nicht anders bewegen kan. Die Regeln der geistigen Handlungen aber leiden ihre Ausnahmen und durch Gewohnheit, Uebung, Selbstbetrug und andere Umstände wird es möglich, daß die Seele selbst einigen Gesetzen ihrer geistigen Würkungen entgegen handeln kan. So sind zum Beyspiel die Regeln zu schließen in der

That

That dergleichen Geſetze für die Würkungen unſerer Seele, Geſetze, die mit der Seele gebohren werden und mit ihrem Weſen zuſammengewachſen ſind. Und doch iſt es möglich, daß wir Trugſchlüße machen, die geradezu jenen Regeln entgegen ſind. Wenn wir mehrmalen uns wider ein ſolches natürliches Geſetz zu handeln beſtimmt haben, ſo entſteht daher eine Fertigkeit, es zu verletzen, und dieſe Fertigkeit wird nun ſelbſt eine Regel unſerer Thätigkeiten, aber eine falſche, eine unrichtige, eine ſolche, die ſelbſt unſerer Natur widerſpricht.

Dergleichen Geſetze, nach welchen die Handlungen unſerer Seele erfolgen, giebt es für das Wahre für das Gute und für das Schöne. Wir können annehmen, daß ſie von der Natur, oder, um frömmer zu reden von Gott ſelbſt herrühren, der die Natur nach ſeinem Willen eingerichtet hat. Durch dieſen Gedanken erhalten ſie ihre Zuverläßigkeit und wir die Verſicherung, daß wir uns, um nicht irre zu gehen, nur den natürlichen Richtungen unſerer Kräf-

te überlaßen dürfen und den Geſetzen, welche ihren Würkungen vorgeſchrieben ſind.

Einige unter dieſen Geſetzen ſind völlig allgemein, weil ſie aus der menſchlichen Natur überhaupt fließen; andere aber beugen ſich nach den Umſtänden und ſind nur da einerley, wo einerley Umſtände ſind. Beyde Arten werden nicht ſowohl a priori erkannt, als aus unſerer Empfindung ſelbſt, verglichen mit der Empfindung anderer, und aus einer gewiſſen Nothwendigkeit, die wir in unſerm Buſen fühlen können, aus der Stimme der Natur, die uns innerlich zuruft und gebietet, ſo und nicht anders zu denken, zu urtheilen, zu begehren. Unſere Einſichten reichen nicht hin, dieſe Geſetze aus dem Grundweſen der Seele abzuleiten; es iſt genug, wenn wir nur erkennen, daß ſie da ſind. —

„ Iam dic de tribus capellis! rufen „ Sie mir zu. Die Regeln der Schön„ heit gründen ſich auf Empfindung und Geſchmack. Welche ſind nun veränderlich, welche ſind allgemein?

Die Frage iſt ſchon beantwortet. Es giebt erſtlich einen allgemeinen Geſchmack

schmack der Menschheit, welcher auf die natürlichen und allgemeinen Gesetze der geistigen Handlungen sich gründet, denen alle Menschen unterworfen sind, wenn sie gleich in der Anwendung derselben fehlen können. Die Regeln, welche durch diesen allgemeinen Geschmack festgesetzt werden, sind völlig allgemein, und ein Mensch, der ihnen widersprechen will, muß sich selbst betrügen und nie in seinen Busen gegriffen haben. So ist es in unserer Natur gegründet, daß wir beym Anblick verschiedener sinnlichen Gegenstände, die in einer gewißen Einförmigkeit so verbunden sind, daß sie gleichsam zusammenfließen, daß wir bey diesem Anblick ein sinnliches Wohlgefallen und Vergnügen empfinden; selbst der Amerikaner fühlt es, wenn er die ohne Ungestümm sich jagenden Meereswellen, oder die Wipfel seiner Bäume betrachtet, die ein sanfter Wind in einander weht. Von dieser Art sind auch die meisten moralischen Schönheiten, wiefern sie von unserm sittlichen Gefühl abhangen. Wo ist die stahlerne Brust, die nicht bey der Geschichte einer unglücklichen Tugend zu schmelzen

anfängt? Und wer ist mir Hurone genug, um nicht zu fühlen, daß unter sonst gleichen Umständen eine gute Handlung, die aus Wohlwollen verübt wird, schöner ist, als eine andere, die aus der Quelle des Eigennutzes herausfloß? Alle Gesetze der Schönheit, die sich auf diesen allgemeinen Geschmack der menschlichen Natur gründen, sind selbst allgemein und so alt, als die Welt; man könnte die Schönheiten, welche durch sie bestimmt werden, allgemeine Schönheiten nennen.

Allein diese Gesetze reichen bey weitem nicht hin, alle Schönheiten in der Natur und in der Kunst zu beurtheilen. Ein jeder Mensch hat, außer der menschlichen Natur, noch andere Bestimmungen, den Menschen überhaupt zufällig, diesem Menschen aber vielleicht nothwendig; er lebt an einem gewißen Orte, zu einer gewißen Zeit, in einem gewißen Alter, in einem gewißen Stande, ist in gewißen Meinungen erzogen worden, hat gewiße Leidenschaften, Neigungen und Fertigkeiten; alle diese Dinge zusammengenommen bringen in seinen Urtheile, auch in die, welche er über

Schön-

Schönheit und Häßlichkeit fället, eine gewiße Wendung, in welcher nur diejenigen mit ihm übereinstimmen, die in gleichen Umständen leben. Daher der besondere Geschmack, der nur für gewiße Klaßen von Menschen ein gültiger Richter ist. Daher besondere Regeln, die nur unter den Umständen allgemein sind, durch welche sie festgesetzt werden. Und daher also besondere Schönheiten, die vielleicht von jedem andern häßlich gefunden werden, der sich nicht in die Lage hineindenkt, in welcher sie Schönheiten sind. Diese Schönheiten sind veränderlich, so wie der Geschmack veränderlich ist, der über sie richten soll. Aus dem verschiedenen Geschmacke der Zeit, des Ortes, der Religion, des Alters, des Standes und des moralischen Charakters fließen freylich verschiedene Urtheile, in welchen die Menschen einander so widersprechen, daß jeder Recht hat, der nach den Umständen urtheilt, in welchen er sich befindet, wenn nur (und dies ist die einzige Einschränkung) sein Urtheil dem allgemeinen Geschmacke der Menschheit nicht widerspricht.

Mit dieſen beſondern Regeln der Schönheit dürfen diejenigen nicht verwirrt werden, die ſich auf Trugſchlüße gründen, auf falſche Meinungen, auf Sektengeiſt, auf eine übertriebene Nachahmung und überhaupt diejenigen, welche das Weſentliche eines unrichtigen Geſchmackes ausmachen. Das Vorurtheil, welches wir für einen Menſchen haben, verblendet uns oft, daß wir ſeine Fehler ſelbſt in Tugenden verwandeln und ſie als ein würdiges Muſter zur Nacheiferung uns vorſtellen. Was wir mehrmalen thun, wächſt endlich zu einer Fertigkeit an; wir werden es alſo gewohnt, falſch zu urtheilen und unſer Geſchmack bekömmt nach und nach eine ganz verkehrte Richtung. Die Eigenliebe beredet uns hiernächſt, daß alles das, was von uns ſelbſt herrührt, gut, wahr und ſchön ſeyn müße; wir werden durch ſie immer mehr in unſerm Wahne bekräftiget und dieſer wird endlich Herr über uns ſelbſt, unterdrückt völlig die Stimme der Vernunft und des Geſchmacks, und ſo entſtehen in uns neue Regeln zu handeln, zu denken, zu empfinden, zu begehren,

die

die oft selbst dem allgemeinen Geschmacke der menschlichen Natur, ohne daß wir es auch nur wähnen, zuwider sind. Dies ist der Ursprung eines unrichtigen Geschmacks, welchen man durch die Lehre von der Veränderlichkeit der Ideen der Schönheit auf keine Weise vertheidigen will.

Nach diesen Gedanken, die ich bisher vorgezeichnet habe, betrachte ich nun die Werke der Kunst und die Regeln, nach welchen sie zu beurtheilen sind. Ein jedes Kunstwerk enthält eine Mischung von allgemeinen und von besondern Schönheiten; von allgemeinen, weil der Verfaßer ein Mensch ist und für Menschen schreibt; von besondern, weil er ein Mensch in concreto ist und für Menschen in concreto schreibet, deren Denkungsart und Geschmack durch den Zusammenfluß verschiedener Umstände eine besondere Bildung und Farbe bekommen hat. Da sein Werk für seine Leser sinnlich seyn soll, so muß er den Weg in ihre Empfindung auf derjenigen Seite suchen, wo er sie offen findet, und folglich sich ihrer Schwäche, ihrer besondern Neigungen und anderer Umstände bedienen, sie

zu

zu seinem Vortheil einzunehmen und zu rühren. Manche Dinge wird er auf diese Art einweben, die nur für diejenigen einnehmend und schön sind, für welche er zunächst geschrieben hat, nicht aber für andere, die an einem andern Orte, zu einer andern Zeit seine Werke auch lesen möchten. Ist er deßwegen tadelhaft? So wenig als ein Redner, der mit deutschen Zuhörern deutsch redet. Aus diesem Gesichtspunkte sind die alten und die ausländischen Meister zu beurtheilen; jene nach ihrer Zeit diese nach dem Orte, an welchem sie ihre Werke verfertiget haben; und diese Anmerkung erstreckt sich auf alle Eigenschaften, die entweder Bestandtheile der künstlichen Schönheit sind, oder aus ihr fließen und mit ihr müßen verbunden werden, auf das Große, Erhabene, Wahrscheinliche, Rührende, Neue und Wunderbare, selbst auf das Lächerliche und Belachenswerthe. Sonst, welche elende Figur würde der alte Mann machen, wenn wir ihm alle besondere Schönheiten seiner Zeit, seiner Nation, seiner Religion rauben und ihm nur diejenigen laßen wollten, die auch für uns,

zu unſerer Zeit, unter unſerm Himmel noch Schönheiten ſind! Wir wollen die Kunſt bewundern, mit welcher er durch allgemeine Schönheiten in die beſondern eingewebt, uns noch zu intereßiren weiß; aber ihn nachzuahmen? Scenen aus Griechenland unter den deutſchen Himmel verpflanzen? Da ſey Gott für! Wenn aus dem ganzen Homer für uns etwas nachzuahmen iſt, ſo ſind es nicht ſeine Schilderungen, nicht ſeine Vergleichungen, ſelbſt ſeine Fabel iſt es nur einigermaßen; es iſt die Manier, mit welcher er den Griechen, erſt als Menſchen und dann vornehmlich als Griechen täuſchet und hinreißt. Dieſe Manier laßt uns durch den Kunſtgriff der Reduction übertragen auf unſere Sitten, auf unſere Denkart, auf das, was wir ſchön finden; dieſe einzige unter allen Arten der Nachahmung iſt männlich; die übrigen ſind bald jugendlich, bald ſclaviſch, bald noch etwas ſchlimmeres; was ich nicht nennen mag. Die Schönheit der Alten iſt nicht allemal Schönheit für uns; ſie zu verehren, iſt billig: aber immer ſie nachzubilden, ohne ſie keinen Schritt zu wagen, das heiſt ſein

eigen Genie verleugnen und, um nur kein Perrault zu seyn, ein Mathanasius werden.

Kein Werk der Kunst hat jemals das Glück gehabt, in allen Punkten allen zu gefallen. Die Ursache dieser Verschiedenheit der Gesinnungen ist sehr deutlich. Man muß einen überaus verderbten Geschmack haben, um allgemeine Schönheiten nicht zu schmecken, die der Verfaßer angebracht hat. Aber man kan einen sehr richtigen Geschmack besitzen, der sich doch gegen gewiße Dinge sträubet, die unserer Denkart zuwider sind, und die der Denkart des Verfaßers und seiner Zeit gemäß waren. Daher sind die Stimmen mehrerer Kunstrichter oft so getheilt, daß sie alle einander widersprechen und in vielen Fällen zugleich alle Recht haben. Mir ist es ein wahres Gedankenfest, eine Erholung, wenn ich Muße habe, die Critiken zu lesen, zu prüfen, die der ältere Scaliger über den Homer gemacht hat. Ich finde, wenn ich ihn lese, der Mann hat Recht; aber ich finde, wenn ich nun meinen Homer lese, Homer hat auch Recht. Scaliger versetzt

den Griechen in einen falſchen Geſichtspunkt; er vergleicht ihn mit dem Römer und dann, nach römiſcher Denkart beurtheilt, muß jener verlieren. Aber nun kritiſire mir einmal ein jüngerer Scaliger den Virgil, nach deutſchen Sitten, aus dem Cirkel der Oviriten, wo er ſeine Aeneide vorlas, herausgehoben; wie viel wird der Schwan von Mantua noch übrig behalten, was er in Leipzig ſingen könte? Oder wie wenig? — So vergleiche ich die gegenſeitigen Urtheile der Franzoſen und Engelländer über die Henriade und über das verlohrne Paradies. Ueber dieſes hat mancher geſchmackvolle Marquis ſich krank, oder geſund gelacht; der Lord ſtudirt es und hebt es mit einer Ehrfurcht, die beynahe Aberglauben iſt, ſo auf, wie der türkiſche Pfaffe ſeinen Koran. Die Henriade hat, vielleicht bey mindern Verdienſten, ein ähnliches Schikſal. Der Deutſche läßt ſie durch Herrn Elias Caſpar Reichard überſetzen; der Engelländer verachtet ſie und einer der vornehmſten Kunſtrichter unter den Inſulanern verſpricht ihr kein langes Leben. Dagegen ſagt noch

in dieſem Jahre ein gewißer d' Uſſieux: *) Virgile tiendrait à honneur d' aſſocier la Henriade a' l' Enéide. — Et Mr. de Voltaire eſt peut-étre le ſeul Poëte épique depuis Virgile, qui ait vu donner à ſon ouvrage les Eloges qu'il merite. — Widerſprechender könnten dieſe Urtheile gewis nicht ſeyn. Ein anderer Kunſtrichter würde Partie nehmen; ich aber nehme keine und laße jedem ſeinen Geſchmack. Beyde haben Recht; die Henriade iſt für den Franzoſen, Milton für den Engelländer und für die, deren Genie eine brittiſche Wendung hat. Ein jeder kann alſo dem andern das ſeinige laßen und das, was ihm gehört, für ſich behalten.

Darf ich nun noch fragen, ob einige Regeln der Kunſt und der Poeſie veränderlich ſind? Allerdings, der Archivar mag ſagen was er will, giebt es Schönheiten, die nur der Nation, des Ortes und der Zeiten ſind, nicht gleich alt mit den Sachen, und oft nur die Geſetze unſerer Welt, unſerer

*) ſur l' Etat actuel de la litterature françoiſe. (ein trocknes Werkchen.) S. 29 f. f.

unſerer Sprache, unſerer Philoſophie — die jüngſten Schönheiten, wie wir, zu reden mit Herrn Johann Jakob Bodmer, die jüngſten Kunſtlehrer ſind. Man kan wohl, wenn man will, aus den veränderlichen Regeln der Kunſt höhere Grundſätze abſondern, die allgemein und nothwendig ſind. Man kan, zum Beyſpiel, dem Dichter, dem Mahler das Geſetz einſchärfen: Richtet euch nach dem Geſchmack eurer Zeit, eurer Nation, wiefern ſolcher nicht dem allgemeinen Geſchmacke der Menſchheit geradezu widerſpricht. Aber es iſt ein metaphyſiſcher Betrug, wenn man ſo unbeſtimmte Regeln für brauchbare Regeln der Schönheit verkaufen will. Lieber gleich das eingeſtanden, was nicht zu leugnen iſt, daß die Poeſie die Biegſamkeit eines Hofmanns hat, der immer eine Tinctur von dem annimmt, was um ihn herum iſt, und die Kunſt verſteht, ſich alle mögliche Geſtalten zu geben, nur keine ſolche, in welcher er lächerlich wird.

Wie ſind aber die veränderlichen Regeln der Kunſt von denen zu unterſcheiden, die keine Ausnahme leiden, die ewig, wie

die Weſen der Dinge und älter als die Welt ſind? Theils durch das Gefühl einer innerlichen Nothwendigkeit; etwas für ſchön oder häßlich zu halten; theils durch das Urtheil des Publicum zu verſchiedenen Zeiten, an verſchiedenen Orten, unter verſchiedenen Umſtänden. Das erſte Merkmal iſt vom Longin und das andere vom Dübos. „Durch das wahrhafte Hohe, ſagt jener, (und was er vom Erhabenen ſaget, gilt auch vom Schönen) wird die Seele von Natur entzückt und eine Stelle kan unmöglich erhaben ſeyn, die ein Mann, der Geſchmack und Gelehrſamkeit hat, einigemal anhöret, ohne durch dieſelbe gerührt zu werden.„ Wir bemühen uns zuweilen etwas zu tadeln, etwas häßlich zu finden; und wir fühlen trotz aller Bemühung, daß eine innere Stimme uns ſagt: dies iſt ſchön! In dieſem Falle können wir verſichert ſeyn, daß die Regel, welche aus einer ſolchen Empfindung gezogen wird, würklich allgemein iſt.

Geſetzt aber, daß unſer Urtheil uns ſelbſt nicht zuverläßig genug ſcheint, daß wir ſelbſt in uns ein Mistrauen ſetzen;

gut! wir wollen also das Publicum zu Rathe ziehen, von welchem Dübos schon längst uns versichert hat, daß es von Werken der Kunst beßer urtheilt, als alle Kunstrichter. Unter dem Publicum (wenn sein Urtheil völlig allgemeine Regeln festsetzen soll) verstehe ich alle geschmackvolle Leute von Anbegin der Welt, oder der Schriftsteller an, bis auf diese letzte betrübte Zeit und alle Zeiten, die noch folgen werden. Was diese einstimmig, oder wenigstens, wenn vielleicht einige noch von Parteylichkeit verführt worden, durch die Mehrheit der Stimmen für schön erklären, das ist schön. Bey einer Uebereinstimmung von tausend empfindenden Seelen kan man tausend gegen eins wetten, daß man nicht irren werde, wenn man eben so urtheilt wie sie. Ich rede von Schönheit, nicht von Wahrheit; denn diese hat in gewißen Fällen weniger Macht über die Menschen als jene.

Dies ist der Grund, auf welchen ich in einigen folgenden Briefen an meine Freunde bauen werde. Ihnen, mein Theuerster Herr, unterwerfe ich meine psychologischen Träume; und ich gestehe es gern, daß ich

bey Ihrem Urtheile nicht gleichgültig seyn kan. Ohne Verbeugungen, aber mit aufrichtiger Gesinnung bin ich u. s. w.

Vierter Brief

an den Herrn Canzleydirector

Wieland.

Sie können nicht glauben, mein theurester Freund, wie sehr ich mich freue, daß nach Geßnern und Zimmermannen ich der dritte bin, der ihren Idris gelesen hat. Ein Stück des vortreflichen Gedichts hatte vorher schon Herr Klotz in seiner deutschen Bibliothek abdrucken laßen; allein mit Recht klagen die meisten Leser, daß dieses Fragment für sie zu dunkel sey, weil es zu sehr aus der Verwickelung der Begebenheiten herausgerissen ist. Alle aber wünschen mit Einem Munde, das Ganze zu sehen und noch nie ist wohl von dem feinern Theile

des

des Publici ein Werk so begierig erwartet worden, als dieser Idris, den ich jezt in meinem Pulte habe. Nur noch ein einzigesmal muß ich ihn durchlesen; und dann mit der nächsten Post schicke ich die Handschrift an Herrn Weiße, der ihren Eingang in die gedruckte Welt befördern wird.

Was Zenidens Bild für Ihren Idris und für Don Sylvio die Gestalt seiner unbekannten Prinzeßin war; das ist für mich meine Grille von der Veränderlichkeit der Empfindung des Schönen und Häßlichen. Ueberall find ich sie, auch wenn ich sie nicht suche; sie läßt sich einholen, ohne daß ich ihr nachlaufe; immer verfolgt mich der Gedanke und beynahe:

il monte en croupe et galope avec moi.

Geschwind muß ich also eine Stelle aus dem Idris abschreiben, die mir so erwünscht ist, als wenn sie mit Fleiß mir zu Gefallen gemacht wäre. Zerbin (im drittten Gesange) war unter Gnomen erzogen worden, ohne jemals eine menschliche Gestalt als die seinige gesehen zu haben. Er mag selbst reden:

Hier war es, wo ich mir bewuſt zu ſeyn
begann.
Hier wuchs ich, ohne zu erfahren,
Wer mir das Leben gab, vom Säuglings-
alter an,
Von menſchlicher Geſtalt geſondert, unter
Schaaren
Groteſker Gnomen auf, und war mit
achtzehn Jahren
Von allen Höflingen des Königs Cormoran,
Der Damen Urtheil nach, geziert mit
allen Gaben,
Die ein Verjährungs Recht an ihrer Gna-
de haben.

Zerbin fand unter den Gnomen Mädgen vielen Beyfall, und der Vorzug, den er vor ihren misgeſchaffenen Stutzern hatte, machte ihm mehr Herzen unterthänig,

Als je ein junger Herr, der aufs Ero-
bern zog,
Auf Einen Blick erlegt zu haben log.

Allein Gnomenliebe konnte für ihn keine Reize haben;

Man kennt die Reizungen, womit Gno-
miden prangen;

Zum

Zum mindsten waren sie, mein junges Herz zu fangen,
Sich einen Ueberfluß von Lieblichkeit bewust;
Hier trotzten mir zwo kupferfarbne Wangen,
Hier ein gespaltnes Kinn, dort eine breite Brust.
Für einen dritten war ihr Wettstreit eine Lust;
Doch mich, den unverletzt soviele Pfeile trafen,
Mich hinderten ganz andre Träum' am Schlafen.

Nämlich eine dunkle Ahndung sagte es ihm, daß es Geschöpfe gäbe, die ihm ähnlicher wären, als die, welche er um sich her sah, und daß er gemacht sey, etwas beßers zu lieben, als Gnomiden.

Ein kleiner Zufall lehrte mich
Um diese Zeit mein Herz noch beßer kennen.
Der junge Gnom, mein Freund (das heißt, den ich
Genöthigt war, aus Mangel so zu nennen)

Fieng an, für ein Geschöpf, das einem
Affgen glich,
(Doch nur in meinem Aug') in voller
Glut zu brennen.
Denn in der Gnomen Welt gestand ihr
selbst der Neid
Den Preiß der Liebenswürdigkeit.
Wir stritten oft, wenn er mit aller Schwär-
merey
Der Leidenschaft mir schwur, daß ihre
Adlers Nase
Der Thron des Liebes Gottes sey,
Und daß kein Frühlings Wind aus run-
dern Backen blase;
Mir schien es, wenn ich ihn so reden
hört', er rase,
Ihm schien mein Urtheil Raserey.
Wir sahen uns nie, ohne uns zu zanken;
Doch mir erweckte dies besondere Gedan-
ken.
Wie, dacht ich, müßt ein Mädgen seyn,
Mir Aug und Herz zugleich zu rühren?
Kann diesen Gnom die Häßlichkeit ver-
führen?
Und seine Venus ist ein Mißgeschöpf? —
doch nein!

So

So will es die Natur: ihr Trieb ist allen Thieren
Gemein; ein jegliches nimmt seines Gleichen ein;
Der Pfau gefällt dem Pfau; die ungestalte Eule
Findt ihren Gatten schön, glaubt, daß er lieblich heule.

Und wer unter allen hat nun Recht? Zerbin, der Gnome, der Pfau, oder die Eule? Alle, alle haben Recht, wenn nur jeder bei seiner Empfindung, bei seinem Geschmacke sich beruhigt und nicht das Urtheil eines andern deswegen verdammet, weil es dem seinigen widerspricht. Sind dieß nicht, mein Freund, eben die Gedanken, die Sie schon an einem andern Orte, in einem Gespräche zwischen Ich und Du vorgezeichnet haben? Ich muß die Stelle nur auch abschreiben, wenn es gleich unschicklich scheinen dürfte, daß ich Sie aus Ihren eigenen Büchern unterhalte.

„Es ist schon längst beobachtet worden, daß das Terentianische: tu si hic esses, aliter sentias, wenn der gehörige Gebrauch davon gemacht würde, ein fast allgemeines

Mit-

Mittel gegen alle die Widersprüche, Irrungen und Zwistigkeiten wäre, die aus der Verschiedenheit und dem Zusammenstoß der menschlichen Meinungen und Leidenschaften zu entstehen pflegen.

Für einen bloßen Zuschauer der menschlichen Thorheiten, wenn es anders einen solchen gibt, kann nichts lustigers seyn, als eine ganze wohl policirte Gesellschaft von moralischen Egoisten beysammen zu sehen, wovon immer der eine dem andern seine Personalität streitig macht; und nichts geringers zu fordern scheint, als daß alle andere in allen Sachen und zu allen Zeiten gerade so empfinden, denken, urtheilen, glauben, lieben, haßen, thun und laßen sollen, wie er; welches in der That eben so viel sagen will, daß sie keine für sich selbst bestehende Wesen, sondern bloße accidentia und Bestimmungen von ihm selbst seyn sollen.

Es ist wahr, unter allen diesen Egoisten ist keiner unverschämt genug, diese Forderung geradezu zu machen; aber indem wir alle Meinungen, Urtheile, oder Neigungen unserer Nebengeschöpfe für thöricht, irrig und ausschweifend erklären, sobald sie mit

den

den unsrigen in einigem Widerspruche stehen: was thun wir im Grunde anders, als daß wir ihnen unter der Hand zu verstehen geben, daß sie unrecht haben, ein Paar Augen, Gehirn und ein Herz für sich haben zu wollen.

Warum gefällt Ihnen dieß, mein Herr?

Ich kann Ihnen keine andere Ursache davon geben, als weil es mir gefallt.

Aber ich kann doch unmöglich begreifen, was Sie daran sehen, das Ihnen so sehr gefällt. Ich für meinen Theil —

Gut mein Herr! das beweißt nichts; als daß mir etwas gefallen kann, das Ihnen misfällt. — —

Erhitzen Sie sich nicht, meine Herren, sagte ein Dritter, der diesem Streite zwischen Ich und Du zugehört hatte. Sie könnten noch einen halben Tag disputiren, ohne daß einer den andern bekehren würde — und wißen Sie wohl warum? — die Ursache ist ganz natürlich — weil Sie beyde Recht haben. Tu si hic esses, aliter sentias. „ *)

„ Der

*) Abenthener des Don Sylvio von Rosalva, 5tes Buch, 7tes Capitel, S. 351. f. f.

„ Der Ich, sagt ihr Ulmischer Landsmann Abbt bei dieser Stelle, scheint die „ Sache ein bißgen zu weit zu treiben. „ Denn wenn der erste beste Anschein, den „ jeder von einer gewissen Sache bekömmt, „ hinreichend ist, ihre Güte in Absicht auf „ ihn zu entscheiden, wenn kein anderer „ weiter darüber urtheilen kan: so giebt es „ gar kein billiges Gesetz mehr, keine ge„ rechte Forderung mehr an die Menschen. „

Wenn von Güte, wenn von Handlungen die Rede ist, welche den Gesetzen unterworfen sind; dann mag der Censor Recht haben. Aber der Ich hat auch Recht, wenn er bloß solche Dinge versteht, die für den Richterstuhl des Geschmacks gehören. Sein Geschmack muß es entscheiden, was für ihn schön seyn soll; mag doch der Du anders urtheilen; was gehet das uns an, die wir weder Ich noch Du sind?

Warum verlachen wir nun den Schwarzen, der in eine schwarze Schönheit mit gepletschter Nase und aufgeworfenem Munde so verliebt ist, als wir andern in unsere rosenwangichten Mädgen? Nach der Verschiedenheit des Erdstrichs ist die Bildung

der

der Menſchen verſchieden, und unſere Urtheile von der Schönheit richten ſich immer nach dem, was unter uns gewöhnlich iſt. Der Mohr ſchafft ſich alſo in ſeiner Phantaſie das Bild der vollkommenſten Mohrin, wie etwa wir in der nackenden Venus die ſchönſte Geſtalt erblicken, die unter unſerm Himmel gedacht werden kan. Der Gang, das äußerliche Betragen, der Anſtand, die Gebräuche haben bei jeder Nation gleichfalls ihre einheimiſche Form; alles ausländiſche iſt dieſer Nation fremd und ſie muß ſehr demüthig ſeyn, ſehr zur Nachahmerin geſchaffen, um es zu bewundern. Wenn ſie patriotiſch denkt, ſo liebt ſie ihre eigenen Sitten und dieſe ſind der Entſcheidungs-Grund, nach welchem ſie ausſpricht, was für ſie ſchön oder häßlich iſt. Es ſey, daß ſich einige völlig allgemeine Regeln angeben laßen, nach welchen der Geſchmack, wenn er richtig ſeyn ſoll, in dergleichen Punkten zu leiten iſt; und vielleicht ſehn wir in unſern theorienreichen Zeiten noch eine Theorie der Complimente, der Dormeuſen und des Harputzes. Die Regeln für die Eine Nation, mit Erlaubniß des Herrn Beau-

mont Coëffeur dans les quinze-vingts, ſind doch nicht immer für die andere gemacht; und es bleiben, nach allen Theorien noch Fälle genug übrig, in welchen allein der Geſchmack entſcheiden muß, nicht der allgemeine, ſondern der Geſchmack der Zeit und der Nation. Will hier ein Volk dem andern ſeinen Geſchmack aufdringen, ſo handelt es wie ein Kopf à la Cabriolet, der es nicht leiden will, daß ein anderer à la Meaupeau geputzt iſt. *)

Noch ſinnlicher iſt der Unterſchied bei ſolchen Dingen, die ganz, oder zum Theil für menſchliche Bedürfniſſe beſtimmt ſind; dergleichen ſind: Kleidungen, Gebäude und Gärten. Kleidungen und Gebäude braucht der Italiäner, ſich abzukühlen; der Ruſſe, ſich zu erwärmen. Die Idee des Nutzens und des Endzwecks vermiſcht ſich in ſolchen Fällen mit der Idee der Schönheit und erzeugt eine Menge von Regeln, die für dieſe Nation eine Verbindlichkeit haben, für jene nicht haben.

*) Eine Stelle aus Schmollets Reiſen, die ſehr zu meinem Zwecke dient, iſt zu natürlich, als daß ich ſie abſchreiben könnte. Wer nicht ekel iſt, der mag ſie (S. 42. bis 45.) ſelbſt ſuchen.

haben. Setzt eine kühlende Grotte aus den römischen Weinbergen nach Archangel, und das Winterzimmer eines Russischen Gouverneurs nach Capua, wie lächerlich! werdet ihr sagen. — Wäre es aber wohl beßer, wenn einige Grade vom Nordpol Paläste nach italienischer Bauart aufgeführt würden?

Mit dem sittlichen Ideale und den moralischen Gesinnungen hat es eine ähnliche Bewandniß. Alle Urtheile der Menschen über solche Punkte fließen aus ihrem nationalem Charakter und aus ihrer besondern Denkart; sie entfernen sich also so weit von einander, als verschieden die Mischung der einzelnen Züge zur Bildung des ganzen Charakters ist. Wer den Geist des Spaniers kennt, den wird es nicht befremden, daß ein Don de la*** den Meuchelmord für erlaubter hält, als den Zweykampf; daß der Vater seinem ersten Sohne eine Frau, und den übrigen Beyschläferinnen besorgt; daß ein Edelmann mit Mantel und Degen ein Almosen nicht heischt, sondern als ein Darlehn bittet; daß ein Aragonischer Bauer zugleich stolz, geizig und faul

seyn kann, und daß der spanische Stutzer seinen Galawamms noch immer nach dem Muster seiner erlauchten Ahnen zuschneiden läßt. Der Franzose ist flatterhaft, eitel, eingebildet, immer mit sich beschäftiget, höflich mit einer Beredsamkeit, wobei er nichts denkt, mit Worten, die ihm nichts kosten, auf eine unerträgliche Art dienstfertig, aufmerksam auf Kleinigkeiten, bei wichtigen Dingen leichtsinnig, verliebt und fühlbar auf der Oberfläche und unempfindlich im Grunde, heute dieß, morgen etwas anders. Soviel sich dieser auf seinen König einbildet, so stolz ist der Engelländer auf seine Freyheit. Diese, auch da wo er sie sich nur einbildet, ist sein Steckenpferd; sie trägt ihn fort und belebet alle seine Handlungen. Daher ein gewisser Eigensinn, der sich durch nichts lenken läßt, was das Ansehen eines Befehls hat. Daher ein heimlicher, nicht selten öffentlicher Stolz, den sich der Brite wegen eines wahren, oder angeblichen Vorzugs über andere nicht so freye Nationen anmaßet. Daher und aus der natürlichen Melancholie der Engelländer die sonderbare, anfangs kaltsinnige Laune, die sie

vor

vor allen andern Geſchlechtern der Menſchenkinder auszeichnet. Wenn nun ein Dichter, der für ſeine Nation ſchreibt, ſich ihr gleich ſtellt, Erhabenheit und Niederträchtigkeit, Sitten und Anſtand nach ihren Begriffen formt; darf ihn ein fremder Kunſtrichter tadeln, der aus ſeinem Vaterlande andere ſittliche Ideen, andere Gebräuche, andere Grundſätze mit gebracht hat? Mit nichten! Shakſpear ſoll immer der Lieblingspoet der Engelländer ſeyn und bleiben; Don Lopez de Vegas der Spanier; Corneille der Franzoſen; wir wollen keiner Nation ihr Eigenthum rauben, aber auch für uns das unſrige behalten und nicht geradezu ſolche Originale nachahmen, die für uns nicht gemacht ſind.

Die Urſachen von dieſer Verſchiedenheit des Geſchmacks und der Geſinnungen liegen theils in dem Clima, theils in der Mode, in dem Herkommen und in National Vorurtheilen, theils in der Gewohnheit, andere nach der Gleichförmigkeit mit uns zu beurtheilen, und theils, wie ich ſchon berührt habe, in der Verſchiedenheit des Endzwecks

bei solchen Dingen, über die der Geschmack richten soll.

Ein heißes Clima giebt der Empfindung eine gewisse Trägheit, die aber in Heftigkeit übergehet, sobald sie geweckt wird. Ein gemäßigtes Clima bringt Geschwindigkeit in den Geist, wie in den Körper; und ein kälteres mildert dieselbe, mehr oder wenig, nachdem es weiter, oder näher vom Mittelpunkte absteht. Wenn ich das Clima nenne, so verstehe ich bloß den Abstand vom Aequator; noch andere Umstände tragen gleichfalls das ihrige bei zur Veränderung der Charaktere und der Denkarten. Dergleichen sind die Luft und die Theile, die in ihr schwimmen, angränzende Meere, Flüße, Sümpfe, Berge, Thäler, Wildniße, Wälder, die Nahrungs Mittel, die Lebensart und hundert unwichtigere Dinge, die in die Naturgeschichte der Menschheit gehören. Es ist, zum Beyspiel, gewiß, daß die Seele der Beyhülfe des Körpers im Denken und Empfinden nicht entrathen kann; die Beschaffenheit seiner Fibern und Nerven, des Nahrungssaftes und der Lebensgeister wird also auf alle Wirkungen der

Seele

Seele einen merklichen Einfluß äußern. Jetzt geben Sie einmal einem Menschen ein Jahrlang keine andere Nahrungs Mittel, als Schiffs Zwieback, grobes Gemüße und dickes Bier; ich wette, seine Denkart wird bald den Speisen, die er genießet, sehr ähnlich werden. Kehren Sie die Diät um und ich hoffe, Sie werden entgegen gesetzte Würkungen spüren, wofern der Mensch, an welchem das Experiment gemacht wird, nicht ganz von der Natur verwahrloset ist. Wir andern also wollen es einem Menschen, der grob speißt, nicht verdenken, wenn er grob denkt; seine Seele kann sich, in keiner andern Richtung, mit keiner andern Geschwindigkeit bewegen, als nach welcher und mit welcher sie gestoßen wird.

Hätten wir ein System, eine Philosophie der Mode, so würden wir ihre Herrschaft in ihrem ganzen Umfange ausmeßen und es begreifen können, wie groß ihre Würkung auf unsern Geschmack sey. Oder vielmehr sie selbst ist nichts anders, als unser Geschmack, wiefern er durch das Vorurtheil des Ansehens auf einen gewissen Punkt ist gelenkt worden. Von Natur sind wir

geneigt, alles was über uns iſt, zu bewundern; und Eigenliebe heißt uns es nachahmen, damit uns wieder andere bewundern ſollen, von welchen wir glauben, daß ſie unter uns ſind. Jeder Menſch hat in ſeinem Lieblings Fache ein gewiſſes Ziel, welches er zu erreichen gedenket und er glaubt es dann zu erreichen, wenn er eben das thut, was andere vor ihm gethan haben, von welchen er überzeugt iſt, daß ſie ihn übertreffen. Laßt mir nun dieſe OriginalGenies ſeyn, ſo werden ſie ſich überall neue Wege bahnen, ſich dadurch Vorzüge erwerben, die andere nicht haben; und dieſe werden jenen nachlaufen, um nur das zu werden, was die erſten ſind. Wenn in einem Lande die Moden ſelten verändert werden, oder wenn es die ſeinigen allemal aus andern Ländern herhohlen muß; ſo iſt dies allemal ein Beweis, daß es wenige OriginalGenies hervorbringt. Wohl verſtanden, daß ich nicht allein von den Moden in der Kleidung und im äußerlichen Betragen rede; die Litteratur, der Krieg, das Regiment haben ſo gut ihre Moden als der Zuſchnitt unſerer Gewänder und der Tact

unſerer

unſerer Verbeugungen. Auch unter dem Pygmäen Geſchlechte der ſüßen Herren, zu ihrer Ehre ſeys geſagt, gibt es Original Köpfe, die durch ihre, ſo Gott will, wichtige Erfindungen Geſetzgeber für andere werden, die ihnen am ſchöpferiſchen Geiſte nicht gleichkommen. Oder wenn jene es nicht ſind, ſo ſind es ihre Cammer Diener, ihre Schneider, ihre Putzmacherinnen und die übrigen Miniſter der Königinn Eitelkeit. *) Nicht beſſer gehet es uns, die wir von andern, die weniger wiſſen als wir, Gelehrte genennt werden, oder uns ſelbſt ſo nennen. Wolf demonſtrirte ſich zum großen Manne; und tauſend öde Köpfe liefen ihm nach, um eben ſo groß zu werden, wie er. Klopſtok ward durch ein Bändgen Hexameter berühmt; ſeine Nachahmer ſchrieben Bände und wurden — nichts. Das ſchlimmſte iſt dies, daß insgemein das ſeruum pecus in den Moden bloß auf das äußerliche verfällt, wie ein Stutzer ſo ſchön zu ſeyn glaubt, als ein anderer, wenn er ſich, wie dieſer, à l'aile de pigeon friſiren läßt. So ſchufen Friederich und ſein

*) S. Smolletts Reiſen. S. 64. f. f.

großer Vater ein ganz neues Herr, zum Unglück gaben ſie ihren Lands Knechten kurze Röcke, und gleich glaubten andere, auch Preußiſche Krieger zu haben, wenn ſie die Kleidung ihrer Soldaten um ein Drittheil abkürzten. Auf dieſe Art entſtehen alle Moden; auf ähnliche Art gehen ſie unter. Ein Mann vom erſten Range ſchämt ſich, vermöge des Bewuſtſeyns ſeiner Größe, das auch zu thun, was er von andern wahrnimmt, die er verſchiedene Stufen unter ſich erblicket. Sobald alſo die Mode, die er angehoben hat, unter den Pöbel verfällt, ſo iſt ſie für ihn zu niedrig und er ſchafft durch ſein verändertes Beyſpiel eine neue, die nicht viel länger dauren wird, als die erſte. Wenn nun aber eine Mode ſich ſo lange erhalten ſollte, (und wir haben einige Fälle, wo es geſchehen iſt) daß ſie ſelbſt mit der nationalen Denkart zuſammenflöße; dann wird ſie, wie das Herkommen in bürgerlichen Rechten, Kraft der Verjährung ſelbſt für den Geſchmack ein Geſetz, welches zwar in Colliſions Fällen den allgemeinen Regeln der Schönheit nachſtehen muß, aber doch außerdem immer ſeine Verbind-

bindlichkeit behält. Wir wollen von dieser Bemerkung selbst irrige Religionen nicht ausschließen, die, wie alle Moden, aus der Nachahmung, mit Hinzufügung einer guten Dosis von Enthusiasmus, entstanden sind. Wir wollen also den chinesischen Dichter, der mit der Zeit eine Confuciade singen wird, nicht nach solchen Regeln kritisiren, die wir aus unserm Klopstok genommen haben; sondern erst die Denkart, die Gebräuche und die Religion seines Landes studiren und dann über ihn richten, aber behutsam; nicht gleich ihn verdammen, besonders da, wo wir argwohnen müßen, uns nicht genug in seinen Standort versetzt zu haben. Wie würde es uns däuchten, wenn ein Journalist in Peking nach chinesischen Gesetzen die Meßiade beurtheilen wollte? Kehren sie die Verhältniß um; so habe ich das, was ich will.

Ueberdies sind wir gewöhnt immer die Dinge nach einer gewissen Gleichförmigkeit mit demjenigen zu meßen, was wir an uns selbst wahrnehmen; auch diese Eigenschaft des Menschen, die immer eine Schwachheit seyn mag, verändert den Geschmack und die

Urtheile über das Schöne. Der Philosoph setzt die Philosophie, und gemeiniglich nicht die Philosophie überhaupt, sondern seine eigene zum Maasstabe der Gelehrsamkeit: so macht es der Philolog, der Geschichtskundige, der Dichter, der Litterator — und wer macht es nicht so? Wenn wir noch tiefer in unsere Natur schauen, so finden wir dieses Vorurtheil selbst in unsern Ideen von der Gewißheit, von der Wahrscheinlichkeit, von der Sittlichkeit und am meisten von der Schönheit. Von dieser abstrahiren wir die meisten Begriffe aus uns selbst, oder aus dem, was um uns herum ist; wie wollen wir diese einem andern aufnöthigen, der sie aus sich oder aus dem nehmen kann, was um ihn her ist. Einen weißen Menschen hält der weiße Mensch aus eben der Ursache für schön, aus welcher der schwarze ihn häßlich findet. Und unsere weiße Menschinnen können in dem Auge eines Mohren nicht schön seyn, er müste denn, welches ich nicht hoffen will, seine mohrische Natur gänzlich abgeleget haben. Abstrahirte Gesetze dürfen auf nichts angewendet werden, als auf das, wovon man sie abstrahirt hat, oder auf et-

was ähnliches, weil Dinge, die man mit einander vergleichen will, nothwendig homogen seyn müßen. Wie fern also mehrere Menschen heterogen sind, sofern sind es auch ihre Urtheile über Schönheit und Häßlichkeit, ohne daß der eine sagen kann, er allein habe Recht.

Von den abstechenden Meinungen, die nach verschiedenen Umständen aus der Verschiedenheit des Endzwecks gewißer Dinge entstehen, habe ich schon geredet. Der Amerikaner mahlt sein Gesicht mit bunten Farben, nicht um liebenswürdig, um seinen Feinden fürchterlich zu seyn. Die Schöne in Paris thut fast eben das, nicht um fürchterlich, um liebenswürdig zu werden. Abscheulich ist jener im Auge der letztern; lächerlich vielleicht diese im Auge des erstern, und beyde für sich selbst schön genug. Jeder hat Recht, wenn er nur über sich urtheilet, und unrecht, sobald er den andern tadeln will, weil er nicht ist, wie er selbst.

Wenn endet das Geschwätz? wird ein Kunstrichter fragen, der sich nicht besinnt, daß ein Schriftsteller gern lange von seinen Lieblings Grillen spricht, wie ein Verliebter

mit seinem Mädgen, wenn gleich die Umstehenden gähnen. — Doch soll es gleich enden, wenn ich nur zuvor die Anwendung deßelben auf die Dichtkunst und auf die Critik gezeigt habe.

Nicht die bekannte Lehre vom Costume will ich hier noch einmal vortragen, wenn sie gleich in dieses Fach gehöret und aus der Verschiedenheit des Geschmacks erklärt werden muß. Ich merke nur an, daß das Gewöhnliche nicht nur in einzelnen Theilen des künstlichen Werks zu beobachten ist, in den Charakteren, Kleidungen, Sitten, Reden und Handlungen der Personen; sondern selbst auf gewisse Art im ganzen Bau, in der Anlage, im Styl und im Tone. Ein Autor, der schreibt, um von seinen Landsleuten gelesen zu werden, muß soviel Condescendenz haben, daß er ihrem Geschmacke, wenn er auch verderbt seyn sollte, wenigstens einigermaßen seine Leyer in den üblichen Ton stimmt. Wenn also die Nation das collossalische, das ungeheure, das wunderbare liebt, so soll er, wie Milton, hierinnen sich ihr gleichstellen und gerade das zur

Grund-

Grundlage seines Werks machen, wovon er weiß, daß es die meisten schmecken werden.

Erlaubt sey es dagegen einem andern, einem Arioſt, in Betracht seiner Zeit und seiner Landsleute, das heroische und lustige zu mischen, poetische Erdichtungen mit Ammenmährgen, und ein so verwickeltes Ganzes zu schaffen, daß man beynahe eine Fee nöthig hat, um den Faden nicht zu verlieren. — Ich will selbst Lohensteinen seinen Schwulst nicht so hoch anrechnen, als man insgemein zu thun pfleget, weil ich die Zeit kenne, in welcher er geschrieben hat. Ampullas verlangte damals der Leser und sesquipedalia verba; der Schriftsteller bequemte sich nach der Zeit, flocht aber in eine Reihe von übertriebenen Metaphern und Gleichnißen noch immer so viel gründliche Gedanken ein und oft so gut gesagt, daß wir darüber seinen Schwulst leicht vergessen können. — Die große Kunst ist freylich die, zugleich seinen Zeitgenoßen zu gefallen und auch ein Schriftsteller für die Nachwelt zu werden. Verschiedene Werke sind für die Zeiten und für die Umstände,

unter

unter welchen sie erschienen, sehr gut gemacht; allein mit den Zeiten ändern sich die Umstände und dann will und kann sie niemand mehr lesen. Wer ließt jetzt noch die Streitschriften von der Wolfischen Philosophie? Niemand, und bald wird auch niemand mehr Lust haben, einen Blick auf die neologischen Wörterbücher, Aesthetiken in einer Nuß, Vorspiele, Bodmeriaden, Gnissel, und andere gute, mittelmäßige und elende Schriftchen zu werfen. Liscow ist schon fast vergessen, weil die elenden Skribenten vergessen sind, die er an den Pranger stellte und weil man ihn nicht verstehen kann, ohne einen Sievers, Philippi, Rodigast und Manzel zu kennen, die man vielleicht nicht kennen will. Wenn aber ein Autor klug genug ist, um durch allgemeine Schönheiten die unter die besondern für seine Nation mit Weisheit hingestreuet werden, sein Werk für alle Leser und zu allen Zeiten interessant zu machen; dann kan er stolz auf den Beyfall der Nachwelt und gewiß seyn, daß sie seinen Nachlaß als ein Heiligthum bewahren wird. So Swift, der selbst in seinen persönlichen Satiren noch

allge-

allgemein genug ist, um auch von uns, die wir nicht seine Landsleute sind, und von unsern Enkeln gelesen, verstanden und bewundert zu werden. So Liscow in seiner Schrift von der Vortreflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Skribenten, die eigentlich eine ganz besondere Veranlassung hatte und nur durch die Wendung allgemein wurde. Und so Abbt in seinem Auto daFe', einer Satire, die völlig untadelhaft seyn würde, wenn sich ihr Verfasser hätte überwinden können, einige allzupersönliche Züge und einige Anspielungen auf heilige Dinge hinwegzulassen.

Für den Kunstrichter ist die Beobachtung von der Veränderlichkeit des Geschmacks fast wichtiger noch, als für den Poeten, dem ohnehin, wenn er ein guter Poet ist, sein Genius die nöthige Biegsamkeit giebt, durch welche er sich und sein Werk nach den Umständen der Zeit und des Orts zu formen weiß. Aber das kritische Geschlecht ist insgemein steif, weniger fähig zu empfinden und so zu empfinden, daß es sich in fremde Aussichten versetzt, als nach einigen wohlhergebrachten Regeln alles zu verdammen,

men, was es für einen Fehler wider die Regel hält, da es doch oft nur eine Ausnahme ist. Mit der Erlaubniß dieser Herrn, verlange ich also, daß man nicht eher einen Dichter tadle, als bis man sich völlig in seinen Standort hineingedacht hat, in die Umstände, in welchen, in die Nation, für welche, in den Gegenstand, von welchem er dichtet, daß man ihn nicht nach Gesetzen beurtheile, die aus dem Aristoteles, Scaliger, Bossü, d'Aubignac cuirt werden, sondern nach solchen, die man theils aus der allgemeinen menschlichen Natur, theils aus derjenigen Natur schöpft, die nach den Umständen veränderlich ist; daß man nicht alles verwerfe, was uns nicht gefällt, und was vielleicht andern mit Recht gefallen konnte; und endlich daß man nicht den Werth Eines Dichters durch oft gehäßige Vergleichungen mit andern auf eine niedrige Stufe herabsetze. Dinge, die man vergleichen will, müßen homogen seyn; und zween Dichter sind es niemals, wenn sie beyde viel Genie haben, es sey denn, daß der zweete geradezu es unternimmt, Copist des ersten zu werden. Vergleicht man sie aber, weil

man

man viell-icht eine ganz geringe Aehnlichkeit zwiſchen beyden wahrnimmt, ſo muß allemal derjenige gewinnen, von dem man es vorher wünſchte, daß er gewinnen ſollte; oder, wenn man noch ſehr unparteyiſch iſt, derjenige, deßen Werk man als die Baſis annimmt, das Gedicht des andern dagegen zu halten und ſeinen Werth abzuwägen. Scaliger wuſte es nach ſeiner Prädilection für den Virgil gewiß vorher, daß dieſer den Homer weit übertreffen müſte, noch ehe er die Parallele würklich gezogen hatte. Und wenn man den Homer zur Rechten legt, den Virgil zur Linken, den Scaliger in die Mitten und ſo bei aufgeſchlagenen Büchern ſeine Critiken prüft; dann findet man insgemein, was ich ſchon mehrmalen bemerkt habe, daß beyde Recht haben; Homer, nicht zu ſeyn wie Virgil, und Virgil, nicht völlig zu ſeyn wie jener. Ich ſehe es nicht gern, daß ein ſcharfſinniger Kunſtrichter es noch vor kurzem durch ſein Beyſpiel erwieſen hat, wie ſehr ſolche Parallelen verunglücken können, wenn ſie nicht

BAYERISCHE STAATS-

mit vieler Behutſamkeit fortgeführt werden. *)

Wie würde es Ihnen, mein Freund, gefallen, wenn ich Ihren Agathon mit dem Heliodor, die komiſchen Erzählungen mit Lafontäne, den Roſalva mit Donquichotte, Joris mit dem Roland und den Muſarion Gott weis mit was vergleichen wollte? In einzelnen Stellen mag es ſeyn; aber im Ganzen, in der Anlage, in der Schreibart, im Tone — ums Himmels willen nicht! Und gleichwohl ſind die Kunſtrichter im Durchſchnitte genommen zu nichts aufgelegter, als zu ſolchen Vergleichungen. So heißt es zum Beyſpiel: „die Stellung iſt vom Cervantes und die Farbenmiſchung vom Fielding„ — „der Verfaſſer hat ſich bald „Fontänen, bald Corbillon, bald Marmontel, bald einen andern zu erreichen vorgeſetzt„ woher, um Vergebung, dieſe Anekdoten? Und cui bono? Iſt es nicht vernünftiger, dieſen Autor allein zu betrachten und den Geiſt ſeines Werks zu erhaſchen *)

*) Der Verfaſſer der Fragmente über die deutſche Litteratur.

ſchen *), als ihn mit Originalen zu vergleichen, an die er, um ſie nachzuahmen, vielleicht gedacht, vielleicht auch nicht gedacht hat?

Ich eile, an meinen Jacobi zu ſchreiben. Tauſendmal umarme ich Sie, mein theuerſter Freund! Leben Sie wohl!

Fünfter Brief

an den Herrn Profeſſor

Jacobi.

Den Augenblick liegen aufgeſchlagen drey allerliebſte Bücher vor mir, alle dreye Geſchenke von Ihnen, mein theuerſter Jacobi; die Romanzen des Gongora und zween Bände Briefwechſel zwiſchen Ihnen

*) ſaiſir l' eſprit de l' ouvrage,

und Ihrem Gleim. (laßen Sie mich immer ſagen, daß er auch ein wenig der meinige iſt) — Ich leſe dieſe Schriften mit Vergnügen und eine jede Stelle, die ich auch ſchon vorher geleſen habe, hat heute neuen Reiz für mich. Aber doch iſt es mir, wenn ich nun die Bücher wieder hinwegelege, als wenn mir noch etwas fehlte und als wenn ich noch ein Werk von Ihnen verlangen ſollte, welches Sie, wo ich nicht irre, mir und den Herren Klotz und Meuſel einmal verſprochen haben. Wo bleibt die Fortſetzung der Meinhardiſchen Verſuche über die Italiäner? Sind Sie zu ſehr mit Ihrem Greſſet und Chaulieu, zu ſehr mit Gleim und Freundſchaft und idealiſchen Mädgen beſchäftiget, um unſere Hofnung zu erfüllen? Nein, mein Freund, das leide ich nicht; ich nehme ſie bey Ihrem Worte und drohe, wenn ſie es nicht halten, Sie bey Gleimen und allen Amorn und Amoretten zu verklagen. Ich wüſte auch niemanden, der ſo gut für ein ſolches Unternehmen geſchaffen wäre, als eben Sie. Eine tiefe Einſicht in beyde Sprachen, ein feines Ohr, fähig den Wohlklang des welſchen

ſchen Dialekts zu empfinden und in den unſrigen überzutragen, ein zartes Gefühl für die höhern Schönheiten der Poeſie, ein richtiger Geſchmack, und eine hinlängliche Känntniß der italiäniſchen Litteratur; dies ſind ohngefehr die Eigenſchaften, die man haben muß, um etwas anders als Bachenſchwanz, um ein Meinhardt zu werden. Und wenn Sie auch Ihre Beſcheidenheit und Ihr Mistrauen auf ſich ſelbſt abhalten ſollte, zu glauben, daß Sie Talente beſäßen; ſo getraute ich mir allenfalls, bey Ihnen ſelbſt Bürge für Sie zu werden. Das Publicum würde mich freylich nicht dafür anehmen und mein eigenes Capital nicht für hinreichend zu einem ſolchen Vorſtande erkennen. Allein eben dieſes Publicum — wird ſich ſelbſt unterſchreiben, ſo bald von Ihnen und von dem Werke die Rede iſt, wozu ich ſie gern bewegen möchte. In der That, Ihr Gongora und Ihre Anmerkungen über das Buch des Herrn Meinhards, die das beſte Stück ſeines Denkmahls ſind, geben Ihnen den erſten und vornehmſten Anſpruch darauf. Beſonders haben Sie durch einen vertrauten Umgang

mit Ihrem Schriftſteller ſich ſo ſehr in ſeine Denkart und an ſeinen Standort geſetzt, daß alle Ihre Critiken, nicht fremd, ſondern wirklich einheimiſch und für den Spanier national ſind. Und dieſe Kunſt, ſich in fremde Ausſichten zu verſetzen, iſt ſie nicht die Haupteigenſchaft des andern Meinhards, den wir hoffen? dem Kunſtrichter ſo nothwendig, als dem Poeten?

Dem Poeten, damit im Ganzen und in einzelnen Zügen ſtets ihm alles auf eine geiſtige Art gegenwärtig ſey, was zur Anlage ſeines Gedichts und zur Ausbildung deßelben gehört, der Charakter ſeiner Perſonen, die Umſtände der Zeit und des Ortes, die Beſchaffenheit der Scene, die ganze Reihe der Begebenheiten, ſelbſt äußerliche Verhältniße, zum Beyſpiel, die Leſer, die er haben wird und haben kann.

Dem Kunſtrichter, damit er völlig in eben dem Geiſte leſe, in welchem der Autor gedichtet hat; nicht dieſem ein falſches Ideal unterſchiebe; nicht ihn nach fremden Regeln beurtheile, die er nicht beobachten wollte, nicht durfte; damit er endlich nicht derjenigen Empfindung folge, die er als

deutſcher

deutſcher Kunſtrichter des achtzehendten Jahrhunderts hat, ſondern derjenigen, die er haben würde, wenn er unter ſolchen Umſtänden Kunſtrichter wäre, unter welchen der Dichter geſchrieben hat.

In fremde Länder, in die mythologiſche Welt, in andere Zeiten, in fremde Geſinnungen, Handlungen und Charaktere, ſelbſt in die Nachwelt zuweilen muß ſich der Dichter verſetzen, nachdem es die Materie befiehlt, die er bearbeitet. Der Leſer folgt ihm gern überall nach, wohin er ihn auch führen mag; nur ſind wir geneigt, überall aufzumercken, ob auch unſer Geleitsmann die rechte Straße weiß und ob er nicht zuweilen nach einheimiſchen Wegen zurückkehrt, da er verſprach, in fremden Gefilden zu wandeln. Gern ſchiffen wir mit Kleiſten über das Baltiſche Meer, nahe an dem Nordpole ein lappländiſches Lied zu ſingen; gern ſehen wir es, wenn Gerſtenbergs Mohr fühllos in der lybiſchen Wüſte harret,

daß der Sand
Die Ferſen ihm verzehrt; und ſeine
Seufzer wecken

Die Tyger dieſes Hayns, die durch den
Durſt entbrannt,
Weh ihm! ſein Blut von ferne lecken.

Und, noch lieber als in Reiſebeſchreibungen, erblicken wir die Beſchaffenheit des Landes, der Einwohner und der Sitten von Amerika in dem vortreflichen Liede, welches die Tänzerinnen der Almeria ihrer Prinzeßin ſingen, nach der Dollmetſchung unſers Zachariä:

Singt, o Geſpielen, ſingt ein würdig Lied
Der Kayſertochter, die ihr jetzt im Tanz
Umſchloſſen haltet! Montezumens Stolz,
Sein Ebenbild iſt ſie! ſingt ihr ein Lied!
Erheitre dich rings um ſie her, Natur!
Ihr Winde, die ihr von dem Andes haucht,
Weht ſanfter! ſenge nicht mit heißem Strahl,
O Sonne, ſie! Orangen, duftet ihr!
Almeria luſtwandelt in dem Hain.
Almeria, wie dunkles Ebenholz
Iſt dein Geſicht; die Wolle von dem Baum

Iſt

Iſt nicht ſo kraus, als wie dein ſchwarzes Haar;
Dein Federſchurz iſt bunter als die Luft,
Wenn ſie bemahlet wird vom Morgenroth;
Iſt ſchöner, als des Regenbogens Glanz,
Der über Mexico ſich ſchimmernd wölbt.
Leih deine Sternenaugen, ihr zum Schmuck,
O königlicher Pfau! ihr, Colibri,
Reicht ihr die Federn von Azur und Gold.
Mit Purpurmuſcheln wollen wir dein Haar,
Almerie, erhöhn, und Perlenreihn
Dazwiſchen flechten; und ein Blumenbuſch,
Von Diamanten ſchmücke deine Stirn!
So ſoll der Jüngling, welcher aus dem Blut
Des großen Montezuma ſtammt, dich ſehn.
Er, ſchön, und tapfer wie der Krieges Gott,
Trägt deine Feßeln, o Almeria!

Man ſollte glauben, der Dichter wäre ſelbſt in Mexico geweſen, der ſich ſo in die Laune der amerikaniſchen Mädgen hinein-

denken kan. Fast ist es noch leichter, sich in die erdichtete Welt zu versetzen, als in eine würkliche, in welcher wir Fremdlinge sind und die wir vielleicht nicht gesehen haben; leichter in irgend eine Mythologie, mit welcher wir uns eher durch die Hülfe einiger Schriftsteller familiarisiren können, als über den Ocean in ein Land, das wir aus einigen ohne Geschmack beschriebenen Reisen nur halb kennen lernen. Die mythologischen Geschöpfe findet der Dichter schon völlig zu seinem Gebrauche zubereitet, vollkommen sinnlich, mit allen ihren Attributen, mit ihrer ganzen Geschichte. Würkliche Wesen aber sind noch roher Stoff, der erst, um gefällig zu seyn, für die Kunst zu verarbeiten ist. Ein weiser Poet wird also oft würkliche Begebenheiten durch eine Hindeutung auf die Fabel sinnlicher machen, und poetischer durch ein allegorisches Gewand, welches er ihnen umhängt; wie Ramler durch den Herkules seinen König bezeichnet und die Feinde seines Königes, durch den nemäischen Löwen, durch die Hydra, durch das kriechende Seethier, durch die Stymphaliden

liden und durch die theaziſchen Roße *) In dieſem Falle erwählt der Poet eigentlich einen mittleren Standort zwiſchen der Würklichkeit und der Erdichtung; eine Anhöhe, von welcher er beyde überſehen kan; und ſobald er irgendwo Aehnlichkeit erblickt, ſo iſt er ſchlau genug, den Leſer bloß auf die Fabel zu weiſen, weil er ihm das Vergnügen machen will, die Vergleichung ſelbſt anzuſtellen und das übrige hinzuzudenken. Für den Beyfall aber, welchen der Dichter von uns zu gewarten hat, verlangen wir eine doppelte Wahrheit ſeiner Allegorie; Wahrheit der Fabel, das heißt, Beybehaltung aller der Beſtimmungen, welche die Mythologie den handelnden Weſen gegeben hat; und Wahrheit

*) Eine Allegorie, die als Allegorie in Rückſicht auf ihre Bedeutung gut iſt, an welcher aber doch die Kunſtrichter, vielleicht nit Recht, allerley getadelt haben! Es iſt nicht genug, daß manche Verſe eine Bedeutung haben; ſie ſollten auch für ſich betrachtet, ſchön ſeyn. Aus dieſer Urſache vielleicht iſt einem Recenſenten das kriechende Seethier unerträglich geweſen, wenn es gleich, wie jeder Zeitungsbeleſener Mann weiß, ſeine gute Bedeutung hat.

heit, der Vergleichung, oder Uibereinstimmung der Fabel mit der Geschichte. Diese Foderungen schränken freylich den Künstler ein; allein desto mehr Lob verdient er, wenn er solche Schwierigkeiten glücklich überstiegen hat *).

Mehr Freyheit ist einem solchen Dichter erlaubt, der sich in das Utopien der poetischen Welt hineindenkt, nur um zu spotten und zum Beyspiel, die Chronike des heidnischen Himmels auf eine travestirte Art uns vor zu erzählen. Mag er doch die

*) Kleinigkeiten kan immer der heutige Dichter verändern, der kein Sklav, sondern ein Freygelassener der alten Mythologie ist, welcher er nur aus Neigung zuweilen noch nachgeht. Es wäre lächerlich, Herrn Ramler zu tadeln, weil er das Elfenbein der Statüe, die den Pygmalion verliebt machte, in Marmor verwandelt hat. Ovid ist in solchen kleinen Umständen gewiß kein Gesetzgeber; und wer weiß, ob nicht Ovid gelert hat, weil zu Pygmalions Zeiten die Torevtice noch nicht erfunden war und daher schwerlich eine so schöne Statüe aus Elfenbein gemacht werden konnte. Ich mache diese Anmerkung, weil ich weiß, daß man Herrn Ramler wegen einer so großen Kleinigkeit getadelt hat. Die Idee des Marmorsteins ist für uns überhaupt, ich weiß nicht warum, erhabener und edler als die vom Elfenbein.

die ganze Fabel umschaffen, eine boshafte Catastrophe hinzusetzen, wider das Costume sündigen, Minerven ein Mieder, oder Junonen einen Fächer geben! Wir sehen dergleichen Ungereimtheiten gern, weil sie es gerade sind, durch welche die alte Mythologie einen komischen Anstrich erhält, die in solchen Fällen nur gebraucht wird, um uns lachen zu machen, und die Grillen abzutreiben.

Noch größere Hindernisse übersteigt der Poet, der sich in würkliche Begebenheiten des Alterthums versetzt, an den Hof des Dionysius, zwischen den ernsthaften Dion, den weisen Plato und den weltklügeren Aristipp. Hier verlangt man nicht Schönheit, nicht dichterische Wahrheit allein; man will auch, daß die Charaktere und Handlungen der Personen mit demjenigen übereinstimmen, was uns die alten Schriftsteller von ihnen überliefert haben. Wielands Agathon könnte noch schöner seyn, als er ist; jezuweilen würde ich ihn doch mit Verdruß aus der Hand legen, wenn ich nicht fände, daß seine

Männer

Männer würklich so geschildert sind, wie zum Theil die Geschichtschreiber der Philosophie sie geschildert haben, nicht Thomasius, nicht Genzken, nicht Stolle; sondern Laertius, Plutarch und andere, die uns Züge von ihnen vorlegen, in welchen man ihren ganzen Geist wieder findet, wenn man ihn nur suchen will. Ich wenigstens glaube in der sophistischen Declamation eines Hippias einen ausgearteten Schüler des weiseren Epicur zu hören, oder einen Carneades, der im Stande war, heute wider Tugend und Gerechtigkeit eben so witzig zu Felde zu ziehen, als er sie gestern vertheidiget hatte.

Wir haben in unsern Tagen persische und chinesische Briefe, wir haben Amazonen Lieder und Gesänge eines preußischen Grenadiers bekommen; alle von Genies, die weder Persianer, noch Chineser, weder Amazonen, noch Grenadiers waren. Hineindenken musten sie sich also in fremde Gesinnungen, in einen fremden Charakter hinein, um sich in diesem immer mit Gleichförmigkeit zu erhalten und standhaft in der angenommenen Rolle zu beharren.

Eine

Eine Kunſt, die nicht der Poet, nicht der epiſche und dramatiſche Dichter allein, die auch der Geſchichtſchreiber verſtehen muß, wenn er unſterbliche Werke liefern will, pragmatiſch und nach dem Muſter der Alten geformt. Alle Perſonen, die in der Geſchichte einen Namen haben, handelten nach einem gewiſſen Syſtem, von welchem ihr eigenthümlicher Charakter die Baſis war. Dieſes Syſtem, verglichen mit den Umſtänden, iſt die Hypotheſe, aus welcher die Phänomena aller ihrer Handlungen zu erklären ſind. Setzt euch alſo in die Denkungsart des Mannes, von welchem ihr ſchreibt; ſo habt ihr den Schlüſſel zu allem, was er gethan und nicht gethan hat, und das Hülfsmittel, von allen ſeinen Handlungen eine vernünftige und treffende Urſache zu erforſchen *).

Die

*) Vielleicht iſt hier die Urſache, weßwegen die Deutſchen über den Mangel an pragmatiſchen Geſchichtſchreibern klagen. Die meiſten ihrer Skribenten erklären ſich durch eine trockene Lectüre, durch matte chronologiſche Unterſuchungen, und ihre Phantaſie iſt nicht feurig genug, um alle Scenen, die zu beſchreiben, alle Charaktere, die zu ſchildern ſind, auf eine täuſchende Weiſe herbeyzuſchaffen.

Die Menschen werden, im Großen betrachtet, immer seyn, wie sie gestern und ehegestern waren. Ein Mann von reicher Phantasie kan sich daher das Vergnügen machen, zuweilen selbst in die Nachwelt sich zu phantasiren; vielleicht kan er Prophet werden, wenn er die Proportion richtig zu treffen weis; Wie sich verhalten unsere Väter vor zwanzig Jahrhunderten zu uns; also auch wir gegen unsere Kinder nach zweytausend Jahren. Wie, zum Beyspiel, wir über die Alten urtheilen, so wird die Nachwelt auch über uns richten. Unsere schlechten Schriftsteller müssen nothwendig den Weg alles Papires gehen; die vortreflichen bleiben allein übrig, wenn unsere Sprache übrig bleibet, und aus diesen wird also die Nachwelt es bestimmen können, wie weit es die Deutschen in Werken des Geschmacks gebracht haben. Ein Kunstrichter in Nova Zembla wird im Jahr nach Christi Geburt 3763 seinen einheimischen Schriftstellern ohngefehr folgende heilsame Lection geben.; „ Laßt uns schreiben, wie die Deutschen, „ erhaben und doch natürlich, wie Klop-

stock

„ ſtock; kernicht und philoſophiſch, wie
„ Haller, rein, ohne matt zu werden,
„ wie Hagedorn und Duſch; blühend und
„ reich, wie Wieland; melodiſch, wie
„ Ramler; frölich, wie Utz und Gleim;
„ ſanft und doch geiſtreich, wie Gellert und
„ Weiße; nicht wie unſere ** und ** und
„ wie ſie weiter heiſen — Oder wollt ihr
„ philoſophiren, ſo ſchreibt, wie Moſes,
„ wie Spalding, wie Abbt, Zimmermann
„ und Iſelin; nicht aber wie ** und **
„ und ** und der ganze Troß unſerer
„ Schulweiſen — „ dann werden vielleicht die ** und ** und ** aufſtehen, ihre Stimme erheben und einen Antikritikus verfertigen, oder verfertigen laßen, den ganz Novazembla, die ** ausgenommen, belachen wird. — Ausſichten in die Nachwelt zu ſchreiben, (habe ich ſchon anderswo geſagt) dies würde für einen Mann von Laune und Phantaſie eine vortrefliche Arbeit ſeyn; wer ſich dieſer Eigenſchaften bewuſt iſt, den erinnere ich nochmals daran; ich bin es nicht.

Wenn der Dichter die Arbeit übernehmen muß, oft ſeine Seele, ſeine Empfin-

dung in einen fremden Ton zu ſtimmen, in fremde Geſichtspunkte ſich zu verſetzen; ſo ſoll es der Kunſtrichter nicht übel nehmen, wenn ich von ihm ein gleiches verlange. Dieſer iſt eigentlich nur ein Nachtreter des Poeten; er ſoll ſeine Spur verfolgen, ihn aufheben, wo er gefallen iſt, ihn hier und da zurecht weiſen; nicht aber voranlaufen und geradezu fordern, daß der Dichter ihm folgen ſoll. Nach wohlhergebrachten Amtsgebrauch finden es einige Kunſtrichter für gut, ſobald ſie den Titel eines Werks leſen, ſich ſelbſt zu fragen: wie würdeſt du dies bearbeitet haben? Sie bilden ſich alſo einen Plan, ein eigenes Ideal und mit dieſem, nicht mit dem Plane des Schriftſtellers, vergleichen ſie ſein Werk. Und dieſer wird ohne Barmherzigkeit verdammt, wenn er eigenſinnig genug geweſen iſt, ſeiner eigenen Empfindung zu folgen, und nicht einer fremden, die er nicht einmal vorher ſehen konnte*). Verdammt — aber eben ſo unbillig, als

Hanni-

*) Selbſt mit dem planenvollen Abbt, wie ihn jemand genennt hat, kann man in dieſer Rückſicht nicht völlig zufrieden ſeyn.

Hannibal von einem Reisenden getadelt wird, weil er vor zweytausend Jahren nicht eben den Weg über die Alpen genommen hat, der jetzt für diesen gebähnt war.

Von den Scaligers und Perraults, die ohne Geschmack loben und ohne Geschmack tadeln, ist hier die Rede nicht. Aber zu unsern Zeiten ist keine Warnung an die Kunstrichter vergeblich, da selbst weise Männer, da selbst ein Voltäre, ein Bar *) und, ungern sage ich es, selbst ein Home in diesen Fehler verfallen sind, blos aus solchen Gründen, die aus ihnen, aus ihrer Empfindung, aus ihren Zeiten hergenommen sind, den Meister zu tadeln, der nicht für sie gedichtet hat. Die Henriade ist gegen den Lord Käym von Meinharden selbst vertheidiget worden; ich wünschte, daß Horaz in Herrn Langen einen eben so geschmackvollen Vorsprecher gefunden hätte.

Der Bogen ist voll, mein lieber Jacobi! Ihre Antwort will ich nicht eher, als bis Sie mir ein Buch mitschicken kön-

*) Nicht selten in seinen Babioles.

ven, unter dem Titel: Verſuche über die Werke der italiäniſchen Dichter von Herrn Meinhardt, fortgeſetzt von Herrn Jacobi. Bis dahin leben Sie wohl!

Sechſter Brief

an den Herrn Geheimen Rath

Klotz.

Ein Beſuch vom Apoll mit allen ſeinen Muſen wäre mir nicht ſo lieb geweſen, als mir der Ihrige war, Ihre Muſe mit dazu gerechnet, mein Theureſter Freund! Glauben Sie ja nicht, daß ich immer ſo vergnügt bin, als Sie mich in dieſen glücklichen acht Tagen geſehen haben. Verſcheucht wurde mein böſer Dämon durch Ihre Gegenwart; aber er lauſchte im Winkel, um mich zu überraſchen, ſobald Sie ſich in den Wagen geſetzt hatten und fortge-

gefahren waren. Jetzt besitzt er mich wieder wie vorher und ich kan ihn nur dadurch auf eine Zeitlang fortjagen, daß ich zuweilen mit Herrn Meusel und Herel über die bösen Skribenten lache, zuweilen die Gesellschaft in dem Hause des Herrn B. besuche, in welcher wir so vergnügt waren, und wenn ich allein bin, entweder an Sie und meine andern Freunde denke und schreibe, oder den Kunstrichtern diese kritischen Briefe hinwerfe, in welchen ich alles sage, was ich seit einigen Jahren nur zu denken gewagt habe. Bey diesen Briefen begnüge ich mich bloß mit dem Vergnügen, welches uns die Zeugung geistlicher Kinder verschaffet; übrigens gebe ich ihnen meinen väterlichen Segen und überlaße sie dem Schicksale, was sie verdienen.

Wenn ich nicht daran dächte, daß dieser Brief sollte gedruckt werden nnd daß dem Publikum mit Privatangelegenheiten der Schriftsteller wenig gedient ist; so würde ich mit Ihnen von nichts als von unserer Freundschaft reden, die uns ungefehr seit einem Jahre (denn so lange ist es, wo ich nicht irre) meine Tage versüßt hat.

Jetzt bereue ich erſt die Zeit, die ich vor acht Jahren an einem Orte mit Ihnen ohne Sie zugebracht habe, ohne Sie anders als von Perſon und durch Ihre Schriften zu kennen; und ich ärgere mich, dasjenige ſieben Jahre entbehrt zu haben, was ich erſt ſeit einem Jahre genieße.

Gern wollte ich, um Ihnen keinen leeren Brief zu ſchreiben, einen kleinen Amor mit einſchließen, von der Art, wie Herr Gleim und unſer Jakobi einander ſie zuſchicken. Aber Sie wißen es ſelbſt, wie wenig dieſer loſe Gott für mich gemacht iſt und wie ſehr er für meinem Schreibetiſche erſchrickt, wo er lauter Gegenſtände antrift, die für einen ſo leichtſinnigen Buben nicht gemacht ſind.

Vor mir, mit meinem Hutcheſon,
Mit Lamberts tiefen Organon,
Mit meinem lieben Mendelsſohn
Und Lock und Abbt und Iſelin
Muß jeder kleiner Amor fliehn,
Fliehn zu Jakobi, oder Gleim;
Und flöh er nicht zu dem, ſo flöh mich auch der Reim.

Aber statt des Amors schicke ich Ihnen einen kleinen Satyr, zur Gesellschaft des grösern, der Sie immer begleitet. Ich kan ihn, seitdem ich eine philosophische Bibliothek schreibe, nicht weiter brauchen; aber Sie wird er vielleicht mit seinen drollichten Sprüngen bey müßigen Stunden belustigen. Ein Tausendkünstler ist er; geschickt, sich alle mögliche Gestalten zu geben und zu seyn, wie man ihn haben will.

Oft hat ers Bandeln nachgemacht;
Oft Schönaichs Hermann ausgelacht;
Oft spielet er den Antikritikus,
Und (mit Erlaubniß) auch manchmal den Kritikus,
Und oft den Metaphysicus.
Trotz Wagnern, kan er demonstriren;
Wie Hudemann, durch Trauerspiele rühren;
Trotz Bodmern antikritisiren;
Wie Schwarz, Virgile travestiren;
Und, wie der andere Schwarz in Kanten, recensiren.

„Auch schlechte Verse schmieren?„ werden Sie sagen. Mag ich doch! Genug den Satyr sollen Sie behalten, Sie mö-

gen wollen, oder nicht. Aber nicht ihr allein schicke ich; damit Sie ihn beßer kennen lernen, so sende ich Ihnen zugleich seine ganze Genealogie; an seine Anverwandten, die Sie ohnehin schon kennen, darf ich Sie nur wieder erinnern.

Seine Vorfahren waren anfangs wild und schwärmten in den Wäldern herum. Die ärgerliche Chronik der damaligen Zeiten beschuldiget sie, daß sie den Nymphen nachgegangen wären, wovon aber meine Nachrichten nichts zuverläßiges melden. Das weiß ich, daß sie, ohngefähr im dreyßigsten Jahrhunderte der Welt, mit den Musen eine Bekanntschaft errichteten, die so vertraulich war, daß sie das Vorurtheil widerlegte, als wären diese Frauenzimmer beständige Jungfern geblieben. Ihre Winkelehen waren sehr fruchtbar und die meisten von den erzeugten Kindern, die gerade Mitteldinge zwischen der Rauhigkeit ihrer Väter und der Artigkeit ihrer Mütter waren, gesellten sich zu den Menschenkindern, wandelten unter ihnen und verspotteten sie. Das letzte thaten sie durch ihre Freunde, die sie sich, so sehr sie auch noch Bockfüßler

ler waren; mit ihrer einschmeichelnden Drollichkeit allemal zu erwerben wusten. Der Genius, welcher dem Sokrates immer gegenwärtig war und ihm seine Einfälle ins Ohr sagte, war, wie ich gewis weiß, nichts anders, als ein kleiner Satyr, welchen sein Vater, deßen Namen ich in meinen Papieren nicht finde, mit der Muse Erato gezeugt hatte. Sokrates gewann ihn lieb, weil er ein guter Knabe war, leichtfertig ohne Ausgelaßenheit, spöttisch, um zu beßern, nicht um zu beleidigen. Ein anderer von diesem Geschlechte, welchen Thalia gebohren hatte, verband sich auf eine geistige Weise mit dem Aristophanes und lehrte diesem das grobe komische, womit er uns manche Grille, und manchem ernsthafteren Manne Wehklagen abtreibet. Ein dritter, Calliopens Sohn, wagte es, den erhabenen Homer umzuschaffen und seine Leyer zu Scherz und Laune herab zustimmen. Es gelang ihm und Homer sang, mit Erlaubniß aller Kunstrichter, die das Gegentheil sagen, nach dem Zorne des Achills den Krieg der Frösche mit den Mäusen. Ein vierter, der Sohn der Euterpe,

verbarg ſich lange, um die Welt ungeſehen betrachten zu können, bis es ihm endlich einfiel, ſich mit einem Römer zu verbrüdern. Er war es, welcher dem Lucilius die Verſe vorſagte, die dieſer für ſeine eigene Arbeit ausgab; und wenn dieſe Verſe ſchlecht ſind, ſo muß man bedenken, daß es die Uebungsſtücke eines Satyrs waren, der jetzt erſt anfieng, eine menſchliche Sprache zu reden.

Dies ſind die vier Stammväter unſers ganzen heutigen ſatyriſchen Geſchlechts, deren Abkömmlinge ſich durch alle poetiſche Welttheile verbreitet haben. Diogenes, Ariſtipp, Petronius, Lucian, Apulejus, Julian, Rabelais, Scarron, Cervantes, Buttler, Swift, Fielding, Sterne, Voltäre, la Fontäne und von unſern Landsleuten Schupp, Moſcheroſch, Liſcow, Rabener und Wieland — dies ſind die glücklichen Sterblichen, mit welchen ſich die Kinder und Kindeskinder des ſokratiſchen Dämons verbrüderten, unter welchen einige die erſte Geſtalt ihres Anherrn unverändert behielten, andere aber ſie unter verſchiedenen Mummereyen verſteckten. Vom Satyr

Lucilius wurden gezeugt Horaz, Perſius, Juvenal, Regnier, Boileau, Churchill, Rachel, Canitz, Haller, und unter ſeine Angehörigen rechnen ſich auch Catull, Martial, Owen, Wernike, Käſtner und Leßing. Taſſo, Pope, Zachariä und Duſch kommen aus den Lenden des luſtigen Homeriſchen Genius. Und Menander, Plautus, Terentius, Moliere, Goldoni, Weiße und eine Menge anderer Namen ſind durch den Satyr des Ariſtophanes berühmt worden, deßen Nachkommen unter der Zucht dieſer Männer verfeinert und zur guten Lebensart gewöhnt worden.

Alle Catonen und ernſthafte Weiſe mit Bärten und ohne Bärte, die Zenonen, die Chryſippe, die Seneca und, mit Erlaubniß, auch die Baſedowe bitte ich um Vergebung, daß ich es gewagt habe, den cyniſchen Diogenes in die ſokratiſche Geſellſchaft zu bringen und ſeine hündiſche Laune als ein Erbſtück des weiſeſten unter allen Sterblichen zu betrachten. Wenn man viel Wiz haben muß, um die Menſchen auf eine ſolche Art anzubellen, wie Diogenes; ſo gehört zugleich viel Selbſtverleugnung

dazu, in eine solche Lage sich zu versetzen, wo man gewis weiß, daß das erste Gelächter nothwendig auf uns selbst zurückfallen muß. Von beyden Seiten ist mir Diogenes ein merkwürdiger Mann, wenn gleich sein Satyr zuweilen auf dem Karren des Thespis herum fuhr, wenn er gleich gute Sitten verwarf, um Tugend zu predigen, wenn gleich unter seinem zerrißenen Mantel eine ehrgeizige Seele gewohnt und er den Hochmuth des Plato nur durch einen andern Hochmuth mit Füßen getreten hätte; oder mit andern Worten; wenn er gleich bey aller seiner Laune und Philosophie noch ein Mensch war, mit einem menschlichen Herzen und mit menschlichen Fehlern.

Wer aber den Bettler nicht sehen mag, dem wird vielleicht der Philosoph nach der Mode, der Hofmann, der Kenner der feinen Welt, dem wird Aristipp unstreitig beßer gefallen, der Diogenes im seidenen Rocke, so wie Diogenes ein Aristippus im Schmutze war. Wenn verschiedene Wege nach einem Orte führen, so wählet sich ein jeder denjenigen, welcher für ihn nach seiner besondern Neigung und Denkungsart

der

der bequemſte iſt und welchen ihm ſeine Umſtände am erſten erlauben.

Der wehrt den Fliegen mit dem Stock;
und jener mit dem Fächer;
Der trinkt ſein Waßer aus der Hand,
der Wein aus ſeinem Becher.

Diogenes war zu unbiegſam, zu wenig zum Zwange geſchaffen, um ſeine Lebensart in die Falten des Hofs, der Mode und des willkührlichen Wohlſtandes zu bringen. Ariſtipp war zu zärtlich gebildet, um auf dem Markte, oder in einer Halle zu übernachten und die Schimpfreden des niedrigen Pöbels und die Verachtung des vornehmern zu ertragen. Beyde hatten vielleicht im Grunde ein gutes Herz, welches noch immer mit einer, oft ſelbſt ausſchweifenden, Ehrbegierde vergeſellſchaftet ſeyn kann. Dieſe trieb beyde, ſich hervorzuthun, und jenes, ihre Mitbürger zu beßern und Gutes zu ſtiften. Der eine wählt ſich zum Schauplatze den Hof des Dionyſius und der andere ſein Faß. Die Laune eines jeden Menſchen iſt ein Chamäleon, welches von den umliegenden Gegenſtänden eine Farbe annimmt; ſie wird alſo auf der

Ober-

Oberfläche eine Verschiedenheit zeigen, da sie doch im Grunde einerley ist.

Dies ist die Ursache, weßwegen launische Schriften vielleicht unter allen am schwersten zu beurtheilen sind. Humour ist überhaupt thörichte Weisheit; und was uns andern oft der gröste Fehler scheint, das ist vielleicht in Rücksicht auf die Lage des Verfaßers zweckmäßig und bey ihm die gröste Schönheit.

Man hat den Petronius wegen der schlüpfrigen Bilder und Erzählungen getadelt, die sein Buch für die Jugend gefährlich machen. Ein billiger Richter wird diesen Autor leicht entschuldigen, der mitten in dem Getümmel der Höflinge eines einfältigen Claudius und eines viehischen Nero lebte, der selbst eine Zeitlang der Aufseher über die Lustbarkeiten des Hofs war und der noch weit unreiner müste geschrieben haben, um seine Schilderungen den Originalen völlig ähnlich zu machen. Für uns mag immer sein Buch allzu unzüchtig seyn; der unterste Cammerjunker in Nerons Gefolge wird geurtheilt haben, daß es viel zu züchtig sey.

Ver-

Vergleichen Sie, mein Freund, drey Schriftſteller mit einander, die über ähnliche Sachen, oder in einer ähnlichen Laune geſchrieben haben; den Eſel des Apulejus mit dem Eſel von Lucian und die Geſpräche des letztern mit Julians Kayſern. Apulejus, erſt in den Geheimnißen der abergläubiſchen Prieſter eingeweiht, dann Sachwalter zu Rom, gab ſeinen Schriften aus der heiligſeynſollenden Mythologie der heidniſchen Pfaffen und dem Advocatengeſchmacke der Römer, eine vermiſchte Tinktur, die durch den Mechanismus ſeines eigenen Kopfs ziemlich originell ward. Daher ſeine Dämoniſchen Erzählungen vom ſokratiſchen Genius im Ernſte, und ſeine Hexenmährgen im Scherze; daher die Weitſchweifigkeit im Denken und im Schreiben; daher endlich auch einige Chicanerien im Schließen, die ich für nichts anders als für Advocatenſtreiche annehmen kan. Ein plumper Scribent ſcheint er uns allemal, wenn wir ihn mit dem Samoſatenſer vergleichen, der ſich frühzeitig gute Einſichten in die feinern Künſte erworben, ſtatt hieroglyphiſcher Mummereien die beßern Wer-

des Alterthums und die Welt studirt und dadurch seinen Geschmack ausgebildet hatte. Eben die Fabel, welche dem Apulejus Stoff zu einem ziemlichen Bande gegeben hatte, erzählt Lucian auf einigen Blättern, weniger verwickelt, aber auch weniger ermüdend und mit mehrerm Salze. Julian hat ihn unstreitig gut nachgeahmt; allein Julian war nicht bloß Schriftsteller, der seine Kayser von fern betrachtete; er war das selbst, was jene gewesen waren; ein anderer hätte das Gespräch nicht schreiben können, nicht schreiben dürfen. Er urtheilt also geradezu, wo sich Lucian hinter die Ironie würde versteckt haben; und streut hiernächst Erläuterungen und Lehren ein, die jener uns würde hinzudenken laßen. Ich zweifle, ob der Merkur in der Feder des Samosatensers den pathetischen Abschied würde genommen haben, mit welchem er sich dem Julian empfiehlt: Σοι δε δεδωκα τον πατερα Μιθραν ἐπιγωναι· συ δ' αὐτου τον ἐντολων ἐχου, πεισμα και ὁρμον ἀσφαλη ζωντι τε σεαυτω παρασκευαζων, και ἡνικα ἀν ἐντευθεν ἀπιεναι δεη, μετα της ἀγαθης ἐλπι-

ἐλπίδος, ἡγεμόνα θεὸν εὐμενῆ καθίστας σεαυτῷ.

Immer einen kleinen Sprung, den kleinsten den ein Briefschreiber machen kan, vom Julian und Lucian herunter zum Rabelais. Wenigstens ist es gewiß, daß kein Lucianischer Esel poßirlicher seyn kann, als der große Gargantua und Meister Janot von Braccamado. Wer anders zu den Zeiten des Rabelais durfte es wohl wagen die Pedanterey der Gelehrten, den Stolz der Herren vom Schlüssel und vom Degen, das Lächerliche verschiedener Moden und andere Ungereimtheiten in ihrer wahren Gestalt zu zeigen, als der lustige Doctor Franz, der gern andere über sich lachen ließ, um desto sicherer über sie zu lachen? *) Scarron ist gewiß weit unter ihm; seine schöne

*) Sogar Fischorts deutsche Uebersetzung des Rabelais ist mit vieler Laune gemacht; nämlich Laune wie wir sie von Huldreich Esloposcleron im Jahre 1617 verlangen können. Ich wünschte, daß der deutsche Uebersetzer des Hudibras diese affentheurliche, naurengeheurliche Geschichtslitterung gelesen und studirt hätte; der deutsche Butler würde noch einmal so komisch geredet haben, als er jetzt spricht.

ſchöne Frau und ſein häßlicher Körper waren zwey Dinge, die er ſehr nöthig hatte, um andere zu beluſtigen, und in ſeinen Schriften iſt er derjenige Scarron nicht, der wie eine MarionnetenCarrikatur auf dem Tiſche ſaß und mit Marquis umgeben war. *) Solange bis die Franzoſen einen beßern bekommen, ſoll immer Rabelais ihr Cervantes ſeyn. Der Spanier iſt regelmäßiger, weniger ausſchweifend, correkter; ſeine Ironie iſt feiner, gleichförmiger, witziger und ſein Held wahrſcheinlicher, als der abentheuerliche Gurgelſtroßa. Dafür hat der Franzoſe mehr Feuer; ſeine Phantaſie iſt lebhafter und ſelbſt in ihren Ausſchweifungen ergötzend, und die Drolligkeit ſeiner Schreibart hat eigne Reize für den, welcher die Sprache verſteht. Ich möchte ihn mit Buttlern vergleichen, wenn ich doch einmal vergleichen ſoll; Sie aber, mein

*) Ein Urtheil, mit dem das franzöſiſche Publicum übereinſtimmt, welches ſeinen Rabelais noch immer liebt und Scarrons Werke faſt vergeſſen hat. Ich will lieber die Briefe des Cyrano von Bergerac und ſeinen Bouteillen Ritt leſen, als den komiſchen Roman, welcher zu Scarrons Zeiten ſo ſehr bewundert wurde.

mein Freund, wiſſen meine Prädilection für den Hudibras, die leicht bei einer Parallele dem Pantagruel ſchaden möchte. Sie wißen, wie lange ich ſchon an einer deutſchen Versart gekünſtelt habe, durch welche man denjenigen Ton ausdrücken könnte, den ich nicht anders als den Hudibraſtiſchen zu nennen weiß. Aber auch das wißen Sie, daß es mir nicht gelungen iſt; die Strophen, welche ich vor einiger Zeit Ihnen zuſchickte, ſind zu nichts nütze und ich bitte Sie, das Ding ganz zu unterdrücken. Vielleicht waren nur die drey Zeilen erträglich:

Indeß poſaunt der Pfaff ins Land,
Und ſchlägt die Trommel mit der Hand
Auf ſeinem Canzelpult.

Aber auch hier iſt der Sinn des Originals nicht vollkommen übertragen; und der Ton der Kriegslieder iſt nicht der, in welchem die Buttleriſche Muſe deutſch ſingen muß. Vielleicht wären zu dieſer Abſicht unſere Knittelverſe am meiſten geſchickt; allein der Deutſche iſt zu delikat und wer würde unter uns ein Werk leſen wollen, welches aus zwölf tauſend Knittelverſen zuſammen-

geſetzt wäre. Caſtriren müſte man den Dichter ohnehin, damit der feinere Geſchmack und der Wohlſtand nicht beleidiget würde. Aber dann wäre unſer Ritter nicht Hudibras mehr, wenn man ihm z. B. das Pack von ſeinem Hintern nehmen wollte, welches er auf dem Rücken trug, oder ſeine Speiſekammer, die ich nicht nennen mag und in welcher er ſoviele und mancherley Lebensmittel verbarg, daß es uns bei der Erzählung ganz ſchlimm wird.

Den unſterblichen Swift hat jemand den engliſchen Rabelais genennt; ein anderer hat es übel genommen; nun kann ein dritter kommen und den erſten vertheidigen. Freilich war der Dechant nicht der Luſtigmacher in Geſellſchaften wie der Doktor; jener iſt reicher an mannichfaltigen Erfindungen, beißender in ſeinen Satiren, tiefer und eindringender, weniger pöbelhaft und überhaupt klaßiſcher. Aber bey beyden iſt, im Großen betrachtet, einerley Wendung des Kopfs, die Dinge immer von der lächerlichen Seite zu betrachten, und eine Laune, für welche auch die unwichtigſten Dinge wichtig werden. Nur lacht Rabelais

faſt

faſt immer ſelbſt; Swift aber ſieht ſein einfältig ernſthaft aus und läßt ſeine Leſer lachen.

Mein Steckenpferd darf ich nicht vergeßen, wenn Sie gleich nicht völlig damit zufrieden ſind, meinen lieben Sterne. „Aber der Triſtram Shandy iſt ein abenteuerliches Buch.„ — Gut! laßen Sie mir einmal einen Menſchen alle ſeine Einfälle; ſeine Projekte, ſeine Gedanken, ſeine Wünſche, ſeine Luftſchlöſſer aus ſeiner Seele abſchreiben; zur Probe nur einige Wochen — und ſagen Sie dann, ob Sie nicht einen neuen Triſtram haben werden, nur freylich auf eine andere Art. Aus dieſem Geſichtspunkte betrachte ich das Buch: es iſt ein Beytrag zu einem Regiſter über das menſchliche Herz, und ich kenne Leute, die mehr Pſychologie daraus wollen gelernt haben, als aus dicken Bänden, in welchen man die Empfindung vorher tödtet, um ſie hernach mit mehrerer Muße zu anatomiren. Ein jeder Humoriſt ſetzt bey dem Leſer gewiße Stunden voraus, in welchen er muß geleſen werden, um zu gefallen. Swift ſelbſt macht mich zu gewißen Zeiten ernſt-

haft; und Sternen nehme ich dann zur Hand, wenn ich so mürrisch bin, daß selbst Buttler mich nicht bis zum Lachen kützeln kann. Bin ich wieder aufgeheitert, so ist Fielding für mich ein vortreflicher Mann und ich finde in ihm oft die Räder von der Uhr, deren Zifferblat mir Sterne gewiesen hatte; oft ist es umgekehrt; oft ist der eine der Commentar über den andern, und oft sind sie nur dadurch verschieden, daß Sterne die kleinen Thorheiten, Fielding aber die größern abschildert, welche in das ganze Glück und Unglück des Menschen einen Einfluß haben. Der Romandichter vergrößert die Tugenden und der Satirikus die Laster der Menschen. Fielding erwählt den Mittelweg und gibt uns das menschliche Herz, so wie es ist, in seiner wahren Gestalt, mit allen seinen Mängeln, ohne das Gute zu verschweigen, was sich noch immer daran befindet. Pamela rührt mich, aber sie beßert mich nicht, weil ich fast die Unmöglichkeit fühle, sie zu erreichen. Ueber den Ritter von der traurigen Gestalt lacht man: aber nur selten denkt man die Beziehung, welche die Satire auf uns haben

kan,

kan, und mancher iſt ſelbſt Donquichotte, der Donquichotten verlacht. Aber Tom Jones rührt, beluſtiget uns zuweilen und thut, weil wir ihn überall mit unſerm Gefühl begleiten können, eine weit dauerhaftere Würkung auf unſer Herz; er kann es beßern.

Wenn die Franzoſen keinen Sterne, keinen Fielding haben, vielleicht nicht haben können, ſo wollen wir ihnen dafür ihren Lafontäne laßen, mit dem der Engelländer keinen Landsmann vergleichen kann. Fontänens Laune ein bloßes Werk und Meiſterſtück der Natur, gefällt, ohne gefallen zu wollen. Er verbirgt Weisheit unter Einfalt, wird oft ernſthaft, wo er nur ſpielen will, und luſtig, wo er die ernſthafte Miene annimmt; er ſpottet, ohne es ſich vorgeſetzt zu haben, und ſatiriſirt, ohne zu beleidigen. Ihn nachahmen, ohne ſeine natürliche Laune zu haben, das heißt mit einer männlichen Geſtalt und Stellung die Poſituren eines Kindes am Gängelwagen nachmachen.

Wer Voltärens Candide noch nicht geleſen hat, der ſoll ihn leſen *) um ſich zu

*) Wenn gleich hundert Kunſtrichter hundert Feh=

überzeugen, daß auch ein Franzose eine Art von brittischer Laune haben kann. Hierzu seinen jungen Huronen, seinen Vade und andere Produkte seines unerschöpflichen Genies! Aechte Ironie, sokratische Würze und attisches Salz kan man einem Voltäre nicht absprechen, ohne zu verrathen, daß man es elbst nicht kennt. Seine Charaktere sind gewiß nicht unnatürlich, wenn man das übertriebene abziehet, welches der Satirikus hinzuzusetzen befugt ist.

Ob aber auch die Deutschen Laune haben? diese Frage scheint ziemlich überflüßig zu seyn, nachdem wir die Schriften der Liscowe *) der Rabener, der Wielande, der Mösers, von Thümmel, Hermes und anderer bekommen haben. Allein ich getraue mir die Frage dennoch mit ja zu beantworten,

ter darin gefunden haben, wenn er gleich voll von falschen Schlüssen ist, die ein Logiker in die Form bringen und auf das bündigste widerlegen kan, wenn er gleich Spöttereyen wider berühmte Lehrer und allerhand andere Auswüchse des Genies enthält; das heißt, wenn er gleich eine Schrift von Voltären ist.

*) Liscow verdienet es nicht, daß er vergessen wird. Sein Leben ist so sonderbar, als seine Schriften. Die letzten könnten bei einer neu-

ten, geſetzt auch, dieſe unſterblichen Werke wären niemals erſchienen. Der Deutſche hat wenige Laune im Charakter; dafür aber iſt er der biegſamſte Menſch und der gelenkigſte Nachahmer,

Vt laus eſt cerae, mollis cedensque ſequatur.

Leicht wird es ihm alſo, ſich in einen fremden Charakter zu ſetzen und Humoriſt als Schriftſteller zu werden, wenn er es als Menſch auch nicht iſt. In einem Verzeichniß ſatiriſcher Schriften finde ich einige hundert Deutſche Skribenten, die faſt niemand mehr nennt, und unter dieſen manche, die nicht zu verachten ſind *). Hans Michael Moſcheroſch von Wilſtädt ſah wunderliche und wahrhaftige Geſichte, in welchen aller Welt

en Auflage noch mit einigen ungedruckten Stücken, z. E. einem Heldengedichte auf Sievers, dem auf der Canzel ein Unglück begegnet war, vermehret werden; und das erſte werde ich in einer andern Schrift erzählen, wenn ich zu den Nachrichten, die ich ſchon habe, noch einige wenige erhalten, die mir fehlen.

*) Das Buch heiſt: Schreiben eines guten Freundes an ſeinen guten Freund, worinnen er ihm einen Beytrag zu ſeiner editenden Bibliotheca ſatyrico morali mittheilet. 1746.

Weſen, aller Menſchen Händel, mit ihren natürlichen Farben der Eitelkeit, Gewalt, Heucheley, Thorheit bekleidet, öffentlich auf die Schau geführt, als in einem Spiegel dargeſtellt und geſehen werden. Und Johann Balthaſar Schupp, welches wir wohl merken wollen, eifriger Seelſorger zu Hamburg ſchrieb Satiren, welche viele Känntniß der damaligen Welt, ziemliche Gelehrſamkeit und Erfahrung, einen guten Witz und oft eine ſehr urſprüngliche Laune verrathen. Von dieſen Materien rede ich weitläufiger in der Geſchichte der Laune, die ich Ihnen, mein Freund, vor einiger Zeit verſprochen habe.

Lucilius hob eine neue Epoche der Satire an.

Eſſe velut ſtricto quoties Lucilius ardens.
Infremuit, rubet auditor, cui frigida mens eſt
Criminibus, tacita ſudant praecordia culpa.
Inde irae et lacrimae.

Mag ihn doch immer Horaz geſcholten haben; wir lieben ihn, ohne ihn ſehr zu kennen, weil ohne ihn vielleicht ſelbſt Horaz

raz, als Satiricus, ein Unding wäre. Und den wollen wir nicht entbehren, den Mann mit dem philoſophiſchen Kopfe, mit dem ſanften Scherze und der ſokratiſchen Laune, der oft in einem ſchleichenden Tone uns unſre Wahrheiten wie im Vorbeygehen ſagt. Vielleicht läſen wir eben ſo gern den Perſius, wenn wir nur von allen den kleinen Anekdoten unterrichtet wären, auf die er anſpielt, und von Roms ärgerlicher Chronik, die er immer im Sinne zu haben ſcheint. Es iſt zu bewundern, daß dieſer Autor ohne einen ſolchen Commentar, wie der über die Duncias, auf die Nachwelt gekommen iſt; denn perſönliche Satiren pflegen ſonſt zu verſchwinden und bald unterzugehen, ſo groß auch die Begierde war, mit welcher ſie anfänglich geleſen wurden *). Mit einer ſolchen Erklärung aber würden wir ihn höher ſchätzen und vielleicht ihm eine Stelle neben unſerm Horaz einräumen. Juvenal iſt für mich

kein

*) Perſius wurde anfangs faſt verſchlungen und fand ſo vielen Beyfall, vt editum librum continuo homines mirari et diripere coeperint.

kein Satiricus; er ist ein aufgebrachter Prediger, der sehr oft wider solche Laster schreyt, die für den bürgerlichen Richter, nicht für das Forum des Satiricus, gehören. Die Geisel der Satire sey eigentlich das Supplement der ordentlichen gesetzlichen Strafen; wo diese aufhören, dort fange jene an. Uberhaupt wollen wir über Thoren uns nicht eben ärgern; wir wollen über sie lachen.

Wenn es gewis ist, was einige französische Kunstrichter uns versichern, so haben sie an ihrem Boileau, mehr als die Römer an allen ihren Satirenschreibern zusammengenommen. Ich vermiße an ihm die Philosophie und die feine Laune des einen, das Körnigte und Nachdrucksvolle des andern, und das Feuer des dritten. Was ihm übrig bleibt, ist die feine Versifikation, durch welche er Sentenze in einen oder wenige Verse einschließt, denen die Nation in der Folge das Bürgerrecht unter ihren Sprüchwörtern ertheilt hat; und nächst der Versifikation der gute gesunde Menschenverstand in den Urtheilen, die er über die Gegenstände seiner Satiren, besonders

die

die elenden Poeten, ergehen läßt. Regnier war vielleicht ein größerer satirischer Kopf als Boileau, nur der Mangel an kritischen Freunden und das noch unaufgeklärte Seculum hinderten ihn, ein größerer Schriftsteller zu werden.

In diesem Jahrhunderte haben wir unter unsern brittischen Nachbarn einen Dichter gesehen, dessen erste Versuche in der schildernden Dichtkunst nichts weniger als einen zweeten Horaz ankündigten, und der nach einiger Zeit mit so starken Schritten auf der horazischen Laufbahn forteilte, daß er seinen Vorläufer einhohlte und, wie einige wollen, überlief. Es ist Pope, der unter allen Gattungen der Dichtkunst, in welchen er gearbeitet hat, gewiß nächst der lehrenden, in dieser am meisten Pope ist; nicht so attisch, wie Horaz, aber philosophischer als dieser, tiefdenkender und ein bessrer Versifikateur. Churchill übertrift ihn nur an Galle und an Verwegenheit; und diese Eigenschaften können leicht das Gute, was er würklich hat, mit in die Vergessenheit hinabschleppen.

Schade für unſern Rachel, daß er nicht in dieſen Zeiten zu leben beſtimmt war, in welchen der Geſchmack der Deutſchen ſeine Bildung erhalten hat. Für unſern Regnier hat man ihn erkannt; er konnte mehr als Boileau werden, wenn er in beßere Tage gekommen wäre. Jetzt muß uns Caniz ſtatt aller ſeyn: denn Haller ſatiriſirt als Lehrdichter nur im Vorbeygehen und die Satire iſt ihm das, was dem Satiricus die moraliſche Sentenz iſt; Löwen iſt in einem andern Fache glücklicher und ſcheint überhaupt ſeinen Satyr verabſchiedet zu haben; und von jüngern Dichtern müßen wir es erſt erwarten, ob ſie durch beßere Werke die gute Meinung beſtätigen werden, die wir durch das günſtige Urtheil der Kunſtrichter von ihnen zu faßen ſind bewogen worden.

Wir wollen immer in dieſe ſatiriſche Legion auch die Epigrammatiſten rechnen. Denn ihre meiſten Einfälle ſind beißend und non poſſunt, niſi pruriant, placere. Die Anthologie enthält unter vielen vortreflichen Stücken auch viele mittelmäßige. Catull iſt vielleicht der naivſte Sinndichter;

aber

rber oft wird seine Naivete Grobheit und er unternimmt es umsonst sich durch den sophistischen Unterschied zwischen der Keuschheit des Dichters und des Gedichts zu vertheidigen. Ihm zu Ehren verbrannte Naugerius den Martial; in meinem Schranke stehen sie beyde neben einander und vertragen sich gut. Dagegen habe ich den Owen hinweggeworfen, in welchem man zu viel Wortspiele und schlechten Witz durchwaten muß, um etwas zu finden, was die Mühe belohnet. Wenn ich nun diese in die Eine Wagschale lege und noch das hinzu, was die Franzosen und Italiäner erträgliches haben; Dann in die andere unsern Logau, Wernicke, Kästner, Leßing, Ewald und verschiedene andere, so denke ich ein ziemliches Gleichgewicht zu erhalten.

Ich verlaße diese Gesellschaft; denn ich höre in Gedanken eine Stimme, die mir in einem feyerlichen Tone zuruft!

Δηριν ἀπειρεσιην, πολεμοκλονον ἐργον Ἀρηος
Ἐυχομενος μεροπρεσιν ἐς ὑατα πασι βαλεσθαι,

Πως

Ως μὲν ἐν Βατραχοισιν ἀριστευοντες ἔβησαν,

Τηγενεων ἀνδρων μιμημενοι ἐργα γιγαντων.

Nämlich Homer, nachdem er den Zorn des Achilles, und Ulyxes Abentheure besungen hatte, ward ernſthafter Geſänge überdrüßig; er ließ alſo die Leyer zwar, wie ſie vorher geſtimmt war, ſang aber, auf Anrathen des Satyrs, der ſich zu ihm geſellte, ſtatt erhabener Thaten, Kleinigkeiten und unwichtige Begebenheiten hinein: und ſo entſtand die komiſche Epopäe. Ich weiß nicht, ob die Batrachomyomachie allegoriſch iſt; das weiß ich, daß ſie es in dem Verſtande, wie ſie Herrmann von der Hardt erklärt hat, gewis nicht iſt: ich ſehe das Gedicht für ein Spielwerk des Poeten an, welches er gemacht hat, da ſeine Epiſche Muſe ausruhte und der kleine ſcherzende Satyr ihre Stelle vertrat. Was unterdeſſen von der Hardt über den Homer ſagt, *) das gilt mit beſſerm Rechte

*) Cantat Homerus hoc nitidulo Carmine Graecorum bellum, *Myonenſes* inter et *Trychinios*. — Pro familiari veteris orbis allusione, quae — ex nominum ſono — elegantes gigneret appellationes, *Μυωνεις*, Myoneales a

te vom Tassoni. Das geraubte Siegel, welches den Streit zwischen den zwo kleinen italiänischen Republiken verursachte, hat Smollet gesehen; es wird als ein Siegeszeichen und Palladium aufbewahrt. Ein Siegel und ein Eimer heißen beyde Secchia; dies gab dem Dichter Anlaß zu seiner komischen Erfindung und sein ganzes Stück ward allegorisch. Der Pult hingegen von Boileau ist wieder nur eine einfache Handlung, bloß mit Maschinerien verziert, und ohne fernere Bedeutung. Vielleicht aber war Despreaux zu etwas anders als zur scherzhaften Epopäe geschaffen. Seine Maschinen sind gezwungen, die ganze Ausführung ermüdend und der Scherz nicht selten steif. Verschiedene Männer von Geschmack haben mich versichert, daß es ihnen unmöglich sey, den Lütrin ganz zu

Poeta vocati μυες, mures; Τραχινιοι nominati βατραχοι, ranae --- vti quondam lusum in Erasmum, qui barbariem arroserat, erasmus. Eine feine Erklärung, die dem Homer, wenn sie wahr wäre, gerade so viele Ehre machen würde, als sie jetzt dem Geschmacke ihres Erfinders macht.

leſen; mir geht es, im Vertrauen geſagt, beynahe nicht beſſer.

Pope iſt hier wieder Original, ſoviel man es ſeyn kan. Selbſt ſeine Maſchinen ſind neu, ſein Plan vortreflich, ſein Scherz trägt das Gepräge der guten Lebensart und iſt höflich, ohne matt zu werden. Zacharia und Duſch haben dieſen Weg unter uns betreten und nebſt der Anlage gröſtentheils auch die popiſche Maſchinerie beybehalten. Der eine hat ſein gebührendes Lob ſchon von andern erhalten; der zweyte iſt vielleicht zu ſtrenge beurtheilt worden: und beyde haben durch mehrere Werke des Witzes ſich ſo viele Verdienſte um unſere Litteratur erworben, daß ihr Ruhm nicht eben auf einigen gelungenen oder mislungenen Scherzen beruht.

Der dramatiſche Satyr unterſcheidet ſich noch auf verſchiedene Weiſe von den bisher beſchriebenen Geſchlechtern. Aus den Händen des Eratinus und Eupolis empfieng ihn Ariſtophanes, zog ihn groß und gab ihm einige Sitten, ob er gleich noch immer Spuren ſeiner Ausgelaſſenheit zeigte. Mit Gunſt der Herren Cicero,

Plu-

Plutarch, Rapin, Brümoy und anderer, möchte ich doch wohl den Aristophanes wider die meisten Vorwürfe vertheidigen, die man ihm zu machen pflegt.

Ich finde seine Schreibart den Sachen überaus angemessen, wenn sie gleich Plutarch strotzend und schwankend nennt. Was dame Dacier, als Frauenzimmer, mochte behaupten, man könne ihn kaum ohne Beleidigung der Ehrbarkeit und Schamhaftigkeit übersetzen; konnte der heilige Chrysostomus ihn lesen, warum wir nicht? Daß seine Satiren persönlich sind, verdenke ich ihm desto weniger, weil er in diesem Punkte der damaligen Gewohnheit folgte. Sein

Βρεκεκεκεξ, κοαξ, κοαξ

vergebe ich ihm auch; was andere scurrilisch nennen, das dünkt mir das starke komische zu seyn, und so bliebe mir nur allenfalls sein Ausfall auf den Sokrates noch zu rechtfertigen übrig, ob ich gleich in den Wolken noch immer viele Züge finde, für die ich den Verfaßer küßen möchte. Wenn zum Beyspiel im zweeten Auftritte Strepsiades, nachdem er das ganze System von der Floh-

muſik angehört hat, daraus den naiven Schluß ziehet:

Σαλπιγξ ὁ πρωτος ἑυρων ἀρατων ἐμπιδων;

ferner einen Ausruf von der Glückſeeligkeit desjenigen hinzufügte, der dieſes Inſtrument finden würde und endlich alles auf ſeine eigene Umſtände anwendet; ſo möchte ich den Cato ſehen, den dieſe Stelle nicht zum Lachen bewegen könnte. Ariſtophanes iſt beiſſend, aber faſt immer auf eine luſtige Art; lächerliche Gegenſtände weiß er von der lächerlichſten Seite vorzuſtellen und, welches man faſt allein mit Grund an ihm tadeln möchte, oft ſolchen Dingen ein komiſches Anſehn zu leihen, die an ſich wichtig und ernſthaft ſind. Wenn ſeine Stücke nicht nach den Regeln des Hedelin gebildet ſind, ſo muß man bedenken, daß Ariſtophanes einige Jahre vor dieſem gelebt hat und alſo genöthigt war, der bloßen Natur zu folgen.

Die Zeugniße der Alten den Menander betreffend, wie ſie Clericus *) geſammelt hat

*) Er hätte zu dem Schwalle von Schriftſtellern immer auch den Juſtinus Martyr hinzuſetzen können, de Monarchia p. m. 81. 43.

hat, gehen mir wenig an; aus seinen Fragmenten zu urtheilen, war er correkter, moralischer, regelmäßiger, als Aristophanes, reicher an Sentenzen, vielleicht aber ärmer an Genie. Wenn Aristophanes seine Bemerkungen aus den Tiefen des menschlichen Herzens heraushebt, so gaukelt mir dafür Menander nach Antithesen, die oft seicht oben abgeschöpft, oft ganz falsch sind. Folgende Maxime fällt mir sogleich in die Augen, da ich das Buch aufschlage:

Πρωτος ἑυρων διατροφην πτωχῳ τεχνην,
Πολλους ἑποιησεν αθλιους. ἁπλεν γαρ ἦν
Τον μη δυναμενον ζην ἀλυπως, ἀποθανειν.

Es ist also beßer, wir sterben alle, weil wir doch einmal Menschen sind, die niemals ohne alles Ungemach leben können.

Im ganzen Scaliger habe ich kein geschmackvolleres Urtheil gelesen, als das über den Plautus und über den Terenz. Man betrachtet ihre Werke entweder von der Seite der komischen Kunst, oder der Schreibart. Wir, die wir das Genie eines Verfaßers in seinen Schriften ausgedrückt lesen wollen, werden allemal den Plautus bewundern, in der Anlage und Ausbildung sei-

ner Fabel, in den Charakteren, ſelbſt im Dialog; Terenz mus bey einer Vergleichung, die aus dieſem Geſichtspunkte angeſtellt wird, nothwendig verlieren. Wenn wir aber Latein lernen wollen, ſo ſind wir genöthigt, den ganzen Sprachſchatz aus den alten Schriftſtellern zuſammen zu betteln, und dann iſt der correkte Terenz freylich mehr werth, als Plautus mit ſeinem Salze, welches oft für uns unſchmackhaft iſt. Quantum propter animi voluptatem tribuerent Plauto priſci, tantum aetas noſtra ob linguae cultum Terentio. Ille igitur illorum ſecunda fortuna commendatus, hic noſtra miſeria magnus factus eſt. Nam equidem Plautum vt Comicum, Terentium vt loquutorem admirabor. Quanquam ne Plauto quidem quicquam eſt, quod obiicias praeter antiquitatem. Sui namque temporis hominibus fabulas dedit ille. Terentius vero, ne abſcederet ab illa, quam affectauit, puritate; diſceſſit ab ea, quam praeſtare oportuit, comitate: vt rebus verba Plautus, hic res verbis accommodaſſe videatur.

Faſt möchte ich eine ähnliche Parellele ziehen zwiſchen Moliere und ſeinen Nachfolgern

folgern auf dem franzöſiſchen Theater, zwiſchen Shakſpear und gewißen correktere engliſchen Dichtern. Mit Boileaus Erlaubnis, ſelbſt Scapin mit ſeinem Sacke gefällt mir und ich wage es nicht, deswegen einen Poeten zu tadeln, der unter andern Abſichten auch die haben mus, populo vt placeret. Was der deutſche Hanswurſt auf eine ſo launiſche Art zur Vertheidigung ſeiner Pritſche und ſeines Steckenpferdes, des Groteskekomiſchen geſagt hat, zu einer Zeit, da ihn Gottſched aus den Provinzen Deutſchlands in die Hauptſtadt verwieſen und dafür ſeinen Afterbruder mit Bedienten-Montur auf das Theater gebracht hatte; damit rechtfertige ich ſeinen Grosvater Scapin und ſeinen nahen Anverwandten Falſtaff, der ſich fürchtete, in der Themſe aufzuſchwellen und ein Berg von Menſchenfleiſch zu werden. Hanswurſt iſt gerade der Diogenes, der ſich närriſch ſtellt, um die Thorheiten anderer deſto lebhafter zu mahlen, wie ein kluger Vater die unanſtändigen Poſituren ſeines Kindes nachmacht, damit es wie im Spiegel ſich ſehe und beßere. „Wollte Gott, daß Hanswurſt

ſeine Perſon allein auf dem Theater vorſtellte! Aber wie viele große Aufzüge auf dem Schauplatze der Welt hat man nicht in allen Zeiten mit Hanswurſt, oder welches noch ein wenig ärger iſt, durch Hanswurſt, aufführen geſehen! „ — Warum ſoll nun der arme Harlekin nicht auf der Schaubühne erſcheinen, da er auf dem Theater der Welt eine ſo hervorſtechende Rolle ſpielet.

Wenn wird einmal der deutſche Moliere, oder Goldoni aufſtehen? Oder wenn er aufſtehen ſollte, wie bald wird er durch unſere fehlerſuchende, allzudelicate und allzukritiſche Kritik wieder zu Boden gedrückt werden? Gellert, Schlegel, Leßing, Weiße, Löwen, Krüger ſtehen nahe am Ende der Laufbahn; aber was ſind ihre wenigen Stücke gegen die Heere unſerer Nachbaren? Dagegen haben wir aber, dem Himmel ſey Dank, andere Schätze, deren keine Nation außer der unſrigen ſich rühmen kan, politiſche Schauſpiele und theatraliſche Schriften von Johann Jacob Bodmer. —

Hier haben Sie, mein Freund, die ganze Sippſchaft des kleinen Satyrs, den

ich

ich Ihnen überſende; fragen Sie ihn ſelbſt, zu welcher Linie er gehöret. Er iſt ein feiner geſchmeidiger Junge, nimmt allerlei Geſtalten an, wie der Amor, deſſen Geſchichte Sie ſo unnachahmlich beſchrieben haben; macht bald eine ernſthafte Mine, als wenn er predigen wollte und niemand glaubt, daß es ſein Ernſt ſey; bald ſcherzt er ſanft, aber mit einem ſchalkhaften Lächeln; bald zeigt er ein Carricatur-Geſicht, wie der Oncle Toby; und bald dringt er ſich in die Gemeinde der Thoren, drückt die Augen zu, peitſcht mitten unter ſie und lacht, wenn einer ſchreyt, der ſich getroffen fühlt. Machen Sie nun aus ihm, was Sie wollen.

Sind Sie froh, daß ich mit meiner Rhapſodie von einem Briefe zu Ende bin? Vermuthlich haben Sie in Lauchſtedt angenehme Geſellſchaft; denn ſeit vierzehn Tagen habe ich keine Zeile von Ihnen geſehen. Vergeßen Sie mich nicht und leben Sie wohl!

Siebenter Brief

an den Herrn Hofrath

Käſtner.

Wem anders als Ihnen könnte ich die folgende Erzählung von den Schickſalen unſerer Litteratur zueignen und von den Perioden des deutſchen Geſchmacks? Sie ſind von den meiſten Veränderungen und Begebenheiten ſelbſt ein Augenzeuge geweſen; und da Sie ſich weder auf die Seite der Whigs, noch der Torrys in der poetiſchen Republick gelenkt haben, ſo können Sie am beſten beurtheilen, ob ich ein aufrichtiger Geſchichtſchreiber bin, oder nicht bin. Sie ſind mir über dieß in der Rechtfertigung eines Mannes zuvorgekommen, deſſen wahre Verdienſte man nicht verkennen ſollte; Gottſcheds, welchem ins Geſicht zu lachen,

chen, seit zwanzig Jahren modisch gewesen ist. Wenn ein Klopffechter den andern abprügelt, so laufen insgemein dem Ueberwundenen die Jungen nach und zischen ihn aus. So gieng es dem Manne, der bei allen seinen Fehlern doch noch immer die Ehre hat, den Geschmack der Deutschen verfeinert und in ihnen einen Eifer für die schönen Wissenschaften erweckt zu haben. Doch ich will keinen Anachronismus begehen und lieber meine Geschichtklitterung ganz von oben anfangen.

Die Barden sangen erst in Ehrfurchtvollen Gründen;
Die Götter wohnten da verschlossen in den Rinden,
Die nie das Beil verwundt, das Jagdhorn nie erschreckt;
Das Wild gieng unbesorgt, so weit der Wald gestreckt
Der Erden hohlen Schooß in krause Schatten hüllte
Und ein verruchtes Herz mit Furcht und Schrecken füllte,
Wo heute Saat und Trift am ofnen Himmel steht,

Der

Der Bauer mit dem Pflug, die Heerde weiden geht.
Sie ſangen einen Held, der für die rohen Sitten
Und wilde Strengigkeit der Vorderwelt geſtritten,
Der Höflichkeit und Pracht mit Abſcheu von ſich ſtieß,
Der Kunſt und Wiſſenſchaft den Weg zur Knechtſchaft hieß.
Sie ſangen das Revier, die Inſeln voller Wonne,
Wo der verblichne Geiſt in einer andern Sonne
Sich auf das neue regt, ſo daß der fahle Tod
Ein Weg zum Leben ſey, ein Ausgang aus der Noth,
Mit dieſem ſchmeichelnden, politſchem Aberglauben
Den allerletzten Feind des Stachels zu berauben.
Denn wenn auch nach dem Tod ein Leben in uns wohnt,
Wer iſt ſo weibiſch feig, der dieſes Leben ſchont?

Wer darf nicht in den Tod mit feſten Schritten gehen?
Wer darf dem Scheuſal nicht frey unter Augen ſehen?
Sie haben Rom zuerſt vor Schreken bleich gemacht,
Wenn durch ein feurig Lied die Deutſchen aufgebracht
Der Waffen ſtrengen Sturm herunter fallen lieſſen,
Um des Poeten Lob ihr Leben zu vergießen.
Der Inhalt ihres Lieds kann nicht erhabner ſeyn,
Ob auch der Ausdruck groß, das Maas der Sylben rein,
Bleibt ewig unbekannt. Die grauen Stunden haben
Den Dichter und Geſang in dunkle Nacht begraben.

Ich nenne dieſen Zeitraum die dunkle Periode der deutſchen Poeſie. Man dichtete damals für das Bedürfniß, nicht für das Vergnügen. Unſere Anherrn lebten in der Wildheit, oder zu reden mit dem Bürger von Genf, in dem glückſeligen Stande der

Na-

Natur; nur das hinweggerechnet, daß ſie nicht Eicheln, ſondern Brod aßen und Bier tranken. Die Geſchichte ihrer Vorfahren muſte mündlich auf ſie fortgepflanzet werden; die Natur ſelbſt gab ihnen den Kunſtgriff, ſie in Verſe zu bringen, die man, ſo ſchlecht ſie auch ſeyn mögen, immer eher als Proſa im Gedächtniße behalten kan. Durch die tapfern Thaten ihrer Väter wurden ſie zur Nachahmung angefeuert und durch Geſänge ſuchte man ſie, wider ihre Feinde zu erhitzen, den Patriotismus anzufachen und ſie zur Handhabung ihrer Freiheit zu bewegen. Wenn die Thiere ſelbſt nicht ohne alle Geſetze leben, wie konnten es unſere Rouſſeauiſchen Menſchen? Ihr Geſetzbuch war nicht geſchrieben; es beſtand vermuthlich aus wenigen Sittenſprüchen, die ſie, ſo gut ſie konnten, verſificirt hatten und ihren Kindern vorſagten. Ihre Prieſter die Barden, beſorgten ihnen einen Catechiſmus in lieblichen Reimen von ihrer Art, deßen abergläubiſcher Inhalt mit ihrer ganzen Denkart nach und nach zuſammenſchmelzte und getreulich, wie die Mährgen

der

der Ammen, auf ihre Nachkommen vererbt wurde.

Geſchichtspoeſie, Kriegspoeſie, Geſetzpoeſie und Poeſie der Religion; dies ſind alſo, ſoviel man vermuthen kan, die vier Gattungen der altdeutſchen Dichtkunſt. Nun mag Vater Bodmer weiter erzählen:

Die Mönche kamen drauf, der Barden ſchlimmres Blut,
Und erbten ihren Haß: Sie übten ihre Wuth
Nicht an der Stadt allein und an der Römer Ländern;
Daſſelbe Schickſal ſollt auch den Geſchmack verändern;
Gelehrſamkeit und Witz und Künſte untergehn
Und bei der Tiranney der Aberglaube ſtehn.
Sie ſchloßen mit dem Leib auch die Vernunft in Banden;
Man glaubte deſtomehr, jeminder man verſtanden.
Nach ihrer Meinung war die Dummheit Frömmigkeit;
Sie herſchten viele Jahr in tiefer Dunkelheit.

Ueber dieſe Periode will ich gern hinwegſpringen. Unſere Vorfahren, nicht zufrieden, daß unter ihnen keine Muſe ſang, erdrückten auch noch die Gelehrſamkeit in Italien und würgten die römiſchen Schwäne. Aber ſo will es das Schickſal der Litteratur, daß Nacht auf Tag folge, Unwißenheit auf Verſtand und Wildheit auf feinere Sitten.

Nach langem ſah man ſich ein ſchwaches Licht entzünden;
Die Sprache fing ſich an mit Regeln zu verbinden.
Man ſchloß den neuen Vers in mehre Silben ein;
Die durften aber kurz, lang, oder beydes ſeyn,
Falls ſie nur den Accent recht auf den Abſchnitt ſetzten,
Ob alle Worte ſonſt die Quantität verletzten.
Sie plagten ſich nicht ſelbſt mit ſelbſtgeſuchter Pein,
Worinn die Deutſchen jetzt ſo ſchädlich ſinnreich ſeyn.

Sie lehrten ihren Vers noch nicht auf Füßen gehen,
Und wußten auch kein Wort von Jamben und Trochäen,
So wenig sie Florenz zum Wohlklang nöthig acht.

— — — — —

Von Hohenstaufens Haus, das Kron und Apfel führte
Und auch Sicilien mit starker Faust regierte,
Entsprang aus finstrer Nacht der ungewohnte Strahl
Und schimmerte von da durch Deutschlands weiten Saal.

Friedrich der Rothbart setzte die Dichtkunst unter die ritterlichen Uebungen und ordnete eine Art von poetischen Turnieren an, in welchen die Sieger ihre Belohnung aus den Händen der vornehmsten Damen empfiengen. Ehrenvoll wird jetzt der Name eines Singers und die angestellten Spiele brachten den Trieb der Nacheiferung unter dem deutschen Adel hervor, der sichs nicht für eine Schande halten konte, nachzudichten, wenn Könige ihm vorsangen. Unter dem

aufgeklärten Kayser Friederich dem zweeten scheint diese Singkunst den höchsten Gipfel erreicht zu haben. Man nennt noch die Namen eines Hesso von Rinach, Chunzo von Rosenberg, Hartman von Ouve, Eschilbach, Kristan von Hamle, Gotfried von Strasburg, Walter von Brisach; und mitten unter ihnen stimmte Winsbecks Frau ihre Laute an,

Mit zärtlichem Affekt, worin der Geist noch glimmet.

Wenn man im Stande ist, die Sprache dieser Dichter zu verstehen, so wird man die Artigkeit ihrer Gedanken, die Feinheit in ihren Empfindungen und die Naivete ihres Ausdrucks bewundern. Wir wollen deswegen nicht eben den Zeitraum, in welchem sie lebten, ein göldenes Alter nennen, ein solches erfordert zugleich eine vollkommen ausgebildete Sprache; wir betrachten ihre Gedichte nur als antike Stücke, die schon wegen ihres Alterthums ehrwürdig sind und aus welchen wir noch immer etwas lernen können, wenn wir wollen. Wer wollte es dem neuern Dichter verbieten, einige veraltete, aber gute Wörter

er und eine Menge von artigen Wendungen aus den Minnesingern zu entlehnen und unsere jetzige Sprache damit zu bereichern? Wunnichlich, zer Werltewunne, muoten und viele andere vergeßene Wörter scheinen mir gewiße feine Schattirungen des Gefühls treffender auszudrücken, als diejenigen, welche wir an ihre Stelle gesetzt haben. Und was kan naiver und feiner gewendet seyn, als folgende Verse:

Ich will mener Frowen muoten,
Dafs si mir genedig si.
Der vil reinen, der vil groten
Waer ich gerne nahe bi.
Was hilfet dafs ich kriege dar
Und krenke minen Lib:
Si nimt min alze kleine war,
Du mir ist fur elly wip.
Meinet mich min frowe als ich si meine;
So wird min gout rat,
Min dienest dunket se ze kleine;
Da sez ich guoten Willen zer That.

Diese Zeit, in welcher die Deutschen schon so fein empfanden und nach ihrer Art so glücklich dichteten, war vielleicht geschickt, ihre goldene Periode zu werden; hätte nicht der Dä-

mon des Kriegs zu früh den ſanftern Genius verſcheucht und die wackern Ritter zu andern Beſchäftigungen aufgefordert, als zu den Spielen der Muſen. Kein Walther der Regelweide, kein Freyherr von Wengen, kein Reimers von Zweter, kein Marners, kein Siegehere dichtete mehr; ihre Kinder fochten und überließen das Geſchäfte ihre Thaten zu ſingen einer elenden Gilde von Meiſterſängern, die ſchon Otto der zweete mit Freyheiten begnadiget hatte und welche aus der Poeſie, die vorher eine ritterliche Uebung war, ein ſchnödes Handwerk machten und ein Mittel, zur Ernährung ihres Magens täglich einige Pfennige zu erwerben. Ihr Geſchlecht ſoll ſich noch in Nürnberg erhalten haben, wo ehmals der berühmte Hans Sachſe

mit Dint und Pech beſudelt, Vers erdacht
Und manchen Schuh zu kurz und Fuß zu lang gemacht;

ein Mann, der übrigens, mit Erlaubniß unſerer jetzigen Dichter, viele unter dieſen an Gelehrſamkeit weit übertraf. Daß Deutſchland in ſeiner geſchmackloſen Epoche

che Meiſterſänger gehabt hat, iſt nichts wunderbares; aber dies iſt ſeltſam, daß ſie Italien, das aufgeklärte Italien bis jetzt noch hat. Nichts anders als Meiſterſänger ſind die venetianiſchen Racconteurs, die con parole Schiette und mit der ganzen Beredſamkeit ihres Körpers öffentlich unglaubliche Dinge erzählen. Das

Ihr Leute höret an
Was ſich hat zugetragen,

womit die Nürnbergiſchen Meiſter ihre Erzählungen anfangen, iſt gewis eben ſoviel werth, als die Captatio benevolentiæ der Venetianer:

Signor che aſcolti una gran coſa,
Una coſa ſtupenda.

Einige Verdienſte kan man doch unſern deutſchen Brodſängern nicht abſprechen. Sie bewahrten der Nation wenigſtens das Andenken einer einheimiſchen Poeſie, die man vielleicht ohne ſie gänzlich vergeſſen hätte. Und ihrer Veranlaſſung haben wir ſelbſt unſere älteſten Kirchenlieder zu danken, von welchen ſogar einige aus der Zunft dieſer Leute ſich herſchreiben. Ich hatte hier einige Anmerkungen über die

Beſchaffenheit dieſer Lieder gemacht, über ihre ſo nöthige Verbeßerung, über die Bemühungen der Herren Weiſe, Zollikofer und anderer, über die feine Manier, mit welcher man ihnen ihre Arbeit verdankt hat u. ſ. w. Allein —

— — — — — —

Wenn Opitz nicht ſelbſt einer unſerer gröſten Dichter wäre, ſo würde er ſchon als der Vater der deutſchen Poeſie das Andenken aller Jahrhunderte verdienen. Genährt von dem Geiſte der Alten und durch ihre Werke entzückt, verſuchte er es, ihnen im Deutſchen nachzuſingen und es gelang ihm. Sein feines Ohr ſagte ihm, daß die Zeilen, welche man bis auf ihn Verſe nennte, keine Verſe, nur gereimte Reihen von Worten waren; es lehrte ihn die Verſchiedenheit der Silben in Betracht ihrer Kürze und Länge, und den natürlichen *) Rhythmus, wodurch die Poeſie auch im Aeußerlichen Poeſie wird, Wohlklang

*) So natürlich, daß ſo gar Voſius die wichtige Entdekung von dem Takte ſeines Barbiers machen konnte, der ihn bald in Anapäſten, bald in Dactylen lämmte.

klang und Haltung bekömmt. Seine eigene Dichtergabe vereinigte ſich mit ſeinem richtigem Geſchmacke und beyde ſetzten ihn in den Stand, zu zeigen,

Daß nur ein Kopf der Sprache,
Die reiche Redensart und Nachdruck nicht gebrache,
Daß ſie gelenkig iſt, Verſtellung leiden kan,
Nicht ſtarr an Hals und Stirn.

Seine eigenen Gedichte müßen noch immer geleſen werden. Sie ſind voll Geiſt und Nachdruck; die Fehler, welche man ihnen vorwirft, ſind Fehler der Zeit und der Sprache, und nicht des Dichters.

Es iſt das Talent des großen Genies, ſich von ſich ſelbſt und durch ſich ſelbſt zu erwecken; es brennt, ſobald es Luft findet und entzündet dann andere, die, ohne öde Köpfe zu ſeyn, doch in eine niedrigere Klaſſe gehören. Opitz, der keinen deutſchen Vorgänger gehabt hatte, ſachte durch ſein glänzendes Beyſpiel verſchiedene mittlere Genies an, ihm auf der Laufbahn nachzurennen: ſie thaten es mit ungleichem Glücke.

Der ältere Gryphius hätte bey einer beßern Känntniß des Theaters ein deutſcher Ariſtophanes werden können; jetzt iſt er faſt nur ein Theſpis, ohngeachtet ſeines muntern Kopfs, und ſeiner weitläuftigen Gelehrſamkeit. Der jüngere hält keine Vergleichung mit ihm aus und, einige Sinngedichte ausgenommen, ſind ſeine poetiſchen Wälder unerträglich und ermüdend.

Kist, Flemming, Tſchernitz und andere waren, wenn es hochkömmt, mittelmäßige Genies und eben deswegen für Ausſchweifungen ſicher. Einige erträgliche Einfälle, die zuweilen ſo ziemlich in den Reim paßen, geben ihnen noch keinen Anſpruch auf den ehrwürdigen Dichternamen. Man muß ein großes Genie und einen richtigen Geſchmack haben, um ein guter Dichter zu werden; gebt einem Menſchen jenes allein ohne dieſen, ſo ſchweift er aus und wird ohngefehr mehr, oder weniger, als Hofmannswaldau war.

Dieſer war gewiß kein ſchlechter Kopf; ſelbſt in ſeinen Heroiden ſtehen Verſe, die ein ehrlicher Mann wohl möchte gemacht haben. Seine Proſe iſt männlich und ſtark

und

und man darf einige Stellen aus ſeinem ſterbenden Sokrates kühnlich mit dem Phädon des Herrn Moſes vergleichen. Sein Fehler war der Fehler der Seneka, der Plinius und der griechiſchen Sophiſten zu den Zeiten des fallenden Roms. Wie dieſe ihre Vorgänger, ſo ſuchte er, Opitzen zu übertreffen; er überſpannte ſeine Phantaſie, erhitzt durch einige Italieniſche Dichter und übertraf ihn glücklich durch Bombaſt und Schwulſt. Der geiſtarme Mühlpfort lief ihm nach; aber Lohenſtein hat ihn noch überhohlt.

Bewundrer fehlten nicht; der hochgefärbte Schein
Nahm bald das junge Volk von leichten Sinnen ein;
Den Lohenſtein zuerſt, der von dem Neid beſeſſen
Den Kranz ihm von dem Haupt zu reißen ſich vermeßen,
Und in der Eiferſucht, zu ſeiner eignen Schand,
(Verluſt war rühmlicher) unglücklich überwand.

Es giebt Philoſophen, die ſichs zur Ehre rechnen, von allem dem, was man insgemein glaubt, nichts zu glauben. Es giebt Dichter, die dadurch erſt ihren Cranz zu verdienen gedenken, daß ſie niemals ſo reden, wie man insgemein ſpricht. Dies war Lohenſteins Fall;

he cou'd not ope
His Mouth, but out there flew a Trope.

— — — — — —

But, when he pleas'd to ſhew't, his Speech
In Loſtineſs of Sound was rich;
A babyloniſch Dialect,
Which learned Pedandts much affect;
It was a party-colour'd Dreſs
Of patch'd and py-pall'd Languages.

Deutliche Gedanken durch geſuchte Metaphern zu verdunkeln, niemals eigentlich zu reden und einheimiſche Bilder mit indianiſchen Farben und Schmuck aus der neuen Welt unkenntlich zu machen; dies waren die Kunſtgriffe ſeiner Poeſie. Die Gottſchede haben ihn dafür gezüchtiget; es war aber einmal auch Zeit, ſeinem Genie Gerechtigkeit wiederfahren zu laßen, und es

iſt geſchehen. Unterdeßen war er zu ſeiner Zeit ein gefährlicher Mann; ſein Beyſpiel war deſto anſteckender, je glänzender es war, und er verführte das junge Dichtervolk, die edle Einfalt zu verlaßen und mit einer unbändigen Phantaſie nach Galimathias zu gaukeln.

In dieſe Periode gehören einige Geſellſchaften, die die Verbeßerung unſerer Sprache und Poeſie zur Abſicht hatten; die fruchtbringende Geſellſchaft, durch Caſpar von Teutleben geſtiftet: Filipps von Zeſen teutſchgeſinnte Genoßenſchaft: Hardörfers gekrönter Blumenorden an der Pegnitz: und Niſls Schwanengeſellſchaft an der Elbe. Die lächerlichen Grillen dieſer deutſchübenden Gemeinden haben ihre guten Würkungen in Vergeßenheit gebracht; durch ſie wurde doch immer die feinere Literatur ausgebreitet und ſelbſt an den Höfen und in den Paläſten fieng man von neuem an, die Muſen zu liebkoſen und ihre Günſtlinge zu ehren.

Weiſe, der das Genie unter das Joch der Methode zwang, that mehr Schaden, als zwanzig Lohenſteine; nicht durch ſein

Bey-

Beyſpiel: denn es gibt Stunden, wo man einige von ſeinen Schriften noch wohl zur Noth leſen mag; ſondern durch ſeine Lehren. Die Muſe flieht, ſobald ſie ihre Leyer nach einer Chrie ſtimmen ſoll; und wer zu ſeiner Dichterey eine Weiſiſche Topik und locos communes nöthig hat, der ſoll ein Gelegenheitsſänger werden, ein Dichter wird er nicht. — Nach Weiſen haben die Talander, die Menantes, die Uhſen ähnliche poetiſche und rhetoriſche Gängelwagen verfertiget, gut und nützlich zu gebrauchen für Kinder, die nicht gehen können; der Mann geht allein.

Es giebt zwiſchen den Lohenſteiniſchen Klippen und den Weiſiſchen Sümpfen einen Mittelweg, der gerade nach dem Tempel des Geſchmacks führt durch blumigte Wieſen, wo man noch hin und wieder die Fußtritte der Virgile und Horaze wahrnehmen kan. Hier wandelten, Hand in Hand jeder mit ſeiner Muſe, Rachel, von Logau, Wernike, Canitz und Günther, ſahen über ſich die jungen Lohenſteine Junonen ſuchen und Wolken umarmen, und hörten zur Linken in der Tiefe Fröſche ſingen

und

und die Schüler des Rectors zu Zittau liebliche Oden, durch Antecedens und Consequens disponirt, herlallen. Ohne Anführer giengen sie mit starken Schritten auf der Laufbahn fort und strauchelten nur zuweilen, doch ohne zu fallen. Wenn Rachels Leyer einige Mistöne hören läßt, so müßen wir bedenken, daß er keinen hinlänglich aufgeklärten Freund hatte, der ihm ein Corrige sodes! hätte zurufen können. Was kan Logau dafür, daß kein Kamler und Leßing seine Gedichte feilte, ehe sie gedruckt wurden? Werniken sagte sein eigener Geschmack, ohne Batteux und Home, das Postel ein Stümper sey; und sein Genie dictirte ihm außer den Epigrammen, die ihn zu unserm Martial machen, das vortrefliche Heldengedicht auf den hochs metaphorisch einherbrausenden Steipo. Canitz und Günther — beyde würden mehr geweſen seyn, als sie waren, der erste mit Günthers Genie und der letzte mit Canitzens Weltkänntniß und poetischen Sitten. Günther war zu sehr Student, um nicht zuweilen einen Strich mit Biere *) zu machen;

*) in seiner Ode auf den Prinz Eugen.

chen; und Canizens ſanfter Buſen entbrannte nur ſelten zu dem Enthuſiasmus, der das Eigenthum eines Dichters der erſten Größe iſt. Dafür iſt er correkter, als jener und ſeine Gedichte, verglichen mit den Güntheriſchen, locken uns den Wunſch ab, daß er mehr, und Günther weniger möchte geſchrieben haben. Sie beyde nebſt Opitzen und einem Paar andern dürften wohl bey der Nachwelt eine Periode unſerer Dichtkunſt von beynahe hundert Jahren charakteriſiren. Denn die Morhofe, die Menke, Neumeiſter, Neukirche, Amthore, Pietſche, Richeye, und ohne Zweifel auch die Brockſe, Beßer und Könige wird man nächſtens vergeßen.

Morhof war eher zum Polyhiſtor als zum Dichter geſchaffen. Philander von der Linde konnte nur im Jahre 1723. einiges Aufſehen machen. Neumeiſter wird noch geſungen, nicht aber geleſen. Neukirchs Lobredner ſind geſtorben, oder vergeßen. Von Amthoren ſpricht niemand mehr. Unter allen Verſen, die Pietſch gemacht hat, ſind etwa funfzig, die ein deutſcher Stobäus aufbehalten möchte. Richey

chey und Weichmann ſollen noch in Hamburg einige Verehrer haben. Brokes verdiente wegen ſeiner Andacht und ſeines edlen Herzens auf die Nachwelt zu kommen; aber dieſe Eigenſchaften verewigen einen Dichter ſo wenig, als die ekeln immer mit einförmigen Betrachtungen bekrönten Schilderungen von Dingen, die man täglich ſelbſt ſehen kan. Beßer hat manchmal gute Einfälle; aber

Adparent rari nantes in gurgite vaſto.

Und Königs Heldengedicht auf eine Comödie von Heldenthaten iſt für die Nachwelt zu wenig intereßant und zu ſchwach.

Die Namen dieſer Männer ſollen unſere Enkel doch noch nennen, wenn ſie auch ihre Werke nicht leſen; ſie ſollen ſie als Lichter in der Finſterniß und als Vorboten betrachten, durch welche die groſe Revolution des deutſchen Geſchmacks im achtzehnten Jahrhunderte angekündiget wurde.

Wenn unſere Litteratur in dieſen Zeiten ſo empor geſtiegen iſt, daß wir nicht hoch über uns ſehen dürfen, um unſere Nachbarn, um ſelbſt die Alten zu erblicken; ſo darf ich behaupten, daß die Schweizer,

Gottſched und die Berliner an dieſer glücklichen Umbildung des Geſchmacks gleichen Antheil haben. Die Schweizer legten den Grund; Gottſched breitete den Geſchmack aus und erweckte das Genie in ſeinen Schülern, wenn er gleich ſelbſt keines hatte, wie ein Wezſtein,

Reddere quae valet acutum ferrum exſors ipſa ſecandi.

Die Berliner traten zwiſchen beyde Parteyen, verbeßerten die eine durch die andere, polirten und verfeinerten den Geſchmack.

Schon im Jahr 1721. ſchrieb Bodmer ſeine Diſcurſe der Mahler zur Nachahmung des engliſchen Zuſchauers; ein Buch, welches ich allemal lieber leſen will, als ſeine Sywalluch und ſeine politiſchen Schauſpiele. Dieſes Wochenblat enthält, außer moraliſchen Betrachtungen, zugleich verſchiedene kritiſche Aufſäze von einer Gattung, die man bisher in Deutſchland noch nicht gekannt hatte. Bodmer war damahls drey und zwanzig Jahr alt, und ſeine Kritik war alſo die jüngſte, ſo wie er der jüngſte Kunſtrichter war. Bey einem mittelmäßigen Feuer beſaß er doch Patriotiſmus genug,

um den Geſchmack der Deutſchen umſchaffen zu wollen; und wenn dieſes nicht anders als durch eine gewiße Gährung in der litterariſchen Republik bewürkt werden kan, ſo müßen wir es Bodmern allerdings verdanken, daß er dazu das erſte Ferment hergegeben hat. Er iſt der erſte Kunſtrichter Deutſchlands im eigentlichen Verſtand; wer Gottſcheden dafür hält, der irrt ſich.

Als Bodmer ſich ſchon auch außer der Eidgenoßenſchaft einen Namen gemacht hatte, fieng Gottſched in Leipzig zuerſt mit Uebungsſtücken an. Man kan einen hohen Sinn haben, ohne ein großer Geiſt zu ſeyn; den erſten hatte Gottſched ohne Widerrede. Wolfs Beyſpiel, der durch die Umgießung der Philoſophie berühmt wurde, lockte den Magiſter in Leipzig, etwas ähnliches in einem andern Fache zu verſuchen und das für die ſchönen Wiſſenſchaften zu werden, was Wolf für die ſpeculativiſchen ſchon war. Bodmers Kritiken zeigten ihm den Weg, den er betreten muſte.

Einige Huſarenkriege zwiſchen Gottſched, Hallbauern und Fabricius hat man in unſern Tagen gänzlich vergeßen. Sie hatten

das Ende der römischen Triumvirate, bey welchen nicht allemal der größere Held am Ende die Oberhand erhielt. Hallbauer gieng zu früh in das theologische Feld über; doch ist die Redekunst, die er vorher schrieb, nach seinen Zeiten gut und auch in den unsrigen nicht ganz zu verachten. Fabricius und Gottsched wechselten Pasquille, in welchen sogar die Wäschermädgen nicht verschwiegen wurden. Der erste räumte das Feld, gieng von Leipzig nach Jena und überließ seinem Feinde den Wahlplatz.

Dieser erwarb sich sehr bald ein dictatormäßiges Ansehen, zu welchem seine reine deutsche Schreibart, die an sich nicht zu verachten ist, vielleicht das wenigste beytrug. Er war fein genug, die Schweizer zu liebkosen, die seinen Bemühungen zur Wiederherstellung des guten Geschmacks von fern her zujauchzten. Man lobte sich wechselsweise und jede Partey trug das ihrige zum Ruhme der andern bey. Dazu stiftete er eine Gesellschaft zur Verbeßerung der deutschen Sprache, und versammelte dadurch um sich herum eine Menge von gelehrten Leuten und guten Köpfen. Er selbst

schrieb

ſchrieb eine Poeſie und Redekunſt und veranſtaltete die kritiſchen Beyträge, in welchen man über vielen mittelmäßigen Aufſätzen die guten nicht vergeßen ſollte.

Zu dieſer Zeit ſtunden zween Dichter auf, erweckt durch ihr eigen Genie, und lehrten die Deutſchen, was die deutſche Muſe vermag. Es gereicht Gottſcheden zur Ehre, daß er wenigſtens im Anfange Hallers unſterbliche Gedichte rühmte; zur Schande, daß er ſich unterſtand, Hagedornen mit Stoppen, beynahe zum Vortheil des leztern, zu vergleichen.

Bodmer und Breitinger waren unterdeßen auch nicht müßig geweſen. Im Jahre 1772. erſchien ihre Anklage des verderbten Geſchmacks und dieſe kleine Schrift, in welcher der Hamburgiſche Patriot und die vernünftigen Ladlerinnen ziemlich derb beurtheilet werden, legte ohne Zweifel den Grund zu dem großen Kriege zwiſchen ihnen und dem Kunſtrichter in Leipzig, obgleich die Fehde erſt nach verſchiedenen Jahren ausbrach. Im Jahre 1728. machten die Schweizer eine Abhandlung von dem Gebrauche der Einbildungskraft zur Ver-

beßerung des Geſchmacks bekannt; auf dieſe folgten 1732. die Charaktere der deutſchen Gedichte und 1736. der Briefwechſel von der Natur des poetiſchen Geſchmacks. Nach ſolchen Vorläufern erſchienen ihre größere Werke; die kritiſche Dichtkunſt, und die Abhandlungen von dem Wunderbaren, von den poetiſchen Gemählden und von der Natur der Gleichniße *). Man kan ihnen das Lob nicht abſprechen, das gethan zu haben, was Muratori applicare con accuratezza gl'insegnamenti universali a i lavori particolari, e andare minutamente osservando il tutto e le parti per iscoprirvi le proporzioni, la novità e l'altre virtu della materia et del artifizio nennet. Aber eben dieſe Schriften zündeten auch das Feuer an, welches für unparteyiſche Zuſchauer ein wahres Luſtfeuer und der Gründung unſers Geſchmacks in allen Rückſichten vortheilhaft war.

Bodmer und Gottſched beſtrebten ſich beyde, ein kritiſches Monopolium zu erhalten

*) S. die Hallischen Bemühungen, drittes Stück S. 217.

ten und da ihre Stimmen nicht selten getheilt waren, so konnten sie unmöglich friedfertige Mitregenten bleiben. Zuerst folgte auf die vorige Freundschaft ein gewißer Kaltsinn; man nennte einander nicht mehr, und der eine that, als wenn er den andern nie gekannt hätte. Auf den Kaltsinn kamen Sticheleyen, halbverdeckte Anzapfungen und auf diese der völlige Krieg.

Bodmer hatte den Milton übersetzt und prieß ihn, ohne Gottscheden sehr um Erlaubniß zu fragen, öffentlich an. Dieser mochte es nicht vertragen, daß die Deutschen an einem Dichter Geschmack finden sollten, der gerade sein Antipode war. Sein Geschäft war also, das verlohrne Paradies zu verschreyen und Miltonen zu der Klaße der Lobensteine zu erniedrigen. Halb gelung es ihm und er kritisirte würklich vielen ehrlichen Leute den Milton aus den Händen, bis endlich Bodmer zur Vertheidigung seines Lieblings-Autors die Abhandlung vom Wunderbaren schrieb, in welcher er zwar vornehmlich nur Voltairen und Magny zu widerlegen vorgab, aber in der That Gottscheden meinte. Nun erhob die-

ſer ſeine Stimme laut, that in den kritiſchen Beyträgen einen Ausfall auf die Bodmeriſche Schrift und Breitingers Dichtkunſt muſte bey dieſer Gelegenheit auch mit an den Tanz.

Gottſcheds damaliger Freund, der verdienſtvolle Aezt Trüller gab Gelegenheit zu einer neuen Schlacht. Seine Fabeln wurden von dem Verfaßer der zürchiſchen Dichtkunſt nicht ſchön gefunden; er ſetzte eine heftige Vertheidigungs Schrift auf, die Herr Erneſti unterdrücken half, von welcher aber eine Abſchrift in die Hände der Schweizer kam, die der wohlgelehrte Herr Erlenbach mit erbaulichen Noten herausgab. Zugleich wagte ſein Buſems Freund Eſſinger einen Ausritt auf Gottſcheden und ließ der kritiſchen Dichtkunſt dieſes Mannes nicht viel Ehre. Die Schweizer machten alſo den Anfang, mit Satiren zu ſtreiten; Gotſched, der bisher immer ernſthaft geſprochen hatte, wurde durch ihre höniſchen Angriffe berechtiget, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und er fand bald eine Gelegenheit, die ihm ſehr willkommen war.

Die

Gottsched war groß in seinen Schülern. Er erweckte in diesen einen dichterischen Geist, den er selbst nicht hatte; er führte sie auf die Lectüre der Alten, die er selbst nicht lesen konnte, und seinem Eifer haben wir es zu danken, daß viele junge Genies anfingen, sich zu fühlen und die Laufbahn anzutreten, zu welcher sie bestimmt waren. Einige unter diesen vereinigten sich mit Herrn Schwabe, Belustigungen des Verstandes und Witzes zu schreiben, in welchen man den Ausländern zeigen wollte, was der deutsche Witz vermöchte. Wenn diese Monatschrift viele platte Aufsätze enthält, so weiß man ja, daß es die Uebungsstücke junger Dichter waren; aber zur Schadloßhaltung findet man darinnen noch immer verschiedene Abhandlungen und Gedichte, die eine beßere Steile verdienten und welche zu lesen man begierig seyn muß, sobald man ihre Verfaßer kennt, einen Gellert, Schlegel, Zernitz und Sie, mein Theuerster Herr — denn jetzt, nachdem die antigottschedische Wuth unserer Kunstrichter mit dem Tode des Mannes erloschen ist, kan man es

ſagen, daß es eben keine Schande für einen ehrlichen Mann iſt, an den Beluſtigungen gearbeitet zu haben. — Dieſe Schrift war zugleich von Gottſcheden, der freye Hände darinn hatte, zum Kampfplatze wider die Schweizer beſtimmt. Er ſelbſt machte den ſogenannten Dichterkrieg, ein proſaiſches Gedicht, in welchem einige gute Einfälle ſind; aber infelix operis ſumma. Sein Zögling **Pitſchel** ſchrieb Anmerkungen über das Ergänzungs-Stück der Trilleriſchen Vorrede, die ſchlecht ſind und von welchen man glauben ſollte, daß ſie würklich, wie der Verfaßer vorgiebt, in einer Krankheit entſtanden wären. Er ſchrieb ſie und ſtarb.

Nun hatten die Zürcher Gelegenheit, ihren Witz zu üben. Sie brüteten die Satiren haufenweiſe aus und ſetzten den Leipziger Beluſtigungen ihre Sammlung kritiſcher und geiſtvoller Schriften entgegen, in welcher ſie, wie in ihren Satiren, alles angriffen, was nicht mit ihnen war, Tros Rutulusue fuat.

Der Sieg zwiſchen beyden Parteyen wäre noch immer zweifelhaft geblieben, wenn

ſich

ſich nicht verſchiedene zufällige Umſtände zu Gottſcheds Falle vereiniget hätten. Koſt und Liſcow, ein Paar vortrefliche Köpfe, ſtunden unvermuthet wider ihn auf, der eine griff ihn mit einer lachenden Mine an und der andere ſo ernſthaft, als er noch niemals geſprochen hatte. Das Vorſpiel machte Gottſcheden in Leipzig lächerlich; und die Vorrede zum deutſchen Longin erinnerte ihn, daß er ein Menſch wäre, wie alle Menſchen und Dingen ſich unterzogen hätte, für die ſeine Schultern zu ſchwach wären. Deutſchland wurde durch ſeinen Swift aufmerkſam gemacht, und war ſchon ziemlich geneigt, Gottſcheden für einen Oldmixon zu erklären.

Das ſchlimmſte für ihn war, daß bald darauf ihn ſelbſt der gröſte Theil ſeiner Bundesgenoßen verließ. Die guten Köpfe aus ſeiner Schule ſahen die ſchwache Seite ihres Meiſters; ſie ſagten ihm ab, vereinigten ſich unter ſich ſelbſt und ihnen haben wir die Bremiſchen Beyträge zu danken; eine Sammlung von reiferen Aufſätzen, durch welche unſer Geſchmack ſeine beſte Hülfe bekam.

Jetzt sahe sich Gottsched von allen Seiten verlaßen und von allen Seiten angegriffen; sein Vorurtheil für sich selbst erlaubte ihm nicht, nachzugeben und diese Unbiegsamkeit vollendete den Fall seines Ruhms. Mit Unrecht war er vorher gelobt worden; mit Unrecht wurde er nun gescholten; der Name eines Gottschedianers ward ein Schimpfwort und es gehörte zum Mode Tone einen Mann zu verspotten, der doch immer die Deutschen so weit gebracht hatte, daß sie ihn mit Geschmack verspotten konnten. Er unterdeßen war in seiner Einbildung glücklich und stark genug, das zu verachten, was er nicht hindern konnte. Er fuhr fort für unsere Litteratur mit wahrem Patriotismus zu arbeiten; seine deutsche Sprachkunst beweißt es; mit allen ihren Fehlern die beste, die wir noch haben.

Weder Gottscheden noch den Schweizern haben wir einige vortrefliche Dichter zu danken, die schon in dieser Periode sich berühmt machten. Lange ganz einige völlig horazische Lieder und hauchte seiner Gattin mit der Liebe zu ihm die Liebe zur Dichtkunst ein. Gleim ward unser Ana-

kreon

kreon, oder, wenn dies Herr Herder nicht leiden will, für uns das, was Anakreon für die Griechen war. Und Utz, von dem wir vor kurzem ungern erfahren muſten, daß er seine Leyer verabschiedet hat, war schon damals ein Lieblingsdichter seiner Nation.

Dies war die Verfassung unserer Litteratur, als ein unerwartetes Phänomenon aller Augen auf sich zog und eine neue Epoche machte. Klopstock erschien mit den ersten Gesängen seiner Meßiade und verursachte ein bellum omnium aduersus omnes, ein Gewühl, wo alle durch einander und wider einander liefen um sich auf die eine, oder auf die andere Seite zu stellen. Die Schweizer betrachteten den neuen Dichter, als ihr Geschöpf; und er war es nicht. Gottscheds Parteygänger feindeten ihn an; und er antwortete nicht. Andere schrieben lange Apologien für ihn; und er laß sie nicht; er dichtete fort. Klopstock hatte die Ehre, wenn es anders eine Ehre ist, selbst Bodmern zum Nachahmer zu haben, der die Welt mit seinen Syndfluthen überschwemmte. Die mittelmäßigsten Köpfe überhüpften

gan-

ganz hurtig den Pfad des guten Geſchmacks und giengen den Augenblick von einem Abwege nach dem andern, von dem wäßrichten Weſen zu dem ätheriſchen. Rauhe Hexametriſch ſeyn ſollende Nimrodiaden und ähnliche Lieder durchſchnarrten den deutſchen Parnaß und die verſcheuchten Muſen konnten nur noch bey einigen Mittelmäßigkeitern, die weder Whigs noch Torrys waren, ihre Zuflucht finden. Da ſangen, den Rangſtreit bey Seite geſetzt, die Zachariä, die Duſche, die Cramer, die Gemminge, die Huber, die Ramler, die Schlegel, die Käſtner (ich mus Sie in einem Briefe an Sie ſelbſt nennen) die Leßinge, die Kleiſte, die Gellerte, die Lichtwehre, die Withofe ihre Lieder, die der Jüngling jetzt auswendig lernt, um ſie als Mann ſeinen Söhnen und Töchtern vorzuſagen.

Ein Genie erwachte zu dieſer Zeit, mit welchem wir allen Ausländern Troz bieten können; ein Jüngling, der im ſiebzehenten Jahre Gedichte ſchrieb, die man kaum von einem Manne hätte erwarten ſollen, und von welchem wir in unſern Tagen, da er ein Mann iſt, Werke bekommen haben,

die man dem feurigsten Jünglinge kaum zutrauen sollte; so voll sind sie von Früchten einer blühenden Phantasie und eines unerschöpflichen Witzes. Kaum kan man es glauben, daß die Natur der Dinge, die Sympathien, der Cyrus, die Briefe der Verstorbenen und dann die comischen Erzählungen, Agathon, Don Sylvio, Musarion und Idris Einen Verfasser haben. Ich schmeichle mir, daß mein Name, wenigstens mit dem ersten Buchstaben auf die Nachwelt kommen wird, da mein Freund es für gut befunden hat, ihn seinem Idris vorzusetzen; auf klaßische Werke, wenn ich sie schreiben könnte, würde ich mir weniger einbilden.

Noch bis in das Jahr 1755. nennte man die beyden Parteyen der Schweitzer und der Gottschedianer; man fragte auch wohl einen angehenden Dichter, zu welcher Sekte er sich gerechnet wißen wolle, um nach seiner Antwort das Lob, oder den Tadel zu bestimmen, der ihm gebührte. Auf einmal trat eine neue Partey ins Mittel, schlug auf beyden Seiten um sich herum; verdrängte die bisherigen Rotten und sprach

das

das Recht allein. — Mit Unrecht vielleicht nennt man sie Baumgartenianer. Es sey, daß sie Baumgartens Philosophie adoptirt und seine notiones directrices zur Grundlage ihres kritischen Systems gemacht haben! den feinen Geschmack, den ihre Arbeiten verathen, konnte ihnen Baumgarten nicht geben, er, der bloß Philosoph war und der selbst Geßners Thesaurus aufschlagen muste, um Beyspiele zu seinen Theorien zu finden. — Ich wandere über seine Aesthetik hinweg, weil ich schon in dem ersten Briefe meine aufrichtige Meinung davon gesagt habe. Gewis nicht ihr, sondern den guten Köpfen der baumgartischen Schüler, und ihrer Belesenheit in den Werken des Geschmacks ist das Verdienst zuzuschreiben, was man den Nicolaischen Briefen, der Bibliothek der schönen Wißenschften und den Litteraturbrifen nicht absprechen kann. Antikritiker gab es damals genug; es gieng ihnen auch, wie den jetzigen: man zischte sie aus und ihr Geschrey nahm ein trauriges Ende Die Verfaßer der Litteraturbriefe machten, daß Gottsched mit Bodmern vergeßen wurde; sie

allein

allein führten den Scepter und die übrigen Kunſtrichter wurden entweder verlacht, oder ſie beteten ganz andächtig die Ausſprüche nach, welche ihre Befehlshaber dictirten.

In unſern Tagen iſt ein neuer Krieg entſtanden der — — — — — — — — ich bin zu friedfertig, um das drucken zu laſſen, was ich über dieſe Materie niedergeſchrieben habe. Daß die berliniſchen Kunſtrichter mit Männern von vielen Verdienſten zuweilen unbillig umgegangen ſind, wer will das leugnen? Cramer, Duſch, Wieland und andere ſind ſchon wider ſie von andern Kunſtrichtern vertheidigt worden; das Publicum und die Nachwelt würde ſie ohnehin vertheidigt haben. — Das Gute, was aus allen dieſen Kriegen entſtehen wird, iſt vielleicht das, was man am wenigſten vermuthet — eine völlige Anarchie. Vielleicht ſind auch die Deutſchen von Natur allzu phlegmatiſch, um ohne Veranlaßung tüchtige Werke zu liefern; kritiſche Kriege ſind alſo die Inſtrumente, ihre Genies aufzuwecken, und

wenn

wenn nun der Endzweck erreicht ist, so wirft man das Instrument hinweg.

Und hiermit Gott befohlen! Urtheilen Sie nun, mein Herr, über diese Skizze von einer Geschichte der Critik und Dichtkunst unter den Deutschen. Ich menge mich unter die Zuschauer und verlange weiter kein Lob, als das Lob der Aufrichtigkeit, welches mir aber von manchem Kunstrichter mit bittern Salzen dürfte gewürzt werden. Ich bin u. s. w.

Achter Brief

an Herrn

Nicolai

in Berlin.

Es ist wahr, was Sie mir schreiben: unter allen Arten von gelehrten Arbeiten

ist

ist das Recensiren die undankbarste. Der Geist wird dadurch wenig genährt, und am Ende hat man für alle seine Mühe nichts als Undank und Feindschaft zu erwarten. Ich habe es nur einmal im Kleinen versucht, einigen Winkelschriftstellern, die bey aller ihrer Wenigkeit glaubten, sie wären etwas, die Wahrheit zu sagen, und meine Aufrichtigkeit wurde schlecht belohnet. Ohne mich zu rühmen, darf ich doch wünschen, daß alle meine Collegen von Schriftstellern mein Phlegma besäßen. Beleidiget mich jemand, so habe ich die Gabe zu lachen, und belehrt er mich, diejenige, mich zu beßern. Bey dieser Gesinnung bin ich so ziemlich glücklich, so sehr, als ein Autor es seyn kan.

Aber es giebt noch eine Gattung von Recensionen, die immer eine angenehme Arbeit für ihre Verfaßer und belehrend für das Publicum sind, solche die nicht ein Werk allein betreffen; die aus einem Werke verglichen mit andern allgemeine Aussichten hinbreiten, den ganzen Zustand einer Wissenschaft abschildern, ihre Gränzen bestimmen und die Lücken anzeigen,

welche hier, welche da noch zu füllen ſind. Wie wäre es, wenn man auf dieſe Art die ganze Verfaßung unſerer Litteratur recenſirte und die Polhöhe beſtimmte, wohin ſie geſtiegen iſt; ſie ganz als ein Originalwerk betrachtete, welches aus den Verſuchen unſerer beſten Köpfe, wie aus einzelnen Capiteln und Paragraphen, zuſammengeſetzt iſt und ſo die Frage beantwortete: Wie weit ſind die Deutſchen gekommen? Ich wage es nicht, dieſes zu thun; Sie vielleicht, mein Herr, thun es in der neuen Auflage Ihrer Briefe; aber doch iſt es einem ehrlichen Biedermanne erlaubt, ſeine Stimme auch hinzugeben und es freymüthig zu ſagen, was er für Blicke in die Welt ſchickt und wie er ſeine Zeitgenoßen und ihre Bemühungen aus ſeinem Winkel heraus betrachtet.

Außer der eigenen Lectüre, ſind noch drey Quellen, aus welchen man Urtheile über den Geſchmack unſerer Nation und den Zuſtand ihrer Litteratur ſchöpfen kan: der Meßcatalogus, das Mechaniſche der Buchhandlung und die Journale.

Es war eine Zeit, wo die sogenannten vernünftigen Gedanken, die Einleitungen, die Entwürfe, Commentationes methodo scientifica conscriptae, die Elementa, die Systemata und andere philosophische Schriften den größten Theil des Catalogus anfüllten. Es folgten darauf die Abhandlungen vom Dünger, von der Brache, von Getraide, von der Viehzucht, und neben diesen her trabten vermischte Gedichte, poetische Nebenstunden, komische Heldengedichte, Patriarchaden, Satiren, Wochenschriften, Männer, Frauen, Menschen und Thiere. Diese wurden durch eine Menge von Schriftstellern in der Einsamkeit theils abgelößt, theils verdränget; einige Empfindungen schlichen ihnen nach. Aus der Einsamkeit gieng man in die glänzendste unter allen Gesellschaften, in die Feenwelt; und da man sich ganz erschöpft sahe; so that man das, was man immer gethan hatte; man übersezte — Sobald ich im Meßcatalogus allzuviele Titel aus Einem und demselben Fache, in einerley Gattung erblicke, so schließe ich — gerade das Ge-

gentheil, von dem was man vermuthen sollte — ich schließe, daß dieses Fach in seiner Abnahme ist; so wie eine Courtisane, die allzuviele Anbeter auf einmal hat, bald keine mehr haben wird.

Der Buchhändler kan den Geschmack seiner Zeitgenoßen mit vieler Richtigkeit bestimmen, noch genauer den Geschmack des Ortes, an welchem er lebet. Hier verlangt der größte Theil der Käufer witzige Schriften in Taschenformate; dort Compendia; an einem dritten Orte Abhandlungen über ökonomische Dinge; an einem vierten etwas anders. Zu gewißen Zeiten waren Uhsens, Hübners, Menantes, Picanders Schriften wichtige Verlags Artikel; jetzt haben sie ihre tödliche Periode erreichet und es ist ihnen eben so gegangen, wie es den Compendien unserer Philosophen noch gehen wird.

Um den Modegeschmack fest zu setzen, darf man endlich nur merken, welche Bücher am ersten und liebsten von den modischen Kunstrichtern beurtheilt werden und von welchen sie das meiste Gute und das meiste Böse sagen. Wenn, zum Beyspiel

ſptel, in unſern Tagen ein neuer Dichter auſſteht, ſo verſammlen ſich alle Journaliſten um ihn herum und predigen ſein Lob, nachdem ſie glauben, daß er es verdienet habe; oder wenn er mittelmäßig iſt, ſo lauert ihm in jedem Winkel Deutſchlandes ein allzeitfertiger Kunſtrichter auf den Dienſt. Wenn aber ein wackerer Profeßor eine lateiniſche Logik, oder Metaphyſik ſchreibt, ſo ſchweigt man ſtill, als wüſte man es nicht, oder man ſpringt ſo ſchnell darüber hinweg, daß ich den ehrlichen Mann bedauern muß, der für ſeine Mühe ſo ſchlecht belohnet wird.

Wenn nun ein reiſender Chineſer, der mit ſeinen zwey Augen ganz Deutſchland überſehen hätte, bey ſeiner Zurückkunſt nach Peking ſeine Landsleute mit einer Schilderung der deutſchen Litteratur, ſo wie ſie jetzt iſt, beſchenken wollte; wie müſte dieſe ohngefehr ausfallen, um getroffen zu ſeyn? — Der Chineſer mag ſelbſt reden:

„Die Deutſchen haben noch nie die Empfindung ſo fleißig ſtudirt, und faſt nie ſo wenig empfunden, als jetzt. Sie

wiſſen vollkommen, was die Luſt ſey und woher ſie entſtehe; dabey vergeßen ſie aber, ſie zu genießen. „

„ Sie wißen auf das genaueſte, die Regeln der Kunſtwerke euch vorzuſagen; ſie erklären, was Peripetie, Catastrophe, Theſis, Lyſis, und Analyſis ſey; ſie verſtehen alles, was zu einer Epopäe gehöret; aber ſie machen keine. „

„ In der That wünſchen ſie zwar, daß alle die Lücken in ihrer Litteratur noch möchten ergänzt werden; täglich hört man Klagen über obwaltende Mängel und Gebete zum Apollo um neue Dichter; ſo bald aber endlich einmal einer erſcheint, ſo wetteifern die Kunſtrichter, wer ihn für ſeine Kühnheit am beſten zu züchtigen vermag. Er tritt alſo, wenn er klug iſt, von der Scene ab und kommt nicht wieder. „

„ Ueberhaupt ſind unter den Deutſchen mehr Regeln, als Genies, mehr Critik, als Kunſt. In Einer Meße ſtanden vor kurzem vier neue Theoriſten auf; kein einziger neuer Dichter. Die Journaliſten füttern ihre Landsleute, die ſich um ſie her-

um ſtellen, mit Critiken, die begierig verſchlungen werden, weil ſie leichter zu verdauen ſind, als die Gerichte, welche das Genie zubereitet hat. „

„ Nächſtdem haben ſie eine beſondere Gewohnheit, von den Werken der Mahlerey und der Bildhauerkunſt zu ſprechen, ohne etwas davon zu verſtehen. Ein Paar unter ihnen, ſie nennen ſie Hagedorn und Winkelmann, hatten ſich durch geſchmackvolle Bemerkungen über Kunſtſachen einen groſſen Namen gemacht; ſogleich lief ihnen jedermann nach, ohne zu wiſſen, wohin der Weg gehen würde. Man bewies ſogar ſchon aus der Metaphyſik und aus den Categorien, wie und was,

quis? quid? vbi? quibus auxiliis? cur?
quomodo? quando?

man mahlen ſollte, und alle Schulen ertönten vom Helldunkel, vom Colorit, von Compoſitionen, Gruppen, Skizzen und Carricaturen. „

„ Ein jeder modiſcher Schriftſteller muß wenigſtens 23 bis 24 Künſtler Namen auswendig wiſſen; aus jedem Buchſtaben des deutſchen Alphabets einen. Mit

einem Angelo, Bibiena, Corpel, Dürer, Elzheimer, Freenoy, Guido, Holbein, Julius, Kranach, Lucas von Leyden, Mengs, Natter, Pouſſin, Ovaini, Raphael, Solimene, Titian, Vandyck, Will und Zucchero kan ein wackerer Schriftſteller, der von allen dieſen Dingen nichts weiß, doch immer ſein Glück machen; dieſes Recept pflegte einer meiner deutſchen Freunde das göldene A. B. C zu nennen. „

„ Unter den Kunſtlehrern demonſtriren einige ganz trotzig in die Empfindung ihrer Landesleute hinein, was ihnen gefallen müſſe. Andere machen, ohne zu demonſtriren, ihre Empfindung zur einzigen Richtſchnur, fremde Empfindungen zu beurtheilen und allgemeine Regeln feſtzuſetzen. Wenige andere ſuchen ihren Geſchmack durch die Lectüre, und durch den Geſchmack anderer erſt zu verbeſſern, ehe ſie es unternehmen, Geſetzgeber zu ſeyn. Die letzten ſind insgemein die beſcheidenſten unter allen. „

Die

„ Die Kritik — — — *)

„ Die Poesie der Deutschen scheint in Abnahme zu seyn; ihre guten Genies haben fast alle die Leyer verabschiedet, und seit geraumer Zeit ist, einen einzigen ausgenommen, kein neuer Dichter von Beträchtlichkeit erschienen. Vielleicht sind sie aber selbst Schuld daran. Denn die Natur thut nichts durch einen Sprung, und gleichwohl verlangen die Deutschen, daß ein Dichter gleich bey seinem ersten Hervortritte ein Mann sey. Ob sie auch seine Uebungs Stücke nicht lesen wollen, so könnten sie ihm doch grosgünstig erlauben, daß er sie drucken läßt, wenn sie wüßten, wie sehr ein junges Genie, dadurch daß es sich gedruckt sieht, aufgemuntert wird, sich immer mehr zu vervollkommnen. „

„ Sie nennen ein Heldengedicht von Klopstocken, einem ihrer größten Poeten; es ist noch nicht vollendet und für den Chinesen völlig unverständlich. „

*) Das Urtheil meines Chinesers über unsere Kritik behalte ich zurück, weil ich davon im folgenden Briefe Gebrauch machen werde.

„ Vielleicht aber werden die Deutſchen ein vollkommenes Heldengedicht nie haben, nie haben können. Weil ſie den Begrif der Epopäe aus dem Homer ſchöpfen, ſo erfordern ſie zu einem ſolchen Werke allemal etwas Wunderbares, welches durch die Einwürkung übernatürlicher Kräfte, die ſie Maſchinen nennen, erhalten wird. Woher nun den Stoff des Gedichts und woher die Maſchinen? Nicht aus der neuern Zeit; denn Wunderwerke ſind nicht mehr Mode und ſelbſt der Dichter hat nicht das Recht, Dinge einzuführen, die dem gemeinen Glauben ſo ſehr entgegen ſind. Nicht aus den alten deutſchen Geſchichten; denn die Wunder dieſer Zeiten und die altbardiſchen Gottheiten kennt das leſende Publicum zu wenig; und eine jede andere Mythologie wäre an dieſem Orte unſchicklich. Nicht von den Ausländern: ſelbſt nicht aus dem Religions Syſtem der Griechen; denn mit dieſem verbindet ein Mann, der den Lucian und Wieland geleſen hat, ſo viele lächerliche Ideen, daß die griechiſchen Götter keine ernſthafte Würkung mehr thun können. Das ganze Ding iſt für unſere

Zeiten

Zeiten zu unwarſcheinlich, als daß es der Dichter in einem großen ernſthaften Werke gebrauchen dürfte. Nicht aus der chriſtlichen Religion; denn dieſe iſt theils nicht ſinnlich genug, und theils iſt die chriſtliche Mythologie deswegen nicht für den Dichter gemacht, weil dieſer Gottheiten bedarf die ſchon ſattſam charakteriſirt ſind, wo jede ihre eigenthümliche Beſchaffenheiten und Handlungen hat. Wo iſt aber der individuelle charakteriſtiſche Unterſchied unter den Engeln, den der Dichter ſchon vorausſetzen könnte? Soll ihn der Poet erſt ſelbſt erſchaffen, ſo muß er allemal von den Homeren übertroffen werden, deren Mythologie ſchon ganz fertig vor ihnen lag. Nicht endlich aus der Allegorie; denn die Perſonen in der Epopäe müßen handeln, und allegoriſche Weſen als handelnd vorgeſtellt, mit würklichen Weſen gemiſcht, ſind in einem ernſthaften Werke unerträglich.„

„ Außerdem lieſt man zuweilen noch Nachrichten von andern Epopäen der Deutſchen, von einem Herrmann, Nimrod, Lucifer, einer Sündfluth; allein dieſe Gedichte ſelbſt werden nicht mehr geleſen.

Sie

„ Sie klagen auch über den Mangel an einem guten Theater und an den Werken, die für daßelbe verfertiget werden. Vielleicht fehlt es ihnen an einheimiſchen Charakteren, weil die deutſchen Laſter und die deutſchen Tugenden einander auf der Oberfläche allzu ähnlich ſehen. Vielleicht ſtudiren ihre Poeten mehr die Ausländer, als ihre eigene Nation und bilden ſich alſo Schilderungen, wozu man die Originale jenſeits des Meers ſuchen muß. Da ſie überdies wenige reelle Belohnung zu hoffen haben, ſo können ſie durch nichts aufgemuntert werden, als durch den Beyfall der Zuſchauer; und der Geſchmack des Pöbels auf dem Parterre und des Pöbels in den Logen iſt an den meiſten Orten ſo ſchlecht, daß der Beyfall der Menge für den guten Dichter eine wahre Demüthigung iſt. In mancher Stadt keimt auch vielleicht ein großes dramatiſches Genie; allein es kan ſich nicht fühlen, weil zum Unglück in dieſer Stadt kein Theater iſt, oder wenigſtens ſich nicht ausbilden. Für die Tragödie fehlt manchem Dichter die Größe des Geiſtes, durch welche hohe Geſin-

nun-

hungen erzeugt werden könnten, die bey aller Erhabenheit nicht in das Abentheuerliche fallen; und dem Publico oft die Receptivität, das Große, das Erhabene und Pathetische zu empfinden. Mit diesen Umständen vereiniget sich das Vorurtheil für die Ausländer, welches unter den Zuschauern und unter den Schauspielern herrschet. Die Deutschen haben zween große dramatische Dichter Weißen und Leßingen; aber statt ihrer vortreflichen Stücke spielt man zu Leipzig den Goldoni; ein vornehmer Mann versicherte mir, und schlug dabey auf die Dose, daß Corneillens schlechtestes Stück beßer wäre, als der Romeo und Julie, und wohl eher habe ich süße Herren und Damen gesehen, die bey Miß Sara Sampson von ganzem Herzen gelacht haben.„

„ In lehrenden Gedichten scheinen die Deutschen ein vorzügliches Geschick zu haben; und hier finden sie auch das weiteste Feld vor sich und eine Aussicht, die immer weiter wird, je mehr man fortschreitet. Sie haben Haller, Hagedorne, Dusche, Wielande, Utze, Withofe; Poeten, die alle in ihrer Art vortreflich sind.„

Wenn

„ Wenn ihre Odendichter ſo fortflie-
gen, wie ſie angefangen haben, ſo werden
ſie bald ſich in den Wolken verliehren.
Dädalus Ramler, der ihnen die Fittiche
gab, wird es nicht thun; aber wie man-
cher junge Icarus will ihn überfliegen,
ſchmelzt an der Sonne und ſtürzt in die
See! Einige aus dieſem Poetenvolke glau-
ben von Ramlern den Gebrauch der grie-
chiſchen Mythologie gelernt zu haben,
und nun werden die Götter auf Göttinnen
gehäufet, auf daß eine Ode daraus wer-
de, und oft in einem ſolchen Anputze zur
Schau geſtellt, in welchem ſie ſelbſt ſich
nicht wieder erkennen würden. Ein anderer
hat gehört, man müße die Alten nachah-
men; geſchwind mißt er den Tact einer
horaziſchen Ode ab, und hüpft dem La-
teiner ſo ſteif nach, wie der bürgerliche
Edelmann ſeinem Tanzmeiſter. Ein dritter
ſieht, daß Ramler zuweilen den Gedanken
am Ende der einen Strophe abbricht, um
ihn in der folgenden fortzuführen; flugs
ordnet er alſo ſeine wenigen Ideen,
ſchiebt immer von jeder die eine Hälfte
nach der andern heraus und ſchiebt ſolan-

ge, bis in jeder Strophe zwey halbe Gedanken ſtehen, in keiner ein ganzer. Ein vierter will alle andere übertreffen, will neu, will originell denken, haſcht alſo nach dem ungewöhnlichen in der Idee und im Ausdruck und wird allenfalls ein Meteor, welches der Pöbel angafft, wie Wunder und Zeichen; der Verſtändige gehet vorbey. „

„ Die ernſthafte deutſche Nation iſt gerade diejenige, welche am meiſten tändelt. Ihre Dichter ſingen von Wein, ohne zu trinken, von Liebe, ohne zu lieben; nur Utz, Gleim, Jacobi und Gerſtenberg tändeln mit Anſtande: denn ſie haben den Grazien geopfert. „

„ Einen Dichter haben die Deutſchen, auf welchen ſie mit Recht ſtolz ſind. Als Jüngling ſang er aus dem Himmel ätheriſche Lieder herab, in welchen auch ſeine ſtrengſten Kunſtrichter das große Genie immer erkannt haben; als Mann ſtieg er zur Erde hernieder und ſpottete in komiſchen Gedichten mit attiſcher Feinheit und ächter ſokratiſcher Laune. „

„Die andern Spötter haben geſchwiegen und es ſcheint, daß unter den Deutſchen der Stoff zur Satire durch Rabenern bereits erſchöpft iſt; ihre Thorheit iſt, wie ihre Weisheit, weder groß, noch mannigfaltig genug, um viele Luciane zu ernähren.„

„Nachdem ſie das Vorurtheil abgelegt hatten, welches ein Mann mit Namen Gottſched vertheidigte, daß ſie mit ihrer Litteratur allen Ausländern Trotz bieten könnten, ſo ſind ſie in den entgegengeſetzten Fehler verfallen, in ein Mistrauen gegen ſich ſelbſt, welches ſie erniedriget und macht, daß ſie alles Fremde für beſſer und vollkommener halten, als das einheimiſche. Sie vergleichen ihre Dichter mit den Alten, mit den Ausländern, und bekennen die Vortreflichkeit der letztern auf Unkoſten ihrer Landsleute. Dadurch wird das Genie zu einer gewißen Furchtſamkeit gewöhnet, welche es von großen und kühnen Unternehmungen zurückhält. Wenn die Jugend einbildiſcher iſt, als das Alter und dieſes furchtſamer als jene; ſo muß der deutſche Genius ſchon in ſeinen abnehmenden Jahren ſeyn, und

bald

bald werden vielleicht die Tage kommen, von welchen es heißt: sie gefallen uns nicht.„

„Wenigstens laßen die heutigen Prosaisten so etwas vermuthen, einige Kunstrichter nicht ausgeschloßen, die durch öftere Klagen über das kraftlose, unkörnigte, unpoetische Wesen der deutschen Sprache andere zu ihrer Verbesserung auffordern.„

„Oder Verschlimmerung? — Die Deutschen hatten bisher gute prosaische Skribenten gehabt, die auch ihre Gedanken ganz menschlich auszudrücken suchten. Moßheim, Sulzer, Gellert, Rabener, Spalding, Zimmermann, Wieland, Cramer, Winkelmann, Moses und einige andere haben doch eine Sprache geredet, deren sie sich nicht zu schämen haben und die man schön findet, wenn sie gleich ganz deutlich ist und nichts übermenschliches an sich hat. Aber hinweg mit diesen Schriftstellern, die so plan, so deutlich schreiben — so wäßericht — beynahe wie Cicero! Wir wollen, sagten einige, eine neue Sprache für uns allein erfinden; Hieroglyphen, deren hohen geheimen Sinn ein Ungeweihter zu faßen nicht ver-

mag; eine Sprache voll von Anſpielungen auf den Talmud und Koran, deſto vortrefflicher, je ſchwerer ſie zu erklären ſind, voll von einem ſchwerfaßlichen Witze, wo bey jedem Gedanken der Leſer zwanzigmal mehr braucht, um ihn zu verſtehen, als der Verfaßer, um ihn zu erfinden; voll von neuen und ungewöhnlichen Wendungen, die noch in keines Menſchen Ohr kommen ſind; und voll endlich von Fremdlingen, denen wir Kraft unſers gedruckten Briefs das Bürgerrecht ertheilen. Sie ſprachen es und gleich — „ wurden die Balſamdüfte vom ätheriſchen Tiſche der Alten, mit „ einigen Vapeurs der Gallier und dem „ Brodem der brittiſchen Laune vermiſcht, „ zu einer Wolke. „ — Sie hatten ihre Nachahmer; aber Seneca hatte die ſeinigen auch und Ciceros mazeſtätiſche Sprache wurde faſt über den ſchimmernden Antitheſen der römiſchen ** und ** vergeßen. Damals war das göldene Alter der Lateiner vorbey; ihre Litteratur war im Abnehmen und ihrem gänzlichem Falle nahe. — Wo ſind nun wohl die Deutſchen? „

„ Wenn das göldene Alter für ihre

Sprache

Sprache dahin ist, so ist es vielleicht für die übrigen Künste noch zu erwarten, wofern nicht die künftigen Winkelmanne, Mengse und Wille ferner expatriiren, wie die bisherigen gethan haben. Fast sind nun die Augsburgischen und Nürnbergischen Tändelarbeiten, so wie ihre Haupt- und Staats-Actionen, gänzlich verdrängt; die Kunst hat sich über das handwerksmäßige erhoben und wird ihren höchsten Gipfel erreichen, sobald die würklichen Genies an mehreren Orten, wie es an einigen bereits geschiehet, solche Belohnungen, oder Aufmunterungen zu erwarten haben, daß sie nicht genöthiget sind, mit ihrem Pinsel, oder Grabstichel nach Tagewerken zu arbeiten. „

„ Die Philosophie der Deutschen ist der Hut, welcher immer eine andere Form bekömmt; vor dreyhundert Jahren noch völlig scholastisch; dann *pyrrhus* aristotelisch; dann ramistisch; dann zwischen allen ein Mittelding; dann cartesianisch; dann bald thomasisch, buddeisch, rüdigerisch, bald etwas anders; ferner wolfisch und demonstrativisch; wieder ein wenig eklektisch, und endlich so süß, so tändelnd, so säuselnd

ſeind, wie ein kleiner loſer Zephyr, der von Blume zu Blume hüpft, und auf keiner lange verweilet. In den Schulen der Deutſchen ſind noch einige demonſtrativiſche Köpfe; allein da viele unter dieſen ſehr unwiſſend und pedantiſch ſind, ſo werden ſie von der feinern Welt alle mit einander vermenget und zuſammen ausgeziſcht. Einige wenige eigenſinnige Männer, die Moſes, Flögel, Iſeline, Abbte wagen es, in der Mitte zu gehen; aber da ſie ſich zu keiner Partey halten wollen, ſo verderben ſie es mit allen. Außerdem iſt es merkwürdig, daß viele unter den deutſchen Philoſophen ſich eine Ehre und ein Verdienſt machen, von allem dem, was man insgemein glaubet, nichts zu glauben. — „

Der Chineſer könnte noch vieles erzählen; allein vielleicht iſt dieſes wenige ſchon zu beleidigend für unſern Geſchmack. Man muß es ihm vergeben; er iſt ein Fremdling und kennt unſere Tugenden nicht ſo gut, als wir ſelbſt.

Der Bogen iſt voll und nun kan ich dieſen chineſiſchen Brief auf das feyerlichſte beſchließen Ich bin u. ſ. w.

Neun-

Neunter Brief

an den Herrn Canonicus

Gleim.

So eben ſtreiche ich ein halb Dutzend ſchlechte Verſe wieder aus, die ich ſo hingereimt hatte, weil ich auch einmal den Einfall bekam; an einen Poeten poetiſch zu ſchreiben. Lieber, mein theureſter Freund, will ich es Ihnen in Proſe ſagen, wie ſehr ich Sie liebe, verehre und hochſchätze, wie heilig ich Ihre vortreflichen Briefe bewahre, und wie entzükt ich noch täglich an den Tag zurückdenke, da ich Gleimen zum erſtenmal ſah und küßte. Sie wiſſen es noch, mit welchen Augen ich damals Ihr Geſicht, Ihre ganze Mine verſchlang, um nur das liebenswürdigſte Bild Anakreons nie wider zu vergeßen. Noch jezt ſteht es

da, vor mir, mit den blauen Augen, in denen der Himmel sich aufthut, mit dem GrazienMunde, mit dem sanften Lächeln, das meine ganze Seele dahin zog; umarmen wollte ich es, an meine Brust drücken, seinen Athem in mich ziehen; aber es verschwand.

Schelten Sie mich immer einen Schwärmer; ich bin es nur, wenn ich den Geliebten, den Freund mir gedenke, und dann wage ich es, stolz auf einen Enthusiasmus zu seyn, der wenigstens zunächst unter den poetischen eine Stelle verdient. Aber bald werden Sie mich wieder kaltsinnig, unfühlbar, ernsthaft und milzsüchtig sehen. Denn ich rede mit ihnen in diesem Briefe von dem kaltsinnigsten, unfühlbarsten, ernsthaftesten und milzsüchtigsten Volke unter der Sonnen — von den Kunstrichtern.

Einer Ihrer LieblingsSchriftsteller giebt mir den Text zu der folgenden Predigt, welcher also lautet: *) „ Einem großen Manne kleine Fehler abzulauren: nur höckerigte Auszüge seiner Gedanken zu geben: ihn

*) Ueber Abbts Schriften, S. 12.

ihn wie durch ein Vorurtheil seines Namens zu preisen; freilich das sind leichte und rühmliche Verrichtungen, die aber nichts helfen und öfters schaden. Was kan es einem Leser helfen, daß er durch solch einen regelmäßigen, oder krüppelhaften Auszug durchwischet? der Geist des Autors ist weg aus diesem Gerippe! Was kan es helfen, daß ich meinem Autor ein Paar eigene Gedanken anflicke und sie ihm wie Höcker aufbürde? Muß es nicht äußerst schaden, das Auge eines Lehrlings daran zu gewöhnen, daß es zuerst Fehler sucht; sein Gefühl für die Schönheiten zu verhärten, und seine Seele damit zu verstümmeln, daß er tadelt, statt nachzueifern? Muß es nicht schaden, wenn wir, geleitet vom Vorurtheile des Namens, alle Gedanken in guten Büchern für göttlich, und gute Gedanken in mittelmäßigen Büchern für schlecht halten? — Und siehe! dies sind die Vortheile unserer Gelehrsamkeit aus Journälen! Wir laufen durch Auszüge hin: sehen viel, und nichts ganz, und erwerben uns ein Compendium des Verstandes. Wir lesen Urtheile, die uns entweder irre führen, oder doch gemei-

niglich leer laſſen; ſo wie der Schein des Mondes leuchtet, aber nicht erwärmet. Wir lernen Fehler finden, ſtatt Schönheiten zu koſten, und erreichen es alſo, gelehrt ſcheinen zu können, ohne ſelbſt ein Sohn der Weisheit zu ſeyn. In der That, ſo wie in der bürgerlichen Welt der artige Umgang, ſich von nichts unterhalten zu können, das wirkliche Commercium menſchlicher Geiſter und Herzen merklich geſchwächt hat: ſo geben ſich unſere Kunſtrichter Seelen auch alle Mühe, durch ihre Gelehrſamkeit und Scharfſinn die ſüßen Augenblicke uns zu rauben, da wir den Geiſt des andern ſehen, und uns nach ihm bilden.„

Ich will nicht enthuſiaſtiſch für, oder wider die Kunſtrichter urtheilen; ſondern unparteyiſch, als wenn mich keiner unter ihnen gelobt, keiner getadelt hätte, den Nutzen ihrer Critiken gegen den Schaden abwägen, welcher dadurch geſtiftet wird.

Es iſt die Rede von öffentlichen Critiken, nicht von ſolchen, die der Freund ſeinem Freunde macht. Kunſtrichter der letztern Gattung ſind von je her geweſen und ſie ſind deſto nothwendiger, je leichter ein Va-

ter

ter aus allzugroßer Zärtlichkeit gegen seine Kinder ihre Fehler übersieht. Aber Herolde, die es in die Welt hineinschreyen, si quis pauperiem fecisse dicatur, die öffentlich schelten und öffentlich loben und über lebende Skribenten richten: diese sind eine Art von neuerlich entstandenen Geschöpfen, die die Alten noch nicht gekannt haben.

Das Amt eines solchen Kunstrichters hat zwo Seiten; wir wollen es zu erst von der guten betrachten.

Es ist nicht zu läugnen, daß wir die wichtigsten Untersuchungen, die besten Aussichten, durch welche in unsern Tagen das Gebiete der Litteratur erweitert worden, unsern Kunstrichtern zu danken haben. Während der Lesung eines Buchs entstehen in unserer Seele eine Menge Gedanken, die wir vorher noch nicht gehabt haben, die aber fast immer so schnell wieder verschwinden, als sie entstanden sind. Weiß der Kunstrichter diese zu erhaschen, festzuhalten und seinen Lesern in den Kopf zu spielen; so kan es nicht fehlen, seine Recension muß Samenkörner und Pflanzen enthalten, die das Genie groß ziehen kan, daß sie

tausendfältige Früchte tragen. Wie viel denkt ein aufmerksamer Mann bei Klopstocks Meßias! Oder bei Shakspears Tragödien! welche Blicke thut er da in das menschliche Herz! Er zeige seinen Lesern die Dinge, die er gesehen hat, und die nicht jedermann sieht! Vielleicht entdecken diese eben das, vielleicht mehr, vielleicht etwas anders; in allen Fällen ist der Fingerzeig, den ihnen der Kunstrichter gegeben hat, ein nützlicher Wegweiser, der sie zu Betrachtungen führt, die nun ihnen eigen sind, nachdem sie ihr Gepräge darauf geschlagen haben.

Deßwegen wird auch die Theorie der Kunst ungemein durch eine vernünftige Critik befördert. Fast nur aus einzelnen Anmerkungen ist das unsterbliche Homische Werk zusammengewachsen; nun sammle mir jemand alle gute Beobachtungen unserer deutschen Kunstrichter über einheimische Werke; er ordne, vergleiche, beurtheile und vermehre sie mit seinen eigenen, und dann werden wir deutsche Grundsätze der schönen Wissenschaften bekommen. Die gründlichen Urtheile aus allen guten, oft widrigen, Journalen zusammen gesetzt, aus den

Lit-

Litteraturbriefen, den drey jetzlebenden Bibliotheken, den Fragmenten und wie sie weiter heißen; — wäre das nicht ein feines Magazin, aus welchem ein denkender Kopf die Materialien zu einem neuen Gebäude herholen könte? Die Herren Herder und Schmid haben uns Proben einer solchen Arbeit gegeben; dieser mit einer grösern Känntniß der Litteratur, und jener mit einem größern philosophischem Geiste.

Wer spricht mir den Journalen das Lob ab, daß dadurch der gute Geschmack hergestellt und erhalten, und die seichten Urtheile über das Gute und Schöne erdrückt werden? Selbst Gottscheds Neuestes aus der anmuthigen Gelehrsamkeit hat an verschiedenen Orten, wo sonst ein pöbelhafter Witz von der Canzel an bis an den Nachttisch, herrschte, gute Dienste gethan. Bessere thaten die Litteratur Briefe; und der Bibliothek der schönen Wissenschaften, die selbst in Wien mit Beyfall gelesen wird, hat man, so wie den Bemühungen des Herrn von Sonnenfels, das Aufkommen verschiedener guten Köpfe in den dortigen Gegenden zu verdanken. Ein Journal ist

dazu

dazu gemacht, in mehrere Hände zu kommen, als andere Schriften; der Jüngling, der oft nicht die Gelegenheit hat, viele Bücher selbst zu lesen, urtheilt dem Kunstrichter nach, formt seinen Geschmack nach dem Geschmacke seines Anagnosten, (denn der Journalist ist ein Anagnost, der uns aus jedem Buche das Beste und das schlechteste vorließt) und wird weise, wenn dieser weise war.

Zu unterdrücken die schlechten Schriftsteller und hervorzuziehen die guten, die ohne solche Beyhülfe vielleicht unbekannt gebliben wären: eine neue Pflicht des Kunstrichters und, wenn er sie erfüllet, ein neues Verdienst! Er ist der Censor, der jedem seinen gebührenden Rang anweißt, den Dunß von dem Throne herabjagt, auf welchen er sich eigenmächtig gesetzt hat, und zu dem gemißhandelten und unterdrückten Genie sagt: steige herauf! Er beßert den angehenden Autor, zeigt ihm seine Bestimmung und das Fach, für welches er gemacht ist, prägt ihm Behutsamkeit ein, macht ihn demüthig, wenn er zu stolz, und kühn, wenn er zu furchtsam war, feuert

ihn

ihn zu fernern Arbeiten an und muntert ihn auf, dereinst Werke zu liefern, die ihn überleben können.

Selbst der Geschmack des Lesers wird durch das Urtheil des Kunstrichters noch mehr befestiget. Oft lese ich in der Stille und urtheile in der Stille; meine Sentenz scheint mir zu verwegen, ich wage es nicht, sie öffentlich zu sagen; nicht einmal, ihr für mich allein völlig zu trauen. Jetzt tritt der Kritikus auf, sagt eben das, was ich gedacht habe und bestätigt mich dadurch in meiner Meinung; oder er sagt das Gegentheil und veranlaßt mich, diese genauer zu prüfen, um endlich zu einer Art von Gewisheit zu gelangen. Lange hatte ich heimlich mir selbst zugemurmelt, daß Lohenstein der verächtliche Mann nicht sey, für den ihn die Gottschedische Schule gehalten hat, daß Wielands Shakspear und Duschens Pope allerdings in Deutschland Nutzen schaffen können, daß Voltärens Henriade und verschiedene französische Trauerspiele nicht das Lob verdienen, womit man sie überschüttet; bis in Ewigkeit würde ich es gemurmelt, nur halb geglaubt, nie laut gesagt haben,

wenn

wenn ich nicht hörte, daß Abbt, Klotz, Home, Leßing eben so urtheilten, als ich.

Ueberhaupt erleichtern die Journale allemal die Bekanntschaft mit der Litteratur. In ihnen übersehen wir, wie mit Einem Blicke, den ganzen Zuwachs, welchen sie von Zeit zu Zeit erhält; wir familiarisiren uns mit den Namen der besten Schriftsteller und lernen selbst ihr Genie einigermaßen und wenigstens so kennen, wie das Gesicht eines Menschen aus seinem Porträt, oder wie den Gang eines Frauenzimmers, die man von fern sieht. Wir hören auf, Fremdlinge in unserm Vaterlande zu seyn, wie es unsere Väter waren, die oft den unbekanntesten griechischen Scholiasten beßer kannten, als ihren eigenen Landsmann; werden bekannter mit unsern einheimischen Produkten und wißen nunmehr, was die Deutschen geleistet haben, und was sie leisten könnten.

Sogar die Kriege der Kunstrichter untereinander sind eine nützliche Gährung, durch welche mancher Vortheil gewürkt wird. Das zuschauende Publikum sieht endlich, auf welcher Seite das Uebergewicht

ist

ist und entdeckt ohne Mühe die kritischen Kunstgriffe, mit welchen man es bisher hintergangen hat. Dann springt plötzlich zwischen beiden Streitern ein dritter hervor, verdrängt beyde, und fängt an zu regieren, so lange bis er wider auf eine ähnliche Weise gestürzt wird. Der zweete wird immer sich hüten, daß er nicht in die Fehler des erstern verfalle; der dritte vermeidet die Versehen des zweeten, und so wird immer der vorhergehende durch den nachfolgenden verbeßert, bis endlich der Geschmack der Nation durch diese fortdaurenden Bemühungen seine Festigkeit erhält.

Freylich durch magere Auszüge wird das Publikum nicht genährt, nicht gebeßert. Wer diese zu verfertigen im Stande ist, der sey ein Registermacher bis an sein Ende; Kunstrichter ist er nicht. Und wer sie lesen kan, dem empfehle ich die Bände der unschuldigen Nachrichten, die deutschen Acta eruditorum und viele der heutigen französischen Journale, wo er bei dem Extrait premier geruhig einschlafen und bei dem Extrait second u. s. w. sich wieder munter lesen kan. Bloß die Gedanken des Verfa-

ßers, ohne eigenes Urtheil, abzuzeichnen, und ſie nach Gutbefinden mit einander zu ver'nüpfen; das heißt einem Körper das Fleiſch nehmen und die Knochen mit Drat zuſammen heften, Das Neue, das Wichtige, das Eigene, das vorzügliche Schöne, das Falſche und Häßliche, das Unbeſtimmte anzuzeigen, auf die Lücken zu deuten, die der Verfaſſer gelaßen hat, die Auswüchſe abzuſondern; dies iſt eigentlich das Geſchäft eines Journaliſten, der mit dem Kopfe und nicht mit der Hand kritiſirt.

„ Aber wo finden wir den? Und „ wenn wir ihn gefunden hätten, wird „ ſeine Arbeit auch alle die herrlichen „ Früchte hervorbringen, die man von ihr „ rühmet? Und wenn ſie dieſe hervorbrächte, wird nicht der Nutzen weit durch den „ Schaden überwogen, der nothwendig aus „ öffentlichen Critiken über lebende Schriftſteller entſtehen muß?

Ich will aufrichtig ſeyn, das Bild des Kunſtrichters herumdrehen, ihn von der ſchlimmen Seite betrachten und nichts von dem Schaden verſchweigen, der auch durch gute Critiken geſtiftet wird; denn von ſchlechten iſt ohnehin die Rede nicht. Und

Und wenn der Kunſtrichter ſich heiſer ruft und hypochondriſch ſchreibt, wird er wohl jemals das Ungeziefer des Helikons vertilgen, die Brut der elenden Skribenten völlig ausrotten, oder ihre Schriften den Leſern aus den Händen recenſiren? Herr Ziegra ſchreibt ſeine Wansbeckiſche Zeitung ſchon ſeit vielen Jahren und verkauft gewiß ſo viel Exemplarien davon, als Herr Nicolai von der allgemeinen Bibliothek. Bandel läßt ſeinen ſtummgeweſenen Advokaten immer fort plaudern. Weſtermann ſingt ununterbrochen Sonnaten ab; Wilke ſchreibt Einen Beytrag über den andern; und von dem Antikritikus habe ich bereits das ſechſte Stück — nicht geleſen — ſondern geſehen. Was hilft nun alle Kritik? Solange es elende Leſer giebt, muß es auch elende Schriftſteller geben; und wenn wir kein Mittel wißen, die erſten hinwegzuſchaffen, ſo ſind hundert Kunſtrichter nicht hinreichend, Einen einzigen böſen Skribenten völlig zu erdrücken.

Dafür erheben ſie manchen Autor, der es nicht verdient; junge Genies ſchlagen ſie oft zur Ungebühr nieder und oft ma-

chen sie selbst ältere furchtsam und tödten in ihnen den Muth, der zu Originalwerken erfoderlich ist. Ich kenne Knaben, deren erste Werke noch nicht an das mittelmäßige reichen; sie wurden dennoch in eine sehr hohe Klaße der schriftstellerischen Rangordnung gesetzt, weil sie das Glück hatten, mit denen in Verbindung zu stehen, die Lob und Tadel nach Gefallen ertheilen. Stolz auf ein Lob, welches ihnen nicht gebührte, und voll von Zutrauen auf ihre Kräfte, versäumten sie es, ihren folgenden Werken die gehörige Vollkommenheit zu geben und fielen dadurch desto tiefer, je mehr sie vorher waren erhöhet worden. Ich kenne Jünglinge, die auch auf die Spitze des Parnaßus hinaufklimmen wollten; der Kunstrichter stieß sie zu unbarmherzig hinab in die Tiefe, und sie verzweifelten. Durch die allzustrenge Critik wurden sie zu sehr gedemüthiget, alle Zuversicht, alles Zutrauen zu sich selbst war verschwunden; sie wagten es nicht, wiederzukommen in ein Publikum, wo man sie so schlecht begrüßt hatte: erstickt lagen nun die besten Talente da und verlohren

war der Bürger, der künftig dem litterarischen Staate zur Ehre gereicht hätte. Ich kenne Männer, denen man, in einem heftigen, bittern und unhöflichen Tone, die Feile angepriesen hatte; sie nahmen sie und feilten, und feilten mit jedem Fehler zwo Schönheiten aus ihren Gedichten heraus, die nun zwar so correkt wurden, daß sie selbst die strengsten Tadler mit Verbeugungen bewillkommten; aber dahin war der holdselige Reiz, der auch bey minderer Regelmäßigkeit, mehr anziehendes hat, als eine untadelhafte Schönheit ohne Leben, ohne Grazie.

Durch allzuvieles Kritisiren wird überhaupt die Ausübung gehemmt; man unterdrückt das Gefühl der Schönheit, lehrt nur nach Fehlern haschen, und was thut der Lehrling lieber? Kritisiren ist immer leichter als selbst machen; Fehler suchen gemächlicher als verdeckte Schönheiten entziffern: man thut also das, wo es man seine Rechnung am besten findet; halb gelesen, nichts empfunden, alles getadelt, flugs ist der Kunstrichter fertig. Manchen vortreflichen Kopf reißt der Strom mit sich

fort und wenn er denn nicht außerordentlich arbeitsam ist, so wird er durch die kritischen Bemühungen an der Ausfertigung eigener Originalwerke verhindert, die dann noch leben würden, wenn alle Journale vergeßen sind.

Dies ist der Schaden der Kritik auf Seiten der Schriftsteller; größer noch ist er auf Seiten der Leser.

Es giebt Menschen, die keinen eigenen Kopf, keinen eigenen Geschmack, kein eigenes Urtheil und keine eigene Gelehrsamkeit zu haben scheinen; ihr Kopf, ihr Geschmack, ihr Urtheil und ihre Gelehrsamkeit — alles gehört den Journalisten zu, von welchen sie es empfangen haben. Sie denken, wie diese, sie empfinden, sie richten wie diese; ihre ganze Kenntniß ist eine Kenntniß der periodischen Schriften und der Urtheile, die in diesen gefällt werden.

„ Was halten Sie von Abbts Buch
„ über das Verdienst? „

„ Es macht eine neue Epoche in der
„ Philosophie; die Schreibart ist vor-
„ treflich, und der gute, schlichte
„ Menschenverstand, welcher in dem
„ Bu-

„ Buche herrscht, macht es eigent-
„ lich zu einer Schrift für den Bür-
„ ger. „

„ Wie gefällt Ihnen Wielands Ueber-
„ setzung vom Shakspear? „

„ Sie ist steif und geschmacklos und
„ dieser große englische Dichter wird
„ dadurch völlig entstellet. „

„ Wie der deutsche Pope von Dusch? „

„ Er wimmelt von Schnitzern und Po-
„ pe ist in der wäßerigten Prose nicht
„ mehr zu erkennen. „

„ Vermuthlich besitzen Sie diese Bü-
„ cher selbst? „

„ Um Vergebung! Ich habe sie nur
„ recensirt gelesen —

Aehnliche Gespräche habe ich mehrmahls gehört, *) und ich glaube, daß unter tausend Lesern eines Journals richtig allemahl

*) Auch ähnliche Critiken gelesen — Ein neuerer Kunstrichter der noch zu sehr taumelt, um den Namen eines philosophischen Kopfs zu verdienen, wirft einen verächtlichen Seitenblick auf den Don Sylvio von Rosalva, den er nicht gesehen hat, weil er ihn Don Antonio nennet — So strafte die Critik ihren untergeschobenen Sohn durch sein eigenes Gedächtniß.

neun hundert ſind, die auf eine ſolche Art blindlings dem Kunſtrichter nachtappen und ihm nach über Bücher urtheilen, die ſie in den meiſten Fällen nicht einmahl geſehen haben. Sie geben ſich durch ihre Beleſenheit in den kritiſchen Schriften das Anſehen einer weitläufigen Känntniß und mancher ehrliche Mann, der dann nur über ein Buch urtheilt, wenn er es geleſen und geprüft hat, muß ſtill im Winkel ſitzen, und ſich von der großen Weisheit dieſer Vielwißer überſchreyen laſſen. Wird nun nicht eben das Inſtitut, welches zur Ausbreitung der wahren Gelehrſamkeit dienen ſollte, ein Mittel ihre Aufkunft zu verhindern? Der junge Menſch will ſich von dem Kunſtrichter gute Bücher empfehlen laßen, und über der Empfehlung vergißt er das Buch ſelbſt.

Und wie nun, wenn ihn ſein Wegweiſer verführt? So irrt er ihm alſo nach, ſchimpft Wielanden, weil ihn der Kunſtrichter geſchimpft hat, und lobt alle die mittelmäßigen Köpfe, die dieſer herausſtrich. — Auf dieſe Art kan ein Journal durch das Anſehen, in welchem es bey dem

nach-

nachlallenden Theile des Publicum ſiehet, eben ſo wohl, als es den guten Geſchmack befördern ſollte, eine falſche Mode machen; nicht durch die Urtheile allein, auch durch den Ton, in welchem dieſe abgefaßet werden. Die bunte Schreibart, die man ſeit einiger Zeit für ſchön gehalten hat, wurde durch einige aber mäßige Auswüchſe des Styls in den Litteratur Briefen veranlaßet; durch einige Fehler, die hernach die Verfaßer ſelbſt misbilligten, die aber andere für Schönheiten verſchlangen, verdauten und, mit ihren eigenen Zuſätzen vermehrt, wieder von ſich gaben. Und ſo entſtand, wie ſelbſt ein Kunſtrichter bemerkt hat, ein Unaeheuer von Styl.

A Babylonisch Dialect.
Which learned Pedants much affect

So iſt keine Mode des Geſchmacks ſo abenteuerlich, die nicht einen Obergelehrten zum Urheber und eine Menge Untergelehrte zu gefälligen Dienern hätte!

Kein Luſtſpiel kan luſtiger ſeyn, als die Verwirrung, welche durch kritiſche Kriege unter den Haufen der Nachliſpler gebracht wird. Der Eine nimmt Partey, ſicht für

den Altar und für den Heerd, ehe er noch weiß, wovon die Rede iſt, und zankt ſich mit dem zweeten, der eben ſo unwißend iſt, als der erſte. Ein dritter wankt, und da er in der Beſtürzung nicht weiß, wohin er ſich wenden ſoll, ſo läßt er ſich durch den erſten Haufen, der ihm aufſtößt, mit fortſchleppen — „ Wohin Herr Sancho? „ — das weiß Gott und mein Eſel!

Die Verwirrung wird noch vermehrt durch die geheimen Verbindungen unſerer Schriftſteller und Kunſtrichter unter einander. Fürs erſte die guten Köpfe auf der Einen, und die elenden Schriftſteller auf der andern Seite im beſtändigen Kriege: denn Rotten unter den letztern, und entgegen geſetzte Schulen unter den erſten: ein Krieg aller wider alle: komm Hobbes und richte dein Reich auf! — Ich würde mehr hinzuſetzen, wenn ich nicht zu einer gefährlichen Zeit ſchriebe, wo das litteraliſche Publicum in Deutſchland beynah in einer ſolchen Gährung iſt, als das bürgerliche vor hundert Jahren in Engelland,

When civil Dudgeon firſt grew high,
And Men fell out they knew not why;

When

When hard Words, Jealousies and Fears,
Set Folks together by the Ears.

Nicht selbst will ich den Schluß aus allen diesen Prämißen ziehen, um den Werth unserer Critik zu bestimmen. Vielleicht ist sie ein entbehrliches Gut; vielleicht ein nothwendiges Uebel: mag sie doch seyn, was sie will! Weil wir einmal Kunstrichter haben, so träume ich mir ein Ideal vor, von dem besten unter allen möglichen Kunstrichtern, dem billigsten, einsichtsvollsten und würdigsten, der nur zu denken ist; — wenn die Natur nie eine mediceische Venus, oder ein Kind wie Coppels Anor hervorbringen wird, kan man sie anklagen, daß sie uns einen Kunstrichter versagt, der nur ein Geschöpf der Einbildungskraft ist?

Dieser Kunstrichter ist, fast wie Thomasens Politicus, ein Mensch ohne Freunde, ohne Feinde und ohne Verbindungen, unbekannt, ohne Amt, entfernt von der Welt und sitzend in einem Winkel, aus welchem er geruhig umherschauen kann.

Kein System hat ihn gefeßelt; alle fremde Ideen legt er ab, oder prägt sie zu eigener Münze um. Um alles hinwegzuschaffen,

was an die Vorurtheile gränzt, vergißt er auf einige Zeit sein Vaterland, die Gesinnungen seiner Nation und alle Meinungen, die ihm der Lehrmeister angeklebet hat.

Er ist selbst kein Schriftsteller; er will es nicht seyn. Unparteyisch ist er, auch gegen sich selbst, nicht steif beharrend auf seinen Urtheilen, nicht eigensinnig im Lesen und Schmecken.

Gebildet hat er seinen Geschmack durch das Studium der Alten, der Ausländer und der besten unter seinen Landsleuten, ohne für eine Partey eingenommen zu seyn. Er stellt alle neben einander, um aus allen zu lernen; aber er paralleſirt sie nicht, um die Alten auf Unkosten der Neuern, oder umgekehrt, zu erheben.

Patriotisch für sein Vaterland kan er immer seyn; er soll es seyn! Er liebt seine Landsleute, straft sie brüderlich, wo sie irren, und winkt ihnen freundschaftlich, wenn sie auf dem rechten Wege sind. Ihre Litteratur kennt er von der starken und von der schwachen Seite; historisch: er weiß, was sie gethan und nicht gethan haben;

ben; philosophisch: er weiß, was sie thun könnten.

Er ist ein geduldiger Mann, hat Enthusiasmus zu lesen, Phlegma mit Bedacht zu lesen, Scharfsinn zu prüfen und Phantasie, sich in die Stelle des Verfaßers zu setzen, um seinen ganzen Geist zu erhaschen.

Er ist ein bescheidener Mann, der seine Urtheile problematisch vorträgt, keinem Leser aufdringt, und nicht jedem die Pritsche vorhält, wer anders zu urtheilen sich unterwindet.

Er ist ein standhafter und freymüthiger Mann, der die Wahrheit mit Anstand sagt, und es vorher weiß, daß er durch Wahrheiten beleidigen wird.

Er sagt sie, bald mit der ernsthaften Mine eines Mentors, bald in einer sokratischen Laune dahin, ist froh, daß er sie gesagt hat, und seine Zufriedenheit hängt so sehr von ihm selbst ab, daß er nie mit sich oder mit andern unzufrieden ist, wenn es andere mit ihm sind.

Er vereiniget sich mit Männern, die ihm ähnlich sind, und diese zusammen schrei-

ben ein Journal — welches in Ewigkeit nicht wird geschrieben werden.

Dieser Traum beschließe den Brief an meinen Gleim! Ich wünsche seine Erfüllung, und hoffe sie nicht. Leben Sie wohl mein theuerster Freund, und denken Sie zuweilen an Ihren u. s. w

Zehnter Brief

an den Herrn Geheimen Hofrath

von Thümmel.

Entweder Herr Harles, oder Herr Feder hat mein Stillschweigen bey Ihnen entschuldiget. Ich wartete auf den Abdruck dieses gedruckten Briefs, um einen geschriebenen beyzulegen; da sind sie nun beyde mit einander!

Sie

Sie, gnädiger Herr, sind ein Hofmann, der zu keiner gelehrten Partey gehöret; ein Zuschauer des Gewühls auf dem Theater, wo Gladiatoren, Kunstrichter und wilde Thiere kämpfen; ein Ehrenmitglied des Publicum, welches Sie ganz übersehen und welches stolz darauf seyn muß, daß Sie sich zuweilen unter den Haufen der Schriftsteller herab begeben, die es bewundert: Ihnen also sey diese Rhapsodie, die Sie am besten beurtheilen können, diese Betrachtung über unser Publicum gewidmet, von welchem ich fragen darf: Ist es? und wo!

Vom Monzambano an bis auf Mosern*) zankt man sich über die politische Ver-

*) Als ein Bürger meines Vaterlandes gebe ich meine Stimme für diesen vortreflichen Mann wieder diejenigen, welche „ es nicht untersuchen wollen, wie weit Vie schreiberey, veränderte Situationen und halbverstandene Religions Sätze ihn hätten bringen können. „ — Ich will es auch nicht untersuchen, wie weit das Urtheil Eines Kunstrichters den andern bringen kann; nur darf ich wünschen, daß man nicht das National Interesse und den Enthusiasmus für einen gewissen Monarchen zur Richtschnur mache, das Verdienst eines Schriftstellers zu beurtheilen.

faßung Deutſchlandes, für die man noch immer keinen feſten Namen gefunden haben will. Nicht anders iſt unſer litterariſches Publicum, ein monſtrum horrendum, und leider wenigſtens zuweilen, cui lumen ademtum.

Geſammelte Stimmen machen eigentlich das Publicum aus; Stimmen verſchiedener Inſtrumente, die in ein Concert zuſammenflißen; Urtheile verſchiedener Köpfe, die nach einer Direction hinlaufen. Wir haben alſo nicht ein Publicum; ſondern (darf ich ſo reden?) ſo viele Publica, als es Urtheile mehrerer Areopagiten giebt, die einander widerſprechen. Das Eine fällt eine richtige Sentenz, wenn es jedem wiederfahren läßt, was er mit ſeinen Thaten verdient hat. Das andere urtheilt unrichtig, wenn es den Schuldigen losſpricht und den Unſchuldigen verdammt.

Wo iſt nun dasjenige Publicum, deßen Ausſpruch gelten und von welchem man behaupten kan, daß es den Werth der Schriftſteller und ihre Rangordnung beſtimme?

Iſt es in einer Stadt, in einem Lande? in Berlin, in Leipzig, in Copenhagen, oder in Zürch?

Nichts weniger! Wir haben keine gemeinſchaftliche Hauptſtadt; keinen Mittelpunkt, in welchem der Kern unſerer guten Köpfe verſammelt wäre, auf deßen Endurtheil die Peripherie lauerte; Deutſchland iſt ein weites in mehrere Provinzen zertheiltes Reich, die für ſich beſtehen, ihr eigenes Intereße haben, welches oft dem Intereße des ganzen zuwider iſt: da iſt kein Reſidenz Ort für die Geſetzgeber des Geſchmacks; kein Reichstag aus Deputirten aller Landſtände zuſammengeſetzt, ſondern überall Anarchie.

Wenn der Berliner den Enthuſiasmus für ſeinen König ſelbſt in die Werke der Muſen einfließen läßt; wenn der Schweizer Bürgerlieder ſingt denen er den Geiſt der Freyheit einhaucht; wenn der Däne über den Gräbern der Skalden Beſchwörungen murmelt, wie die Frau von Endor, und ein Ding heraufbeſchwöret, welches ausſieht wie Samuel und nicht Samuel iſt: dann leſen die Berliner, die Schweitzer

die Dänen, und ihre Urtheile durchkreuzen ſich. Wer hat nun recht?

Ablöſchen wollen wir alſo die Tinktur, welche der Geſchmack eines jeden durch den beſondern National Geiſt erhält; und dann in ganz Deutſchland herumwandern und die zerſtreuten Glieder des Publicum aus allen Landen zuſammenſuchen.

Vermuthlich werden es die Kunſtrichter ſeyn, von den berliniſchen, halliſchen und leipzigern an bis auf den jenaiſchen freyen Beurtheiler und den hamburgiſchen Nachrichter? da ſey Gott für! Nie können ihre Stimmen die Stimme des Publicum ſeyn, ſo lange ſie mehr ihrem Eigenſinne als ihrer Empfindung folgen, ſo lange ſie weniger die Dollmetſcher einer freyen Nation, als die Herolde ihrer eigenen Verdienſte ſind. Die Urtheile der guten Kunſtrichter, zuweilen ſelbſt der elenden, treffen nicht ſelten mit den Urtheilen des Publicum zuſammen; aber das Forum iſt noch immer verſchieden. Was für arme Schriftſteller wären Quinault, Wieland,

Dusch, Cramer, Löwen, Michaelis *) und Andere, wenn das Publicum nicht anders urtheilte, als die Kunstrichter, selbst diejenigen, die fein trotzig austhun, als wenn sie Sonderlinge wären und gar nicht zu der übrigen kritischen Nation gehörten? Und du armer Tod Adams, den ein Gleim verspottet, aus welchem der Gallier und der Britte es lernten, daß auch ein Deutscher ein Original seyn könnte, der noch im Jahr 1767 von den Franzosen nachgeahmt wird, wo ist deine Schönheit, wenn sie auf der Bestimmung der Kunstrichter beruhen soll?

So sind es vielleicht die Autoren selbst, deren gesammelte Stimmen das Publicum ausmachen? Auch diese nicht; wenigstens soll keiner in demjenigen Fache ein Votum haben, wo er selbst Autor ist." Die Eigenliebe ist eine Dame, die alle andere Schönheiten verächtlich, oder gleichgültig macht. Wir lieben uns selbst, mit unserer Familie und unsern Kindern, und sehen die Kinder unserer Nachbarn entweder ganz kaltsinnig

*) Siehe die neue Auflage der Fragmente über die neuere deutsche Litteratur.

vor dem Fenſter vorübergehen, oder wir bemerken allerhand Unarten an ihnen, die wir an den unſrigen weder ſehen, noch ſehen wollen. Schweigen ſollen wir alſo von unſern Mitgenoßen; und wenn wir ja reden wollen, ſo gelten unſere Urtheile — nichts.

Noch bleiben die Leſer übrig, und dieſe müſſen das Publicum vorſtellen, dafern wir eines haben ſollen. Aber ums Himmels willen nicht alle! Nicht der Gelehrte von Profeſſion, der wegen eines gelehrten Endzwecks lieſt, der ein Buch durchgehet, um Ein Wort zu finden, oder mitten unter Bänden ſchwitzt, um Collectanea zu ſammeln! Nicht der Jüngling, der zum Leſen geht, wie zum Balle, um ſich zu zerſtreuen, und die lange Weile fortzuſchaffen. Nicht die Dame am Nachttiſch mit ihren Vapeurs, die ſie in Ermangelung eines Cicibeo durch Gleimen will verjagen laſſen! Nicht der ſüße Herr, der aus ſechs Büchern ſechs Brocken ſammelt, die er in allen Geſellſchaften hinwirft, um gelehrt zu ſcheinen, und wieder aufhebt, um einen Vorrath für die Zukunft zu haben. — Es

giebt noch in Deutschland von Wien an bis nach Hamburg eine Menge geschmackvoller Männer und Männinnen, die da lesen, ihren Geist zu nähren, die sich den fühlenden Busen voll lesen und dann urtheilen, ohne urtheilen zu wollen. Diese sind unser liebstes Publicum und eigentlich diejenigen, auf deren Beyfall, wenn ich ein Dichter wäre, ich am meisten stolz seyn würde; stolzer als auf das schülerhafte Lob der Journale und auf die Menge der Editionen. Ein Hofmann, der sich dem Getümmel entreißt, um zurückzukehren in die Gesellschaft der Wielande, der Utze, der Gleime; eine Matrone, die ihren Kindern den Gellert vorsagt, bis sie ihn auswendig können; ein geschmackvoller Mann außer dem gelehrten Stande, der es mir gesteht, daß er bey Romeo und Julie geweint hat: — lauter brave Leute die keine Kunstrichter sind, auf deren Sentiment ich aber mehr baue, als „ auf die Decrete der kritischen Parlamente „ Herrn t „ Wir haben gelesen — Wir „ urtheilen — wir glauben — wir rathen dem Verfaßer — und das von Rechtswegen! „

Man ſpielt mit dem Worte Publicum, wie mit einem Zahlpfennige; und faſt möchte ich durch die Beſtimmung des verſchiedenen Sinnes, welchen man dieſem Ausdruck giebt, einen kleinen Beytrag zu einem deutſchen Wörterbuche liefern.

„ Das Publicum hat ſehr günſtig von mir geurtheilt „ das iſt verdollmetſcht: Einige meiner guten Freunde, die Journale ſchreiben, haben es der Welt, der ſie mein Buch anlobten auf eine verblümte Art geſagt, daß ſie meine Freunde ſind.

„ Das Publicum hat meine Schrift gut aufgenommen. „ — Das heiſt: mein Verleger hat ſie verkauft, für Geld, oder für Waare; und er glaubt, auch noch die zweyte Auflage verkaufen zu können, die ich jetzt veranſtaltet habe.

„ Dieſes Buch iſt von dem Publicum längſt verlacht worden. „ — weil es nämlich in den Augen einiger Kunſtrichter ein Stein des Anſtoßens war.

„ Es ſind dies nicht die Urtheile „ einzelner Perſonen, ſondern die Ur„ theile des Publicum von ganz Deutſch-

land „ — das iſt zu überſetzen: die Kunſtrichter, welche hier urtheilen, wohnen nicht alle in Einem Hauſe, in Einer Stadt; aber ihre Geiſter ſind immer getreulich beyſammander.

„ Ich übergebe hiermit dem Publi„ cum dieſe Briefe. „ — Nämlich alle Perſonen, die einen Gulden zuviel haben und ihn für dieſes Buch dahin geben wollen, ſollen mein Publicum ſeyn.

In dieſem Tone mag ich nicht fortfahren; man hat es mir ohnehin vorgeworfen, daß ich zur Unzeit luſtig wäre *); was kan ich dafür, wenn ich muß? Bey gewißen Gegenſtänden kan man nicht ernſthaft ſeyn.

Dies weis ich nun, daß aus den harmoniſchen Stimmen geſchmackvoller Leſer die Stimme des Publicums zuſammentönet. Aber wer berechnet mir die Mehrheit der Stimmen? Kan ich mich auf dieſe verlaßen? Und wie ſoll ich daraus die gute oder ſchlechte Beſchaffenheit eines Buchs erkennen?

*) S. die Vorede zu der Theorie, verglichen mit der T. Bibl. der ſch. K.

Glücklich wären wir, wenn wir eine Urne hätten, in welche nur geschmackvolle Leser ihre ὀστρακα werfen dürften: zählen könnten wir dann diese, und daraus wenigstens mit einer moralischen Gewißheit den Werth der Schriftsteller bestimmen. — Aber Verwirrung herrscht durch unser Vaterland; es giebt verschiedene Tribunale von zusammenlaufender Gerichtsbarkeit; jeder schenkt seine Stimme, wohin er will — der Kluge votirt unterdeßen in der Stille und sein Votum wird oft überschrieen und gilt — nichts.

Bey allgemeinen Schiftstellern, die für die ganze Nation schreiben, für den Greiß, den Mann und den Jüngling, für die Matrone und die Demoiselle, für den Gelehrten und für den Bürger, ist die Sache leichter zu entscheiden. Leset Gellerts Fabeln dem Baron vor; er wird sagen: sie sind schön. Im Winkel steht sein Diener und denkt: mein Herr hat Recht; ein Urtheil, welches er oft sagt und selten denkt! Gebt sie der gnädigen Frau und dem Cammermädgen, dem Capitain und seinem Fourier, dem Prediger und dem Bauer:

sie

sie sind für alle gemacht, und alle werden sie schön finden, wenn sie nicht ganz von der unqütigen Natur verwahrloset sind. — Hier habe ich meine Gewährleister, wenn ich sage: dieses Buch ist von dem Publicum gekostet, geschmeckt und gelobt worden; es ist also gut und, wenigstens für unsere Zeiten, Klassisch.

Aber schwerer ist es, das Urtheil des Publicum über eine solche Schrift zu erfahren, die nur für einige Leser gemacht ist; über Sympathien, Meßiaden, Lehrgedichte von der Natur der Dinge, allegorische Oden, theoretische Schriften und Rhapsodien über die Empfindung. Die Stimmen müßen allemal nothwendig getheilt seyn, wenn der Autor nicht allen allerley ist. Und wer soll da entscheiden?

Nicht die Mehrheit der Stimme: denn man kan immer voraussetzen, daß die klügere Parthey die kleinste ist. — Nicht derjenige Theil, welcher am meisten schreyt, man ist auch schon bey den Zänkereyen des Pöbels geneigt, derjenigen Parthey günstig zu seyn, die die gelassenste ist. — Nicht endlich allemal der gelehrteste Hau-

sen: denn selten ist eine sehr weitläufige Gelehrsamkeit mit dem guten Geschmacke vergesellschaftet.

Ein solcher Autor, der nicht für alle schreibt, hat also sein eigen Publicum für sich, zusammen gesetzt aus unpartheyischen Richtern, die ihn vernünftig beurtheilen können und wollen. Ein empfindungsvoller Busen, der aufschwillt bey den Sympathien; eine klopfende Brust bey der Episode der Eidli; ein feuriegs Auge, aus welchem die Phantasie blizt bey der Natur der Dinge; sehet da bessere Richter ohne Kunst, als alle Kunstrichter. Eine Menge wackerer Leute vom Berge Jura an bis an das baltische Mehr sind ein Publicum, welches einen Autor schon für seine Mühe belohnen kan, wenn es will: und ein Journalist, welcher dagegen schreyt, kann nur aus den Ohren solcher, die alles glauben, was er ihnen vorsagt, die Stimme dieses Publicum hinwegschreyen.

„ Aber das Publicum urtheilt oft heu-
„ te so, morgen anders; wie soll man sich
„ nun auf sein Urtheil verlaßen? „

Das wird die Zeit lehren! So wie

wir

wir immer die neueſte Mode für die ſchönſte halten; wie die Demoiſelle bey dem Bilde der Großmama lacht, die noch die Fontange trug: ſo blendet uns oft in Werken der Kunſt das Email, welches zu unſern Zeiten gewöhnlich iſt, und da jederman es ſchön findet, ſo fällt es uns nicht einmahl ein, das Gegentheil zu meinen. Da ſteht nun der arme Alte, wie einer der ſeiner Schönheit beraubt iſt; wir aber gaffen einander an und rufen uns wechſelweiſe das Euge! belle! zu. — Die Nachwelt ſieht uns von fern; ſie iſt unbeſtechbar und entſcheidet unſern Werth, beſtimmt das Korn und das Schrot unſers Jahrhunderts beſſer und aufrichtiger, als die Waradeins unſerer Zeiten. Vor ihrem Tribunal alſo ſollen ſich dereinſt noch unſere Schriftſteller verſammeln und ihr Urtheil zum Leben, oder zum Tode erwarten. Ganz elende Schriften können ſchon wir hinwegſichten: aber von ſolchen, über deren Vortrefflichkeit, oder Mittelmäßigkeit die Vorwelt ſich zankt, muß die Nachwelt das Recht ſprechen.

Ich

Ich weiß es, daß Leßing, Klopstock, Wieland, Gleim, Rabener gute Scribenten sind; aber wie soll ich es einem andern beweisen, der nicht in meine Brust schauen und in der seinigen nicht fühlen kan? Hier verläßt mich meine Logik und Aesthetik: gehe hin, sage ich, und koste und wenn du nichts schmeckest, was kann ich dafür!

Nicht die Menge der Auflagen und der Käufer, nicht das Lob der Journale, nicht die Größe des Soldes, welchen der Autor empfangt, nicht die Anzahl der Zuhörer, die seine Schrift verlangt haben, nicht sein Titel, selbst nicht sein Ruhm können den Werth der Schrift bestimmen.

„ Unsere Schriften (sagt ein seynwollender elender Scribent im Namen seiner lieben Brüder) „ mögen beschaffen seyn, wie sie „ wollen, so finden sie doch allemahl ei„ nen Verleger, Käufer, und Leser:

Ils trouvent pourtant, quoiqu'on en puisse dire,
Un Marchand pour les vendre et des sots pour les lire.

„ Reim-

„ Man frage nur die Buchhändler, ob
„ nicht die Postillen, Romane, Briefstel-
„ ler, poetische Handbücher und Trichter,
„ Reimregister, Notariatkünste, Complimens
„ tier Büchlein, der Eulenspiegel und ders
„ gleichen schöne und nützliche Werke den
„ besten Abgang haben? Wie begierig sind
„ nicht Happels und Menantes Schriften
„ gekauft worden? Und Uhsens wohl infor-
„ mirter Redner ist wenigstens neunmahl
„ aufgelegt. „

Wie viele Leser finden sich nicht noch zu unsern Zeiten für gewiße pragmatische Geschichtschreiber in Quarto, für die Statistiken der vereinigten Niederlande und selbst für die Gedichte des seelizen Herrn Archidiaconus Zimmermanns! Klotz hat seine meisten Schriften an die Buchhändler verschenkt, aber Donatius in Lübeck ist so großmüthig, mehrere Thaler für die Bogen des Antikritikus zu bezahlen. Wer ist mehr in Journalen getadelt worden, als Wieland, und wer ist ein beßerer Scribent, als er! Wer hat mehr auf Verlangen seiner Zuhörer geschrieben ** und wer schreibt schlechter, wäßerich.

richter, weitschweifiger, und auf eine so unerträgliche Art deutlich, als eben er?

Wer also nicht selbst empfinden kan, dem soll man es auch nicht beweisen, daß ein Autor gut, oder elend ist; man kan es nicht. Wer die musikalische Poesie in Rammlers Ino nicht hört, dem sage ich, mit Liscow, daß seine Ohren nicht werth sind, an einem Menschen Kopfe zu stehen.

Für die Anmerkungen, die ich noch über unser deutsches Publicum insbesondere gemacht hatte, ist eine andere Stelle bestimmt. Denn ich vermuthe, daß Sie kein Freund von langen und von hypochondrischen Briefen sind. Ich bin u. s. w.

Briefe über die Physiognomik.

1.

Sie verlangen mein Urtheil über die physiognomischen Fragmente des Herrn Lavaters, und ich bin es Ihnen schuldig; denn ohne Ihre Gütigkeit würde ich dieses kostbare Buch nicht besitzen, welches denen, für die es vorzüglich geschrieben seyn sollte, den Philosophen, meistentheils zu theuer ist. (*)

Ich bin indessen, da ich voraussehe, daß Sie meine Briefe werden drucken lassen, in nicht geringer Verlegenheit. Herr Lavater ist Enthusiast für seine Meinungen; ich, der ich kein Enthusiast, sondern ein kalt-

(*) Lavaters physiognomische Fragmente, Leipzig und Winterthur 1775.) Dieses Buch kostet so viel, daß man beinahe von dem Werthe eines Exemplars einige Ellen in dem sicherlich sehr theuern Philanthropin zu Marschlins ein paar Monate erhalten könnte.

kaltblütiger Betrachter bin, finde nach reifer Ueberlegung, daß ich in vielen Punkten, ſelbſt in der Hauptſache, genöthiget bin, anders zu denken, als er: und dies einem Manne öffentlich zu ſagen, der ſeine Träume für das Intereſſe der Menſchheit und der Tugend geträumt hat, iſt ſchwer, und noch ſchwerer iſt es, den Ton zu finden, in welchem man von einem ſo gutherzigen Schwärmer reden ſoll. Spotten darf man nicht; er hat ſich zu nachdrücklich deswegen erklärt. Ernſthaft kann man auch nicht immer bleiben. Was ſoll man thun? Schweigen wäre das beſte, und ſchweigen würde ich, unerachtet meiner Verbindlichkeit gegen Sie, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß das phyſiognomiſche Syſtem des Herrn Lavaters nicht nur irrig, ſondern auf der einen Seite unnütz, und auf der andern Seite ſelbſt der menſchlichen Geſellſchaft ſchädlich, und daß der Verfaſſer zwar ein wohlmeinender, aber ein ſolcher Enthuſiaſt iſt, der durch ſeine Bücher ſchon vieles Unheil geſtiftet hat, und noch ſtiften kan. Wie manchen apokalyptiſchen Thoren hat er ſchon mit ſeinen Ausſichten in die Ewigkeit

noch

noch thörichter gemacht! Wie manchen hypochondrischen Narren durch seine Selbstbeobachtungen noch närrischer! Freylich hat der Mann bei dem allen keine böse Absicht gehabt; kein Schwärmer ist boshaft; aber nichts ist der Gesellschaft schädlicher, als die Schwärmerey. Um dieser neuen Lavaterischen Schwärmerey entgegen zu arbeiten, will ich also mit gutem Muthe Ihnen das überschreiben, was ich bei den physiognomischen Fragmenten gedacht habe. Nur bitte ich Sie, alle die Stellen auszustreichen, die Ihnen zu hart scheinen, oder bei welchen mir etwa der und der, den sie kennen, einen Streich gespielt haben möchte. Ich bin u. s. w.

2.

Sie glauben, ich greife die Physiognomik von der unrechten Seite an; Sie wollen, ich soll sie nur lächerlich finden, nicht schädlich. Wofern etwas Schädliches lächerlich seyn kan; so ist sie das eine und das andere. — — — — — (*)

Stel-

(*) Hier sind einige Blätter ausgestrichen.

Stellen Sie sich einen König vor, der mehrere Jahre als ein guter Mensch, Ehemann und Hausvater gelebt hat. Er ist keiner von den großen Herrschern, deren Genie alles umfaßt, die aber auch kraft ihres Genies das Recht verlangen, die ganze Welt entweder zu beherrschen, oder zu verwüsten, vor welchen uns Gott bewahren wolle, sagte selbst Gustav Adolph, der ziemlich in diese Klasse gehörte. Er ist gerade das, was man nicht seyn muß, um sehr groß zu seyn, er ist gut; hat einige Talente, kan mit eigenen Augen sehen, ist arbeitsam, hat keine Maitressen; oder, wenn er deren hat, so regieren sie nicht, machen keine Marschälle, kosten keine Millionen; hat keine andere Lieblinge, als solche, die Lieblinge der Tugend sind, und die sich durch ihre Verdienste empfehlen; wacht selbst über die Erziehung seiner Kinder; sorgt angelegentlichst für das Wohl seines Volks, welches er nicht als sein Eigenthum betrachtet; sondern als eine Menge ihm ähnlicher Geschöpfe, deren erster Vertheidiger, erster Gerichtshalter und ersier

ſter Verwalter Er ſey: kurz ſein Volk iſt glücklich, und ſegnet den beſten Fürſten.

Der Fürſt hat indeſſen zwey oder drey Fehler, wofern es Fehler ſind. Er liebt die Litteratur, lieſt alte und neue wichtige, oft auch nur wichtigſcheinende Schriften, und ſucht alles Gute, was er darinn findet, gemeinnützig zu machen. Dies befiehlt ihm ſeine Neigung, der er von der erſten Jugend an gehorcht hat. Ferner hatte er zwar ſonſt eine nur allzuvortheilhafte Meinung von der Gutheit der Menſchenkinder; allein eine vieljährige Erfahrung hat ihn über dieſen Punkt ein wenig behutſam gemacht; nicht mistrauiſch, nach der Art eines Tiberius, eines zweyten Philipps in Spanien, oder eines eilften Ludwigs in Frankreich; aber doch mistrauiſch, ohne daß er deswegen bisher grauſam und ungerecht geweſen wäre. Endlich iſt er ſehr warmes Begriffs, faßt leicht, und folgt dem erſten lebhaften Eindrucke ſo gern, daß er bald daraus ſein Steckenpferd macht. Alle ſeine Steckenpferde ſind indeß immer die unſchuldigſten von der Welt geweſen.

So unschuldig, daß ein guter ehrlicher Pastor zu Hamburg darauf reiten könnte.

Dieser, mein König, ließt in einem französischen Journale eine Anzeige von Lavaters Physiognomik; er wird neugierig, und da er kein Deutsch verstehet, so läßt er dieses Werk ins Französische übersetzen. Wollten sie hieraus schliessen, daß dieser König ein deutscher König seyn müsse, so würden Sie sich sehr irren und mir sehr unrecht thun: er ist nur ein König meiner Einbildung. Lavater also wird gelesen, studirt, verstanden; seine Meinungen gefallen, und das Unheil, welches dadurch im Kopfe Sr. Majestät entstanden, und aus dem Kopfe ins Herz, aus Kopf und Herz aber durch seine Folgen ins ganze Land geflossen, ist nicht zu beschreiben.

Seit dem Morgen seiner Vermählung war es dem guten König nicht eingefallen, sich mit Aufmerksamkeit im Spiegel zu betrachten; er glaubte, nichts sey unwürdiger, als sich selbst süsse Augen zu machen. Nachdem er aber den Lavater gelesen hatte, so ließ er einige Tage hintereinander keinen seiner Minister vor sich, unter dem Vorwande

wande, er arbeite allein im Cabinete; seine Arbeit war, sich selbst zu beschauen und seine Gesichtszüge genau zu untersuchen, um zu finden, welchem Könige oder Nichtkönige er etwa ähnlich sehen möchte. Zum Unglücke war er eben ganz frisch von der Lesung der Geschichte des berühmten Scanderberg hergekommen, da man ihm den Lavater gebracht hatte. Noch schwebten ihm die Worte in der Phantasie: Scanderbeg étoit de riche taille. Il avoit le nez aquilin, le teint blanc, parsemé d'une couleur vermeille. Man gab ihm, auf seinen Befehl, ein altes Bildniß dieses Helden, welches einer seiner Officiere, der als Freywilliger unter den Russen an den Küsten von Griechenland gewesen war, ihm verehrt hatte; dieses Porträt vollendete das von Lavater angefangene Werk. Es verwirrte den Kopf seiner Majestät, indem der König sein ganzes Ebenbild, nur den Schnurbart ausgenommen, im Scanderbeg fand. Jetzt hatte seine Eigenliebe gewonnenes Spiel. Sie überzeugte ihn bald mit Hülfe der Einbildung, er habe alle Talente eines Helden, er habe sie bisher, zu seiner Schande,

begraben liegen lassen; aber noch sey es Zeit, sie zu gebrauchen. Er sey erst vierzig Jahre alt; und Scanderbeg sey nicht viel jünger gewesen, als er sich Meister von Epirus gemacht habe. Von nun an ward der König unruhig, und wälzte allerley grosse Gedanken im Kopfe herum. Er vergaß zu regieren, und nährte dafür unendliche Projekte von Schlachten, Siegen, Eroberungen und vom Heldseyn, ohne an das zu denken, was Lavater von Tugend und Weisheit gepredigt hatte, vom Gefühl des Edlen und Schönen, von der Erleichterung des Umgangs und aller Geschäfte, welche schöne Sachen alle die genaue Bekanntschaft mit der Physiognomie uns verschaffen soll. Er dachte nur an Scanderbeg und sich selbst, an die Erhabenheit ihrer beyden Stirnen, an den Adel ihrer Nasen, und an das, was aus Stirnen und Nasen zu wahrsagen ist.

Die Königinn, welche die Veränderung ihres Gemahls am leichtesten bemerken konte, bemühte sich, die Ursache desselben aufs liebreicheste zu erforschen. Sie war die zärtlichste Gattin unter dem Monde, und

eine Mutter des Vaterlandes. Aber leider entdeckte der König nunmehr, was er zweyundzwanzig Jahre lang nicht gewußt hatte, daß sie der gottlosen Agrippina, die ihren Eheherrn mit Gifte vergeben, so ähnlich sehe, als ein Ey dem andern. Er begegnete ihr mit Kaltsinn; er vermied sie bald gänzlich, und überließ, sich und die Regierung, der Bosheit einer eiteln und herrschsüchtigen Maitreße, in deren Gesicht er die Züge der Königinn Elisabeth von England mit seinen durch Lavater geschärften Augen erblickte.

Sein erster Minister, grauegworden in seinen und seiner Väter Diensten, und welches selten ist, seit seinem Ministerio, das ist, seit vierzig Jahren, ein ehrlicher Mann, wagte es Seiner Majestät einige allerunterthänigste Vorstellungen zu machen. Er erhielt seinen allergnädigsten Abschied, weil er der leibhafte Concini war; und der gröste Schurke in der ganzen Monarchie bekam seine Stelle, weil er eine ehrliche Miene hatte, wie der Herzog von Sully.

Der neue Minister, gemeinschaftlich mit der Maitreße, hatte bald das Königliche

Steckenpferd ausfindig gemacht, und half führte er es, wohin er wollte. Der sonst so gute König begriff, durch die weisen Lehren dieses Mannes, daß er die Königinn vergiften müße, um nicht von ihr vergiftet zu werden; daß seine Kinder nichts taugten, weil sie keinen der guten Silhouetten im Lavater gleich sähen; daß alle seine übrigen Ministee Spitzbuben wären, weil sie lauter Gesichter von Cartouche, Nicol List und Pappedöne hätten: daß er allein ein ehrlicher Sully, und daß der König, weil er es doch so wollte, ein tapferer Seanderbeg zwar noch nicht sey, aber kraft seiner Physiognomie seyn müsse.

Was nun aus dem allen entstanden; wie der König unnüße Kriege anzefangen; wie die besten Generale von übeln Ministern und Maitreßen verjagt, wie das ganze Land verheeret, und die ganze Monarchie zerrüttet worden; wie die Schwärmer unter dem Volke der Schwärmerey des Königs nachgefolgt; wie bloß wegen der leidigen Physiognomie die Männer die Weiber, die Väter die Söhne, ein Bruder den andern, ein Freund den andern erst verlas-

sen,

ſen, dann gehaßt und zuletzt verfolgt haben; und wie endlich der König in ſeiner Phyſiognomie, ſtatt Scanderbegs, die Mine des berühmten Ciſterzienſers Joachim gefunden; dies werde ich Ihnen mündlich erzählen.

3.

Allerdings wohnt, wie Sie ſagen, mein König in Utopien; allerdings iſt meine Schilderung überladen. Aber der König muſte in Utopien wohnen, die Schilderung muſte überladen ſeyn, weil ich die böſen Folgen concentriren wollte, die Lavaters Phyſiognomik haben wird. Eine derſelben habe ich vergeſſen. Viele Jünglinge werden dadurch elend gemacht werden. Einige, wenn ſie ſich auf ihre gute Phyſiognomie zu viel einbilden: hier möcht' ich die Silhouetten der Knaben, die z. B. künftige Aeſculape anzeigen, verwünſchen. Andere, die irgend ein wenig zur Hypochondrie geneigt ſind, werden nach und nach an ſich ſelbſt verzweifeln, wenn man ſie durch Geſichtstheorieen für Dummköpfe erklärt; oder ſie

werden sich verachten, wenn man sagt, sie hätten eine Böſewichtsmine, und dann vielleicht das werden, was ihre Mine bedeuten soll. Denn sich selbſt geringschätzen iſt der Weg, ein Schelm zu werden.

4.

Ihr anderer Einwurf iſt wichtiger. „ Auch die beſten Sachen haben oft schädliche Folgen. — Religion — Politik „ — große Erfindungen — alles, was „ groß iſt; kann schädliche Folgen haben, „ obgleich dieſe Folgen nur zufällig ſind. „

Wie aber, wenn die böſen Folgen des phyſiognomiſchen Syſtems nicht zufällig wären, wenigſtens nach der gegenwärtigen Verfaſſung der Menſchheit?

Freylich gibt es Künſte, gibts Wiſſenſchaften, gibts Inſtitute, die, ob ſie gleich zufällige ſchädliche Folgen nach ſich ziehen, doch dabey auf der einen Seite ihre Wahrheit, auf der andern ihren Nutzen haben, und die öfters der menſchlichen Geſellſchaft nothwendig ſind. Ohne Religion kan kein Staat beſtehen; keiner ohne Politik. Entſtehen

stehen Religionskriege, entstehen politische Kriege, oder ist, wie insgemein, die Religion der Mantel von den geheimen Ursachen der letzteren; so sind diese Landplagen zufällige Folgen theils wahrer, theils nützlicher, theils nothwendiger Institute. Wenn aber eine Sache weder wahr, noch nützlich, noch nothwendig ist, und gleichwohl nicht ermangelt, schädlich zu seyn; dann ist sie so etwas, wie die Physiognomik nach Lavaters Art, welches ich Ihnen zu erweisen mich erbiete.

Die Kunst, Gold zu machen, wäre etwas vortreffliches für einen Partikulier, der sie erfände und heimlich ausübte. Bekannt gemacht, würde sie das ganze System der menschlichen Gesellschaft zerstören. Und derjenige, welcher sogar die Methode wüßte, aus den Streitschriften der Götzianer und Semlerianer, oder aus Kothe, Gold zu machen, und diese Methode der Welt so deutlich erklärte, wie etwa ein Polzius erklärt, das idem idem ist; der verdiente, eher für seine patriotische Mühewaltung gehängt zu werden, als der alte arme Narr es verdient hatte, der wegen seiner Kunst,

unzer-

unzerbrechliches und biegsames Glas zu machen, gehängt wurde.

Sein künftiges Schicksal, oder überhaupt künftige Schicksale vorher zu wissen, ist eine unerfundene Kunst, die schon viele Schwärmer und alte Weiber beschäftigt hat. Und wenn sie nun erfunden wäre? Was wärs? Der gute fromme Gellert, den man schon zu vergessen anfängt, hat bewiesen — daß es nichts — nein, daß es schädlich wäre. Wir müssen deswegen die Weisheit der Vorsehung bewundern, die ihre wahren Prophezeyungen in eine solche Dunkelheit eingehüllt hat, daß wir noch jetzt, da sie schon längst erfüllt sind, sie nicht ohne Mühe erklären können.

Diese Weisheit sollen wir nachahmen, so gut wir können, und nicht mit Herrn Lavater eine gefährliche Kunst entdecken wollen, eine falsche, unnütze, unnöthige; nicht dem Menschen eine gläserne Nase, durchsichtig bis in den Kopf und ins Herz andichten, die er nicht hat.

5.

„ Herr Lavater hätte die Wahrheit „ der Physiognomik unumstößlich bewie„ sen? „ — — So wie man alles beweisen kann, was man will, und wie Don Sylvio von Rosalva sich selbst beweist, daß der blaue Schmetterling seine Prinzeßin ist. — — — — — — (*)

Ein anderes ist der Grundcharakter eines Menschen, ein anderes sein transitorischer Seelenzustand. Beydes vermischt Herr Lavater, und beweist zuerst, woran niemand zweifelt, daß man den Menschen aus seinem Gesichte, und überhaupt aus seinem Körper kennen könne. Man müßte blind seyn, um nicht zu sehen, daß der eine frölich, der andere traurig, ein dritter zornig, ein vierter berauscht, und ein fünfter verliebt ist. Aber alles dies ist nicht Physiognomik. Diese, wäre sie eine Wissenschaft, sollte aus dem Körper eines Menschen, der in einer ruhigen Verfassung ist, aus den Theilen des Körpers einzeln und aus dem Verhältniße derselben, auf die innere Beschaffenheit der Seele schliessen. Auch schließt wirk-

(*) Abermal ein Defekt.

wirklich Lavater so; aber er hat nicht bewiesen, daß er so schliessen dürfe.

6.

„ Die Wahl der Freunde wird aus der „ Physiognomik hergenommen „ — Und eben deswegen betrügt man sich so oft in dieser Wahl.

„ Der Arzt sieht in der Physiognomie „ tausend Dinge bis zum Erstaunen. „ Der Arzt wäre selbst krank, der nicht sähe, daß sein Patient den Friesel hat, daß ihn ein heimlicher Kummer nagt, daß er gebrochene Augen hat — lauter transitorische Zustände.

„ Jedes Insekt kennt seinen Freund „ und seinen Feind. „ Und jeder Mensch kennt eine Raupe, eine Fliege, eine Spinne. Kennt aber auch jede Fliege die Physiognomie der andern Fliege? Oder kennt sie deßwegen den Charakter ihrer Mitfliege?

„ Alle Menschen lassen sich durch die „ Physiognomik leiten, ohne es zu wissen; „ folglich ist sie eine Wissenschaft. „ — Eben deswegen ist sie eine Unwissenschaft, vor-

vorausgesetzt, daß die Behauptung von leiten lassen ganz wahr sey.
Dieß sind einige Lavaterische Gründe; von der Art sind sie alle, einige ganz abstrakte von der höhern Psychologie ausgenommen, die ziemlich die Physiognomie der carteianischen Wirbel haben.

Könnten wir nicht eine Kunst erfinden, unsere Menschen durch den Geruch zu erkennen, wenn wir etwa blind würden? Der Hund hat einen Geruch bis zum Erstaunen, dadurch wählt er seine Freunde, kennt seine Feinde, und dadurch läßt er sich leiten, ohne es zu wissen. Das könnten wir auch! Lassen sie sich die Augen verbinden, und riechen Sie, ob Sie nicht einen Rauchfangkehrer, einen Fleischhacker, einen Schuhmacher, und einen mit allerlei Salben gesalbten jungen Herrn, ob sie nicht alle diese Herren vollkommen von einander unterscheiden werden! Wenn aber der Schuhmacher sich fleißig wüsche, Lavendelwasser nähme, und wohlriechenden Haarpuder, und wenn der junge Herr sich mit Schuhwachs besudelte; dann würden Sie beide so gut verwechseln, wie der alte blinde Isaak sei-

ne Söhne verwechselt hat. So bei der Physiognomik!

7.

Es ist Sophisterey, zum Behufe der Physiognomik zu sagen, „ die Leidenschaf„ ten zeichnen sich durch Züge des Ange„ sichts aus, die schönen durch schöne, „ die häßlichen durch unangenehme. „ — Unstreitig ist der Unwille des Edlen über die Handlung des Unedlen eine schöne Leidenschaft; doch bezeichnet er sich durch ähnliche Gesichtszüge mit dem Unwillen des Lasterhaften über einen Edlen, der seinen lasterhaften Endzwecken im Wege steht. Die lasterhafte Liebe äußert sich oft wie die tugendhafte. Zorn ist Zorn; Liebe ist Liebe; und das Meer, dessen Grund Perlen hat, macht eben solche Wellen, wie das Meer, dessen Grund Schlamm ist; doch hier ist Herr Lavater schon wieder beim Ausdrucke der Leidenschaften, dessen Kenntniß ich für keine Physiognomik gelten lasse. Die Kenntniß des sichtbaren Affekts hat jeder Bauer, der doch keine Anatomie versteht, obgleich

Herr

Herr Lavater alle seine künftigen Physiognomisten vorher in das anatomische Theater schickt. Ueber diesen Punkt — — — — (*).

8.

Nichts als seltener Zufall ist es, wenn Personen von einerley Grundcharakter einander ähnlich sehen, gleichwie es Zufall (aber öfterer) ist, wenn gesichtsähnliche Personen ganz verschiedene Neigungen haben. Da es außerdem richtig ist, daß der Standort des Menschen die Bestimmung desselben fixirt, und daß Menschen, die einerley Bestimmung zu haben scheinen, nach ihrer verschiedenen Lage oft ganz verschiedene Bestimmungen bekommen, wie Turenne und Cartouche; so begreife ich nicht, wie Herr Lavater in den Physiognomieen dieser oder jener Kinder, besonders nach schlechten Silhouetten, schon die Kindsbestimmungen finden kann. Ein Arzt braucht nicht viel mehr, oder etwas weniger Beobachtungsgeist, als ein Minister, oder als ein General; wenn also Herr Lavater den unsichtbaren Beobachtungsgeist im Gesich-

(*) Schon wieder eine Lücke.

Gesichte eines Knabens erblickt; soll dieser Knabe deswegen eben ein Arzt werden? Kann er nicht eben so gut ein Minister, ein General werden? Lavater sieht überhaupt mehr, als andere Leute; denn er ist ein Seher. Hat er doch schon in die Ewigkeit geschaut, besser als Paulus, der, nachdem er im dritten Himmel gewesen war, noch immer bekannte, kein Ohr könnte diese Herrlichkeit hören, kein Auge sie sehen! Das weiß aber der Diaconus zu Zürich besser. Sollte der nicht die Menschengesichter kennen, die er täglich sieht, welcher die Engel kennt, ohne sie jemals gesehen zu haben?

9.

Der Hauptfehler des Herrn Lavater ist der, daß er von allen den Personen, über die er physiognomisch urtheilt, den Hauptcharakter schon vorher gewußt hat. Er liest in der Physiognomie, wie der selige Doctor Crusius in der Offenbarung Johannis. Der letzte prophezeyte aus dieser Offenbarung die Schlacht bei Roßbach fünf Jahre, nachdem sie geliefert worden. Und

Herr

Herr Lavater, nachdem er gehört hat, daß Rameau ein großer Tonsetzer war, sieht er dessen Portrait, und findet darinn, daß Rameau ein großer Tonsetzer seyn mußte. Ich finde in dem Bilde dieses sonst würdigen Mannes von dem allen nichts. Eine lange hagere Figur, die eben so gut einen verdienten Schneider, als einen großen Compositor vorstellen könnte. Nach dieser Manier sieht Lavater in den Physiognomieen der Lamberte, der Mendelssöhne und anderer Ehrenmänner, alles, was in ihren Schriften ist, mit einer Einbildung, die man bewundern muß. Sogar sieht ers dem ehrlichen Juden Moses im Gesichte an, daß er noch einmal die Gottheit Jesu Christi erkennen wird. Das ist das einzige, was er in den Büchern dieses Philosophen nicht gelesen hatte. Weil ich Sie einmal an Scanderbeg erinnert habe, so erinnere ich Sie auch, daß ein türkischer Kaiser — wars Amurath, oder Muhamed? — Scanderbegs Säbel verlangte, daß Scanderbeg ihm seinen Säbel schickte, und daß dieser Kaiser mit dem ganzem Säbel keinem Schafe, und welches ihm gleich galt, keinem Scla-

ven den Kopf abhauen konnte. Mit Lavaters Augen, wenn er Ihnen seine Augen schicken könnte, würden Sie vielleicht in der Physiognomik mehr Glück haben. Denn solche Augen muß man haben, um das Unsichtbare zu sehen. Aber seine Einbildung müßte er Ihnen auch mitschicken.

10.

Erfahrungen setze ich den Lavaterischen Einbildungen entgegen. Sie wissen, daß ich viele grosse und kleine Leute von Angesicht zu Angesicht gesehen habe; Sie wissen, daß, ohne auf die Physiognomie zu merken, ich meine Menschen durch ihre Reden und durch ihre Thaten zu beurtheilen pflege. Aber was helfen alle Erfahrungen gegen Lavatern! Er hat sich bestens dagegen verwahrt. Durch die Erziehung, meint er, kann der Mensch mit dem häßlichen Gesicht gut, und umgekehrt der andere mit dem schönen Gesicht bös werden. Alles, was Herr Lavater wahres, und alles was er falches sagt, ist nicht neu, sondern nur Erneuerung alter brodloser Künste. Wenn man nichts neues machen kann, so sucht man das Alte hervor. Ein gewisser Mann,

der

der keine gute Sachen mehr ſchreiben kann, oder will, empfiehlt — — — — —*)

2 Und Lavater die Phyſiognomik. Bald werde ich Ihnen die Rockenphiloſophie empfehlen, ein gutes Buch, welches mehr Philoſophie enthält, als — — — —**)

11.

Sokrates darf nicht mehr genennt werden; ***) denn dieſer Sokrates, ſo häßlich ſein Körper auch war, hat, doch mit Herrn Lavaters Erlaubniß, ſich Mühe gegeben, ſeine Seele ſchön zu machen. Aber Nero, Domitian, Caracalla haben die ihrigen, ſo ſchön auch ihre Körper waren, nicht ſchön gemacht, und das war ihre Schuld, oder die Schuld ihrer Erziehung. Auf dieſe Art eludirt Herr Lavater alle Einwendungen, die man ihm machen könnte. Sein Grundſatz iſt:

Mutter Natur hat Tugend und Schönheit, Laſter und Häßlichkeit, das

*) Eine kleine Lücke.
**) Lauter Lücken.
***) Auch Alanus nicht, der häßlichſte Körper, und inwendig die ſchönſte Seele. Eine groſe Königin küßte ſeinen abſcheulichen Mund der ſo vortreflich ſprechen konnte.

heißt, Schönheit der Seele mit der Schönheit des Leibes, und Häßlichkeit der Seele mit der Häßlichkeit des Leibes zusammengesellt.

Sag ich nun: aber Sokrates war häßlich! — so antwortet Lavater: „ Erzie„ hung und Mühe haben aus ihm einen „ andern Mann gemacht. „ — Sag ich: aber Caracalla war nicht häßlich und gleichwohl — so wird Lavater antworten: „ er „ hat eine schlechte Erziehung gehabt. „

Sag' ich: „ aber Nero war nicht häß„ lich, und hatte auch keine häßliche Er„ ziehung „ — so wird Herr Lavater endlich antworten, daß keine Regel ohne Ausnahme sey, daß man ihn chicaniren wolle, und dennoch sey sein System wahr.

12

Wenn man Gemmen, Münzen, Statuen, Gemälde und Kupferstiche, so viel man gesehen hat, mit einander vergleicht, mit diesen lebendige Gesichter, und diese wieder miteinander, alles aber ohne vorurtheilenden Enthusiasmus; so hat man für sich selbst das ganze Lavaterische System, wofern Träume System sind, widerlegt. Sie haben eine

gute

gute Suite von römischen Kaisern; Sie kennen die Geschichte derselben; fast jede Biographie ist ein Einwurf gegen Lavatern. Hier liegt vor mir die Galerie Francoise; alle Augenzeugen versichern, daß die Kupferstiche derselben so viele Wahrheit haben, als Kupferstiche haben können. Ich suche im Gesichte des Marschalls von Belleisle den feinen Staatsmann, den unermüdeten Feldherrn, den Einschmeichler; und suche immer umsonst; ein Physiognomist würde eher in diesem Porträt die Mine eines einfältigen und dabey in sich selbst verliebten Gecken finden. So suche ich die ganze Galerie durch, und finde nichts -- weil ich nichts finden will, wird Lavater sagen. So wird er ohne Zweifel alles finden, weil er alles finden will. Sie kennen den berühmten Rousseau; hat er auch nur einen Zug im Gesichte, der seinem Charakter entspräche? Der verstorbene gelehrte Lambacher hatte so viele Aehnlichkeit mit dem Könige von Preußen, daß die Fremden, die ihn sahen, darüber erstaunten. Und — *)

Crusius ein tiefdenkender Mann, und dabey ein frommer Schwärmer hatte im

*) Hier ist eine harte Stelle ausgestrichen.

Gesicht weder Schwärmerey noch Tiefdenkerey; er sah ganz gelassen und einfältig aus. Ich habe das Glück gehabt, den großen General L*** genau zu betrachten. Wenn ich irgend einen Enthusiasmus habe, so habe ich ihn für diesen Helden, den Retter der Monarchie. Gern hätte ich sein Gesicht heroisch gefunden, gern seine ganze grosse Seele darine gelesen. Aber es war nur das Gesicht eines ehrlichen Bürgers. Sie haben in Deutschland, Britannien, Frankreich und Italien alles gesehen, was groß ist: urtheilen Sie selbst!

(Die Fortsetzung folgt)

Briefe

plagiariſchen Inhalts.

* * *

Quis talia' fando
Temperet a lacrymis !

* * *

I.

Sie wiſſen, mein lieber Haſchka, daß die Mikrologie in der gelehrten Geſchichte eines der Steckenpferde iſt, die ich zuweilen reite, wenn ich eben nichts beßeres zu ſchaffen habe. Seit einigen Tagen hat mir dieſe Bewegung gute Dienſte gethan, und mein Zwerchfell iſt dadurch aufs heilſamſte erſchüttert worden. Rathen Sie einmal, wohin etwa der Weg gegangen ſeyn mag! Gleichwie Columbus auf neue Welten ausfuhr,

der Ritter von Mancha hingegen auf andere Ebentheuer austritt; gleichwie Sir Hudibras nach Bährenführern, Gargantua nach der Universität, der Graf, oder Bruder Ludwig nach Proselyten, und vor einigen Jahren die Autoren gegen die Kunstrichter ausritten: also ich auf die Entdeckung noch unentdeckter Diebstäle der Schriftsteller, zur Bereicherung des Thomasius, und zu meiner selbsteigenen Erbauung. Viel und mancherley habe ich auf dem Wege gefunden, was meine Mühe belohnet; aber nichts war mir erfreulicher, als die herrliche Entdeckung eines Plagiarii aus dem sechszehnten Jahrhunderte, den selbst Thomasius übersehen hat, und der bis auf diesen Tag noch von keinem Entdecker entdeckt worden. Wir wollen ihn auspfänden, wie sichs gebührt. Sie werden erstaunen, wenn Sie den großen Kritiker, den Riesen, vor welchem Cardan, Erasmus, und selbst Scioppius erzitterten, den Homeromastix, der dem ehrlichen Alten seine Futilität zeigen wollte, so kahl erblicken werden, als die Krähe in der Fabel. Mit einem Worte: ὁ πανυ Iulius Cæsar Scaliger ist nichts

ge-

geringers, als einer der größten Diebe, der größten Plagiarier, die noch an irgend einen gelehrten Pranger geſtellt worden. Sogar das hat er geſtolen, worauf er am meiſten ſtolz zu ſeyn ſcheinet, ſeinen Tadel Homers, und ſeine Herabſetzung des Griechen im Vergleich mit dem Lateiner. *) Damit Sie nicht etwa an der Wahrheit der Sache zweifeln; ſo lege ich die Schrift ſelbſt bey, die der Herr de la Scala auf eine ganz unerhörte und unchriſtliche Art geplündert hat Sie iſt betittelt: de meteoris in Homeri carminibus und bereits 1510, folglich lange zuvor, ehe von Scaligers Poetik die Rede war, ans Licht getreten. Der Verfaſſer derſelben unterſchreibt ſich S. L. H. Lingu. Or. Prof. publ. extr. — Wie er eigentlich heiße, oder wo er Profeſſor geweſen

*) Herr Schmidt zu Gießen beſitzt eine verbeſſerte Edition von Scaligers arte poetica, doch nur im Manuſcript. In derſelben hat Scaliger alles zurückgenommen, was er vorher wider den armen Homer geſagt hatte, und dagegen eine neue Parallele zwiſchen Homer und Virgil zum Nachtheil des letzten gezogen. Dies lernen wir nebſt vielen ähnlichen Dingen, aus Herrns Schmidts Litteratur der Poeſie.

sey, wird nicht weiter gemeldet; ich vermuthe aber, daß er es in Cölln am Rhein gewesen, welches nicht selten aus seiner Latinität wahrscheinlich wird. Diesen bisher noch ganz unbekannten Schriftsteller hat Scaliger nicht etwa blos genutzet, sondern von Wort zu Wort ausgeschrieben. Um Ihnen die Mühe des Suchens zu ersparen, will ich einige wenige collationirte Stellen beylegen. Lesen Sie, ums Himmels willen, diese gespalteten Columnen.

Scaliger	S L. H.
p. 608. 609.	§. 7.
In XI. Vlyss. metitur Homerus Oti & Ephialtæ corpora τους δε μηκιστους &c.	Huc merito referre potero Odyss. XI. in qua *longa verborum ambage* Homerus metitur Oti & Epialtæ corpora: τους δε μηκιστους &c.
Admirantur græculi pueriles mensuras ajuntque esse δαιμονιον ἀκρι-	Mirantur græculi pueriles mensuras; ajuntque esse δαιμονιον ἀκρι-

ἀκριβειαν — Admirabilem vero proportionem hanc dimetiamur — Homerus latos dicit ἐυγαπηχεας, longos ἐννεοργηυς. Passus quartam partem esse cubitum. Cæterum neutiquam verum est; ejusmodi esse hominis symmetriam.

ἀκριβειαν. Admirabilem vero hanc proportionem non inuenimus. Homerus latos dicit ἐννεαπηχεας; longos ἐννεοργηυς. Passusquartam partem esse cubit. Ridicula profecto dimensio! Nullo enim modo verisimile est; ejusmodi esse hominis symmetriam.

Scaliger

p. 544.

In XIIII. Iliad. Iuno somnum orat; ut Iouem sopitum reddat Ὕπνε, ἄναξ παντων τε δεων και ἀνθρωπων. Jam hic nullam Φυσιν physici isti commentabuntur. Quis enim dicat, primum motorem dormire? Et sane —

S. L. H.

§. 7.

Iliad. XIV. Juno *longe sermonis serie;* somnum orat, ut primum motorem reddat sopitum, eumque appellat ἀνακτα παντων δεων, dominum deorum omnium. Certe hic nullam Φυσιν physici commentabuntur. Quis enim

dicat

dii homerici, si dormiunt, etiam pereunt, quam somnus datus sit rebus materialibus ad virium reparationem.

dicat, somnum esse dominum omnium deorum? Dii certe homerici, si dormiunt, nullum rebus existentibus motum tribuere possunt,

Scaliger p. 611.

Est & altera sententia contra naturam.

Ζεε δ' υδωρ, ουδ' ἐδελε προρεειν. Nihil futilius. Tunc enim maxime mouetur aqua, vbi feruet. Quin liquores ignem perinde ac vastatorem fugiunt. Si olei aliquantum super tabulam mittatur, atque in medio ejus carbo accensus imponatur: videbis illico diffugere oleum, diffun-

S. L. H. §. 7.

Iliad. XXI. ait.

Ζεε δ' υδωρ κ, ουκ, ἐδελε προρεειν. Coquebat aqua & fluere nolebat. Ineptum certe *μετεωρον*, tunc enim aqua maxime mouetur, vbi feruet. Quin liquores ignem perinde ac vastatorem, ut inter omnes constat, fugiunt. Si olei aliquantulum super tabulam mittitur atque in medio ejus carbo accensus apponitur,

fundereque ſeſe atq; dilatare.	nitur, videmus illico diffugere oleum & diffundere ſeſe ac dilatare.

Scaliger p. 592

Homerus autem inepte ibi comparat Hectorem leoni, græcos venatoribus. Nam venatores urgent leonem in comparatione; in prælio vero contra, Græcos Hector.

S. L. H. §. 8.

Hectorem eundem leoni, græcos venatoribus ſimiles eſſe dicit. Hac in re valde peccatur contra leges bonæ comparationis. Nam venatores urgent leonem, non leo venatores. Hector vero prælio græcos laceſſiuit, non Græci Hectorem.

Ich bin müde, weiter zu conferiren. Sogar, daß Homer einen Kopf ohne Rumpf noch reden läßt, und den ſchlafenden Achilles auch im Schlafe noch ſchnellfüßig nennt, ſogar auch dies hat Scaliger ausgeſchrieben. Schlagen Sie nach Seite 543. S. 612. u. ſ. w.

u. ſ. w., wenn Sie fernere Proben ſeiner Ausſchreiberey verlangen. Jedoch dies ſcheint einmal das Schickſal unſers unbekannten Schriftſtellers S. L. H. geweſen zu ſeyn, unberühmt zu bleiben, und von den berühmteſten Autoren beſtohlen zu werden. Auch Werenfels hat ihn nicht unberaubt gelaſſen, wie ich ihnen leicht zeigen könnte, wenn es der Mühe werth wäre. Vielleicht glaubten dieſe Herren, wenn man einmal ausſchreiben wollte, ſo ſey es am zuträglichſten, über elende Scribenten zu gerathen, von denen kein Menſch in der Welt vermuthen könnte, das jemand ihre Armuth berauben würde. Skaliger wenigſtens, der ſehr faul geweſen ſeyn muß, um abzuſchreiben, da er es ſelbſt beſſer machen konnte, hat gewiß das Elend ſeines Autors eingeſehen. Den die elendeſten Stellen läßt er hinweg; und die, welche er ſtielt, verbeſſert er ſo gut, als eine in der Geburt verdorbene Sache zu verbeſſern iſt. Oft ſagt er auch weit vernünftigere Dinge, als ſein Autor im Sinne gehabt hat.

Dieſer Herr Autor S. L. M. ſagt gleich im Anfange ſeiner Schrift: Superua-

caneam ſanè operam *luderem*, ſi denno *velim* in Homeri laudes exſurgere. Und kurz darauf: *habet* (Homerus) e quo idonea morum præcepta peti ac deduci *poſſunt*. Dieß alles, und einige folgende Stellen hat Scaliger ſehr weislich unabgeſchrieben gelaſſen, weil die ganze Chrie, worinn dieſe Stellen befindlich ſind, einer Schulübung, wozu der Rector die Phraſes und der Schüler die Schnitzer giebt, ähnlicher ſieht, als der Arbeit eines Profeſſors zu Cölln am Rhein; und vielleicht endlich, weil er ſah, daß der Verfaſſer einen Theil dieſer Stellen wieder aus andern geſtohlen, und weil die Diebe das Geſetz haben, daß ſie ſich untereinander ſelbſt nicht beſtehlen dürfen.

Außerdem hat Scaliger noch viele grammaticaliſche Fehler verbeſſert, vieles als zutriviale, *) nebſt manchem non ſenſe hinwegelaſſen, die Schnitzer im Griechiſchen corrigirt, manches hinzugeſetzt, zuweilen die Ordnung umgekehrt, auch ſonſt noch wichtige Veränderungen gemacht z. E. ac anſtatt atque; certe anſtatt nam; admi-

ran-

*) z. E. ut inter omnes conſtat; longa verborum ambages; longa ſermonis ſerie, u. ſ. w.

rantur anſtatt mirantur; ſo daß Sie mein lieber Freund, hieraus erſehen können, nicht nur, wie künſtlich Scaliger ſeine Diebſtähle zu verbergen gewuſt, ſondern, daß er ſich, in der That, auch noch ein Verdienſt um die elende Schrift unſers Ungenannten erworben hat. Denn, wer würde dieſe kennen, wenn nicht Skaliger ſie beſtohlen, und ich nicht dieſen Diebſtahl entdeckt hätte? In tenui labor, tenuis & gloria. Leben Sie wohl!

2.

Sie müſſen mir nothwendig die Abhandlung von den Meteoren Homers, die Scaliger und Werenfels geplündert haben, wieder zurückſenden; ich habe wichtige Nachrichten von dem Autor derſelben gefunden, und ich denke mit der Zeit ein eben ſo ſtarkes Werk von dem Leben und den Schriften desſelben herauszugeben, als unſer Freund *** von dem Leben und den Schriften *** eines unbekannten Mannes geſchrieben hat.

Hören

Hören Sie, wie ich auf eine Spur von dem wahren Verfasser des berührten Antihomers gekommen bin! Zufälliger Weise stosse ich auf ein altes Volumen verschiedener kleiner Schriften. Im Begriffe, solches durchzublättern, sehe ich zuerst eine Art von Mönchsschrift, womit die innere Seite des schweinsledernen Bandes bemahlt, oder bemacelt ist. Ich theile sie Ihnen mit, so gut ich sie abschreiben kann.

Das Buch von der Wüllen ous dem Land Asia, wie man soliche bowen soll, in userem Lande, ist geschrieben dem hiesigen Studio Philosophiae zu Reverenz, und viel andern zu Kürzweil. Und ist geschrieben von mynen ygenen Frynde, der has viel Kunstsluck gewust, und solich nit mænniglich gelehret, und was fast hochgelahrt, und thæt wissen, was nur een Mann wissen mocht, und fast mehr. Und has viel Noth und Zwietracht gehabt mit eenem ous Græcia, genannt Homerus, der was een grosser Lustspringer. Ist auch greist ins gelobte Land, has viel von den Baumen des Landes geschrieben, die da heissen uf Hebræisch שקמים has ouch

ſtætiglich mit dem Oberſten der Oehlbæume und dem Uffeher der Maulbeerbæume gewohnet und gekoſet. Iſt hieruf gegangen in die newe Welt, die Columbus entdeckt hat neuerdings, und has mit herous bracht faſt viel Holz Preſil, un1eenen Doppelhaken, een rares und ſonderliches Stuck. Und iſt das Buchlein von der Wüllen nit in viel Hænden gekommen, und och gar rar und ſonderlich. Han das geverzeichnet im Jahr 1529.

Ich lerne aus dieſer Mönchsſchrift, daß es im ſechszehnten Jahrhunderte einen Mann gegeben hat, der ein Buch von der Wolle aus Aſien, das iſt von der Baumwolle geſchrieben, der viele Kunſtſtücke gewußt hat, der in Feindſchaft lebte mit dem guten alten Homerus, der etwas vom ſicomorus in Paläſtina und vom Braſilien Hylze in America, oder auch am rothen Meere, zu wiſſen, ſich rühmte; und der endlich ſchon zu der damaligen Zeit mit den Doppelhaken nicht ſehr unbekannt war.

Wenn ich Ihnen nun beweiſe, daß dieſer Mann eben der iſt, welchen Scaliger beſtohlen hat, wenn ich Ihnen dieſen

Mann

Mann nenne, und Ihnen so viele Particularitäten von ihm mittheile, als ich selbst weiß; und deren weiß ich viel, werde ich da nicht Ihre Neugier befriedigen? Aber so leicht sollen Sie diese Freude nicht haben. Sie müssen sich gedulden, bis ich Ihnen erst die sämmtlichen Schriften dieses Mannes bekannt gemacht habe, so wie solche in dem alten Convolute vor mir liegen. Und hiermit will ich am nächsten Posttage den Anfang machen.

Fortsetzung der Briefe über die Physiognomik. *)

13.

„Nero, sagen Sie, war nicht schön; „Nero sah einer Sau ähnlicher, als einem Menschen.„

Das hat ihnen Spon (**) gelehret; einer der eifrigsten Forscher des Alterthums, und einer der elendesten Physiognomisten. Und alles was Spon gesagt hat, das hat ihm seine Einbildung beym Anblick seiner Münzen, und sein Svetonius gelehrt.

(*) S. Seite 278.

(**) Spon Recherches curieuses de l'antiquité.

Mit seinen Münzen, und seinem Svetonius in der Hand, lieſt Spon alles auf Neros Geſichte, was in dem Herzen dieſes Kaiſers war. „Seine Neigungen, meint „er, waren ganz natürlich auf ſeinem „Geſichte abgemalet. Denn er hatte „kleine, fettumwachſene Augen, Kinn und „Gaum dick aneinander, dicken Hals, dicken Bauch und dünne Waden. Mit „allem dieſem ſah'er einer Eau gleich, „deren Lebensart er durch die ſeinige „ziemlich copirte. Auch war ſein Kinn „ein wenig erhoben, welches ſeine Grauſamkeit anzeigte. Daß er ein weibiſcher „Mann war, das ſah man an ſeinen „blonden Haaren, an ſeinem Geſichte, „welches mehr ſchön, als majeſtätiſch war, „und an ſeinen dünnen Waden.„

Nero war bekanntermaſſen, vor ſeiner Regierung, und als Kaiſer fünf Jahre lang, einer der vortreflichſten Erdenſöhne. Ohne Zweifel hat er damals ſchon die dünnen Waden, die blonden Haare, und die kleinen Augen gehabt, aus denen Svetonius und Spon alles das Böſe wahrſagen, was er in der Folge gethan hat.

Nero wurde durch Schmeichler, durch Liebesdiener, zu bösen Dingen verführet. Seine Haare, seine Waden, seine Augen waren unschuldig an seiner Grausamkeit, und an seinem Unglücke. Es giebt Männer mit schwarzen Haaren, mit dicken Waden, und grossen Augen, die mehr Böses gethan haben, und noch thun, als Nero gethan hat mit seinen blonden, dünnen, kleinen Haaren, Waden und Augen.

Indeß ist zu bemerken, daß Seneka den Nero mit dem Apollo vergleicht, sowohl in Ansehung der Schönheit, als in Ansehung des anständigen Betragens. Apollo sagt beym Seneka.

Ille mihi similis vultu, similisque decore.

Dieß kann nicht bloße Schmeicheley seyn; denn wenn Nero einer Gau ähnlich gesehen hätte, so würde ganz Rom den Seneka wegen dieser Schmeicheley, und den Nero dazu ausgelacht haben. Also Nero war nicht häßlich!

14.

Weil wir einmal beym Spon sind, so erlauben Sie mir, daß ich noch einige an-

andere phyſiognomiſche Betrachtungen dieſes Mannes anführe.

Vom Cäſar anzufangen:

Cäſar war groß, von weißer Farbe und lebhaften Augen, welches alles ein gallichtes Temperament, mit ein wenig Phlegma anzeigt. Groſſe Naſe, ein wenig erhoben da, wo ſie an die Stirne gränzt; die Nüße (Naſenlöcher), zurückgezogen, hinaufwärts; die Naſenſpitze niederwärts; welches alles eine Habichtsnaſe vorſtellet, und welches bedeutet: großen Muth, Ehrſucht und Herſchſucht. Daß Cäſar ein unternehmender und ſtandhafter Mann war, das ſieht man aus ſeinen lebhaften und ſchwarzen Augen, aus ſeiner Habichtsnaſe, und aus ſeiner Stirne, die in der Mitte eingedrückt war. Daß er einen kahlen Kopf hatte, das beweiſt, daß er verliebt war, und die Liebe genoſſen hatte. Das möchte noch hingehen! Aber folgende Stelle iſt ganz Lavaterismus vor Lavatern.

La tête bien formée avec ces deux éminences, devant & derriere, bien proportionées, le col aſſez long, avec les yeux vifs, & le front mediocrement enfoncé

au milieu; tout cela enſemble le rendoit habile aux études & à l' éloquence.

Demnach erfodert die Beredſamkeit einen wohlgeformten Kopf, mit zwo Erhöhungen, von vorn und von hinten, hübſch proportionirt, einen langen Hals, lebhafte Augen, und eine Stirn, die in der Mitte ein wenig eingedrückt iſt. Gott Pan ehre die Phyſiognomik!

Auguſtus war gut gewachſen, hatte ein ſchönes Geſicht, und eine ſittſame Miene. Die Naſe, oben an der Stirne, ein wenig erhaben; die Haare in nachläßige Locken gelegt. Das alles bedeutet eine geſetzte und ſanfte Seele. Er war klug, und hatte Muth, ohne Eitelkeit. Aus ſeinen über der Naſe zuſammengewachſenen Augenbraunen wollen einige Geſichtskundige ſeine Neigung zur Tugend, und zu einer treuen Freundſchaft errathen, welches alles auch zutrift. Andere Phyſiognomiſten, haben daraus ſeinen Hang für das Studium und für die Wiſſenſchaften errathen, welches auch zutrifft. Denn dieſer Fürſt liebte die Wiſſenſchaften, und ſchrieb ſelbſt ganz erträglich in Proſe und in Verſen.

Svetonius meint, aus seinen kleinen und voneinander stehenden Zähnen sollte man für ihn auf ein kurzes Leben schließen. Aber, Dank sey es seiner Mäßigkeit, daß er gleichwohl sechs und siebenzig Jahre gelebt hat. Damit aber die Zähne doch nicht ganz unrecht hätten, so mußte er, bloß der leidigen Zähne wegen, zuweilen den Schnupfen, den Katarrh, sogar auch das Podagra haben, und allerley andere Menschenplagen erdulden.

Kaligula hatte ein hervorstehendes Kinn, zum Zeichen seiner Grausamkeit, und dabey, sagt Tacitus, ein komponirtes Gesicht, welches der Mantel seiner schändlichen Gesinnungen war. Zuweilen aber, sagt Sveton, nahm er mit Fleiß einen fürchterlichen Blick an, um die Leute zu schrecken. Dieß verrieth eine ziemliche Portion von Narrheit, die man aber (nach der Meinung unserer Physiognomisten) ohnehin schon aus Kaligulas langem Halse, aus seiner großen Stirne, aus seinen dünnen Waden, und aus seinem unverhältnißmäßigen Körper hätte erkennen können. Ausserdem war er, trotz Cäsarn,

ein

ein Kahlkopf; folglich, wie jener, ein Sünder wider das sechste Gebot.

Ueber den Klaudius, diesen elenden blödsinnigen Regenten, sind die Schriftsteller nicht einig. Seneca bemerkt an seinem Körper viele Fehler. Svetonius hingegen findet, er sey nicht übel gestaltet gewesen. Wahr ists, daß er wankende Füße, und einen zitternden Kopf hatte; dieß waren die Folgen eines Giftbechers, aus dem er in seiner Jugend getrunken hatte. Daher war er furchtsam, einfältig, vergessen; deswegen ließ er sich von seinen Sklaven, und von seinen Leidenschaften regieren. Die Schwachheit seines Geistes zeigte sich in seinem diken Halse, und an seinem Munde, der immer vom Speichel überfloß.

Galba hatte ein festfleischichtes Gesicht, und eine runzlichte Stirn, woraus unsere Physiognomisten schließen, daß er ein starker Mann und ein strenger Herr gewesen sey. Um seiner Sünden willen, hatte er das Podagra bekommen: alle seine Gelenke an Händen und Füssen waren verderbt. Er konnte kein Buch halten, und keinen

Schuh

leiden. Seine Nase machte, daß er dem Adler ähnlich sahe, dem Könige der Vögel, und deswegen weissagte ihm Augustus, daß er dereinst Herr der Menschen werden würde. Wir haben in der Geschichte viele Beyspiele von grossen Leuten mit Adlernasen; Cyrus, Artaxerxes, Demetrius Cryphus, Scanderbeg, Mahomet der zweyte, Karl der große, Ussumkassan, Selim, Soliman, und wer weiß wie viele andere Helden hatten solche Nasen! Die Nase des Galba, zusammengenomen mit seiner erhabenen Stirne, und seinem guten Wuchs, war ein Zeichen seiner Freygebigkeit, ob er gleich, ehe er Kaiser war, für geizig gehalten wurde. Sobald er aber den Thron bestiegen hatte, so bekämpfte er die üble Meinung, die man von ihm hegte, durch Großmuth und Geschenke, er erließ sogar den Unterthanen einen Theil der gewöhnlichen Abgaben.

Domitianus war schön, und gut gewachsen. Sein Gesicht war sittsam, und hatte eine bescheidne und schamhafte Röthe. Aber seine Physiognomie war eine betrügerische Physiognomie. Denn, nachdem

er

er zuerſt ganz gelind und gnädig regieret hatte; ſo wurde er in der Folge grauſam. Nicht um ſeiner Tugenden willen, hatte er frühzeitig die Haare verlohren, und dieſer Verluſt lag ihm ſo ſehr am Herzen, daß man ſich in Acht nehmen mußte, in ſeiner Gegenwart von einem Kahlkopfe zu ſprechen. Auch hat er auf ſeinen Münzen keinen kahlen Kopf, weil die Münzmeiſter die Ungnade dieſes kahlen Kopfs fürchteten, wenn ſie ihn ſo gebildet hätten, wie er war.

Ich mache keinen Kommentar über alle dieſe phyſiognomiſche Träume. Es iſt genug, ſie erzählet zu haben. Sie können jetzt über die Stirnen, Naſen und Waden, (*) und Hälſe und Augenbraunen der Kaiſer — ſelbſt urtheilen, und daraus ſchlieſſen, was Sie wollen. Nur das bitte ich zu merken, was vorhin vom Domitian geſagt iſt: Seine Phyſiognomie war eine betrügeriſche Phyſiognomie.

15.

(*) Zimmermann ſagt irgendwo von einem unſerer beſten Köpfe: er hat Beine wie Haberrohr. Iſt dieſer würdige Mann deswegen auch das, was die Kaiſer mit ſeinen Waden waren? Nichts lächerlicher, als dieſe Wadenphiloſophie, Naſenphiloſophie und wie die Philoſophien weiter heiſſen mögen.

16.

Und eben so betrügerisch sind alle Physiognomien. Zuweilen trifts ein, daß ein Mensch, der ein schlimmes Herz hat, auch ein schlimmes Gesicht hat; daß ein ehrlicher Mensch, ein ehrliches Gesicht hat. Aber, oft sieht der ehrliche Mann einem Schelme; und der Schelm, eben weil er ein Schelm ist, meistentheils einem ehrlichen Manne gleich, oder ähnlich. Unter so vielen hundert Millionen Ameisen, die auf diesem Erdhaufen herumkriechen, muß es wohl einige ähnliche, mit ähnlichen Gesinnungen und Neigungen geben. Und das ist ein Spiel der Natur, wie der berühmte Notenstein, den Sievers gefunden hatte. Oder es ist Zufall, wie es Zufall ist, wenn beym Lotto die Nummern heraus kommen, die ein junger Herr für seine Schöne, oder eine Schöne für ihren jungen Herren, der erste kalkulirt, und die letzte geträumt hatte.

Ich habe eine Frau gekannt, die eine große Physiognomistin war. Jeder Mensch, meinte sie, trüge auf seinem Gesichte die Gestalt dieses, oder jenes Thieres, und in sei-

nem

nem Busen die Neigung desselben. Nicht jedermann habe die Gabe, dieses zu bemerken; aber ihr sey diese Gabe gegeben von oben herab. Kraft ihres Talents nun war es ihr leicht, ausfindig zu machen, der furchtsame Fähnrich *** habe die Mine eines ungebratenen Haasen, ihre schmeichelnde Kammerjungfer das Gesicht einer Katze, ihr spitzbübischer Bedienter eine Rabennase und Rabenaugen; ihr Gemahl aber habe vollkommen die Physiognomie eines Löwen, und sie selbst das Antlitz einer zärtlichen Löwin.

Fast so wahrsagten sonst die alten Weiber aus ihren Traumbüchern, oder aus dem Bodensatze in einer Kaffeschale, oder aus aufgeschlagenen Karten. Auch ist es keine Kunst; und das letzte kann ich selbst meisterlich, wenn ich das vorher weiß, was ich wahrzusagen habe.

Die moralische Natur des Menschen, und die Bestimmung seines Charakters hängt größtentheils ab von der Erziehung, von den äußerlichen Umständen des Ortes, der Zeit, von Reichthum, oder Armuth, von Aufmunterung, oder Unterdrückung, von der Gesellschaft, und von andern gelegentlichen

chen Urſachen. Wie will ich nun dieſe äußern Verhältniſſe dem Menſchen an der Naſe anſehen? Nur alsdann, wenn ich ſolche vorher ſchon gewußt habe!

17.

Als Vulkan ſeinen Menſchen geſchmiedet hatte, ſo kamen alle Götter herbey, dieſes Wunderthier zu betrachten. Es verſteht ſich, daß Momus ſich nicht lange bitten ließ, ſeine unvorgreifliche Meinung darüber zu ſagen. Momus meinte, es fehlte dem Yahoo nichts als ein Fenſter auf der Bruſt, damit man nach Belieben hinein ſehen und wahrnehmen könnte, was im Kabinette vorgienge. So etwa nach Art des Fenſters, durch welches der türkiſche Kaiſer in ſeinen Divan ſchaut, ſo oft es Seiner Hoheit beliebet. Nach Herrn Lavaters Syſtem hat der Menſch nicht nur dieß Fenſter auf der Bruſt; ſondern er iſt ein Glashaus, und ganz Fenſter vom Scheitel an bis auf den Fuß. Aber was helfen alle Fenſter! ſie ſind in unſerem erleuchteten Jahrhunderte ſo mit Vorhängen und Läden, und Jalouſiegattern verwahret, daß

kein

kein Luchs und kein Argus mehr hindurch ſehen kann.

Die Bildung eines neugebohrnen Kindes iſt faſt ganz unentſchieden. Es iſt Schmeicheley der Amme, Eiteikeit des Vaters, und entweder Einbildung, oder Höflichkeit der Mutter, wenn die erſte ſagt: das Kind ſieht dem Herrn Papa ſo ähnlich, als wenns ihm aus den Augen geſchnitten wäre: wenns der andere glaubt, und die dritte es mit einem frohen Lächeln bekräftiget.

Erſt vom Knabenalter an, fängt die Bildung des Menſchen, faſt in gleichem Schritte mit dem Charakter deſſelben, an ſich zu entſcheiden. Bis der Menſch ein Mann wird; wie viele, zum Theil ungebahnte Pfade muß er vorher durchwandern? Wie viele Schickſale, angenehme und unangenehme, erfahren? Wie viele Klippen überklettern? Wie viele ganz verſchiedene Geſtalten annehmen! Ich läugne nicht, daß alles dieß auf die Geſichtsbildung des Menſchen einen Einfluß hat, oder haben kann. Allein das iſt nicht die Phyſiognomie, die Herr Lavater vertheidiget. Die Habichtsnaſe bleibt Habichtsnaſe, auch wenn ſie

ſich

ſich hundertmal an den Thüren der Antichambern geſtoſſen hat. Die Stumpfnaſe des Großmiriſters in Abyſſinien bleibt Stumpfnaſe, hätte ſie gleich durch hundert gnädigſte Hofnaſen ſeiner abyſſiniſchen Hoheit einen unſichtbaren Zuſatz bekommen.

Bleibt auch gleich eine Spur der vorigen Schickſale auf dem Geſichte des Menſchen zurück, ſo wird doch dieſelbe durch die jetzigen Sitten und Lebensart ſo unkenntlich gemacht, daß man Brillen, oder Vergrößerungsgläſer nöthig hätte, um ſie wahrzunehmen.

Mit Menſchen, die noch im rohen Zuſtande der Natur lebten, mit guten, wilden, nackenden Menſchen, könnte zwar Lavater allenfalls ſein Glück verſuchen. Aber bey uns iſt für ihn nichts mehr zu thun, ſeitdem wir, civiliſirt wie wir ſind, die Dinge unter uns eingeführt haben, die man Komposition und Politik nennet. Herr Lavater hat das Schickſal unſerer meiſten teutſchen Schriftſteller. Bey aller ſeiner Gelehrſamkeit, allen ſeinen Einſichten, kennt er die groſſe Welt zu wenig. Auch hat er faſt ſeine ganze Theorie nur von den Geſich-

ſichtern einiger gelehrter Männer abſtrahirt, die, oder deren Bildniſſe er geſehen hat. Das ſind nun meiſtentheils Ehrenmänner, die weder Zeit, noch Luſt, noch Urſache gehabt haben, ihre Geſichter zu komponiren. Und denen kann man ſchon dies und jenes anſehen, beſonders, wenn die Einbildung uns zu Hülfe kömmt, wo das Auge uns verlaſſen will. Auch glaube ich, daß in der Schweitz noch hier und da eine phyſiognomiſche Ernte ſeyn wird; aber noch zwanzig Jahre hin; und dan wird die ganze Phyſiognomik eine zürchiſche Antiquität ſeyn.

18.

Die Kompoſition des Geſichts und des ganzen Körpers iſt von zweyfacher Art. Die erſte iſt die ſtudirte Compoſition des Politikus, der nöthig hat, ſeine Geſinnungen, Neigungen, und Abſichten zu verbergen, der folglich ſich bemühet, eine jede Mine, gleich einem jedem Worte, in ſeiner Gewalt zu haben, im Zorne freundlich, bey der Liebe vor den Augen der Welt kalt, bey Demüthigungen ſtolz, bey allem Stolze demüthig

zu ſcheinen, kurz alles das zu ſcheinen, was er nicht iſt, und alles, was er iſt, nicht zu ſcheinen. Herr Lavater wird glauben, man könne einen ſolchen Mann, trotz aller Kompoſition, doch entzifern. Das kann man; aber gewiß nicht aus aus ſeinem Geſicht, ſondern aus ſeinen Thaten, und durch den politiſchen Kalkul. Solche Leute ſind beſtändige Schauſpieler ihr ganzes Leben hindurch, und gleichwie Garrik und Ekhof auf dem Theater nicht mehr Garrik und Ekhof ſind, ſondern bald Hamlet, bald Richard, bald bald was anders: alſo jene auf dem Theater der groſſen Welt. Auch hilft ihnen zu ihrer Verſtellung die zweyte Art der Kompoſition. Dieß iſt die, welche allen Menſchen, die in der Welt leben wollen, nach der Sitte eines jeden Orts, nach der Beſchaffenheit der Zeit, und nach dem Stande eines jeden, gewöhnlich iſt und gewöhnlich ſeyn muß: eine unmerkliche Kompoſition, weil man ſich komponirt, ohne daran zu denken.

Schon das Koſtume unſerer ordentlichen Kleidung entnaturaliſirt den Menſchen, und iſt Vorhang und Umhang um die lavateriſchen

ſchen Fenſter. Künſtlicher Schmuck, fremde Haare, alles dies vollendet die Metamorphoſe des natürlichen Menſchen in einen künſtlichen. Die Geſichtsmine, wäre allein noch das Feld, wo der Phyſiognomiſt auf die Jagd gehen könnte. Aber auch da wird er wenig, oder nichts fangen.

Es giebt in Anſehung der Geſichtsminen, wie bey der Münze im heiligen römiſchen Reiche, einen gewiſſen Konventionsfuß, nach welchem die Minen, beſonders die Hofminen, gepräzt werden müſſen, wenn ſie gelten ſollen. Auch werden, gleich den alten Siebzehnern, die Geſichter der Menſchen, durch dem Umgang mit der Welt ſo geſchliffen, daß ſie einander faſt alle ähnlich ſehen. Das heißt: alle haben nach und nach, durch den Eindruck der jetzigen Erziehung, und durch die Geſellſchaftspolirung eine Geſtalt von Sittſamkeit, Beſcheidenheit, Artigkeit, Höflichkeit, Gelaſſenheit, Anſtand, geſetztem Weſen u. ſ. w. ſich eigen gemacht; haben alle die Grimaſſen, die ſonſt noch eine Speiſe der Phyſiognomiſten waren, fein ſäuberlich abgelegt. Selbſt ihre Sprache verräth ſie nicht mehr; und nur aus ihren Thaten ſollt ihr ſie erkennen!

19.

Seitden man die Künſte erfunden hat, ſchöne Geſichter auf häßliche zu mahlen, ſchöne Zähne ſtatt häßlicher einzuſetzen, falſche Haare und — falſche Waden zu machen, ſeitdem iſts mit der Phyſiognomi übel beſtellt.

Indem ich weiter ſchreiben will — denn ich habe noch viel auf dem Herzen — ſo höre ich, daß in Deutſchland ſchon mehr als eine Schrift gegen, und über Lavaters Phyſiognomie erſchienen iſt. Von dem allen habe ich, in meiner Abgeſchiedenheit von der deutſchen Litteratur, noch nichts geleſen, als die einzige Recenſion in den Göttingiſchen gelehrten Anzeigen. Dieſe iſt, nach Art der Herren Göttinger, ſehr höflich und zurückhaltend. Aber doch ſchimmert durch den Schleyer der Höflichkeit die Herzensmeinung des Recenſenten durch ganz klar und deutlich.

Das Urtheil des Göttingers iſt das meinige; nur mit dem Unterſchiede, daß er es göttingiſch geſagt hat, und ich deutſch. Er zückt nur die Achſeln bey dem Schwärmereyen des Herrn Lavaters; aber dieß Achſelzucken bedeutet eben ſo viel, als mein Geradherausſagen: das taugt nichts. Er iſt höflich, und ich bin grob. Brie-

Briefe von Klotz und Riedel. (*)

I.

Riedel an Klotz.

Jena, vom 28ten May 1767.

Eurer Wohlgebohren sende ich meine Theorie der Künste, nicht als ein Geschenk, welches von Wichtigkeit wäre, sondern als eine Gelegenheit, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Dieses Buch ist aus den Vorlesungen entstanden, die ich seit einigen Jahren über die schönen Wissenschaften auf einer Universität gehalten habe, wo dieselbigen vorhin nicht sehr geachtet wurden, son-

(*) Diese Briefe werden gedruckt, weil es vor einigen Jahren, von einem weisen Mitverfasser der berlinischen allgemeinen deutschen Bibliothek verlangt, und gewünscht worden.

dern unter dem Joche der Schulphiloſophie ſeufzten: aus dem Geſichtspunkte muß es von billigen Richtern betrachtet werden. Unter die kleine Anzahl derſelben rechne ich vorzüglich auch Sie; und in ungeduldiger Erwartung ihres Urtheils harre ich ꝛc.

2.

Klotz an Riedel.

Halle, am 4ten Junii.

Eurer ꝛc. bin ich vielen Dank für die Gütigkeit ſchuldig, mit welcher Sie mir Ihr ſchönes Buch überſchickt haben. Ich mußte ſchon als ein Theil des Publici Ihnen für die Gelehrſamkeit, für die Einſicht, für den Geſchmack verbunden ſeyn, womit Sie uns unterrichten. Allein meine Verbindlichkeit wächſt, da Sie ſich als meinen Freund darinn erklären und überall Geſinnungen der Gewogenheit und Liebe äußern. Glauben Sie es nur, ich freue mich unendlich, ſo oft ich Sie, und Ihnen ähnliche Männer

ner an der Cultur unſers Vaterlandes arbeiten ſehe. An Gelehrten hat es uns weniger gefehlt, als an geſchmackvollen Scribenten und Lehrern. Nur ärgere ich mich, daß Sie eben das Schickſal haben, das auch ich jetzt erfahre. Sie leben an einem Orte, wo keine Werke der Kunſt ſind, und Sie wiſſen zu gut, wie nöthig dieſes iſt, um zur Vollkommenheit in dieſen Wiſſenſchaften zu gelangen. Wenn Sie, und die mit Ihnen einerley Endzweck haben, zu dem Ende Ihrer Wünſche gelangen, ſo wird ſie die Nachwelt als Wiederherſteller der Wiſſenſchaften zu betrachten haben. Ich will Sie gern mit einem freudigen Zurufe begleiten, da ich nicht ſelbſt in dieſe Bahn treten kann. Denn meine Abneigung von dem Schriftſteller- und Gelehrtenamte wächſt mit jedem Tage. Es iſt mir genug, wenn man mir nur die Ehre anthut, mich zu den Zeitgenoßen der Männer zu rechnen, welche den guten Geſchmack unſerm Vaterlande geſchenkt haben: eine Ehre, die ich mir nicht einbilden könnte, wenn ich ſie mir von meinen Schriften verſpräche, aber auf die ich Rechnung mache, weil ich weiß, daß die Schrif-

ten meiner Freunde, welche meinen Namen zu erhalten gewürdiget, auf die Nachkommenschaft kommen werden. Sie, mein Herr, rechne ich nun schon unter meine alten Freunde, wenn wir gleich einander noch keine Erklärung bisher von unsern Gesinnungen gegeben haben.

Ich muß Ihnen gleich bei meinem ersten Briefe lästig werden. Sie finden hierbey einen Brief an den Herrn D. Müller aus Gießen, welcher jetzt in Jena ist. Da ich seine Wohnung nicht weiß, so bitte ich Sie, für eine getreue und richtige Abgabe des Briefes zu sorgen. Das war eine Beschwerung.

Die andere ist: mein Freund Lippert liegt mir an, ein Buch über die geschnittenen Steine, die er abgedrucket hat, zu schreiben. Ich will auch noch diese letzte Arbeit unternehmen, und in einigen Monaten sollen Sie mein Buch haben. Hierzu sind mir unentbehrlich Passerii Gemmæ astriferæ und Gorii inscriptiones antiquæ Tom. I. Ich besitze selbst einen guten Vorrath hieher gehöriger Bücher, aber beyde Werke fehlen mir, ob ich sie gleich

schon

ſchon in Göttingen genutzt habe: Sollte nicht einer Ihrer Freunde, vielleicht Herr Walch dieſelben beſitzen, und ſie auf acht Tage entbehren können. Wenn dieſes wäre, ſo ſchicken Sie mir ſelbe auf meine Koſten (denn wenn Sie dieſes nicht thun, ſo wäre der Gefallen nur halb) auf der Poſt zu. Ich will Sie Ihnen wohl verwahrt und in der beſtimmten Zeit wieder ſchicken. Sie können nicht glauben, wie ſehr mir die Erfüllung dieſer Bitte am Herzen liegt.

Leben Sie recht wohl u. ſ. w.

3.

Riedel an Klotz.

Jena, am 10 Junius 1767.

Dieß iſt nicht ſowohl ein' Brief, als vielmehr eine Vorrede zu den Briefen, die Eure ꝛc. künftighin von mir erhalten werden. Ich danke Ihnen für die Gütigkeit, mit welcher Sie mein Buch aufgenommen

haben, und nehme die Lobsprüche, die Sie mir geben, für das, was sie sind — für wohlgemeinte Complimente, für gutherzige Aufmunterungen an einen angehenden Schriftsteller, von dem Sie vielleicht glauben, daß er dereinst etwas besseres liefern könnte, den Sie also weder durch einen harten Tadel intimidiren, noch durch ein gänzliches Stillschweigen gar abschrecken wollen. Vielleicht hat auch die Kenntniß, die Sie von unserer Akademie haben, einen Einfluß in Ihre Gütigkeit gegen mich. Unsere Universität ist philosophisch, (præfiscini!) im höchsten Grade. Walch, der einzige, welcher gute philosophische Vorlesungen hält, hat wenig Zuhörer, da es hingegen sowohl im Optimismus als im Antioptimismus von Menschenkindern wimmelt. Ich habe mir Mühe gegeben, die Philosophie mit den schönen Wissenschaften näher zusammenzurücken, und ich glaubte meinen Zweck durch ein eigenes Lehrbuch am besten zu erreichen. Die Nothwendigkeit compendia zu schreiben fließt ohnedin aus der Definition eines jenaischen Magisters. Kurzum, Sie haben

nun

nun mein Buch; machen Sie damit was sie wollen.

Freylich ist es ein Unglück, daß wir hier, außer den lebendigen Carricaturstücken, die vor unsern Augen herumwandeln, keine anderen Werke der Kunst haben, als die berühmten septem miracula Jenæ. Wenn man außerdem den ganzen Tag mit Universitätsbeschäftigungen zubringen, Logik, Metaphysik, Moral, Naturrecht, Aesthetik gleichsam in einem Athem vorlesen muß, und dann nun den Abend, wo der Kopf müde, und die Nerven schwach sind, für die schriftstellerischen Arbeiten übrig behält, so kann allerdings nicht viel Kluges herauskommen. Ich hoffte einmal mit einem jungen Herrn auf Reisen zu gehen. Wollte der Himmel, daß meine Hoffnung möchte erfüllet werden!

Der Brief an Herrn Müller ist bestellt. Auch folgen hiebey die verlangten Bücher. Sie sind vom Herrn Walch, der sich Ihrem freundschaftlichen Andenken empfiehlt. Ihr Buch über die geschnittenen Steine erwarte ich mit Ungeduld, so, wie ich das, was Sie über die Münzen geschrieben haben,

ben, jetzt als ein Seelenſpeiſe brauche. Aber nur ſollten Sie nicht mit ſo vieler Gleichgültigkeit von Ihren Werken ſprechen; dadurch werden wir andern gedemüthiget. Sie bezeugen eine Abneigung gegen das Schriftſtelleramt, und ſcheinen es gar aufgeben zu wollen. Nicht alſo! Man möchte ſonſt leicht nach dem Engliſchmann ſagen: Welch „ ein Unglück waltet über unſre Tage! „ Klotz will nicht mehr ſchreiben und Nicolai will. „

Noch eins! Man hat mir ſchon ſeit Jahresfriſt verſchiedene Briefe ohne Unterſchrift aus Halle zugeſendet, und mir darinnen Neuigkeiten von einem Menſchen berichtet, den ich nicht kenne, und von welchem man mir ſagt, er ſey einer meiner Läſterer. Er ſoll *** heiſſen. In einem dieſer Briefe las ich zugleich: „ Herr Klotz „ könne mir von dem Charakter dieſes Men„ ſchen die beſte Nachricht geben: „ Alle dieſe Dinge ſind für mich ein Räthſel, welches Sie mir vielleicht auflöſen werden.

Ich empfehle mich in dero Gütigkeit und ꝛc.

4.

Klotz an Riedel. (*)

Unter Freunden, welche sich vom Zwange der Mode loszumachen wissen, muß alle Titulatur wegbleiben. Ich mache den Anfang, Ihnen bloß die Titel zu geben, die mein Herz schätzt, und Sie, mein Freund folgen mir in ihren Briefen nach.

Ich hätte Ihnen sehr viel zu schreiben. Aber noch mehr wünschte ich Sie persönlich zu kennen, und mit Ihnen einige Tage nach Opitzens Vorschrift zuzubringen. Ich verreise den 26ten dieses nach Niedersachsen; binnen drey Wochen bin ich gewiß wieder in Halle. Können Sie ohne Unbequemlichkeit zu uns kommen? Es versteht sich, daß Sie Quartier bey mir nehmen, und das müssen Sie auch. Vom 1sten künftigen Monats an will ich auf Sie warten.

Was

(*) Bey diesen und vielen folgenden Briefen fehlen die Data, welche Klotz selten hinzuzusetzen pflegte.

Was Sie mir von Jena ſchreiben, iſt wahr, allein ich verſichere Sie, daß die Studenten in Jena Sie ſehr ſchätzen, und dieſes freut mich, ſo wie überhaupt die Studirenden in Jena mehr und fleißiger lernen, als in Halle. Ich erkundige mich fleißig nach Ihnen, ſo oft ich Beſuch von Jena habe. Nur zuweilen ſcheinen einige, aus Liebe zu einer gewiſſen Philoſophie, Sie weniger zu lieben. Denn Achtung bezeugen ſonſt alle.

Sie müſſen daher auch nicht reiſen. Unter der Zeit können Sie in Deutſchland zu viel Nutzen ſchaffen. Glauben Sie nur, ein halbjähriger Aufenthalt in Dresden wird Sie für Rom ziemlich entſchädigen. Und der liebe Hagedorn wird Ihnen hier alles Gutes erzeugen. Er iſt der größte Menſchenfreund.

Ich habe, wie Sie ohne Zweifel wiſſen, eine Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften angekündiget. Dieſe ſoll in manchen Stücken der Nikolaitiſchen entgegen geſetzt ſeyn. W** wünſcht ſie, und vor einigen Tagen habe ich ſie Z** verſprochen. Die Berliner geben ſich den Ton einer Na-

tio-

tionalſtimme. Und wer ſind denn dieſe Leute? ******** — Dieß ſind die deutſchen Senatoren! Eine feine Geſellſchaft!

Wollen Sie bey dieſem Journale ein Mitarbeiter ſeyn? Ich kann am wenigſten arbeiten, da ich tauſend Zerſtreuungen habe, und auch meine Bequemlichkeit liebe. Sonſt bin ich mit Herrn Nikolai gar nicht feind, aber ſein Ton erlaubt mir nicht, ſein Freund zu werden. Wie einfältig iſt meines guten Abbts Leben ausgefallen! Z. E. vom Namen Thomas, von der Schulklaſſe u. ſ. w.

Wer Ihnen die Schriften ** s geſchickt hat, weis ich nicht. Ich nahm mich dieſes Menſchen ſehr an, als ich nach Halle kam, und beeiferte mich ihm zu dienen. Aber — — — — — — —. Auf Sie iſt er erboßt, weil er Sie für ſeinen Recenſenten in der jenaiſchen gelehrten Zeitung hält. Daher er Sie wenigſtens alle Wochen einmal vom Katheder wirft, wie der fette Götze den redlichen Baſedow.

Ich halte mich Ihnen und Herrn Walch für die überſchickten Bücher ſehr verbunden. Glauben Sie nur, daß ich den Herrn Walch hochſchätze. Ich gehe in den Antiquitäten

einen andern Weg als er; aber ich halte seine Bemühungen für sehr nöthig und nützlich. Allein, wenn ich einmal glaubte, mit ihm gut Freund zu seyn, so kamen Zwischenfälle, wie zum Exempel die Recension der Schrift seines Herrn Vaters (eines mir ehrwürdigen Mannes) wider Heumannen, welche doch nicht ich, sondern ein reformirter Theolog gemacht hatte. Ich habe Herrn Walch wirklich lieb. Ich bin so frey, ihm einige Bücher auf beiliegenden Zettel zu notiren. Wenn Sie Herr Walch (dem Sie mich ja empfehlen als einen alten Diener und Freund) nicht hat, so besitzt sie vielleicht die Bibliothek. Und der Herr Bibliothekar Müller war wenigstens sonst gut gegen mich.

Lassen Sie mir doch den guten ... in der Zeitung nicht so durchziehen. Es schadet seinem Glücke. Freylich taugen seine Verse nichts; allein er besitzt wirklich viele Einsichten, und ist ein redlicher Mann.

Ich bin ꝛc.

5.

Riedel an Klotz.

Jena, vom 18ten Junius 1767.

Nach Spitzens Vorschrift hab ich einige Tage mit meinem Freunde Baldinger gelebt, welcher im September als Professor der Medizin ganz zu uns ziehen wird, und jetzt einstweilen einen Präliminarbesuch abgestattet hat. Sie sollen mir aber die Erlaubniß, Sie zu besuchen, gewiß nicht umsonst gegeben haben. In Briefen läßt sich vieles nicht sagen, was ich Ihnen gern sagen möchte; ich will also einige kleine Vertraulichkeiten bis auf eine mündliche Unterredung versparen. Vielleicht bring ich auch Herrn Boie mit zu Ihnen, einen sehr geschickten jungen Mann, der voll ist von Enthusiasmus für unsere Litteratur, und der einzige beynahe hier, mit dem ich de hoc nostro studiorum genere plaudern kann.

Ich warte mit Verlangen auf ihre Bibliothek. Könnte der Plan derselben so

weit ausgedehnet werden, daß auch gute philosophische Schriften einen Platz darinnen fänden, wie Leibnitzens nachgelassene Werke, Moses Phädon und dergleichen, so würde ich Ihnen gerne einige Beyträge liefern. Unter den berlinischen Recensenten ist einer, der sich eine sehr philosophische Miene giebt, ohne den philosophischen Geist zu haben. Den Herrn Nikolai selbst kenne ich nicht; auch hat er mir nichts Leides gethan. Der heroische, gebietrische, despotische Ton in vielen Recensionen will freylich niemanden gefallen. Ich schätze indeß die Verdienste und Einsichten mancher Mitarbeiter, und eben deswegen habe ich schon verschiedene Anschläge verhindert, die ein paar wirklich witzige Köpfe in ** geschmiedet hatten, um das ganze Institut lächerlich zu machen. Und eben deswegen gefällt mir die Methode in Ihren Zeitungen, da Sie sich immer an einzelne Recensenten halten, die gesündiget haben, ohne das Ganze zu verdammen.

Haben sie die feuerspeyende Vertheidigung des gollnerischen freyen Beurtheilers schon gelesen? Er heißt Schwarz und ist

Bär-

Bürgermeiſter, Gott weiß wo, in Weſtphalen. Vielleicht haben Sie ihn, oder ſeinen getreuen Budel ehemals hier geſehen, welcher ihn als einen zweyten Cornelius Agrippa überall begleitete und ſelbſt dann nicht verließ, wenn er in der vortrefflichen deutſchen Geſellſchaft witzige Aufſätze für die patriotiſchen Väter Salinens ablas. Er und ſein Sprachmeiſter haben einmal Idyllen aus dem Franzöſiſchen überſetzt und drucken laſſen. Hier hat er viele Leſer, und ſein Journal wird von der ganzen Landkleriſey im Rudolſtädtiſchen und am Thüringer Walde verſchlungen.

Ich bin ſelbſt der Recenſent des guten *** in der hieſigen Zeitung. Aber was kann ich dafür, daß ſeine Schriften ſogar elend ſind? Jetzt hab ich wieder ein Traktätlein von ihm vor mir liegen, welches, wo möglich, ſchlechter iſt, als alle vorige. Ihnen zu gefallen, will ich künftig ſeine Schriften gar nicht mehr recenſiren; dies iſt alles, was ich mit gutem Gewiſſen thun kann. Denn loben kann man ihn unmöglich, ohne mich ſelbſt zu ſchelten.

Aber Ihre böse Zeitung! wenn Sie nicht aufhören, ehrliche Leute durchzuziehen, so wollen sich einige mitleidige Herzen vereinigen und beweisen, daß Sie und Ihre Helfershelfer alle Atheisten sind. Jetzt haben Sie schon wieder den armen *** zum Besten gehabt, der doch Professor publicus ordinarius ist. Im Vertrauen melde ich Ihnen, daß ein gewißer Pastor loci zum Trost aller gemishandelten Schäflein an einer Schrift arbeitet, die vornehmlich wider Sie und die Berliner gerichtet ist: von den unerkannten Sünden der Recensenten. Zimmermann in Hamburg ist an der berlinischen Recension gestorben; und wer weiß, wie viele Sie schon unter die Erde gebracht haben.

Ich bedaure, daß ich nicht alle nöthige Bücher herbeyschaffen kann, die Sie verlangen. Ich sende nur den Gorlæus, den Ebermeyer und den Bandelot. Erstere beyde sind von Herrn Walch; der letzte ist aus der Buderischen Bibliothek. Viele freundschaftliche Grüße von den Herrn Walch und Müller. Die Monumenta peloponesiaca hat Herr Walch, wie er sagt,

ehe-

ehedem aus der gothaischen Bibliothek entlehnet.

Ich verharre ꝛc.

6.

Klotz an Riedel.

Dies ist eigentlich kein förmlicher Brief, sondern nur ein Schein über den Empfang der Bücher, die ich Ihnen noch vor meiner Abreise zurücksende.

Sie machen Hoffnung zu Ihrem Besuche, und diese Hoffnung ist mir reizend. Dürfte ich noch hinzusetzen, daß ich Sie im künftigen Monate gewiß erwarten könnte? Ich glaub, daß man von Jena auch bequem in einem Tage nach Halle kommen kann. Und wenn Sie gegen das Ende der Woche ausreisen, so versäumen Sie an Ihren Collegiis nichts. Ich will Sie mit offenen Armen empfangen, und verspreche mir sehr angenehme Tage in Ihrer Gesellschaft.

Wie ſchwer wird es mir nicht, die Begriffe in ihrer Theorie ins lateiniſche überzutragen. Gleichwohl muß ich dieſe Schwierigkeit überwinden, um den Ausländern ausführliche Rechenſchaft von Ihrem Buche zu geben. Die Zeit wird lehren, ob ich Ihren Sinn getroffen habe.

In die Bibliothek können freylich auch philoſophiſche Bücher geſetzt werden. Vornehmlich wegen dieſer Bibliothek möchte ich gern mündlich mit Ihnen ſprechen.

Das Zimmermann für Aegerniß über die Berlinerbibliothek geſtorben iſt, iſt gewiß. Hätten Sie immer dieſes Inſtitut lächerlich machen laſſen! es kann dieſen Leuten nicht ſchaden, wenn ſie oft an ihre Sterblichkeit erinnert werden. Unter den deutſchen Schriftſtellern werden Sie keinen finden, der ein Freund dieſer Geſellſchaft ſey.

Mein Gott! was hat Gollner für Leute in ſeinem Solde! die Catilinariam habe ich geleſen, aber ich bin nicht gerühret worden. Wenn der Verfaſſer Schwarz heißt, ſo iſt er Bürgermeiſter zu Xanten an der holländiſchen Gränze.

Doch ich komme ins Plaudern, und das soll ich heute nicht. Ich umarme Sie.

7.

Riedel an Klotz.

Jena, vom 9ten Julii 1767.

Da ich nicht weiß, ob Sie in Halle, oder in Halberstadt sind, so schick ich aufs Gerathewohl diese Zeilen an den ersten Ort, wo Sie solche bey Ihrer Zurückkunft antreffen werden. Sobald ich Nachricht von dieser habe, komme ich selbst zu ihnen, um mich mit ihnen zu betagen.

Jetzt ein paar Worte von der Bibliothek. Ich glaube, nichts ist der gelehrten Republik nachtheiliger als die monarchische Regierungsform, welche einige Kunstrichter unter uns haben einführen wollen. Und gleichwohl wird diese so lange bestehen, als nur eine einzige kritische Stimme ins Publikum hineinruft: dies ist gut, und jenes elend. Dies ist der Fall bey uns —

denn die kleinen Winkeljournälgen, deren Verfaſſer hier und da Schnipgen in der Taſche ſchlagen und leiſe Klagen ſich vormurmeln, ſind für keine Stimme zu rechnen. Die Berliner haben bisher das Wort allein gehabt: denn Herr Weiße iſt zu ſanft, um es ihnen abzunehmen. Wenn aber nun es wahr iſt, (zu reden mit einem unſeren hieſigen Loziker) daß unſer litterariſches Publikum, um ſelbſt deſto beſſer urtheilen zu können zuerſt eine gute Stimme und dann eine gute Gegenſtimmung hören muß: ſo folgt, daß ihr Unternehmen, eine in manchen Stücken der Berliniſchen entgegengeſetzte Bibliothek zu ſchreiben, allerdings gut und gemeinnützig ſey. Ich will gern etwas zu der Beförderung deſſelben beytragen; aber nur müßen wir vor allen Dingen gute Mitarbeiter, und dann ein feſtes Syſtem haben. Sie werden mich verbinden, wenn ſie mich über beide Punkte belehren. Einige Aufſätze über Moſes Phädon, über die Fragmente, über Feders Philoſophie, vielleicht auch über Rammlers Gedichte könnte ich ihnen hergeben; doch alles dieſes ohne Engagement. Um ordentlich von

Stück

Stück zu Stück mitzuarbeiten, habe ich zu wenig Zeit.

Haben sie die Fragmente schon gelesen? Ein gutes Buch, aber in einer Schreibart, vor welcher Apollo Deutschland bewahren wolle. Aber der Kopf, der es geboren hat, er sey wer er will, wird künftig aus sich machen können, was er nur will. Nur die Auswüchse hinweg.

Nach der löblichen Etiquete der Schriftsteller, solle ich wohl auch Herrn Weiße mein Büchel einschicken? Ich denke ja!

Leben sie wohl!

8.

Klotz an Riedel.

Halle, den 18ten Juli 1767.

Unter meine ersten Beschäftigungen nach meiner Rückkunft gehört es, daß ich an Sie schreibe und ihren gütigen Brief vom 9ten Julius beantworte.

Daß ſie kommen wollen, erfreut mich ſehr. Glauben Sie auch nur, daß eine Reiſe Ihnen nöthig iſt. Sie leſen und arbeiten ſo viel, daß ich kaum dem Manne, der mir dieſes erzählte, glauben konnte. Denken ſie nicht, daß durch zu viele Arbeiten Ihr Feuer vor der Zeit ausgelöſchet werde? Und leben wir denn deswegen bloß in der Welt, um zu ſtudiren? das Vergnügen, die Freude, die Muße, das möchte bey mir eine vorzügliche Stelle bekommen, wenn ich von dem höchſten Gut ſchreiben ſollte.

Die Artikel, welche ſie zur Bibliothek beſtimmen, ſind ſchön. Nur möcht ich gern mit Ihnen ſprechen, ob ſie glaubten, daß die Sache könne durchgeſetzet werden. Denn es iſt Schande, etwas Angefangenes wieder aufzugeben. Nikolai wird nichts unterlaſſen, um uns zu hindern.

Herr Weiße iſt ein guter Mann und Menſchenfreund, der zugleich viele Artigkeit und Lebensart beſitzt. Schicken ſie doch ihre Theorie auch an den Herrn von Hagedorn; dieſer Mann brennt von Eifer für

die

die Wissenschaften; nur erlaubt ihm die Blödigkeit seiner Augen nicht, so viel zu schreiben, als wir alle wünschen.

Jüngst habe ich einen Gönner und Freund durch den Tod verlohren. Es war der Oberkammerherr Graf Bose zu Dresden, welcher über die Antiken gesetzt war, und eine sehr große und wichtige Gelehrsamkeit besaß.

Ich bin ꝛc.

9.

Klotz an Riedel.

Gleim hat mit mir gezankt, liebster Freund, daß ich sie habe reisen lassen. Denn er kam am Montage zu mir und hoffte, sie zu finden. Er ist recht sehr und aufrichtig ihr Freund. Sie mögen viel Hitze ausgestanden haben. So gern ich Sie bey mir hatte, so lieb war es mir damals, daß Sie fort waren. Die Hitze

ward

ward täglich heftiger, und wären sie später gereist, so hätten sie sich können eine Krankheit zuziehen.

Den Taranuinus habe ich in die Akta recensirt, und Schwabens Abgott Thor ist der Pedant worden. Vergessen sie den Junius und Licetus nicht.

Ich wünschte, daß Sie nur immer bey uns wären. Allein es ist mit dem Schicksale eine eigene Sache; es gibt uns nicht alles, was wir wünschen, wenigstens nicht in dem Maaße, das wir begehren, u. s. w.

10.

Riedel an Klotz.

Empfangen Sie meinen Danck für die gütige Aufnahme, die ich bey Ihnen gefunden habe. Ich vermisse die gute Gesellschaft, die ich bey Ihnen antraf, um desto mehr, da ich hier fast gar keine Gesellschaft habe. Herr Müller und Herr

Boie

Boie sind fast mein einziger Trost. Und auch diese kann ich selten anders als etwa Sonnabends, oder Sonntags sprechen; denn mein übriges Leben ist Mühe und Arbeit. Sagen Sie doch Herrn Gleim, Jakobi, Neusel, Meyer u. s. f. alles ersinnliche Schöne in meinem Namen.

Was Herr Gleim für ein lieber Mann ist! Er schickte mir, als ich kaum wieder zurück war, einen reitenden Boten von Lauchstädt nach Jena nach, und bat mich, ihn zu besuchen. Leider konnt ich nicht; denn ich mußte das wieder einbringen, was ich an meinen Collegiis versäumt hatte. Es ärgert mich, daß ich nicht einmal im Stande war, seinen enthusiastischen warmen Brief mit gleicher Wärme zu beantworten.

Nach unserer Abrede widme ich jetzt meine Nebenstunden der Bibliothek. Auf den Phädon wende ich den meisten Fleiß; das Buch ist trefflich geschrieben und gleichwohl können mich die Beweise des Verfassers nicht überzeugen. Dieses muß seine Ursachen haben, und diese Ursachen trachte ich zu entwickeln.

Es liegt hier ein Manuſcript wider die allgemeine deutliche Bibliothek, welches der ewige Verleger aller dergleichen Schriften, der wohlfeile Herr Gollner, verlegen will. Der Verfaſſer iſt ein Prediger, eben der, welcher den Chriſten in der Welt geſchrieben hat. Es betrifft aber gerade die ſtärkeſte Seite der Bibliothek, das iſt, die theologiſche; doch iſt es nicht ſchlecht gemacht, und nicht in dem homiletiſch-polemiſch-marktſchreyeriſchen Tone der hamburgiſchen Streiter, welche die Kriege des Götzen führen.

Mit den Wanderungen der Wiſſenſchaften hat Gleim allerdings Recht: der gute Geſchmack ſcheint von Mittag nach Mitternacht zu wandern, und der ſchlechte rückwärts jenem entgegen. Vielleicht wird eine Zeit ſeyn, wo die Calmuken eine Art von Siecle de Louis XIV. haben, und wo wir in der Barbarey wiederum vergraben ſind, die ſich noch nicht gar zu lange von unſren Häuptern gewendet hat. Ich denke, Rabener hat ſchon ſo etwas prophezeyet.

Ich bemühe mich von nun an, nachdem es Gleim einmal will, Nachrichten von Meinhards Leben zusammenzubringen, und habe deswegen an Weiße, Zachariä, Juch in Erfurt; Rumpel und Nicolai geschrieben. Erinnern sie aber doch Gleimen, daß er nicht vergißt, mir die seinigen zu senden, besonders den Briefwechsel.

Ich bin ꝛc.

Nachschrift.

Herr Boie ist noch nicht zurückgekommen; vermuthlich ist er noch in Leipzig. Unter den wenigen hiesigen Freunden, die im Stande sind, Sie zu würdigen, zu schätzen und zu lieben, ist auch der Graf Schönburg, der hier studirt. Hermes ist von seinen Freunden; aber Schönburg könnte dereinst noch etwas mehr werden. Nur befürchte ich, daß ein gewißer Enthusiasmus für ein gewisses Etwas ihn zu frühe verzehren wird. Der liebenswürdigste junge Graf von der Welt! sogar Schlüße in Barbara

und

und Darapti hat er von mir gelernt, um darüber zu spotten. (*)

II.

Klotz an Riedel.

Dieß ist, mit allen Respekt gesprochen, ein Mahnbrief, und zwar um ihren Beytrag zu der Bibliothek. Ich werde recht fleißig seyn, sobald ich von Ihnen etwas habe. Die Zeit kömmt herbey, und Michael ist nicht mehr fern. Auch Jacobi verspricht seiner Lachapellischen Trägheit zu entsagen und einige Artikel zu liefern, wenn Sie nur den Anfang machen.

Herr Flögel, dem ich ihre Adresse schicken mußte, hat inliegenden Brief an Sie eingeschlossen. Halten Sie es für gut, so will ich ihn um Beyträge zur Bibliothek ersuchen.

Ich bin ꝛc. 12.

(*) Dieser junge Graf Schönburg ist nicht lange nachdem gestorben. Lugete l

12.

Riedel an Klotz.

Jena, vom 1ten September 1767.

Für jetzt sende ich, wohleingepackt und wohlverwahret, die ersten Recensionen für die Bibliothek; am künftigen Posttage folgen die übrigen, nämlich: von Moses Phädon, von den Fragmenten, und von einigen minder wichtigen Büchern. Sie, mein Freund, haben freye Hand, alle Stellen, die Ihnen mißfallen, auszustreichen, besonders die, welche vielleicht zu beißend seyn möchten. Es entwischen mir oft Ausdrücke, die ich für nichts weniger, als kaustisch halte, und von denen man mir gleichwohl hernach sagt, sie waren es in einem hohen Grade. Alle diese gebe ich Ihnen Preis. Nur bitte ich Sie, ohne mein Wissen nichts hinzuzusetzen, am allerwenigsten in solchen Recensionen, deren Inhalt philosophisch ist.

Herr Flögel ist ein weidlicher Mann; seine Aufsätze würden dem Journale Ehre machen. Nur zweifle ich, ob er sich einer

ſo undankbaren Arbeit unterziehen wird. Ich lege einen Brief an ihn bey, und verharre ꝛc.

13.

Riedel an Klotz.

Jena, vom 4ten September 1767.

Wer in aller Welt hat denn in ihren Zeitungen die Recenſion der wagneriſchen Schrift gemacht? Wagner iſt freylich ein elender Scribent; aber zwey Blätter halliſcher gelehrten Zeitungen war er nicht werth. Auch iſt es keine große Kunſt, ſich über einen Elenden luſtig zu machen, deſſen Elend ſehr ſichtbarlich iſt.

Ob man gleich in Leipzig glaubt, unſere Bibliothek werde nicht zu Stande kommen, ſondern ihre Ankündigung ſey ein bloſſer Schreckſchuß geweſen: ſo ſende ich Ihnen doch die noch übrigen Recenſionen zum erſten Stücke. In der vom Phädon bitte ich keine Sylbe zu ändern. Mit dem übrigen Manuſcript machen ſie, was ſie wollen. Könnten wir nicht vor jedem Band der Biblio-

thek

thek ein Kupfer ſetzen laſſen? Etwa Gleimen, oder Hagedorn, oder Duſchen, oder Lipperten? Es ſieht doch fein ſtattlich aus, wenn gleich an der Pforte ein berühmter Mann die Honneurs macht.

Nicolai hat mir verſchiedenes Brauchbare von Meinharden geſchrieben; desgleichen auch Weiße. Wirklich habe ich einen Enthuſiaſmus, von dieſem Manne etwas Vollſtändiges zu liefern, ich weiß nicht warum.

Aber Adam ubi es? Ich habe ſeit etlichen Poſttagen keinen Brief von Ihnen. ꝛc.

14.

Klotz an Riedel.

Halle von 10ten September 1767.

Die Pauſe in unſerm Briefwechſel, aber doch keine Youngiſche Pauſe — iſt erſt durch Herrn Lipperts Beſuch, und dann durch meine Reiſe nach Altenburg verurſachet worden. Ich muß auf alſo zwey Briefe antworten.

Unſer erſtes Stück beſteht aus ihren Recenſionen, dann hat Jacobi ein Paar hergegeben, und ich einige, unter welchen

auch ihre Theorie iſt, bey welcher ich einige, jedoch freundſchaftliche Erinnerungen gemacht habe. Wäre dieß nicht Gelegenheit zu zeigen, was die deutſche Litteratur von der italieniſchen gewinnen könnte? Sie haben doch den Muratori und Gravina in Jena, aus beyden werden ſie vieles entlehnen können.

Wagners Recenſion iſt mir von Wittenberg geſchicket worden, ich habe nichts geändert, als daß ich das Wort gelehrt, welches bey dem Namen Polz ſtand, ausgeſtrichen habe.

Sagen ſie doch ihrem Herrn ***, daß die Simplicität die edelſte Gabe des Schriftſtellers ſey, daß Homer durch ſie unſterblich geworden, u. ſ. w. Er ſcheint in ſeiner Ode, die ich geleſen habe, ſich in einen gewiſſen Pomp von Meteoren und Dunkelheiten verliebt zu haben: und das wollte ich nicht gern.

Es iſt ſchlimm, daß wir mit unſrer Bibliothek alles ſpät angefangen haben; itzt kann kein Kupfer mehr dazu kommen. Gott weiß aber, man wird ſehr über dieſes Journal ſchreyen und klagen. Ich bin neugierig, wer es zuerſt thun wird. Un-

ſtrei-

ſtreitig wird man in Berlin ein Geſchrey hören von Oſten und Weſten. Das beſte iſt, daß ich hierbey ſo ziemlich gleichgültig bin. ꝛc.

15.

Klotz an Riedel.

Vom 27ten September 1767.

Ihr Andenken lieber Freund, hat mich nach Göttingen begleitet, wo ich dieſes ſchreibe, ſo wie es mir allemal gegenwärtig iſt: Haben ſie Müllers Diſſidenten geleſen? das ſind wirkliche Diſſidenten von der geſunden Vernunft, von aller Klugheit und Gelehrſamkeit. Soweit kann uns die Begierde nach Ruhm bringen. Ich wollte wetten, daß er ſeine Schrift auch nach Pohlen geſchickt, und — daß ſie dort eben ſo aufgenommen worden, als zu Berlin.

Ich habe meine Journale verlaſſen müſſen, und Herrn Meuſel indeß die Beſorgung aufgetragen. Was denken ſie wohl in das zweyte Stück für Recenſionen zu machen? Flögel wird mitarbeiten, und ich

habe ihm die Geſchichte der Menſchheit von Iſelin vorgeſchlagen. Wäre es nicht Sache, daß Abbts Werke, wenn die neue Auflage, die Nikolai verſpricht, heraus kömmt, noch recenſirt würden. Und würden ſie wohl dies Geſchäft über ſich nehmen?

Sie haben Duſchen zu vielen Weihrauch geſtreuet; und Duſch ſollte den Berlinern nicht zu vielen Weihrauch ſtreuen; ich wünſche dieß ſeiner eigenen Ehre wegen, und will es ihm auch ſchreiben. Vergeſſen ſie unſere Bibliothek nicht; denn dieſe hat ihnen ihre Exiſtenz zu danken; handeln ſie wie ein guter Vater und erhalten ſie ſie auch ꝛc.

Nachſchrift.

„Das können wir auch nachthuen„ ſagte ein Liliputaner, nachdem er lange genug der Erzählung von den himmelſtürmenden Rieſen, von dem auf den Oſſa geſetzten Pelion, und von jenen ſchrecklichen Thaten, die der Knabe aus ſeinen Natalis Comes und der Profeſſor aus dem Heſiod weiß, zugehört hatte. Alſobald kam das kleine Volk zuſammen, und unter dem größten

Ge-

Geſchrey thürmte es Erdklöſe auf Erdklöſe.

So hörte das neidiſche Ohr eines *** und *** im achtzehnten Jahrhunderte das Lob, welches die weiſe Welt den Werken eines Homers, Leſſings und anderer ertheilte: voll von Eiferſucht ſchrieben ſie auch — der eine von — — — — und der andere von — —

16.

Riedel an Klotz.

Unwiſſend, ob ſie von Göttingen zurück ſind, ſchicke ich dieſe verlorne Schildwache nach Halle.

Für dießmal werde ich in die Bibliothek nur wenig liefern können. Ich hatte zwar an Herrn Meuſel von Herders drittem Theile, von Duſchens Gedichten u. ſ. w. geſchrieben; allein ich muß alles aufgeben, Weißens Beytrag ausgenommen, den ich aber auch erſt ins dritte Stück recenſiren kann. Es iſt keine Kleinigkeit täglich fünf bis ſechs Stunden öffentlich zu reden; mein Körper empfindet es, und ich kann nicht mehr, wie ſonſt, mit dem Schla-

ſe kämpfen, um tief in die Nacht hinein zu ſchreiben.

Herr Müller (*) wird ſich noch zum Schiedsrichter über alle europäiſche Staatshändel aufwerfen. In Corſika findet ſich noch ein Stück Arbeit für ihn. Denken ſie an mich, wenn er einmal dahinſchifft, daß ich es vorgeſagt habe.

Die Wittenbergiſche theologiſche Fakultät hat unſren guten Weiße durch den Doktor Georgi öffentlich verketzern laſſen, weil er es gewagt hat, der Freund eines reformirten Predigers zu ſeyn. Bone Deus! in quæ nos tempora reſeruaſti! Ich höre, daß für eine Schrift unter folgendem Titel ein Verleger geſucht wird:

Gewiſſensrüge
an
den angeblichen Pfarrer Zollikofer
und den
Kreisſteuereinehmer Weiße zu Leipzig
aus
dem Lateiniſchen
des
Herrn Doktor Georgi
ins deutſche überſetzt und ſehr vermehrt

(*) Johann Stephan Müller, Doktor der Theologie.

herausgegeben
von
Johann Gottlieb Wagner
Meister der Weltweisheit zu Wittenberg
und Alumnus der dasigen theologischen
Fakultät.

Ist das nicht ein allerliebster, langer, wichtiger Titel — ein rubrum, welches ein al scheuliches nigrum verspricht, ut desinat in piscem mulier formosa superne? Ich dächte, Curtius Rufus könnte diese Beylage zum Auto da se mit gutem Gewissen abdrucken.

Gern gäb ich ihnen für ihre unäsopische Fabel eine andere! Weil ich aber keine vorräthig habe, so nehmen sie dafür beygehenden Quartanten von 5 Bogen, der schon im vorigen Jahre gedruckt ist: Metaphysices tenuia rudimenta, von ihrem Freunde ꝛc.

17.

Riedel an Klotz.

Aber wer hat denn die newe Historia drucken lassen? Es war ja bloß ein Pri-

vatspaß, durch welchen ich das Zwerchfell ihres hypochondriſchen Freundes erſchüttern wollte. Außerdem iſt es nur eine Nachahmung einer ähnlichen Farce, die im Jahre 1745 nach der Krönung zu Frankfurt erſchien. Ich bin in der That wegen dieſer Kleinigkeit unruhig; und weder meinen Zuhörern, noch ſonſt irgend jemand, werde ich die newe Hiſtoria bekannt machen.

Müllers Schrift über die Diſſidenten iſt ohne mein Vorwißen receuſirt und gelobt worden. Sie wurde vorher mir aufs kräftigſte empfohlen; weil ich ſie aber nicht loben konnte, ſo ſchwieg ich lieber ſtill. Doch ſie, mein Freund, haben uns in dieſem Punkte (ſub roſa geſagt) nicht viel vorzuwerfen. Sie ſind ſehr oft gegen elende und mittelmäßige Scribenten nur gar zu höflich und nachſichtig. Ich will wetten, Faber hat ihnen ſein dickes Buch über die ſchönen Wiſſenſchaften eingeſendet. Wie hätten ſie ſonſt in ihrer Zeitung dieſen zuſammengerafften Plunder loben können? Oder haben ſie Repreſſalien gegen uns dafür gebraucht, daß wir Müllers Diſſidenten ſäuberlich behandelt haben? Fabers Buch iſt von Wort zu Wort ausgeſchrieben.

Die

Die Anzeige der Bücher ist theils aus dem Stockhausen, theils aus den Frankfurtischen Bücherverzeichnißen jämmerlich zusammengeflickt Und wo der Verfasser selbst etwas sagen will, da höret man die Sprache des Elends. Sogar Home's Grundsätze der Kritik setzt er unter die Hülfsmittel zur Erlernung der lateinischen Sprache.

Ein D** zu seyn, ist eine vortreffliche Sache. Aber die D** bekommen insgemein das Podagra; und das möchte ich nicht haben. Lieber wollen wir das bleiben, was wir sind! Wer weiß, ob es nicht hier und da D** giebt, die sich in unsere Stelle wünschen? Viele derselben werden von der Langenweile verzehrt; und dieß ist eine Plage, die wir beyde ohne Zweifel nie empfunden haben, und vielleicht nie empfinden werden.

Herr Polz ist, wie sie leicht erachten können, sehr erbittert über ihre Recension; er hält mich für den Verfasser derselben. Dies ist der Dank dafür, daß ich bey Herrn *** in ihrer Abwesenheit noch für ihn gebeten habe. In der That ist zwar der Aufsatz gut und gründlich; aber nach der jetzigen Lage der Sachen ein wenig zu scharf.

Ver-

Vergeſſen ſie nicht, mir wegen der Gewiſſensrüge etwas zu melden. Das Leben Meinhards iſt fertig, es ſoll aber noch einige Wochen in meinem Pulte bleiben.

Die Bibliothek habe ich endlich mit allen Druckfehlern empfangen. Sie macht hier Aufſehen. Herr Schmidt, der ſeit einigen Wochen hier iſt, hat unſer erſtes Stück bey mir, in Gegenwart des Herrn Boje, zu erſtenmal geſehen. Ich erwarte von ihnen die Geſchichte des Journals, u. ſ. w.

18.

Klotz an Riedel.

Ich muß ihnen heute einen langen Brief ſchreiben, ob ich gleich den Ihrigen nur kurz beantworte. Wenn ſie es in der Gewiſſensrüge nicht zu arg gemacht haben, ſo kann ſie Curt verlegen. Nur iſt es mit der Cenſur hier eine eigene Sache; und, wenn ich nicht allenfalls ſagen kann, daß

ich

ich selbst der Verfasser bin, so darf die Schrift schwerlich gedruckt werden. Faber ist gelobt worden, weil der Recensent glaubte, er sey ein gebohrner Maynzer, und habe zuerst das Herz gehabt, in seinem Geburtsorte die feinere Litteratur bekannt zu machen. Sollte aber Herr Stephan Müller einmal de origine feudorum S. R. J. ex Paradiso schreiben; so hat das die jenaische Zeitung zu verantworten. Aufs neue Jahr will er selbst anfangen, eine gelehrte Zeitung herauszugeben; gewiß nach Ziegras Manier. Die newe Historia hat müßen gedruckt werden. Sie thut unserm Freunde gute Dienste, indem sie das lächerliche seiner Feinde offenbaret. Diese werden sich freylich grimmig anstellen. In den Commentariis de libris minoribus ist noch etwas härteres gegen diese Leute befindlich. Haben sie es noch nicht gelesen? Ihr Doctor Salanus ist auch übel gemißhandelt. Ihr Herr Polz hat mir eine weitläufige Vertheidigung zugeschickt, die derb genug gerathen ist. Ich soll sie der Zeitung beydrucken lassen; er will die Unkosten bezahlen Es wird aber nicht geschehen. Bey dem allen wollte ich, daß Herr *** die Recension

sion von Polzens Schrift nicht gemacht hätte. Erstlich, weil sie dieser Mann im Verdachte hat, und ihnen schaden kann; Zweytens, weil ich vor einiger Zeit die Sottise begangen habe, ihm in seine monatliche Auszüge einen Aufsatz über **** zuzusenden. Er hatte mich sehr darum gebeten, und ich war so schwach, ihm seine Bitte nicht zu versagen.

Hier haben sie Beyträge zur Geschichte unserer Bibliothek: der erste ist ein Brief, den ich eben aus Berlin erhalte, ohne Namens Unterschrift, von dem ich aber vermuthe, daß ihn B. besorgt hat. (*) Ich lege ihn bey.

* * *

„ Des Herrn Geheimmenrath Klotz „ Wohlgebohren haben ohne Zweifel allen „ Liebhabern der schönen Wissenschaften da„ durch ein großes Vergnügen verursacht, „ daß sie angefangen, eine deutsche Bibli„ othek der schönen Wissenschaften herauszu„ geben. Auch ich, ein Leser derselben,

„ stat-

(*) Dieser Brief wird hier eingerückt, weil der Herausgeber die Absicht hat, die Geschichte der damaligen Streitigkeiten ganz nackend, oder in puris naturalibus darzustellen.

„ ſtatte ihnen Dank dafür ab. Ich bin
„ ſchon ſeit einigen Jahren, da ich eurer
„ Wohlgebohren Schriften geleſen habe,
„ einer ihrer wahren Verehrer geweſen. Die
„ Hochachtung, welche ich für ſie hege,
„ treibet mich auch an, ihnen einige An-
„ merkungen zur Beurtheilung vorzulegen,
„ welche ich bey dieſer neuen periodiſchen
„ Schrift gemacht habe. Sie überlaſſen in
„ der Vorrede dem Leſer zu entdecken, was
„ dieſer Bibliothek einen eigenen Charakter
„ verſchaffen ſolle. Ich fürchte, daß vie-
„ le Leſer dieſen eigenen Charakter in Sek-
„ tirerey, Muthwillen und unbillige Stren-
„ ge ſetzen werden. Bey der Sektirerey
„ will ich mich nicht aufhalten, denn euer
„ Wohlgebohren werden ſich nicht darüber
„ ärgern, wenn man ſagt, ſie wollten eine
„ neue Sekte ſtiften, und wären auch ſchon
„ wirklich das Haupt einer neuen Sekte.
„ Aber etwas von dem Muthwillen. In
„ den meiſten Artikeln wimmelt es von
„ muthwilligen Ausdrücken. Kann man
„ denn nicht lebhaft ſchreiben, ohne ſich
„ muthwillig auszudrücken. Die neuen
„ Monatſchriften, mit welchen Deutſchland
„ überſchwemmt iſt, haben meiſtentheils den

„ Cha-

„ Charakter des Muthwillens, und wer-
„ den dadurch allen ernſthaften Leuten eckel-
„ haft. Ein Kunſtrichter muß kein Muth-
„ williger ſeyn. Unter der muthwilligen
„ Schreibart, will ich auch die poſſenhafte
„ begreiffen, und zum ärgſten Beyſpiel der-
„ ſelben S. 57. anführen: Hierher! hier-
„ her! wer hat Luſt und Belieben? Sind
„ ſolche marktſchreyeriſche Ausdrücke in ei-
„ ner Schrift erträglich, die mit dem ehr-
„ würdigen Namen eines königlichen Preu-
„ ßiſchen Geheimenrath auf ihrem Titel
„ prangt? In Anſehung der Materialien
„ billige ich die Recenſion des Lindneriſchen
„ Buchs, aus welcher ich dieſes Beyſpiel
„ angeführet habe, denn ich habe dieſes
„ genau durchgeleſen, und inſonderheit we-
„ der gute Ordnung, noch gute Wahl,
„ darin gefunden; allein nicht in Anſehung
„ der Formalien! S. 126. wird mit Recht
„ getadelt, daß die neuen Recenſenten mit
„ den anzehenden Lehrern der ſchönen Wiſ-
„ ſchenſchaften, ganz unbarmherzig verfah-
„ ren: iſt man aber nicht in eben dieſer Schrift
„ mit dem M. Schmidt eben ſo unbarm-
„ herzig umgegangen? fährt nicht der Re-
„ cenſent die Sprache eines Schulmeiſters,

wenn

„ wenn er den Verfaſſer anredt und ſpricht:
„ ſie ſollen lernen, ſie ſollen wiſſen S. 3.
„ Ich mache noch einige Anmerkungen. S.
„ 104. wird die Einmiſchung fremder Wör-
„ ter in die deutſche Sprache, auf eine
„ ſeltſame Weiſe getadelt. Der Verfaſſer
„ verwirft Wörter, als ganz ungewöhnli-
„ che, welche doch, inſonderheit von Juri-
„ ſten, nicht nur in Handſchriften, ſondern
„ auch in gedruckten Büchern häufig ge-
„ braucht werden, als authoriſirt, genuin,
„ Reſultat, Inſtanzen, translatirt, etas
„ bliren, Agrikultur, ꝛc und die in der
„ That nicht ſchlechter ſind als die andern
„ undeutſchen Wörter, welche er um deſ-
„ willen genehmiget, weil ſie ſchon oft
„ gebraucht worden. Freylich ſind ſie uns
„ ſern neuen franzöſiſch deutſchen ſchönen
„ Geiſtern gemein, werden aber dadurch
„ eben ſo wenig deutſch, als viele andere
„ undeutſche Wörter, welche die Verfaſſer
„ der einzelnen Artikel dieſer Bibliothek
„ eingemiſcht haben. Es iſt nicht gut,
„ daß euer Wohlgebohren, in den ihnen
„ mitgetheilten Recenſionen gar nichts än-
„ dern. Hätten Sie doch wenigſtens die

.. einigmal vorkommende fehlerhafte Schrei-
.. art von Herders Namen verbes-
.. sert. S. 161., kömmt der Name recht
.. geschrieben vor, in den vorhergehenden
.. Blättern aber wird er einigemal Härter
.. genannt, als S. 29. 32. Ich kann
.. ihnen bey dieser Gelegenheit die neueste
.. Geschichte dieses Mannes zuverläßig ma-
.. den. Er ward im verwichenen Sommer
.. nach St. Petersburg zum Inspektor der
.. Schule, welche der jetzt bey uns befind-
.. liche Herr D. Büsching daselbst angele-
.. get hat, berufen. Als der Rigaische
.. Magistrat Nachricht davon bekam, ließ
.. er ihn fragen, ob er den Antrag aus-
.. schlagen, und unter was für Bedingnis-
.. sen er in Riga bleiben wollte? Seine
.. Antwort war, wenn man ihn zum Pastor
.. machen wolle, welches er längst zu wer-
.. den gewünscht habe. Man erwiederte,
.. weil jetzt keine ledige Stelle vorhanden sey,
.. so könne man ihm weiter nichts, als die
.. Anwartschaft auf die nächste Vakanz ge-
.. ben, die er schriftlich haben sollte.
.. Das stund ihm nicht an, und der Magi-
.. strat war so willfährig, zu seinem Nutzen

.. eine

„ eine neue Stelle zu machen; denn er ver-
„ ordnete ihn zum Pastoradjunkt bey der
„ vorstädtischen Gemeine, wozu er von dem
„ Oberpastor von Essen am 10ten Julii
„ eingeweiht, und am 29ten eingeführet
„ wurde. Er ist aber so klug gewesen,
„ und hat das wenige Mühe machende,
„ aber fast 300 Albertus Thaler eintragen-
„ de Collaboratur Amt bey der Schule,
„ beybehalten, „

Dieser Brief ist gewiß nur ein Wölkchen, das sich vor dem kommenden Ungewitter aufzieht. Von Berlin wird der erste Donnerschlag geschehen: die dortigen Zeitungen kündigen schon so etwas an. Das stärkste Wetter wird auf mich losbrechen. Ich mache mir um deswillen wenig daraus, weil ich nicht immer beym gelehrten Stande bleiben will. So lange ich aber in dieser Laufbahne noch mitlaufe, muß ich mich wehren. Der Graf ** hat mir seinen Beyfall über die Bibliothek bezeigt. Er will schlechterdings wissen, wer der Dtsch ist: ich wollte es ihm wohl sagen: aber er plaudert. Sie sind schon als Mitarbeiter entdeckt, vielleicht haben sie gegen einige Freunde, ge-

gen Herrn *** zu vertraulich gesprochen. Indessen die ganze Sache ist kein Geheimniß, braucht es auch nicht zu seyn.

Das ist nun alles, was ich bis jezt von dem Schicksale unsers Journals weiß. Das zweyte Stück, worinn ich ungern Artikel von ihnen vermisse, ist bald fertig gedruckt.

Nun schreibe ich alles durcheinander, was ich ihnen gern mündlich vorplaudern möchte.

Wider Herrn Steyban Müller ist eine, zwar einfältige, aber sehr harte Satire erschienen. Der Verfasser soll ein Professor zu Marburg seyn, den ich nicht kenne.

Mein Gemmenbuch ist fertig geschrieben, und gefällt mir nicht recht. Ich stosse bey jedem Schritte an, und habe niemanden, den ich fragen kann. Casanova hat mir den Kopf einer Furie geschickt, den ich in Leipzig stechen laße. Winkelmann hat gewißermaßen Unrecht gegen Casanova. Sie können nicht glauben, wie sehr der erste auf seine eigenen Landsleute schimpft; dies habe ich aus einem durchlauchtigen Munde. Meinhard

war

war ſehr nachgebend gegen ihn; und dann iſt Winkelmann gut.

Der Marcellus, über den ſich Herder in ſeinen Fragmenten ſo ängſtiget, iſt Herr Marcel, Tanzmeiſter in Paris. Iſt das nicht komiſch? Ich will es bey Gelegenheit in einer Note anbringen.

Herr Feder gehet nach Göttingen als Profeſſor der Philoſophie. Ich weiß zuverläßig, daß Ihnen ſeine erledigte Stelle in Coburg angetragen werden wird. Was denken Sie zu thun? — Ich meine, in Halle, oder auch in Frankfurt ſey es doch beſſer u. ſ. w.

19

Riedel an Klotz.

Ich weiß nicht, was Ihr ungenannter Koreſpondent unter Sektirerey verſteht. Wir wollten, ſo meinte ich, und Sie hielten es für gut, der Sektirerey uns entgegen ſetzen. Mit dem Muthwillen iſt es auch eine eigene Sache. Gerade die Stelle: hierher! hierher! iſt aus Liders Lehrbu-

che parodirt, und ſoll auf eine ironiſche Art ſagen, daß man in einem Lehrbuche nicht muthwillig ſeyn dürfe. In einem Journale darf man es ſeyn; denn das iſt ja faſt der einzige Lohn, den man für die Bemühung hat, Ställe zu fegen, die ärger ſind als die Ställe des Augias.

Weiter beantworte ich für diesmal nichts aus Ihrem Briefe, als den Schluß deſſelben, der meine künftige Beſtimmung betrifft. Zu eben der Zeit, da Sie mich ſondirten, ob ich auf einer Preußiſchen Univerſität eine Profeſſur annehmen wolle, bekomm ich einen Ruf nach Erfurt, den ich Ihnen ſo wie aller Welt bis jetzt verſchwiegen habe. Indeſſen, wie Sie ſelbſt wiſſen, wird mir auch durch Herrn Harles die Profeſſur in Coburg angetragen. Und da endlich beydes letztere hier bekannt geworden, ſo denkt man darauf, mich hier feſt zu halten, und ſpricht mir von einer profeſſione extraordinaria mit außerordentlicher Beſoldung ſolange, bis ein beſſerer Platz für mich leer würde.

Von

Von Hallr habe ich Ihnen schon einmal mündlich meine Meinung gesagt. Der Dampf der Steinkohlen widerstehr meiner Natur. Deswegen mußte ich diesen Ort vor einigen Jahren verlassen. Also hätte ich jetzt unter Erfurt, Jena, und Coburg zu wählen. Von Coburg habe ich keine Lokalkenntniß; der Herzog wird sehr gelobt, auch der Erbprinz. Doch kann ich mich nicht entschließen; auch habe ich Herrn Harles dießfalls meine Meinung schon geschrieben. Jena kenne ich genau. Dieser Ort ist ganz zur Akademie geschaffen; und hier ließe sich vieles Gute thun. Die meisten Lehrer sind meine Freunde, einige zwey, oder drey ausgenommen, die Sie kennen. Die jungen Leute lieben mich, weil ich sie liebe, und ihnen ohne Pedanterey, quasi aliud agendo, und gleichsam scherzend, oder freundschaftlich plaudernd, einige Kenntniße einflöße. Ich befinde mich also in Jena gut, obgleich bey vieler Arbeit, und bey sehr eingeschränkten Einkünften. Sie wissen aber, daß ich auch eben so wenige und eben so eingeschränkte Bedürfniße habe. Ferner habe ich hier einen Freund und eine Freundinn,

deren Herzen ganz mit dem meinigen ſympathiſiren. Dieſe ſind Baldinger und ſeine Frau, die edelſten, wärmeſten Leute, die man denken kann, und dabey voll von guter Laune. Endlich ſtehen mir außer den zwo öffentlichen Bibliotheken, deren Aufſeher (*) mich liebt und mir viele Gefälligkeiten erzeigt, noch einige Privatbibliotheken offen, die ich beynahe ſo gut brauchen kann, als meine eigene. Hellfeld, Kaltſchmied, und die drey Herren Walche werden mir in dieſem Punkte nie etwas verſagen. Das iſt das Gewicht in der Wagſchale für Jena.

In Erfurt iſt faſt keine Univerſität mehr. Dieſe führt zwar den Titel: alma & perantiqua. Aber es ſind gewiß beynahe eben ſo viele Lehrer, als gehelinge daſelbſt. Hingegen iſt in Erfurt mehr Welt, als in Jena, gleichwie hier mehr Schule iſt. Der jetzige Statthalter ſoll ein trefflicher Herr ſeyn, und, ſo wie ſein Kurfürſt, die beſten Abſichten haben. Er wird, ſagt man

(*) Herr J. G. Müller, einer der einſichtsvollſten Diplomatiker, und ein genauer Kenner der Geſchichte und Litteratur.

man mir, von einem einsichtsvollen und redlichen Secretar unterstützt. Die Universität soll mit Gewalt empor gehoben werden. Wenn ich dies überdenke, und dann in die Erfurtische Wagschale noch das vincit amor patriæ lege, und dann die Freude, kaum ein Paar Stunden von meinem rechtschaffenen alten Vater entfernt zu seyn; so scheint es mir, die Wagschale wird schwer werden, und ich werde für Erfurt decidiren müßen.

Schreiben Sie es auf die Rechnung meines Zutrauens gegen Sie, daß ich Ihnen dieses Detail gemacht habe. Ich möchte in einer für mich so wichtigen Sache gern von Ihnen einen guten Rath einholen. Hier in Jena kann ich mich keiner unparteyischen Seele anvertrauen. Denn meine Freunde wollen, ich soll bleiben; und meine Feinde, ich soll gehen, selbst dahin, unde negant redire quemquam. Ich bin in Erwartung baldiger Antwort u. s. w.

20

Klotz an Riedel

Ich kann Ihnen nur wenige Zeilen schreiben, und würde heute, da ich ganz

verdrüßlich bin, nicht einmal diese schreiben, wenn Ihr letzter Brief nicht Sachen von Wichtigkeit enthielte. Nach Coburg müßen Sie nicht gehen: auch würden Sie nicht da bleiben, weil alle gute Professoren wieder hinweggerufen werden. Ihr Antrag nach Erfurt ist mir lieb, aber auch nicht lieb. Letzteres, weil Sie in Jena wirklich mehr in der gelehrten Welt sind. Ersteres, weil Sie vielleicht in Erfurt mehr gutes thuen und angenehmer leben können. Weiter sage ich kein Wort, besonders, weil ich weiß, daß Sie so wenig in Erfurt, oder Jena sterben werden, als ich in Halle (*) u. s. w.

21

Riedel an Klotz.

Ich bin selbst in Erfurt gewesen, habe mit dem Statthalter ausführlich gesprochen

(*) Das letzte ist nicht eingetroffen. Denn Klotz starb zu Halle am letzten December 1771.

chen, und mich nun völlig entschlossen. Jena verlasse ich ungern, um so mehr, da die Dekrete der Höfe meinetwegen schon angelangt sind. Jetzt aber muß es seyn, nachdem ich einmal mein Wort gegeben habe.

Eine Nebenursache, weswegen ich Erfurt vorziehe, ist diese: In Jena muß man, um nicht faul genennt zu werden, wenigstens täglich vier Stunden Kollegia lesen; ich habe, um unter die Fleißigen zu gehören, täglich sechs, auch sieben Stunden gelesen. Dies würde mich umbringen, wenn ich es noch länger treiben wollte.

In Erfurt hingegen, wo die meisten Professoren täglich nur wöchentlich vier Stunden lesen, werde ich ohne Zweifel der fleißigste seyn, wenn ich täglich drey Stunden lese. Außerdem ist in Erfurt eine erträgliche Lebensart; und die Nation hat noch Spuren der ehemaligen republikanischen Freyheit. In drey Monaten, werde ich meine hiesigen Vorlesungen geendiget haben und dann mein neues Amt mit Freuden antreten.

Endlich schicke ich Ihnen das Denkmal Meinhards, welches ich Ihnen gewid-

met habe, um der ganzen lesenden Welt zu sagen; daß sie mein Freund sind. Ich glaube, Sie sind überzeugt, wie sehr ich der Ihrige bin, u. s. w.

22

Klotz an Riedel.

Ehe ich ihnen, ewig geliebtester theuerester Freund, für eine Ehre danke, deren Werth ich ganz empfinde, muß ich Ihnen mein Herz öffnen, und — — nennen Sie es Schwachheit, oder Freundschaft — genug es muß heraus!

Meine Tage sind gewiß bald verflossen; und ich kann nur wenige Jahre noch zu leben hoffen. Sie überleben mich gewiß und ich wünsche es mit wahren Patriotismus. Wenn ich gestorben bin, so schreiben sie meinen Lebenslauf, ich mag es verdienen oder nicht. Sie sollen ihn schreiben. Herr Meusel, der mich genau kennt, soll Ihnen dann meinen Charakter schildern, sammt meinen Fehlern. Denn ich habe große Fehler, und kei-

keinen derselben sollen Sie verschweigen. In Ansehung des Guten vergessen Sie nicht der Welt zu sagen, daß ich manches Gute würde haben leisten können, wenn ich in meiner Sphäre gewesen wäre. Allein ich bin in ein Element versetzt worden, in dem ich eben so wenig handeln kann, als der Vogel im Wasser. Meine Neigung ist von Jugend an auf ein geschäfftiges Leben gegangen. Ein Mann, der mich liebte, rieth mir, mich auf Staatssachen zu legen: ich lernte also die Geschichte und die Rechte, um wenigstens das letztere wieder zu vergessen.

In meiner Philosophie finde ich jenseit des Grabes wenig Klarheit. Aber, ich weiß selbst nicht warum, meinem Namen wünschte ich ein kleines Gedächtniß — doch bloß von Ihnen. (*)

Es

(*) Ich habe meinen Freund beweinet; aber sein Codicill konnte ich aus verschiedenen Ursachen stracks nach seinem Tode nicht beleuchten. Man muß dem Geiste der Parteylichkeit Zeit lassen, Verdienste zu sehr zu erheben, oder zu verkleinern. Dann erst, wenn alles verbrannt ist, läßt sich über einen grossen Mann, und über den Charakter desselben etwas Bestimmtes sagen.

Sehen Sie dies als das Codicill eines Mannes an, der Sie von ganzer Seele liebt, und, solange er sich seiner bewußt seyn wird, lieben wird. Bin ich zu unsern Vätern versammelt, so erinnern Sie sich dieser Bitte, die ich an Sie gethan habe; erfüllen Sie solche. Bey der Wiederkunft der Dinge werde ich unter allen Sterblichen — dann Unsterblichen — mich erst nach meinem redlichen Vater, und dann nach Ihnen umsehen, und beyden danken.

Nun komm ich zu Ihrem Denkmale Meinhards. Ich danke Ihnen von ganzer Seele, daß Sie mich der Welt, als Ihren Freund, bekannt gemacht haben. Sie sind mir zuvorgekommen; denn in der neuen Ausgabe von meinen epistolis homericis hätte ich es der Welt auch gesagt.

Da Sie einmal entschlossen sind, nach Erfurt zu gehen, so glaube ich, daß ihre Ursachen zu diesem Entschluße gegründet sind. u. s. w.

23

Riedel an Klotz.

Fast getödtet haben Sie mich, mein liebster, durch Ihren lieben erschrecklichen

Brief

Brief lieb war er mir, rühmlich, schmeichelnd; aber auch fürchterlich, niederschlagend, betrübend bis zum Tode. Sterben freylich einmal, weils nicht anders ist! aber so spät, als möglich. Sie sollen leben! Da ich Sie in Halle besuchte, blühten Sie wie eine Frühlingsblume; und, um die Gesundheit zu mahlen, würde Hofer Sie mahlen.

Sie müssen, da Sie den Brief geschrieben haben, ein wenig hypochondrisch gewesen seyn: oder war vielleicht die Frau Gemahlinn in übler Laune? oder hatte der Schreiber das Dintenfaß statt der Streubüchse ausgeschüttet oder hatte Hebauer um Manuskript geschickt? Oder war eine feyerliche Versammlung. Ihres corporis academici angesagt worden? Oder sollten Sie ein Programm für den neuen Rector magnificus machen? Oder was war es?

Lassen Sie die Todesgedanken fahren! Ein Philosoph ist jeden Augenblick bereit zu sterben, ohne sich weiter mit schwarzen Todesgedanken zu quälen. Ich meines Orts bedanke mich übrigens für die Kommission, die Sie mir geben, Ihr Leichenred-

ner zu werden. Menſchlich zu urtheilen, das heißt, wenn man Ihren Körper mit dem meinigen vergleicht; ſo überleben Sie mich gewiß; und freundſchaftlich zu reden, ſo mag ich Sie nicht überleben. Auch können Sie mehr Gutes thun als ich. Ihre Talente ſelbſt hinweggerechnet, ſind Sie in einer weit vortheilhafteren Lage. Aber ich mag von einer ſo verhaßten Sache nichts mehr ſagen, aus Furcht ſelbſt hypochondriſch zu werden, welches ich ohnehin zuweilen bin, ohne daß ich weiß warum.

In der Zerſtreuung, in welcher ich wegen der Veränderung meines Aufenthaltes und Amtes bin, ſehe ich keine Möglichkeit, viel zu der Bibliothek zu liefern. Doch, was ich kann, ſoll geſchehen.

Ende.

Friber. Juſt Riedel

verſchiedene

Briefe.

Vierter Band.

WIEN,

bei Joſeph Edlen von Kurzbek, kaiſerl. königl.
Hofbuchdrucker, Groß- und Buchhändler.

1787.

Briefwechsel

des Herrn Professor

Riedel

mit dem

Antikritikus.

I.

Gelehrte Geſchichte

dieſes

Briefwechſels.

Dem Antikritikus haete die tauſendzüngige Fama, die oft eine groſſe Lügnerin iſt, berichtet, als wäre der Herr Profeſſor Riedel ſein Recenſent in der Jenaiſchen gelehrten Zeitung. Dies und andere Trübſale bewogen den Herrn Magiſter Wichmann, eine Appellation an das Publikum zu verfertigen, in welcher die Herren Klotz, Riedel und Duſch derb ausgeſchimpft und bald Schweine, bald etwas anders genennt werden. Noch ehe er dieſe Appellation, nebſt dem ganzen vierten

Stücke des Antikritikus, nach Erfurt zum Drucke geschickt hatte, war dort schon höhern Orts beschlossen worden, die bisher sehr gemißbrauchte Censurfreyheit einzuschränken, und besonders bekam der Herr Professor Riedel den Auftrag, die folgenden Stücke des Antikritikus durchzusehen und vornämlich die Animositäten wider die Glieder der Churfürstlichen Akademie der Wissenschaften und der hiesigen Universität auszustreichen. Er that nach seiner Pflicht, strich also bloß nebst den personellen Zügen die Namen aus und setzte jedesmal an deren Stelle: der Hallische, der Jenaische, der Altonaische Recensent. Noch ehe der Antikritikus von diesem sehr bescheidenen Verfahren des Herrn Professor Riedels benachrichtiget war, schrieb er an diesen einen feuerspeyenden Brief, der bei der ersten Gelegenheit so beantwortet wurde, wie es der Leser im folgenden sehen wird.

II.

Der Antikritikus

an

den Herrn Professor

Riedel.

Mein Herr,

Sie verlangen das Censor-Amt über den Antikritikus! Es ist die ungereimteste Foderung von der Welt, daß sich derjenige, der mich angegriffen hat und dem ich antworte, der Censur über meine Antwort anmassen, und da, wo er Partey ist Obrigkeit seyn will. Wenn Sie ferner darauf bestehen, Anspruch auf das Censurrecht über meine Blätter zu machen; so soll dieses Verfahren für das Publicum der überzeugendste Beweiß werden, wie sehr Sie, mein Herr, sich vor dem Antikritikus fürchten. Denn wenn Sie an Ihrem Witze nicht verzagten, an Ihrer Gelehrsamkeit

nicht verzweifelten, in der Gerechtigkeit Ihrer Sache kein Mistrauen setzten; wie würde es Ihnen in den Sinn kommen können, die alten unwidersprechlichen Rechte eines Erfurter Buchdruckers anzutasten? Würden Sie sich nicht vielmehr mit Ihrem Witze, mit Ihrer Gelehrsamkeit, mit Ihrer guten Sache zu wehren, als den Druck meiner Blätter zu hindern suchen? Ich versichere Sie hoch und theuer, ich lasse meinen Antikritikus augenblicklich anderwärts drucken, wenn Sie Strauben die mindeste Unruhe deswegen weiter machen. Und zugleich gebe ich Ihnen mein Wort, daß ich nicht allein diesen Brief, sondern den ganzen Verlauf der Sache binnen etlichen Tagen dem Publico gedruckt vorlege, wofern Sie dem Buchdrucker nicht sogleich melden, daß er meine Manuscripte ohne Ihre Censur ungehindert abdrucken solle. Straube allein und Sie werden im Gegentheile verlieren; gewinnen aber wird der

von Hause,
d. 20. Jun. 1768.

Antikritikus.
III.

III.

Herr Professor Riedel
an den
Antikritikus.

Mein guter Herr Antikritikus!

Daß Sie hitzig sind, verdenke ich Ihnen nicht, weil ich weiß, daß Sie pro aris et focis fechten. Ich bin desto gelassener und habe sehr mit meinem Phlegma capituliren müssen, ehe es mir erlaubt hat, diesen Brief zu schreiben, in welchem ich Sie wegen der Freundschaft, die ich allen Menschen schuldig bin, von einigen Dingen unterrichten werde, die Sie noch nicht zu wissen scheinen.

„Sie verlangen, schreiben Sie in ihrem Fehde- und Absage-Briefe, das Censor-Amt über den „Antikritikus" — Und woher, wenn ich fragen darf, diese Nachricht?

daß ich es bekommen habe, iſt gewiß, wie Sie aus dem mit ſchwarzen Striemen gezüchtigten Manuſcript Ihrer Appellation an das Publicum nun werden geſehen haben.

Der Miniſter, der mehr zu thun hat, als Stücke des Antikritikus zu leſen, überließ mir die Arbeit, dieſen Stall des Augias zu ſegen. Verlangen kann man eine ſolche Ehre unmöglich. „Aber es iſt die ungereimteſte Foderung von der Welt, „daß „ſich der, welcher mich angegriffen hat — „der Cenſur über meine Arbeit anmaſſen „will.“ — Sie haben Recht. Allein woher wiſſen Sie es, daß ich Sie angegriffen habe? Ich ſollte mich unterſtehen, einen ſo fürchterlichen Mann anzugreifen, der durch einen Zug ſeiner Feder, wie Circe mit einem Schlage ihrer Zauberruthe, die Menſchen in Schweine verwandelt, wie ich dieſe Heldenthat mit Schrecken und Entſetzen in Ihrer Appellation geleſen habe? Das ſey fern! — Aus der Appellation ſehe ich, daß Sie die Jenaiſche Zeitung meinen, und ſich auf das tauſendzüngige Gerücht berufen, welches, im Vorbey-

hergehn gesagt, oft ein loses Ding ist und die Leute schändlich belüget. Ich vergebe Ihnen Ihren Irrthum, weil Sie sagen, daß Sie diese Zeitung des Lesens nicht würdigten. Sie haben also auch die Vorrede zum vorigen Jahrgange nicht gelesen; sonst würden Sie wissen, „daß die „ Stelle des bisherigen Recensenten in der „ Philosophie und den schönen Wissenschaf„ten bereits durch einen andern ersetzt ist.“ — Dieser bisherige Recensent war ich; denn noch nie habe ich es geläugnet, wenn ich der Verfasser eines Artikels war und selbst einen Leipziger Gelehrten habe ich dadurch zu meinem Freunde gemacht, daß ich ihm offenherzig gestand, ich wäre der Recensent, der ihn getadelt hatte. — Wer aber der jezige Recensent wohl seyn mag? Fragen Sie Ihre tausendzüngige Fama; es kömmt auf die Gütigkeit dieses Weibes an, aus welcher Trompete sie Ihnen antworten will.

„Mein Verfahren soll aber doch für „ das Publicum ein Beweis werden, wie „ sehr ich mich vor dem Antikritikus fürchte.“ Was für ein Verfahren? Daß ich den Auf-

trag befolge, den ich von einem höhern Orte bekam? Oder daß ich Ihnen einige Sottisen ausgestrichen habe, die Sie so in der ersten Hitze hingeschrieben haben? Daß ich mich vor Ihnen eben nicht fürchte, sehen Sie vielleicht aus diesem Briefe. Ich wüßte auch wahrlich nicht warum.

„Ich verzage an meinem Witze, an „meiner Gelehrsamkeit, an meiner gerechten „Sache; sonst würde ich mich auf eine andere Art wehren. — "

Diese andere Art sehen Sie jetzt — Aber mein lieber Wichmann, mit dem Witze ist es eine eigene Sache; auf Witz im engern Verstande habe ich niemals Anspruch gemacht und Sie thäten wohl, wenn Sie meinem löblichen Beyspiele folgten.

Auch an meiner Gelehrsamkeit verzweifle ich zuweilen und sehe, wie wenig ich weiß, besonders wenn ich Winkelmanns, Lessings, Klotzens, Herders und Moses Schriften lese. Aber das versichere ich Ihnen, wenn ich in Ihren Antikritikus schaue, so dünke ich mir auf einmal ganz gelehrt zu seyn. Ich frage mich immer bey der Lectüre einer Schrift, ob ich wohl auch im Stande

ge-

gewesen wäre, eine solche zu schreiben, es vielleicht besser zu machen, oder nicht. Nachdem die Antwort ausfällt, nachdem dünke ich mir selbst gelehrt oder dumm. — Und überhaupt, wie hätte ich wohl, um auf Ihre Appellation zu antworten, Gelehrsamkeit nöthig? Brauchte ich Gelehrsamkeit, um Ihnen zu sagen, daß Sie sich in dem Namen Ihres Recensenten irren? Oder um auf Ihre höfliche und einem Leipziger Magister Ehre machende Vergleichung von den Schweinen, die alles angrunzen zu antworten? Oder auf das Blümchen von der Trommel und von dem Lermschlagen? — Gewiß nicht, es sey denn, daß ich eine Abhandlung von der Trommel, wie Slavkenbergius von den langen Nasen, schreiben wollte. Geschimpft haben Sie gut; daß es Ihnen wohl bekomme! Wieder zu schimpfen, dazu spüre ich keinen Beruf. Und endlich wie könnte ich in der Gerechtigkeit meiner Sache ein Mißtrauen setzen, da ich bis jetzt noch keine Sache mit Ihnen gehabt hatte? Schreiben Sie immer Ihre Antikritiken fort; zu gewissen Stunden liest man sie mit Vergnügen. Um Ihnen noch

mehr Stoff zu geben, biete ich Ihnen auch die philoſophiſche Bibliothek an, die auf Michael, und die Zeitung, die mit dem neuen Jahre herauskommen wird. — Den Druck Ihrer Blätter ſuchte ich nie zu hindern; ich wollte nur einigen Schaum abſchöpfen, der ſich auf der Oberfläche geſetzt hatte. Und nun thun Sie ſo ungebärdig. Ey, Ey, mein Herr Antikritikus, Sie müſſen nicht monitoribus aſper ſeyn.

„Ich taſte die alten unwiderſprechlichen „Rechte eines Erfurtiſchen Buchdruckers „an. — Nicht doch! Gehört es denn zu den alten unwiderſprechlichen Rechten eines Erfurtiſchen Buchdruckers, daß der Antikritikus bey ihm Pasquille auf Mitglieder der Churfürſtlichen Akademie der Wiſſenſchaften, oder auf einen Profeſſor der Univerſität drucken läßt? Das dächte ich doch nicht. Nennen Sie mir eine, nur Eine, Univerſität in Deutſchland, wo keine Cenſur iſt, oder wo Schmähungen auf öffentliche Lehrer dürfen gedruckt werden — et Phyllida ſolus habeto. Uebrigens ſind Sie von der hieſigen Verfaſſung nicht unterrichtet; Sie ſind nicht Sachwalter der hieſigen Buchdrucker;

drucker; und überhaupt gehöret daher dieser Handel nicht für das Forum des Antikritikus. — Ob ich durch mein Verfahren gewinnen, oder verlieren werde, das mag das Publikum entscheiden. Aber welches? — Endlich, weil Sie doch selbst Urtheile über Ihren Antikritikus verlangen, schreibe ich Ihnen noch das meinige mit aller Aufrichtigkeit; diese Kritik können Sie nun antikritisiren, wie Sie wollen.

Eigentlich haben wir von je her Antikritikos gehabt. Die Kunstrichter bekommen allemal noch zuletzt ihre Strafe und ihr Lob, wie sie beydes verdient haben.

Die Strafe bekommen sie selbst von ihren Nachfolgern in der Kritik, oder von denen, die zugleich regieren wollen. So waren die Schweitzer wider Gottsched, die Berliner wider die Schweitzer; die Hallenser sind wider die Berliner und der Herr Canonicus Ziegra ist wider alle. — Unterdessen wäre doch das Unternehmen, ein völliges antikritisches Tribunal aufzurichten, würklich nützlich, wenn es gehörig ausgeführt würde. Ich würde dazu eine Gesellschaft von Männern wünschen, die mit den Talenten

des Geistes gute Eigenschaften des Herzens verbänden, um nicht selbst in Fehler zu verfallen, deren man die Kunstrichter beschuldiget. Keiner müßte zu einer Sekte gehören, keiner partheyisch seyn, keiner einen vorzüglichen Haß wider gewisse Kunstrichter, eine vorzügliche Liebe gegen gewisse Schriftsteller haben; keiner, wo möglich, selbst ein Schriftsteller, wenigstens kein solcher seyn, der sich über die Journalisten zu beschweren hat. Diese zusammen würden alsdenn die Urtheile der Kunstrichter, auch der groben, doch mit Bescheidenheit prüfen, ihnen so viele Gerechtigkeit wiederfahren lassen, als den Autoren zukommt, und kurz jedem dasjenige ertheilen, was ihm gebührt. — Nun, mein Herr Wichmann, prüfen Sie sich selbst, ob Sie und Ihre Gesellen diese Eigenschaften besitzen. — Das können Sie nun nicht leugnen, und selbst in dem Manuscripte, welches ich censirt habe, sind Beweise davon, daß Sie zu der Fahne des H. D. Crusius geschworen haben. Ich schätze die Philosophie dieses Mannes, der sich in einigen Punkten den tiefsinnigen Betrachtungen der

Engelländer näbert; ich habe sie selbst ehemals studirt, allein man muß nur die Lehrgebäude anderer Philosophen dagegen nicht verachten, und nicht in dem Tone die Crusische Weisheit anpreisen, wie ein gewisser Wüstemann sie panegyrisirt hat. Von den theologischen Meinungen des Hrn. Crusius, die man auch im Antikritikus deutlich merket, kann ich, der ich kein Theolog bin, nicht urtheilen. Sie, mein Herr Antikritikus, verrathen sich ferner, daß Sie wider gewisse Kunstrichter vorzüglich eingenommen sind. Das Publicum schließt immer auf die Ursachen, und dann ist der Schluß nothwendig, diese Kunstrichter müssen Ihnen etwas gethan haben. Wahr, oder nicht; ein solcher Schluß ist doch immer fähig, Sie in Mißcredit zu bringen; nehmen Sie sich also künftig in Acht, und z. B. schimpfen Sie nicht auf Hrn. Klotz, wenn Sie einen andern dagegen nur höflich und mit Verbeugungen tadeln; sondern bleiben Sie doch hübsch so im Gleichgewichte, wie es Philosophen geziemet. In dieses Fach gehört auch die Demuth, die den Antikritikus gewiß sehr zieren würde und die Ihnen gänz-

lich

lich fehlet. Sie fiengen in einem sehr hohen Tone an; und jetzt thun Sie schon, als wenn Sie auf einem Throne säßen und sprechen von gewissen Obliegenheiten, die Sie kraft Ihres tragenden Schiedsrichteramts zwischen den Kunstrichter und Autoren hätten. Meine lieben Freunde, wissen Sie wohl, wie viel zu einem solchen Schiedsrichteramte gehöret? Haben Sie sich auch geprüfet, in Ihren antikritischen Busen gegriffen, ob Sie die Kräfte dazu haben? — So wie der Antikritikus jetzt da lieget, ist er nichts weiter, als abermal ein Kritikus, nur mit verändertem Namen, mit den Sylben Anti vermehrt. Eben der Sektengeist, eben die Partheylichkeit, eben der kurzweilige Ton, eben die Begierde zu tadeln — kurz wieder eine Cabale nur in einer andern Gestalt. Daß Sie sich verschiedener schlechten Schriftsteller annehmen, kann Ihnen auch keine Ehre machen. Ich nenne keine unter diesen; es könnte mich etwa einer mit einem moralischen Beytrage heimsuchen, oder einen Artikel wider mich in die Jenaische gelehrte Zeitung einrücken lassen. Ueberhaupt gefällt es mir nicht, daß Sie Ihr

Jour-

Journälchen den mit Unrecht gezüchtigten Schriftſtellern als ein Archiv anbieten.

Ein jeder elender Schriftſteller glaubt mit Unrecht gezüchtiget zu ſeyn; ſoll ein jeder die Erlaubniß haben ſich im Antikritikus zu vertheidigen? Entweder Sie wollen alle eingeſchickte Vertheidigungen einrücken, oder nur die, von welchen Sie glauben, daß ihr Verfaſſer ſich mit Grunde vertheidiget hat. Im letzten Falle fürchte ich nach dem, was in dem Journälchen ſchon vor Augen lieget, daß Sie den Grund des Autors nach ihm, nach ſich ſelbſt und nach dem Kunſtrichter abwägen werden, wider den er ſich vertheidiget, nicht aber nach dem Buche, nach der Kritik und nach der Antikritik. Und wenn Sie das erſte wollen; gut, ſo mache ich den Spaß, und ſchicke Ihnen eine Vertheidigung meiner Theorie wider die beliebten Hamburgiſchen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrſamkeit. Sie rücken ſie doch ein?

Ich wünſchte, daß Sie noch einen kleinen Fehler vermeiden möchten, den Sie unſern Kunſtrichtern vorwerfen, dies iſt die Grobheit, dies ſind die Perſonalien.

Sie sollten gerade, kraft Ihres tragenden antikritischen Amtes, ein gut Beyspiel geben und selbst groben Kunstrichtern, um sie zu beschämen, höflich begegnen. Aber nun lesen Sie einmal bey kaltem Blute Ihren Eingang, (der, beyläufig zu sagen, das schlechteste Stück im ganzen Journälchen ist), Ihre Artikel von der Hall. Zeit. von der Berlinischen Bibl. u. s. w. — Ist es nicht wahr, was ich gesagt habe, daß Sie eben wieder Kunstrichter von gewöhnlichem Schrot und Korne, nur unter einem andern Namen sind?

Da mir jetzt, bis ich ein Criticus für mich werde, kein Journal offen steht, wo ich meine Meinung von Ihrem Antikritikus sagen könnte, so nehmen Sie diese Gedanken als eine Recension Ihrer Schrift an und schimpfen mich dafür, wie Sie in Ihrer Appellation versprechen, im achten Stücke ritterlich aus! Ich bin in fleißiger Erwartung eines neuen Manifests zum wahren Cordial für mich

Ihr sehr billiger Censor
Riedel.

IIII.

Der Herausgeber des Antikritikus an den Herrn Professor Riedel.

Mein Herr Professor,

Ob ich gleich nur der Herausgeber des Antikritikus bin, so will ich doch Ihr Schreiben an denselben beantworten; weil Sie es namentlich an mich gerichtet haben, und ich allein, Ihnen Genüge zu thun hoffe, ohne daß Er nöthig hat, sich zu bemühen. Sie halten ja ohnedieß Ihn und mich für einerley Person: Und so lange Er selbst noch nicht für dienlich erachtet, hervorzutreten; kann ich mir gern gefallen lassen, daß mich

ein jeder, weil es der jenaiſche Zeitungsſchreiber einmal geſagt hat, für den vornehmſten Verfaſſer dieſer Schrift hält. Er ſelbſt entgeht unterdeſſen den perſönlichen Anfällen, die vom Hrn. Klotz, und deſſen dienſtfertigem Anhange, auf mich gethan werden; und beluſtigt ſich mittlerweile über die Kreuzzüge, welche das wütende Heer der Klotzianer auf die Nebelwolke einiger Namen thut, die durch dieſes Medium vielleicht in ein helleres Licht emporſteigen, als ſie vorher geſtanden hatten. Wenn dieſe Anfälle über kurz oder lang werden aufgehört haben, (denn ſie werden gewiß einmal aufhören;) dann iſt es Zeit genug, das Publicum und vornehmlich jene witzigen Herren zu überzeugen, daß ſie ſich wider ein Geſpenſt ereiferten, und vergebens alle Zaubereyen und Beſchwerungsmittel gebrauchten, daſſelbe zu bannen. Inzwiſchen ſtehe ich gern für alles, was ſich in dem Werke befindet, und rechne mir es zur Ehre, für den Mann gehalten zu werden, der den Deſpoten im Reiche der Litteratur ſo fürchterlich iſt, daß ſie, nicht zufrieden mit ihrem Witze, oder mit ihrer problematiſchen Gelehrſamkeit,

welche

welche ſie wider ihn aufgeboten haben, ihn von allen Seiten, wo ſie nur einigen Einfluß haben können, mit der ſchweren Hand des weltlichen Armes niederzudrücken ſuchen. — Alſo zur Sache! Dem Antikritikus ſelbſt mag es vorbehalten bleiben, demjenigen Genüge zu thun, wozu meine Kräfte etwan unzulänglich ſeyn möchten.

An den Herausgeber ihres bisherigen Briefwechſels mit dem Antikritikus, Hrn. J. G. C. Gleichmann, den ich nicht kenne, Sie aber deſto beſſer kennen werden, will ich Sie der Kürze halber, am Ende meines Schreibens, etwas zu beſtellen bitten.

Ihr Schreiben an den Antikritikus hat im Großen meinen aufrichtigen Beyfall um deſto mehr, weil es das beſte, das anſtändigſte, das edelſte und gründlichſte iſt, was bisher noch wider ihn geſchrieben worden. Es verdient daher mit Achtung beantwortet zu werden: und ich habe mich mit Vergnügen niedergeſetzt, den natürlichen Bewegungen meines Herzens freyen Lauf zu laſſen; weil ich es dießmal mit einem Gelehrten zu thun zu haben glaube, mit dem ſich eine vernünftige Streitigkeit führen läßt.

„Woher der Antikritikus die Nachricht „ hat, daß Sie das Censor-Amt über seine „ Blätter verlangten „? — Ich könnte, mit dem Antikritikus, antworten: „ Von „ der tausendzüngigen Fama „ Und obgleich Ihr Herausgeber dieses Weib eine große Lügnerinn nennt, und Sie mich an ihre doppelte Trompete erinnern; so könnte ich doch dagegen erwiedern, daß bekannter Maaſſen von dem, was das öffentliche Gerüchte ſagt, immer ein Theil wahr iſt, wenn es auch ſonſt aus einem Kinde von ungewöhnlich großen Ohren einen Wechſelbalg mit Krallen und Pferdefüßen macht. Jedoch ich habe mehr vor mir, daß ich Ihnen nur mit einem Finger andeuten will: Erinnern Sie doch Ihren Freund, den Herrn Geheimden Rath Klotz an das altdeutſche trau ſchau, wem! und ſagen Sie ihm: es ſey ihm mit ſeinen Freunden zum Theil nicht beſſer ergangen, als mir. Er hat geſagt, und andern ſo gar geſchrieben: „ es würde dem Herrn Profeſſor „ Riedel nur ein Wort koſten; ſo könnte er „ dem Antikritikus die unerträglichſte Cenſur auf den Hals wälzen, und allenfalls „ gar ein Verbot wider den Druck in Erfurt

„ furt auswirken.„ Wenn dem Herrn Klotz ſein glückliches Gedächtniß, wie gewöhnlich zu ſtatten kömmt; ſo wird Er am beſten wiſſen, an wen er ſich dieſerhalb zu halten hat. Sie aber, mein Herr Profeſſor, können es dem Antikritikus nicht verdenken, daß er ſo gut, wie Herr Klotz, dergleichen Nachrichten zu Schlüſſen nutzt, ob Er gleich den Verräther haßt. Vergeſſen Sie auch nicht, Ihren Freund zu warnen, daß Er ſeine Manuſcripte, (z. E. wenn Er eine auf beiden Füßen hinkende Vergleichung zwiſchen dem Don Quixote und den vermeynten Antikritikern auskünſtelt,) einem jeden auf ſeinem Schreibtiſche ſehen laſſe, wofern Ihm das mindeſte daran gelegen iſt, daß es nicht im voraus bekannt werde. Wie es mit ſolchen Vertraulichkeiten immer hergeht; einer ſagt es dem andern ins Ohr; endlich wird das Reden davon allgemein: und wie kann es fehlen, daß es alsdann auch der Antikritikus, oder einer von ſeinen unerkannten Freunden hört, der es ihm wiederſagt? — Aber, Geſchichten bey Seite geſetzt, mein lieber Herr Profeſſor, warum kömmt denn die Cenſur eben an Sie? Auf andern Univerſitäten

gehören die Journale entweder vor den Decant der philosophischen Facultät, oder vor den ordentlichen Lehrer der Geschichte; und Sie sind keines von beiden. — Noch mehr, wenn Sie es so gar wären, wenn Ihnen so gar von Rechtswegen die Censur zukäme, so bald einmal Censur seyn sollte; so bleibe ich noch immer bey dem, was ich in dem Vorberichte zur Appellation bereits erkläret habe, daß Sie um Ihrer eignen Ehre, und selbst um der Vermeidung des bösen Scheins willen, eher Ihr Aeußerstes hätten anwenden sollen, die Censur an einen andern, und in aller Welt, selbst in des Antikritikus Augen unpartheyischen Mann zu bringen, als daß Sie Sich selbst durch Annehmung der Ehre verdächtig machten, ein Herkules an den wehrlosen Papieren des Antikritikus zu werden, wie ich diese Heldenthat mit Bewunderung Ihrer Stärke und Herzhaftigkeit an dem zurückgekommenen Manuscripte der Appellation gesehen habe. Da Ihr Verhältniß gegen den Herrn Klotz in ganz Deutschland bekannt ist, und Sie mir, nach Ihrem Schreiben zu urtheilen, fast nichts übel nehmen, als daß ich, Ihren Gedanken nach,

die-

dieſem ihrem groſſen Gönner und Beförderer zu wenig Ehrerbietung beweiſe; wie können Sie hoffen, das Publicum werde Ihnen glauben, daß Sie die Ehre des Cenſor-Amtes über den Antikritikus nicht verlanget haben? Ihres eignen Geſtändniſſes gegen den Buchdrucker Straube, welches in dem Vorberichte zur Appellation befindlich iſt, hier nicht zu gedenken

„Der Miniſter überließ Ihnen die Arbeit„. Das glaube ich ſelbſt, angebrachter Maaßen. Indeſſen deucht mich auch, man überläßt keinem eine ſolche herkuliſche Arbeit, der ſich nicht ſelbſt dazu erboten hat. Mir hätte man ſo etwas, als ein Onus ex officio, anbefehlen müſſen, ehe ich es übernommen hätte. (Und hätte ich geſehen, daß die Sache mich ſelbſt angienge, ſo daß ich natürlicher Weiſe als Partey betrachtet werden müßte, nachdem mich der Antikritikus dafür einmal erkläret gehabt, ſo hätte ich ſeine Blätter gar nicht cenſiret, ſondern ohne mein Vidi zurückgegeben.) — Philoſophen, mein guter Herr Profeſſor, wählen ihre Worte; Sie drückten Sich nach der Wahrheit aus; aber ich verdenke es Ihnen, daß Sie Sich

das Wort (überließ) entwischen ließen. — Uebrigens geben Sie doch zu, daß mehr als einmal gewisse Vergünstigungen höhern Orts erschlichen, und mehr als einmal in der Welt auch gerechte und billige Richter hintergangen worden sind.?

„Woher der Antikritikus weis, daß Sie „ihn angegriffen, haben„? — Die Frage ist schon in der Appellation beantwortet. Auch widerlegen Sie die tausendzüngige Fama dadurch noch lange nicht, daß Sie (S. 6.) den Antikritikus durch Verdrehung einer Stelle seiner Appellation zu verkleinern suchen; daß Sie Sich fremd stellen, als ob Sie nimmermehr errathen haben würden, wo Ihr Angriff geschehen seyn sollte, wenn er nicht die jenaische Zeitung genannt hätte; daß Sie die Fama eine schändliche Lügnerinn nennen, und (S. 9.) die Versicherung geben, Sie hätten Sich einmal zu einer Recension bekannt, die ihnen mehr Ehre machte. — Ein Kind sieht, daß alle diese Argumente Fehlschlüsse sind, die die Sache so wenig treffen, daß sie vielmehr eben darum den Bericht der Fama im gegenwärtigen Falle bestärken, weil ein Philosoph sonst an-

ders beweist. — „ Der Antikritikus soll die „ Fama fragen, wer nun wohl sein jenai„ scher Recensent sey? „ Zu welchem Ende denn, Herr Professor, da Sie das, was Fama vorher gesagt hatte, noch nicht widerleget haben? Ihm ist es es einerley, ob Herr Professor Riedel zu Erfurt, oder Hr. Riedel zu Jena; ob Hr. Heinz, oder Hr. Kunz, Verfasser des Artikels ist. Ihnen aber muß es nicht einerley seyn, ob man Ihnen denselben zurechnen soll, oder nicht: und Ihnen kann es auch nicht an Mitteln fehlen, das öffentliche Gerüchte zu widerlegen; wofern eine Widerlegung möglich ist. Wie aber eine solche Widerlegung beschaffen seyn müsse, wenn sie überzeugen soll, darf ich, ohne die Bescheidenheit zu verletzen, die ein Magister einem Professor schuldig ist, Ihnen nicht vorsagen.

Ob Sie dem Antikritikus Sottisen aus; ausgestrichen, oder in seine Appellation Sottisen hinein censirt haben, mag das Publicum beurtheilen, da nunmehr die Appellation einem jeden vor Augen liegt; mir kömmt es nicht zu, hierinnen zu entscheiden.

Die

„Die Art, wie Sie Sich wehren, soll „der Antikritikus aus ihrem Briefe sehen?„ Mein lieber Riedel, Ihr ganzer Brief, und selbst die Eilfertigkeit, mit der Sie ihn drucken ließen, ist ein Beweis ihrer Furchtsamkeit. Was konnten Sie weniger thun, so bald Sie hörten, daß ich das Manuscript der Appellation reclamiret, und Ihre Censur schlechterdings verworfen hätte? Nicht wahr, Sie durften doch mit Ehren nicht ganz vor dem Publicum schweigen? Etwas mußten Sie wohl sagen? Was würde das Publicum gedacht haben, wenn Sie ganz geschwiegen hätten?

„Sie machen keinen Anspruch auf Witz?„ Das gereicht Ihnen zur Ehre: „und preisen „mir Ihr löbliches Beyspiel hierinnen (S. „10.) zur Nachfolge an?„ Das weis ich Ihnen Dank: denn auch von noch jüngern, als Sie sind, nehme ich gern eine nützliche Lehre an. So sey es dann um die Ehre des Witzes! und nun lassen Sie uns, als Philosophen, aus Gründen streiten; ich hoffe, es wird uns beiden zum Ruhme gereichen, daß wir auf den Titel witziger Köpfe feyerlich Verzicht thun.

Von den Helden in der Gelehrsamkeit, deren Ehrensäulen Sie in Ihrem Briefe (S. 10.) aufstellen, will ich Ihnen nur im Vorbeygehen sagen, daß ich sie etwas anders geordnet haben würde, so daß der letzte vermuthlich der erste geworden wäre. Doch auch der moralische Geschmack ist verschieden, ob ich gleich nicht zweifle, daß der eine besser sey, als der andre. Es gehört eine große Geschicklichkeit, und die Uebung einer langen Zeit dazu, ehe man Fliegen mit einem Griffel tödten, oder Erbsen durch ein enges Loch werfen lernt; ich gestehe aber, daß ich den Hrn. Klotz noch nie beneidet habe, wenn Er bewies, daß Er die Erbsen noch besser durchwerfen könne, als Winkelmann.

„Wenn Sie in den Antikritikus schauen, „so dünken Sie Sich auf einmal ganz gelehrt?„ Ob dieses gleich, im Ganzen genommen, ein klein wenig in dem Tone des leßingischen jungen Gelehrten ist; so wünsche ich Ihnen doch von Herzen Glück zu dieser edlen und aufmunternden Zufriedenheit mit Sich selbst, die nicht einem jeden gegeben, und mir leider! ganz versaget ist. Ih-

re Verſicherung, „daß Sie auch wohl im „ Stande geweſen wären, einen ſolchen An„ tiktitikus wie er da liegt, zu ſchreiben, „ und es vielleicht beſſer zu machen,„ erfreuet mich um ſo viel mehr, weil ich mir deſto herrlichere Dinge von Ihrer Philoſophiſchen Bibliothek und Ihren Erfurter gelehrten Zeitungen verſpreche. Denn nun habe ich doch Hoffnung, daß ich endlich einmal gründliche Widerlegungen der irrigen Sätze oder Lehren leſen werde, die im Antikritikus etwan behauptet worden ſind; und mir geht die Wahrheit über alles, der Antikritikus gewinne oder verliere dabey. Sie ſollen es ſehen, ich bin der erſte Proſelyt, den Sie machen, wenn Sie den Antikritikus zur Befriedigung eines unparteyiſchen Freundes der Wahrheit widerlegen.

„Ob Sie Gelehrſamkeit nöthig hatten, „ um auf die Appellation zu antworten?„ — Das hat der Antikritikus nirgends geſagt, noch gemeint. Weder Witz noch Gelehrſamkeit, könen hierbey etwas thun. Alle Beweiſe der Gegner wider die Appellation müſſen hiſtoriſch ſeyn. — Sie weichen von der Streitfrage aus, mein Herr Profeſſor;

und

und warum? — Weil Sie dem Hautvorwurfe ausweichen wollen. — Ich muß Sie nur zurückführen: Der Status Controuersiae war der: „Wenn Herr Professor Riedel, „wie die Fama sagt und der Antikritikus „voraussetzte, Verfasser des plumpen je„naischen Artikels ist, und nunmehr nicht „leiden will, daß der Antikritikus diesen „Artikel plump nenne, und durch ein ge„gebnes Beyspiel (wenn Er eben so schrei„ben wollte, wie der Verfasser des Zei„tungs Artikels geschrieben hat,) darthue, „daß der gedachte Artikel plump sey; wenn „er ferner den schweren Arm der weltlichen „Obrigkeit zu Hülfe ruft, um die Connie„venz zu erschleichen, daß Er selbst als Un„terrichter, den Beweis seiner Gegenpar„tey vernichten, oder doch äußerst schwä„chen und verunstalten dürfte: so folgt, „daß er sich jenes Artikels, als eines plum„pen Aufsatzes, heimlich schämt, daß er sein „vormaliges Vertrauen auf solche vermeynt„lich witzige Ein- und Ausfälle im gegen„wärtigen gefährlichen Falle mit dem fürch„terlichen Antikritikus, welcher ihn nicht „von der Klinge läßt, verloren giebt; daß

„er

„ er mit jener Recenſion vor dem Publicum
„ nicht mit Ehren länger durchzukommen
„ hofft; daß er auch nicht einmal den Schein
„ des Rechten, durch gelehrte Widerlegun-
„ gen irriger Sätze im Antikritikus, zu be-
„ haupten im Stande iſt; und daß es ihm
„ folglich weh thut, als ein ſolcher vor ganz
„ Deutſchland berüchtiget zu werden, der ein
„ kleiner Marſchall von der klotziſchen Con-
„ föderation wider die Glaubensfreyheit der
„ Diſſidenten und Nicht-Unirten im Reiche
„ der Litteratur iſt, und der mit fertiger
„ Hand, ohne an die Folgen gedacht zu ha-
„ ben, ins Gelag hinein ſchimpfte, bloß weil
„ Se. Wohl- und Hochedelgeboren, der Herr
„ Geheimde Rath Klotz, ihm den Befehl
„ zugefertigt hatten, daß er zum Beweiſe
„ ſeiner getreuen Anhänglichkeit zuerſt ſchreyen
„ ſollte.„ Q. E. D.

Was nun beſonders die Vergleichung mit den Schweinen betrifft, mein Herr Profeſſor, ſo haben Sie darinnen vollkommen Recht, daß dieſelbe an ſich unhöflich ſeyn, und einem leipziger Magiſter eben ſo wenig Ehre machen würde, als die Vergleichung mit Gänſen, die alles anſchnatterten, oder

das noch pöbelhaftere Gleichniß vt Arcadiae Pecuaria rudere credas, einem erfurter Professor Ehre machen könnte. Polito, Sie seyen der Erfinder von der letztern saubern Vergleichung, und ich hätte diese Höflichkeit geradezu mit der erstern erwiedert; verdienten Sie die Vorwürfe der Grobheit, oder ich? Wären Sie es, oder ich, der den andern mit Schimpfwörtern ausgefodert hätte? Wenn das Recht, Repressalien zu gebrauchen, bei den Federkriegen der Gelehrten, in seinem ganzen Umfange Statt finden kann; fände ich nicht in dem höchst ungezognen jenaischen Artikel, wo nicht die vollkommenste Rechtfertigung, doch wenigstens eine gültige Entschuldigung meiner Antwort? Sie sollten ungestraft schimpfen dürfen, und ich müßte schweigen? — Aber so weit ist der Antikritikus nicht einmal gegangen; und geradezu hat er die gedachte Höflichkeit nicht einmal erwiedern wollen. Lassen Sie uns die Stellen gegen einander setzen, damit das Publicum desto zuverläßiger urtheilen könne.

Sie sagen im 34sten Stücke der jenaischen Zeitung: „Es hat sich eine Gesellschaft „von notleidenden und preßhaften Scriben-

„ ten zuſammengethan, unter welchen der
„ M. Wichmann zu Leipzig, bisheriger
„ treufleißiger Ueberſetzer ums Tagelohn,
„ der vornehmſte iſt. Dieſe Herren wollen
„ nun endlich auch einmal ihre Stimmen
„ erheben, und ſie erheben ſie auf eine ſol-
„ che Art, vt Arcadiae pecuaria rudere cre-
„ das: ſie ſchnattern, wie die Gänſe um
„ das Capitol, alles an,„ u. ſ. w.
Hr. Klotz wiederholt nur einen Theil die-
ſer Grobheiten. Er ſagt im 37ſten Stücke
ſeiner Zeitung: „Die Verfaſſer werden in
„ der jenaiſchen gelehrten Zeitung mit den
„ Gänſen im Capitol verglichen, und notho-
„ leidende und preßhafte Scribenten ge-
„ nannt.„ Hierauf antwortet der Antikri-
kus (S. 34. der Appellation): „Die
„ Vergleichung iſt plump und pöbelhaft.
„ Es wundert mich, daß Hr. Klotz, der
„ ſonſt ein Mann von Geſchmack ſeyn will,
„ ſie adoptirt. Wie nun,„ fährt er fort,
„ wenn ich Hrn. A** und ſeines Gleichen
„ mit den Schweinen vergleichen wollte,
„ die alles angrunzen und alles umwühlen?
„ Würde der Halliſche Recenſent dieſen
„ Einfall auch als witzig bewundern und

nach-

nachschreiben?„ (Und mit diesen Worten schließt sich die ganze vorherige lange Parenthese, die offenbar im Ganzen nichts weniger, als des Antikritikus wahre Gesinnung gegen die jenaische Zeitung überhaupt enthält, sondern ein bloß nachgeahmtes Beyspiel ist, wie dreist und entscheidend die Gegner des Antikritikus zu schreiben pflegen.) „So ungefähr,„ heißt es weiter, „könnte „ich die jenisch-witzige Vergleichung, und „deren Wiederholung beantworten, wenn „ich gewohnt wäre, so zu verfahren, wie „Hr. Riedel oder Hr. Klotz. Ich will „es aber nicht thun.„ Hat nun der Antikritikus diese Art, einander in gelehrten Streitigkeiten zu behandeln, gebilligt; oder hat er sie nicht vielmehr durch ein Argumentum κατ' ἀνθρωπον, durch eine deutlich erläuternde Instanz, als verwerflich vorgestellt? Nunmehr dächte ich doch; ich könnte Ihnen mit gutem Fug zurückgeben, was Sie (S. 10. unten) sagen: „Geschimpft „haben Sie gut; daß es Ihnen wohlbekomme?„

„Aber Sie sind nicht der jenaische Recensent des Antikritikus!„ — Wie sehr

wünſchte ich, daß Sie das Publikum, den Antikritikus und mich davon überzeugen wollten! Um Ihret willen ſelbſt möchten Sie es daran nicht fehlen laſſen; denn Sie ſehen wohl, daß ich und der Antikritikus nicht ſo viel darunter verlieren, als Sie, wenn Sie die Beſchuldigung der Fama unwiderlegt laſſen.

„Den Druck des Antikritikus ſuchten Sie „nie zu hindern. Sie wollten nur einigen „Schaum abſchöpfen, der ſich auf der „Oberfläche geſetzt hatte?„ — Dieß iſt nur Deckmantel Ihres ungeſetzmäßigen Verfahrens, mein Herr Profeſſor: und wem ſollte das nicht in die Augen fallen, da nunmehr die Appellation authentiſch abgedruckt iſt, und jedermann ſehen kann, daß nicht der Schaum ſondern die Maſſe ſelbſt, durch Ihre Cenſur angegriffen wurde? Durch Ihre Cenſur wäre beynahe der eigentliche Zweck der Appellation verloren gegangen, wenn ſie ſo gedruckt worden wäre, wie Sie ſie caſtriret und interpoliret hatten. — Aber Sie wuſten vermuthlich weder die Pflichten, noch die Rechte der Cenſur. Die Bemühung, Schaum abzuſchöpfen kömmt keinem Cenſor

zu.

zu. Er ſteht weiter für nichts, als daß nichts wider Gott, den Staat, die Obrigkeit und die guten Sitten in einer Schrift befindlich ſey; ob ſie Schaum, oder Realität enthalte, geht ihn nichts an. Sonſt könnte ja jeder Cenſor alles, was er nicht verſtünde, für Schaum anſehen, und alles vernichten, was wider ſeine Grundſätze oder ſein Intereſſe wäre. Die Schriften werden doch wohl für das Publicum, nicht für den Cenſor, gedruckt?

„Ey, ey, mein Herr Antikritikus, Sie „müſſen nicht monitoribus aſper ſeyn,„ ſagen Sie? — Iſt es möglich? — „Ey, ey, „mein lieber Riedel, höre ich den Antikritikus ſagen, „ſeit wenn ſind wir denn ſo vertraut worden, daß ich mir Ihre hofmeiſterlichen Erinnerungen ausgebeten hätte? „Ordentlicher Weiſe, habe ich immer gedacht, geben ältre Leute dergleichen den „jüngern; und ſo hat es noch einen ganz „natürlichen Anſtand: Sie haben aber doch „wohl einmal gehöret, wie man das nennt, „mein guter junger Herr Profeſſor, wenn „junge Leute der Kitzel ſo tief ſticht, daß „ſie dergleichen gegen ältre wagen? — Kann

„ man wohl ernsthaft bleiben, wenn sie
„ es übel nehmen, daß ein Mann über die
„ altklugen Erinnerungen eines Jünglings
„ lächelt und den Kopf schüttelt?„

Was in Ihrem Schreiben (S. 11) weiter folgt, ist schon in dem Vorberichte zur Appellation beantwortet. Ich habe weiter nichts hinzuzusetzen, als daß ich mir von Ihnen bey der ersten Gelegenheit eine Erklärung ausgebeten haben will, was Sie unter einem Pasquille verstehen; und ob z. E. der jenaische, die hallischen und der altonaische Artikel vom Antikritikus, Pasquille sind? In der klotzischen Schule ist es seit einiger Zeit bräuchlich worden, einen jeden zum Pasquillanten zu machen, der seinem Tadler, welcher ihn namentlich getadelt hatte, namentlich antwortete, oder dem man zur Befriedigung des Publikums gar nicht antworten konnte. — Wenn übrigens die Appellation, Schmähungen und Pasquille auf öffentliche Lehrer enthält; so weis ich nicht, was Sie mit ihrer Frage wollen: in solchem Falle, dächte ich fast, wäre keine einzige Universität in Deutschland, wo nicht Schmähungen und Pas-

quille

quille auf öffentliche Lehrer gedruckt würden.

„Der Antikritikus ist nicht Sachwalter „ der erfurter Buchdrucker; ihre Rechte und „ Privilegien gehören nicht vor sein Forum.„ Da haben Sie Recht; nur Schade, daß Sie mit der Entdeckung dieser wichtigen Wahrheit zu spät kommen. Wäre der Antikritikus Sachwalter der Buchdrucker Ihres Orts gewesen; oder hätte die Sache vor seinen Richterstul gehöret: so würde er wohl nicht erst an Sie geschrieben, sondern sogleich andere Wege eingeschlagen haben. Ich komme nunmehr mit Ihnen zu dem wichtigsten Theile Ihres Schreibens, welcher eigentlich das enthält, was mir das angenehmste ist, weil es mir eine weit beßre Meynung von Ihnen beygebracht, als ich nach der allgemeinen, und noch immer fortdauernden Rede, Sie wären Verfasser des jenaischen Schmähzettels, von Ihnen fassen konnte, und zugleich den ernstlichen Wunsch eingeflößt hat, daß Sie es Ihrer Ehre nicht zu klein halten möchten, Sich wegen dieser öffentlichen Anklage auf eine anständige Art zu rechtfertigen. Denn blo-

ſtes Läugnen, Widerſprechen, und Chicaniren deſſen, der die Stimme des allgemeinen Rufs annimmt, weil ſich keine andere hören läßt, iſt entweder keine, oder doch eine elende, und allemal zweideutige Rechtfertigung. Mir iſt es wahres Vergnügen, jemanden beſſer zu finden, als ich geglaubt hatte; weil es einen der ſüßeſten Wünſche meines Herzens befriedigt, die Zahl der beſſerdenkenden Menſchen vermehret zu ſehen. Und hätten Sie der Wahrheit nur die Ehre angethan, und Sich erkläret, daß Sie den jenaiſchen Artikel ſelbſt mißbilligten, daß Sie die Art ſeines Verfaſſers, den Antikritikus zu behandeln, ſelbſt für plump und grob hielten; hätten Sie nur redlich zugeſtanden, daß Sie Sichs zur Schande rechnen würden, ſolche Repreſſalien veranlaſſet zu haben, wie ſie der Antikritikus in ſeiner Appellation zu gebrauchen für nöthig befunden hat; wahrhaftig, ich wollte der erſte geweſen ſeyn, der nicht allein den Argwohn ſelbſt abgelegt, ſondern Sie auch vor dem Publikum von dieſer auf alle Fälle nicht rühmlichen Beſchuldigung zu befreyen geſucht hätte. So aber, wie die

Sache

Sache ſteht, geben Sie ſelbſt nur allzu-
großen Anlaß, zu glauben, daß Sie ge-
wohnt ſind, zwo verſchiedene Rollen, eine
unter dem Wunſch, und eine andre öffent-
lich zu ſpielen; ungefähr ſo, ſi parva licet
componere magnis, wie der Verfaſſer der
Sympathien ſich nannte, der Verfaſſer der
Comiſchen Erzählungen hingegen das In-
cognito behaupten wollte. — Ich, mein
Herr Profeſſor, gehe gerade durch. Thue
recht, und ſcheue nichts, iſt mir eine ewige
Regel. Ich habe das Herz, dieſer Regel
nach meiner Ueberzeugung zu folgen, und
zugleich den Stolz, zu glauben, daß es wenig
Menſchen, und alſo auch wenig Gelehrte
giebt, die den unzuermüdenden Muth hät-
ten, ein Gleiches zum Beſten der erkannten
Wahrheit zu thun. Werde ich darum an-
gefeindet, oder gar verfolget? das rechne
ich mir zur Ehre: niemals iſt es einem ei-
frigen Vertheidiger der Wahrheit beſſer ge-
worden, und wird auch niemals einem ſol-
chen beſſer werden, ſo lange es noch Men-
ſchen giebt, welchen die Finſterniß lieber
iſt, als das Licht, weil ſie ihre Urſachen
dazu haben. Auch ſchlagen die Schwierigkei-

ten und Hinderniſſe meinen Muth ſo wenig nieder, daß ſie ihn vielmehr erheben und nur mehr anfeuern. Ich weiche augenblicklich, ſo bald ich meines Irrthums oder Unrechts überzeuget werde; und ich fühle es in mir, daß ich weder Muth, noch Kräfte habe, der Stimme der Wahrheit zu widerſtehen, ſo bald ſie ſich hören läßt; weil die Liebe zur Wahrheit und zum Rechte mit meinem Innerſten verwebt iſt, und beide meinem Herzen theurer und köſtlicher ſind, als ich und meine perſönliche Ehre oder mein zeitliches Glück. Aber ſo lange ich Recht habe; ſo lange ſage, rede, dichte, lüge, läſtre, ſchmähe, pasquilliſire, ja martre man mich, daß alles thut weiter keine Wirkung, als daß mit jedem neuen Anfalle von außen, der felſenmäßige Entſchluß von neuem in mir beſtärket wird, Tu contra audentior ito.

Sie haben (S. 12 u. f.) Ihre Gedanken eröffnet, wie ein antikritiſches Tribunal beſchaffen ſeyn müſſe; und nunmehr bin ich willens, darüber mit Ihnen zu ſprechen.

„Wir haben von jeher Antikritiker gehabt„, ſagen Sie — Das kann ſeyn,

aber

aber in welchem Verſtande? In dem, wie Nicolai ein Antikritikus von Klotzen, und Klotz ein Antikritikus von Nicolain, oder wie Ziegra ein Antikritikus von beiden, und beide Antikritiker von Ziegran ſind. Das nenne ich controvertirende Kunſtrichter. Was Nicolai lobt, tadelt Klotz; was Klotz lobt, tadelt Nicolai: was beide loben, tadelt Ziegra; was Ziegra lobt, tadeln ſie beide. — In dieſem Verſtande gebe ich Ihren Satz zu. — Oder in der Bedeutung, daß wenn ſich Ein Kunſtrichter müde geſchrien hat, ein anderer auftrat, der ihn und das Publicum wieder überräubte? — Auch das, und vielleicht noch einige mögliche Bedeutungen Ihres Satzes kann ich Ihnen einräumen. Aber einen eigentlichen Antikritikus, wie der dermalige ſeyn will, einen Mann, der ſich ein eignes Geſchäffte, und eine Pflicht daraus gemacht hätte, bey ſolchen von Kunſtrichtern und recenſirenden Journalen wimmelnden Zeiten ein antikritiſches Tribunal aufzurichten, vor daſſelbe nicht Bücher, ſondern Journale zu ziehen, deren Werth und Unwerth zu beſtimmen, das unter-

drückte

drückte Verdienst gemißhandelter gleichzeitiger Gelehrten zu vertheidigen, die Ehre gelehrter und verdienstvoller Männer in Schutz zu nehmen, und den eitlen Rauch des geschwätzigen Kunstrichter-Lobes, welches an elende oder mittelmäßige Köpfe verschwendet wurde, zu zerstreuen; einen solchen Antikritikus, das dächte ich doch, hätten wir noch nicht gehabt. Denn daß die Nachwelt gemeiniglich gerechter richtet, als die Mitwelt, wissen wir alle; wenigstens thut sie es unfehlbar auf Seiten der Mängel der Schriftsteller, die von den Kunstrichtern der Mitwelt verkleistert und wegvanegyrisirt wurden; aber wie hält es um die Schriften, die durch den Neid und andere strafbare Affecten gewissenloser Kunstrichter niedergedrückt, und von dem unglücklichen Buchhändler aus Verzweiflung ins Maculatur geworfen wurden, bloß weil entweder der Verfasser nicht der Eitelkeit, oder der Verleger nicht dem Geize der Kunstrichter opfern wollte? Wie soll die Nachwelt den Verfassern solcher Schriften, wie soll sie ihrem innern Werthe Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn sie die

Werke

Werke nicht mehr habhaft werden kann, und selbst das allgemeine Vorurtheil ihre Neugierde schwächt, Nachfrage deswegen zu thun? Dieß, mein Herr Professor, ist das Augenmerk des dermaligen Antikritikus. Und da das Journalschreiben so sehr zur Mode geworden ist, daß manche Leute fast nichts andres lesen, als Journale; so war es um des Nutzens des Publicums willen nothwendig, ein solches Tribunal zu errichten, vor welches die Journalisten gefodert würden.

„Es wird dazu eine Gesellschaft von „Männern erfodert, die mit den Talen„ten des Geistes gute Eigenschaften des „Herzens verbinden„. Recht! beides ist nothwendig. Der Antikritikus hofft auch dieser Foderung jederzeit Genüge zu thun. Wem es an Talenten fehlt, dessen Arbeit könnte ohnedieß nicht gebrauchet werden; und wer wider Vermuthen ein böses Herz beweist, wird von der Zahl seiner Gehülfen ohne Bedenken ausgeschlossen.

„Keiner müßte zu einer Secte gehören, keiner parteyisch seyn„. Ebenfalls eine billige Foderung, so weit sie nämlich,

in ihrer ganzen Ausdehnung genommen, menschlich und möglich ist. Wir gelangen nicht anders zur Erkenntniß der Wahrheit, als durch stufenweise Ablegung der Vorurtheile, wie Herr Hofrath Kästner in einer seiner Vorreden vortrefflich ausgeführt hat. Ich kann aber für gewisse Autoren eingenommen seyn, weil ich meine Befriedigung bey der Lectüre ihrer Schriften im Großen gefunden habe. Die Parteylichkeit, solche Autoren zu vertheidigen, sie zu rühmen oder anzupreisen, ist auf meiner Seite so lange keine fehlerhafte Parteylichkeit, bis es von den Gegnern dieser Autoren erwiesen ist, daß jene den Beyfall, den ich ihnen gab, nicht verdienen; sie werden mich aber unfehlbar zu ihrem Lobe anfeuern, wenn sie weiter nichts thun, als diese Autoren ohne Beweis schimpfen und verkleinern. (Ich vermuthe, dieses sey Wüstemanns Fall gewesen: doch gestehe ich, daß ich ihn zu wenig kenne, um es mit Gewißheit zu behaupten.) Denn man wird doch nicht verlangen, daß mir von Wahrheit und Irrthum, eines so gleichgültig seyn soll, wie das andre. Wenn dieses zu dem Gleichgewichte gehört,

wel-

welches einen Philosophen geziemt; so giebt es kein lächerlicheres Thier unter dem Monde, als einen Philosophen. Wer hat etwas hierwieder zu erinnern? — So bald hingegen etwas Gründliches wider einen meiner Lieblings-Autoren gesagt wird; so denke ich mit dem Verfasser der Ephémérides du Citoyen: C'est de la vérité, c'est du *bien public*, qu'il doit être question: ce n'est ni des *Personnes*, ni des mots. Hat nun der Antikritikus „eine vorzügliche Liebe gegen „gewisse Schriftsteller„, wider die Sie, mein Herr Professor, etwas zu erinnern haben; so benehmen Sie ihm dieselbe durch Beweise, „daß diese Schriftsteller solche „vorzügliche Liebe nicht verdienen„.

„Keiner müßte einen vorzüglichen Haß „wider gewisse Kunstrichter haben„. Wider die Person des Kunstrichters nie. Ferne sey eine solche sträfbare Triebfeder! Aber warum sollte er die Methode des Kunstrichters, warum seine Grundsätze nicht hassen, wenn sie verderblich sind? — Darf man z. E. den Hrn. Klotz öffentlich loben, daß er den Muth hatte, dem berliner Despotismus zu steuern, wie sich Hr. M. Schmidt ausdrückt;

so

ſo verdient es doch wohl keinen Tadel, wenn der Antikritikus ihm ſelbſt, dem Hrn. Klotz, den tyranniſchen Scepter, deſſen er ſich an Statt der Berliner anmaaßt, wieder aus der Fauſt windet, um ihn zum Feuer auf den Altar der Freyheit zu bringen? u. ſ. w. Der Antikritikus muß, ja er muß den Stolz derer haſſen, die ſich dem unabhängigen Staate der Gelehrten gleichſam zu Selbſthaltern aufdringen. Ohne römiſchen Haß gegen die Unterdrückungsſucht ward niemals eine Republik von Tyrannen befreyet. Und wenn die Paolis aus dem Wege geräumt ſind, dann, Corſica! — ilicet, acta eſt fabula.

„Keiner ſoll, wo möglich, ein Schriftſteller ſeyn„. — Auch nicht ganz übel, wo es möglich wäre. Doch leider, (wenn das nicht ganz ſo ſeyn könnte,) eine ſolche Regel billig die Einſchränkung, daß der Schriftſteller, der an dem Antikritikus ſelbſt Theil nähme, entweder ſich ſelbſt nie vertheidigen, und zu ſeiner Vertheidigung wo ſie nöthig wäre, einem andern Mitarbeiter bloß die Grundſteine und Materialien liefern dürfte, ſo daß der letztre den Bau aufzuführen hätte; oder daß er ſeine Vertheidigung,

gung, wie jeder Fremder, mit seines Namens Unterschrift begleitete, damit das Publicum wisse, an wen es sich zu halten hätte; in welchem Falle er nicht als Gehülfe des Antikritikus, sondern als Partey, als Autor anzusehen wäre, der die Beweise seiner gerechten Sache vor dem Tribunale des Antikritikus dem Publicum vor Augen legte. Als Gehülfe des Antikritikus selbst, müßte der Schriftsteller niemals wider den Kunstrichter schreiben, von dem Er vorher beleidiget wäre, ehe er an dem Antikritikus Theil nahm; oder, wenn ihm das ja zugestanden würde, dürfte er es doch nie anders, als durch Gründe und Beweise von der Ungerechtigkeit oder Unwissenheit des Kunstrichters thun.

„Wenigstens„, sagen Sie, „müßte „der Schriftsteller der ein Antikritikus „seyn wollte, kein solcher seyn, der sich „über die Journalisten zu beschweren hätte„. Das meynen Sie doch hoffentlich so: „Der Antikritikus müßte keine Ursache „gehabt haben, sich über eine Beleidigung „von Seiten der Kunstrichter, die ihm wiederfahren wäre, zu beschweren, ehe er

„ Antikritikus wurde „? Wenn Sie es so „ meynen; so bin ich über diesen Punct mit Ihnen vollkommen einig. Der Urheber, und selbst der Herausgeber eines solchen Journals, müssen gerade solche Leute seyn, um ohne Leidenschaft entscheiden zu können, was in dem Journale Statt finden könne oder nicht. Lassen Sie uns itzt von dem Herausgeber, von mir, reden. — Wo bin ich, ehe ich Herausgeber des Antikritikus wurde, in irgend einem Journale, in irgend einer gelehrten Zeitung beleidiget worden, den einzigen Punct wegen der vermeynten Anmerkungen zum Gordon ausgenommen in dem ersten Stücke der Hallischen Zeitung? Ich hatte mich wegen dieses Punctes in den Hamburger Nachrichten, im 37sten St. v. 1766. gerechtfertigt; und kein Mensch hat bis diese Stunde wider meine Rechtfertigung eine Sylbe eingewendet. Ja, ich habe so gar die Satisfaction gehabt, daß selbst der Professor Hausen bey der Recension des Gordon in seiner Pragmatischen Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts (S. 36. f.) von den vermeyntlichen Anmerkungen nicht eine Sylbe erwähnet, und dadurch dem hallischen Zeitungs-

tungsurtheile selbst tacite widersprochen hat. Konnte ich mehr verlangen, oder habe ich jemals mehr verlanget? Ich war zufrieden und ruhig, so bald ich mir Recht verschaffet hatte; und mein Herz weis nichts von Grolle oder nachgetragnem Hasse. Man frage einen meiner Bekannten, welchen man will; so wird man hören, ob jemand in der Welt leichter und lieber verzeiht, als ich. Die Herren Göttinger kritisirten einige Stellen meiner Uebersetzung, die der Hallenser ohne Ausnahme gelobt hatte. Die Berliner Bibliothek sagte von der Uebersetzung, sie sey hin und wieder steif. Ich habe das Lob des Hallensers verbeten; ich habe den Göttingern öffentlich Recht gegeben; ich habe dem Urtheile der deutschen Bibliothek nie widersprochen. Warum das alles? — Weil das Werk aus einem unreifen Concepte wider meinen Willen gedruckt war, und ich selbst am besten wußte, wie sehr ihm noch die letzte Hand fehlte.

Weil ich einmal von mir selbst reden muß; so erlauben Sie mir ohne Zweifel, noch mehr zu sagen. Der Jenenser nennt mich einen treufleißigen Uebersetzer ums Tagelohn.

Grobheit des Ausdrucks dießmal bey Seite gesetzt, so kann ich, ohne eben meiner Ehre einen wahren Nachtheil zuzufügen, allenfalls gern gestehen, daß ich seit dreyzehn Jahren großen Theis von der Feder, und vom Uebersetzen vornehmlich gelebt habe. Nirgends habe ich mich genannt, als bey dem Beaufobre, und bey einer kleinen Schrift, die einem Minister zugeschrieben wurde, der von langer Zeit her mein und meines Bruders Wohlthäter gewesen ist. Ich habe eine Menge Schriften übersetzet, an einer Menge großer Werke als Uebersetzer Antheil gehabt; und ich mußte dieses als ein Mitel betrachten, einen großen Theil meines Unterhalts zu erwerben, weil kein andres meinem Temperamente und meiner Denkungsart so gemäß war. Ich suchte keine große Ehre in dem Namen eines guten Uebersetzers, ob ich mir gleich zur Pflicht machte, nichts zu unterlassen, diesen Namen zu verdienen. Mir war es, weil mir zu wichtigern Unternehmungen die Muße gebrach, Beruhigung genug, daß keine von allen meinen Arbeiten, die ich aus eigner Wahl, oder auf Verlangen selbst herausgab, jemals gemißbilligt wurde; ich

habe

habe vielmehr das Vergnügen gehabt, sie immer unparteyisch gebilligt und gelobt zu finden: Denn dann ist das Lob unfehlbar unparteyisch, wann der Recensent selbst nicht weis wen er lobt. Meine Arbeit ist selbst in klotzischen Journalen, ja was noch mehr ist, so gar nach der Erscheinung des Antikritikus gerühmt worden; ob ich gleich gern glaube, daß man mir ganz anders mitgespielt haben würde, wenn man gewußt hätte, daß das, was man lobte, von dem Herausgeber des Antikritikus herrührte. Aus dem Grunde weis ich es auch dem Herrn Mag. Schmidt eben so wenig Dank, daß er mir, in den Zusätzen zu seiner Theorie der Poesie, die Ehre hat erweisen wollen, mich als Verfasser der neuen Uebersetzung des Shaftesbury zu nennen, (eine Arbeit, die offenbar noch viel weniger Tagelohn abwirft, als der Beausobre,) als es ihm der Herr Rector Martini zu Regenspurg Dank weis, daß er ihn als Verfasser eines gewissen Aufsatzes in der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften ausgekundschaftet und namentlich angezeigt hat. Ich bleibe noch

heute

heute bey dem, was ich bey Gelegenheit des Gordon dem halliſchen Recenſenten ſagte: „ Es iſt wenigſtens muthwillig, den, „ der ſich hinter ſeiner Malerey, ſie ſey gut „ oder ſchlecht, verbirgen hält, um die „ Urtheile der Kenner und der Gecken in der „ Stille anzuhören, bey dem Zipfel ſeines „ Mantels hervorzuzerren, und ihn wider „ ſeinen Willen dem Publikum zu präſenti„ ren.„ Doch tröſtet mich das im Voraus, daß jedermann die Urtheile, die aus dem Sprengel des klotziſchen Gebietes kommen, nunmehr als bloſſe Rachgier wegen des ſchrecklichen Antikritikus, nicht als Urtheile über meine Arbeit betrachten wird; ſie müßten denn eben ſo gründlich, ſorgfältig und ernſthaft abgefaßt ſeyn, als es die Sache erfodert.

Nun mein lieber Riedel, frage ich Sie im Angeſicht der Welt, was haben Sie weiter wider den Charakter des Herausgebers vom Antikritikus einzuwenden? Oder, wenn es Ihnen beliebt, mich für den verſchmitzten Verfaſſer zu halten, was haben Sie wider mich, als Verfaſſer, betrachtet? Ich bin, als Schriftſteller, ſelbſt nie

wenigſtens nie unter meinem Namen hervorgetreten; ich habe mich, ehe ich Antikritikus wurde, über keinen Kunſtrichter zu beſchweren gehabt; denn mein erwähnter Handel mit einem halliſchen Recenſenten, den ich nicht kenne, und niemals zu wiſſen begehre, war ein kurzes Mißverſtändniß, das durch meine Erklärung auf einmal gehoben ward. Und es iſt mir dieſe Sache nicht einmal mehr beygefallen, da ich das Urtheil des Antikritikus über den I. Theil der halliſchen Zeitung durchlas, um es zum Drucke abzuſenden, ſo ſehr waren alle Gedanken des Grolles von mir entfernet, da der Antikritikus ſein Tribunal eröffnete. Denn konnte ich nicht, wenn es mir beygefallen wäre, und ich es noch für nöthig erachtet hätte, die Paar Worte einrücken: „Wider die Beſchuldigung, „ die dem M. B. S. 6 zur Laſt gelegt „ wird, hat ſich H. B. S. 289 der Hamb. „ Nachr. v. 1760 zur Genüge gerechtfer„ tigt„?

Man hält meinen Bruder für einen Gehülfen des Antikritikus? Gut. Auch Er hat niemals Händel mit Kunſtrichtern

gehabt; denn er iſt nie als Autor aufgetreten. Die Danziger Berichte haben einmal eine kleine Ueberſetzung von ihm recenſiret; aber ſeine Arbeit wurde gebilligt. Sollte ihn das gekränkt haben?

Herr Prof. Schmidt wird, als Theilnehmer an Antikritikus, vornehmlich und faſt noch ſchmählicher gemißhandelt, als ich und mein Bruder. Dieſer Mann iſt Autor, und ſchreibt meines Erachtens zu viel, und dieſes vielleicht zu zeitig. Dabey lieſt er täglich ſechs bis ſieben Stunden Collegien. Schriebe und läſe er weniger; ſo ließe es ſich hören, wenn man ſagte, daß er an dem Antikritikus großen Antheil nähme. — Was der Antikritikus von ſeiner Streitſchrift wider Voltairen denke, hat er in der Appellation geſagt. Sollte Hr. Schmidt iemals wirklichen Theil an unſrer antikritiſchen Arbeit nehmen; ſo können Sie doch verſichert ſeyn, daß ihm niemals ohne ausdrückliche Unterſchrift ſeines Namens geſtattet werden wird, ſich wider den Hrn. Klotz, oder einen andern ſeiner erklärten Gegner nur zu vertheidigen, geſchweige anders, als mit Gründen, oder ohne Namen

in

in andern, als fremden Angelegenheiten zu ſchreiben. Es fehlt auch dieſem geſchäfftigen jungen Gelehrten weder an Gelegenheit, noch an Muthe, mit ſeinen Gegnern in Vorreden zu kämpfen; ſo daß er den Antikritikus, wenigſtens zu ſeiner Rettung, ſo bald nicht nöthig haben wird.

Ich komme von meiner Ausſchweifung zurück zu der andern Bedeutung, die Ihre Regel haben kann. Wenn Sie nämlich verlangen, „daß ſich der Antikritikus auch „alsdann über keinen Journaliſten ſollte zu „beſchweren haben, nachdem er als Antikri„tikus aufgetreten wäre„; ſo verlangen Sie etwas platterdings Unmögliches. Denn wie der Antikritikus ſchon erwieſen hat, ſo geht es maſchinenmäßig zu, und iſt etwas ganz Unvermeidliches, daß ſeichte und rachgierige Kunſtrichter ſchreyen und ſchmähen, ſo bald ſie geſtraft werden ſollen: Und da dieſes eine Sache außer allem Streit iſt, ſo würde eine ſolche Foderung nichts geringeres verlangen, als daß der Antikritikus den ſeichten Kunſtrichtern drey bis vier Finger lähmen ließe, damit ſie nicht wider ihn ſchrieben, und ihnen die Zun-

gen ausschnitte, damit sie nicht wider ihn diktiren könnten. Doch ich glaube gern, daß Sie etwas so ungereimtes nicht verlanget haben.

Was in Ihrem Schreiben folgt, ist, mit Ihrer Erlaubniß, zu unzusammenhängend, als daß sich eine zusammenhängende Antwort ohne Weitläufigkeit darauf geben ließe. Ich will sie daher in einzelne, und so viel möglich kurze Sätze fassen.

Die Beweise, daß ich, oder vielmehr „ der Antikritikus, zur Fahne des „ Herrn Dr. Crußius geschworen hätte„, will ich mir um desto mehr ausgebeten haben, weil das Journal selbst mehr als einen überzeugenden Beweis vom Gegentheile enthält. So lange Sie diese Beweise schuldig bleiben, können Sie nicht verlangen, daß Ihnen das Publikum glauben soll. Und wenn eine solche Beschuldigung nicht bewiesen wird, nachdem der Urheber derselben öffentlich dazu aufgefodert worden ist; so wissen Sie selbst, ohne daß ich es Ihnen zu sagen brauche, für was man sie zu halten hat.

„ Das

„Das man die Lehrgebäude anderer „Philosophen gegen das crusiusische System „nicht verachten, und den Crusius nicht „wie Wüstemann, übertrieben panegyrisi„ren müsse„, erinnern Sie zu spät, nach dem der Antikritikus (im 7ten Stücke S 216 u. f.) diesen lieben Satz ex instituto ausgeführt hat. Hoffentlich aber werden Sie es dem Antikritikus nicht verdenken, wenn er mit allem möglichen Eifer für die von ihm selbst erkannte Wahrheit, jedoch mit aller erfoderlichen Mäßigung im Ausdruck, in manchen Fällen die Sache des Herrn D. Crusius eben so gewissenhaft, als die Sache eines andern Gelehrten führt, dem die Kunstrichter Unrecht gethan haben? Herr D. Crusius braucht zwar kaum einen Vertheidiger wegen der Gerechtigkeit seiner Sache; aber er braucht zuweilen einen Sachwalter wider diejenigen Gegner, die ihn ohne Grund, und mit bloßen Schmähungen anfallen. Er selbst liebt den Frieden so sehr, daß er in keiner von seinen Schriften einen lebenden Gelehrten nennt, von dessen Meinungen er abgeht, und hat überdieß der Arbeit bey seinen Aemtern zu viel

als daß er ſich in Streitigkeiten einlaſſen könnte. Ich weis freylich wohl, daß es dem, nach dem Modetone geſtimmten Publicum ſchon etwas Unleidliches iſt, den Herrn D. Cruſius mit Achtung nur zu nennen; und vielleicht haben Sie Sich durch die anſtändige Art, mit der Sie ihn anzuführen wagen, bey einigen Modeſcribenten ſchon Schaden gethan: ich denke aber doch, es könne kein vernünftiger Menſch dadurch beleidiget werden, wenn man die Einwürfe, die etwan wider die Philoſophie des Hrn. D. Cruſius gemacht weden, beantwortet; wenn man die Zweifel ſeiner Gegner hebt; wenn man ihn wieder die Vorwürfe, die ihm ohne Grund gemacht werden, rechtfertigt, und die Schmähungen, die wider ihn, da er Niemanden beleidigt, ausgeſtoßen werden, zurückweiſt. Dieſes iſt kein Angriff, ſondern eine rechtmäßige Vertheidigung: und in ſolchem Falle ſtreitet der Antikritikus pro aris et focis, dieß heißt, für die Rechte der beſchimpften Wahrheit, und für die Ehre eines frommen und wahrheitliebenden Gelehrten.

„Daß

„ Daß der Antikritikus wider gewiſſe „ Kunſtrichter vorzüglich eingenommen ſey, „ verräth er ſelbſt „? — Er verräth es nicht, mein Herr Profeſſor; er ſagt ſo deutlich, als man es nur verlangen kann, daß er den Hrn. Klotz mit ſeinem ganzen weitläuftigen Anhange, ſo wie ihn der Herausgeber des Vademecum in der Zueignungsſchrift vor ſeinem 4ten Bande geſchildert hat, einige Mitarbeiter an der berliner Bibliothek, und den Verfaſſer der hamburger Nachrichten für Journaliſten hält, die ſich jeder für ſich, zu Deſpoten aufwerfen, und keine Einwendung leiden wollen. Sehen Sie einmal S. 127. des 2ten Stücks vom Antikritikus nach.

„ Der Schluß iſt nothwendig, dieſe „ Kunſtrichter müßten dem Antikritikus etwas gethan haben „? Ja freylich iſt dieſer Schluß bey allen denen nothwendig, die ſelbſt nie anders, als aus Privat-Affekten wider andre zu ſchreiben gewohnt ſind; bey allen, die nicht faſſen können, daß es Leute giebt, die das Herz haben, aus eignem Antriebe, und ohne dazu durch äußre Urſachen genöthigt zu ſeyn, mehr für die

Wahr-

Wahrheit, ja mehr für andre, als für sich selbst und ihr zeitliches Glück zu thun. Mitleiden hatte der Antikritikus mit seinen Gegnern, so oft er ihre Beschuldigung las, das Er aufgetreten sey, sich an ihnen zu rächen. Und wie Richardsons Clarissa einstmals zu Lovelacen sagte: „Meine „Seele ist größer, denn deine„; so sagte Er, als Er die klotzische Ankündigung seiner Schrift las. — Ist es möglich, mein Herr Professor, daß ein Philosoph diesen Schluß für nothwendig halten konnte, ohneauf die Ursachen zurückzugehen, warum derselbe bey dem größten Haufen nothwendig ist, und ohne sich selbst zu fragen, ob er bey allen nothwendig sey und es keine Ausnahmen gebe?

„Ein solcher Schluß ist doch immer fä„hig, den Antikritikus in Mißkredit zu „bringen„? — Nur bey denen, hoffe ich, die nicht fassen können, was ich eben sagte; und Mißkredit bey diesen, lieber Herr Professor, gilt dem Antikritikus nicht mehr, als Mißkredit bey den Kunstrichtern, von welchen diese geblendet sind.

„Der Antikritikus soll nicht auf den

Herrn

„ Klotz schimpfen, wenn er seine Einwen-
„ dungen gegen andre Kunstrichter mit
„ Merkmaalen seiner Hochachtung vorträgt„.
Die Erinnerung, vergeben Sie mir, ist ganz
unnöthig. Er hat es nicht gethan, und
wird es auch nicht thun. Er hat Leute
abgewiesen, die sich zu seinen Gehülfen an-
boten, und sich dadurch ein Verdienst bey
ihm zu machen glaubten, daß sie aus allen
Kräften auf den Herrn Klotz und seine An-
hänger schimpften; und er hat ihnen ihre
Aufsätze als unbrauchbar zurückgegeben.
— Den andern Vorwurf zu beantworten,
muß ich Sie, mein Herr Professor der
Philosophie, eine Kleinigkeit belehren, die
Sie nicht zu wissen scheinen; damit ich doch
Ihre guten Dienste mit willigen Gegendien-
sten erwiedre. Höflichkeit heißt, meines
Erachtens, so viel, als die äuserlichen
Merkmaale der innerlichen Hochachtung;
und Hochachtung gründet sich bey dem An-
tikritikus, und wie ich glaube, bey allen
vernünftigen und tugendliebenden Gemüthern,
allemal noch mehr auf moralische Vorzüge
des Herzens, als auf schimmernde Eigen-
schaften des Witzes oder Verstandes, oder

auch

auch auf Gelehrſamkeit. Nun belehren Sie mich wieder, daß dieſe Sätze unrichtig ſind; oder daß Hr. Klotz, nach denſelben, die Hochachtung des Antikritikus eben ſo ſehr verdiene, als die, welche er, wie Sie Sich auszudrücken belieben, „ nur höflich und mit Verbeugungen tadelt„. Mich deucht, ich errathe, was Sie meynen: aber ich dächte doch, es wäre in allen Betrachtungen ein kleiner Unterſchied zwiſchen einem Klotz und einem Erneſti! Und wenn dieſer Unterſchied real iſt; ſo dächte ich auch, Ihr „philoſophiſches Gleichgewicht„ wäre ein utopiſches Ding aus einer utopiſchen Philoſophie.

In der Beurtheilung der Kritiken, mein Herr Profeſſor, das laſſen Sie Sich einmal für allemal geſagt ſeyn,) wird der Antikritikus niemals demüthiger, und auch niemals hochmüthiger ſeyn, als die Kunſtrichter, die er vor ſeinen Richterſtul zieht. Ihnen, als geweſenem und zukünftigem Kunſtrichter, kömmt es zu, Geſetze anzunehmen und nicht vorzuſchreiben. Sie und Ihres Gleichen, (d. i. junge, und eben aus Jugend verwägne Kunſtrichter,)

wird

wird die Demuth allerdings zieren. Laſſen Sie Sich die Befolgung der Geſetze, die der Antikritikus S. 125 bis 127 ſolchen Kunſtrichtern auferleget hat, bey Ihrer Philoſophiſchen Bibliothek, und bey Ihrer Erfurter Gelehrten Zeitung nur gewiſſenhaft angelegen ſeyn; ſo werden Sie Sich über ſein antikritiſches Tribunal nicht zu beſchweren haben.

„Ob der Antikritikus und ſeine Gehülfen wiſſen, wie viel zum Schiedsrichter„ Amte zwiſchen den Autoren und Kunſtrich„ tern gehöre; und ob ſie die Kräfte dazu haben„? Das iſt eine ganz wunderliche Frage von dem, der ſo gar nicht im Stande geweſen iſt, nur etwas Gründliches wider die Art einzuwenden, mit welcher der Antikritikus ſein Amt bisher geführt hat. Leſen Sie nur ſeine Anrede An das Publicum, und lernen Sie ſie verſtehen; ſo können Sie Sich die Antwort auf Ihre Frage ſelbſt geben.

Das folgende, „ vom Sektengeiſte, von „ der Parteylichkeit u. ſ. w.„ iſt zum Theil ſchon oben wiederleget; zum Theil beruhe

es auf der Beantwortung der Fragen, zu der ich Sie aufgefodert habe.

„So lange Sie Bedenken trugen, „ die „ verſchiedenen ſchlechten Schriftſteller „ zu nennen, deren ſich der Antikritikus angenommen haben ſoll; ſo lange ſollten Sie auch mit dieſer Beſchuldigung zurück geblieben ſeyn. Iſt dieß nicht leeres Geſchwätz?

Sie haben Recht, wenn Sie ſagen, „ jeder elende Scribent glaube mit Unrecht gezüchtigt zu ſeyn „. Der Antikritikus hat den Calum in Terminis: Und wenn Er es niemals geglaubt hätte; ſo erfährt er es itzt an den **Kunſtrichtern**, die er als elende, und doch verwägne Scribenten gezüchtigt hat.

Hier haben Sie, und zugleich das Publicum, die Erklärung des Antikritikus über den wichtigſten Zweifel, den Sie aufgeworfen haben, und der noch den beſten Schein der Gründlichkeit hat: Nur diejenige Vertheidigung ſoll im Antikritikus eingerückt werden, deren Verfaſſer ſich mit Grunde vertheidiget hat. Mit Grunde aber, mein Herr Profeſſor, heißt ſo viel, als mit Argumenten; nicht mit Schreyen, mit Schimpfen, mit Schmähen und

Läſtern, oder bloß mit höhniſcher Bitterkeit und Satyre, der gar zu gewöhnlichen Rache beleidigter Schriftſteller, wider den Kunſtrichter. — Ich dächte aber immer, das wäre ſchon deutlich genug in der Vorrede (S. 24 u. f.) geſagt worden. — Sie verſtehen doch, was für Schlüſſe hieraus folgen? — Nicht? — Nun, ſo will ich mir die Mühe geben, ſie Ihnen zu ziehen: — Daß nicht allein wirklich gründliche, ſondern auch gründlich ſcheinende Vertheidigungen Platz finden; bloß mit dem Unterſchiede, daß die letztern mit kurzen Einwürfen begleitet werden, die dem Antikritikus dabey eingefallen ſind. Folglich, mein Herr Profeſſor, wird der Grund des Autors nicht nach ihm, nicht nach der perſönlichen Denkungsart des Antikritikus, nicht nach dem Kunſtrichter, wider den ſich der Autor vertheidigt, ſondern nach der Methode abgewogen, mit der er es thut. — Wenn Ihnen dieſes Verfahren gerecht genug iſt; und Sie Ihre Theorie nach dieſer getroffnen Einrichtung des Antikritikus gegen die Hamburger Nachrichten vertheidigen wollen; ſo ſteht

Ihnen ein Platz, wo nicht im fünften, doch gewiß im sechsten Stücke offen: ob ich gleich nicht glaube, daß Ihnen Hr. Klotz mit irgend einem seiner vielen Journale entstehen sollte.

Die Grobheit, die Personalien, deren Sie den Antikritikus beschuldigen, werden Sie die Gütigkeit haben zu beweisen, wenn Ihnen das Publicum glauben soll. Uebrigens kann es seyn, daß die Antwort auf die Angriffe, die man auf den Antikritikus gethan hat, glimpflicher seyn könnte; es kann seyn, daß diese Antwort von Seiten ihres wahren Gehalts nicht viel verloren haben würde, wenn ich auch einige vermeynte Personalien oder hartscheinende Ausdrücke vernichtet hätte: allein es weis auch ein jeder, daß man im Feuer der Dispüte die Worte eben nicht mit der Goldwage abwägt.

Ihr Urtheil über den Eingang des Antikritikus ist, ohne Beweise, eben so viel werth, als das über die Artikel von der halischen Zeitung und der berliner Bibliothek; d. i. = o Daß Ihnen dieser Eingang so wohl, als das Uebrige, verhaßt genug sey, glaube ich gern. Hinc illae lacrumae! — Und aus diesem, nehmen

men Sie mirs nicht übel, nichtssagenden Urtheile getrauen Sie Sich doch, den wichtigen Schluß zu ziehen, „daß der Antikritikus „ und seine Gehülfen Kunstrichter von ge„ wöhnlichem Schrot und Korne sind?„ Denn was ist ein Urtheil ohne Beweis? Ueberhaupt scheinen Sie, mein Herr Professor der Philosophie, ein geschworner Feind der Beweise zu seyn; wie man auch aus Ihrer Censur aufs deutlichste ersehen kann. Einen Philosophen, dächte ich jedoch, geziemte dieses nicht gar zu wohl. Hüten Sie Sich vor diesem Fehler inskünftige; denn dergleichen bloße Machtsprüche zeigen jedesmal einen seichten Kunstrichter an.

Uebrigens hat der Antikritikus eigentlich keinen Kunstrichter aufgefodert, daß er seine unmaaßgebliche Meynung über dieses Unternehmen anzeigen soll. Wo wäre es denn geschehen? Jeder gerechte und gegründete Widerspruch wird ihm allerdings willkommen seyn; allein was sagen Sie? — Nichts! Nichts gründliches in der Welt, was Er selbst nicht längst gewußt, längst gesagt, längst befolget hätte. Daß Er den Umfang und die Pflichten des Schiedsrichs

ter-Amtes, zwiſchen Autoren und Kunſtrichtern beſſer eingeſehen habe, als Sie, beweiſt ſeine Einleitung allein, die Sie entweder nicht recht geleſen, oder wenigſtens noch nicht verſtanden haben müſſen. Als ein zukünftiger Kunſtrichter können Sie jedoch manches daraus lernen, das Ihnen in der Folge nützlich ſeyn dürfte.

Wo hat denn der Antikritikus in ſeiner Appellation verſprochen, „daß er ſeichte „Kunſtrichter, die ein leeres Geſchwätz über „ſeine Schrift führten, ausſchimpfen wollte?„ Und warum befürchten Sie denn, ausgeſchimpft zu werden? Entweder Sie hatten kein gutes Gewiſſen, und waren Sich bewußt, es zu verdienen; oder Sie ſahen den Antikritikus nicht für den an, der er iſt; oder Sie hatten, welches das Wahrſcheinlichſte iſt, mit dieſer nur vorgeblichen Vermuthung die ſchlaue Abſicht, Ihn der Grobheit verdächtig zu machen. — Jedoch könnte ausſchimpfen bey Ihnen auch wohl eben das heißen, was bey uneingenommenen Leuten nichts andres iſt, als Wahrheiten beweiſen. Die verzweifelten Beweiſe! ſie ſind auch von je her al-

len

len seichten Scribenten, wenn sie Unrecht hatten, der Tod in Töpfen gewesen! — Wer wollte sich wohl unterstehen, sich im Schimpfen und in der Grobheit mit Hrn. Klotz oder einem Klotzianer zu messen? — Es weis ja alle Welt, daß Hr. Klotz und seine Anhänger allein das Privilegium haben, ungestraft schimpfen zu dürfen; und daß Hr. Klotz augenblicklich mit der eisernen Hand der Obrigkeit da ist, die Leute Injuriarum zu belangen und strafen zu lassen, die ihm Gleiches mit Gleichem vergelten, wie wir in Leipzig den weltkündigen Casum in Terminis an dem Oekon. Secret. Hrn. Wilke, haben. Der Antikritikus und seine Gehülfen sind allesammt Männer, die in öffentlichen Bedienungen stehen; keinen ausnominen, als den Herausgeber, der bisher noch kein Amt begehret, und schon mehr als eines, das seinem Genie nicht gemäß war, verbeten hat. (Außer den Göttinger Anzeigen, daß ich es im Vorbeygehen sage, ist wohl kaum ein Journal in Deutschland, von dem man mit Fug ein Gleiches sagen könnte.) Ich lebe, als akademischer Bürger, unter dem Scepter einer Obrigkeit,

die aufs zärtlichſte über die guten Sitten ihrer Bürger wacht, und die mich unfehlbar ſtrafen würde, wenn ich denen, die drauſſen ſind, Injurien zugefügt hätte. Unterdeſſen müßte ich, als Herausgeber des Antikritikus, da ich niemals ein Geheimniß daraus gemacht habe, daß ich dieſes ſey, unvermeidlich für alle in dem Journale befindliche Injurien ſtehen, ſie möchten von mir, oder einem andern herrühren. Doch das wiſſen Sie ja ſelbſt, mein guter Herr Riedel; und daß Sie es wiſſen, beweiſt ja Ihr Verfahren, da Sie das Manuſcript der Appellation, H. Klotzen zu Liebe, abgeſchrieben haben, und die Abſchrift, zur Eventual-Klage, von dieſem ſchon längſt hier eingegangen iſt.

Sie preiſen mir und dem Antikritikus auch an einem Orte Ihres Schreibens die Beſcheidenheit an? Recht wohl. Beſcheidenheit iſt eine Pflicht, die man großen Männern von allgemein anerkannten und unwiderſprechlichen Verdienſten ſchuldig iſt. Der Antikritikus hat ſich dieſe Beſcheidenheit zum Geſetze gemacht. Die Beſcheidenheit wird aber durch das Freyſchreiben an ſich nicht verletzet. Niemand be-

fürch-

fürchtet ſchlimme Folgen von der Freyheit zu ſchreiben, als wer ſich bewußt iſt, daß Er ſelbſt ſtrafbar ſey. Der freyſchreibende Antikritikus zieht die ſtrafbaren Kunſtrichter aus ihren Schlupfwinkeln, und ſetzt ihre Häßlichkeit und Abſcheulichkeit ins Licht. Die beſten Scribenten haben ſolche Freyſchreiber jederzeit aufgemuntert; weil ſie wußten, daß ſie ſebſt ſich dabey wohlbefinden, ihre gute Sache von ſelbſt ihren Namen ſchützen, und rechtſchaffne Männer immer bereit ſeyn würden, ihre Vertheidigung zu übernehmen. Aber öffentlich Schaden zu thun, und es nicht hören, nicht geſagt wiſſen wollen, iſt bloß die Prärogativ der Tyranney.

Nur noch ein Wort an Sie, mein hiermit abgedankter, obgleich ſo ſehr billiger Herr Cenſor; und dann noch eines zum Schluſſe für Ihren Hrn. Gleichmann. — Sie machen Sich im Eingange Ihres Briefes mit Ihrem Phlegma nicht wenig breit; und doch findet jeder kaltblütige Leſer ſtellenweiſe in demſelben eine Menge Beweiſe, daß ein erkünſteltes Phlegma ſich verläugnet. Wenn der Antikritikus in der Appellation Sie traf; ſo war es kein Wunder, daß Sie

böſe und hämiſch wurden. Traf er Sie nicht; ſo wundre ich mich billig, wie Ihr Phlegma Sie in irgend einem Worte verlaſſen konnte. Denn iſt es Phlegma, wenn Sie ſeine Worte verdrehen; wenn Sie Beweiſe für Schmähungen, Paſquille, Schimpfreden, u. ſ. w. erklären; wenn Sie die Blätter des Antikritikus ein Journälchen nennen, u. d. g.? Aber freylich, die Züchtigung mit ſchwarzen Striemen, die Sie, Kraft Ihres neuen Cenſor-Amtes, über das arme, von ſeinem Verfaſſer entfernte Manuſcript ergehen lieſſen, und die herkuliſche Arbeit, dieſen Stall des Augias zu fegen, hatte Ihr Blut in einige Bewegung geſetzt, die ſich nicht auf einmal ganz unterdrücken ließ.

Ihrem Hrn. Gleichmann werden Sie 1) zu ſagen belieben, daß es mir eine unbeſchreibliche Freude gemacht hat, was von ſeiner werthen Perſon zu erfahren; 2) daß es der M. Wichmann eben nicht für eine Trübſal hält, den durch die klotziſchen Journale binnen Jahr und Tag ſo hochberühmt gewordenen Herrn Profeſſor Riedel zu Erfurt, als einen ſeichten Gegner des Antikritikus, aus der jenaiſchen Zeitung ken-

nen zu lernen; 3) daß außer den Schulen und Schriften der Klotzianer, Beweise und derbes Ausschimpfen für ganz verschiedne Dinge gehalten werden; daß es mir daher 4) leid thut, wenn ihm seine großen Lehrer verschwiegen haben, wie weit eine Instanz oder ein Argumentum κατ' ἀνθρωπον, und eine wirklich geschehene Vergleichung, dem Wesen nach, von einander abweichen; und daß sein theurer Lehrer nunmehr in den Stand gesetzt sey, ihm diesen Unterschied, den Er bisher selbst nicht gewußt hat, aus dem quäsionirten Beyspiele faßlich zu machen; 5) dürfen Sie ihm nur den authentischen Abdruck der Appellation, die nunmehr die andre, und zwar die ekle leipziger Censur paßiret ist, vor Augen legen, damit Er bey Gelegenheit erfahre, wie weit die Rechte eines Censors gehen können, (denn die Appellation ist von mehr als einem geschwornen Censor durchgelesen worden, ehe das Imprimatur unterschrieben ward;) und Er zugleich einsehen lerne, in wie weit sein Freund oder Patron, als erster Censor, bescheiden gewesen sey; 6) können Sie ihn versichern, daß mir sein artiger Einfall,

daß Schreiben des Antikritikus an Sie einen feuerſpeyenden Brief zu nennen, nicht übel gefallen hat, und ich mir große Hoffnung mache, er werde binnen kurzer Zeit, mit Hülfe der Klotziſchen Journale, als ein neuer Schwanzſtern an dem Ehrenhimmel witziger Köpfe figuriren. Ich habe die Ehre, zu ſeyn u. ſ. w.

der Herausgeber des Antikritikus,

C. A. Wichmann.

Memen-

Memento mori
an den
Antikritikus
von
J. G. C. Gleichmann.

Mein Herr Antikritikus!

Ich antworte Ihnen auf Ihre Fortsetzung des Briefwechsels, zwischen dem Antikritikus, und dem Hrn. Prof. Riedel, ohne mich bey Ihnen zu entschuldigen, oder um Erlaubniß zu bitten, weil Sie Ihre Antwort nicht an mich, sondern an den Hrn. Prof. Riedel gerichtet haben. Warum thaten sie dieses? Sahen sie nicht, daß die Herausgabe des Briefwechsels gleichsam eine Ausforderung von mir an sie war? — Doch, wer könte dieses sogleich errathen!

then! — konte nicht vielleicht wieder eine Chicane darunter verborgen seyn? — Oder war es nicht vielleicht gar eine feine Ablehnung des Streits von dem Hrn. Prof. Riedel, weil er sich für der Kritischen Hyäne, dem Antikritikus, fürchtete? — Dies sind Fragen, die sie im Namen ihres Principals (*) an mein Gewissen zu thun scheinen; ich will sie mit aller der Aufrichtigkeit, die mir eigen ist und ohne alle Verunglimpfung beantworten. Doch etwas Muthwillen, der aber nicht so böse gemeint ist, und den ich zuweilen nicht unterdrücken kan, werden sie meiner Jugend wohl erlauben?

Lex haec operculis data est iocosis.
ne possint, nisi pruriant, iuuare!

Und

*) Herr C. A. Wichmann nennt sich nur den Druckdirektor des Antichrists. Wir wissen auch, daß er weiter fast nichts daran gemacht hat, als den spaßhaften Vorbericht. Der Held, welcher in dem Antikritikus am meisten wütet, ist der jüngere Hr. Wichmann, Diener des göttlichen Worts zu Löbstädt und Zwätzen bey Jena. Dieser hat sogar, wie mir meine Jenaischen Freunde geschrieben haben, in dem Wirthshause zu Zwätzen nach seiner Probepredigt eine Catilinariam wider den Hrn. Prof. Riedel abperorirt.

Und so ernsthaft kan ich natürlich nicht thun, als ein anderer, der schon dreyzehn Jahre von der Feder gelebt hat. Für das erste muß ich ihnen sagen, daß ich im Grunde, an allen dem Unglück Schuld bin, das ihnen von Jena und Erfurt aus begegnet ist. Länger zu schweigen, und ihre Streiche auf andere fallen zu sehen, die sie nicht verdienen, wäre unbillig, und meiner Begierde, eins mit ihnen zu wagen, gar nicht angemessen. Wissen sie demnach, daß ich (ärgern sie sich nicht wieder;) ich selbst, J. G. E. Gleichmann ihr Recensent in der Jenaischen Zeitung bin? — „Warum „ (schreyen sie) so naseweiß, junger Herr, „ promoviren sie erst *in Magistrum*, dann „ kommen sie wieder „! — Nicht so hitzig, mein alter Hr. Magister, lassen sie mich nur ausreden; dann zanken sie! Gaben sie nicht durch das Amt, daß sie annahmen, Beurtheiler aller Journale zu seyn, allen, die nur schreiben können, und also auch mir, das Recht, dasjenige an ihrer Schrift zu tadeln, was zu tadeln war?(*) Sie waren selbst

*) Der Antikritikus braust und wütet wider die Journalisten; ihm ist, so Gott will, alles erlaubt,

Schuld, wenn man ihnen nicht sobegegnete, wie sie wohl wünschten. Bosheit, hämische Verläumdung nennten sie das, was doch nichts anders war, als eine Vergeltung desjenigen Betrugs, womit sie unsere Erwartung, bey ihrem Antikritikus, hintergiengen. Wollen sie es ihren Lesern verdenken, wenn einige hervortreten, in Ermangelung eines kritischen Tribunals, für welchem man sie belangen könte, im Namen aller, Rache an ihnen auszuüben? (*) Sie können glauben,

laubt. So bald aber ein anderer ihm gleiches mit gleichem vergilt, denn schreyt er über Verfolgung, Bosheit, und wer weis was. Eine läppische Aufführung und fast die Aufführung eines Jungens, der erst seine Mitschüler schimpft und dann, wenn sie wieder schimpfen, es dem Rektor klagt! — Haben sie nicht in Leipzig gewinselt wie ein Kranich, und geschrieen, wie ein Uhu, als der fünfte Band der deutschen Bibliothek heraus kam, worinne sie mit ihrem Großvater Don Quichotte verglichen waren? haben sie nicht verlangt, daß das Stück konfiscirt würde? — Freylich thut es wehe. Aber warum versündigten sie sich auch, daß sie die Ruthe bekommen mußten!

*) Je mehr Hochmuth ein Mensch verräth, desto härter müssen seine Fehler gerüget werden. Ein bloßer Autor kann auf seine Autorschaft stolz seyn; der Kunstrichter, der ihn tadelt, ist es gewiß

ben, uns jungen Leuten war daran gelegen, zu wiſſen, auf welche Seite der Sieg in dieſem critiſchen Kriege fallen würde. In der That, da wir von dem Antikritikus hörten, wurden wir einigermaſſen in Verlegenheit geſetzt; wie, dachten wir, eine Kritik über Journale zu ſchreiben, die ſchon längſt von dem ganzen Publikum, als die Richtſchnur des guten Geſchmacks, und der feinſten Beurtheilung, wichtiger, und minder wichtiger Werke der Litteratur angenommen waren, und die wir mit unerſättlicher Begierde verſchlangen, iſt dieſes wohl ein Unternehmen, woran man nicht verzweifeln müßte?

gewiſſermaſſen noch mehr und der Antikritikus, der noch über beyde ein höheres Tribunal errichten will, am allermeiſten. — Herab alſo, Herr Wichmann, von einem Throne, auf den ſie nicht gehören und den ſie mit ihrer Wenigkeit niemals zieren werden! Ueberſetzen ſie lieber dafür den S. haftesbury; aber nur beſſer, als die Probe, womit ſie uns beſchenkt haben, und, vor allen Dingen, ohne dergleichen einfältigen Deductionen, mit welchen uns der Anfang zu bedroben ſcheint. — Ludewigs Wörterbuch und C. A. Cruſii philoſophiſche Bücher ſind gute Schriften für einen Menſchen, der weder die Sprache verſteht, aus welcher, noch die Sachen, die er überſetzt.

müßte? Dies muß von einem Manne unternommen werden, der noch tiefer in den Geheimnissen der schönen Litteratur eingeweihet ist, als jene Männer, (und wie schien das möglich!) welche uns lehrten, Werke die uns schon schön waren, mit mehrerer Gewißheit für schön zu erkennen, die unsern Geschmack befestigten, und ihm den Weg zeigten, richtig und mit Feinheit zu urtheilen. Ein Mann muß es seyn, welcher von aller Verbindung mit Schriftstellern, (und wie war das zu vermuthen!) entfernt, an einem Orte lebt, von welchem er das ganze Gebiet der Litteratur übersehen, jeden Schriftsteller, den jene über Verdienst erhoben, wieder auf seine gehörige Stufe erniedrigen, und jeden vom dessen Werken sie nicht nach ihrem Werth geurtheilet hätten, wieder erheben kann? — So dachte ich

et eras mihi magnus Apollo!

Doch, kaum kamen ihre ersten Bogen zur Welt, Himmel! wie ärgerte ich mich, mich so betrogen zu sehen. (*) Was, dachte ich, diese

*) Seit dem grossen Philippi ist wohl nie ein Schriftsteller mit so wenigen Talenten und mit so

dieſe zum elenden Troſt einiger Anhänger einer gewiſſen Schule, die mit Rechte in eben dieſen Journalen waren gepeitſchet worden, zuſammengeraften Beweiſe, daß ſie es mit ihren Schriften eben ſo böſe nicht gemeint hätten; dieſe perſönlichen Anfälle auf Männer von feſtgeſetzten Verdienſten, dieſe machen alſo das ganze Verdienſt des Antikritikus aus? — Mein Entſchluß entſprach meinem

ſo vieler Treuſtigkeit aufgetreten, als der Antikritikus. Die einzige Critik über den Houbigant nehme ich aus, das andere alles iſt elendes, fades Gewäſch, voll von einem gewiſſen anticritiſchen Parenthyſus, aus welchem man ſieht, daß Caſtor Wichmann und Pollux Wichmann glauben, ſie ſpielten eine groſſe Rolle. Einige elende Scribenten mögen ihnen immer zujauchzen; das iſt es eben alles. Wir andern begnügen uns, über ſie recht herzlich zu lachen. — Freilich werden die Antikritici, und der jüngere Wichmann ſoll ſchon in Jena und den umliegenden Gegenden ſehr viele Proſelyten gemacht haben. Das thut aber nichts zur Sache; denn, welches man im Vertrauen ſagen will, dieſe Proſelyten ſind lauter preßhafte und nothleidende Scribenten, wie ich ſie anderswo genennt habe. Sie mögen alſo ſeufzen, wenn andre lachen: ich wünſchte, daß ich Verdienſte genug hätte, um immer auf der Seite der Lacher zu ſeyn.

nem durch ihren Betrug erweckten Zorn; weg! — sagte ich

odi profanum vulgus & arceo! —.

und gleich setzte ich mich, wie ein plumper Jenenser, unter der Recension ihres Buchs, ihnen wegen der angethanen Beleidigung, ein *Pereat*! zu rufen, wie einer ihrer Collegen Herrn Klotz gethan hat, um ihre Galle aufzubringen, damit sie uns für das Aergerniß, daß sie uns gegeben hatten, auch wieder eine Freude machen sollten. Was kan ich dafür, daß sie es gerade zu auf einen andern schoben, der sich dazumal nicht um sie bekümmerte? (*) Glauben sie, hätten sie sich nur blos an ihren Recensenten in der Jenaischen Zeitung und nicht an den Hrn. Prof. Riedel gemacht, ich würde mich ihnen zu erkennen gegeben, und ein paar Gänge, nach plumpen Jenaischen Gebrauch, mit

*) Wenigstens hatte dieser den Antikritikus noch nicht gelesen, als ich ihm die Recension brachte; und er ließ sie dann erst zum Druck befördern, nachdem ihn andere, denen er mehr trauete, als mir, von der elenden Beschaffenheit des Antikritikus versichert hatten.

mit ihnen gethan haben, und nun wären wir wieder gute Freunde. Sehen sie also, sie sind selbst Schuld daran, daß die Sache so weit gekommen ist! Ich ließ ihnen zwar die Freude, so wie man einem für seinem Ende noch manches erlaubt, auf den vermeinten Recensenten los zu gehen, da ich aber merkte, daß ihre Galle übergetreten war, wagte ich mich öffentlich hervor, und gab den Briefwechsel des Antikritikus mit dem Hrn. Prof. Riedel heraus, und doch gehen sie mich noch nicht an? *).

Kaum hatte ich die Fortsetzung desselben gelesen, als ich beschloß, (denn noch immer war ich zum Spaß zornig auf sie,) noch eine Lanze mit ihnen zu brechen, vielleicht daß ihre Galle, ihr Geblüt, in welchem noch einige Enthaltsamkeit fliessen konte, vollends verdicken möchte!

*) Wenn ich von den Verfassern des Antikritikus rede, so schliesse ich immer denjenigen aus, welcher die vernünftige Kritik, den Houbigant betreffend, eingerückt hat, und nächst diesem den gelehrten Herrn Prof. Vogel zu Erfurt, der die Mühe über sich genommen hat, das Register zu den Stücken des Antichrists zu verfertigen.

Dies ist meine Absicht bey gegenwärtigen Bogen, und ich habe ihnen zugleich auf alles geantwortet, was sie von dem Hrn. Prof. Riedel, als ihrem vermeintlichen Recenseuten in der Jenaischen Zeitung, geweissagt haben und noch weissagen werden. Dieser hat mehr zu thun, als daß er sich mit ihnen herumzanken könte. Aber wir beyde, sie mein Herr Christian August Wichmann, und ich, wir sind eher für einander gemacht und es schickt sich gerade für uns, die Welt auf unsere Unkosten zu belustigen. Nun wäre noch zu untersuchen, ob der Hr. Prof. Riedel sich aus Furcht mit ihnen weiter nicht einlassen wollte? dieses werde ich am Ende sub Rubr. de appellat. Antichr. ad publ. beantworten. Dies ist die Vorrede. Sie haben also nichts mehr zu erinnern Hr. Antichrist? — Gut, ich auch nicht, nun zur Sache! — (*)

Sie

*) Sie werden es nicht übel nehmen, wenn ich im Texte ihren lebhaftseynsollenden Ton zuweilen, doch nur zuweilen, nachmache. In den Noten rede ich meine eigene Sprache. — Bey dieser Gelegenheit soll ich ihnen die Känntnis der deutschen Sprache auf Verlangen einiger guten Freunde anpreisen.

Sie beſchuldigten den Hrn. Prof. Riedel S. 20. „daß er nicht zufrieden mit ſeinem Witze und problematiſcher Gelehrſamkeit, ſie noch mit der ſchweren Hand des weltlichen Arms, zu unterdrücken ſuche.„ Und das mit Recht! Nicht Witz, nicht Gelehrſamkeit iſt nöthig, um der Welt zu zeigen, was ſie ſind; noch viel weniger hilft dieſes, ſie zu bewegen, ihre antikritiſchen Segel zu ſtreichen, da ſie glauben, ſie führten die Sache des Publikums. O wüßten ſie, wie wenig dieſes auf ihrer Seite wäre! (*)

*) Ich wenigſtens habe Gelegenheit gehabt, Briefe von ſolchen Männern zu leſen, vor denen ſie eine Magiſterverbeugung machen würden, faſt ſo tief als vor ihren Verlegern, wenn ich die Erlaubniß hätte, ſie zu nennen. Alle mit Einem Munde erklären die Ausführung ihres Unternehmens für höchſt einfältig und lächerlich. Einer unter ihnen ſchreibt folgendermaſſen: „Noch habe ich, dem Himmel ſey Dank, „den Antikritikus nicht geſehen und ich ſehne „mich eben ſo wenig darnach, weil mir alle „vernünftige Menſchen ſagen, daß es ein elendes abgeſchmacktes Gewäſche ſey. Es iſt der „Kunſtgrif aller ſchlechter Schriftſteller zu ſchimpfen, wenn ſie nicht weiter können; aber ihre „Schmähungen ſind die gröſten Lobſprüche. „Wickmann und ſeine Geſellen ꝛc.„ — Die folgende Stelle iſt ſo hart, daß ich ſie nicht abſchreiben mag.

Hier wenigſtens bey uns, iſt faſt jedermann, vom Actuarius, bis zum Buchdruckergeſellen, bereit, mit gewafneter Hand ſie aus ganz Thüringen, als den Verderber des aufs blühenden Geſchmacks, zu jagen, und an der Gränze der Göttin des guten Geſchmacks ihren Antikritikus zum Opfer zu verbrennen — doch ich verirre mich von meinem Zwecke. Sie beſchweren ſich alſo im Ernſte, daß der Hr. Prof. Riedel „die ſchwere „Hand des weltlichen Arms zur Hülfe an„genommen?„ Warum ſind ſie auch ſo halsſtarrig! „Der Herr Prof. Riedel, führt „die Sache des Publikums wider ſie, er „mußte alſo alles anwenden, wenigſtens „hier in Erfurt, ihnen das Handwerk zu „legen,“ — ſo würde ohngefähr jemand urtheilen, und ſo urtheilen viele, denen die Umſtände nicht genau bekannt iſt. Der Hr. Prof. Riedel würde ſichs nie haben einfallen laſſen, fremde Hülfe zu ſuchen, wenn die Frage zu entſcheiden wäre, ob ſie dem Werke auch gewachſen wären, das ſie übernommen. (*) Es war hier nur die Frage:

kür-

*) Ueberhaupt muß ich ihnen mein trauter Wichmann ins Ohr ſagen, daß der Hr. Prof. Riedel

dürfen öffentliche Injurien wider die Professores einer Universität, und wider Mitglieder einer Academie auf eben der Universität, an eben dem Orte, ohne Censur gedruckt werden? — Sie waren verwegen genug, es zu verlangen, und zu kurzsichtig es einzusehen, daß es nicht geschehen würde, ohne daß sie vorher censirt wären. Würde nicht die verünftigere Welt es dem Hrn. Prof. Riedel verdacht haben, ja würde sie ihn nicht einigermassen für den gehalten haben, der ihre Injurien verdient hätte, wenn er solche Animositäten wider sich, und wider Männer, die mit der Universität in Verbindung stehen, geduldet hätte? (*) Würde

del über ihre Angriffe von ganzem Herzen lacht und daß ich ihn nie so vergnügt gesehen habe, als da ich ihm ihre beiden Auseritte brachte.

*) Und wenn Sie auch von Freundschaftsstreichen gegen die Herrn Klos und Dusch reden wollen; ist es denn eine Schande, ein Freund dieser Männer zu seyn, gegen welche Sie, mein Herr Wichmann, ein unendlich kleiner Bruch sind? Oder ist es unbillig, wenn ein Freund den andern vertheidigt? Ich denke, sie und alle Menschen verfahren auf eben diese Weise. Wenn sie übrigens Herrn Dusch es vorwerfen, daß er Rektor ist, so haben sie gewiß nicht d a ran

man nicht die übelsten Begriffe von der Policey einer Stadt, und Universität bekommen haben, wenn man Injurien öffentlich drucken liesse? Der Herr Prof. Riedel ist genug entschuldiget; es betraf nicht die Frage: ist der Antikritikus gut; dies ist eigentlich das Werk des Kunstrichters; sondern es betraf vielmehr die Frage: Ist es zu dulden, daß man solche Pasquille drucken läßt, da man sie unterdrücken kann? — Dies war ein Werk der Obrigkeit! —

Sie berufen sich immer auf die alten Rechte der Erfurtischen Buchdrucker; ich läugne nicht, daß sie durch eine Anmassung von jeher die Immunität gehabt haben, auswärtige Schriften ohne Censur drucken zu können. Aber vielleicht ist noch kein solcher Fall, wie der itzige vorhanden gewesen, daß man sie hätte einschränken müssen. Doch hiervon ein

ran gedacht, daß ein Uebersetzer seit dreyzehn Jahren ums Tagelohn und ein Pastor in Zwätzen noch weit weniger sind, als der Professor und Rektor eines königlichen Pädagogii, und daß die Nachwelt den Namen Wichmann nur etwa aus einer Dunciade, Duschen aber aus seinen vortrefflichen Werken als einen Dichter vom ersten Range kennen und lesen wird. Brauchen sie doch Respekt.

ein mehreres, bey dem Vorberichte zu der Appellation des Antikritikus an das Publikum.

Nun mein Herr Antikritikus, also hat das Schreiben des Hrn. Prof. Riedels ihren aufrichtigen Beyfall, weil es das beste, das anständigste, das edelste, und gründlichste ist, das bisher wider sie geschrieben worden? — Es ist bekannt, daß sie die Wahrheit lieben; wie kommt es aber, daß sie in ihrer Antwort ihrem einmal angenommenen Charakter so widersprechen? Verdient ein so anständiger, edler, und gründlicher Brief, eine dem Anstande eines Leipziger Magisters so widersprechende und seichte Antwort? — Ist dieses die Achtung, die sie ihm einmal schuldig zu seyn versprachen? — Gestehen sie es nur, sie bleiben doch der alte Antikritikus, und wenn sie auch, statt der Larve eines ungezognen Satyrs, die gefällige Maske eines „Wahrheit liebenden Kunst„richters„ annehmen wollen; eben der Antikritikus, mit dem aufgerißnen Maul, in der Appellation, als mit dem ruhigen Gesichte, das sie in der Forsetzung des Briefwechsels zeigen, und mit welchem sie ihre

Neuig-

Neuigkeiten ausbreiten. Izt behaure ich sie würklich! Im Ernste, glauben sie denn alles, was ihnen, nicht die Fama, sondern ihr Buchdrucker berichtet! O! setzen sie immer auf das künftige Stück ihres Antikritikus, statt des vorigen Motto; „trau, „schau, wem?„ So wie sie es dem Hrn. Geheimden Rath Klotz zurufen! Eben ihr Buchdrucker, ihr vertrautester Freund in Erfurt, war es, der ihren Nahmen mit Gewißheit angab, da man vorher nur auf sie gerathen hatte. Und die guten Freunde, denen der Herr Geh. Rath Klotz gesagt und geschrieben, „daß es dem Hrn. Prof. Riedel „ nur ein Wort koste; so könte er dem Antikritikus die unerträglichste Censur auf „ den Hals wälzen, und allenfalls gar ein „ Verbot wider den Druck in Erfurt auswürken,„ können diese ihnen nicht einen Nebel für die Augen gemacht haben, um unter der Larve der Freundschaft sie zu verrathen? Und wegen des Manuscripts kan ich sie versichern, daß es von dem Pulte herunter noch naß in die Druckerey gekommen ist, wie hat es also der gute Freund sehen können, zumal da es nicht einmal von dem

Hrn.

Hrn. Geh. Rath Klotz herrührt? — Bald werden sie noch eine lustige Geschichte von ihrem Buchdrucker zu Gesichte bekommen, worüber sie die Zähne zusammen beissen, und mit beklemmter Brust ausrufen werden: wo ist die alte deutsche Redlichkeit? — O Armer Herr Wichmann, ich beklage sie! Ihr Buchdrucker verräth sie, ihre vermeintlichen Freunde hintergehen sie! Fliehen sie in eine Wüste, und rufen sie stummen Felsen zu: trau, schau, wem! — (*)

Itzt fragen sie „warum mein lieber „ Herr Prof. warum kommt eben die Censur an sie? „ Nicht darum weil es in Erfurt an geschickten und wahrheitsliebenden Männern fehlt; sondern weil eben diese Män-

*) Bei dieser Gelegenheit ist es nicht undienlich anzumerken, daß der Buchdrucker Straube mit Unterschrift seines Namens einige Punkte, die er an Wichmannen geschrieben hat, für Lügen erklärt hat, die er dem Magister weis gemacht hätte, um sich nur nicht mit ihm zu erzürnen. Hierher gehören die Auflagen, als wenn Herr Prof. Riedel über die inhonnette Art des Antikritikus geklagt und zugleich versichert hätte, er sähe es gern, wenn einer oder der andere etwas auf die Mütze bekäme und andere Lügen mehr.

Männer theils sich nicht getrauten die Cen-
sur zu übernehmen, ohne in die Nothwen-
digkeit versetzt zu werden, die ganze Appel-
lation durchzustreichen, welches der Herr
Prof. Riedel nicht einmal gethan hat, als
welcher die Appellation nur von Injurien,
auf sich selbst und andre Männer, die mit
der Erfurtischen Universität in Verbindung
stehen gereiniget hat; theils weil eben der
Hr. Prof. Riedel, als derjenige, der der Sa-
che am besten kundig wäre, den Auftrag
von dem Minister bekam, die Censur zu
übernehmen. Und überhaupt, wer hätte
die Censur übernehmen sollen, von dem sie
eine völlige Unpartheylichkeit hätten fodern
können? War nicht jedem der Befehl der
Obrigkeit ein Gesetz? — Und wer sollte
sich vollends freywillig zu einer Arbeit anbie-
ten, die mehr als einen „herkulischen
Muth „erfodert, ein Cloac von Sottisen
zu fegen? Es müßte denn seyn, daß der
Geist des Antikritikus in ihn gefahren wäre!
Bewundern sie die Ueberwindung des Hrn.
Prof. Riedel, daß er sich so herabgelassen
hat. Sie wissen ja schon, daß der Hr. Prof.
Riedel nicht Parthey ist, sondern daß sie

ihn

ihn aus Kurzsichtigkeit in den Streit gezogen haben; er konnte also die Censur allerdings übernehmen. Q. E. D. (*)

Itzt verlangen sie zu wissen was das Publikum würde gesagt haben, wenn der Herr Prof. Riedel zu ihrer Reclamation der Appellation und zu der von ihnen für ungültig erklärten Censur derselben würde geschwiegen haben? Hier ist das Urtheil des Publikums, unterschreiben sie es, sie gehören ihrem Geständnisse nach auch dazu!

„Der Antikritikus wird brummen wie „eine Wespe, der man das Nest zerstört „hat, der Herr Prof. Riedel wird sie ruhig „für seinen Ohren herum fliegen sehen, „bis ein Platzregen kommt, der sie zu Bo-

„den

*) Eine Anekdote, die mir hier einfällt, ist zu merkwürdig, als daß ich sie nicht anführen sollte. Ich kam vor einiger Zeit zu einem bekannten Gelehrten und sah in seiner Bibliothek ein Bändgen, auf dessen Rückseite mit lesserlichen Schriften geschrieben stand: Abtritt, auf welchem die elenden Scribenten ihre Nothdurft verrichten. Ich schlug das Ding auf und fand — Antikritikus, erstes Stück. So sehr, mein armer Wichmann, spotten die gottlosen Weltkinder über sie und ihre Gesellen!

„ den ſchlägt, von welchem ſie ihre von Koth
„ verdorbenen Flügel nicht wieder erheben
„ wird! —

Es macht ihnen aber, (damit ich ſie nur ein wenig wieder beſänftige) in der That viel Ehre, daß ſie „auf ihren Witz feyer„ lich Verzicht gethan haben„; denn freylich, es iſt ſo eine Sache, um den Witz. (*) Lieber ſagen ſie es heraus, wie ſie es meinen, und eben deswegen, da ſie izt ſo offenherzig reden, daß „ſie auch von jüngern, „ als ſie ſind, gern nützliche Lehren annehmen„ unterſtehe ich mich auch, ihnen, und ihren Brüdern, dieſe nützliche Lehre zu predigen: daß es beſſer ſey, keinen Anſpruch auf Witz zu machen, wie ſie, wenn man keinen hat.

Bis hieher alſo ſind ſie witzig geweſen? Dank ſey es dem Herrn Prof. Riedel, daß er „auf ſeinen Witz Verzicht gethan hat„ damit es Herr Wichmann auch thun konte.

Aber

*) Man ſtelle ſich nur einmal einen witzigen Meiſter der freyen Künſte vor — ſo ſagt, dünkt mir, Liſcow an irgend einem Orte; wenn er lebte, würde er im Antikritikus viele Nahrung für ſich finden.

Aber nun werden sie gar philosophisch! — Wie wird mir es ergehen. — Kaum daß ich aufgehört über ihren Witz zu gähnen, als ich über ihre Antikritische Philosophie, die alle Nerven schlaff macht, einschlafen muß! — Seyn sie immer witzig, bald werde ich über die Grimassen lachen, die sie machen, wenn sie die Mäuse von ihren Manuscripten verscheuchen. Schlagen sie zu! zum kräftigen Trost aller Würzkrämer! Schon wieder eine andere Scene! Izt stehen sie für ihrem Antikritikus, den sie eben aus den Zähnen der Ratten gerissen haben, wie groß sind sie auf einmal! Izt sind sie der fürchterliche Mann, mit Blechhandschuhen — „das Schrecken aller Despoten „in der Litteratur!„ — Thun sie einmal ihren Spiegel weg, und sie sind — Herr M. C. N. Wichmann! — Nun sehen sie wieder hinein, ich will sie gar nicht in ihrem Vergnügen stören; nur hüten sie sich, daß sie nicht ein muthwilliger Satyr überrasche, der sie in dieser ritterlichen Stellung kopire, um sie zum Titul-Kupfer für einen deutschen Hudibras zu setzen! Fein trotzig Herr Wichmann! Nicht so gelehrt,

ſonſt wären ſie lächerlicher als der junge Gelehrte; ums Himmels Willen nur nicht witzig, ſonſt könnten ſie für den Kaps in Leßings Schatze angeſehen werden! — Noch ein wenig die Perouque ins Geſichte! — Izt ſind ſie der wahrhafte Antikritikus, von dem ſo lange prophezeyt worden! Nein würklich, mein lieber Herr Wichmann, ohnmöglich kan es ihnen jemand nachthun: ſie, nur ſie ſind der Mann mit allerley Gaben, zum Glimpf und Ernſte, zu Schutz und zu Trutz, ausgerüſtet, der uns ſolche Werke liefern kan, voll von ſchönen Raritäten, mit denen ehrliche Leute nicht umgehen können: aber im Vertrauen geſazt, weiter können ſie auch nichts leiſten; doch was geht mich das an?

non omnia poſſumus omnes!

Inzwiſchen lobe ich mir ihr gutes Herz, „ſie ſehen überall auf die Wahrheit, und „ wenn ſie auch auf Koſten des Antikritikus erkauft würde. So unintereßirt haben ſie mir niemals geſchienen! Warum ſagten ſie es auch nicht gleich Anfangs? in dieſem

sem Falle würde ich sie sehr gelobet haben; nun sagen sie es umsonst. Bedenken sie, drey Bogen vergeblich zu schreiben, ist zu viel, um nicht mehr zu schreiben. Doch warten sie, bey der ersten Gelegenheit werde ich sie dem Publikum anpreissen, verlassen sie sich darauf! Nur pochen dürfen sie nicht auf ihr gutes Herz, fein demüthig müssen sie sich anstellen, wie es Clienten geziemt; zumal da sie sich als Proselyte bey der philosophischen Bibliothek des Hrn. Prof. Nicolais gemeldet haben! Nun also fein säuberlich, mein Herr M. Wichmann! Da sie aus obigem wissen, daß ich ihr Recensent in der Jenaischen Zeitung bin, so erlauben sie mir, noch dasjenige hinzuzusetzen, zur Nachricht für das Publikum, was mir von ihnen seit der Zeit weiter bekannt worden.

Sie wissen in was für „preßhaften Umständen„ sie sich schon dazumal befanden, als jener Artikel heraus kam; ich hatte Mitleiden mit ihnen, als mit einem Menschen, aus dem noch etwas werden kan, und schikte ihnen, nach dem Recepte ih-

res treufleißigen Mitbruders des S. T. Herrn Heers, (*) wohlverordneten Rektors an der Stadt-Schule zu Sulza „eine „ Prise Tunko „ um ihr Gehirn von der Verstopfung zu befreyen, mit der sie, seit ihrer letzten Uebersetzung, waren befallen worden; allein aller angewandten Mittel ohnerachtet, höre ich daß dieses Uebel ihr Gehirn angegangen und sie so verwirrt schon wären, daß sie nicht nur wie „Gänse schnatterten,„ sondern auch wie Silens Esel schrien, um so ihre Widersacher zu schrecken, wie er die Giganten, und daß keine Hülfe mehr übrig sey, als daß sie sich trepaniren lieſſen, wozu ich ihnen Glück wünsche, daß es ihnen wohl bekomme!„ Verdanken sie es dem Hrn. Prof. Riedel,

(*) Herr Wichmann iunior hat itzt die beste Gelegenheit wider den Hr. Prof. Riedel eine Cabale zu schmieden, welche diesen sehr erbauen wird. Er lebt in einer Gegend, wo alle schlechte Scribenten, wider Hrn. Riedel aufgebracht sind, der zuweilen ihre Scham entblösset hat. Hr. Heer in Sulze, Hr. Welz in Naumburg, H. Hörschelmann in — Gott weiß wo? Und vielleicht auch verschiedene in Jena werden gern mit dem Antikritikus gemeinschaftliche Sache machen und sich gemeinschaftlich mit ihm beschimpfen.

„ Riedel, daß er sich so sehr erniedrigte, „den Schaum, der von ihrem jährenden Ge„ hirn, in ihre Schrift übergeflossen war, „ abzuschöpfen. Beklagen sie sich nicht, daß „die Masse zugleich mit angegriffen worden„ wer kan wol bey einer solchen Arbeit so behutsam zu Werke gehen, daß nicht etwas von der „Masse mit weggeschöpft werden sollte. — Billig genug noch (um in der Allegorie fortzufahren) daß nicht das ganze *caput mortuum* ihres gesunden Verstandes weg geschüttet worden! Das wäre aber wohl zu toll von einem Censor, „der nicht einmal die Rechte seines Amtes „ kannte.„ Aber, warum schicken sie solches Sumpfwasser in die Druckereyen? — „Das geht ihnen „nichts an, junger Herr; es war für das Publikum bestimmt!„ Vielleicht zu einem Brechmittel? — Schon habe ich seine Würkungen empfunden! — Ey! Ey! Hr. Antikritikus! Sie nehmen doch Lehren an? — Sie haben sie ja von mir verlangt! „Seit wenn sind sie denn so eckel „ worden, von jüngern, als sie sind, Er„ innerungen anzunehmen? Zwar ordentlicher „ Weise habe ich immer gedacht, ältere

„ Leute gäben ſolche den jüngern; und
„ ſo hat es einen ganz natürlichen Anſtand.
„ Aber wie ſieht es denn aus, wenn die
„ Aeltern der Geck ſticht, daß ſie ſelbige
„ nicht annehmen wollen? — kan man es
„ ihnen aber wohl verdenken, wenn ſie es
„ übel nehmen, daß ein Jüngling über
„ die kindiſchen Grimaſſen, eines Greiſſes
„ lacht, und den Kopf ſchüttelt? — Doch, es
iſt nur ein Paroxismus bey ihnen, der bald
vorüber geht, ſchon beſinnen ſie ſich wie-
der ein wenig; aber hüten ſie ſich, gemei-
niglich kommt er ſtärker! Izt reden ſie
in einem Tone, in welchem ich ſie beſtän-
dig hören möchte. „ Das Urtheil alſo, das
„ der Herr Profeſſor von ihrem Antikritikus
„ gefällt hat iſt ihnen das angenehmſte.„
Wohl ihnen, ſie ſind noch nicht ganz ver-
dorben! — Nur die verzweifelten Bedenk-
lichkeiten wegen der Recenſion: wiſſen ſie
denn nicht, daß ich ihr Recenſente bin?
beſinnen ſie ſich doch! An mir rächen ſie
ſich, ich habe bisher, „ die Rolle unter
„ dem Wuſch geſpielt,„ die ihnen ſo man-
chen Seufzer, und antikritiſchen Fluch ab-
genöthiget hat; izt ſpiele ich ſie öffentlich.

Glück-

Glücklich bin ich wenigstens hierinnen „dem „ Herrn Wieland gleich zu seyn„; und noch glücklicher bin ich, da ich die Sirsacke gegeben habe, daß sie die Welt haben überzeugen können, „sie thun recht, und „ scheuen niemand; ja daß sie sich lästern, „ schmähen, pasquillisiren liessen, ohne vom „ Flecke zu gehen, gerade (si parva licet com„ ponere magnis,) wie ein stetiges Pferd„! Mit einer solchen Gelassenheit wenden sie sich nun zu dem Herrn Prof. Riedel, um mit ihm, über seine Gedanken von einem antikritischen Tribunal zu sprechen. Zuerst setzen sie den Begriff von einem Antikritikus feste.

„ Herr Nicolai, wenn er wider den Hrn. „ Geh. Rath Klotzen, dieser, wenn er wi„ der Nicolain, und beyde wenn sie wi„ der Ziegran, (*) und der einfältige Zie„ gra, wenn er wider beyde schreibt,

(*) Zu wissen seo hiemit, daß künftig der Antikritikus auch mit Kupfern ausgeziert werden soll. Vor dem künftigen Stücke prangt Herr Christian Ziegra, Canonikus minor zu Hamburg und Schreiber der schwarzen Zeitung. Seine Mine und Parucke sollen, wie man mir versichert hat, beide sehr naiv seyn. In dem Winkel des Kupfers stehet das apokalyptische Thier, und liebäugelt mit seinem lieben Cristian.

„ sind keine Antikritiker, E. sind sie es, da sie wider alle schreiben. Bündig, sehr bündig! — Sie sind also der Mann, „ der „ das unterdrückte Verdienst gemißhandelter „ Schriftsteller in Schutz nimmt, und den „ eitlen Rauch des geschwätzigen Kunst„ richter Lobes, welches an elende oder mit„ telmäßige Köpfe verschwendet wurde, zer„ streut.„ Ey sie sind ja ein vortreflicher Mann! Ein rechter Buchführer Freund; — Wie wird es ihnen die Nachwelt verdanken, wenn sie so vieler verdienstvoller Männer Schriften aus dem Rachen des Unterganges, mit Herkulischen Armen reissen. Wenn alle Journalisten werden vergessen seyn, dann werden sie erst anfangen zu glänzen, wie ein neblichter Stern! — Ja, ja sie sind der, auf den Jung, und Alt, alle die keine Jonrnale leiden konten, „ hoften. „Sie verbinden mit dem nöthi„ gen Talente des Geistes noch gute Ei„ genschaften der Seele; sie gehören zu „ keiner Sekte; (also ist das Gerücht falsch, „ daß sie ein ** aner sind? (sie sind un„ partheyisch, sie sind durch stuffenweise „ Ablegung der Vorurtheile zu der Er-

känt-

„ kantniß der Wahrheit gelangt, wie Herr
„ Kästner in einer seiner Vorreden vor-
„ treflich ausgeführt hat. Zwar sind sie
„ vor einige Autoren eingenommen, weil
„ sie ihre Befriedigung bey der Lektür ih-
„ rer Schriften, im Grossen, und im Klei-
„ nen fanden; so liebten sie Wüstemannen,
„ dessen Fall ihnen so nahe geht, daß sie
„ sogar Antikritikus werden.„ Dieses alles aber schadet nichts, sie sind doch der ehrliche, der brave, der unpartheyische Wichmann, der die völlige Anlage hat, hier in der Zeit lächerlich, um dort bey der Nachwelt vergessen zu werden! Schon, glaube ich, träumen sie von dem Glanze, den ich ihnen versprach? — Wie, oder wüthen sie, daß ich ihnen denselben wieder entzog? — Was für ein Feuer beseelt ihren Körper, der lange her unthätig war, mit der Kühnheit eines Brutus „den tyrannischen Zep-
„ ter dem Herrn Klotzen aus den Händen
„ zu reissen, um ihn auf dem Altare der
„ Freyheit zu verbrennen? — Rasen sie? — Nein! Patriotismus! — Patriotismus! — meine Herrn! — verbergen sie sich! Schon zeigt der Löwe die Klauen! Wehe dem, den

er

er ergreift! — Dann — „ilicet - acta est fabula!„ Herbey ihr Deutſchen! Elende Schriftſteller, und Ueberſetzer! Die ihr ſo lange ſchon unter dem Joche und den Schlägen der Journale geſeufzet habt, tretet herzu! Seht euren „Paoli den Verfechter eurer Freyheit! Höret ihm zu, und bückt euch zur Erde! (*) Noch nie habe ich, meine Brüder, Anſpruch auf den Ruhm eines

(*) Eben izt, erhalte ich das erſte Stück des zweyten Bandes der Commentariorum de libris minoribus, und zugleich einen Brandbrief, dergleichen ich noch nie geleſen. Sagen ſie mir doch, wo ſie und ihr lieber Bruder das artige Latein gelernet haben? Seit dem die Epiſtolae obſcurorum virorum (dieſes waren auch Antikritiker und Leute, ohngefehr, wie ſie beyde, in allem Betracht) erſchienen ſind, iſt ihnen in dieſem lateiniſchen Stile niemand gleich kommen. Sie erlauben mir doch etwas von dem Antrage, den ſie den Bremiſchen Spötern gethan haben, zu wiederholen? — Nos ſumus collegæ, quia vos etiam ſcribitis vnum diarium eruditum, aut, vt Latini loquuntur vnum Iournalum: ergo nos collegialiter quoque vinamus inter nos et habeamus pacem et faciamus vnum tractatum amicitiæ. — Nos volumus cum vobis facere compagniam, et vos debetis Latine homines irridere, quia nos non ſumus exercitati in Latino: quia illa lingva valde gravis eſt, et nos didicimus vnum compendium Germanicum Metaphyſices. Nos igitur

eines Schriftſtellers machen können, „noch „ auf den Ruhm eines guten Ueberſetzers „ machen wollen, noch nie habe ich unter „ der Geiſſel der Kritik, ehe ich auftrat, „ geweinet. Zu lange nur habe ich in meinem Kämmerlein bey überhäuften Geſchäf-

Igitur non ſumus filiſtæ nos ſumus Metaphyſici. Nos volumus vero vobis vnum et ſecundum in aurem dicere. Omnes Wolfianos debetis pedibus conculcare et naſum debetis contrahere ſuper Leibnitium et Wolfium. Cruſianos autem debetis cum ſummo reſpectu adducere, quia nos ſumus Cruſiani et debetis dicere, Wolfianos non dignos eſſe, vt ſuæ Magnificentiæ, Domino Doctori Cruſio coria calcei ſoluant. Porro hoſtem habemus in *Klotzio*, qui eſt Halæ, et nos tractat vt pauperes diabolos et nos irridet ſine fine. Hunc volumus intra facere Latine et Germanice, vt nos ſinat in pace. Et quia ille habet centum verba, priusquam nos habeamus vnum, nos debemus nos apprehendere. Nam non eſt iocandum cum illo, ne ex nobis faciat ſpectaculum. Eſt etiam in Erfordia *Riedelius*, qui nos vocauit anſeres, cum tamen ſimus homines et ego ſim magiſter, et frater meus ſit Paſtor. Paſtores vero et Magiſtri non ſunt anſeres. Ergo ille debet exedere quod intricauit, et vos debetis prius, quam nos contra illum ire. Si res bene it, nos etiam advenie mus. Fatales quoque nobis ſunt, qui in Berolino ſcribunt *Vulgarem Bibliothecam*. Habemus volup-

ſchäften, Ueberſetzungen, und Notenmachen, geſchlafen, und unthätig der Verwüſtung zugeſehn, die von Zeit zu Zeit von Halle und Berlin, unter euren, im Schweiß eures Angeſichts geſchriebnen Werken geſchehen iſt. Izt iſt es Zeit! — eine Burmanniſche Seele befeure jeden! verbindet euch mit mir! — Wir wollen herrſchen: zu lange ſchon waren wir Sclaven. Ein Theil verſammle ſich unter der Fahne meines Bruders, und ziehe nach Halle, ihr übrigen her zu mir: ich gehe auf Erfurt los! — Und du, unſterblicher Schmidt! (*) Trieb-

rad

tatem ad refrigerare noſtram mentulam in iis — Facite igitur ad ſcire Veſtram concluſionem nobis, vt nos poſthac dirigamus. Nam eſt nobis anxietas, vt *Klotzius et Riedelius* nos male tractent et cor iam cecidit nobis in braccas.

Die Zeit wird es lehren, ob ſie, wenn ſie viel ſolche Briefe ausſenden, eine kleine Antikritiſche Compagnie ſammeln werden.

(*) Wohl zu merken, Herr Chriſtian Friedrich Schmid, der Erbfeind der Leibnizifchen und Wolfiſchen Schriften, und Beurtheiler der Lambertiſchen Verdienſte. „Alſo iſt die „ſes auch verrathen! Alle Ehrlichkeit iſt aus der „Welt verſchwunden. Meine Freunde verlaſſen „mich, und entweder ſie haben es niemals

gut

rad aller Helden Thaten, die du je von mir hören wirst, du bist zu groß, dich der Gefahr entgegen zu stellen, bleibe du zu Hause, beobachte den Feind, und versorge uns mit Bedürfnissen zum Kriege! — Und du, geistreicher Teller in Zeitz, mein alter Busenfreund, mache Papier und Feder zurechte, um die Chronike meiner Thaten der Nachwelt in einer Sprache zu erzählen, die nur Du sprechen kanst, weil nur Du im Stande gewesen bist, sie zu erlernen. — So ziehe denn hin, tapfrer Paoli deiner Freunde! Bald werde ich dich wiedersehen, so lustig als den Pedrillo, als er aus dem Frosch-Graben stieg! — Nun was denken sie Herr Antikritikus, so weit konten sie mich durch ihre Patriotische Stimme bringen, daß ich mich selbst vergaß, und ihnen nachsah! Haben sie die Wün-

sche

„gut mit mir gemeint, oder sie sind mir „nun erst untreu worden, da sie sehen wie „übel es mir geht.„ Das kann wohl seyn, mein lieber Mann! Aber wer hat es ihnen auch geheissen, ein Werbe-Haus zu eröfnen, ihren antikritischen Schild auszuhängen, und allen gelehrten Landstreichern Handgeld anzubiethen?

ſche nicht gehört, die ich in dem Taumel der Begeiſterung nachgerufen habe? — Auf einmal wird meine Seele ſo ruhig, ſo heiter, wie nach einem Gewitter der Wald, hinter dem die Sonne lacht. Sie ziehen mich für Gericht, mich zu verantworten, daß ich ihren Brief an den Herrn Prof. Riedel, herausgegeben. Wie glücklich bin ich, daß ſie auch einmal an mich denken. Nur Gnade mein Herr Antikritikus, mit aller Aufrichtigkeit werde ich auf die Punkte, die ſie mir vorlegen werden, antworten.

1) „Mir hat es eine unbeſchreibliche Freude gemacht, etwas von ihrer „ werthen Perſon zu erfahren.„ Nicht wahr, das hätten ſie niemals geglaubt? Bedanken ſie ſich alſo, daß ich ihren Antikritikus recenſirt habe: denn wäre dieſes nicht, ſo kennten ſie mich wohl noch nicht, und ſie wären mir auch unbekannt.

Quod nouus, et nuper factus tibi
præſtat amicus,

— — —

hoc per terribiles merui, Wichmanne, labores, vtſim tiro Tuae ſemper amicitiæ!

2) „Ich halte es für keine Trübſal

den

„ den Herrn Prof. Riedel, als den Recen-
„ senten, in der Jenaischen Zeitung er-
„ kannt zu haben.„ Also, noch viel we-
niger kan es ihnen eine Trübsal seyn, „daß
„ sie mich dafür erkannt„, oder erfahren
haben, daß ich ihr Recensent bin, da wir
uns haben kennen lernen. Es muß ihnen
vielmehr eine Freude seyn, daß ich es bin.

3) „Ausser der Klotzischen Schule, ist
„ Beweisen und Schimpfen zweyerley„. Mit-
hin ist in ihrer Schule Schimpfen so viel, als
Beweisen; und Beweisen so viel als Schimpfen?

4) „Aus dem quästionirten Beyspiel
„ folgt, wie eine Instanz von einer Ver-
„ gleichung unterschieden sey. „ Zum Exem-
pel: Herr Wichmann ist eine Gans, so ist dies
nicht so viel, als wenn Hr. Wichmann
würklich dem Wesen nach eine Gans sey;
sondern, daß er nur die Eigenschaften ei-
ner Gans habe, z E. daß er schnattere!

5) „Durch den authentischen Abdruck der Ap-
„ pellation können sie erfahren, wie weit die
„ Rechte eines Censors gehen.„ Nun gut, ich
habe sie aus der Appellation gelernet, sie werden
mir doch antworten, das weiß ich, lassen sie ih-
re Antwort hier in Erfurt drucken, ich will Ge-

brauch

brauch von ihren Rechten eines Censors machen, und ihre Antwort censiren.

6„ Ihr Einfall, von dem feuerspeyenden Briefe hat mir nicht übel gefallen, und ich mache mir grosse Hofnung, sie werden binnen kurzer Zeit, als ein Schwanzstern an dem Ehren-Himmel witziger Köpfe, durch Hülfe der Klotzischen Schule prangen!„ Ich freue mich recht sehr, daß ich statt des feuerspeyenden Briefs, nicht ein anderes Beywort gewählt habe z. E. daß ich nicht gesagt habe, ihr Brief wäre das Gefäß, worein sie ihre Galle gespien hätten, als sie hörten, daß ihre Appellation censirt wäre. Für ihre Prophezeihung, mein werther Freund, danke ich ihnen verbindlichst, ich kan nicht umhin, ihnen dasjenige zu erzählen, was man ihnen hier prophezeyt: „ der Antikritikus wird noch vor Michaelis „ als ein Pfeffersack in den Würzläden paradiren.„ — Antworten sie bald; in der größten Erwartung der Fortsetzung unsers Briefwechsels bin ich mit aller Ergebenheit u. s. w.

J. G. C. Gleichmann.

Ueber die Musik

des Ritters

Christoph von Gluck

verschiedene Schriften.

Vorbericht.

Die folgenden Aufsätze betreffen eine große Begebenheit, welche verdient, in den Annalen der Künste, für die Nachwelt aufbehalten zu werden: die Umschaffung des französischen Geschmacks in der Musik, gewirket durch einen Deutschen, im Jahr 1774. Und dieser Deutsche ist Christoph Ritter von Gluck. Der Ritter von Gluck ist, ohne am Anfange seiner Laufbahn die mindeste Unterstützung oder Aufmunterung gehabt zu haben, blos durch

den inneren Antrieb seines großen feurigen Genies das geworden, was er wirklich ist. Die Gelehrten in Böhmen und Sachsen, haben vor einiger Zeit über den Ort seiner Geburt Worte gewechselt: fast so stritten sieben griechische Städte um die Ehre, einen Homer geboren zu haben. Und jetzt wetteifern zwo erleuchtete Nationen um den Ruhm, einen Gluck zu besitzen, und zu belohnen: Dank sey es dem großen Cäsar! die Deutschen haben gesiegt, wie sie zu siegen gewohnt sind. Glucks Vaterland ist die Oberpfalz; er studirte aber in Prag, wie man sonst daselbst zu studiren pflegte. Dies ist die authentische Entscheidung der vorher berührten Streitigkeit über seinen Geburtsort: authentisch, weil sie aus dem Munde desjenigen ist, über den man gestritten hat.

Die Jugend in Prag wird frühzeitig zur Musik angeführet. Hier fühlte sich Gluck, wie sich das Genie fühlt, wenn es den Gegenstand seiner Bestimmung auch nur von fern her erblickt. Schon damals bewunderte man bald seine Fertigkeit, verschiedene Instrumente zu beleben; doch das war nur

die

die nidrigſte Staffel ſeiner Beſtimmuug. Welſchland war die große Akademie ſeiner Kunſt; dahin eilte er, mit der erſten beſten Gelegenheit. Dort wollte er lernen, um lehren zu können, nicht durch Theorien, ſondern durch Muſter und Meiſterſtücke. Das Feuer ſeiner Talente erlaubte ihm nicht, lange im Parterre zu ſitzen. Er componirte frühzeitig eine Oper, wo ich nicht irre, zu Mayland, die man beynahe nicht geſpielt hätte, weil man mistrauiſch war auf die Talente des Jünglings, und, welches noch ärger ſchien, des Deutſchen. Aber ſie wurde geſpielt, und entſchied ſeinen Ruhm. Die älteſten italiäniſchen Meiſter erſtaunten über die Gaben dieſes jungen Tedeſco; die Uebelgeſinnten beneideten ihn, und, die Gutartigen fiengen an, ihn aufzumuntern. Sein Name wurde bald durch ganz Welſchland bekannt; ſeine Opern wurden zu Rom, Mayland, Neapel, Venedig, Parma, u. ſ. w. mit dem größten Beyfalle aufgeführt; ſie erhalten ſich noch in ihrem Glanze, und werden ſich erhalten, ſo lange in Italien Muſik iſt. Ich ſpringe ſchnell hinweg über dieſe Periode von mehr als dreyßig Jahren;

ich zähle selbst die Lorbern nicht, die Gluck von Zeit zu Zeit in Wien, London und Paris eingeerndet hat, um nur näher zu meinem Zwecke zu kommen.

Der Ritter von Gluck hatte, als sein Ruhm gegründet und festgestellet war, unter den großen Hauptstädten von Europa seinen Wohnplatz zu wählen! er wählte Wien.

Franz der erste, glorwürdigsten Andenkens, und die Großen seines Hofs überhäuften ihn mit Gnaden, denn sie erkannten seine Verdienste, und wußten, daß es die Pflicht und der Ruhm der Großen dieser Welt erfodert, Verdienste zu belohnen, und dieß nennt man an andern Orten Gnade.

Wäre das plus ultra nicht ein eigenthümlicher Charakter des wahren Genies, so hätte Gluck ruhig auf seinen Trophäen gesessen, wie die Statue des Prinzen Eugenius in dem Belvedere, ruhig sich mit der Ehre begnügt, die er schon durch sein Genie, seinen Fleiß und seine Nachtwachten erarbeitet hatte. Zwar lebte er einige Jahre in einer anscheinenden Unthätigkeit, oder

viel-

vielmehr in einer philosophischen Muße; er bewohnte einen angenehmen Garten, welcher bald der Sammelplatz aller Freunde des guten Geschmacks ward. Selbst ein Kaunitz, ein Dietrichstein kamen, um die Töne dieses musikalischen Zauberers zu hören. Und alle Fremdlinge, welche die Merkwürdigkeiten der Hauptstadt sehen wollten, fragten in den ersten Tagen ihrer Ankunft: wo wohnt Gluck? Jedermann konnte ihnen den Weg zeigen.

Gluck war indessen nicht so müßig, als er schien. Er setzte Klopstocks Hermanns Schlacht in Musik, und indem ich dieses schreibe, wird vielleicht Herr Klopstock zu Carlsruhe den Meister selbst hören, und ihm danken, daß er über ihn erstaunen kann. Es ist hier der Ort zu sagen, daß Gluck ungefehr der Klopstock für die Musik, so wie Klopstock der Gluck für die Poesie ist. Ferner componirte Gluck zu dieser Zeit viele von Klopstocks Oden, einige von Gellerts geistlichen Liedern; er dachte an ein neues Stabat Mater, und wälzte überhaupt immer große Gedanken in seiner erhabenen Seele.

Der gröſste unter dieſen Gedanken, welcher ihn nie verlieſs, und welcher ihn ſchon bey ſeiner Alceſte, die alle Alceſten übertrifft, begleitet hatte, war der Gedanken der Oper, dieſem Schauſpiele, zu deſſen Vollkommenheit alle ſchönen Künſte mitwirken, und welches man füglich den Galatag der Künſte nennen könnte, eine neue Form zu geben. In der Zueignungsſchrift vor der Alceſte findet man ſein Syſtem über dieſen Punkt, welches ich ſo wenig wiederholen will, als die Vorwürfe eines ſehr kleinen ſeynwollenden Kunſtrichters, deſſen ſehr kleiner Tadel nun durch die That widerlegt worden iſt. Noch niemand hat ſo gut gegen ſeine Kunſtrichter geſchrieben, als Herr Gluck gegen die ſeinigen gehandelt hat.

Um ein Originalwerk von ſeiner Art zu liefern, ſah er drey groſse Schaubühnen vor ſich: Deutſchland, Italien und Frankreich. Die beyden erſten ſchienen ihm aus guten Urſachen bedenklich: Deutſchland, weil wir eigentlich jetzt keine deutſche Oper haben, und weil die Verſuche, die man auf kleinen Theatern gemacht hat, ihm entweder unbekannt waren, oder er nicht Luſt hatte,

auf

auf dieſer Laufbahn mitzurennen. Italien, weil die Art wie man dort den Opern beywohnt, der Gattung, welche er ſchaffen wollte, ganz entgegen iſt. Man geht in Welſchland nur in die Oper, um in Geſellſchaft zu gehen, man intereſſirt ſich nicht für die Handlung, man hört nur etwa ein paar Favoritarien, und ſelbſt dieſe nicht ſowohl, um die Kunſt des Compoſitors, als vielmehr um die Kehle des Sängers zu bewundern. An die Situation der Scene denkt man nicht einmal.

Dem Ritter von Gluck blieb alſo nur Paris übrig, und die Bemühungen des Herrn Bailli de Roulet erleichterten ihm den Weg zu ſeinem Endzwecke zu gelangen. Dieſer würdige Mann, welcher in unſerer Hauptſtadt ſowohl wegen der Gaben ſeines Geiſtes, als wegen ſeines edlen Herzens, durchgängig verehret wurde, nahm es über ſich, eine der berühmteſten Tragödien des großen Racier für die lyriſche Scene zuzubereiten. Dieß war die Iphigenie; der Erfolg hat den Wünſchen des Dichters und des Tonkünſtlers entſprochen.

So bald der Ritter Gluck mit dieſer Poeſie verſehen war, machte er ſich ein eignes Geſchäffte daraus, alles andere zu vergeſſen und die Anſtrengung ſeines ganzen Genies auf dieſen einzigen Punkt zu richten. Der dieſes ſchreibt, war ein täglicher Augenzeuge von der Arbeit, welche die Oper Iphigenie ihrem großen Meiſter gekoſtet hat: dieſes Meiſterſtück, dieſes non plus ultra der menſchlichen Kunſt, welches ihn allein verewigen würde, wenn auch nicht ſeine vorigen Werke bereits in das Regiſter der Unſterblichkeit eingeſchrieben wären. Ohne hier weiter ins Detail zu gehen, begnüge ich mich nur anzumerken, daß Herr Gluck eben die Stellen, welche ſeine Gegner getadelt haben, zuerſt ſo componirt hatte, wie es die Tadler verlangten; daß er aber nach der reifeſten Ueberlegung ſie umſchuf und ſo bildete, wie ſie jetzt ſind. Er konnte alles das machen, was ſeine Kunſtrichter zwar nicht machen können, aber doch von ihm fordern. Er will es nicht; ohne Zweifel hat er gute Urſachen dazu. Eben das hat auch Herr Arnauld bemerket, der es aber nicht ſo anſchauend bemerken konnte,

te, als ich, weil ich der Entstehung der Iphigenie gleichsam beygewohnet habe.

Diese Oper war fertig; Herr Gluck sollte abreisen, um sie auszuführen; aber die Noten waren noch nicht geschrieben. Dieser große Künstler componirt die weitläuftigsten Werke bloß im Kopfe; er löscht Noten im Kopfe aus, und setzt andere hinein mit eben der Leichtigkeit, mit welcher wir Schriftsteller auf dem Papiere corrigiren. Ich habe ihn mit vieler Mühe überredet, einige Klopstockische Oden zu schreiben; die Hermanns Schlacht aber, mit der er so oft schon seine Freunde in Erstaunen gesetzt hat, steht noch immer bloß in seinem Gedächtniß.

Endlich wurde die Iphigenie geschrieben, und Gluck begleitete sie nach Paris. Der Beyfall, welchen dieses große Werk daselbst gefunden hat, die Bewegungen der Cabale gegen dasselbe, und die endliche große Revolution des französischen Geschmacks, die es verursacht hat; dieß sind die Gegenstände der folgenden Aufsätze, die ich mehr in einem Auszuge, als in einer Uebersetzung liefere. Die Liebe des Vaterlandes,

veranlaßte mich zu dieser Bemühung; ich wollte gern, durch die Urtheile einer der aufgeklärtesten Nationen Europens, meinen Landsleuten, die Idee lebhaft machen, daß der Deutsche zu allem fähig ist, wenn er nur will. Aber wie kalt sind wir Deutschen! wie kindisch in unsern Urtheilen über die Verdienste! Vor vier Jahren tadelte man in Berlin an der Alceste des Ritters von Gluck unter andern, daß er die Tromboni bald Posaun bald Bosaun, daß er chalamaux anstatt chalumeaux und, welches noch wichtiger ist, Violonzelli anstatt Violonzelli geschrieben hätte. Vielleicht hat die Iphigenie ähnliche Fehler.

Der Ritter von Gluck wurde von dem französischen Monarchen, für seine Verdienste um die französische Musik, königlich belohnt, und so, wie Gallien seit geraumer Zeit Eroberungen in Deutschland zu machen gesucht und wirklich gemacht hat, so suchte man auch, diesen großen Mann seinem Vaterlande zu entziehen, nicht mit Gewalt, sondern durch Kränze des Ruhms, durch Palmen für seinen Sieg und durch glänzende Belohnungen. Theresia aber und Joseph

thaten mehr; sie überwanden, und Gluck bleibt ein Bürger seines Vaterlandes, mit der Erlaubniß, zuweilen unsere eifersüchtigen Nachbarn, durch seine Gegenwart und durch seine neuern Werke zu entzücken und zu belehren.

Dieß alles hatte ich in der Vorrede zu der neuen Auflage der Theorie der Künste beynahe prophezeihet! Denn Glucks mächtige Töne hatten mich entzückt, und ich weißagte.

I.

Brief

des Herrn von ** an die Frau Grä-fin von** über die neue Oper (*).

Der Antheil, den ich an dem Beyfalle nehme, mit welchem das Werk des Herrn Ritters von Gluck aufgenommen worden, hat

(*) Der Herr Abt Arnauld zu Paris, einer der größten Verehrer der Gluckischen Muse, trägt kein Bedenken mehr, sich als Verfasser dieses Briefes öffentlich nennen zu lassen.

hat keine andere Quelle, als meinen Geſchmack an den Künſten, oder vielmehr meinen herſchenden Hang für dieſelben. Ueberhaupt ſchien mir die Muſik in unſern Opern eher unruhig, als thätig, und in den welſchen weniger ſchön, als reich zu ſeyn; ich fand zwar in den letztern Recitative und Arien von der größten Stärke und Wirkung; aber dieſe Schönheiten bieten ſich nur ſelten dar, und immer an der Seite von handwerksmäßigen Schlendriansſtücken, ohne Abſicht, ohne Charaktere und ohne Wahrſcheinlichkeit. Ich wünſchte einmal ein großes muſikaliſches Ganzes zu ſehen, von eben dem Plane mit eben der ſtufenweiſen Fortſchreitung, mit eben der Entwickelung, mit eben dem zunehmenden Intereſſe, wie in einer gut ausgeführten und gut gemachten Tragödie: alles das glaube ich nun in der Iphigenie des Herrn Ritters von Gluck gefunden zu haben.

Hören ſie nur die Eröffnung! (*)

(ou-

(*) Mit gutem Vorbedacht nenne ich es Eröffnung, nicht Symphonie zum Anfange. Denn dieſes ganze Stück iſt ein muſikaliſcher Prolog, welcher die Expoſition der ganzen folgenden Handlung ent-

(ouverture) Nicht durch vage Vrhältniße, sondern durch die Formen selbst, knüpft der Musikus den Anfang an den Gegenstand an, und auf einmal stürzt er alle Instrumente auf eine Note; sie erheben sich miteinander, und vereinigen sich in der Oktave dieser Note; schnell theilen sie sich, aber jedes trägt das Seinige dazu bey, die Seele zu einer großen Begebenheit vorzubereiten. Während daß sich die höhern Instrumente mit einer Geschwindigkeit bewegen, welche die Empfindung des Rhythmus schwächen könnte, so legt der Compositor, um diese Empfindung beyzubehalten, in die übrigen Instrumente, den Anapästus, welcher unter allen Tonfüßen sich am besten zu Kriegsgesängen schickt. Um aber das Ohr ausruhen zu lassen, und um zugleich die sanften und empfindsamen Theile des Schauspiels anzudeuten, läßt er gleichsam aus dem Schooße dieser kriegerischen und affektvollen Töne einen Gesang heraus fließen, welcher, ohne

enthält. Jede Note hat ihre Bedeutung; und beynahe könnte man die ganze Tragödie aus dieser Musik in Worte übersetzen, so wie sie der Compositor aus den Worten in Töne übersetzt hat. A. D. U.

ne matt zu werden, eine liebenswürdige und sanftreizende Wendung nimmt. Diesen Gesang führet er mit dem richtigsten Gefühl und der größten Feinheit fort, bis zu edlen und rührenden Klagen, welche den pathetischen und tragischen Theil der Handlung anzeigen. Wenn ich mit jungen Künstlern redete, so würde ich sie aufmerksam machen, auf die durchgängige Nettigkeit in der Zeichnung, auf die Contraste der verschiedenen Theile, auf die Art wie diejenigen Gedanken, welche sich zuerst des Ohrs bemächtigen, sich entwickeln und in Dialogen verändern; dann würde ich ihnen lebhaft zeigen, was die Kunst vermag, wenn sie vom Genie regieret wird.

Der edle Anfang des ersten Akts hat Sie gerührt. Aber Sie sagen mir nichts von den feyerlichen Wünschen des Calchas, die immer von dem Orchester zurückgestossen werden, welches von diesem Augenblicke an, den Charakter einer erzürnten und unerbittlichen Gottheit annimmt. Bemerken Sie die Harmonie, wie sie seufzt unter den Worten: que de cris! que de pleurs! die in Einem Tone gesungen werden. Ueberhaupt

wer-

werden Sie bey der ganzen Harmonie dieſer bewundernswürdigen Stelle empfinden, zu welcher Höhe des Ausdrucks und des Lebens, die muſikaliſchen Proportionen durch das Talent können gebracht werden. Bey dem Gebete Agamemnons, kann man nicht genug bewundern, mit welcher Wahrheit die Muſik auch alle Kleinigkeiten ausdrückt. Hören Sie die Bäße in dem Augenblicke, wo ſich dieſes Gebet anhebt; ihr Gang ſteigt immer auf.wärts, und wirklich dies iſt die einzige Fortſchreitung, die uns einen Begriff geben kann, von den Bewegungen einer Seele, die einen Anlauf nimmt. Halten Sie das nicht etwa für die Anmerkung eines Enthuſiaſtens, der ſich in den Kopf geſetzt hat, alles zu bewundern! Sie dürfen nur die Progreßion umkehren, mit Beybehaltung der harmoniſchen Verhältniſſe der Töne, und Sie werden ſehen, daß die ganze Nachahmung und alle Wahrheit dahin iſt. Aber was das Erhabenſte, und was bloß das Eigenthum einer tiefen Empfindlichkeit iſt, die vom Genie erweckt und in Bewegung geſetzet worden, das iſt die Art, wie der Muſikus das Geſchrey der

Na-

Natur, tief in dem Herzen Agamemnons, ankündigt und ausdrückt. Diese seufzende Stimme der Hörner, die dumpfe Antwort der Bäße, die chromatische Fortschreitung des Gesangs und der Instrumente, die ihn immer von fern begleiten, dieses harmonische Zwischenmurmeln, welches den Raum zwischen den klagenden und abgebrochenen Tönen der Hörner und Bäße erfüllt, und dadurch alle Theile des Orchesters zusammenstimmt und vereinigt, ohne der Wirkung des Dialogs zu schaden: dies sind Schönheiten, von denen eine einzige hinreichend wäre, tausend Fehler zu bedecken. O! wie gut haben sie solche empfunden, da Sie mir schrieben: „ Dieser Gesang Agamem„ nons hat auf mich einen Eindruck ge„ macht, der mir bisher unbekannt war. „ Dreymal habe ich eine Bewegung vor„ wärts gemacht, ohne zu wissen warum. „ Vielleicht wollte ich diesem unglücklichen „ Vater zu Hülfe kommen. „

Aber warum sagen Sie mir nichts von dem Eintritte der Iphigenie? Wie interessant ist dieser Augenblick! Wie sanft ist das Chor! Wie jugendlich! Wie frisch! Wie

jung-

jungfräulich! Wie verſchieden von der vorhergehenden Muſik! Beſonders, wie verſchieden von der traurigen Lage Agamemnons, während, daß rund um ſeine Tochter her alles frölich iſt!

Der Zuſchnitt und die Form des Duo ſind italiäniſch, ich geſtehe es; aber Sie werden mir auch einräumen, daß der Compoſitor die Kunſt verſtanden hat, ſie zu biegen, und nach den Worten zuzurichten, ohne der Sprache die mindeſte Gewalt anzuthun. Wenn man auf dieſe Art borgt, wenn man mit Geſchmack borgt, ſo macht man auf das Ohr ungefehr eben den Eindruck, welchen eine glückliche und neue Metapher auf den Geiſt macht, gleichwie eine ſchöne Perſon durch einen fremden und ungewöhnlichen Kopfputz reizender wird. In dem dialogiſchen Theile dieſes Duo liegt noch eine Abſicht, deren Feinheit Ihnen ſchwerlich entwiſcht iſt. Achilles beklagt ſich über den Verdacht der Iphigenie; Iphigenie antwortet ihm auf das zärtlichſte und rührendſte, gleichwohl wiederholet Achilles ſeine Klagen und Vorwürfe. Aber Iphigenie läßt ihm keine Zeit mehr, ſie zu vol-

lenden. Unruhig und ungeduldig, unterbricht sie ihn mitten im Verse, und nimmt selbst das Wort. Sie hat keine Zeit zu verlieren, um ihren Liebhaber zu besänftigen; sie will eine Sprache nicht mehr hören, die ihr das Herz zerreißt; keine Blume ist so zart, so weich, als das Herz eines jungen fühlbaren Mädchens, welches zum erstenmal den Eindrücken der Liebe gehorchet. Ja! Tibull, Racine und Fenelon hätten unseren Compositor um die Bewegung beneidet, welche hier seine Musik ausdrückt. Herr Gluck hat in denjenigen Theil das Duo, wo sich die Stimmen vereinigen, die reizende Lebhaftigkeit gelegt, welche die Worte erheischen. So bald er aber auf eine Anrufung des Hymen kommt, ändert er die Bewegung; ernsthafte und feyerliche Accente schneiden den bisherigen frölichen und und leichten Gesang ab. Diese Accente (die übrigens, weil sie nicht lange dauern, weder die Einheit der Zeichnung, noch der Melodie, welche in dieser Stelle herrscht, aus unserer Empfindung auslöschen) haben ihm ohne Zweifel nöthig geschienen, theils um uns an die Würde des

Stoffs

Stoffs und der Gattung zu erinnern, die er behandelt, theils um die Würde des Charakters und der Lage der handelnden Personen beyzubehalten. Jetzt kommt er zum Duo zurück, und jetzt hören Sie die Töne, welche er, aus dem Ganzen der Harmonie heraus, um eine Oktave höher hebt, und mit glänzenden Trillern schmückt, die für das Ohr das sind, was das Schimmern des Lichts für das Auge ist; diese Töne schweben auf dem Orchester und erwecken von neuem alle Formen des Gesangs, den man schon gehöret hat.

Die Passacaille (*) ist eines der schönsten Stücke der Instrumentalmusik, die man jemals auf den Operntheatern gehöret hat. Der Musikus hat, wie ich glaube, mit dem richtigsten Gefühle den edlen und erhabnen Styl durch zwey muntere Tänze gemäßigt, die Rameau gern für die seinigen erkannt haben würde. Das Stück, welches Sie tyrolisch nennen, gehört für Sklaven, denen man die Freyheit wieder geschenket hat.

(*) Eine Musik im Tripeltakt für das Divertissement.

Es ist nicht edel; aber muß es denn eben edel seyn? wenigstens ist es anziehend und wirklich Original; gewiß sind Sie doch gerührt worden von der Mannigfaltigkeit der Modulationen, welche der Verfasser in einem sehr engen Zeitraume durchläuft. Dieß ist eine Art von harmonischem Labyrinthe; man ist froh, sich wieder zu finden, nachdem man mehr als einmal in der Unruhe gewesen ist, sich auf immer verirret zu haben. Ohne Zweifel haben Sie bemerkt, daß die Formen des Chors im ersten Akt, das verwirrte und turbulente Gewühl des aufrührischen Volks so getreu als es immer möglich ist, darstellen. Die andern Chöre, sagen Sie, haben Ihnen weniger gefallen. Sollte nicht der Grund hievon darinnen liegen, weil Sie von je her gewohnt sind, von unsern Chören bloß eine bis zur Uebertreibung verzierte Musik zu hören? In den meisten unserer Opern sind die Personen des Chors fast immer müßig; ihr Amt ist das Amt der Orgelpfeifen, mittelst welcher ein schönes Stück vorgespielet wird. Hier aber sind alle Chöre in Handlung; so bald man sie auf eine allzukünstliche

liche Art figurirt, so stöhret man den Sinn und verdunkelt die Worte, anstatt sie zu verschönern, oder zu verstärken. Eben deswegen hat unser Compositor nicht nur die Chöre fast von Wort zu Wort forthandeln lassen, sondern auch die Harmonie soviel als möglich zusammengerückt. Denn je näher man die Töne zusammen hält, desto reiner und deutlicher fallen die Worte aus, desto mehr verbirgt sich die Kunst, desto mehr gewinnt die Wahrscheinlichkeit. Bemerken Sie noch, daß das Chor: Chantons, celebrons notre Reine, das einzige, welches ohne Bewegung und ohne Handlung ist, auch das einzige ist, dessen einzelne Theile der Künstler auf eine hervorstechendere Art verzieret hat.

Ich weiß, daß verschiedene gute Köpfe behauptet haben, es sey kein Gesang in dieser Oper, — weil in dieser Oper kein einziges Cantabile ist. Auch höre ich, daß sich manche von dieser Behauptung haben einnehmen lassen; denn dergleichen gute ehrliche Leute trifft man überall an, die immer bereit sind, ihr Gefühl den Meynungen aufzuopfern, sollten diese Meynungen auch nur

entlehnt seyn. Kommen wir den Schwachen zu Hülfe! Bey einer jeden Arie sind die wesentlichen und Grundnoten des Gesangs zu unterscheiden von den zufälligen Noten und von denen, die bloß zur Verzierung bestimmt sind. In einem Cantabile setzt der Compositor die Grundnoten in sehr beträchtliche Entfernungen voneinander; er giebt hierdurch dem Sänger die Freyheit, das Talent seiner Stimme und seine Geschicklichkeit glänzen zu lassen. Mithin ist das Cantabile, eigentlich zu reden, weiter nichts, als eine ausgedehnte und durchmengte Melodie. Man darf, um sich hiervon zu überzeugen, nur die Augen auf eine Partitur werfen. Ueberall, wo die Grundnoten der Melodie näher zusammen gedrängt sind, wo sie den Gesang nervigter und völler machen, wird man sehen, daß die Bäße sich mit jedem Augenblicke verändern, anstatt, daß sie bey einem Cantabile durch drey bis vier Takte auf Einer Note bleiben. Die Stücke von der letzten Art können in Wälschland ihr Glück machen, wo man in die Oper geht, nicht um einer theatralischen Handlung beyzuwohnen, sondern als gienge

ge man in ein Concert. Das heißt, man hört dort zwo oder drey Arien, ohne sich weder um das Vorhergehende, noch um das Nachfolgende zu bekümmern. In Frankreich, wo der Zuschauer beständig interessirt seyn will, würden, wie Sie leicht empfinden, die ausschweifenden und gesuchten Verzierungen die Handlung stören und verkälten. Doch man könnte über diesen Punkt noch etwas besseres sagen, was ganz natürlich ist. Hier sey es: „ Man errinnert sich „ noch zu Rom, zu Neapel, zu Mayland, „ zu Venedig an die Cantabile des Herrn „ Gluck. Die Talente der berümtesten Sängerin Italiens in unsern Tagen, der „ Dem. Gabrieli haben sich niemals vortheilhafter entwickelt, als in Stücken von „ dieser Art und von der Composition unsers grossen Meisters. Indessen hat der „ letzte in seine Iphigenie kein einziges Cantabile gebracht. Ohne Zweifel hat er „ seine Ursachen dazu gehabt, und es könnte wohl möglich seyn, daß seine Ursachen besser wären, als die, welche wir „ ihm entgegen setzen; wir, die wir keine „ Opern gemacht haben, die wir keine Com-

„ positoren, die wir nicht einmal Musici „ sind. „ — Aber nach einigen glücklichen Beyspielen hat man allgemeine Maximen festgesetzet, ausgestreut, öffentlich bekannt gemacht, und sie haben Beyfall gefunden; jetzt würde es uns zuviel kosten, sie aufzuopfern. Es ist also weit rühmlicher, weit gemäßer unserer Eigenliebe, solche Maximen zu rechtfertigen, zu vertheidigen. Eitle Einbildung! Eitle Bemühung! Und wenn die besten Köpfe Bemerkungen gehäuft, Theorien gebaut, Gesetze geschaffen und gegeben haben; siehe da! Es kommt ein Mann von Genie, und wie ein Strom, der alle entgegen gesetzte Dämme durchbricht und mit sich dahin reißt, macht er auf einmal, daß die Gesetze, samt dem Gesetzgeber vor ihm verschwinden.

Als ich aus der vorletzten Probe heraus gieng, hörte ich einen seynwollenden Liebhaber, den man um seine Meynung über die Oper befragt hatte, ganz kaltblütig antworten: die Musick zu den Balleten schien ihm sehr schwach zu seyn. Im Augenblicke erinnerte ich mich, daß ein seynwollender Kenner der Malerey, nachdem er einmal

lan-

lange genug ein Gemälde von Annibal Caracche untersucht hatte, weder von der Großheit in der Anordnung desselben, noch von der Schönheit der Zusammensetzung, noch von der Richtigkeit der Zeichnung, noch von der Wahrheit des Ausdrucks, noch von der klugen Austheilung des Lichts und Schattens sprach, sondern er urtheilte sehr ernsthaft, daß an dem Ende eines Gewands einige Falten wären, die ihm nicht gut zu seyn schienen.

Wenn man statt jener Tänze, deren Charakter sich mit dem Drama gar nicht verträgt, und zu welchen Herr Gluck die Musik nur aus Gefälligkeit gesetzet hat, edle, feyerliche, kriegerische Tänze geben wird, dergleichen schon Noverre zu der dichterischen und malerischen Musik dieses Compositors gemacht hat; dann wüßte ich nicht, worinn noch unser Theater, das Theater von Athen beneiden sollte.

Was Sie, Madame, vom Recitativ sagen, ist fein und tief gedacht, und setzt eine große Kenntniß der Sprache und der Musik voraus. Aber wenn man, wie Sie es zu wünschen scheinen, in dasselbe die

Zwangſtimmen, Läufer, falſche Kadenzen, Triller, und dergleichen einführen wollte; ſo würde man das Weſen deſſelben zerſtören, es wäre alsdann nicht Recitativ, ſondern Geſang im eigentlichen Verſtande; und wir würden dann alle Unſchicklichkeiten und Fehler beybehalten, deren uns zu entledigen, wir ſchon lange bemüht geweſen ſind. Es gibt in der Muſik des Herrn von Gluck ein dreyfaches Recitativ: das erſte iſt faſt nur hergeſagt, das andere nimmt mehrere Biegungen an, und nähert ſich mehr dem Geſange; und das dritte iſt das pathetiſche Recitativ, welches man ſehr ungeſchickter Weiſe recitatif obligé nennet. Sie erlauben mir, daß ich Sie im Vorbeygehen frage: ob Sie nicht erſtaunen, daß gerade das Wörterbuch der belebteſten unter den Künſten das unbelebteſte unter allen Wörterbüchern iſt? Sie geſtehen ein, daß auf den Lippen der Demoiſelle Arnoult das Gluckiſche Recitativ nichts Unangenehmes hat. Sie werden alſo nicht auf die Rechnung des Herrn von Gluck die Beleidigungen ſchreiben, welche vielleicht andere Schauſpieler ihren Ohren zugefügt haben.

Um die Einförmigkeit der weiblichen Endungen zu vermeiden, die immer entweder mit einer matten und einfältigen Haltung der Stimme, oder mit einem Triller verknüpft sind, der alle Wahrscheinlichkeit zerstört, läßt unser Compositor, nach dem Beyspiel der Wälschen, die ganze Phrase durch den Baß endigen. Die vorletzte und letzte Sylbe haben bey ihm nicht verschiedene Noten, sondern Einen und denselbigen Ton, so daß, indem alles sich in der vorletzten concentrirt, die letzte, wie es der Charakter unserer Sprache mit sich bringet, nur einen schwachen Wiederhall tönet. Uebrigens werden Sie mir zugeben, daß er das Sylbenmaaß immer auf das heiligste beobachtet hat. Stößt man zuweilen bei ihm auf Gänge der Harmonie, an welche unsere Ohren noch nicht gewöhnet sind, so muß man desfalls an unsere Musiker sich halten, die, seit dem berühmten Lulli, sich beständig in einerley Gränzen eingeschlossen und es für eine heilige Pflicht angesehen haben, einejede einmal angegebene Modulation weitmöglichst auszudehnen. Allein, besonders beym Recitativ, wo man die Beyhilfe einer

festen und bestimmten Mensur nicht hat, muß die Schnelligkeit in den Veränderungen der Modulation, der Accorde und der Läufer der Schnelligkeit in den Bewegungen der Seele des Akteurs entsprechen. Dies ist der wahre Triumph der Musik, und das einzige Mittel, die musikalische Deklamation zu beleben.

Hier wäre der Ort, Ihnen Madame, ein Wort von den pathetischen Recitativen des Agamemnon und der Clytemnestra zu sagen, ingleichen von dem bewundernswürdigen Trio des zweyten Akts, von dem Quatuor am Ende, von dem Abschiede der Iphigenie, von dem Wüten des Achilles, von den Bewegungen des Orchesters, welches Herr Gluck in eine Menge affektvoller und beredter Schauspieler verwandelt hat, und endlich von dem Werthe des Ganzen, welchen das Publicum noch nicht gefühlt hat, weil es bisher gewohnt war, nur einzelne Schönheiten in unsern Opern zu finden. Um Ihnen aber über alles dies Genüge zu leisten, müßte ich die Partitur vor mir liegen haben. Ich merke also nur noch an, daß es kein Wunder ist, wenn unsere Mu-

ſich ſo lange gezögert hat, ſich mit dem pathetiſchen Recitativ (*) zu bereichern. Der Grund liegt, wo ich nicht irre, in dem Unterſchiede zwiſchen unſerer und der italiäniſchen Verſification. Wenn der Wälſche ſeine Verſe herſagt, ſo läßt er beträchtliche Zwiſchenräume zwiſchen den Worten; dieſe Zwiſchenräume ſind für den Muſikus eben ſo viel Tage geworden, die er benutzt, die Lage der handelnden Perſon bald anzukündigen, bald zu erklären und zu entwickeln: und dies iſt gerade die einzige Abſicht dieſes Recitativs. Hingegen in unſerer Verſification, wo das Zuſammenlaufen von Worten, die ſich durch Vokalen berühren, niemals erlaubt iſt, indem dieſe Worte ſich miteinander vermiſchen, und ſich in Eines und daſſelbe verweben, hat der Muſikus ſich lange Zeit darauf einſchränken müſſen, blos die Worte zu begleiten. Dieſer Gedanke hat noch Erläuterungen nöthig; allein es wird bequemer und vorzüglich auch angenehmer ſeyn, das weitere mündlich hinzuzuſetzen. Dieſer Brief iſt ohnehin bereits nur allzulang,

auf-

(*) Recitatif obligé.

ausserdem ermüdet der Kopf, die Ideen ersterben, und nur Ihre Gegenwart kann sie wieder beleben. Ich bin ꝛc. ꝛc.

II.

Brief

An die Frau von ***,

über

die Oper Iphigenie en Aulide,

Paris vom 26. April 1774

Wie, Madame! Sie zanken im Ernste mit mir? indem ich aus der Oper komme, finde ich von Ihnen einen Brief voll von Vorwürfen. Sie haben gesehen, mit welcher Entzückung ich mehrern Stellen der Oper Iphigenie beygefallen bin; Sie vermuthen daher, mein Geschmack habe sich verän-

ändert; Sie beschuldigen mich, daß ich leichtsinnigerweise ein Liebesdiener der Neuheit geworden sey, und auf einmal dem Vergnügen entsage, welches mir seit langer Zeit die Schönheiten unserer musikalischen Werke gewähret haben. Ich muß Ihnen diese Meynung benehmen und Ihnen meine Denkungsart über diesen Punkt vorlegen.

Ich glaube und habe immer geglaubt, daß das Genie, Eines und dasselbe ist: und daß man nie seinen lebhaften und tiefen Eindrücken ausweichen kann. Hoch über unsern Häuptern herrscht die Sonne, ohne Unterschied über alle Wesen, und breitet ihr Licht in einem Augenblicke über den ganzen Horizont aus. Auf eben diese Art herrschet das wahre Genie über die ganze Welt. Mitten von seinem Brennpunkte gehen tausend Strahlen aus, treffend für alle Nationen. Aus welchem Lande man seyn, welches Clima man immer bewohnen mag, so darf man nur Augen haben, um das Licht zu sehen; man darf nur eine Seele haben um die Eindrücke des Genies zu empfinden.

Setzen wir also den seichten Unterschied zwischen Nationen und Gattungen bey Seite,

te, einen Unterſchied, der nur für die Unwiſſenheit gemacht iſt. Mag doch ein Autor mein Landsmann, oder ein Fremdling ſeyn; mag die Gattung, in welcher er arbeitet, alt oder neu ſeyn! wenn nur ſein Werk gut iſt! Fleißige und handelnde Völker ſehen es gern, wenn in ihren Gegenden neue Landſtraſſen eröffnet werden; denn dieſe ſind neue Oeffnungen für ihre Handlung. Warum ſollen die Künſte nicht eben ſo gut den Werth eines neuen Weges empfinden? Raphael und Albane ſind auf verſchiedenen Wegen zu Einem Ziele gekommen, ihre Pinſel in dem Tempel der Unſterblichkeit niederzulegen. Eben das Feld, auf welchem Corneille ſeine Lorbeern geerndet hat, brachte die grünenden Palmen hervor, welche die Stirn ſeines Nebenbuhlers umlaubten. Bourdaloue mit ſeiner donnernden Beredſamkeit auf der Kanzel; Molliere auf dem Theater, wenn er die Menſchheit entlarvet; Lafontäne unter ſeinen Thieren, denen er ſein natürlich und einfältig die tiefſten Wahrheiten dictirt: ſie haben alle uns die erhabenſte Moral gelehrt. Eine jede Gattung iſt gut, wenn ſie gut behandelt

delt wird (*), wenn ſie der Seele zu denken und dem Herzen zu empfinden giebt. Sie, Madame, und alle denkende Köpfe werden ſich nicht an die gegenwärtige Cabale binden (**). Beurtheilen wir das Werk und nicht den Verfaſſer! Wieviel gibts nicht Leute, die aufs Wort entſcheiden, ohne zu verſtehen worüber, die laut ſchreyen, und deren Geſetz gleichwohl nur das Geſchrey der Cabale iſt, ſo wie dem leichtgläubigen Alterthume das Gemurmel der Bäume zu Dodona, welches doch nur der Wind verurſachte, ein Wink der Gottheit war. Doch ich entferne mich von meinem Zwecke, von der Oper Iphigenie. Sie wollen mit Gewalt wiſſen, was ich davon denke; ich bin ſehr gelehrig; ich muß wohl gehorchen. Wohlan!

(*) Und gleichwohl tadelt der Verfaſſer dieſes Briefes in der Folge am meiſten die Gattung der Iphigenie. Wie leicht iſt es ſich ſelbſt zu widerſprechen, indem man andern mit aller Gewalt widerſprechen will! A. D. U.

(**) Die Cabale war eigentlich wider die neue Satzung. Aber das Genie triumphirte, und die heftigſten Gegner der Iphigenie wurden ihre eifrigſten Bewunderer und Lobredner. A. D. U.

Es wird Sie sehr befremden, wenn ich Ihnen nach dem wiederholten Händeklatschen, über welches Sie mir so viele Vorwürfe machen, sage: daß dieses Werk nicht meinen ganzen Beyfall hat, daß es mir vielmehr in vielen wesentlichen Punkten sehr fehlerhaft scheint. Plaudern wir ein wenig hierüber, um zu sehen, was eigentlich eine Oper bey uns seyn muß. Ich rede von einer guten Oper, Armide, Danaus, zum Beispiele. Wie ist diese Gattung aufgekommen.

Es schien mir oft, als sähe ich den ganzen Parnaß zusammen gerufen, und die Musen Untersuchungen anstellen, um ein Schauspiel zu schaffen, in welchem man alle Künste vereinigen, alle Leidenschaften erregen könnte. Sie schufen die Oper! Melpomene, Polyhymnia und Terpsichore, unter andern, wetteiferten, diese neue Gattung bey ihrer Geburt auszustatten. Venus, Amor und die Grazien gaben ihre Beysteuer. Flugs verwendeten sich alle Götter, um daraus ein Meisterstück zu machen. Dann ließ sich Apoll hören; er rief den Mann von Genie und sagte zu ihm:

Geh auf die Erde, und gib ihr ein Bild von den Vergnügungen des Olympus. Wir eröffnen dir ohne Ausnahme alle unsere Schätze: Nimm nach Belieben, jetzt sind wir deine Sklaven. Alle Elemente, alle Götter, alle Künste sind dein; Poesie, Musik, Tanz, Malerey; Grausen, Wollust, alles ist in deiner Gewalt; rede, wähle, alles soll dir gehorchen.

Was für Mittel sich einzuschmeicheln, zu gefallen, und zu bezaubern! Was kann nicht ein Mann von Talenten aus allem diesem machen! Er kann sich aller unserer Empfindungen bemächtigen, alle ihre Triebfedern in Bewegung setzen. Welche Laufbahn? Welcher Flug für einen solchen Mann! Aber wie viel Genie muß er haben, um nicht auf dem Wege stecken zu bleiben.

Dies Madame! soll eigentlich unsere Oper sern. Die Vermählung aller schönen Künste, das System aller Empfindungen; dies unterscheidet sie von allen Schauspielen der Welt, und aus diesem Gesichtspunkte hat sie Quinault betrachtet, ihr unnachahmlicher Schöpfer. Warum sollte

man Reichthümer einschränken, ihre Quelle verstopfen? Wenn ich einen Acker habe, der fruchtbar genug ist, für alle Jahrszeiten, soll ich denn eigensinnig genug seyn, ihn nur einmal und nur eine einzige Fruchtgattung tragen zu lassen?

Aber dies ist eben, was ich vornemlich an der Oper Iphigenie auszusetzen habe. Man findet in derselben nur Eine Gattung der Schönheit der Scene, ich rede von der belebten Scene; denn ich zweifle sehr, ob die Recitative unsere guten Werke übertreffen, oder auch nur mit denselben verglichen werden können. Ja! Madame, mitten unter dem Enthusiasmus eines Theils des Publici, habe ich die Keckheit zu glauben, daß die meisten Recitative im Dardanus und im 5ten Akt des Castor von Lulli pathetischer und wahrer sind, als die in der Iphigenie. In den letzten hab ich wenig edle Grazie gefunden, dafür aber Trockenheit und Monotonie. Der Eigensinn des Componisten, alle seine Phrasen mit höheren Tönen zu endigen, verursacht, außer der Monotonie, einen Ausdruck, welcher der wahren Declamation

tion ganz entgegen ist, kraft welcher der Ton gegen das Ende eher sinkt als steigt. Noch habe ich auch in der Anbringung der Intonationen wenig Geschicklichkeit gefunden. Sie wissen, daß einige derselben den Ausdruck einer heftigeren Leidenschaft anzukündigen scheinen. Verfehlen sie diesen Endzweck, so würken sie weiter nichts, als eine Dissonanz, die dem Ohr unangenehm und in der Declamation falsch ist; dieß ist eben, als wenn Ihnen jemand eine ganz gewöhnliche Redensart im Tone des Fragens, oder des Bewunderns hersagen wollte. Würden Sie nicht mit Rechte seine Art zu sprechen übel finden? Schon längst habe ich unserm Recitative besondere Noten gewünscht, um den Sinn und die Absicht der Worte näher zu bezeichnen. Lulli hat eine solche Note für die Frage erfunden; man hat ihr aber bald ihre ursprüngliche Bedeutung genommen, indem man sie überall ohne Ursache gebraucht hat. Es war die kleine Terz.

Dieser Lulli verstand sich aufs Recitativ, und hat keinen der Fehler begangen, von welchen ich rede. Ich glaube, daß

er das wahre Muſter iſt, und immer ſeyn wird. Man verſuche es, ſeinen Geſang von den Fehlern zu reinigen, mit welchen man ihn angeſteckt hat, und ihn ſo auf das Theater zu bringen, wie er urſprünglich componirt iſt, und man wird ſehen, ob die Rollen der Medea, Arcabone, des Atys, Rolands und ſo viele andere nicht einen ſtärkern Eindruck machen, als die Rollen des Achilles und der Clytemneſtra in Betreff des Recitativs.

Ich geſtehe, daß in der pathetiſchen Handlung der Verfaßer der Iphigenie unübertrefliche Schönheiten hat. Agamemnons Arie im erſten Akt, wo er mit dem Calchas zu thun hat, der Auftritt des Achilles mit der Iphigenie in eben dieſem Akte, das Trio und der Monolog Agamemnons im zweyten und dritten Akt, der Abſchied der Iphigenie und des Achilles; dies ſind Stellen von der größten Stärke und Energie des Ausdrucks, es iſt zu wünſchen, daß ſie zu Muſtern dienen mögen, unſer Theater zu bereichern. Aber das iſt noch nicht alles. Das Zepter des lyriſchen Spiels hat zwey Aeſte, den Dolch Melpomenens

und

und die Zauberruthe der Circe. Nur dadurch wenn man das Spiel beyder mit Geschmack und Einsicht verbindet, kann man eine gute Oper im Ganzen hervorbringen. Und vielleicht alles zusammen genommen, wäre es besser, wenn eine Oper schwach in der Musik, als wenn sie des Schmucks der Mythologie beraubt wäre. Denn, wenn wir weiter nichts, als Tragödie wollen, so haben wir schon ein unerschöpfliches Theater, wo diese Gattung weit vortheilhafter behandelt ist, wo die dramatische Kunst Zeit und Mittel hat, sich auszubreiten, ihre Charaktere festzusetzen, und zu entwickeln, ihre Handlungen, die sich durch sich selbst unterhalten und allein durch das Triebrad der Leidenschaften zu ihrem Ziele gelangen, einzuleiten und fortzuführen. Nicht so in der Oper! Die Musik, so geschickt sie ist, Bilder und große Leidenschaften zu mahlen, kann gleichwohl nichts hinzusetzen; sie zerstört vielmehr die Stärke eines Räsonnements, oder den Eindruck einer Empfindung, die bloß sanft und sinnreich ist. Der Abschnitt der Verse, welchen der musikalische Rythmus erheischt, schadet der Versifikation. Dies beweiset die Oper Iphigenie. Sie ist das

Werk eines geistreichen Mannes, und macht ihm Ehre. Aber blos deswegen ist sie nicht sehr angenehm, weil sie die prächtigen Verse verunstaltet, die mit ihrem ganzen Pompe noch in unserm Gedächtniße ertönen, während daß in den Ohren der Rhythmus sie schwächet.

Ich wiederhole es, die Musik ist eine allzueingeschränkte Kunst, um ein ganzes Werk bloß mit dem Dialog auszufüllen. Man muß sich der Vortheile bedienen, die sie darbietet, um verschiedene Empfindungen zu erregen, die Wirkungen derselben zu verändern und die langweilige ermüdende Monotonie zu vermeiden, die das ganze Interesse zerstört. Hierzu sind Feste von verschiedener Art nöthig, Chöre, Ballete und dergleichen: man muß sie herbey zaubern Oft muß der Dolch der Zauberruthe Platz machen.

Doch daß man nur dieses Hülfsmittel nicht zu weit ausdehne! Man hat, ich gestehe es, seit langer Zeit in der Oper die Freyheit, Feste zu geben, gemißbrauchet. Weil die Auftritte durch die Art, wie man sie spielte, außerordentlich langweilig wur-

den,

den, so glaubte man, dieses Uibel könne nicht besser gehoben werden, als wenn man aus den Tänzen die Hauptsache machte. Das hätte man freylich nicht thun sollen. Man hätte bedenken sollen, daß man sich bey den Werken eines Quinault, indem man sie liest, gerührt findet, daß sie folglich auf dem Theater eine noch stärkere Wirkung thun müssen, daß also der Mangel des Interesse nicht ein Fehler des Werks, sondern ein Fehler der Vorstellung ist. Das Publikum hat in diesem Punkte am besten gewußt, was zu thun sey; denn sein beständiges Händeklatschen, begleitete jenen rührenden und erhabenen Schauspieler, welcher die wahre Manier zu handeln auf unser Theater zurückgeführet hat. (*) Anstatt daß man von den Schauspielern eine träge schleppende Stimme verlangte, hätte man ihnen wohl einprägen sollen, eine Scene sey eine Scene, nicht aber eine Künsteley von gezwungenen Stimmen, von falschen, zu oft und am unrechten Orte

(*) Es wäre unnöthig, hier den Herrn l'Arrivée zu nennen.

angebrachten Cadenzen; man könne die Zuhörer nicht rühren, ohne verständlich zu reden, und man müße die Worte, die man zu sagen hätte, vorher lernen aussprechen. Mit dieser Vorsorge würde man die Aufmerksamkeit des Publici, welches immer bereitwillig ist, sich von einer Vorstellung rühren zu lassen, gefesselt haben. Noch einmal: die Gattung unseres Recitativs ist gut; gut, in Ansehung der Composition. Anstatt es, wie bisher geschehen ist, mit einer schleppenden Stimme vorzutragen, soll man es declamiren, nicht wie in der Iphigenie, wo es vielleicht zuweilen Trockenheit und übertriebene Härte hat, sondern in der Mittelstraße: der Erfolg wird zeigen, ob ich mich betrogen habe.

Was die Chöre betrifft, so haben Sie nicht einen Augenblick gezweifelt, daß die in der Iphigenie weit unter den unsrigen stehen. Ich nehme das Chor des ersten Akts aus, wo die Griechen auf eine Erklärung des Calchas dringen; dieses enthält wirklich große Schönheiten.

Es ist der Mühe nicht werth, von der Musik der Tänze zu reden, oder sie mit der

un-

unſrigen zu vergleichen: mit dieſer bei uns ſo mannigfaltigen, ſo frölichen, ſo reizenden Muſik, die uns in dieſem Fache zu Herren von allen europäiſchen Theatern gemacht hat. Nur ein Wort an die Eiferer für die neue Oper! Da ſie den Balleten ihren Beyfall nicht geben konnten, ſo haben ſie aus Rache die ganze Gattung verächtlich gemacht und ſie abgeſchildert als ein Talent muſikaliſcher Lehrbuben.

Und! Woher wiſſen Sie denn, meine Herren, daß dieſes Talent ſo leicht iſt? Sie können davon urtheilen, wenn ſie die wenigen Genies zählen, denen es von der Natur geſchenkt worden. Für die Kunſt des Schauſpiels giebt es groſſe Meiſter genug. Italien hat ſeine Leo, ſeine Pergoleſe, ſeine Majo, ſeine Jomelli, Jacchini, Piccini, Traetta, und viele andere. Für den Tanz hingegen hat ganz Europa nur den einzigen Rameau; und Terpſichore, die ihm ihren Tambourin geliehen hatte, band ihn feſt an unſer Theater, auf daß er das Muſter ſeiner Nachfolger und das Ziel ihres Weltlaufens würde. Ganz Europa iſt hiermit einverſtanden. Alle Theater

ter der Welt haben die Muſik unſerer Tänze angenommen und uns den Vorzug in dieſer Gattung eingeräumet. Unſere Ehre erfodert es alſo, dieſe Gattung zu bebauen, ſie in ihrem Flor zu erhalten und noch mehr zu verſchönern, wenn es möglich wäre.

Aber bei uns läuft oft der Geſchmack und die Vernunft mit der lebhaften Einbildung davon. Die Oper Iphigenie hat ſchöne Auftritte, die durch ſich ſelbſt anziehend ſind: folglich ſind die Tänze verderblich und lächerlich: folglich ſoll man ſie von der Schaubühne verbannen und künftig blos dramatiſche Werke hören. Der Tanz ſchadet dem Intereſſe! Freylich, wenn das Gedicht nicht für den Tanz gemacht iſt; aber dann hat der Poet unrecht. Will er eine Oper ſchreiben, ſo ſoll ſeine erſte Sorge die Wahl eines Gegenſtands ſeyn, der für dieſe Gattung gemacht iſt. Nun, meine Herren, heben Sie ihre Augen auf! Sehen Sie einen Quinault, wie er mitten unter den Muſen die Armide und den Atys vorlieſt. Hören Sie den Beifall, den er in dem geheiligten Thale empfängt: Armide, Atys, Meiſterſtücke in ihrer Art, vielleicht die einzigen,

zigen, und die allein uns die Idee eines vollkommenen Ganzen gegeben haben. Wie reich iſt der Stoff! Wie intereſſant die Handlung! Wie reizend die Verſifikation! Welcher Adel! Welche Grazie! Welche Menge von hinreißenden und mannigfaltigen Gemälden! Und von der Seite des Tonkünſtlers: welch ein Pathos! Welcher edle, rührende und wirklich tragiſche Ton in ſeinen Recitativen! — Aber die Feſte ſchaden dem Intereſſe! — O! denken ſie doch an den vierten Akt des Dardanus! dieſes Gefängniß, in welchem der Held ſchmachtet, aller Unterſtüzung beraubt, verſchönert ſich auf einmal durch die Zauberkraft Iſmenens, und ſetzt unſere Seele durch eine ſo angenehme, ſo freudenreiche Empfindung in Entzücken; dies Duo, worinn die Liebe angerufen wird, welches ſich in ein allgemeines Chor verbreitet; dieſe himmliſchen Lieder, aus welchen das Divertiſſement beſteht — alles dies ſchadet dem Intereſſe? Wie! die treffenden Reize des Vergnügens, die Vereinigung aller Schönheiten von allen Gattungen, Muſik, Poeſie, Malerey, Tanz — dies ſchadet dem Intereſſe? Kein

Wort

Wort mehr, Madame! Man hat ja eben so gut Sinnen, als man eine Seele hat: und der geschickte Mann, welcher die Sinnen mit der Seele zugleich zu interessiren weiß, hat gewiß mehr gethan, als ein anderer, der vergißt, daß die Bewegungen des sinnlichen Vergnügens, nicht bloß Empfindungen, sondern wirkliche Gesinnungen, und wenn sie mit Klugheit angebracht werden, ein wichtiger Punkt für das Interesse der Seele sind.

Ich kehre wieder in meinen Weg zurück. Obgleich die Oper Iphigenie erhabene Schönheiten darbietet; obgleich die tragischen Leidenschaften darinn mit der größten Stärke behandelt zu seyn scheinen; obgleich darinn die Stimme der Natur sich oft mit ihrem gewaltigen Ausdrucke hören läßt; obgleich vielleicht die Musik noch nie etwas hervor gebracht hat, was die Rolle Agamemnons und die letzte Scene zwischen dem Achilles und der Iphigenie übertrafe; so glaube ich doch immer, daß das ganze fehlerhaft und nicht das ist, was eine Oper zu Paris seyn soll; daß Melpomene, Polyhymnia und Terpsichore, eine jede ihre

eigne

eigne Statue, auf unserm Theater haben, deren Fußgesims gemeinschaftlich ist; und daß es ärgerlich seyn würde, wenn wir unsere Operngattung aufgeben wollten, die, so viel man immer von der Geringfügigkeit unserer Musik gepredigt hat, sich gleichwohl ununterbrochen seit 120. Jahren erhält, und, wohl zu merken, sich bloß durch ihren vorzüglichen Schmuk erhält. Unter allen Künsten ist unstreitig die Musik den meisten Veränderungen unterworfen. Selbst in Italien nutzen sich die Compositionen ab und mißfallen in kurzer Zeit; eine Oper, die vor zehen Jahren Beyfall gefunden hat, ist nach Ablauf derselben nichts mehr. Die Ohren verlangen immer neue Eindrücke. Bei uns hingegen werden die Empfindungen immer geschmeichelt, immer geweckt durch die mannigfaltigen und anziehenden Reitze unseres Schauspiels. Noch einmal: unser tragisches Theater ist vortreflich; aber die tragische Rührung ist nicht das einzige, was man in der Oper suchen muß. Man muß alle Hülfsmittel benutzen, welche diese Gattung darbietet; alle Künste gewinnen dabey; und die Mythologie aus der

Oper

Oper verbannen zu wollen, das hieße die Oper ſelbſt verbannen.

Aber zu eben der Zeit, wo ich mit der Gattung der Iphigenie unzufrieden bin, beuge ich meine Knie vor dem erhabenen Genie des Compoſitors. Mit Thränen in den Augen, und mit einem bewegten Herzen, voll von den tiefeſten Eindrücken, falle ich mit Enthuſiasmus den unzähligen Schönheiten bey, die er in ſeiner Oper ausgeſtreut hat, und ihm ſage ich: Erhabener Mann, empfindungsvolle Seele, der Sieg der handelnden Scene iſt dein! Nimm noch die andere Hälfte des Scepters, dann wirſt du ohne Mitbuhler regieren.

War es jemals möglich, ſich dieſen Wunſch einfallen zu laſſen, ſo iſt es jetzt. Wir haben vortreffliche Schauſpieler. Die beyden Perſonen, welche den Agamemnon und die Iphigenie vorſtellten, haben uns die höchſte Stufe ihrer Kunſt gezeigt. Die Rolle des Achilles wurde durch die Schönheit der Stimme, durch die Kenntniß der Muſik und durch die Wärme des Schauſpielers, in einem hohen Grade belebt. Unſere Tänze ſind zu einer ſolchen Vortreff-

lichkeit

lichkeit empor gestiegen, daß sie die Tanzkunst selbst zu übertreffen scheinen. Unser Orchester nimmt täglich an Vollkommenheit zu; selten kann man ihm Fehler vorwerfen; es ist zu allem gleich geschickt; jedes Instrument wird durch den Fleiß in der Ausführung ein Akteur. Das Publikum läßt sich mit Entzücken hinreissen, und scheint, nachdem es lange genug unentschlossen war, nunmehr seinen Entschluß zu fassen. Könnten wir die Talente eines Quinault für die Poesie, eines Lulli für das pathetische Recitativ; eines Rameau für die Tänze und Chöre, mit dem feurigen erhabenen und wirklichen tragischen Genie des Verfassers der Iphigenie vereinigen; dann könnten wir kühnlich behaupten, das vollkommenste Werk zu besitzen, welches jemals gewesen ist.

Dies, Madame, hatte ich mit Ihnen zu sprechen. Sie hatten mir befohlen, Ihnen stückweise mein Urtheil über dieses neue Werk zu sagen, welches so vieles Aufsehen gemacht hat; ich habe Ihnen gehorcht und bitte Sie nur, statt einer Belohnung meines Gehorsams, das Geheimniß zu bewahren,

und dieſen Brief, der nur für Sie geſchrieben iſt, nicht etwa bekannt zu machen, u. ſ. w.

Anmerkung des Ueberſetzers.

Es gibt zwo Gattungen der ernſthaften Oper, die prächtige und die pathetiſche. Herr Gluck, indem er die pathetiſche Oper zuerſt in Frankreich einführt, verwirft deswegen die andere Gattung nicht. Sein Orpheus beweiſt es, daß dieſer große Compoſitor die Wirkungen der mitarbeitenden Künſte eben ſo gut, als Lulli und Rameau zu benutzen, eben ſo gut miteinander zu vereinigen weiß. Allein nicht jeder Stoff verträgt die Zierrathen, die unſer Briefſteller in der Oper für weſentlich hält. Iphigenie würde ſie nicht vertragen haben. Orpheus vertrug ſie. Ich ſetze zu dieſer Anmerkung das Urtheil eines franzöſiſchen Kunſtrichters: die Gattung der Opern mit Balleten, die unſerer leichtſinnigen Nation ſo eigen iſt, wird wenigen Antheil an der Verbeſſerung des Herrn von Gluck nehmen. In der reichſten Billdergallerie iſt nicht alles Michael Angelo, Tintoret u. ſ. w.

Das

Das Auge ruht gern auch bei einem Albane oder Correggio aus. Locus eſt & plurimus umbris. Der Ritter Gluck ſchließt die Pforten zum Tempel des Geſchmacks nicht hinter ſich zu; genug iſt es für ſeinen Ruhm, daß er ſie dem Genie aufgeſchloſſen hat.

III.

Geſpräch.

zwiſchen Lulli, Rameau und Orpheus

in den eliſäiſchen Feldern.

Von

Herrn M * * *

Omne tulit punctum, qui miſcuit utile dulci

Horatius.

Vorbericht.

Dieſes Geſpräch iſt veranlaßt worden, durch den auſſerordentlichen Eindruck, welchen die Muſik des Ritters von Gluck in dieſer Hauptſtadt gemacht hat, ſeitdem ſeine Opern Iphigenie und Orpheus aufgeführt worden, und durch die Umſchaffung unſers Nationalgeſchmacks, welche wahrſcheinlicherweiſe dadurch bewirket werden muß.

Zwar

Zwar waren die Meynungen über den Werth dieſer Opern Anfangs getheilt; allein ſo viel iſt gewiß, daß die wahren Liebhaber, das iſt, jene kleine Zahl aufgeklärter Richter, die da fähig waren, alle Schönheiten dieſer erhabenen Muſik zu erkennen und zu würdigen, ihr bereits die eklatanteſte Gerechtigkeit haben wiederfahren laſſen. Schon die einzige Stimme des berühmten Bürgers, (Rouſſeau) deſſen Talente ganz Europa bewundert, könnte hinlänglich ſeyn, den Sieg des Ritters von Gluck zu entſcheiden, und es iſt nicht zu zweifeln, daß dieſes Beyſpiel bald die Stimme des Volks nach ſich ziehen wird.

Unter den vielen Vorurtheilen, an denen wir noch feſt halten, wäre das lächerlichſte für unſere Nation dies: zu wähnen, als wenn unſere Muſik einen Vorzug vor der wälſchen, oder deutſchen hätte. Ich will deswegen nicht ſagen, wie man ſchon hat vorgeben wollen, daß wir gar keine Muſik haben; dieſer Vorwurf iſt zu allgemein und ungegründet. Aber indem ich die Talente eines Lulli und Rameau verehre, indem ich zugeſtehe, daß ſie oft,

ein jeder in seiner Art, bewundernswürdige Wirkungen hervorgebracht haben; so darf ich zugleich behaupten, daß sie noch nicht so weit gegangen sind, als sie hätten gehen können. Es wäre leicht, dieses zu erweisen. Man vergleiche nur die verschiedenen Schönheiten ihrer Werke mit jenen des Ritters von Gluck, und man wird leicht begreifen, daß meine Behauptung nicht übertrieben ist. Uebertrieben könnte sie vielleicht in den Augen derjenigen scheinen, welche der Enthusiasmus für die Verdienste eines Rameau verblendet. Doch diese Idee der Vergleichung, die jetzt nur projektweise hingeworfen worden, kann mit der Zeit den Gegenstand eines interessanten Werks abgeben. Jetzt wollen wir uns nur bemühen, mit Beobachtung der strengsten Unpartheylichkeit, die Gegner des Ritters Gluck von seinen Vorzügen vor Lulli und Rameau zu überführen.

Ein blasphemischer Gedanke! werden ohne Zweifel die Bewunderer dieser zween berühmten Componisten schreyen. Sie werden sagen, die Sache sey unmöglich, besonders sey der Ruhm eines Rameau unver-

letzlich,

letzlich, und man müsse ihn immer als den Orpheus von Europa betrachten. Allein Worte sind keine Gründe, und so lange man sich nicht anderer Waffen bedienen wird, so wird dem Ritter Gluck der Sieg gewiß bleiben. Wir wollen ihm denselben nicht ohne Grund zueignen; noch einmal gesagt: eine genaue Würdigung der Schönheiten unserer Autoren soll uns statt der Waage dienen, bei dem Urtheile, welches wir über sie fällen werden. Bis der Ritter von Gluck uns noch mehrere unsterbliche Werke liefern wird, wollen wir einstweilen uns dessen erfreuen, was er schon für die Ehre unserer Sprache gethan hat; für seine eigene Ehre ist dies unstreitig sehr viel; aber es ist noch nicht genug für unsere Ergötzlichkeiten und für unsern Geschmack; nicht genug, um der einsichtsvollen Bewunderung zu entsprechen, welche die Hauptstadt seinen Talenten gezollt hat. Er wird durchdrungen seyn von den Gnadenbezeugungen der großen Königinn, die aller Herzen durch ihre erhabenen Eigenschaften fesselt; er wird sich bemühen, seine Dankbarkeit durch neue Werke seines Genies an den

Tag zu legen; und wir können ihn verſichern, daß bei jedem ſeiner neuen Meiſterſtücke, die Zahl ſeiner Bewunderer ſich vermehren wird, oder vielmehr: daß jedermann, getroffen von dem Glanze ſeiner Verdienſte, ſich beeifern wird, das Urtheil zu beſtätigen, welches in dem nachfolgenden Geſpräche, Orpheus über dieſen erhabenen Compoſitor ausſpricht.

Geſpräch.

zwiſchen

Lulli, Rameau und Orpheus

in den eliſäiſchen Feldern.

Lulli.

Immer nichts, als von ihren Opern, mein Herr Rameau! Ich kenne den Werth derſelben; aber, mit Gunſt, laſſen ſie doch auch der Gattung von Muſik, deren Schöpfer ich bin, Gerechtigkeit widerfahren, und, nehmen ſie ein wenig Rückſicht

auf

auf das Jahrhundert, in welchem ich gelebt habe.

Rameau.

Sie verdienen ohne Zweifel die erste Stelle an der Seite der berühmten Männer, die das Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten verewigt haben. Ihr Genie hat die französische Musik aus ihrem Nichts hervorgezogen, und diese galante und kriegerische Nation muß sie als den Stifter ihrer Oper betrachten. Aber dafür werden sie mir zugestehen, daß sie die Kunst nicht verstanden haben, alle die Wirkungen in die Musik zu legen, deren sie fähig ist.

Lulli.

Was für Wirkungen?

Rameau.

Das heißt: sie verstanden nicht so gut, als ich, die ganze Stärke der Harmonie, und handen sich zu sehr an eine einfache und melodische Deklamation.

Lulli.

O! lassen sie dies Vorurtheil fahren! Ich habe ihre Abhandlung von der Harmonie gelesen, und sie schien mir eben so schwer verständlich zu seyn, als ein geometrisches

Problem. Indeſſen betrachten ſie nur einmal mein ſchwächſtes Werk, und ſie werden ſehen, daß ich gerade derjenige bin, welchem ſie den größten Theil ihrer Kenntniße zu danken haben; ich war ihr Wegweiſer auf der Laufbahn des Theaters, und wenn ſie mir meine einfache Deklamation vorrücken, ſo iſt dies der größte Lobſpruch, den ſie mir machen können. Die Muſik ſoll alle Leidenſchaften malen, die lebhaften Empfindungen der Seele, die ſanften Wallungen des Herzens, ſamt allen Eindrücken der Furcht und des Mitleidens.

Rameau.

Das iſt ja eben das, was ich in meiner Abhandlung bewieſen habe. Je mehr man ſich nähert der höchſten Stufe der Kunſt, deſto mehr nähert man ſich der Natur.

Lulli.

Aber man entfernet ſich oft von der Natur, indem man ſie nachahmen will; oft ſind wir in dieſen Fehler gefallen. Um ihre Eigenliebe nicht zu beleidigen, führe ich keine Beiſpiele an. Ueberhaupt, wenn ſie allenfalls einen Vorzug vor mir haben, ſo haben ſie ihn in ihren Compoſitionen für die

Bal-

Ballete, weil dieſe ſelbſt von den meiſten auswärtigen Nationen angenommen ſind.

Rameau.

Es iſt wahr, daß faſt alle Ausländer, die ich hier antreffe, mit Enthuſiasmus davon ſprechen; und wirklich müſſen mir die Franzoſen ewig dankbar dafür ſeyn, daß ich durch die Anſtrengung meines Genies eine Kunſt zur Vollkommenheit gebracht habe, worinn ſie nun Meiſter ſind.

Lulli.

Das glaube ich ſelbſt, daß Ihre Tänze unnachahmlich ſind. Gleichwohl ſagt man mir doch, daß ihre Opern nicht eben den allgemeinen Beifall hatten. War es nicht ein heroiſches Ballet, welches machte, daß ihr Zoroaſter nicht gefiel?

Rameau.

Ja! aber das Gedicht ſelbſt that der Muſik den meiſten Schaden, und das Carneval auf dem Parnaſſe (*) drückte ſie vollends zu Boden. Doch das müſſen ſie wiſſen, daß die Stadt Paris einen ungewöhnlichen Aufwand machte, um die Pracht dieſes neuen Schauſpiels zu unterſtützen!

Lulli

(*) Eine damals erſchienene fliegende Schrift.

Lulli.

Es war also ein Meisterstück?

Rameau

Ich will es nicht entscheiden; aber man glaubte es damals.

Lulli.

Ich bin hiervon nicht unterrichtet; mir wenigstens ist so etwas nicht geschehen.

Rameau.

Weil sie glücklicher waren als ich. Sie waren der Schöpfer der französischen Musik: sie hatten keine Hindernisse zu überwinden, keine Nebenbuhler zu befürchten. Dem ungeachtet habe ich mich nicht sehr über das Unrecht, was mir damals wiederfuhr, zu beklagen. Es vergrößerte meine nachherigen Siege. Mit der Zeit öffneten sich die Augen des Publici, die vorhin durch die Neuheit geblendet waren. Meine Zeitgenossen ließen meinen Talenten Gerechtigkeit widerfahren, und endlich übertrug mir ganz Frankreich das Scepter des lyrischen Schauspiels.

Lulli.

Freylich haben sie einen Theil meines Ruhms verdunkelt. Aber da sie nunmehr kei-

nes

nes Vorurtheils, keiner Vieleinbildung mehr fähig sind, so gestehen sie, daß das Urtheil, was man gewöhnlichermassen von allen Werken der Musik zu fällen pfleget, fast immer von der Mode, oder von einer zufälligen Meinung abhänget.

Rameau.

Nein! Nur große Geister können große Veränderungen bewirken. Wahr ists, daß Schönheiten, die gewisse Personen auf das lebhafteste rühren, oft auf andere nicht den mindesten Eindruck machen; alles hängt davon ab, aus welchem Gesichtspunkte und wie man die Gegenstände betrachtet. Aber nach und nach klärt sich der Geist auf; das Ohr gewöhnt sich an die erhabene Melodie; und mit der Zeit vereinigt sich der Geschmack des großen Haufens und wird fest. Fontenelle, dem sie gern beypflichten werden, sagt etwas in seinem Buche, über die Mehrheit der Welten, was einigermaßen hieher gehört; „ Zwey Dinge sind der Grund der „ ganzen Philosophie: Der Geist ist neu„ gierig und die Augen sind schwach. Hät„ tet ihr bessere Augen, als ihr habt, so „ würdet ihr wohl sehen, ob die Sterne

„ Wel-

„ Welten sind, oder nicht sind. Und wä-
„ ret ihr weniger neugierig, so würdet ihr
„ euch nicht darum bekümmern. Aber man
„ will mehr wissen, als man siehet, und
„ das ist die Schwierigkeit. Sähe man
„ alles, was man sieht, genau; so wäre
„ alles Gesehene Kenntniß; aber man sieht
„ die Dinge anders, als sie sind. Daher
„ bringen die wahren Philosophen ihr Le-
„ ben damit zu, daß sie nicht glauben, was
„ sie sehen, und sich bemühen zu errathen,
„ was sie nicht sehen: ein Zustand, der
„ nicht sehr zu beneiden ist. Ich bilde mir
„ immer ein, die Natur sey ein großes
„ Schauspiel, welches der Oper gleicht.
„ Aus eurem Standorte seht ihr das Thea-
„ ter nicht ganz so, wie es ist; man hat
„ es so eingerichtet, daß es in der Entfer-
„ nung eine angenehme Wirkung thut; die
„ Maschinen aber verbirgt man vor euren
„ Augen. Auch bekümmert ihr euch nicht
„ sonderlich um die Wirkung der verstec-
„ ten Räder und Gewichter. Nur vielleicht
„ lauscht hier oder da im Parterre ein
„ Maschinenmeister, welcher über einen
„ Flug unruhig wird, der ihm ausserordentlich

„ schien,

„ ſchien, und welcher ſich plagt, die Art
„ zu entdecken, wie dieſer Flug wohl hätte
„ mögen ausgeführet werden. Dieſer Me-
„ chaniker gleicht ziemlich unſern Philoſo-
„ phen, nur mit dem Unterſchiede, daß
„ dieſe mehr Schwierigkeiten vor ſich fin-
„ den, als jener. Die Triebräder der Na-
„ tur ſind ſo künſtlich verſteckt, daß man
„ ſich von jeher umſonſt bemühet hat, nur
„ zu errathen, welches die wahre Urſache
„ der Bewegung in der Welt ſey. Schi-
„ cken wir einmal alle unſere Weiſen in
„ die Oper, vom Pythagoras, Plato und
„ Ariſtoteles an, bis auf die Neuern, de-
„ ren Namen berühmt ſind: ſie ſollen ſe-
„ hen, wie Phaeton von den Winden ent-
„ führt wird, ſie ſollen die verborgenen
„ Seile nicht entdecken können, nicht wiſ-
„ ſen, wie der hintere Theil des Theaters
„ eingerichtet iſt; was werden ſie ſagen?
„ Der eine: es iſt eine geheime Kraft, welche
„ den Phaeton entführt. Der andere: Pha-
„ ton iſt zuſammengeſetzet aus gewiſſen
„ Zahlen, die machen, daß er in die Höhe
„ ſteigt. Der dritte: Phaeton hat einen
„ gewiſſen freundſchaftlichen Hang für die

„ Decke des Theaters, er befindet sich nicht
„ wohl, so lange er nicht daselbst ist. Der
„ vierte: Phaeton ist eigentlich nicht zum
„ fliegen gemacht; aber doch will er lieber
„ fliegen, als das Theater in der Höhe
„ leer lassen. Und hundert Träumereyen
„ mehr! Endlich kommt Cartesius mit ei-
„ nigen Neuern, die da sagen: Phaeton
„ fliegt, weil er mit Seilen gezogen wird,
„ und weil das Gegengewicht, welches
„ hinab steigt, schwerer ist! als er, —
„ schnell glaubt man nun, ein Körper
„ könne sich nicht bewegen, ohne von
„ einem andern Körper gestossen, oder
„ gleichsam mit Seilen gezogen zu werden. „

Auf eben diese Art macht man täglich neue Entdeckungen in der Musik.

Lulli.

Man kann nichts angenehmers über eine so ernsthafte Materie plaudern; aber, um wieder auf unsere Sache zurück zu kehren, sagen sie mir, ob die musikalischen Werke, die nach mir gekommen sind, den Beyfall des Publici gehabt haben?

Rameau.

Mit vieler Mühe. Die berühmtesten Compositoren nach ihnen, haben mit Furcht

und

und Zittern für das Theater gearbeitet; so sehr überzeugt waren sie, wie schwer es sey, dem Publiko nach einem solchen Vorgänger zu gefallen.

Lulli.

Auch war ein solches Unternehmen in der That gefährlich.

Rameau.

Ich habe einen gekannt, der schon eine Oper angefangen hatte, aber seine Arbeit aufgab, weil er an einem guten Abend auf seinem Tische folgende Verse antraf, deren Verfaßer ihm, so wie mir, niemals bekannt wurde.

Qui pourroit, sans montrer un esprit impoli,
Refuser son hommage aux Mânes de Lulli?
Le dirai-je? En donnant merveille sur merveille,
Il a trop aux beautés accoutumé l'oreille:
Modele inimitable, il jette dans l'ennui
De ne voir rien qu'on puisse admirer comme lui.

Lulli.

Die Hyperbel ist ein wenig zu sehr Hyperbel. Indeß mache ich mir doch gerne

das Vergnügen zu glauben, daß ich in meiner Kunst eben so vielen Ruhm erworben habe, als der berühmte Lysander von Sicion, der zuerst den Weg zeigte, die Instrumental-Musik mit der Vocal-Musik zu vereinigen. Ich zuerst habe die Manier des Gesangs auf dem französischen Theater fest gesetzet, und ich glaube nicht, daß man besser, als ich es gethan habe, den Sinn der Poesie ausdrücken, besser deren Schönheiten sinnlich machen kann.

Rameau.

Das ist leicht begreiflich. Der zierlichste Poet ihres Jahrhunderts versahe sie mit erhabenen Gedichten, und pries, in seinen göttlichen Allegorien, den größten König der Welt, der sich ein eigenes Geschäffte daraus machte, die Künste zu beschützen, und eine Ehre, sie zu belohnen. Wie hätten sie es müssen angreifen, um die Empfindungen der Liebe und der Dankbarkeit, von denen sie durchdrungen waren, nicht in ihrer Musik auszudrücken?

Lulli.

Quinault ließ Ludwigen dem vierzehenten Gerechtigkeit wiederfahren. Seine Lobsprüche, wären sie zuweilen gleich übertrie-

trieben gewesen, wurden deswegen doch von den ernsthaftesten und strengsten Hofmännern nicht für abgeschmackt erkläret. Sie schilderten die wohlthätige Seele dieses jungen Helden, welcher die Augen von ganz Europa auf sich zog.

Rameau.

Das thut nichts zur Sache. Ich werde ihn allemal als den sinnreichsten und feinsten Schmeichler dieses großen Monarchen betrachten.

Lulli.

Ach! Muß man denn eben, wenn man lobt, der Schmeicheley beschuldiget werden? Die Könige wären sehr zu beklagen, wenn sie nur von Schmeichlern gelobt würden. Lucian sagt über diesen Punkt: „Die „Schmeichler sind schlimmer, als die sich schmeicheln lassen; die letztern werden stolz und unverschämt bloß durch die Niederträchtigkeit der erstern, u. s. w. (*)

Rameau.

Niemand zweifelt an dieser Wahrheit.— Aber es ist mir, als wenn ich den Schall einer Leyer hörte.

(*) Man hat nicht die ganze Stelle übersetzt, weil sie eigentlich nicht zu der Absicht dieses Gespräches gehöret.

Lulli.

Und ich höre eine sehr melodische Stimme.

Rameau.

Welche Gottheit mag wohl in die elisäischen Felder herab gestiegen seyn. Mercur etwa? oder Apollo?

Lulli.

Ich sehe jemanden durch diese Palmbäume? — —

Rameau.

Und ich höre rufen: Euridice.

Lulli.

Orpheus iſts! was mag der hier zu thun haben?

Rameau.

Fragen wir ihn! er nähert sich uns.

Lulli.

Göttlicher Orpheus, welch ein Zufall bringt dich hieher?

Orpheus.

Ich bin nicht der berühmte Orpheus aus Thracien, welcher zugleich Musikus, Poet und Gesetzgeber war; noch weniger bin ich der erhabene Orpheus, welchen dein Bruder mit so vielem Beyfall am Hofe aufgeführet hat; (*) ich habe nur die äußere Ge-

(*) Eine Tragödie von du Boullai und Louis Lulli.

Gestalt meiner Vorfahren; meine Talente aber, bin ich dem deutschen Schwane schuldig, schuldig es seiner Kunst, daß ich hier seyn darf.

Rameau.

Deutscher Schwan! wer ist denn das?

Orpheus.

Einer der berühmtesten Tonkünstler in Europa.

Rameau.

Wie heißt er?

Orpheus.

Christoph Gluck.

Rameau.

Der Name klingt ziemlich tudesque.

Orpheus.

Was Name! Name und Verdienst ist zweyerley. Das Genie gehört allen Nationen, und der wahre Weise ist ein Bürger der ganzen Welt.

Lulli

Aber in welchem Lande ist denn dieser geschickte Musikus gebohren?

Orpheus.

In Deutschland. Er wohnt zu Wien. Ein Liebhaber der schönen Künste (*) hat ihn

(*) Mr le Bailli de Roulet.

ihn nach Frankreich gezogen, und zu Paris hat er die ganze Größe seiner Einsichten gezeigt. Die liebenswürdigste Königinn der Welt, die mit ihren persönlichen Reizen die feinsten Gaben des Geistes verbindet, die mit einem einzigen Blicke Aller Herzen gewinnet, und deren großmüthige Seele Verdienste zu würdigen und zu belohnen weiß, hat, um ihn beyzubehalten, ihn mit Gnaden und Wohlthaten überhäufet.

Rameau.

Was ist denn das für eine Oper, die er in Paris aufgeführet hat?

Orpheus.

Die Iphigenie von Racine.

Ramaeu.

Das scheint mir unmöglich. Eine Tragödie von Racine, in Musik gesetzt, muß unerträglich und langweilig seyn.

Orpheus.

Mit nichten! Durch die Nachhilfe der Kunst hat man sie folgendermaßen interessant gemacht. Ein neuerer Dichter (*) hat die überflüßigen Scenen ausgemustert, hat die Handlungen näher zusammen gedrängt;

der

(*) Vorherzenannter Mr. le Bailli de Roulet.

der geiſtreiche Muſikus hat mehr Energie und Wärme hineingebracht und das Intereſſe vermehrt, ohne die Schönheiten zu ſchwächen: mit einem Worte, dieſe Oper hat, außer den Unwiſſenden, alle Stimmen für ſich.

Lulli.

Der Mann muß viele Verdienſte haben, wenn nur die Unwiſſenden — und die Unwiſſenden alle — wider ihn ſind.

Orpheus.

Ich habe die Partitur bey mir, urtheilt darüber, wenn ihr wollt.

Rameau.

Ah! ich bin neugierig, ſie durchzublättern.

Lulli.

Auch ich!

Orpheus.

Ich überlaſſe ſie eurer Kritik.

Rameau.

Die Eröffnung (ouverture) iſt wirklich maleriſch ſchön, und muß die beſte Wirkung hervorbringen.

Lulli.

Aber was ſehe ich! der Mann hat ja alle ſeine Chöre in Handlung geſetzt. Dies

ist wider den Gebrauch und wider die Regeln des Theaters.

Orpheus.

Meinetwegen! das Genie ist über die Regeln. Und außerdem war dieß auch der Brauch der Alten.

Lulli.

Ich behaupte aber, daß er Unrecht hat, und daß diese Neuerung lächerlich ist. —

Orpheus.

Aber noch lächerlicher ists, eine Menge Menschen auf die Scene hinzustellen, wie die Bildsäulen, und dieß zu einer Zeit, wo es die Handlung mit sich bringt, alles in die größte Bewegung zu setzen. Sollen sie denn leblos da stehen, wenn ein Fest gefeyert, oder ein Opfer verrichtet wird? Laßt mich auf den Ursprung der Chöre zurück sehen! Ich werde euch zeigen, wie gut es die Griechen verstunden, dieselben auf ihren Theatern wichtig zu machen.

Rameau.

Gut!

Orpheus

In der Kindheit der Tragödie bestand der Chor (*) aus einem Haufen von Personen, wel-

(*) Ich sage der Chor, wenn von den Personen des

welche tanzend einen Hymnus absangen, zur Ehre des Bacchus. Diese Cärimonie wurde von den Athenienſern in ihre Schaubühne eingeführet und gehalten mit vieler Zubereitung und Pracht. Der Chor wurde zuweilen von fünfzig Inſtrumenten begleitet; die Tänze waren regelmäßig und figurirt. In der Folge, etwa ums Jahr der Welt 3530 erfand der Poet Theſpis die Epiſoden; das heißt: zwiſchen den Geſängen des Chors führte er einen Schauſpieler auf, welcher eine Rede herſagte in Beziehung auf die Tragödie, um den Sängern, Inſtrumentiſten und Tänzern eine Erhohlungezeit zu verſchaffen. Zuweilen aber ſang das Chor die ganze Tragöde, ohne einen Protagoniſten zu haben; denn ſo wurde die vom Theſpis eingeführte Perſon genennet. Aeſchylus führte einen zweyten Schauſpieler ein und Sophocles einen dritten; jener hieß Devteragoniſt und dieſer Tritagoniſt. Nachdem dieſe Schauſpieler eingeführet waren, ſo wurde der Chor

ſelben die Rede iſt; und das Chor, wenn durch dieſes Wort die Compoſizion angedeutet werden ſoll.

als eine mithandelnde Person betrachtet, der Anführer desselben wurde Coryphäus; genennet, und der Chor selbst hatte immer Theil an der Handlung.

Lulli.

Also, um die Alten nachzuahmen, hat der Verfasser der Iphigenie diesen Gebrauch wieder einführen wollen.

Orpheus.

Das eben nicht: er hat gefunden, daß eure Chöre ohne alle Wahrscheinlichkeit sind.

Rameau

Ist das sein ganzes Verdienst?

Orpheus.

Ich habe nicht Zeit mich länger mit euch Herren zu unterhalten, weil ich Euridicen (*) aufsuchen muß. Gehet nur vollends diese Partitur durch; so werdet ihr sehen, wie sehr er sich Meister von der Scene zu machen gewußt hat, durch die Uebermacht seines Genies, und durch die Stärke seines Ausdrucks. Lebt wohl!

Lulli.

(*) Anspielung auf die Oper Orphée & Euridice vom Herrn von Gluck, welche am 2ten August 1774. zum erstenmal von der königlichen musikalischen Akademie, mit dem größten Beyfall vorgestellet wurde.

Lulli.

Sage mir doch, ehe du gehst, mein lieber Orpheus, aber aufrichtig, was man seit Erscheinung der Iphigenie in der Welt von uns denkt!

Orpheus.

Aufrichtig, weil ihrs haben wollt! Alle Leute vom Geschmack sagen: in der Harmonie des Herrn Rameau ist zu viel Kunst; und in der Melodie des Herrn Lulli ist deren zu wenig. Hingegen der Verfasser der Iphigenie hat mit euern erhabenen Talenten alles andere vereinigt, frisches Colorit, Abwechselung in den Wendungen und Schattirungen, Wahrheit des Ausdrucks, und mit einem Worte: durch die Vollkommenheit seiner Kunst, welche immer der Natur treu bleibt, hat er das Glück davon getragen, euch zu übertreffen

IV.

Auszug

aus dem encyklopädischen Journale. (*)

Man hat in unsern Tagen für die Malerey einen Preis des Ausdrucks gestiftet,

(*) Vom May 1774. S. 507. f. f.

zet, (*) dieß sollte man für alle Künste thun, wo man seit einer Zeit nichts als Colorit und einen ewigen monotonischen Schlendrian bemerkt. Diese Beyhülfe bitten sich besonders unsere Poesie und Musik aus; die letzte hat endlich in der Oper Iphigenie ein Muster bekommen, welches sie leiten kan, die großen unter uns so sehr vernachläßigten Wirkungen hervorzubringen.

Unsere langen musikalischen Kriege, die nach Lullis Ton entstunden, und vor zwanzig Jahren erneuert wurden, samt allen seichten Diatriben und unanständigen Zänkereyen, haben nichts wesentliches für die Kunst gefruchtet. Die Verständigen blieben in der Mittelstraße, indem sie wohl einsahen, wie viel noch an unserm Gesange in der edlen Gattung zu bessern sey. Nur einem großen Tonkünstler, einem Manne von Genie war es vorbehalten, unsere irrende Ideen über diesen Punkt zurecht zu weisen. Nach dem Beyfalle, welchen die Oper Iphigenie gefunden hat, scheint es uns, daß der größte Haufen der Zuschauer kein

(*) Der Graf Caylus hat eigentlich diesen Preis gestiftet. A. d. H.

sein National-Vorurtheil geäußert hat, und daß man nun einstimmig bekennet, wir hatten zwar bisher geschickte sinnreiche und angenehme Musiker gehabt, aber noch keinen so dramatischen, dieses Wort in der strengsten Bedeutung genommen, wie den berühmten Ritter von Gluck. Man kann nichts bessers von seiner Kunst sagen, und den Dienst, welchen er unserer Opernbühne geleistet hat, nicht besser beschreiben, als durch seine eigenen Worte in der Zueignungsschrift vor einer Oper, welch Italien mit Entzückung gesehen hat. (*) Die Bemerkungen, welche daselbst Hr. Gluck über seine Kunst macht, sollen, wie es uns scheint, für alle französische Compositoren, welche die höhere Gattung der Oper bearbeiten wollen, Poetik und Regel seyn.

Um diesen neuen Reichtum unter uns einzuführen, brauchte Herr Gluck, dieser in Italien so gut als in Deutschland berühmte Compositor, ein französisches, einfaches, starkes und pathetisches Gedicht, eine große, rührende und edle Handlung,

ohs

(*) Es ist nicht nöthig, diese Stelle hier anzuführen; die Alceste ist ohnehin bekannt genug.

ohne unwahrscheinliche, unanständige und unzweckmäßige Feste; und ein solches hat ihm der Herr Bailli de Roulet geliefert, welcher schon vorhin, ehe er noch das Vergnügen hatte, den Herrn von Gluck anzutreffen, damit umgieng, unsere Oper bis zur getreuen Nachahmung des erhabenen Theaters der Griechen auszubilden.

Der Herr Balli de Roulet wählte zu dieser Absicht die Iphigenie von Racine, welche voll von den schwersten Gemälden für die Ausführung ist. Aber solche Gemälde eben mußte die erstaunende und nachdrückliche Muse des grossen Tonkünstlers haben. Das durchdringende Geschrey der Clytemnäkra, die sanfte und herzige Empfindlichkeit der Iphigenie, der Zorn und die Heftigkeit des Achilles, die nagende Angst, die Gewissensbiße und der Stolz Agamemnons, der Taumel des Volks, der Fanatismus der Priester: alles dieß hat, ein jedes seine eigenthümlich Farbe, unter dem Pinsel dieses Meisters gefunden, und wir können mit Boileau sagen:

Iamais Iphigenie en aulide immolée
Ne couta tant de pleurs à la Grece assemblée,

Que

Que dans l'heureux spectacle à nos yeux étalé.

Wer nur irgend eine empfindsame Seele und einigen Geschmack für die Künste hat, der wird den Wirkungen der malerischen Harmonie des Herrn von Gluck nicht widerstehen können, und nichts mehr verlangen über das, was er empfunden hat. Ein Beweis des tiefen Eindrucks, welchen diese Harmonie gemacht hat, ist unter andern die Beobachtung, da sowohl bey den Proben, als bey der ersten Vorstellung dieser Oper die Zuschauer ihren sonst so lebhaften Geschmack an den Balleten verloren zu haben scheinen, die sonst seit dem Tod eines Rameau den Beyfall unserer meisten Opern entschieden. Diesem Manne hat, im Vorbeigehen gesagt, vielleicht weiter nichts gefehlt, als ein starkrührendes Gedicht, um der Vorläufer des Herrn von Gluck in der Scene des Ausdrucks zu werden.

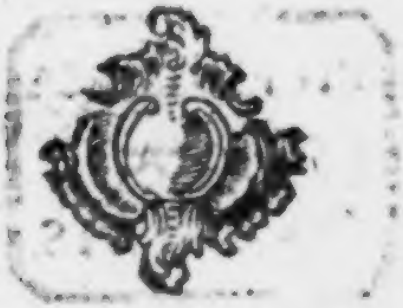
Wir glauben indeß nicht, daß für unsere leichtsinige Nation, die oft mehr nach sinnlichen Unterhaltungen, als nach vernünftigen Vergnügungen geizt, diese ernsthafte Gattung der Oper hinreichend sey und sich mithin Ausschließungsweise unsers ganzen

zen lyrischen Teaters bemächtigen müsse. Es ist noch rühmlicher, wenn sie sich nur von Zeit zu Zeit sehen läßt, damit wir nur durch sie das beleidigende Vorurtheil überwinden, welches unsere Sprache verdammt, gar keine Musik zu haben, (*) so wie gewisse Gelehrte sie von der Inscription ausschließen. Es fehlten uns in der That harmonische und geschickte Künstler, um zu malen und die großen Leidenschaften auszudrücken, ihre Gänge, ihre Accente, ihre Regungen, ihre unterscheidenden Kennzeichen zu bemerken; aber es fehlte uns noch mehr an Dichtern, um unsere Compositoren in diese Schwierigkeiten zu versetzen. Wenn unsere lyrischen Schriftsteller über die Natur und über den glücklichen Zuschnitt der Oper Iphigenie genau nachdencken wollen; so wird vielleicht Hr. Glück durch die Lehren, die er uns gegeben hat, Maler aus seiner Schule bilden.

E N D E.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Friderich Just Riedels
Weiland K. K. Raths,
sämmtliche
Schriften.



Fünfter Theil.

Vermischte Aufsätze.

Wien,
bei Joseph Edlen von Kurzbek, k. k. Hofbuchdrucker, Groß- und Buchhändler.

1787.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

des fünften Bandes.

Vorrede zur Geschichte des Alterthums von Winkelmann.....

Denkmaal des Herrn Meinhard an den Herrn geheimen Rath Klotz.... 97

Launen an meinen Satyr..... 159

Epistel an den Herrn Oeser..... 177

An den Herrn Professor Baldinger.. 187

Friderike an einem Namensstage.... 200

Prolog zu Romeo und Julie..... 209

Lied eines alten Kroaten..... 211

Ein Klag- und ein Frohlied, beyde zu singen für C. R. Gluck..... 213

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede

zur Geschichte des Alterthums

von

Winkelman.

Unser erstes Geschäft ist, die Absicht dieser Geschichte der Kunst des Alterthums, im Gegensatze mit ähnlichen oder ähnlich seyn sollenden Versuchen zu beschreiben, immer in der Sinnesart des Verfassers, und so viel möglich ist, mit den eigenen Worten desselben. Wir weben deswegen in unsere Vorrede einen Theil derjenigen ein, mit welcher Winkelmann den ersten Ent-

wurf dieſes Werks begleitet, und deren gänzliche Verrichtung er bey dieſer neuen Ausarbeitung beſchloſſen hatte, ohne ihre Stelle durch eine andere erſetzt zu haben. Es iſt dieß der einzige Fall, in welchem man zuverſichtlich geglaubt hat, daß es der Vortheil des jetzigen Publici und der Nachwelt erfordere, eine Ausnahme von dem ſchriftſtelleriſchen Teſtamente des Verfaſſers zu machen.

Die folgende Geſchichte der Kunſt des Alterthums iſt keine bloſſe Erzählung der Zeitfolge und der Veränderungen in derſelben; ſondern das Wort Geſchichte wird in der weiteren Bedeutung genommen, welche daſſelbe in der griechiſchen Sprache hat, und die Abſicht des Verfaſſers iſt, einen Verſuch eines Lehrgebäudes zu liefern. Dieſes hat man in dem erſten Theile, in der Abhandlung von der Kunſt der alten Völker, von jedem insbeſondere, vornehmlich aber in Abſicht der griechiſchen Kunſt auszuführen geſucht. Der zweyte Thril enthält die Geſchichte der Kunſt im engern Verſtande, das iſt: in Abſicht der äußern Umſtände, und zwar allein unter den Grie-

chen

chen und Römern. Das Wesen der Kunst aber ist in diesem sowohl, als in jenem Theile, der vornehmste Endzweck, in welches die Geschichte der Künstler wenig Einfluß hat; und diese, welche von andern zusammen getragen worden, hat man also hier nicht zu suchen: es sind hingegen auch in dem zweyten Theile diejenigen Denkmale der Kunst, welche irgend zur Erläuterung dienen können, sorgfältig angezeigt.

Die Geschichte der Kunst soll den Ursprung, das Wachsthum, die Veränderung und den Fall derselben, nebst dem verschiedenen Stile der Völker, Zeiten und Künstler lehren, und dieses aus den übrig gebliebenen Werken des Alterthums, soviel möglich ist, beweisen.

Es sind einige Schriften unter dem Namen einer Geschichte der Kunst an das Licht grtreten; aber die Kunst hat einen geringen Antheil an denselben: denn ihre Verfasser haben sich mit derselben nicht genug bekannt gemacht, und konnten also nichts geben, als was sie aus Büchern, oder vom Sagenhören hatten. In das Wesen und zu dem Innern der Kunst führet fast kein Scribent,

und diejenigen, welche von Alterthümern handeln, berühren entweder nur dasjenige, wo Gelehrsamkeit anzubringen war, oder, wenn sie von der Kunst reden, geschieht es theils mit allgemeinen Lobsprüchen, theils in ihr Urtheil auf fremde und falsche Gründe gebauet. Von dieser Art ist des Monier Geschichte der Kunst, und des Dürand Uibersetzung und Erklärung der letzten Bücher des Plinius, unter dem Titel: Geschichte der alten Malerey: auch Turnbull in seiner Abhändlung von der alten Malerey gehöret in die Klasse (1) Aratus, welcher

(1) Es müssen aber auch die meisten Schriften, die bloß von der Malerey der Alten handeln, mehr trocken, als fruchtbar, eher gelehrt als lehreich ausgefallen seyn, und mehr mit allgemeinen Anmerkungen, als mit Früchten des Anschauens prangen, weil, besonders vor den herkulanischen Entdekungen, in diesem Fache fast kein Gegenstand des Anschauens vorhanden war, und an den Beschreibungen der Alten, mit denen man sich behelfen muß, die Genauigkeit und Ausführlichkeit vermisset wird, womit unser Verfasser vornehmlich

eher die Astronomie nicht verstand, wie Cicero sagt, konnte ein berühmtes Gedicht über dieselben schreiben; ich weiß aber nicht, ob auch ein Grieche ohne Kenntniß der Kunst etwas widriges von derselben hätte sagen können.

Untersuchungen und Kenntnisse der Kunst wird man vergebens suchen in den grossen und kostbaren Werken von der Beschreibung alter Statuen, die bis jetzo bekannt

---

lich im fünften Abschnitte des vierten Kapitels einige alte erst aufgefundene Malereyen geschildert hat. Und deswegen sagt er, er sey nach dem Grundsatze verfahren, daß wir schreiben sollten, oder unterlassen, was wir wünschen, daß die Alten geschrieben, oder nicht geschrieben hätten. Man sehe Seite 579. sammt den vorhergehenden. Eben dasselbe, was von den Schriften über die Malerey der Alten gesagt ist, gibt auch, noch mehr, von den Abhandlungen über ihre Musik, und nicht viel weniger von den Kriegen einiger Neuen über die Kunst, die sie, einige mit vieler philosophischer Subtilität, andere mit großem philologischen Vorrathe, alle aber ohne wahre Intuition geführt haben.

kannt gemacht worden ſind. Die Beſchreibung einer Statue ſoll die Urſach der Schönheit derſelben beweiſen, und das Beſondere in dem Stile der Kunſt angeben: es müſſen alſo die Theile der Kunſt berührt werden, ehe man zu einem Urtheile von Werken derſelben gelangen kann. Wo aber wird gelehrt, worinn die Schönheit einer Statue beſtehe? Welcher Schriftſteller hat dieſelbe mit Augen eines weiſen Künſtlers angeſehen? Was zu unſern Zeiten in dieſer Art geſchrieben worden, iſt nicht beſſer als die Statuen des Calliſtratus; dieſer magere Sophiſt hätte noch zehnmal ſoviel Statuen beſchreiben können, ohne jemals eine einzige geſehen zu haben: unſere Begriffe ſchwinden bei den mehreſten ſolcher Beſchreibungen zuſammen, und was groß geweſen, wird wie in einem Zoll gebracht.

Eine griechiſche und eine ſogenannte römiſche Arbeit wird insgemein nach der Kleidung, oder nach der Güte, angegeben: ein auf der linken Schulter der Figur zuſammengehefteter Mantel ſoll beweiſen, daß ſie von Griechen, ja in Griechenland

gear-

gearbeitet worden. (1) Man ist sogar darauf gefallen, das Vaterland des Künstlers der Statue des Markus Aurelius in dem Haarschopfe auf dem Kopfe des Pferdes zu suchen; und weil man einige Aehnlichkeit mit einer Eule an denselben gefunden hat, so soll dadurch der Künstler Athen haben anzeigen wollen. (2) Sobald eine gute Figur nur nicht als ein Senator gekleidet ist, heißt sie griechisch, da wir doch gleichwohl senatorische Statuen von nahmhaften griechischen Meistern haben. Ein Gruppo in der Villa Borgheſe führet den Namen Markus Coriolanus mit seiner Mutter: dieses wird als ungezweifelt vorausgesetzt, und daraus schließt man, daß dieses Werk zur Zeit der Republik gemacht worden, (3) und eben deswegen findet man es schlechter, als es ist. Und weil einer Statur von Marmor in eben der

(1) *Fabretti* Inscr. p. 400. n. 293.
(2) *Pinaroli* Rom. ant.mod. p. 1. pag. 106. Spect. Vol. 3.
(3) *Vicorom* Rom. ant. p. 20.

Villa der Name der Zigeinerin (Egizia) gegeben worden, ſo findet man den wahren ägyptiſchen Stil in dem Kopfe (1) von Erzt, welcher nichts weniger zeigt, und nebſt den Händen und Füſſen, gleichfalls von Erzt, vom Bernini gemacht worden. Das heißt die Baukunſt nach dem Gebäude einrichten. Eben ſo ungründlich iſt die von allen ohne aufmerkſame Betrachtung angenommene Benennung des vermeinten Papirius mit ſeiner Mutter in der Villa Ludoviſi, (2) und Dü-Bos findet (3) in der Geſchichte des jungen Menſchen ein argliſtiges Lächeln, wovon wahrhaftig keine Spur da iſt (4).

In

(1) *Maffei* Stat. ant. n. 79.
(2) Maffei n. 63.
(3) Refl. ſur la Poeſi & la peint. F. I. pag. 372.
(4) **Winkelmann** glaubte ſonſt, dieſes Gruppo ſtelle die Phädra und den Hippolitus vor; allein er hat dieſe Meinung zurückgenommen und ſich für die Elektra und den Oreſtes erklärt. S. Seite 803. f. f. **Winkelmann** hat daſelbſt die ihm günſtige Stelle des Polibius nicht beſtimmt angeführt. Sie ſteht Lib. II. p. 175. B. ed. Caſaub.

In Abſicht der Vorzüglichkeit einer Statue iſt es nicht genug, ſo wie Bermini (1) vielleicht nicht mit hinlänglicher Uiberlegung gethan hat, den Paſquin für die ſchönſte aller alten Statuen zu halten; man ſoll auch ſeine Gründe bringen: auf eben dieſe Art hätte er die Meta Sudante vor dem Coliſeo, als ein Muſter der alten Baukunſt anführen können.

Einige haben aus einem einzigen Buchſtabe den Meiſter kühnlich angegeben; (2) und derjenige, welcher die Namen einiger Künſtler an Statuen, wie bei dem gedachten Papirius, oder vielmehr Oreſtes, und bei dem Germanikus geſchehen, mit Stillſchweigen übergangen, gibt uns den Mars von Johann von Bologna in der Villa Medicis für eine Statue aus dem Alterthume an (3); dieſes hat zugleich andere verführt (4). Ein anderer, um eine ſchlechte alte Sta-

(1) Baldinuc. Vit. di Bern. p. 72. Bern. Vit. del Caval. Bermini p. 13.
(2) Capac. Antiq. Campan. p. 10.
(3) Maſſei ſtat. ant. n. 30.
(4) Montfauc. Diar Ital. p. 222.

Statue, den vermeinten Narciſſus, in dem Palaſte Barberini (1), anſtatt einer guten Figur, zu beſchreiben, erzählet uns die Fabel deſſelben, und der Verfaſſer einer Abhandlung von drey Statuen im Campidoglio der Roma, und zween thraciſchen (2) gefangenen Könige, gibt uns wider Vermuthen eine Geſchichte von Numidien: das heißt, wie die Griechen ſagen, Leukon trägt ein Ding, und ſein Eſel ein ganz anderer.

Aus Beſchreibungen der übrigen Alterthümer, der Galerien und Villen zu Rom iſt eben ſo wenig Unterricht für die Kunſt zu ziehen; ſie verführen mehr, als ſie unterrichten.

Richardſon hat die Paläſte und Villen in Rom, und die Statuen in denſelben beſchrieben, wie einer, dem ſie nur im Traume erſchienen ſind: viele Paleſte hat er

wegen

---

(1) Tetii Aedes Barbar p. 185.

(2) **Winkelmann** ſagt überhaupt: **barbariſcher**. Es ſind **thraciſche**; und **Braſchi** hat Unrecht, ſie für numidiſche auszugeben. Braschius de trib. ſtat. c. 13. p. 125.

wegen seines kurzen Aufenthalts in Rom gar nicht gesehen, und einige nach seinem eigenen Geständnisse nur ein einzigesmal; und dennoch ist sein Buch bei vielen Mängeln und Fehlern das beste, was wir haben, Man muß es so genau nicht nehmen, wenn er eine neue Malerey, in Fresco und von Guido gemacht für alt angesehen habe (1)

Reyßlers Reisen sind in dem, was er von Werken der Kunst in Rom und an andere in Rom anführet, nicht einmahl in Betrachtung zu ziehen: denn er hat dazu die elendesten Bücher (2) abgeschrieben.

Manilli hat mit grossen Fleisse ein besonderes Buch von der Villa Borgheſe gemacht, und dennoch hat er drey sehr merkwürdige Stücke in derselben nicht angeführt: das eine ist die Ankunft der Königin der Amazonen Pentheſilbra beim Priamus in Troja, dem sie sich erbietet, beizustehen; das anderte ist Hebe, welche ihres Amts, die Ambrosia den Göttern zu reichen, war

(1) Trait. de Peint. T. 2. p. 275.
(2) Besonders den Pinaroli.

beraubt worden, und die Göttinnen fußfällig um Verzeihung bittet, da Jupiter schon den Ganymedes an ihre Stelle eingesetzet hatte; das dritte ist ein schöner Altar, an welchem Jupiter auf einen Centaur reitet, und welcher, weil er in den Keller unter dem Palaste stehet, vorhin von niemand bemerket worden. (1)

Montfaukon hat sein Werk, entfernt von den Schätzen der alten Kunst, zusammengetragen, und hat mit fremden Augen und nach Kupfern und Zeichnungen geurtheilet, die ihn zu grossen Vergehungen verleitet haben. Herkules und Antäus im Palaste Pitti zu Florenz, ein Werk vom niedrigen Range, und über die Hälfte neu ergänzt, ist beim Maffei (2) und bei ihm

(3)

---

(1) Alle diese drey Alterthümer hat **Winkelman** hernach bekannt gemacht in die Monumenti antichi inediti, das erste n. 137. das zweite n. 16. und das dritte n. 11. Von dem letzten hat er schon vorher gehandelt in seiner Pref. à la Descr. des Pier-gr. du Cab. de Stosch. p. 15.

(2) Stat. ant. n. 43.

(1) nichts geringers, als eine Arbeit des Polycletus. Den Schlaf von schwarzen Marmor in der Villa Borgheſe, von Algardi, gibt er für alt aus(2); eine von den groſſen neuen Vaſen aus eben dem Marmor, von Silvio von Veletri gearbeitet, die neben dem Schlafe geſetzt ſind, und die er auf einem Kupfer dazu geſtochen gefunden, ſoll ein Gefäß mit ſchlafmachenden Safte bedeuten (3) Wie viele merkwürdige Dinge hat er nicht übergangen! Er bekennet (4), er habe niemals einen Herkules in Marmor mit einem Horne des Uiberfluß geſehen; in der Villa Ludoviſi aber iſt er alſo in Lebensgröſſe vorgeſtellet, in Geſtalt einer Herma, und das Horn iſt wahrhaftig alt.

(1) Ant. expl. T. 1. p. 361. suppl. T. 1. p. 215.

(2) Ant. expe. T. 1. p. 395.

(3) Das Kupfer, welches den **Montfaucon** verführet hat, ſiehe in Montelat, VII, Borgh. p. 294. Auch Banier iſt durch den **Monfaukon** verführet worden. Mythol, T. 5. p. 171. ed. Paris. 1739.

(4) Ant. expl,

alt. Mit eben diesen Attribute stehet Herkules auf einer zebrochenen Begräbniß-Urne (1) unter den Trümmern der Alterthümer des Hauses Barbarini, welche vor einiger Zeit verkauft worden sind.

Gewisse Irrungen der Antiquare haben sich durch den Beifall und durch die Länge der Zeit gleichsam sicher vor der Widerlegung gemacht. Ein rundes Werk von Marmor, sonst in der Villa Giustiniani (2) dem man durch Zusätze die Form einer Vase gegeben; mit einem Bachanale in erhobener Arbeit, ist, nachdem es Spon zu erst bekannt gemacht hatte, (3) in vielen Büchern in Kupfer erschienen und zu Erläuterungen gebraucht worden. Ja man hat aus einer, Eydexe, die an einem Baume hinauf kriechet muthmassen wollen, daß dieses Werk von der Hand des Sauros seyn könne, welcher

nebst

(1) S. Winkelmann. Descr. des Pier. gr. p. 273.

(2) Es ist jetzt, wie wir wissen, nicht mehr der Villa, sondern in dem Palaste des Giustiniani aufgestellet.

(3) Miscell. antiq. p. 28.

nebſt einem Batrachus den Porticus des Metellus gebauet hat(1): gleichwohl iſt es eine neue Arbeit. Eben ſo muß diejenige Vaſe neu ſeyn, von welcher Spon in einer beſondern Schrift handelt(2), wie es der Augenſchein den Kennern des Alterthums und des guten Geſchmacks gibt(3).

Die mehreſten Vergehungen der Gelehrten in Sachen der Alterthümer rühren aus der Unachtſamkeit der Ergänzungen her: denn man hat die Zuſätze anſtatt der verſtümmelten und verlornen Stücke von dem wahren Alten zu unterſcheiden nicht verſtanden.

Fa-

(1) **Winkelmann** ſelbſt war ehemals dieſer Meinung. Man ſehe indeß die Pref. à la Descr. de Pier gr. p. 8. ingleichen **Winkelmanns** Anmerkungen über die Baukunſt.

(2) Discours sur une piece ant. du Cab. de I. Spon.

(3) Man ſehe, was **Winkelmann** in den Monumenti antichi inediti über den neuen Schild geſagt hat, wo die Enthaltſamkeit des Scipio vorgeſtellet iſt, und welchen **Dodwel** als ein altes Werk angenommen und erkläret hat.

Fabretti wollte aus einer erhobenen Arbeit im Pallaſte Mattei, welche eine Jagd des Kaiſers Gallienus (1) vorſtellet, beweiſen, daß damals ſchon Hufeiſen, nach heutiger Art angeſchlagen, im Gebrauch waren (2); und er hat nicht gekannt, daß das Bein des Pferdes von einem unerfahrnen Bildhauer ergänzt worden. Montfaucon (3) deutet eine Rolle, oder einen Stab, welcher neu iſt, in der Hand des (ſogenannten) Caſtor, oder Pollux in der Villa Borgheſe, auf die Geſetze der Spiele in Wettläufen zu Pferde; und in einer ähnlichen neu angeſetzten Rolle, welche der Merkurius in der Villa Ludoviſi hält, findet derſelbe eine ſchwer zu erklärende Allegorie; ſo wie Triſtan auf dem berühmten Agath zu St. Denis einen Riemen an einem Schilde,

(1) *Bartoli* Admiranda ant. Tab. 24.

(2) *Fabret.* de Column. Traj. c. 7. p. 225. Cf. Montfauc. ant. expl. T. 4. p. 79.

(3) Ant. expl. T. 1. p. 297.

de, welchen der vermeinte Germanicus hält, für Friedensartikel angesehen hat. (1)

Wbright hält (2) eine neue Violin, die man einem Apollo in der Villa Negroni in die Hand gegeben, für wahrhaftig alt, und beruset sich auf eine andere Violin an einer kleinen Figur von Erzt zu Florenz, die auch Addison anführet (3). Jener glaubt, Raphaels Ehre zu vertheidigen, weil dieser grosse Künstler, nach seiner Meinung, die Form der Violin, welche er dem Apollo auf dem Parnasso im Vatikan in die Hand gegeben, von besagter Statue werde genommen haben, die allererst über anderthalbhundert Jahre nachher von Bernini ist ergänzet worden; man hätte mit eben so vielem Grunde einen Orpheus mit einer Violin auf einem geschnittenen Steine anführen können (4). Eben so hat man an

(1) Comment. hist. T. 1. p. 106.
(2) Observ. made in Travels through France &c. p. 265.
(3) Remarks. p. 231.
(4) *Maffei* Gemme. T. 4. p. 99. Oder den berühmten Achilles Cytharœdus beim Picart.

dem ehemaligen gemalten Gewölbe, in dem alten Tempel des Bacchus vor Rom, eine kleine Figur mit einer neuen Violin zu sehen vermeint (1): hierüber aber hat sich Santes Bartoli, welcher dieselbe gezeichnet, nachher besser belehren lassen, und aus seiner Kupferplatte das Instrument hinweggenommen, wie aus demjenigen Abdrucke zu sehen ist, welchen er seinen ausgemalten Zeichnungen von alten Gemälden, in dem Museo des Herrn Cardinals Alexander Albani, beigefüget hat. Durch die Kugel in der Hand der Statue Cäsars im Campidoglio (2) hat der alte Meister derselben, nach der Auslegung eines neuen römischen Dichters (3), die Begierde Cäsars nach einer unumschränkten Herrschaft andeuten wollen; er hat nicht gesehen, daß beide Arme und Hände neu sind. Herr Spence würde sich bei dem Zepter eines Jupiters nicht aufgehal-

(1) *Ciampini* vet. Monum. T. 2. tab. 1. p. 2.
(2) *Maffei* stat. ant. tab. 15.
(3) Concorso dell' Acaddi S. Luca. a. 1738.

halten haben (1), wenn er wahrgenommen hätte, daß der Arm neu und folglich auch der Stab neu iſt. (2)

---

(1) Polymetis Dial. 6. p. 46. not. 3.

(2) Es wäre überhaupt beſſer geweſen, wenn man im vorigen Jahrhunderte, wo die Künſtler weniger, als jetzt, mit dem Alterthume bekannt waren, die verſtümmelten Werke lieber verſtümmelt gelaſſen, als ungeſchickt ergänzt hätte. Denn ſo wie viele Sachen die den Göttern ſelbſt gewidmet waren, mit Fleiß verſtümmelt wurden, damit dieſelben nicht ferner gemisbraucht werden konnten, (Kusteri not. in Suid. v. Αγχειφυτα.) alſo würden auch jene, ſelbſt in ihrer Verſtümmelung, dem Alterthume und der Kunſt, dem einen rühmlicher und der andern nützlicher geweſen ſeyn. Nicht allein **Fabretti**, **Triſtan**, **Spence**, und andere mittelmäſſige Antiquare ſind durch dergleichen Ergänzungen irre gemacht worden; ſie verſtellen oft ein Werk dermaſſen, daß auch der geübteſte Kenner dadurch ins Dunkle geführt wird. Selbſt unſerm **Winkelmann** iſt es, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, nicht beſſer ergangen, mit der erhobenen Arbeit in der Villa Albani, die den Ulyſſes und den Tireſias

Die Ergänzungen sollten in den Kupfern, oder in ihren Erklärungen angezeiget werden: denn der Kopf des Ganymedes in der Galerie zu Florenz muß nach dem Kupfer einen schlechten Begriff machen (1), und er ist noch schlechter im Originale. Wie viele andere Köpfe alter Statuen daselbst sind neu, die man nicht dafür angesehen hat! wie der Kopf eines Apollo, dessen Lorbeerkranz von Gori als etwas besonders angeführt wird. Neue Köpfe haben der Narcissus; der sogenannte phrygische Priester, eine sitzende Matrone, die Venus Genetrix: der Kopf der Diana, eines Bacchus, der eine Weintraube in die Höhe hält,

---

restas in den elysischen Feldern abbildet. „ Es „ giengen (sagt er) einige Jahre hin, ehe ich „ die wahre Auslegung fand. Denn obgleich „ Tiresias mir beständig kenntlich war, ver„ wirrete dennoch allezeit Ulysses mein Nach„ denken durch den neuen Kopf eines jun„ gen Helden, welchen man der Figur desselben „ willkührlich gegeben hatte. „ — Man sehe wegen dieser Figur die Monumenti antichi inediti, n. 157.

(1) Mus. Flor. T. 3. tab. 5.

häle, ſind abſcheulich ſchlecht. (1). Die mehreſten Statuen der Königinn Chriſtina von Schweden, welche zu St. Ildefonſe in Spanien ſtehen, haben ebenfalls neue Köpfe, und die acht Muſen daſelbſt auch neue Arme.

Viele Vergehungen der Scribenten rühren auch aus Zeichnungen her, welches zum Exempel die Urſache davon in Cupers Erklärung des Homerus iſt. Der Zeichner hat die Tragödie für eine männliche Figur angeſehen, und es iſt der Cothurnus, welcher auf dem Marmor ſehr deutlich iſt, nicht angemekt. Ferner iſt der Muſe, welche in der Höhle ſteht, anſtatt des Petrum, eine gerollte Schrift in die Hand gegeben. Aus einem heiligen Dreyfuſſe will der Erklärer ein ägyptiſches reau machen, und an

(1) Alles dieß ſiehe im Museo Florentino. T. 3. tab. 10. 71. 80. 88. 33. 19. 47. 50. Unſers Erachtens iſt Gori wegen aller dieſer Fehler ſchon deswegen ſehr zu entſchuldigen, weil er Rom niemals geſehen, und folglich von vielen Dingen nicht beſſer unterrichtet ſeyn konnte.

dem Mantel der Figur vor dem Drey fuß behauptet derselbe, drey Zipfel zu sehen, welches sich ebenfalls nicht findet.

Es ist daher schwer, ja fast unmöglich, etwas gründliches von der alten Kunst, und von nicht bekannten Alterthümern, auser Rom zu schreiben. Noch viel schwerer aber ist die Kenntniß der Kunst in den Werken der Alten, in welchen man nach hundertmaligem Wiedersehen noch Entdeckungen macht. Aber die mehresten gedenken zu derselben zu gelangen, wie diejenigen, welche aus Monatsschriften ihre Wissenschaft sammeln, und unterstehen sich vom Laokoon, wie diese vom Homerus zu urtheilen, auch im Angesichte desjenigen, der diesen und jenen viele Jahre studiret hat; sie reden aber hingen von dem größten Dichter, wie Lamothe, und von der vollkommensten Statue, wie Aretino. Uiberhaupt sind die mehresten Scribenten in diesen Sachen, wie die Flüsse, welche aufschwellen, wenn man ihr Wasser nicht nöthig hat, und trocken bleiben, wenn es am Wasser fehlet.

Diese Urtheile über einige Scribenten von der Kunst sind nicht aus Tadelsucht geflos-

ſtoſſen, welche keine Stelle in Winkelmanns edler Seele fand; ſondern der Verfaſſer deutet auf die neue Straſſe, die er bahnen will, indem er die vor ihm betretenen Wege anzeiget, und erweiſet, wie weit alle Wanderer auf denſelben ſich von dem erhabenen Ziele eines Geſchichtſchreibers der Kunſt entfernt haben. Er hat, den einzigen Heyßler ausgenommen, keinen ſeiner Landesleute genannt, vielleicht weil unter denen, die damals geſchrieben hatten, ſeiner Meinung nach, es keiner verdiente, und die, welche es etwa verdient hätten, damals noch nicht Schriftſteller über die Kunſt waren. Indeſſen konnte ihm doch der Profeſſor Chriſt in Leipzig nicht unbekannt ſeyn, der erſte, welcher in Deutſchland die Felder des Alterthums mit Geſchmack bearbeitete. Die archäologiſchen Vorleſungen dieſes Mannes geben häufig in der Handſchrift herum, und werden von den neuen Schreibern geplündert: es wäre daher gut, und löblich, ſolche im Drucke der Welt vorzulegen, damit die Krähen kenntlich würden, die ſich bisher mit Chriſts Federn geſchmückt haben.

Man studirte in den vorigen Zeiten die Alterthümer bloß, um sie zu wissen, und da derjenige der gelehrteste war, der am meisten wußte, so kam es nur darauf an, viel zu wissen, ohne zu untersuchen, wie viel, oder wie wenig von diesem Vielen nützlich sey. Daher entstand das Geschlecht der gelehrten Mikrologen, die, wenn sie alles zusammen getragen hatten, was irgend über die Dreyfusse und Lampen und Schube und Kleider der Alten von den Alten und Neuern gesagt worden war, noch zu verzweifeln schienen, das sie nicht mehr gefunden hatten, als dieß Wenige.

Man kann unmöglich glauben, was einige Weisen behaupten wollen, daß eine jede Kenntniß schon um ihrer selbst willen ein Gut sey, welches man suchen müsse; nichts ist gut als was nützlich ist, und eine Kenntniß, von deren Nutzen sich gar nichts begreifen läßt, ist allenfalls nur in so fern ein Gut, wie fern sie einige müßige Köpfe beschäftiget, die vielleicht sonst in den Stunden dieser Beschäftigung entweder etwas Böses gethan, oder wenigstens etwas Arges gedacht hätten. Soll also das Stu-

dium

dium des Alterthums der Aufmerksamkeit eines Weltbürgers würdig seyn, so muß es irgend einen nützlichen Einfluß haben, es sey in die Geschichte der Menschheit, oder in die Verfeinerung des Geschmacks. Und von dieser Seite hat Winkelmann seinen Gegenstand betrachtet, nach diesem Grundsatze ihn behandelt. Wann ihn sein Enthusiasmus hingerissen hatte zu der Bewunderung, zu dem Anstaunen der Werke der Kunst, wann ihm seine feine Empfindung jede Schönheit im Kleinen gezeigt hatte, wann sein gelehrtes Auge der Empfindung zu Hilfe gekommen war, um die Weisheiten des Künstlers zu entdecken, die weder der kalte Angaffer, noch der modische Kenner entdecket: dann wurde seine Forschbegier gereizt, zu fragen: diese grosse Kunst wie ist sie entstanden? wie bis zu diesem hohen Grade der Vollkommenheit gediehen? wie untergegangen? Gleichwie die Lehre von der Erkenntniß des Schönen und das Anschauen desselben den Geschmack bildet, die Sitten verfeinert, die Wildheit verbannet: also ist die Beantwortung der drey angezeigten Fragen so sehr mit der Geschichte der

Mensch-

Menschheit verwickelt, daß selbst diese, ohne eine Untersuchung vom Ursprunge und Fortgange der Künste, nicht vollständig abgehandelt werden kann. Auf diese Art ist Winkelmann für die Künste das geworden, was Montesquiou für die Gesetzgebung ist: was Brucker für die Philosophie hätte seyn sollen, und was für die gesammte Geschichte der Menschheit noch niemand ist.

Der erste Entwurf dieser Geschichte der Kunst erschien im Jahre 1764. und wurde von allen erleuchteten Nationen mit Beifall und Bewunderung aufgenommen. Was G. E. Leßing (1), C. A. Klotz (2), C. G. Heyne (3) und andere (4) theils über, theils gegen dieses Werk geschrieben haben, ist bekannt genug. Nicht so bekannt unter uns ist die französische Uibersetzung desselben, welche, so elend sie auch ist, doch

das

(1) Laokoon, oder über die Gränzen der Poesie und Malerey. Berlin 1766.

(2) In den Actis litterariis und sonst hier und da.

(3) In den Schriften der Göttingischen deutschen Gesellschaft. 1. Th. S. 204.

(4) In der Leipziger Bibliothek der schönen Wissenschaften.

das Verdienst hat, daß der Verfasser dadurch veranlaßt worden, seinen ersten Versuch ganz von neuem auszuarbeiten und seinem Werke die vollkommene Gestalt zu geben, in welcher wir es jetzt dem Publico vorlegen (1). Seine vornehmste Absicht, bei dieser Umschaffung und Vermehrung des unsterblichen Buchs, war erstlich, die Ideen der alten Künstler auf das genaueste zu bestimmen in Figuren von jedem Alter, Gattung und Geschlechte, so wie in allen ihren Theilen und Attributen, und zweytens, viele Stellen alter Autoren besser zu erklären, als man sie bisher erklärt hatte, ent-

(5) Der selige **Winkelmann** sagt selbst in einer Nachricht, die für das Publikum bestimmt war: Après le premier Essai de l'histoire de l'art traduit en François, l' Auteur voiant que son ouvrage a été favorablement reçu du Public, a taché de le perfectionner; et par l'experience consecutive de plusieurs années et par des découvertes et des observations, qu'il a eu occasion de faire continuellement, l'a tellement refondu, qu' au lieu d'un volume de l' impression allemande il l' a augmenté jusqu'à deux volumes en 4to.

entweder weil man sie nicht hatte verstehen wollen, welches insgemein der Fehler der polemischen Ausleger ist, oder weil man sie aus Mangel der Bemerkungen des Anschauens bei alten Denkmälern nicht hatte verstehen können. Wir haben schon an einem andern Orte (1) gesagt, daß Winkelmann gesonnen war, dieses sein neues Werk ins Französische übersetzen zu lassen, bevor noch das Original selbst herausgegeben worden. Herr Toussaints wollte sich dieser Arbeit unter der Aufsicht und mit dem Beistande der Herren Merian und Sulzer unterziehen, und es war eine Zeit, wo der Verfasser selbst sich entschlossen hatte, aus dieser Ursache nach Berlin zu reisen, um mit seinen eigenen Augen über die Richtigkeit der Uibersetzung zu wachen. (2) Die Vor-

(1) Nachricht die Winkelmannischen Schriften betreffend.

(2) Wir finden dieß in einer seiner Handschriften, wo er sagt: la traduction se fera à Berlin par Mr. *Toussaints*, l' auteur de l' ouvrage, qui a pour titre les moeurs, sous

Vorsehung hatte etwas anders über ihn verhängt; und so wenig wir auch von dem, Ich weiß nicht was, welches man Ahndung nennet, zu glauben aufgelegt sind, so gewiß scheint es uns doch, daß der selige Winkelmann eine Vorempfindung seines Unglücks gehabt habe. Auf einem Papiere, welches er in Triest beschrieben hat, finden wir: Erinnerungen für den künftigen Herausgeber der Geschichte der Kunst, die wir beinahe für das Testament des Verfassers annehmen müssen. Er hat darinn alles, was er beobachten wollte, aufs genaueste und bestimmteste angezeigt, selbst bis auf Kleinigkeiten, welche die Art des Drucks, die Ordnung der Noten, die Einrichtung der Register und dergleichen betreffen. Dieses Papier ist gleichsam mit seinem Blute bezeichnet; denn er schrieb es in der Stunde, da er ermordet wurde, und sein

Mör-

---

sous les yeux môme de l'auteur, qui y va dans ce dessein, et avec l' assistance de plusieurs savans de l' Academie royale de Berlin. Après que la traduction sera achevée, l' Auteur la fera imprimer à Rome et à ses frais, &c. &c.

Mörder überraschte ihn bei der fünften Nummer, die er zu schreiben angefangen hatte, und unvollendet zu lassen gezwungen war. Seine Geschichte der Kunst ist indessen durch einen sehr rechtmäßigen Titel, dessen Anzeige hieher nicht gehört, in die Hände der Akademie gekommen, und wir haben uns bemüht, den letzten Willen des seligen Mannes mit der größten Pünktlichkeit zu befolgen. (1)

Es ist hier der Ort, Rechenschaft zu geben von dem, was wir bei der Ausgabe dieses Werkes nach der Vorschrift des Verfassers gethan, und nach eben derselben Vorschrift unterlassen haben. Zuerst von dem letzten Punkte.

In der Handschrift eines Mannes von dieser Art etwas zu ändern, wäre Sünde, ihn, in sein Buch hinein, verbessern zu wollen, Unverschämtheit, und verbesserende Anmerkungen einzuschalten, unbescheidene Selbstgenügsamkeit. Man hat es nicht einmal ge-

(1) Vielleicht ist es einigen Lesern nicht unangenehm, in dieser Note das Winkelmannische Testament zu finden. Es lautet so:

gewagt, ihn gegen diejenigen Einwürfe zu vertheidigen, die ihm andere, theils nicht mindere Köpfe, als er selbst, gemacht haben. Selbst die folgende Anmerkung soll keine Schutzschrift seyn, sie soll nur den Unwillen ausdrücken, den wir empfinden, wenn ein grosses Genie verächtlich auf ein anderes herabsieht, ohne solches gekannt, oder dessen hohen Sinn verstanden zu haben.

Heinrich Home in seinen Skizzen zu der Geschichte der Menschheit sagt etwas, (1) wel-

(1) Die Nomina propria sind mit nichtgrössern Buchstaben zu drucken, weil dieses die Harmonie des Druckes unterbricht.

(2) Die Register sind folgender massen zu ordnen ꝛc ꝛc. (gerade so wie man sie geordnet hat.)

(3) Die allegirten Stellen sind in ihrer natürlichen Zahlordnung zu setzen und nicht einander gegen über.

(4) Es darf im Texte nichts verändert werden, auch sollen keine fremden Anmerkungen hinzukommen:

(5) Es sollen — aber hier Lugete Musæ!

(1) Nach der deutschen Uibersetzung. S. 176. Es ist hierbei anzumerken, daß diese zu Leip-

welches man von dem Verfaſſer der Grundſätze der Kritik nicht hätte vermuthen ſollen. Nachdem er die Urſache des Verfalls der Künſte allein in dem Deſpotismus gefunden hat; ſo fährt er fort: „ Winkelmann, welcher die erwähnten Urſachen „ überſieht, nimmt einen Grund zu dem „ Abnehmen der ſchönen Künſte in Griechenland aus dem Vellejus Paterculus „ her, der ziemlich lächerlich iſt. — Natürlicher Weiſe ſteigt dasjenige, was „ mit dem größten Fleiße erlangt wird, „ endlich aufs höchſte; und bei dem Vollkommenen iſt der Stillſtand nicht leicht, „ ſo daß alles, was nicht weiter gehen „ kann, zurückgehet. Der Begriff vom „ Schönen, ſagt Winkelmann, konnte „ nicht vollkommener werden, und diejenigen

---

Leipzig erſchienene Uiberſetzung des Home in allen Rückſichten nicht einmal mittelmäſſig gut genennt werden kann. Seiten iſt der Sinn des Verfaßers getroffen, und die Unwiſſenheit des Dollmetſchers iſt überall zu ſehen. Einmal machte er ſogar aus der bekannten Anne de Bretagne **eine Anna von Großbrittannien.**

„ gen Künſte, welche nicht weiter gehen
„ können, werden durch eine Nothwen-
„ digkeit in allen menſchlichen Dingen rück-
„ gängig, nämlich wenn ſie nicht ſteigen
„ können, ſo müſſen ſie fallen, weil das
„ Stillſtehen keine Eigenſchaft eines erſchaf-
„ fenen Dinges iſt. „

Wenn etwas hier lächerlich iſt, ſo iſt es die winkelmanniſche Behauptung gewiß weniger, als der Tadel des ſchottiſchen Lords. Der lezte widerſpricht ſich ſelbſt; denn in eben dem Buche ſchreibt er das Abnehmen der Mathemathik in England auf die Rechnung ſeines groſſen Newtons, welchen man, weil er den höchſten Gipfel dieſer höhern Kenntniß erreicht hatte, zu übertreffen verzweifelte, und daher (ſo meint es der Mann) lieber am Fuſſe des Berges kleben blieb. Und dieß war gerade der Fall bei den Künſtlern nach einem Apelles, Praxiteles und Lyſippus, wozu noch die Sucht der Nachahmung gerechnet werden kann, die das Genie in der Kunſt ſchwächet, und die hingegen im Fache der Mathematik nicht in dieſem Grade Statt findet, oder nicht in dem Grade ſchädlich

iſt, als in der Kunſt. Doch Winkelmann iſt es nicht allein, der Homen lächerlich ſcheint; ſein eigener Landsmann, der groſſe Baco wird von ihm im Grabe gemishandelt, weil er als Miniſter, einen Miniſterbrief eben ſo geſchrieben hat, wie er nach der damaligen Art geſchrieben werden mußte. (1) Ihm aber geziemte es am wenigſten, über unſern Verfaſſer zu richten, nachdem er kurz zuvor den lächerlichen Fehler begangen hatte, das bekannte Bruſtbild des Kaiſers Clandius, welches der Lord Galloway im Eſcurial gefunden hat, in eine Büſte des Kaiſers Caligula umzuſchaffen.

Nicht ſo Leßing und Heyne, die beiderſeits, jener früher, da Winkelmann noch lebte, dieſer ſpäter, mit gleicher Gelehrſamkeit, gleichem Scharfſinn, und gleicher Beſcheidenheit es unternommen haben, die Geſchichte der Kunſt zu berichtigen. Beide treffen nicht ſelten mit den eignen Verbeſſerungen des Autors zuſammen: zuweilen aber, beſonders im zweyten Theile ſind dieſem noch einige von jenem bemerkte Fehler unbemerkt geblieben, in meiſtens Fehler des Gedächtnißes in Kleinigkeiten, die

(1) Home S. 152.

Winkelmann, der Schöpfer eines groſſen Syſtems, wenigſtens eben ſo gut zu überſehen, das Recht hatte, als Montesquieu die ſeinigen in ſeiner Art. Es iſt, zum Beiſpiel, nicht zu leugnen, daß der Vater des Emilis Euclides heißt, nicht Eucles; (1) daß das Gefecht des Herkules mit der Antiope zu Olympia ſtand, nicht zu Elis; (2) daß man in andern Stellen Ariſtomedon, nicht Ariſtodemon (3) zu leſen hat; Dameas, nicht Demeas (4); Eladas nicht Ageladas; (5) nicht minder iſt es unwiderſprechlich, daß die Heyniſche Zeitrechnung genauer und richtiger iſt, als

(1) Geſch. der K. S. 621.

(2) Eb. daſ. S. 622. wie denn überhaupt Winkelmann mehrmal Elis mit Olympia verwechſelt hat.

(3) S. 623.

(4) Eb. daſ. S. 623.

(5) S. 637. In der erſten Ausgabe ſtand: Ageladas von Argos, Meiſter des Polycletus. Bei der Umarbeitung ſchrieb Winkelmann, ſtatt Polycletus, Phidias; vergaß aber, auch ſtatt Ageladas, Eladas zu ſchreiben.

die Winkelmannische. Allein da alle diese kleinen Versehen in das Wesentliche des Lehrgebäudes von keinem Einflusse sind, so haben wir billig die letzte Verordnung des Verfassers getreu befolgen müssen: sein Werk nie durch fremden Pinsel vielfärbig zu machen; so wenig es uns auch am Stoffe hätte fehlen können, gesetzt, wir hätten uns nicht einmal der uralten Väter der Kunstgeschichte, sondern bloß der neuen Schriften von Christ, Caylus, Leßing, Ernesti, Heyne, Walch, Klotz und von andern Alterthumsforschern bedienen wollen.

Diese Bemühung wäre ohne Zweifel leichter gewesen, als das Uibrige, das wir bei dieser Geschichte der Kunst gethan haben. Schon vor einigen Jahren wurde das Winkelmannische Manuscript von einem Mitgliede der Akademie mit grosser Treue und vielem Fleiße abgeschrieben: wer das Original gesehen hat, wird urtheilen, daß zu dieser Arbeit nicht gemeine Kenntnisse, und auser den Kenntnissen eine vorzügliche Aufmerksamkeit erforderlich waren. Von einem andern Mitgliede der

Aka-

Akademie, welchem man die Besorgung der Ausgabe anvertraut hatte, wurde das Original mit der Copie sorgfältig verglichen; und da der selige Winkelmann auf seiner letzten Reise, zu Wien, Triest und an andern Orten viele Zusätze zu seinem Werke auf kleine Papiere, theils nur mit Bleistift, geschrieben hatte, so war man bedacht, diese an den gehörigen Orten einzuschalten. Für die Unkösten des Druks und der Kupfer wurde von einem edlen Manne gesorgt, einem Verehrer der winkelmannischen Asche, und einem Freunde der Akademie. Ein anderer edler, ein Freund der Grossen, und Beschützer der Gelehrten, und, welches selten ist, selbst ein Gelehrter, belästigte sich mit der obersten Aufsicht über die ganze Unternehmung, gleichwie er ohnehin schon mit der Sorge für das Wohl der Akademie belästiget war. Man erwartete noch verschiedene Beiträge ungedruckter Winkelmannischen Schriften und Briefe; man hatte Hoffnung, dergleichen zu erhalten. Allein, da diese Hoffnung nicht sowohl getäuscht, als verlängert wurde, so beschloß man, die neu

ausgearbeitete Geschichte den Freunden des Geschmacks nicht weiter vorzuenthalten. Der Druck wurde also angefangen, eher noch, und folglich auch eher beendiget, als die Arbeit der Künstler, nicht aus Schuld der Leztern: denn man wartete lange umsonst auf einige Platten und Zeichnungen, die Winkelmann für sein Werk bestimmt hatte, und die in Rom zurückgeblieben waren(1). Die jetzigen Kupfer sind theils solche, die schon in dem ersten Versuche dieser Geschichte sich befinden, theils andere, die der Verfasser selbst gewählt, und wovon er die Zeichnungen hinterlassen hat, ausgenommen die Kupfer des Titels und der Zueignungsschrift, und den Apis (2), aus der

(1) Dieß ist die Ursache der Vermischung des Werks von gebrannter Erde (S. 93.) man sehe auch einen ähnlichen Fall S. 464.

(2) S. 54. Wir nennen es einen Apis, ob wir gleich wissen, daß nicht jede alte Figur eines Ochsen einen Apis vorstellen muß. Bei dieser Gelegenheit erinnern wir, daß der Herr General, Freyherr von Kettler eine solche Figur in Bronze besitzt, welche vielleicht die älteste und schönste ist, die man jemals gesehen hat.

der Sammlung des Herrn Casanova, dessen Zeichnung Herr Lippert mitgetheilt hat. Alle Kupfer aber sind unter der Aufsicht des Herrn Schmuzer von verschiedenen Akademisten gestochen worden, und es scheint, als wenn dieser würdige Direktor und Lehrer seinen Grabstichel in den Arbeiten seiner Zöglinge wieder erkennete.

In Ansehung der Register hat man sich pünktlich an die Vorschrift des Autors gehalten, wobei jeder Mann von Einsicht bemerken wird, daß die systematische Vorstellung des Inhalts mehr für Leser von seiner Art, das heißt, für solche da steht, welche den Plan des ganzen Werks, wie in einer Landkarte, übersehen können und wollen; daß hingegen das alphabetische Register der Materien bloß zum Besten der Leser, oder allenfalls noch um dem Gedächtnisse der Gelehrten zu Hilfe zu kommen gemacht ist.

Die Zueignungsschrift an einen Fürsten, dessen Geschmack so gut eine Richtschnur für den Geschmack des Gelehrten und des Künstlers seyn muß, als seine Klugheit ein Gesetz für den Staatsmann

ist,

ist, hat zum Verfasser den Herrn Joseph von Sonnenfels, welcher, als Sekretär der Akademie, zugleich der Sprecher derselben an ihren durchlauchtigen Protektor ist.

In Ansehung des Papiers und des Drucks hat man mehr für die Ehre des Werks, als für den Nutzen der Impresse gesorgt. Doch dieß war ein schuldiges Opfer für das Andenken eines Mannes, der mit einer andern Art, als mit welcher Mummius Corinth plünderte, um Rom zu zieren, die Schätze Welschlands und der Kunst erobert hat, um solche seinem deutschen Vaterlande, durch dieses ewige Werk zu verehren.

Einige Druckfehler, die bei allem angewandten Fleiße, sich doch noch eingeschlichen haben, sind von der Art, daß sie beinahe keine Anzeige verdienen. Man wird in diesem Werke einmal ein i; anstatt eines c, (1) ein e, anstatt eines i, (2) ein

(1) S. 787. Marius Agrippa, statt Marcus.
(2) S. 495. Vetruvius statt Vitruvius.

ein *v*, anſtatt eines *e*, (1) ein *e*, anſtatt eines *σ*, (2) ja ſogar den vermeinten Begriff der Schönheit, ſtatt der verneinenden (3), finden. Dieſe und ähnliche Fehler (4) können den Leſer nicht irre führen, weil ſie den Sinn nicht ſtören, und ſind bei einem Werke von dieſer Art verzeihlicher, als bei kritiſchen Ausgaben alter Autoren.

Ein

---

(1) S. 225. Χαριτοβλοφαρος, ſtatt χαριτοβλεφαρος. Desgleichen S. 233. σφενδονην, ſtatt σφενδονην.

(2) S. 319. Χερσιν, ſtatt Χερσιν.

(3) S. 248. am Rande.

(4) S. 814. wird der Vorgeſetzte Fehler von jedem Leſer als Fechter erkannt werden. S. 291. ſteht Λιος ſtatt Διος, ſo wie S. 293. κυρτοται, ſtatt κυρτωται. Doch dergleichen Dinge weiter zu berühren, das wäre eben ſo unnöthig, als wider unſern Verfaſſer eine Diſſertation über die Wirkungen des Scheidewaſſers zu ſchreiben. Man ſehe S. 534. Beiläufig iſt noch zu erinnern, daß,

wenn

Ein Kenner, welcher einige abgedruckte Bogen dieſes Werkes geſehen, hat getadelt, daß bei geſchnittenen Steinen nicht allzeit der Beſitzer davon angeführet worden, wie ſonſt der Verfaſſer zu thun gewohnt geweſen. Allein die Gemmen verändern zu oft ihre Herren; man müßte, wenn auch die verſchiedenen Wanderungen ſolcher Steine bekannt wären, oft eine Tabelle der Nachfolger des erſten Beſitzers entwerfen, und dennoch würde die Abſicht nicht erreicht werden, weil zu eben dieſer Zeit, wo man dem Leſer den gegenwärtigen Ort eines Edelgeſteines anzeigen wollte, derſelbe den alten Ort

---

wenn man einen bekannten Stein immer **Agath**, nicht **Achat**, gedruckt findet, ſolches nicht für einen Druckfehler zu halten iſt. **Winkelmann** hat beſtändig **Agath** geſchrieben, und wir waren verbunden, ihm zu folgen, ob wir gleich noch im friſchen Gedächtniße haben, wie hoch einem bereits verſtorbenen Gelehrten dieſe Art zu ſchreiben angerechnet worden. Einige kleine Verſehen in den Marginalien verbeſſern ſich in dem ſyſtematiſchen Regiſter von ſelbſt.

Ort verlassen kann. Wir wollen hievon ein paar Exempel anführen. Der Herkules mit einem Krater, oder Becher in der Hand, von Admon geschnitten, war, da ihn der Herr von Stosch bekannt machte, (1) im Hause Verospi zu Rom, und wurde an den vor beyläufig zehen Jahren zu Brüßel verstorbenen päbstlichen Nuntius Molinari verkauft, dessen schöne Sammlung von Steinen, nebst der berühmten Arundelischen in England, der Herzog von Marleborough an sich gebracht hat. In dem königlichen farnesischen Museo zu Neapel war ehemals ein prächtiger hochgeschnittener Kopf des Antoninus Pius, welchen der Graf Thomson, der Schwiegersohn des grossen Boerhave, an sich zu bringen wußte; und die von diesem gesammelten geschnittenen Steine wurden von dem Statthalter der vereinigten Niederlande gekauft. Weit grössere Veränderungen aber gehen mit kleinen Sammlungen und mit einzelnen Steinen vor, und es ist unmöglich, allezeit den gegenwärtigen Besitzer auszuforschen.

Nach

(1) Pierres gravées. pl. 1.

Nach unſerm erſten Plane ſollte dieſem Werke die ausführliche Lebensbeſchreibung des ſeligen Winkelmanns vorgeſetzt und ihm hierdurch im Namen der Akademie ein bleibendes Denkmaal errichtet werden. Wir wurden aber bald benachrichtiget, daß der Herr Bibliothekar Franke zu Dresden, ein alter Freund Winkelmanns und ehedem deſſen Mitarbeiter in der Bünauiſchen Bibliothek, ſich mit dem Ehrengedächtniſſe des groſſen Mannes beſchäftige, wozu er alle Hilfsmittel beſitze, und daß er wirklich im Begriffe ſey, ſolches herauszugeben. In der ſehnlichſten Erwartung dieſer Biographie, geben wir unſern Leſern indeſſen nur eine Skizze zu der Geſchichte Winkelmanns; wir bedienen uns zu dieſem Endzwecke theils der Nachrichten des Herrn Paalzou (1), theils der freundſchaftlichen Beiträge, die wir von dem Herrn von Hagedorn, Heyne, Lippert, und andern würdigen Männern erhalten haben.

Die-

(1) S. Greifswaldiſche neue kritiſche Nachrichten, vom Jahre 1775. S. 177. f. f. 188. f. f.

Dieser **Winkelmann**, welcher einst im Vatikan und im Campidoglio Deutschlands Ehre seyn sollte, war der einzige Sohn eines armen Schuhmachers zu Stendal, in der alten Mark Brandenburg, und wurde daselbst im Jahre 1717. geboren. (1). Damals taufte man ihn Johann Joachim, er hat aber in der Folge Verzicht auf den Namen Joachim gethan, entweder weil dessen Aussprechung, wie sie in den sächsischen Gegenden üblich ist, seine Ohren beleidigte; oder weil es der allgemeine Brauch in Italien, auch bei den vornehmsten Personen ist, sich mit wenigen Namen zu begnügen. (i).

Das

(1) Einige Nachrichten nennen sein Geburtsjahr 1718. Wir sind nicht in der Nähe genug, um zu entscheiden.

(2) **Winkelmann** hat vielleicht als ein Verehrer des Alterthums die Italiäner um ihre noch jetzt gewöhnliche altrömische und griechische Namen beneidet. Hätte er nicht einen deutschen Geschlechtsnamen gehabt, den auch ein Römer oder Toscaner ohne viele Mühe aussprechen kann; so würde er vielleicht denselben ins Griechische oder Lateinische übersetzt ha-

Eben so wurde Johann Nikolaus Gemeinhard durch die Zärtlichkeit in dem Accente der Welschen, unter denen er eine Zeit lang lebte, bewogen, sich Johann Meinhard zu nennen. Ohne Zweifel hätte Winkelmann durch nichts eher, als durch die Endeckung einer alten Münze des Königs Joakim, mit seinem verworfenen Namen ausgesöhnt werden können.

Denn man sagt, daß Winkelmann schon in der Kindheit einen überwiegenden Hang zu der Erforschung der Alterthümer geäussert habe. Die Zeit, in welcher man auf den so genannten niedern Schulen unterrichtet wird,

---

ben. In diesem Falle befanden sich selbst viele Künstler, die ihren Namen, wollten sie anders in Italien bekannt werden, verändern mußten. Sogar die daselbst in den Schulen sehr beliebten Institutiones Juris unsers ehelichen Schneidewein's sind in allen dortigen neuen Auflagen unter den Namen Joannis Oinotomi allein bekannt. Schurzfleisch und andere, die so harte erzdeutsche Namen haben, werden oder können von Italiänern und Franzosen nur selten genennt werden, so sehr sie es auch verdienen.

wird, ist noch immer Zeit der Kindheit. Winkelmanns erster Lehrer war ein gewisser Toppert, Rektor der Schule zu Stendal. Nur selten hat ein grosses Genie seine erste Bildung durch ein anders grosses Genie empfangen, weil Köpfe von dieser Art minder fähig sind, durch mündlichen Unterricht ihres gleichen zu bilden, auch durch den Glanz ihres Beispiels andere Geister zur Nacheiferung aufzuwecken. Toppert wird bloß deswegen bei der Nachwelt einen Namen haben, weil er Winkelmanns erster Lehrer und beynahe sein zweyter Vater war.

Ein Unglück des Lehrers gereichte zu dem Vortheile des Zöglings. Toppert verlor sein Gesicht, der junge Winkelmann, der sein Liebling war, mußte für ihn sehen, lesen und schreiben. Toppert wurde für den Verlust seiner Augen, durch die Aufmerksamkeit und Dienstfertigkeit seines Handbegleiters, einigermassen entschädigt; und der letzte wurde belohnet durch die weisen Lehren seines alten Tirefias, noch mehr aber durch die Erlaubniß, die er hatte, sich der Bibliothek desselben nach eigenem Wohlgefallen zu bedienen. Hier las er alles, was

für ihn leserlich war, ohne die gewöhnlichen Schulstudien bei dieser Lektüre zu versäumen, welche für das Genie die fruchtbarste, für den mittelmässigen Kopf die gefährlichste, und für den Undenker die unnützeste ist. Er hatte schon die alten Sprachen gelernt, wenigstens mehr davon, als seine Jahre vermuthen liessen, er las die klassischen Schriftsteller mit hungrigem Eifer; Geschichte, Erdbeschreibung waren seine Liebhingsfächer, vorzüglich aber die Alterthümer. Er durchwühlte die Sandberge bei Stendal, um alte Urnen zu finden: denn das Genie fühlt bald seine Bestimmung, wenn es gleich in der Jugend nur noch im Finstern tappt, oder wie im Taumel herumgeht, und aus Instinkt seinem künftigen Standorte nachspürt, ohne eine überlegte Absicht zu haben. Winkelmann fieng an mit Aufsuchung alter Scherben, und endigte seine Laufbahn mit der Anschauung und Betrachtung des Appollo, des Laokoon, der mediceischen Venus, und mit der unsterblichen Geschichte der Kunst.

Man will schon zu dieser Zeit bei ihm eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die

so-

ſogenannten höhern Wiſſenſchaften bemerket haben. (1) Die Theologie wird mit Unrecht unter dieſelben gezählet; denn ihr Weſentliches iſt nicht die Wiſſenſchaft, ſondern der Glaube. Das Weſentliche aber der Rechtsgelehrheit und der Medicin iſt nichts anders als Philoſophie und Geſchichte; es ſey denn, daß man dieſe beyden Fächer bis zu der Klaſſe der Handwerke erniedrigen wollte. Winkelmann verachtete weder die geſunde Philoſophie noch die Geſchichte; er ſtudirte beyde ſchon als Gymnaſiaſt mit gröſter Lernbegierde; ſie waren ihm die höchſten Wiſſenſchaften. Wenn er aber gleichgültig gegen diejenigen theologiſchen Lehrgebäude war, die vormals das Organon und die Metaphyſik des Ariſtoteles mit den Geſetzen der Kirche und des Stifters derſelben vereinigen, und durch die Lehren des Heiden, die Lehre Chriſti erklären, und ausvernünfteln wollten; dann ſcheint er uns vollkommen noch nach ſeinem Tode durch die Weisheit der groſſen Monarchinn gerechtfer-

(1) S. die Erzählung des Herrn Baalzov in den Greifswaldiſchen kritiſchen Nachrichten.

tiget zu seyn, welche geboten hat, daß man statt der alten scholastischen Theologie künftig die biblische und dogmatische lehren solle.

Winkelmann ist getadelt worden, daß er zu Stendal die Cultur seiner Muttersprache fast gänzlich versäumt, und sich einzig den alten Sprachen, selbst der hebräischen gewidmet hat, die es, wie einige behaupten wollen, am wenigsten verdiente, weil sie nur die fast vergessene Muttersprache eines kleinen Volks und das Studium einiger Doktoren ist. Aber Winkelmann, ohne es selbst zu wissen, legte hier schon den Grund zu der Erschaffung seines eigenen männlichen deutschen Stils. Denn diesen bildete er, indem er nicht den gleichzeitigen Schriftstellern gerade zu knechtisch nachfolgte; sondern, indem er so schrieb, wie die besten unter den Alten würden geschrieben haben, wenn sie an seiner Stelle gewesen wären. Wer seinen Stil formet, bloß nach gleichzeitigen Schriftstellern seiner Sprache, seines Landes, seiner Sitten, der wird immer etwas Maniertes in seiner Schreibart haben und nie original werden.

Die

Die Nachrichten, welche wir haben, daß Winkelmann zu Stendal schöne Reden in verschiedenen Sprachen gehalten, daß er bei minderm Alter allen seinen Mitschülern den Rang abgewonnen, durch sein Feuer und seinen Fleiß; und daß schon damals jedermann, dem er bekannt war, die größten Hoffnungen von ihm geschöpft habe, alle diese Nachrichten lassen wir ohne Gebrauch, weil sie weder gewiß noch wichtig genug sind.

Dieß aber ist gewiß, daß Winkelmann, als ein junger Mensch von sechzehn Jahren, 1733 nach Berlin reisete, begleitet mit einem Empfehlungsschreiben an den Rektor einer dortigen Schule, welche man das kölnische Gymnasium nennet. Dort suchte er Gelegenheit, theils seine Kenntnisse zu erweitern, theils durch seinen Fleiß in Unterrichtung der Jugend von minderem Alter seinen Unterhalt zu gewinnen, und selbst noch etwas für seine dürftigen Eltern zu ersparen. Es scheint, daß er, wenigstens in der letzten Rücksicht, zu Berlin seine Rechnung nicht gefunden hat: denn er kehrte bald wieder nach Stendal zurück, in die Ar-

me seiner Eltern und in die Bibliothek seines Rektors.

Mit den dortigen Schulen ist insgemein ein Institut verknüpft, welches, ob es gleich den Lernenden einen Theil ihrer Zeit raubet, und mit den Gesetzen einer guten Policey nicht immer übereinstimmt, doch schon manchem grossen Manne in seiner Jugend die äusern Hilfsmittel verschaffet hat, zu leben, zu lernen und einst groß zu werden. Es gehen nämlich Gesellschaften von Schülern, die man Chöre nennet, durch die Gassen der Stadt, und singen gegen eine geringe Belohnung mit einer Art, die nicht die angenehmste ist, vor jeder Thür ein Lied, eine Arie, oder eine sogenannte Motete. Es gereichet dem nachmaligen Präsidenten der Alterthümer zu Rom nicht zur Schande, in seiner Jugend der Regent eines solchen Chores gewesen zu seyn. Er erwarb sich dadurch, auser dem Nothwendigen für seine wenigen Bedürfnisse, noch den Trost, bei aller seiner Armuth seine Eltern zu trösten, und ihnen soviel, als möglich war, beistehen zu können. Uiber Winkelmannen vermochte der Mangel nichts, welcher

cher so oft die besten Köpfe muthlos macht, und sie so lange drückt, bis sie sich aufs mindeste in eine Art von Unthätigkeit und Letharzie hineinkümmern. Die Sorgen der Nahrung wirkten bei ihm, was der Druck bei einem elastischen Körper verursachet: Bestreben sich auszudehnen, und alle Hindernisse der Ausbreitung zu entfernen.

Er verließ Stendal, wo er nichts mehr lernen konnte, und reisete 1738 nach Halle in Sachsen, um seine Studien auf der dasigen Universität fortzusetzen. „ Kaum, „ sagt Herr Paalzou, war er in Halle ans „ gekommen, so that er in Gesellschaft einiger seiner Landesleute eine Reise nach Dresden, um theils die Seltenheiten dieser berühmten sächsischen Residenz zu sehen, theils „ um die Feyerlichkeiten, die damals bei der „ Vermählung der sächsischen Princessinn mit „ dem Könige beider Sicilien angestellt „ wurden, in Augenschein zu nehmen. „ Wir wissen, daß dieß nicht die wahren Ursachen von Winkelmanns Reise nach Dresden waren. Nach seiner damaligen Denkart hatte ein altes Buch mehr Reitze für ihn, als alle fürstlichen Sitze und Feste der

Höfe. Er fand es sehr schwer, in Halle seinen Unterhalt zu erwerben, weil er noch keinen Beruf spürte, seine Bemühungen zu den frommen Anstalten des dortigen Waisenhauses herzuleihen; er bediente sich also der Gelegenheit einige Freunde nach Dresden zu begleiten, um dort die Stelle eines Hauslehrers zu suchen. Er hatte eine Empfehlung an den bekannten Doktor Löscher; sein Unglück aber, oder vielleicht sein Glück wollte, daß er diesem Superintenten mißfiel, ohne Zweifel, weil er von Halle kam. Er gieng daher wieder zurück, ohne seinen Endzweck erreicht zu haben, und blieb in Halle, wo er nach einem Plane studirte, der ganz ungewöhnlich war.

Halle war damals eine berühmte Universität, mit berühmten Professoren in allen Wissenschaften, nur in denjenigen nicht, welche für die Lernbegier unsers Winkelmanns den größten Anzug hatten. Er besuchte also nur wenige Vorlesungen, statt deren aber die öffentlichen Büchersäle, weil er selbst zu dürftig war, um sich Bücher kau-

sen zu können. (1) Die Griechen waren sein vornehmstes Augenmerk, seine Seelenspeise; er vergaß über diesem Studio oft die Bedürfnisse des Leibes, und lebte, wie der weise Sohn des Neocles, dessen Mäßigkeit der heilige Hieronymus den Christen zur Nachahmung empfiehlt, von Brod und Wasser. Er übersetzte, sagt Herr Boysen, und erklärte den Herodot, als ob ein Genius ihn inspirirt hätte. Zu dieser Zeit hat er einigemal an den berühmten Geßner geschrieben, welcher oft Anlaß bekam, junge würdige Männer zu Schulämtern zu empfehlen. Vermuthlich hat Geßner die Briefe eines angehenden Gelehrten für allzuunbedeutend gehalten, um sie in seinem Archive aufzubewahren.

Unter einem Aeuserlichen, welches bis zur Demuth bescheiden war, verbarg Winkelmann einen hohen Sinn, und grosse Absichten. Zwar nahm er auf eine Zeitlang die Stelle eines Hauslehrers bei einem Amtmanne im Halberstädtischen an; aber in der

(1) S. Die Briefe des Herrn **Boysen**, an Herrn **Gleim**. S. 34. f. f.

Stille nährte er ein kühnes Projekt, welches, nach seiner damaligen Lage, beinahe chimärisch genennet werden konnte. Er wollte, ohne eine andere Unterstützung, bloß mit seiner Wißbegierde, mit seinem Muthe, und mit seiner Sparsamkeit fremde Länder sehen; und er beschloß mit Frankreich den Anfang zu machen. Wirklich hatte er schon einen Theil des Weges auf seinen Füssen zurück gelegt; er war, sagte man, bis nach Gelnhausen gekommen, als er durch die Unruhen des Krieges von 1741 an der Fortsetzung seiner Reise gehindert wurde. Er kam zu seinem ersten Berufe, Kinder zu unterrichten, doch ungern zurück, und befand sich, als Hauslehrer, nach und nach bei einem Rittmeister Stollmann zu Osterburg, und bei einem Oberamtmanne Lamprecht zu Heimersleben. An dem letzten Orte sah ihn Herr Boysen, der von dem Conrektorat zu Seehausen, welches er vorher verwaltet hatte, zu einer wichtigeren Stelle ernannt, und mit dem Auftrage versehen war, sich einen geschickten Nachfolger aufzusuchen. Winkelmann war, in Ermanglung besserer Aussichten, mit diesem Amte zufrieden,

und

und er erhielt es im Jahre 1742 auf die Empfehlung seines Vorfahrers, ob er gleich für dasselbe zu groß, und folglich in den Urtheilen kleiner Leute nicht dazu geschickt war. Uiber diesen Punkt wollen wir den Herrn Boysen hören, welcher an den berühmten Gleim schreibet: „ Ich nahm „ mich Winkelmanns aus allen Kräften „ an, nachdem er mich durch bewun„ dernswürdige Proben von seinen groſ„ sen Talenten, und von seiner Stärke in „ der griechischen Litteratur überzeugt hat„ te; und ich habe es dahin gebracht, daß „ er mein Nachfolger im Amte geworden ist. „ Was meinen Sie aber! Jedermann in See„ hausen glaubt, daß ich mehr für Winkel„ mann als für die Schule geſorget hätte, „ und verschiedene meiner Freunde haben „ mir die bitterſten Verweiſe gegeben. Der „ neue Conrektor kann nicht predigen; es „ mag ihm auch wohl an der äuſeren Lehr„ gabe fehlen, und vielleicht ist ihm die „ Bühne zu eng; kurz die Zahl der Schü„ ler hat sich merklich verringert, und Win„ kelmann hat mich mündlich und schrift„ lich ersuchet, ihn anderwärts unterzu„ brin„

„ bringen. „ Nichts macht eine üblere Figur, als ein Kopf, den man in eine unverhältnißmäſſige Nische gesetzt hat, oder ein grosser Obeliskus auf einem kleinen Platze. Winkelmann befand sich zu Seehausen in einer Sphäre, die für ihn zu niedrig war. Junge Leute in den Anfangsgründen der alten Sprachen, und in den Grundsätzen ihres Glaubens zu unterrichten, ist ein verdienstvolles Werk; (1) und ein solches Amt zu verwalten ist nicht unrühmlich. Aber Winkelmann, den Kopf voll von hohen Absichten, mußte nothwendig seinen Schülern zu Seehausen eben so mittelmäſſig vorsinhen, als Jupiter dem Himmel, so lange Minerva in seinem Gehirne ein Embrio ware. Indessen wenn er gleich nicht die erforderliche Gabe der Herablassung zu seinen Akusti-

(1) Diese sind die vornehmsten Geschäfte eines dort sogenannten Conrektors. Das Predigen ist nur etwas zufälliges, weil es dort insgemein üblich ist, die Schule als den Weg zur Kanzel zu betrachten, eine Gewohnheit, die für die Bildung der Jugend nicht die ersprieſslichste ist.

flickern besaß; so konnte man ihm doch keinen Mangel an Fleiß und Geduld, diesen zwo nothwendigen Tugenden eines Schulmannes, zur Last legen. Er lehrte nicht nur mit größter Treue, die auch endlich erkannt wurde; sondern er lernte selbst, und ward in den Nebenstunden sein eigener Schüler.

Es scheint nämlich, daß er zu dieser Zeit zu dem deutlichen Bewußtseyn des Instinktes gelanget, der unmerklich schon längst ihn geleitet hatte, und daß er dadurch angereitzet worden, sich einen ordentlichen Plan über sein künftiges Leben zu entwerfen. Bereits hatte er die weite Reise durch die Felder des Alterthums, so weit der Weg durch Bücher gebahnt ist, vollendet; er übersah von Memphis an bis nach Rom, von den Olympiaden bis zur Hegira, alle Schätze der grauen Welt nebst ihren Ruinen, wie man etwa Aegypten, Griechenland und Italien auf einer Mappe, und die Begebenheiten dieser Reiche in einer chronologischen Geschichte, nach Art des Henault übersieht. Der gewöhnliche Antiquar hätte sich mit dieser Gelehrsamkeit für übergelehrt gehalten,

und darinn ein Übermaß von Zufriedenheit gefunden. Aber es liegt in der Natur erhabener Geister, sich auch mit Vielem nicht zu befriedigen und da, wo ein jeder anderer das Ende seiner Laufbahn findet, erst den Anfang der ihrigen zu suchen. Winkelmann fühlte, daß ihm desto mehr fehlte, jemehr er besaß; alle historischen Kenntniße, die er sich bei der Lampe erworben hatte, waren nicht hinlänglich, seine Wißbegierde zu beruhigen; er beschloß, wo möglich, seine gelehrten Ideen durch die Anschauung zu realisiren, das selbst zu sehen, was er bisher nur gelesen hatte, und die Überbleibsel der Vorwelt auf eine nähere Art, als aus Büchern kennen zu lernen. Unsere Muthmassung, daß dieß schon damals seine überlegte Absicht gewesen sey, wird durch verschiedene Umstände bestätigt. Man weiß, daß er schon als ein werdender Jüngling den enthusiastischen Gedanken brütete, nach Aegypten zu gehen, um dort seine Augen an den Resten der vorigen Hoheit dieses Landes zu weiden. Zu seiner unterbrochenen Reise nach Frankreich ward er veranlaßt durch Cäsars Geschichte des gallischen Krieges, die

sei-

seine Einbildungskraft erhitzt hatte. Denn damals faßte er Feuer von allem, was alt war, und das Studium der Kunst hatte noch keine Herrschaft in seiner Seele, weil ihm der Gegenstand seiner nachherigen Begeisterung noch nicht lebhaft war. Sein ganzes Betragen zu Seehausen, eine Mischung von äuserlich finsterm Wesen, und innerer Unruhe, verrieth dem Menschenkenner einen Mann, der nicht willens ist, Conrektor zu bleiben, der grosse Absichten hat, und weit in die Ferne hinaus sieht, ob er sein Ziel endlich einmal erblicken möchte. Auch wird die Wahrscheinlichkeit unserer Muthmassung gerechtfertiget durch die Folge, und erhöhet durch die Betrachtung des Gebrauchs, welchen Winkelmann zu Seehausen von der Zeit machte, die ihm eigenthümlich war, weil er sie nützen konnte, ohne die Pflichten seines Amtes zu vernachlässigen. Diese Zeit wendete er an, theils ein Magazin von zweckmässigen Collectaneen zu sammeln, theils diejenigen Sprachen zu lernen, die ihm noch fehlten und ohne die er nicht glaubte, sein Studium vollenden zu können: die franzö-

ſiſche, italiäniſche, und engliſche. In der erſten hatte er zwar nicht die gröſste Fertigkeit, die ihm Herr Paalzou beilegen will; doch beſaß er einige Vorerkenntniſſe. Die letzten hingegen lehrte er ſich ſelbſt ganz allein, ohne mündlichen Unterricht, bloß verſehen mit einigen ſchlechten Grammatiken und mittelmäſſigen Wörterbüchern. Von ſeiner Seite wäre er bald im Stande geweſen zu der Ausführung ſeines Planes zu ſchreiten, die ganze Vorbereitung war fertig; aber zwey mächtige Hinderniſſe ſtanden im Wege: ſeine äuſerliche Lage, und ſein edles Herz.

Noch lebte ſein alter Vater, gedrückt von der Laſt der Jahre, von Kummer und Armuth zu Boden geſchlagen, und am Rande des Grabes, bloß getröſtet und unterſtützet durch ſeinen einzigen Sohn. Winkelmann ließ gern die kindliche Liebe in ihrem Kampfe mit dem Enthuſiaſmus ſeines Geiſtes den Sieg davon tragen. Er entſagte allen ſeinen Abſichten, um das übrige Leben des Greiſes zu erleichtern, dem er das ſeinige ſchuldig war, und ſuchte ſie nicht eher wieder hervor, als bis er ſeinem Vater die

Au-

Augen zugedrücket, und sich die Thränen über seinen Verlust nach und nach abgetrocknet hatte.

Seine Seele war itzt leer von allen andern Sorgen und bloß erfüllet mit der Sorge der Wißbegierde, und mit aneifernedem Feuer zur Ausführung seines Plans.

Aber die Hände waren ihm gebunden. Er war nicht reich genug, um ohne fremde Beihilfe bis an das Ziel zu gelangen, und nicht mehr Jüngling genug, um zu glauben, man könne bloß mit Wissenschaft und Eifer durch die Welt reisen, ohne Unterstützung des Gottes Plutus, oder irgend eines Mäcenas. Er lebte in einem kleinen Orte, ohne mächtige Freunde, und der Welt unbekannt: denn noch war er kein Schriftsteller, und dachte vielleicht nicht im Traume daran, es einstens zu werden. Vielleicht hätte ihn sein innerliches Feuer, dem er keinne äuserliche Nahrung geben konnte, selbst aufgezehret, wenn nicht der deutsche Peirescius gelebt, und die Freude gehabt hätte, einen Mann von dieser Art zu entdecken, und aus dem Staube zu ziehen.

Heinrich, der ältere, Graf von Bünau ist bekannt, als einer der weisesten Staatsmänner, als einer der besten Schriftsteller, und als einer der grösten Beförderer der Litteratur in Deutschland, im achtzehnten Jahrhunderte. Seine Verdienste als Minister weiß jedermann; von seiner Gelehrsamkeit, seinem Scharfsinne und gutem Geschmacke hat er der Nachwelt Beweise hinterlassen in seiner deutschen Reichsgeschichte, einem klassischen Werke, und in seiner vortreflichen Büchersammlung, die jetzt eine Zierde von Dresden ist. Dieß war der Edle, dem wir noch über dieß unsern Winkelmann zu danken haben, der ohne den Grafen von Bünau vielleicht niemals dieser Winkelmann geworden wäre. Der Graf erfuhr zufälliger Weise das Daseyn dieses so sonderbaren, und so grossen Mannes: er rief ihn aus der Dunkelheit, und gab ihm eine Stelle bei seiner Bibliothek, gab ihm Ehre und Uiberfluß für seine Bedürfnisse. Dieß geschah im Jahre 1748. Also hatte Winkelmann einen grossen Schritt gethan, und sahe sich näher als jemals an der Ausführung dessen, wozu er bestimmt war.

Sein

Sein Leben zu Nöthenitz (1) war sehr einförmig: er lebte mehr für die Bücher, als für für die Menschen Gemeinschaftlich mit Herrn Franke besorgte er die Geschäfte der gräflichen Bibliothek: durch die freundschaftliche Zusammentretung dieser beiden gelehrten Männer wurde die vortrefliche Ordnung dieses Schatzes eingerichtet, (2) und der Schatz selbst durch die Verschwendung des Grafen, der nur in diesem Punkte verschwenderisch war, durch Ankaufung der seltensten und kostbarsten Bücher, auch ganzer Sammlungen, von Zeit zu Zeit vermehret. Man kann denken, daß Winkelmann, hier in seinem ersten Elemente, auch auf sich selbst, und sein Lieblings Studium bedacht war. Er fand theure Werke, die er noch nie gesehen hatte; er benutzte sie nach seiner Gewohn-

(1) Ein Landsitz des Grafen von Bünau, wo derselbe auch seine grosse Bibliothek hatte. Er hatte in der Folge, wo wir nicht irren, noch eine kleinere zu Weimar.

(2) Der Katalog der Bünauischen Bibliothek ist ein Muster in seiner Art; er ist ein Werk des Herrn Franke.

heit, und es ſcheint, daß er hier zu erſt auf die Kunſt der Alten aufmerkſam geworden, und ſtufenweiſe vom Anblicken einiger Kupferſtiche bis zum Anſchauen der Antiken in dem benachbarten Dresden, nebſt dem dortigen Copieren alter Werke, dann bis zu den platoniſchen Ideen fortgeſchritten iſt, aus welchen, nachdem er ſie in Rom berichtigt hatte, ſeine Geſchichte der Kunſt entſtand. Sein Hunger nach Wiſſenſchaft trieb ihn, ſogar die Kirchenväter zu leſen; vielleicht hat dieſes Studium etwas beigetragen, in der Folge ihn mit der Kirche zu vereinigen, zu der er ſich vorher nicht bekannt hatte. Dieß waren ſeine Beſchäftigungen bis 1756.

Die Nachbarſchaft von Dresden war unſerm Winkelmann, auſer den Werken der Kunſt, die er dort anſchauen konnte, auf eine andere Art nützlich. Er lernte Männer kennen, die ſeinen alten Eifer für die Wiſſenſchaft, und ſeinen neuen für die Kunſt, wo möglich, noch mehr anfachten, indem ſie ſelbſt einen ähnlichen Eifer, und zum Theil in der letzten Rückſicht vor ihm viele Schritte voraus hatten. Die Wiſ-

ſen-

ſenſchaft und der Beruf verband ihn mit den Herren Franke und Heyne; Kunſt und Wiſſenſchaft mit den Herren von Hagedorn, Lippert und Oeſer.

Herr Heyne, einer der vornehmſten Aldermänner der göttingiſchen gelehrten Republik, hatte zu dieſer Zeit die Aufſicht über die Bibliothek des Grafen von Brühl. Heyne und Winkelmann liebten ſich wechſelweiſe, weil ihre Bemühungen einen Zweck hatten, und weil jeder das Verdienſt des andern ehrte, und jeder zu groß dachte, um den andern zu beneiden. Der Krieg von 1756. machte, daß beide ſich aus dem Geſichte verloren; in einer ſehr entfernten Gegenwart, die der Briefwechſel unterhielt, fanden ſie ſich dann erſt wieder, als der eine in Göttingen und der andere in Rom war. Dieſer Briefwechſel wurde durch den groſſen Münchhauſen erleichtert, der ſelbſt ſich freuete an einer ſolchen Correſpondenz Antheil zu nehmen.

Hagedorn, der Bruder des Dichters, und der Vater der deutſchen Kunſtlehrer, gab 1755 ſeine bekannten Eclairsiſſemens hiſtoriques unter die Preſſe. Winkelmann

sah in der Druckerey einen Bogen: er eilte den würdigen Mann zu sehen, und fand mehr, als er gesucht hatte. Hagedorn war von dieser Stunde an sein Freund, und versichert, daß er niemals an ihm diejenigen Eigenschaften gefunden, die unwürdige Widersacher ihm angedichtet haben.

Lippert, dieser Zelot für die Kunst, hatte kaum Winkelmannen entdeckt, als er ihn liebte, und Winkelmann verehrte in jenem die weitläuftigen selbst erworbenen Kentnisse, den seltenen Fleiß, mit der Begierde der Welt nützlich zu seyn, und das altdeutsche redliche Herz, offen bis zum Munde, und bis zu den Augen. Dieser würdige Greis verbietet uns zu sagen, was wir wissen, daß Winkelmann von ihm gelernt hat; stillschweigend müssen wir sein Verbot übertreten, indem wir bloß seine Bescheidenheit rühmen.

Winkelmanns Bekanntschaft mit Herrn Oeser ist desto wichtiger, da sie sich auf eine neue Periode des Winkelmannischen Lebens bezieht. So sehr auch Winkelmann Ursache hatte, mit seinen Umständen zufrieden zu seyn, gehrt wie er war von sei-

nem

nem Grafen, mitten unter litterarischen Schätzen, und in einem Cirkel von den treflichsten Freunden; so verließ ihn doch sein alter Plan nie, er war sein treuester Freund, und die Hofnung, ihn auszuführen, sein größter Schatz. Die Gelegenheit säumte nicht, sich freywillig ihm darzubieten. Der päbstliche Nuntius Archinto hatte ihn schon in Nötheniz gekannt, bewundert, entziffert; und eingesehen, wer dieser Mann, und welches das zweyte Element sey, wohin er versetzt werden müßte. Dem zu Folge wollte er ihn überreden, nach Rom zu gehen; aber hier war keine Uiberredung nöthig: denn Winkelmann war derselben bereits mit seinen Wünschen über die Hälfte des Weges entgegen gekommen. Er entsagte allen Vortheilen, die er in Sachsen wirklich besaß; durch keine Versprechungen, durch keine der angenehmen Aussichten, die man ihm in der Zukunft erblicken ließ, konnte er zurückgehalten werden. Sein Entschluß war gefaßt; er legte seine Stelle nieder, nicht zum Vergnügen des Grafen Bünau, der ihn sehr ungern verlor, und gieng nach Dresden, um sich da mit besserer Musse zu seinem

Römerzuge vorzubereiten, und auszurüſten mit allen den Erfoderniſſen, die ihm noch zu fehlen ſchienen. Hier wohnte er bei dem berühmten Künſtler, der Deutſchsland Ehre macht, weil man ihn insgemein für einen Deutſchen hält; (1) oder weil er es geworden iſt, durch ſeinen langen Aufenthalt in einer groſſen Provinz dieſes Reiches, durch ſeine endliche Feſtſetzung daſelbſt und durch ſeine Verdienſte in der Gründung einer deutſchen Schule der Kunſt. Das Jahr, welches Winckelmann bei dem Herrn Oeſer zubrachte, wendete er an zur genauen Erforſchung der Kunſt, und der Regeln derſelben, um ſein Auge zu ſtärken, worin er auch bald ſich eine bewundernswürdige Fertigkeit erwarb. Die Galerie zu Dresden beſuchte er fleiſſig, und ſeine Erklärungen und Urtheile über die Meiſterſtücke, die ſie enthält, waren geſund und rein, weil ſein Auge niemals durch das, was man nach der Kunſtſprache Manier nennet, war verdorben worden. Denn die

(1) Herr Oeſer, Director der Mahlerakademie zu Leipzig, iſt ein geborner Ungar.

die Wahrheit, Ordnung und Schönheit waren seine Regeln, und sein leichter Begriff, eine Folge seiner zarten Empfindlichkeit, wurde auser dem unterstützt, durch eine erstaunliche Belesenheit, deren ganzer Umfang fast immer den Befehlen seines treuen Gedächtnisses gehorsam war.

Archinto war indessen als päbstlicher Nuntius nach Wien gegangen, und hatte unserm Winkelmann eine Empfehlung an den Pater Rau, den Beichtvater des Königs von Pohlen hinterlassen. Vorher aber hatte er gewünscht, daß Winkelmann etwas schreiben möchte, wodurch er der Welt einen Vorschmack geben könnte von dem, was sie künftig von ihm zu erwarten das Recht, und er, ihr zu leisten, das Talent hätte. Dies gab ihm Anlaß seine Gedanken von der Nachahmung der alten Kunstwerke heraus zu geben, ein Buch, von welchem in der Folge der Verfasser, aber er allein, urtheilte, daß es den Beifall nicht verdienet hätte, mit welchem es damals aufgenommen wurde. Dieser Beifall wäre allgemein gewesen, wenn nicht in Dresden selbst einige seynwollende Antiquaren es

für eine Pflicht gehalten hätten, über die Gedanken von der Nachahmung allerley schiefe Urtheile zu fällen, und auszubreiten. Daher entstand das Sendschreiben, welches Winkelmann seiner Schrift beilegte, und welches grossentheils auf dem Zimmer des Herrn Lipperts verfertiget wurde. Man hatte unserm Winkelmann vorgeworfen, daß er in seinem Buche keine Schriftsteller angeführt habe; man wollte an seiner Gelehrsamkeit zweifeln. Um dieß zu widerlegen, citirte er in seinem Sendschreiben desto mehr, fast im Scherze: alle die ihm zusahen, bewunderten den Reichthum seiner Gelehrsamkeit und die Gegenwart seines Gedächtnisses. Es ist nicht zu leugnen, daß ihn die Treue des letzteren oft, besonders bei seinen folgenden Werken, verleitet hat, demselben aufs Wort zu glauben; dadurch haben sich in seine Bücher einige kleine Versehen geschlichen, die von keiner Bedeutung sind; sonst wurde die grosse Menge der Gegenstände, die man kaum übersehen kann, Mythologie, Geschichte, das Mechanische der Kunst, und tausend andere Sachen, aus welchen der Witz mit der Einbildungs-

kraft

kraft die Muthmassungen zu machen hat, die der Verstand berichtigen muß, von ihm mit einer Leichtigkeit übersehen, die nur ihm eigen war. Seine über verschiedene Punkte geäuserte, nachmals aber geänderte, oder gemässigte Meinungen rühren vielleicht daher, weil seine Einbildungskraft zu mächtig über ihn war, und ihn oft bewog zu glauben, was er in manchen Fällen Schmeichelhaftes für die Kunst und für sich wünschte.

Endlich reiste Winkelmann von Dresden ab. Der Graf von Bünau bezeigte ihm seine Hochachtung durch reichliche Geschenke, und durch sein Zutrauen, indem er ihn mit verschiedenen Aufträgen beehrte, unter welchen der vornehmste war, seltene Bücher und Handschriften in Italien für die gräfliche Bibliothek aufzusuchen. (1)

Win-

(1) Dieß hat jemanden Gelegenheit zu folgender „ Erzählung gegeben: da nun aber der wohl„ selige Reichsgraf Lust hatte, seinen vor„ treflichen Büchersatz, noch mit italienischen „ Werken, und Alterthümern zu vermehren, „ so

Winkelmann in Rom! der olympiſche Renner am Ziele! Seine Verblindung beim erſten Anblicke, ſein Staunen, ſeine Wonne, die Augen da zu haben, wo das Herz ſchon lange geweſen war: dieß ſind Empfindungen die ſich ihm nachfühlen, aber nicht beſchreiben laſſen.

Rom erwiederte die Neigung, die er immer für Rom gehabt hatte, und die jetzt anfieng Zufriedenheit zu werden, oder vielmehr in dasjenige Gefühl überfloß, welches aus einer überſchwenglichen Erfüllung unſerer Hofnungen entſpringt. Er wurde gleich

„ ſo bekam der Herr Bibliothekar Winkelmann
„ Ordre, eine Reiſe nach Italien, etwa im Jahr
„ 1758, zu thun, wozu ihm 100 Dukaten
„ Reiſegeld ausgezahlt wurden. „ Dieſe Erzählung iſt ganz verzeichnet. Nicht, weil der Graf Luſt zu italiäniſchen Büchern hatte, ſondern, weil **Winkelmann** Luſt hatte, nach Italien zu gehen, gab der Graf Winkelmann nicht Ordre zureiſen, ſondern die gebetene Entlaſſung; nicht Reiſegeld, ſondern ein freywilliges Geſchenk. **Winkelmmann** hatte ſich vorhin mit dem Nuntius Archinto in gewiſſe Verbindungen eingelaſſen; und er übernahm die Aufträge des Grafen, nicht mehr als Diener, ſondern als ein reiſender Freund.

gleich anfangs geehrt, wie immer ein Weiſer, wenn er nicht in ſeinem Vaterlande iſt, geehrt werden kann. Jedermann bewunderte die Fertigkeit, mit welcher er die Alterthümer erklärte, von denen man glaubte, daß ſie ihm noch neu wären. Aber ihm deuchte es, als hätte er dieſelben ſchon längſtens im Geiſte geſehen, und fände ſie jetzt nur wieder, wie man einen alten Bekannten, nach langer Abweſenheit in der Fremde, wiedererkennt. Da er an dem Orte ſeiner Beſtimmung war, lebte er daſelbſt, als wäre er in dem Hauſe ſeiner Geburt unter Brüdern, und Schweſtern und Freunden. Er war in Rom.

Daſelbſt hatte er gute Empfehlungen, beſonders vom Nuntius Archinto; dieſe verſchafften ihm die Gelegenheit, ſich ſelbſt durch die Beweiſe ſeiner Wiſſenſchaft und ſeiner Redlichkeit zu empfehlen. Da wir überhaupt mehr die Geſchichte ſeines Geiſtes, als die kleinen Umſtände desjenigen Lebens erzählen, welches der Gelehrte eben ſo mechaniſch lebt, wie der Ungelehrte; ſo merken wir nur an, daß in Rom ohne vielen Verzug für ſeinen Unterhalt geſorgt wurde, und daß er, um ſpar-

ſamer

ſamer zu leben, den kleinen Kragen nahm, der ihm noch auf eine andere Art nützlich war, weil man zu Rom, als Abate gekleidet, in alle auch anſehnliche Häuſer eingeführt werden, und überall wohl empfangen werden kann. Er machte Gebrauch davon; und nach und nach legte er die ihm angeborne Schüchternheit, und Scheu der Geſellſchaft ab: von ſeinem vorigen Betragen blieb ihm nichts übrig, als die Beſcheidenheit, mit welcher er das immer ſich gleiche Aeuſerliche zu verbinden lernte, welches der Umgang mit der Welt als einen Anſtand erheiſchet. So hat man ihn wenigſtens gekannt, als er in der Folge zu Wien war.

Einer ſeiner vornehmſten Gönner zu Rom war der Herr Cardinal Alexander Albani. Dieſer Herr, und Winkelmann waren durch ihren Stand weit von einander getrennt; aber ein gemeinſchaftlicher Hang vereinigte ſie: die Liebe und das Studium des Alterthums. Der Cardinal wurde Winkelmanns Beſchützer, und noch etwas mehr: ſein Freund. Seine Sammlungen, ſeine be-

rühm-

rühmte Ville, (1) wurden beinahe das Eigenthum Winkelmanns, welcher ohnehin zuweilen im Scherze ganz Rom das seinige nennte.

(1) Wir hätten von unserm Verfasser eine Beschreibung dieses Lusthauses bekommen, wofern er gelebt hätte. Er spricht in einem seiner Briefe: Unter allen Arbeiten, die zum „ Verständnisse des Alterthums und der Kunst „ der Zeichnung unternommen worden, wird „ eine der nützlichsten seyn die ausführliche „ Beschreibung der prächtigen Villa Sr. Eminenz des Herrn Cardinals Alexander „ Albani, welche nach und nach zubereitet „ wird. Es werden indessen einige Jahre erfodert, die Zeichnungen und die Kupfer „ derselben zu endigen, sowohl der Gebäude „ in ihrer äuseren und innern Absicht betrachtet, als auch der unglaublichen und „ auserlesenen Menge von Werken des Alterthums, um alles dem unsterblichen Namen des „ Erbauers dieses Sitzes der Kunst würdig auszuführen. Ich wünschte ihnen einen vorläufigen Begriff dieses Kleinods von Rom „ und dadurch von gedachter Unternehmung „ geben zu können. In diesem Vorsatze fährt „ der erhabene Besitzer dieser Villa beständig „ fort, dieselbe zu bereichern, nicht allein „ mit Statuen, Brustbildern und erhobenen „ Arbeiten, sondern auch mit Galerien, dieselben aufzustellen. „

te. Das war es auch in der That, denn vor ihm hat es niemand so gut zu benutzen gewußt, als er. (1)

Hier war es, wo, nachdem er alles Sehenswürdige nicht bloß gesehen, sondern betrachtet, beobachtet, beurtheilt, klassificirt hatte, der grosse Plan seiner Geschichte der Kunst entworfen, überdacht und ausgeführt wurde. Er gab während dieser Arbeit einige Schriften herraus, deren Titel wir nicht einmal anzeigen, weil die Geschichte der Kunst allein seinen Namen verweigen wird, und weil man in der Geschichte eines Helden die mindern Thaten desselben, so würdig sie auch an sich sind, verhältnißweiser für allzu unwürdig hält, um solche zu berühren(2). Ein einziger Bogen von Winkelmanns flüch-

(1) Wir unterdrücken eine Menge von Anekdoten, Winkelmanns Leben zu Rom betreffend. Sie sind nicht alle versichert genug; und wir überlassen gern das Detail dem Herrn Franke, mit dem Vorbehalte, einst Supplemente zu seiner Biographie liefern zu dürfen.

(2) Man kann seine kleinern Schriften aus der Bibliothek der schönen Künste und Wissenschaften, welche Herr Weise zu Leipzig besorgt

flüchtiger Arbeit hätte: en Ruhm eines jeden andern festgestellet; aber er selbst achtete nicht sehr seine Schriften über die Baukunst der Alten, über die Empfindung des Schönen, und andere, die wir wünschten selbst geschrieben zu haben. Mit einigen dieser kleinen Werke hat er seine deutschen Freunde beschenkt, die sich zu Rom um ihn her versammelten, die er vorzüglich liebte, und in Beschauung der Alterthümer begleitete, gleichwie ihn einige derselben vorher selbst begleitet hatten. Damals schon gehörte Winkelmann unter diejenigen römischen Seltenheiten, die von dem Ausländer am meisten gesucht und bewundert wurden.

Seine Reisen in verschiedene Gegenden von Welschland, seine Bemühungen, alles aufzuforschen, wodurch das Studium des Alterthums bereichert werden konnte, sind so bekannt, als die Ehre oder die Gerechtigkeit, welche ihm die römische Gesellschaft der Alterthümer wiederfahren ließ, indem sie ihn zu ihrem Präsidenten erwählete. Sie gab ihm

sorgt hat, kennen lernen. Herr Paalzow hat aber Unrecht, wenn er sagt, daß Winkelmanns erste Schrift diejenige über die Herkulanischen Alterthümer gewesen sey.

Titel, nachdem er ſchon alles das geleiſtet hatte, was die Titel bedeuten, die ſonſt ſo oft ohne Bedeutung ſind. Er war Präſident der Alterthümer, und wäre es geweſen, wenn ihn auch Niemand dazu ernannt hätte. Die übrigen Akademien, oder gelehrten Geſellſchaften in Italien buhlten ebenfalls um ihn, und wetteiferten, eine jede, ihn eher als die andere zum Mitgliede zu haben. Es iſt hier der Fall, wo man ſagen muß, daß manche Akademie ſich ſelbſt mehr Ehre machet, als dem Manne, welchen ſie ehren will.

Die Geſchichte der Kunſt erſchien endlich, wie wir ſchon vorhin gemeldet haben, im Jahr 1764. Er hatte dieſelbe deutſch nach Deutſchland geſchickt, gleichwie die Griechen nach Athen die Trophäen ſandten, die ſie jenſeits des Helleſponts erobert hatten. Aber kaum hatte Winkelmann ſein Werk gedruckt geſehen, ſo war er ſchon unzufrieden mit ſeiner Arbeit, und fing von dieſer Stunde an dieſelbe zu verbeſſern. Dieß zeigte er zuerſt in ſeinen Zuſätzen zu der Geſchichte der Kunſt; doch da ihm auch dieſe nicht hinlänglich ſchienen, ſo entſchloß er ſich zu einer gänzlichen Umarbeitung, oder vielmehr zu einer neuen Erſchaffung des unſterblichen Buches.

Sein

Sein Verſuch einer Allegorie für die Kunſt, ein mühſames Werk, wurde nicht ſo ſehr bewundert, als die Geſchichte der Kunſt. Seine vorgeſchlagenen Allegorien ſind oft räthſelhaft, zu weit geſucht, auf ſehr entfernte Aehnlichkeiten gegründet, und mehr im hieroglyphiſchen, oder ägyptiſchen, als im griechiſchen Sinne und Geſchmacke. Indeſſen iſt auch dieſes Buch ein Schatz von Gelehrſamkeit und Einſicht, dem Gelehrten nothwendig, und dem Künſtler wenigſtens nicht unnützlich.

Winkelmann war unermüdet. Indem er die Allegorie ſchrib, allerhand kleine Werke herausgab, an der neuen Kunſtgeſchichte arbeitete; unternahm er es, eine Sammlung derjenigen alten Denkmaale zu veranſtalten, die kein Boiſſard, kein Montfaukon, kein anderer Sammler bekannt gemacht hat. Dieſe Monumenti antichi inediti enthalten, in zween Folio Bänden, 225 Kupfer, die Winkelmann in italiäniſcher Sprache erläuterte, gleichwie er vorhin das Stoſchiſche Cabinet geſchnittener Steine in der franzöſiſchen geſchrieben hatte. Er hätte eben ſo gut lateiniſch ſchreiben können; aber ganz wider den Brauch anderer Antiquare, die ſich dadurch

ein gelehrtes Ansehen verschaffen wollen, schrieb er mitten in Rom, seine besten Werke deutsch, und die andern, die er nach der Beschaffenheit der Umstände nicht deutsch schreiben konnte, lieber in einer neuen Sprache als in der altrömischen. Zu einem dritten Bande der monumenti antichi inediti hat er die Kupfer und den größten Theil der Erklärungen hinterlassen; wir wissen aber nicht, ob derselbe noch an das Licht treten wird, oder in welchen Händen er sich befindet.

Die zu den Monumenti antichi gehörigen Kupfer veranlaßten einen heftigen Streit zwischen dem Herausgeber, und seinem vorigen Freunde, dem Herrn Casanova. Wir wollen die Geschichte dieser verdrüßlichen Sache nicht wiederholen, und noch weniger entscheiden, welcher Theil Recht, welcher Unrecht gehabt hat, weil ohnehin unser Urtheil, da es für Winkelmann ausfallen würde, für parteyisch gehalten werden könnte. Winkelmann war sonst die friedfertigste Seele von der Welt; nur in dem Handel mit Casanova ward er empfindlich gegen Beleidigungen, die er nicht glaubte verdient zu haben: und dann verrieth er gleichfalls einige Empfind-

pfindlichkeit, als die Herren Leßing und Klotz verschiedenes gegen ihn und seine Kunstgeschichte öffentlich erinnerten. Am meisten war er aufgebracht gegen den letzten, weil dessen lateinische Bücher, vorzüglich die Acta literaria, zu Rom gelesen wurden, und durch das Anziehende des Stils manche Leser verführten, zu glauben, Klotz habe Recht; besonders diejenigen, welche aus Neid wünschten, daß Winkelmann Unrecht haben möchte. Er hätte sich in einer eigenen Schrift vertheidigt, wenn er nicht durch den guten Rath eines Freundes in Dresden davon wäre abgehalten worden.

Anstatt sich also in unnütze Streitigkeiten einzulassen, wo meistentheils nicht einmal der Sieg Ehre bringt, beschäftigte er sich mit seiner Kunst; diese betrachtete er als den Gegenstand seiner Amtsarbeit, und las, und dachte fast alles, was er las und dachte, bloß in Beziehung auf dieses Werk. Auch seine Erholungsstunden wendete er zu gemeinnützigen Endzwecken an. Er schrieb ein Buch von dem gegenwärtigen Zustande der schönen Künste und Wissenschaften in Italien, welches, aus Ursachen, die uns unbekannt sind, ungedruckt blieb, und nun vielleicht

leicht niemals gedruckt werden wird. Er sammelte eine Menge von Zusätzen und Berichtigungen zu dem Werke des Junius über die Malerey der Alten, und war gesonnen, dereinst dieses brauchbare Buch verbessert und vervollständiget, herauszugeben. Dieß wäre ein wichtiger Dienst für das antiquarische Publikum gewesen; denn jetzt auch in seiner unvollkommenen Gestalt, mit allen seinen Fehlern, ist der Junius, wenigstens um das Gedächtniß aufzufrischen, in seinem Fache beinahe unentbehrlich, und was würde er erst geworden seyn, wenn ein Winkelmann ihn neu ausgebildet hätte? Es wäre zu wünschen, daß ein Gelehrter diese nützliche und rühmliche Arbeit übernähme, etwa ein Mann von dem Fleisse, von den Talenten, von der Wissenschaft und von den äuserlichen Hilfsmitteln des Herrn Henne in Göttingen. Andere flüchtige Entwürfe unsers Winkelmanns, die er zuweilen seinen deutschen Correspondenten mittheilte, übergehen wir, weil es blos Entwürfe waren, zu deren Ausführung er noch nicht Zeit hatte.

Sobald die grosse Arbeit der neuen Geschichte der Kunst vollendet war, entschloß

sich

ſich Winkelmann zu ſeiner Reiſe in ſein erſtes Vaterland, und beſonders nach Wien, Dresden, Berlin und Göttingen. Nach Wien war er öfters eingeladen worden, ſelbſt von einigen Groſſen des Hofs, die bei aller ihrer Gröſſe ſich nicht ſchämen, ſondern, wie es auch ſeyn ſoll, für ihre Pflicht es halten, die Kunſt und die Wiſſenſchaft zu lieben, jene zu kennen, und dieſe zu beſitzen. Auſer dem wurde er dahingelockt, durch die vielen daſelbſt befindlichen Schätze des Alterthums, und der Kunſt der neuern Zeiten, die man ihm, auf eine nicht übertriebene Art, aber vortheilhaft geſchildert hatte. In Dresden wollte er die Freunde ſeines Herzens wieder ſehen und umarmen. In Berlin ſollte die Uiberſetzung und Ausgabe der Geſchichte der Kunſt veranſtaltet werden; und nach Göttingen zu gehen, forderte ihn theils der Herr von Münchhauſen auf, theils reitzte ihn dazu die Ausſicht einer für ihn nützlichen Unterhaltung mit der dortigen Bibliothek, und noch mehr mit den gelehrten Männern, oder lebendigen Bibliotheken, durch welche die Göttingiſche Schule ſo berühmt geworden iſt.

Das Merkwürdigſte iſt, daß man an jedem dieſer Orte alles zugeſchnitten hatte, um ihn zu feſſeln, durch die angenehmſten Bedingungen, und ihn zu dem Bekenntniſſe zu nöthigen, daß Deutſchland nicht immer kalt und undankbar gegen ſeine groſſen Männer ſey. Freylich hatte ſein Verdienſt zuvor in Welſchland erkannt werden müſſen; gleichwie Mengs, Wille und der groſſe deutſche Tonkünſtler, den jedermann ehrt, ohne Zweifel in ihrem Vaterlande weniger geachtet würden, wenn nicht die Italiäner, die Spanier und die Franzoſen uns belehrt hätten, wie man dergleichen Männer achten ſolle.

Von Berlin ſchreiben wir es nur dem Gerüchte nach, daß man den Vorſatz gehabt habe, unſern Winkelmann daſelbſt feſtzuhalten; wir wiſſen nicht unter welchen Bedingungen. In Dresden hatte ihn der Herr von Hagedorn bei den daſigen Anſtalten zu dem Aufnehmen der ſchönen Künſte ſchon längſt gewünſcht, und ihn noch eher zu einer wichtigen Stelle vorgeſchlagen als ihm Winkelmanns eigene Geſinnungen in dieſer Abſicht bekannt geweſen waren, welcher ſich zuletzt feyerlich für Rom erklärte.

Und

Und zu Hanover glaubte der Minister Münchhausen sicherlich, in der Person Winkelmanns eine Eroberung für seine geliebte Göttingische Universität zu machen.

Hätte aber Winkelmann sich überwinden können, Italien ganz zu verlassen, welches für ihn immer das alte Latium und das alte Großgriechenland war, so würde er gewiß nach seinem eigenen Geständnisse, Rom nur mit Wien vertauscht haben, allwo er in dem Frühlinge des Jahres 1768 ankam, wo er die freundschaftlichste Begegnung fand, und die vortheilhaftesten Aussichten in ein glänzendes Glück. (1)

(1) Vor uns liegt das Conzept eines Briefes, den Winkelmann einige Tage nach seiner Ankunft zu Wien an den Herrn Cardinal Alexander Albani geschrieben hat, worinn er eine ungemeine Zufriedenheit mit seiner Aufnahme zu Wien bezeigt, und vorzüglich rühmt, daß ihn der Fürst von Kaunitz, dem er durch den Grafen Joseph von Kaunitz vorgestellt worden, con la solita sua gentilezza empfangen, und sein Buch über die Geschichte der Kunst wohl aufgenommen habe. Nachdem er aber die vortheilhaften Anträge erzählt hat, die ihm gemacht worden, so setzt er hinzu: Io assicuro l' Eminenza V. che tutto l'oro del mondo non potrebbe mo

Es ist die Gewohnheit unserer Monarchen, und nach ihrem Beispiele, sowohl der Grossen des Hofes, als aller der übrigen, die zu der feinern Welt gehören, fremden Gelehrten, deren Ruhm vor ihnen hergegangen ist, eine auszeichnende Achtung wiederfahren zu lassen, und zu sorgen, daß diese ihren Aufenthalt zu Wien für rühmlich, nützlich und angenehm zu halten haben. Winkelmann wurde von den Majestäten reichlich beschenkt; der erste Minister erzeigte ihm alle Ehre, die man von dem Verhältnisse zwischen beiden erwarten konnte: zwischen dem grossen geschmackvollen Kenner und Protektor der Künste, und zwischen dem Verfasser der Geschichte derselben. Der Graf Joseph von Kaunitz ward sein Freund.

Unter andern rühmte Winkelmann vorzüglich den Freyherrn von Sperges, welcher selbst, obgleich beladen mit Geschäften

des

---

vermi da Roma. Schon einige Jahre zuvor war Winkelmann im Namen des kaiserlichen Hofes, durch den Freyherrn von Sperges schriftlich aufgefodert worden, die Stelle eines Secretärs bei der hiesigen Akademie der Künste mit rühmlichen Bedingungen zu übernehmen.

des Staates, die Alterthümer und die Kunst nicht nur schätzt, sondern studirt; dieser hatte die Ehre, den Geschichtschreiber der Kunst in dem Lustschlosse Schönbrunn der Kaiserinn Königinn Majestät und den durchlauchtigsten Erzherzoginnen vorzustellen.

Fast bis zum Anfang des Brachmonats blieb Winkelmann in Wien, und sahe, mit den Augen eines Beobachters, die kaiserliche Bibliothek, die kaiserliche, fürstlich Lichtensteinische, und andere Bildergalerien, das Cabinet des Herrn Reichshofraths von Heß, welches bekannt unter dem Namen des de Francischen ist, überhaupt alles, was in sein Fach gehörte: seine häufigen schriftlichen Anmerkungen, von denen wir einige in die Geschichte der Kunst eingeschaltet haben, sind eben so viele Beweise, daß der Historiograph der Künste auch in Wien seine reichliche Ernte fand.

Die Ursache, weswegen er, anstatt seine Reise durch Deutschland fortzusetzen, sich auf den Rückweg nach Rom begab, ist von der Art, daß sie nur sein Privatleben, nicht sein Leben als Schriftsteller betrift. Wir wollen das unerklärt lassen, was etwa Herr Cavaceppi von den Empfindungen Winkelmanns

manns, als dieser bei seiner letzten Reise nach Augsburg kam, erklären könnte.

Lieber wünschten wir jetzt die Feder niederlegen zu dürfen: denn wir das Papier mit unsern Thränen, indem wir Winkelmanns Tod, diesen erschrecklichen Tod zu erzählen haben. Zu der Ersparung der Thränen für unsere empfindlichen Leser, sey diese Erzählung so kurz, als es immer möglich ist.

Winkelmann findet nicht weit von Triest einen Reisegesellen, der ihn durch einiges Geschwäz von Kunstliebhaberey, und durch sein gefälliges Betragen zu gewinnen weiß. Winkelmann, dessen Seele ganz ohne Falschheit ist, beurtheilt diesen Menschen nach sich selbst; er liebet ihn, und vertrauet ihm, nach der Art ehrlicher Herzen, am ersten Tage der Bekantschaft, alle die wenigen Geheimnisse, die er hat. Er zeigt ihm seine Medaillen, Geschencke von unserm Monarchen, und bei dieser Gelegenheit auch seine nicht ganz unbeträchtliche Goldbörse. Ein solches Zutrauen schien dieser Mensch durch seine Freundschaftsbezeigungen, und durch seine dienstfertige Aufmerksamkeit gegen Winkelmann verdient zu haben.

Franz

Franz Archangeli, geboren zu Pistoia in Toscana, war ehemals zu Wien Koch eines Grafen Cataldo gewesen, und war schon vorhin wegen vieler Uibelthaten zum Tode verdammt, aber begnadiget, und des Landes verwiesen worden. Dieser Mensch ist Winkelmanns unwürdiger Freund: er wird sein Mörder.

Zu Triest sahe sich Winkelmann genöthiget, einige Tage auf ein Schiff zu warten, um nach Ancona zu segeln. Er meldete sich in keinem der dortigen guten Häuser, wo man ihn mit offnen Armen würde aufgenommen haben; sondern er blieb einsam in dem Gasthofe, während daß Archangeli sich zudrang, seine kleinen Angelegenheiten zu besorgen, besonders vorgab, sich fleissig nach einem abgehenden Schiffe umzusehen.

Winkelmanns vornehmster Zeitvertreib in diesen Tagen war sein Homer, das einzige Buch, welches er bei sich hatte. Ausser dem machte er auch zu Triest einige Zusätze zu der Geschichte der Kunst, wie wir solches in seinen Papieren bemerkt finden; und welches sonderbar, aber traurig ist, er schrieb zum voraus diejenigen Briefe, die er, nach seiner Ankunft in Rom,

an

an seine Freunde zu Wien, selbst an einige Grossen des Hofes ablassen wollte, um ihnen für alle dort genossene Freundschaft und Ehre zu danken. Wenn er von diesen Beschäftigungen ermüdet war, so hatte er das Vergnügen sich mit einem Kinde zu unterhalten, welches in den Gasthof gehörte, und welches er liebgewann, wegen der Naivetät seines Betragens, und wegen des kindlichen Witzes, der eine gute Anlage verrieth. Dieß war sein Leben in den ersten Tagen des Brachmonats 1768.

Am 8ten desselben wird Johann Winkelmann von Franz Archangeli ermordet. Jener sitzt an seinem Tische, und schreibt Erinnerungen für den künftigen Herausgeber der Geschichte der Kunst. Archangeli tritt, nach seiner Gewohnheit, ohne Umstände ins Zimmer, wie Freunde gegen Freunde zu thun gewohnt sind. Er verkündigt mit anscheinender Betrübniß, daß er ihn verlassen, und schnell in das Venetianische reisen müsse, wo er Geschäfte habe. Winkelmann war so sehr ohne Sorgen gewesen, daß er sich nicht einmal um den Stand, oder um das Gewerbe dieses Menschen bekümmert hatte. Archangeli nimmt von ihm den zärtlichsten Abschied, und bittet ihn, gleichsam als wäre es ihm so eben

eingefallen, ihm noch zum letztenmal die kaiſerlichen und königlichen Denkmünzen zu zeigen, damit er ſich in der Folge deſto lebhafter erinnern könnte, ſolche geſehen zu haben. Winkelmann eilt, bückt ſich, ſeine Reiſetruhe aufzuſchlieſſen! Archangeli eilt noch mehr, ihm rückwärts einen Strick mit einer laufenden Schleiſſe um den Hals zu werfen, um ihn zu erwürgen. Winkelmann erſchrickt; die Gefahr ſelbſt gibt ihm Kräfte; er wehrt ſich; der Böſewicht fällt mit ihm zu Boden, ergreift das Meſſer, womit er ſich gerüſtet hatte, gibt ſeinem Wohlthäter fünf tödtliche Stiche in den Unterleib, und würde ihn ſogleich auf der Stelle ermordet haben, wenn nicht eben das Kind, welches Winkelmann liebte, an der Thüre geklopft hätte, um eingelaſſen zu werden. Der Mörder flieht, ohne die Medaillen, nach denen er trachtete, bekommen zu haben. (1) Winkelmann erhält Hilfe; aber die Wunden ſind tödtlich; er verzeiht ſeinem Mörder, empfängt die heiligen Sakramente, diktirt ſeinen letzten

Wil-

(1) Er wurde auf der Flucht entdecket, und empfieng zu Trieſt im folgenden Monate das, was er mit ſeinen Thaten verdient hatte.

Willen, (2)° alles mit gröſter Gegenwart des Geiſtes und ſtirbt nach ſieben Stunden.

Da ſein ganzer Enthuſiasmus, ſo lange er lebte, für die Idee der Schönheit und deren Ausbildung in den Werken der Natur und der Kunſt brannte, ſo glauben wir, daß er für alle ſeine Leiden in dieſer Welt, für ſeinen gewaltſamen Tod, und für den Abſchied von dieſen ſublunariſchen Schönheiten, durch das Anſchauen desjenigen belohnt iſt, in welchem er, ſchon damals als er noch hienieden wallte, die höchſte Schönheit fand. Denn er ſchrieb: (2) die höchſte Schönheit iſt Gott.

---

(1) Der Inhalt des Teſtaments war, daß er ſeinen alten Freund und groſſen Gönner, den Herrn Cardinal Alexander Albani zum Erben ſeines ganzen Vermögens einſetzte, womit er ſeine Dankbarkeit gegen denſelben öffentlich bezeugen wollte. Dem Kupferſtecher Mogali zu Rom vermachte er 350 Zecchinen und 100 dem Abte Pirami. Den Armen zu Trieſt befahl er 20 Zecchinen auszutheilen.

(2) S. 260. der Geſchichte der Kunſt

Denkmaal

des Herrn

Johann Nicolaus Meinhard

an den

Herrn Geheimenrath Klotz.

von

Friederich Juſt Riedel.

An Herrn Klotz.

Wenn ich das Publikum anweiſen ſoll, wem es dieſe Nachrichten von Meinhards Leben und Charakter zu danken hat;

so darf ich nur diejenigen Freunde nennen, die mich zu einer solchen Arbeit theils aufgemuntert, theils durch ihre Beiträge unterstützt haben. Von Ihnen, mein theuerster Freund, ist die erste Aufmunterung; und die erste Unterstützung, Sie wissen es selbst, von unserm geliebten Gleim. Die verehrungswürdige Mutter des Seeligen hat mir die meisten Begebenheiten seines Lebens mitgetheilet; einige davon, und besonders die Nachrichten, die sein Ende betreffen, Herr Nicolai. Zu seinem Charakter, als Mensch und als Schriftsteller, sind die lebhaftesten Züge von Herren Weiße, Zachariä, Jacobi und Rumpel. Mein Beruf diese Arbeit zu unternehmen, ist, ausser dem Verlangen meiner Freunde, der Enthusiasmus, den ich immer für Meinharden gehabt habe, und die Begierde, diesen Mann nach seinem Tode bekannter zu machen, als er es bei seinem Leben seyn wollte. Gönnten mir einige seiner Freunde künftig die Stelle, die er besaß; brächte ich es dahin, daß das Publikum künftig auch Meinharden den Menschen kennte und liebte, den es bisher nur als

Schrift-

Schriftsteller bewundert hat; dann wären meine Wünsche erfüllt und meine Bemühungen hinlänglich belohnt.

Johann Nicolaus Gemeinhard ist zu Erlangen am eilften September 1727 gebohren und der älteste Sohn Herrn Georg Samuel Gemeinhards, damaligen Justizraths in Bayreuthischen Diensten, und Frauen Johannen Susannen, gebohrner Krieblinn, aus Altenburg in Sachsen.

Zu dieser Zeit blühete noch die Erlangische Ritterakademie, welche hernach die Grundlage zu der neuen Friederichs Universität gegeben hat. Diese Schule, auf welcher die Professoren Ertel, Sartorius, und Hofmann lehrten, besuchte Meinhard, nachdem er durch den Hausunterricht die nöthige Bildung erlangt hatte. Vielleicht hinderte ihn eine gewisse natürliche Furchtsamkeit, seine Talente bald von einer vortheilhaften Seite zu zeigen; oder vielleicht waren die Kenntnisse, mit denen er sich beschäftigen sollte, zu wenig nach seinem Geschmacke, hatten zu wenig Anziehendes für ihn, um seinen ganzen Eifer anzuflammen: genug man will bemerkt haben, daß er

auf dieſer erſten Laufbahn, die er betrat, nicht ſo geſchwind forteilte, als man von einem ſolchen Kopfe vermuthen dürfte Ein Beweis, daß das Genie nicht eher erwacht, als bis es an ſeine eigentliche Beſtimmung geführt wird. Doch zeichnete ſich Meinhard ſchon damals durch Fleiß, gute Aufführung, und eine zärtliche Liebe gegen ſeine Eltern vor andern auf eine rühmliche Art aus.

Im Jahre 1743 wurde ſein Vater von dem Herrn Grafen von Solms als erſter Regierungsrath nach Redelheim berufen, und die Unterweiſungen, die Meinhard bisher auf der Erlangiſchen Ritterakademie gehabt hatte, giengen alſo zu Ende. Das berühmteſte Gymnaſium in der Gegend um Frankfurt iſt das zu Idſtein im Naſſauiſchen. Ohne die Verfaſſung deſſelben genau zu kennen, muß ich doch aus den Früchten urtheilen, daß ſie die in unſern gewöhnlichen Schulen weit übertrift. Ich kenne einige Genies, die dort ihre erſte Richtung empfangen haben, und deren dort gebildete Denkungsart mir für die daſigen Lehrer die gröſte Hochachtung erwecket hat.

Ehre

Ehre für sie ist es, daß Meinhard, der zwey Jahre ihren Unterricht genoß, sich noch zuweilen mit Vergnügen an sie erinnerte, und besonders die Verdienste des Herrn Rektor Stritters und Prorektor Wenks bei jeder Gelegenheit rühmte. Vielleicht war hier der Ort, wo er sich zum erstenmal fühlte, wo seine Neigung für die schönen Wissenschaften durch ein vernünftiges Studium der Alten Feuer faßte und anfieng zu wirken.

Im Jahre 1746 besuchte er die helmstädtische Akademie, deren Zierde noch der große Mosheim war. Meinhard war eigentlich der Theologie gewidmet und studirte sie wirklich zwey Jahre unter Mosheim und dem Herrn von der Hardt. Die gewöhnliche Philosophie hatte für ihn keine Reize; und wie könnte sie auch in ihrer barbarischen Gestalt Reiz einem denkenden Kopfe geben, für den die Schulmethode ein Zwang und das Konvendium ein Gefängniß ist. Herr Stockhausen, mit welchem ihn die Aehnlichkeit der Studien und der Gesinnungen verknüpfte, war hier sein vertrautester Freund; und Mosheim

ſein gröſster Lehrer. Von dieſem lernete er über die Lehren der geoffenbarten Religion vernünftig nachdenken, die Dogmatik aus der Bibel, nicht die Bibel aus der Dogmatik erklären, Schrift aus Schrift, nicht aus vorgefaßten Meinungen: er lernte aber zugleich die vielen Beſchwerlichkeiten kennen, denen man ſich nothwendig ausſetzen muß, wenn man zugleich ein ehrlicher, ein vernünftiger Mann und ein guter Theolog ſeyn will. Dieſes, und ſeine natürliche Abneigung von allen ſolchen Ständen, in welchen man ſich viel zuſehr dem Zwange und den Meinungen unterwerfen muß, um ganz ſein eigner Herr zu ſeyn; wozu noch ſeine Begierde kam, die Welt auch von einer andern Seite, als von der Seite der Univerſität zu ſehen; alle dieſe Urſachen verdrängten jetzt ſchon ſeinen erſten Entſchluß, ſich dem geiſtlichen Stande zu widmen, faſt gänzlich. Er entdeckte ſich in dieſer Verfaſſung ſeinem Lehrer, Mosheim; und dieſer war viel zu billig, um ſich ſeinem Vorhaben zu widerſetzen. Vielmehr dachte er ſelbſt darauf, wie er Meinharden eine bequeme Gelegenheit

heit zu reiſen verſchaffen möchte; und der Erfolg ſeiner Bemühungen war der, daß Meinhard ohngefähr im Jahr 1758 als Hofmeiſter junger Herren nach Liefland gieng, wo er beinahe drey Jahre blieb, und durch ſeine Kenntniß, ſeinen Eifer und Fleiß ſich denen nützlich machte, die man ihm anvertraut hatte. In ſolchen Stunden, die von den Geſchäften ſeines Amts, leer waren, ſtudirte er die Werke des Genies, und ſahe von fern der Morgenröthe zu, die für die deutſche Litteratur aufgieng:

Er hörte Klopſtocken ſchon den Gott Meßias beſingen;
Mit Miltons Geiſte ſchien Klopſtock durchwebt.
Er ſah auch ſchon den von Kleiſt auf Zephyrs duftenden Flügeln
Den Lenzen verfolgen, durch Garten und Feld.
Sie hohlten muthig und ſtark in den olympiſchen Auen
Die neuen Harfen, den heilgen Geſang.

Bodmer.

Ich habe einige kleine Poesien von ihm gesehen, die er zu dieser Zeit gemacht, und bei reifern Jahren als Uibungsstücke verdammt hat: correkt, classisch sind sie nicht; alle aber bezeugen sein vortrefliches Genie.

Meinhards Sache war es nicht, sich lange an einem Orte aufzuhalten. Sobald er die Welt aus einem Gesichtspunkte besehen hatte, war er begierig, sie wieder aus einem andern zu betrachten; und noch in der Folge seines Lebens hat er beständig die Gewohnheit beibehalten, seinen Aufenthalt jedesmal zu verändern, wenn sich seine Bekanntschaft an dem Orte, wo er war, zu sehr vermehrte. Uiberdieß brannte er von Begierde, eine gelehrte Wallfahrt * zu thun; und es kamen sonst noch einige Ursachen hinzu, die ihn bewegten Liefland zu verlassen, und sich zu seiner Reise zu bereiten; die er über Kopenhagen nach Holland zu machen gesonnen war. Dieß geschah ohngefähr im Jahre 1751.

Gut

* Es ist sein eigener Ausdruck.

Gut war es, daß dieſe Reiſe zu einer Zeit noch nicht vollführt wurde, wo Meinharden noch einige Kenntniſſe fehlten, ohne die man nicht mit Nutzen reiſen kann, und die er ſich in der Folge erwarb. Schon hatte er ſich eingeſchiffet, um nach Amſterdam überzugehen; allein ein widriger Wind machte, daß er an das Land ſteigen mußte: die Saiſon verſtrich unterdeſſen, und er konnte weiter nichts thun, als ſich durch den Umgang mit den vornehmſten Gelehrten in Kopenhagen für ſeine verhinderte Reiſe ſchadlos halten, und endlich über den Sund nach Deutſchland überſchiffen.

Jetzt war Meinhard in die Jahre gekommen, wo man mehr, als vorher auf das Künftige bedacht iſt, mehr anfängt ſich zu unterſuchen, ſich weniger zu lieben, weniger zu ſchmeicheln, mehr in ſeinen Buſen zu greifen, und mancherley Mängel an ſich zu finden, die man vorher flüchtig überſehen hat. Vollkommen begriff er, wie nützlich ihm eine nähere Einſicht in die alten und neuen Sprachen ſeyn könnte, weil er doch einmal das Projekt zu reiſen nicht aufgeben wollte; und ſein Hang, die Wer-

ke des guten Geſchmacks noch mehr zu ſchmecken, trieb ihn ohnehin, auf das Studium der Litteratur und Philologie. Er beſchloß alſo, da er ſchon ſelbſt gelehret hatte, wieder ein Schüler zu werden, und begab ſich, wo ich nicht irre, 1752 nach Göttingen. Die beſte Gelegenheit fand er hier ſich in der griechiſchen Sprache feſtzuſetzen, in der engliſchen und italiäniſchen zu üben; und die vortrefliche akademiſche Bücherſammlung bot ihm Schätze dar, die er, zum Theil noch nicht, zum Theil nur von fern gekannt hatte. Daher ſeine Neigung zur ausländiſchen Litteratur! und daher der erſte Saame zu den Werken, die er uns in der Folge geliefert hat, und geliefert haben würde, wenn er noch lebte. An die Göttingiſchen Gelehrten, beſonders an einen Geßner und Michaelis hat er auch nach der Zeit noch immer mit einer gewiſſen Ehrfurcht zurückgedacht.

In Göttingen las er faſt alle alte griechiſche und lateiniſche Schriftſteller, beſonders die Dichter mit dem größten Enthuſiasmus: ſtudirte auſer dem die Engelländer, deren Philoſophie ihn vorzüglich reizte: die

Fran-

Franzoſen, die er in ihren flüchtigen Stücken und leichten Liedern bewunderte: die Italiäner, die er wegen ihrer melodiſchen Poeſie liebte: und die Deutſchen, unter welchen ſchon damals Gleim, Utz, Haller und Hagedorn ſeine Lieblingsdichter waren. Von nun an waren alle ſeine Bemühungen unter die ſchönen Wiſſenſchaften, und eine vernünftige Philoſophie getheilt. Die Methode der Engelländer auf ſich ſelbſt zu merken, und die Empfindung auf der That zu ertappen, gefiel ihm mehr, als die Lehrart unſerer deutſchen ſeynwollenden Weiſen, die aus einem willkührlichen Begriffe hundert eben ſo willkührliche Sätze herleiten, alle fein numeriren, gelehrt oder barbariſch ausdrücken: und dieſen Schwall ein Syſtem nennen. Dieſe Geſinnung hat zu ſeinem nachfolgenden Entſchluße, den Home zu überſetzen, viel beigetragen.

Zwey Jahre war Meinhard in Göttingen geweſen, und ſeit geraumer Zeit hatte er ſeine Familie nicht geſehen, als ihm ſein Herr Vater ſo inſtändig anlag, zu ihm zu kommen, daß er endlich, ſich von Göttingen loßriß, und dieſe Reiſe unternahm.

Er

Er blieb bey seinen Eltern ein halbes Jahr, und in dieser Zeit geschahen ihm verschiedene vortheilhafte Vorschläge, eine beständige Lebensart zu ergreifen, die er aber alle ablehnte, halb aus Neigung zur Unabhängigkeit, halb wegen seiner kränklichen Umstände. Schon damals spürte er Anfälle von der Hypochondrie, einer Last, die er bis in seinen Tod getragen hat.

Die Hypochondrie ist eine Krankheit des Geistes, und der Maschine zugleich, die theils aus sittlichen, theils aus physischen Ursachen entsteht. Sobald wir in die Jahre des Nachdenckens kommen, und anheben, genauer auf uns selbst Achtung zu geben; so bemerken wir an unserm Körper mancherley kleine Zufälle, die wir vorher nicht gefühlt, oder nicht geachtet haben. Wir werden gewohnt, nicht blos auf das Gegenwärtige, sondern mehr auf das Zukünftige zu sehen: wir gerathen also bei jedem, auch kleinem Zufalle in eine heftige Furcht, wegen der Folgen, die er haben könnte. Ein geringer Schmerz auf der Brust ist uns schon ein Vorbote der Schwindsucht; Kopfschmerzen wahrsagen Schlagflüsse; eine un-

angenehme Empfindung im Unterleibe verkündigt Entzündungen, oder den Stein, und ein leichtes Spannen im Fusse ist für uns schon Podagra. Um uns zu helfen, lesen wir medicinische Schriften, und bilden uns sehr lebhaft ein, alle die Krankheiten an uns zu haben, die der Verfasser beschreibt. Nur eine kleine Aehnlichkeit der Kennzeichen, die der Autor angibt, mit dem, was wir an uns empfunden haben, ist hinreichend, uns zu überreden, daß wir krank, und bis zum Tode krank sind. Wir fangen an, Arzneyen zu gebrauchen für Krankheiten, die wir haben, und die wir nicht haben: und dann sind wir vollends verloren. Vielleicht bringen diese Hilfsmittel Zufälle hervor, die sie nicht fanden; und immer haben sie doch die Wirkung, daß sie uns in der Meinung bestärken: wir sind krank.*

Führt

* Ein Buch wünscht ich, der ich selbst ein Hypochondrist bin, über die Hypochondrie, in welchem alle lächerliche Einbildungen der Milzsüchtigen auf eine lebhafte Art abgeschildert, und mit ihrer Thorheit geschildert würden:

Führt man überdieß eine solche Lebensart, bei welcher man viel sitzen und viel denken muß, so empfindet man bald eine wirkliche Schwäche des Körpers und des Nervensystems, wodurch jene Einbildungen noch mehr realisirt und verstärkt werden. Suchen wir ferner unseren Charakter genauer zu erhaschen, finden wir an uns allerlei Fehler, Fehler des Geistes und Herzens; so entsteht eine Unzufriedenheit in uns mit uns selbst, die bald auch Unzufriedenheit mit andern wird. Wir werden furchtsam, blöde, mißtrauisch; ein Wort, ein Wink, eine Mine ist fähig uns zu erschüttern und in Verlegenheit zu setzen Uiber eine Kleinigkeit, die ein anderer hinwegschleudert, denken wir Tagelang und laufen selbst den Gelegenheiten

---

den: nicht ein solches, in welchem einige fünfzig Krankheiten, die mit der Hypochondrie verbunden sind, und einige hundert Arzneyen, wodurch sie zu heben ist, angegeben werden, wie die Sammlung des Herrn Bilguer, ein Buch, durch dessen Lektür, ich wenigstens, hypochondrischer wurde, als ich vorher war.

ten nach, mit welchen wir uns plagen können. Endlich werden wir es so gewohnt, Grillen zu hegen, daß wir unzufrieden sind, wenn wir keine haben. So nähren wir eine junge Schlange im Busen, die bald groß werden, uns verzehren und zuletzt tödten wird.

Dieß ist wo ich nicht irre eine kurze Geschichte der Hypochondrie, die hier vielleicht nicht am unrechten Orte steht, da dieses Phantom einen so grossen Einfluß in meines Meinhards Character und Schicksale gehabt hat. Sein ohnehin schwächlicher Körper erlag unter einer Menge von Geschäften, die er sich selbst auflegte. Ohne viel zu schlafen, ohne in menschliche Gesellschaft zu kommen, hat er oft ganze Wochen an seinem Pulte gesessen, geschrieben und gedacht; die stärkste Natur würde es nicht ausgehalten haben. Daher verschiedene Zufälle, die er sich immer gefährlicher vorstellte, als sie waren! Daher ein niedergeschlagenes Wesen, eine gewisse Furchtsamkeit, die verursachte, daß er sich um nichts bewarb, und selbst das ausschlug, was ihm angetragen wurde! daher endlich

auch

auch seine Ungeduld, die ihm an keinem Orte einen langen Aufenthalt verstattete.

In Liefland hatte es ihm noch am besten gefallen; und er glaubte auch von dem dasigen Klima, daß es seiner Gesundheit am zuträglichsten wären. Er riß sich aus den Umarmungen seiner Eltern, und gieng im Jahre 1755 wieder dahin, wo er sogleich eine Condition fand, weil man ihn daselbst noch im besten Andenken hatte.

Im Jahr 1756 erhielt er die Nachricht von dem Tode seines Herrn Vaters, eben da er sich fertig machte, den Herrn von Budberg, einen vornehmen Liefländischen Edelmann auf Reisen zu führen. So sehr er durch diese Nachricht gebeugt wurde, so konnte ihn doch niemand bewegen, in sein Vaterland zurückzukehren, wo sein Schmerz ohnehin nur stärkere Nahrung würde gefunden haben. Selbst um diesen zu unterdrücken, und seine Neigung fremde Länder zu sehen zu befriedigen, blieb er bei seinem Vorsatze, und führte seinen Untergebenen wirklich durch Deutschland, Frankreich, Spanien und Italien.

Jetzt war Meinhard in seinem Elemente. Nicht, um gereist zu haben, reiste er, sondern um die Abänderungen der menschlichen Gestalten, Sitten, Neigungen, Charaktere, Gewohnheiten unter verschiedenen Himmelsstrichen kennen zu lernen, um sich die besten Einsichten in verschiedenen Fächern der Gelehrsamkeit zu erwerben und besonders, um seine Wissenschaft in der feinern Litteratur immermehr zu erweitern. Uiberall machte er Bekanntschaft mit den größten Gelehrten, von denen ich aber nur wenige nennen könnte: weil er nie sich rühmte, nie stolz auf das Verdienst war, fremde Verdienste zu kennen. Uiberall suchte er die Werke der Kunst des Alterthums und der neuern Zeiten auf, und einige feine Bemermerkungen, die er dabei gemacht hat, lassen mich glauben, daß er nichts schlechteres, als ein Pausanias, Addison und Großley, würde geliefert haben, wenn es ihm gefallen hätte seine Reisen zu beschreiben. Ich weiß nicht ob er schriftliche Aufsätze davon hinterlassen hat: in seiner Bibliothek dürfte sich vielleicht einiges finden,

den, die der Herr Hofrath Juch zu Erfurt in seiner Verwahrung hat.

Italien war jetzt noch das Land, welches Meinhard am meisten liebte. Hier konnte er sich bei jeder Gegend, an jedem Flusse, auf jedem Berge, in jeder Stadt an die größten Begebenheiten des Alterthums errinnern, und Betrachtungen machen, die seiner Melancholie eine angenehme Nahrung gaben. Die heutige italiänische Sprache hatte für ihn, wegen ihres Wohlklangs und musikalischen Tons, ungemeine Reitze: und ihr zu Gefallen, veränderte er sogar seinen Geschlechtsnamen, und nennte sich: Meinhard. Er pflegte im Scherz zu sagen, daß dem Franzosen Mosieur Menard, und dem Welschen Signore Meinardo sehr wohl geklungen habe.

Er selbst gestund es, daß er aus dieser Reise noch nicht alle mögliche Nutzung gezogen hätte; wenigstens half sie ihm aber doch so viel, daß er eine zwote mit desto grösserm Vortheil unternehmen konnte. Es geht uns bei dem ersten Schritte in fremde Länder, wie bei der ersten Lektüre eines Gedichts. Wir werden so sehr durch eine Men-

ge

ge von Schönheiten, von neuen und wunderbaren Gegenſtänden überraſcht und zerſtreuet, daß wir vieles unbemerkt laſſen, was wir erſt bei der andern, dritten und vierten Lektüre entdecken.

Nachdem Meinhard ſeinen Untergebenen glücklich zurückgebracht hatte, ſo eilte er, ohngefähr im Jahre 1759 ſeine Frau Mutter zu beſuchen und zu tröſten, die ſich wegen der Kriegsunruhen nach Frankfurt am Mayn gewendet hatte.

Dieſe vortrefliche Mutter, an welche Meinhard nie ohne die größte Zärtlichkeit gedachte, wünſchte nun ihren geliebten Sohn bei ſich zu behalten, als ihren Troſt und die Stütze ihres Alters. Allein ihm gefiel der Aufenthalt in Frankfurt zu wenig; die ganze Denkungsart hatte ſeinen Beifall nicht, und überdieß lebte er dort zu weit von ſeinen gelehrten Freunden, zuweit von der feinen Litteratur entfernt, und mitten unter dem Geräuſch der Waffen, welches ſeinem ſanften Genie ganz zuwider war.

Er hat es einigen ſeiner Freunde bekannt, daß ihn noch andere Urſachen bewogen haben, abermal ſeinen Wohnſitz zu verändern.

So ſehr er auch von allen Amtsgeſchäften abgeneigt war: ſo ſehr befürchtete er, theils ſeiner Familie beſchwerlich zu ſeyn, theils ſeiner Beſtimmung entgegen zu handeln, wenn er blos für ſich und nicht für die Welt leben wollte. Er dachte alſo doch wirklich darauf, ſelbſt wider ſeine Neigung, einen ſolchen Stand zu erwöhlen, in welchem er, ohne ſeine Familie zu beſchweren, der Welt dienen könnte; und dieß war die Urſache, weßwegen er im Jahr 1760 nach Helmſtädt gieng, dort Magiſter wurde, und ſich entſchloß, Vorleſungen über die Wiſſenſchaften zu halten, die ſeine Lieblings Studien waren, und die auf gewiſſen Univerſitäten nur allzuſehr vernachläſſiget werden. Ein Schriftſteller zu werden, daran hatte er damals noch nicht im Traume gedacht. Er traute ſeinem Genie zu wenig, ſo daß er wohl nicht einmal auf den Einfall gekommen wäre, einen akademiſchen Lehrer abzugeben, wenn nicht, wie ich vermuthe, Herr Stockhauſen ihn darauf gebracht hätte.

Allein für Meinharden war das akademiſche Leben nicht. Meine eigene Meinung über eine delikate Materie hinzuſchreiben,

ben wage ich nicht; abschreiben will ich das Urtheil, welches mir ein Freund mitgetheilt hat: „Ein wirklich grosses Genie gibt „meistentheils einen schlechten Lehrer. Man „muß sich zu sehr herablassen um für den „Lehrling deutlich zu werden, bis zu Er„läuterungen, die uns unnöthig scheinen, „die aber dem Anfänger nöthig sind; bis „zu Kleinigkeiten, an die wir uns nicht „mehr erinnern, und an die der Akustiker „erinnert werden soll; bis zu Dingen, die „oft leere Spekulationen und völlig un„brauchbar sind, die aber der Schlendrian „haben will. Das Genie übersieht vieles „mit einem Blicke, und, wenn es nicht „die seltne Gabe hat, sich in die Fassung „anderer zu versetzen, so gibt es nur einen „Fingerzeig auf die wichtigsten Ideen, und „glaubt, jeder würde nun die Dinge in „eben dem Lichte erblicken, in welchem es „selbst sie gesehen hat. Sich mit den er„sten Elementen der Wissenschaften abzuge„ben, oder mit Worten, wie mit Zahlpfen„nigen zu spielen, dieß ist einem jeden un„erträglich, der gern viel auf einmal den„ken, und neu und original denken will. „

Ich gebe dieſe Betrachtungen wieder, wie ich ſie empfangen habe. Genug Meinhard war zu etwas mehr, als zu einem akademiſchen Lehrer gemacht. Vielleicht trug auch ſeine Furchtſamkeit etwas dazu bei, daß er ſeinen Entſchluß veränderte: und auſer dem glaubte er, die Luft, das Waſſer und die Nahrungsmittel zu Helmſtädt wären ſeiner Geſundheit nicht zuträglich. Er gieng alſo von dieſem Orte hinweg, und gleich vor dem Thore legte er ſeinen Magiſter Titel ab, um ihn niemals wieder zu führen. Es geht den Titeln der Menſchen, wie den Titeln der Bücher. Ein ſchlechtes Buch, ein wahrer Chriſt in der Einſamkeit, kann einen ſonſt guten Titel verunſtalten, und aus der Mode bringen. So hat die Pedanterey und Unwiſſenheit, der Stolz und die Dummheit derjenigen, die zu einem gewiſſen Stande gehören, nicht ſelten den ganzen Stand und den Namen des Standes lächerlich gemacht, ſo daß oft ein verſtändiger Mann genöthiget iſt, ſich eines ſolchen Titels zu ſchämen. Ich beſinne mich, daß Meinhards Freunde, im Scherz ihn zuweilen bei ſeinem

erkauften Namen nennten, worüber er allemal auf eine freundschaftliche Art zörnte.

Meinhard war begierig, in der Person des Herrn Zachariä einen unserer besten Dichter kennen zu lernen; und da er jetzt so nahe an Braunschweig war, so dürfte er diese Gelegenheit nicht versäumen. Sein Unstern wollte, daß Herr Zachariä zu eben der Zeit sich in Hamburg befand; Meinhard folgte ihm, und machte dort eine Bekanntschaft, die der Welt einen vortreflichen Schriftsteller verschafft hat. Wahrscheinlicher Weise wäre Meinhard nie auf die Gedanken verfallen, etwas zu schreiben. Seine Blödigkeit war so groß, als man sie von einem Manne, der schon durch einen grossen Theil von Europa gereist war, nicht hätte vermuthen sollen. Er selbst hatte es seinen Freunden nicht verborgen, daß er vor Herrn Zachariä Anfangs erschrocken, und kaum im Stande gewesen sey, ihn anzureden. Unterdessen wurden doch Zachariä und Meinhard bald die besten Freunde, da der letzte für jenen schon vorher völlig eingenommen war, und jener bald in diesem die schätzbarsten Eigenschaften des Geistes und des Herzens entdeckte.

Herr Zachariä beredete Meinharden, mit ihm nach Braunschweig zurückzugehen. Er that es, und auf Anreden seines Freundes fieng er an, seine Stärke in der ausländischen Litteratur zum Besten der unsrigen anzuwenden und an seinen Versuchen über die italiänischen Dichter zu arbeiten. Zugleich nahm er eine Hofmeisterstelle bei einem jungen Herrn von Marenholz an, der auf dem Carolino studirte, und ward also der Welt auf eine doppelte Art nützlich, unterrichtete sie selbst und bildete ihr junge Bürger. Hier hatte er täglich den vortreflichen Umgang der Herren Zachariä, Ebert, Gärtner, Schmidt und anderer Männer, die zusammen für ihn eine lehrreiche und angenehme Akademie ausmachten. In dieser Gesellschaft vergaß er auf eine Zeitlang seine Hypochondrie und lebte vergnügt. Unterdrücken lassen sich die Zufälle dieses Uibels durch eine gute Gesellschaft, aber nicht gänzlich verdrängen. Solange der Zeitvertreib neu ist, solange schläft der Hypochonder: er wacht wieder desto lebhafter auf, wenn er einige Zeit über geruht hat. So Meinhard: da er ohngefähr ein Jahr

in

in Braunschweig gelebt hatte, kamen alle die Zufälle wieder, denen er vorher ausgesetzt war. Er glaubte, seine Gesundheit würde ihm nicht länger erlauben, sowohl seine Hofmeisterstelle zu behalten, als auch in Braunschweig zu bleiben. Er dachte also darauf, seinen Aufenthalt und seine Lebensart zu verändern.

Man hatte ihm unterdessen vortheilhafte, und für jeden andern angenehme Vorschläge gethan. Er hatte sich bei dem erlauchten Minister, dem Herrn von Schliestedt und bey dem Herrn Abt Jerusalem bekannt gemacht; man trug ihm eine Professorstelle am Carolino an; man verlangte ihn zum Hofmeister bei einem Sohne des Herrn Geheimenrath von Langenhausen in Liefland: und zugleicher Zeit sollte er als Sekretär in die Dienste des Durchlauchtigsten Herzogs von Bevern treten. Er verbat aber alles, und begab sich nach Leipzig.

Eine kleine Anekdote darf ich hier nicht vergessen, weil sie ein Beweis von seiner Zärtlichkeit gegen Herrn Zachariä und ein Opfer für die Verdienste dieses vortreflichen Mannes ist. Meinhard schenkte ihm zum Andenken, kurz vor seiner Abreise, die Werke des Ariost, und begleitete dieses Geschenk mit fol-

genden Zeilen, die ich, wenn ich Zacharia wäre, höher schätzen würde, als das Geschenk selbst!

Der Dichter, dessen muntre Lieder
Der Scherz, die Grazien, der feine Spott beseelt,
Zeigt noch, daß er sie nie verfehlt;
Er eilt aus Welschland her, sucht Dich und find sie wieder.

In Leipzig wohnte Meinhard eine Zeitlang bei dem Herrn Professor Gellert, einem Manne, der sein Freund werden mußte, sobald er ihn nur kannte. Ihre Gemüther stimmten so sehr über ein, daß Meinhard auch in der Folge allemal in eine Begeisterung gerieth, wenn er von seinem Gellert sprach. Sein anderer Freund in Leipzig ward Herr Weiße, dessen sanfter und liebenswürdiger Charakter sein ganzes Herz gewann. Wie angenehm mußte es ihm nicht seyn, mehrere Stunden in der Gesellschaft solcher Männer zuzubringen, die er schon längst unter unseren besten Schriftstellern verehrt hatte.

Herr Gellert vermochte ihn nach einiger Zeit, von neuem eine Hofmeisterstelle bei dem

dem Herrn Grafen von Moltke anzunehmen, und diesen liebenswürdigen Herrn auf Reisen zu führen. Es war, wo ich mich nicht betrüge, im Herbste 1763. Die Begierde, England zu sehen, und die brittische Nation näher kennen zu lernen, hatte an seinem Entschlusse den größten Antheil. Er that also seine zwote Reise durch Deutschland nach Frankreich, Italien und England, sammelte überall neue Schätze von Einsicht und Gelehrsamkeit, vermehrte seine auserlesene Bibliothek mit den besten Schriftstellern, und machte an allen Orten, die er sah, Kundschaft mit den berühmtesten Männern. Besonders pries er die Freundschaft des Herrn Winkelmann, den er auch wegen seiner Streitigkeit mit dem Herrn Casanova, über die ich nicht urtheilen mag, bei allen Gelegenheiten männlich vertheidigte. In Rom wurde er zu einem Mitgliede der arkadischen Gesellschaft ernennt. Er hat sich aber dieser Ehre, zu welcher ohnehin ein jeder wohlgekleideter Ausländer gelangen kann nie gerühmt, und erst nach seinem Tode hat man sein gedrucktes Diplom gefunden. Sein arkadischer Name war Mantineo Isio; und

das

das Diplom ist datirt: l' anno III dell Olimpiade DCXXXV. ab A. I. Olimpiade XIX. anno II. Giorno Lieto per Generle Chiamato. Ich verstehe die arkadische Zeitrechnung zu wenig, um daraus die eigentliche Zeit seiner Aufnahme zu bestimmen.

Einmal hatte Meinhard auch Gelegenheit unter einem abergläubischen Volke einen deutschen Muth zu zeigen. Er reiste mit seinem Herrn Grafen nach Päst, oder Posidonia in den untersten Winkel Italiens, um die Trümmer dieser Stadt und den beinahe noch unverletzten heidnischen Tempel zu sehen. Der Pöbel entdeckte, daß der Graf nicht zur katholischen Kirche gehörte; er glaubte, indem er Ketzer bei sich hätte, den Teufel bei sich zu haben, und faßte daher gefährliche Anschläge. Unsere Pilgrime mußten von einem aufgebrachten Volke das ärgste erwarten, was nur zu erwarten ist; allein Meinhard bezeigte sich so gesetzt und standhaft, daß diese Menschenkinder, die eben so furchtsam, als einfältig sind, nichts wider ihn und seinen geliebten Grafen wagen durften; sie entgiengen der Gefahr glücklich.

Auf England war Meinhards ganze Aufmerksamkeit bei dieser Reise gerichtet. Ich kenne vielleicht das brittische Genie zu wenig, um das für mein Urtheil auszugeben, was mir Freunde versichert haben, daß Meinhard selbst in einigen Punkten einen wirklich brittischen Charakter gehabt habe. Aus dieser Quelle wäre vielleicht seine Neigung für die Engelländer, so wie die für die Italiäner aus seiner Liebe zum Wohllaute, und aus seiner melancholischstillen Denkart geflossen. — Fast verzweifle ich, daß ich von seinen Reisen, auf die er so wenig Staat machte, von denen er so wenig sprach, nicht mehr sagen kann.

Die Rückreise trat Meinhard an in der letzten Hälfte des Jahrs 1765 In Halberstadt besuchte er den Liebling der Grazien, und brachte ihm ein dichterisches Geschenk, einen Lorberzweig, abgebrochen von ihm selbst auf dem Grabe Virgils. Von da gieng er nach Berlin, und stiftete da eine vertraute Freundschaft mit den Herren Kamler, Leßing, Nicolai, Moses, und andern bekannten Gelehrten. Diese Stadt gefiel ihm ungemein; in einem seiner Briefe spricht

er:

er: „ Wäre ich fähig, eine Reise wie la „ Chapelle zu schreiben und dürfte ich hof„ fen, die Grazien möchten ein Gebet von „ mir erhören, so würde ich meine Reise „ nach Halberstadt und Berlin, und keine „ sonst, beschreiben. „

Nach einem kurzen Aufenthalte eilte er, seinen Herrn Grafen nach Dänemark zurück zu bringen; nur einen kleinen Umweg erlaubte er sich, um seine Freunde in Braunschweig zu umarmen, bei welchem er einige vergnügte Tage zubrachte. Er kam glücklich in Kopenhagen an, überlieferte das theure Pfand, welches ihm anvertraut war, und erwarb sich durch sein Verdienst um den jungen Herrn Grafen und durch seine persönlichen Vorzüge einen allgemeinen Beifall. Der erlauchte Vater seines bisherigen Untergebenen beschenkte ihn zum Zeichen seiner Zufriedenheit mit einer goldenen Dose und einer ansehnlichen Summe Geldes. Wie sehr ihn sein junger Graf liebte, davon sind noch in seiner Bibliothek die stärksten Beweise; eine Menge englischer Bücher, die dieser Herr noch im vorigen Jahre für Meinharden in London selbst kaufen ließ, und

besonders eine lateinische Inschrift, die er ihm ehedem in ein Buch gesetzt hatte, in welcher man nicht weis, ob man mehr den guten Ton, den feinen Wiz, die nette Schreibart, oder das edle Herz, welches aus allen Zügen hervor leuchtet, bewundern soll. Man suchte Meinharden zu überreden, noch einen andern Herrn Grafen von Moltke in Leipzig abzuholen und auf einer Reise nach Paris zu begleiten. Da er sich wegen seiner geschwächten Gesundheit entschuldigte, so that man ihm die vortheilhaftesten Anträge um ihn in Dänemark zu behalten: allein nach seiner Gewohnheit schlug er sie alle aus, und gieng zu seinen Freunden nach Braunschweig zurück.

Hier war er sehr unschlüssig wegen der Lebensart, die er künftig erwählen wollte. Er wünschte sich einen Ort, der seiner Gesundheit zuträglich und zugleich groß genug wäre, um einen Mann zu verbergen, der in der Stille den Musen und Grazien opfern wollte; wo nicht jeder Einwohner von der Menge bemerkt würde; wo eine gewisse Stille herrschte, die Meinhards Element war; und wo er unbekannt, ohne

Geräusch, ohne Zerstreuung in einer melancholischen Einsamkeit leben könnte, blos durch sich selbst und seine Arbeiten, ohne seiner Familie, oder seinen Freunden Unkosten zu verursachen.

Zu dieser Absicht schien ihm Erfurt bequem, eine grosse weitläufige Stadt, in welcher man wohnen kann, ohne daß man oft von dem nächsten Nachbar bemerkt wird; ein Ort, in welchem wenige leben, die einen Anspruch auf Meinhards Bekanntschaft hätten machen können, und der überdies nicht allzuweit von Leipzig entfernt ist, wohin er zuweilen reisen wollte, theils wegen seiner schriftstellerischen Angelegenheiten, theils um seine Freunde zu küssen, die ihn lieber immer bei sich gehabt hätten. Ich wünsche meiner Vaterstadt Glück, daß ein so vortreflicher Mann sie zu seinem künftigen Aufenthalte erwählte. Schon im November 1765 kam er dahin, und blieb, einige kleine Reisen hinweggerechnet, bis in das zweyte Jahr. Er lernte dort zween rechtschaffene Männer kennen, die seine Freunde wurden, sobald sie ihn sahen, den Herrn Hofrath Juch und den Herrn Professor Rumpel;

der

der erste besorgte auch Meinhards Angelegenheiten, wenn dieser abwesend war.

Einen freundschaftlichen Zwist mit dem Herrn Canonicus Gleim darf ich nicht übergehen, weil er vieles in dem Charakter und in der Laune des Seligen aufkläret. Herr Gleim trug, mit einer brittischen Großmuth, Meinharden sein Haus und seinen Tisch an, zu einer Zeit, da dieser seinen künftigen Aufenthalt noch nicht entschieden hatte. „ Ich hätte geglaubt, schreibt Herr Gleim, „ selbst Apollo wohnte bei mir: so groß „ war meine Hochachtung für den vortref„ lichen Mann! „ — — Halb versprach Meinhard, die Wünsche seines Freundes zu erfüllen; bald änderte er seiner Entschluß, und gieng von Braunschweig ohne Halberstadt zu berühren, gerade nach Erfurt. Herr Gleim zörnete, wie Dichter zörnen, mit einem Busen voll Freundschaft, um sich mit seinem Geliebten desto zärtlicher wieder auszusöhnen. „ Mein Got! (so entschuldigt sich dieser in einem Briefe an seinen Gönner,) wie kann ein Schein „ die besten Herzen verwirren! Sie konnten „ wegen der Wahl meines Aufenthalts,

„ zu der ich so dringende Gründe gehabt hat-
„ te, (denn solche mußten es seyn, die mich
„ von Halberstadt entfernen konnten) genug
„ Unwillen wider mich fassen, daß Sie
„ mir ein ganzes Jahr nicht antworten und
„ mich dadurch auf die mir scheinbare Mei-
„ nung brachten, daß Sie mich aus Ihrem
„ Gedächtniß schon verbannet hätten, oder
„ noch verbannen wollten. — Ich will Ih-
„ nen die Ursachen, die mich nach Erfurt
„ geführt haben, jetzt noch umständlicher sa-
„ gen. Sie wissen vielleicht nicht genug,
„ wie äuserst schwach meine Gesundheit ist,
„ und wie sehr sie von manchen kleinen Um-
„ ständen in der Luft und in der Nahrung
„ abhängt, die einem Gesunden völlig un-
„ beträchtlich sind. Ein so unbeträchtli-
„ ches Ding, zum Exempel, wie eine ge-
„ wisse Art des Getränkes, ist ein wesentli-
„ cher Punkt für mich, von dem meine Ru-
„ he, meine Fähigkeit zu studiren, ein gros-
„ ser Theil meiner irdischen Glückseligkeit
„ abhängt. Es kann Ihnen dabei nicht un-
„ bekannt seyn, daß die hiesigen Gegenden ei-
„ ner verdorbenen Constitution weit zuträg-
„ licher sind, als ihre niedersächsischen. Ich

„ hatte auch die Probe mit Braunſchweig
„ ſchon gemacht, wo ich ein ganzes Jahr
„ durch faſt immer krank geweſen war. Kurz
„ ich ſah, ich mußte für meine Geſundheit
„ zuerſt ſorgen, ohne die keine andere Glück-
„ ſeligkeit iſt, ich mußte mir Gewalt anthun,
„ Ihren ſo verbindlichen, ſo gütigen Ein-
„ ladungen nicht zu folgen: und da ich die-
„ ſen Entſchluß nöthig fand, ſo durfte ich
„ nicht über Halberſtadt gehen; denn ich
„ fühlte, daß ich die Stärke nicht hatte,
„ Ihren freundſchaftlichen Einladungen,
„ wenn Sie mir ſie mündlich wiederholt hät-
„ ten, zu widerſtehen. §§ — Die Furcht, auf irgend eine Art ſeinen Freunden beſchwerlich zufallen, oder ſich ſelbſt einigen Zwang aufzulegen, hatte vielleicht an Meinhards Entſchluſſe ſo viel Antheil, als die Sorge für ſeine Geſundheit.

Seine Wohnung war zu Erfurt in einem Gaſthofe, wo er beſtändig als ein Fremder, faſt ohne Bekanntſchaft, lebe, oft ganze Wochen in der Einſamkeit abrachte, und ſich, ohne daß man ihn zu ſehen bekam, in ſeine auserleſene Bibliothek verſchloß. Nur zuweilen that er einige kleine Reiſen,

nach Weimar zu seinem Gönner dem Herrn Rath Albrecht, nach Gotha und nach Leipzig, wo er sich mit todten und lebendigen Gelehrten unterhielt, mit Büchern und mit seinen Freunden. Einmal auch, im Sommer 1766, durchreiste er das Frankenland, und die gröſste Freude, die er dort fand, war die Gelegenheit, den Herrn Utz kennen zu lernen, und die Freundschaft dieses vortreflichen Mannes sich zu erwerben. Seine übrige Zeit brachte er zu Erfurt, mitten in der groſsen Stadt, fast immer allein, und als ein wahrer Eremit zu.

Dieser wirklich philosophischen Muſse haben wir die Übersetzungen vom dritten Theil des Home, vom Heliodor und vom Gaillard zu danken. Schon einige Jahre zuvor hatte er sich durch seine Versuche über den Charakter und die Werke der besten italiänischen Dichter * von einer sehr vortheilhaften Seite geeiget. Er, der erst in solchen Jahren ein Schriftsteller ward, wo andere oft

* Braunschweig in der Waisenhaus Buchhandlung; der erste Theil 1763; der andere 1764

oft längst gedruckt, nicht gelesen und vergessen sind, hatte das Glück, die Welt gleich bei dem ersten Antritte mit einer Schrift zu überraschen, die einen allgemeinen Beifall verdiente, und ihn erhielt. Wir Deutschen hatten immer die Italiäner noch am wenigstens gekannt, und uns mehr zu den Engelländern und Franzosen gehalten, welches unsern Werken bald einen hohen ätherischen, bald einen süssen tändelnden Ton gab. Studirten wir ja Italiäner, so waren es grösstentheils solche, aus welchen für uns die wenigste Nutzung zu ziehen war. Man weiß, wie abentheuerlich die Schäfer des Marino und Guarini in unserer Sprache gesungen haben: und wenn vor einigen Jahren noch jemand den Tasso las, so war er gewiß in Koppens Uibersetzung, in welcher der Geist des Dichters völlig getödtet ist. Den Ariost kannte man nur von hören sagen, und wußte nichts beträchtlichers von ihm, als die Erzählung von der grossen Apotheke im Monde, wo alles aufbehalten wird, was hier verloren gehet. Metastasio wurde mehr bewundert wegen der kostbaren Dekorationen, die an seine Opern verwendet wurden,

wegen der künſtlichen Touren einer theuren Sängerinn, als wegen ſeiner feinen muſikaliſchen Poeſie. Und kurz die Italiäner wurden nicht von der Seite betrachtet, wo ſie uns wirklich brauchbar ſeyn könnten. Eine geſchmackvolle Lectüre ihrer Schriften würde uns in vielen Abſichten gute Dienſte thun. Wir würden dadurch lernen, zwiſchen dem ſchwerfälligen Gange des Engelländers und dem leichtſinnigen Flattern des Franzoſen in Werken des Witzes einen Ausweg finden, der vielleicht mit unſerer Nationallaune am meiſten übereinſtimmt; wir würden mehr Wohlklang in unſere Proſe und Poeſie legen, und nicht in verſtümmelten Sylbenmaaßen der Alten hexametriſch einherbrauſen; wir würden endlich nicht mehr glauben, daß ein Gedicht, um gut zu ſeyn, nothwendig nach allen Regeln des Ariſtoteles, Boßü und Scaliger gebaut ſeyn müſſe. Es iſt eine feine Uibung für den Lehrling, uns zu ſagen, wie vielmal Arioſt oder Spenſer wider den Codex des Stagiriten gefehlt haben: der Kenner erblickt auch in allen ihren Fehlern das große poetiſche Genie, welches ſich ſelbſt die einzige Regel iſt und ſelbſt die Vorurtheile der Zeit und

des

des Landes zu nutzen weiß, neue Werke zu schaffen. Warum haben wir noch keinen Spenser? keinen Arioſt keinen Schakeſpear? Deswegen, weil wir unſere Gedichte immer neben bekannte Werke ſtellen, ſie nach dieſen und nach bekannten Regeln beurtheilen und es nicht wagen, auf deutſchem Grund und Boden aus uns und durch uns ſelbſt etwas hervor zu bringen. Wenn mehrere Genies die Schriften der Engelländer und Italiäner aus dieſem Geſchichtspuncte betrachten, nicht ſie, ſondern ihre Art zu ſchaffen nachahmen, mit unſern vaterländiſchen Sitten, mit unſerer deutſchen Denkungsart ſie vergleichen, dann aus einheimiſchen Quellen den Stof ihrer Gedichte ſchöpfen wollten; ſo würden wir mehrere ſolche original Werke erhalten, wie das Gedicht eines Skalden in Kleinen iſt. —

Ich darf behaupten, daß Meinhard der erſte unter den Deutſchen iſt, der ſich in dieſen Standort geſetzt, und uns angewieſen hat, wie wir die Italiäner ſtudiren ſollen. Bodmer hat einen kleinen Anfang gemacht; allein mit Meinharden verglichen, muß er immer verlieren. In den zween Bän-

de des Meinhardischen Werks stehen Charaktere und Auszüge von Dante, Petrarca, Poliziano, Bembo, Tasa, Caro und Ariost. Meines Lobes bedarf der Verfasser nicht; ich schreibe lieber ab, was andere Kunstrichter von ihm geurtheilt haben *:

„ Unsere Nation kann sich eines kritischen „ Werks über die italiänischen Dichter rühmen, das den Italiänern selbst bei ihrer „ vielen weitschweifigen Kritiken über ihre „ Dichter schätzbar seyn würde. Es ist mit „ einer Feinheit und mit einer Richtigkeit „ der Beurtheilung geschrieben, welche den „ Verfasser unter unsere besten Kunstrichter setzet, so wie die feine und correcte „ Sprache, und der jedem Gegenstande angemessene Ausdruck ihn zu einem unserer „ besten Schriftsteller und seine eingestreueten Uibersetzungen zu einem Muster unserer Uibersetzer machen. Die Methode, „ welche er gewählt hat, nur die besten „ Dichter, und die besten Stücke unsern „ Landsleuten zu zeigen, macht seiner Beurthei-

* Allg. deutsche Bibl. 2tes Stück des 1ten B. S. 279.

„ theilungskraft Ehre, und ist auf alle Wei-
„ se, sowohl dem Ruhme der italiänischen
„ Dichtkunst selbst, als auch unsern deut-
„ schen Lesern vortheilhafter; und für Dich-
„ ter aus unserer Nation, deren Einbil-
„ dungskraft eines göttlichen Feuers fähig ist,
„ sind in den wenigen Stücken jener gros-
„ sen Genies Funken genug enthalten, sie
„ ganz in Brand zu setzen: Wie sehr ist
es zu bedauern, daß die Fortsetzung dieses herrlichen Werks durch Meinhards Tod unterbrochen worden; er hat zum dritten Theil nur ein Paar Anfänge zu Uibersetzungen hinterlassen, die vielleicht in seinen Fragmenten eine Stelle erhalten könnten, wenn Herr Nicolai diese, wie ich wünsche, herausgeben wird. Wenige dürften sich unter uns finden, die der Fortsetzung eines solchen Werks gewachsen wären. Ich möchte hierzu meinen Freund, Herr Jacobi in Halle aufmuntern, der Meinhards Gefühl, Meinhards Einsichten und Meinhards Geschmack in einem hohen Grade besitzt. Seine Schrift über die Romanzen des Gongora gibt ihm den ersten Anspruch auf diese Arbeit; den andern geben ihm die seinen Bemer-

merkungen, die er mir über das Meinhardiſche Werk mitgetheilt hat, und von welchen ich nur einige zum Vergnügen meiner Leſer abſchreibe: „ Der Plan des ganzen „ Werks gefällt mir ſo, daß wenn ich ein „ ähnliches zu ſchreiben hätte, ich gewiß „ keinen andern wählen würde. Doch kann „ ich nicht leugnen, daß ich mich bei dem „ Ariost, den Meinhard ſelbſt für den Dichter der Nation im eigentlichſten Verſtande ausgibt, noch etwas länger aufgehalten hätte. Bei dem Petrarch ſcheint „ er mir etwas zu furchtſam geweſen zu ſeyn, „ und das, was er von dem Unverſtändlichen für uns in den drey Schweſter-Oden „ (S. 288) ſagt, kömmt mir übertrieben „ vor, zumal, da er dem Leſer zu „ der Sprache dieſes platoniſchen Dichters eine ſo vortrefliche Einleitung gegeben hatte. Die zwote dieſer Oden leſe „ ich den Augenblick durch, und ich getraute „ mir, ohne Meinhard zu ſeyn, wenigſtens „ ebenſoviel daraus zu überſetzen, als er „ von der erſten überſetzt hat. Zudem hätte „ ich gewünſcht, daß er uns etwas mehr „ von dem Commentar des Taſſoni, den er

nur

„ nur im Vorbeigehen berührt, gesagt hät-
„ te. Dieser Commentar über den Petrarch
„ ist sehr original. Die Fehler des Dichters
„ zeigt er auf eine komische Art, und man
„ erkennt darin den Verfasser des geraubten
„ Eimers. Petrarch sagt, zum Beispiel,
„ in einem Sonnette: die Liebe habe seine
„ linke Seite geöfnet, und einen Lorbeer
„ ihm ins Herz gepflanzt: (eine Anspie-
„ lung auf den Namen Laura) und Tassoni
„ setzt in die Anmerkung: glaubt man nicht
„ den Amor als einen Gärtner zu sehen, der
„ zu seiner Arbeit geschürzt ist?

„ S. 298. im ersten Theile führt er
„ eine Ode des Petrarch an, die allegori-
„ sche Erscheinungen enthält. Soviel ich
„ weiß, sagt er, findet man in keiner
„ Sprache sonst ein Beispiel davon. Ich
„ habe eine vollkommen ähnliche im Que-
„ vedo gefunden, die dieser vermuth.ich aus
„ dem Italiäner nachgeahmt hat. Die
„ Uibersetzungen sind wirkliche Meisterstü-
„ cke. Sie sind so wörtlich, daß sie oft
„ von einer durchaus wörtlichen Uiberset-
„ zung wenig unterschieden sind, und doch
„ harmonisch, und doch unserer Sprache

„ gemäß. Oft hat er die Wortfügungen,
„ die Figuren, und sogar den Laut durch
„ ein Geheimniß der Kunst beibehalten, daß,
„ wenn man einmal das Deutsche vor sich
„ hat, ganz simpel scheint, und das den-
„ noch sonst keiner gefunden hätte. Zuwei-
„ len steht im Originale ein Ausdruck, den
„ niemand wagen würde eben so in unsere
„ Sprache überzutragen. Er hat es mit
„ einer glücklichen Kühnheit gethan, und
„ man ist damit zufrieden, weil er ihm
„ eine Stelle angewiesen hat, wo man ihm
„ das Fremde weniger ansieht. Die Inver-
„ sionen, die in der Poesie oft von so
„ grossem Nachdrucke sind, auch diese hat
„ er nicht selten auf das glücklichste nachge-
„ ahmt, selbst da, wo sie von unserer
„ Sprache sich gänzlich zu entfernen schie-
„ nen. Kurz er hat vollkommen im Geiste
„ jedes Dichters übersetzt, und man verliert
„ wenig dabei, das Original selbst nicht
„ gelesen zu haben.

„ Bei dem Dante habe ich die Vor-
„ sicht bewundert, mit der er dem Leser
„ die trivialen und oft unanständigen
„ Stellen des Gedichts alle verborgen hat.

Es

„ Es gehörte nicht wenig dazu, uns diesen
„ abentheuerlichen Dichter vollkommen ken-
„ nen zu lehren, und uns dennoch nicht den
„ geringsten Widerwillen zu verursachen.
„ Dante ist unendlich schwer zu überse-
„ tzen; aber hier hat Meinhard den Reich-
„ thum unserer Sprache ganz zu gebrau-
„ chen gewußt. Im Italiänischen kommen,
„ wie bei uns, viele gleichbedeutende Wor-
„ te vor, die durch eine fast unmerkliche Schat-
„ tirung unterschieden sind. Auch hier habe
„ ich Meinharden bewundert, wie er im-
„ mer in unserer Sprache das Wort gefun-
„ den hat, welches den ganzen Werth des
„ Italiänischen ausdrückt.

Wer so, dächt ich, über Meinharden schreiben kann, in dessen Gewalt steht es, sobald er nur will, selbst ein Meinhard zu werden. Dieser war unterdessen nicht einmal völlig entschlossen, die folgenden Theile seines Werks sobald herauszugeben. In einem Briefe, den ich eben vor mir habe, schreibt er:

„ An die Italiäner denke ich nicht eher zu-
rückzugehen, als bis es zu einer zweyten
Auflage kömmt, damit ich in den ersten
Theilen eine Menge Dinge, die mir sehr

miß-

mißfallen, zugleich bessern könne. Kömmt es nicht zur andern Edition, so bin ich willens, das Werk liegen zu lassen. „

Fast zu eben der Zeit, da uns Meinhard die italiänischen Dichter bekannt machte, gab er auch die ersten Theile von den Grundsätzen der Kritik des Herrn Home* heraus. Man erstaunte, da man erfuhr, daß ein Mann in der englischen und italiänischen Litteratur zugleich eine solche Stärke besässe. Der Uibersetzer des Home mußte ein denkender Kopf, ein Philosoph seyn, und dann mit der Sprache kämpfen, und sie zwingen, ihm Worte zu liefern, den Geist des tiefsinnigen Lords auszudrücken. Gleichwohl ist die Uibersetzung so gearbeitet, daß man sie fast durchgehends für eine Urschrift lesen kann. Meinhard hat überdieß an verschiedenen Orten, besonders da, wo von der Sprache und Versifikation die Rede ist, sei-

* Leipzig in der Dykischen Handlung, 1763 Der letzte Theil erschien erst 1766. Es gereicht den Deutschen nicht zur Ehre, daß sie, wie man mir gesagt hat, dieses vortrefliche Werk nicht so fleißig kaufen und lesen, als man vermuthen sollte.

ſeinen Autor durch untergeſchobene Beiſpiele auf deutſchen Boden verpflanzet; eine Arbeit, die niemand für leicht halten wird, der es nur einmal verſucht hat, treffende Beiſpiele zu fremden Bemerkungen zu ſuchen. Nichts iſt ſchwerer, als die Ideen der innern Empfindung aus einer Seele in die andere, zu malen, und durch Worte zu ſchildern, durch Zeichen, die ihrer Natur nach willkührlich ſind. Nur eine kleine Schattirung verfehlt, ſo entſchlüpft uns der ganze Gedanke. Das Homiſche Werk iſt voll von dergleichen Beobachtungen, die der Verfaſſer durch die genaue Aufmerkſamkei auf ſich ſelbſt gebildet hat. Um dieſe in einer andern Sprache ſo faßlich, ſo einleuchtend vorzutragen, wie Meinhard es gethan hat, dazu gehörte wirklich mehr, als ein Philoſoph vom gewöhnlichen Range, ein Mann, der ſich ſelbſt lange und fleiſſig unterſucht, und durch ein anhaltendes Studium des menſchlichen Herzens ſich zum Weiſen gedacht hat. — Gemeiniglich ſind die Hypochondriſten diejenigen, welche die Seele am meiſten in ihren Wirkungen beobachten; ſo wie umgekehrt, nichts leichter

iſt,

ist, als der Uibergang von der Selbstkenntniß zur Hypochondrie. Von den übrigen Meinhardischen Schriften werde ich nur wenig sagen.

Durch die Uibersetzung des Heliodor ** wollte er sich vielleicht nur zu andern und wichtigern Arbeiten geschickter machten; sonst würde es ihm die Welt schwerlich verdanken, daß er an den sophistischen Rhetor so viele Mühe verwendet hat. Man hat schon eine andere Uibersetzung, die von einem gewissen Mathesius, aber sehr schlecht gemacht ist. Die neue drückt den Ton des Originals vollkommen aus, und versetzt uns durch eine angenehme Täuschung zurück in die Zeiten, und hin an den Ort, wo die Handlung vorgehet. Ungemein lehrreich ist die Vorrede, und enthält verschiedene nützliche Anmerkungen für unser kostbares Jahrhundert, und für alle diejenigen, welche, wie die Sophisten in Griechenland,

den

** Theagenes und Chariklea, eine äthiopische Geschichte in zehn Büchern aus dem Griechischen des Heliodor 1. und 2. Theil. Leipzig in der Dyckischen Handlung.

den ebenen Pfad der Natur verlassen, um Gold auf Schleifwegen zu sammeln. Die poetische Zuschrift an Callisten ist eine Probe von Meinhards Dichtkunst, in welcher er einen leichten, gefälligen Ton liebte, verbunden mit Wohlklang und Harmonie des Stils.

Auch aus dem Französischen hat Meinhard übersetzt, und gut übersetzt. Den Gaillard * will ich nur nennen; es ist eine Arbeit, die weit unter dem Genie des Verfassers war, und nur der Buchhandlung zu gefallen gemacht.

Einzelne Aufsätze von ihm sind in den Bibliotheken zu Berlin und Leipzig, und in dem hannöverischen Magazin zerstreut.

In der allgemeinen deutschen Bibliothek gehört ihm die Beurtheilung von Klopstoks Salomo ** ein Aufsatz, der völlig im Geiste des Lords Kaym geschrieben ist, voll von tiefen Bemerkungen, und für dessen Verfasser ich Hochachtung spürte, auch ehe ich ihn noch kannte.

In

---

* Gaillards Geschichte Franz 1. Königs in Frankreich 1. Th. Braunschweig, in der Waysenhaus Buchhandlung.

** im ersten Stücke des dritten Bandes, S. 57.

In der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften ist von ihm die Uiberſetzung der Schriften des Herrn Ceſarotti über den Urſprung und Fortgang der Poſie. *** Die Stücke in dem hannöveriſchen Magazine, die ich ehemals geleſen habe, betreffen alle die ſchönen Wiſſenſchaften; einzeln kann ich ſie nicht nennen, weil ich das Buch nicht bei der Hand habe.

Gröſſere und wichtigere Werke hätten wir von ihm erwartet; die Vorſehung, ach hätte ſie ihm das Leben gefriſtet! Schon vor einigen Jahren fieng er an, an einer Tragödie zu arbeiten, deren Stoff aus der Geſchichte des Hauſes von Medices genommen war. Allein er gab ſein Projekt auf, halb aus Ungeduld, und halb, um den Winken ſeiner Freunde zu folgen, die ihm ins Ohr ſagten, ſchwerlich dürfte er ſein Glück auf der Bühne machen. Einzelne Scenen waren doch vortreflich gearbeitet; und wenn er ſeine Papiere nicht zerriſſen hat, ſo wünſchte ich, daß das Fragmen gedruckt würde.

Ein-

*** im zweyten Bande.

Einmal war er auch geſonnen über die ſpaniſche und portugieſiſche Poeſie zu ſchreiben. Freylich kennen wir die Dichter dieſer Nationen viel zu wenig, um ſie zu verachten, wo wir vielleicht von ihnen noch lernen könnten. Meinhard warf ſeine Arbeit wieder hinweg; wir müſſen es alſo jetzt erwarten, ob die Herren Jakobi und Diez dieſe Lücke füllen werden.

Aber der beſcheidene Mann! warum überſetzte er nicht gleich anfangs den Homer? und warum wollte er den Weg dahin erſt über den Heliodor nehmen? Denn eine Uiberſetzung Homers hatte er wirklich im Sinne; und er würde gewiß eine ſolche geliefert haben, mit welcher wir den Ausländern hätten Trotz bieten können. Wenn nur aber auch Homer ſo könnte überſetzt werden, daß er im Deutſchen noch der alte Grieche, mit ſeiner antiken Mine wäre! ich glaube es nicht. Köpfe die mit Griechenland bekannt ſind, ſtudiren ihn lieber in der Urſchrift; und denen, die es nicht ſind, würde eine Uiberſetzung wenig helfen; ſie würden nur den armen Dichter nach unſern Sitten, nach unſerer Denkart beurtheilen, gewiß nicht zu ſeinem Ruhme! dann fortſchlieſſen,

auf alle ſeine Nachfolger, und auf dieſe Art ein ſchlimmes Vorurtheil wider die Griechen ſich einprägen. Hinſetzen muß man ſich unter den griechiſchen Himmel, in die mythologiſchen Zeiten, zwiſchen den Helden und ſeine Roße: und dann den Homer leſen, dann ſeine Schönheiten koſten und ganz empfinden. Aber wieviele können dieß? Oder wie wenige? Perraults würden wir, wenn Homer gut überſetzt würde, genug ſehen, die warm vielleicht von der Leſung einheimiſcher Dichter, mit einer verrächtlichen Mine den antiken Rumpf anblicken: aber ſolche, die ihren Homer ſtudiren, wie man Dichter ſtudiren muß, ſich neben ihn ſetzten, Einen Geſichtspunkt, Eine Anſicht mit ihm hätten? Gewiß eben ſo wenige, als jetzt. Uiberdieß iſt unſere Sprache der majeſtätiſchen Simplicität nicht fähig, die den größten Werth des Tons in der Iliade ausmacht. Und wie ſoll denn Homer überſetzt werden? In Verſe? Dieß iſt unmöglich. In Proſe? So muß der epiſche Dichter, man ſey auch ein Ebert, allemal verlieren. Poeſie in Proſe überſetzt, bekömmt ein ſchwülſtiges Anſehn, welches ſchon den Eindruck vermindert; oder man verdünnt die Starke der

Dicht-

Dichtkunst und wird wässerig; oder man paraphrasirt wo man nicht übersetzen kann und wird — das, was die französischen Dollmetscher sind. So begierig ich auf Meinhards Uibersetzung würde gewesen seyn, so bekenne ich doch frey, daß ich meinen Homer immer im Originale würde fortstudirt haben. Neid ist es nicht gegen meine Landsleute, wenn ich ihnen einen deutschen Homer nicht wünschen will; es ist Patriotismus: sie sollen ihn griechisch lesen.

Gern habe ich mich bei Meinhards Schriften aufgehalten, um mich nicht zu bald der Entwickelung seiner Geschichte zu nähern, die mir noch jetzt, da ich sie lebhaft gedenke, Thränen auspreßt.

In diesem Jahre 1767 wünschte er eine Veränderung seines bisherigen Aufenthalts. Seine Hypochondrie, die Gewohnheit, nicht lange an einem Orte zu bleiben, und die Begierde seinen Freunden in Berlin, den Herren Ramler, Moses und Nikolai näher zu seyn, bewegten ihn zu einer Reise, die er in der Mitte des Aprils unternahm. Als ihn Herr Rumpel bei seinem Abschiede bat, er möchte bald wieder zurück kommen, gab er zur Antwort! ich wünsche es und ich

hoffe es. In der That hatte er die Absicht, künftig jedesmal den Sommer in Berlin, und den Winter in Erfurt zuzubringen; eine Veränderung, die ihm und seiner Gesundheit sehr zuträglich gewesen wäre.

Vielleicht war es Ahndung, vielleicht auch nicht, weil ein Hypochondrist ohnehin immer an seinen Tod denket, daß er einem Freunde, der ihn bei seiner Durchreise durch Leipzig fragte, was er für Aussichten auf das Künftige hätte, die Antwort gab: O! die schönste Aussicht! — die Aussicht auf mein Grab. Ich führe diese Anekdote an, weil sie die ganze Denkungsart eines Mannes entwickelt, der seine Bestimmung kennt und das Ziel seiner Tage beständig vor Augen hat.

Am Ende des Aprils kam Meinhard in Berlin an, dem Ansehen nach völlig gesund. Er umarmte seine Geliebten: und die Freude, sie wieder zu sehen, gab ihm neues Leben. Herr Nikolai, der kurz darauf nach Leipzig reiste, verließ ihn bei vollkommener Gesundheit; allein bei seiner Zurückkunft fand er ihn schon bettlägerig. Seine Hypochondrie hatte ihm manche schlimme Zufälle zugezogen; besonders waren die Hämorr-

morrhoiden, mit welchen er beschwert war, durch die Reise in Unordnung gerathen: daher eine völlige Zerrüttung seines Körpers.

In dieser Lage beschäftigte er sich beständig mit seinem Ende und mit seinen Schicksalen jenseits des Grabes. Es ist unglaublich, schrieb mir Herr Nicolai, mit wie vielem Eifer er von den Augenblicke an, da er in Berlin ankam, des Herrn Moses Phädon gelesen, über diese Materie nachgedacht und sich damit unterhalten hat.

Sein Körper war äuserst entkräftet, und ohngeachtet aller Zuredungen, nahm er nichts als klares Wasser und Arzney zu sich; dieß verursachte einen gänzlichen Abgang der Kräfte und Lebensgeister, und er verschied endlich am 15ten Junius, sehr früh, in einer Fassung, wo jeder der Umstehenden gerührt wurde, jeder in dem Sterbenden den Christen und den Philosophen erkannte, der in einem Leben von fast vierzig Jahren gelernt hat, wie man sterben soll. — Hier leg ich die Feder nieder, um meinem Geliebten noch einige Zähren zu weinen und dann, wenn ich auch halb nur mich wieder getröstet habe, seinen Charakter zu schildern, wofern es mir möglich ist.

Meinhard war von mittlerer Statur, proportionirt, aber hager und blaß, hatte eine ſanfte Minne, freundlich, etwas blöde und nicht ſehr belebt. Tief lagen ihm die Augen, wie von den Gedanken zurückgezogen, und glänzten nur von einem mäſſigen Feuer, aber voll von einem edlen und leutſeligen Weſen. Die Stimme war ſchwach, der Gang gemäſſigt, zuweilen, beſonders bei zunehmender Hypochondrie faſt wankend und furchtſam. Sein Körper war durch die Beſchwerlichkeit der Reiſen, durch vieles Studiren, durch die allzuoft veränderte Lebensart und durch milzſüchtige Zufälle ſehr geſchwächt worden. Durch eine ordentliche Diät und durch Bewegungen ſuchte er, ſeiner Hypochondrie zu begegnen; allein das Uibel war zu ſehr eingewurzelt, um ganz vertrieben zu werden. Er lebte mäſſig und philoſophiſch, und war daher, bei ſeiner Leichtigkeit im Arbeiten niemals wegen ſeines Unterhalts beſorgt. Wenig aß er, und, wie ein Philoſoph. nichts lieber: als leichte Gemüße, geſunde Wurzeln und Oöſt.

Sein äußerliches Betragen war beſcheiden, mehr ernſthaft als munter; doch wußte er freundſchaftliche Zuſammenkünfte durch

ei-

einen anſtändigen Scherz zu würzen und zeigte ungemein viel Laune, wenn er ſie zeigen wollte. Sein Manieren waren zuſammengeſetzt, faſt aus den Manieren aller Völker, die er geſehen hatte, und aus denen, die durch ſeinen eigenen Charakter beſtimmt wurden.

Er war ein großer Liebhaber der Reinlichkeit und des Niedlichen, oft bis zum Eigenſinn. Seine zahlreiche Bibliothek war ſo nett, als auserleſen. Er kleidete ſich nicht prächtig, aber mit Geſchmack; wohnte gern bequem und an einem einſamen Orte. Auch bei ſeinen Spaziergängen ſuchte er melancholiſche Gegenden. Niemand durfte ihn begleiten, als ein Buch, und höchſtens ein Freund.

Uiber alles liebte er die Freyheit und ſuchte ſtets Meiſter von ſeinen Beſchäftigungen und von ſeiner Zeit zu ſeyn. Er lebte ohne Amt, ohne äußerlichen Charakter, Dinge, die andere ſo ſehr ſuchen, aber nie ohne Arbeit, die andere ſo ſehr meiden. Das Verdienſt des Bürgers zu ehren, war er geneigt; nur den Zwang haßte ſein Herz, der der Schatten des bürgerlichen Verdienſtes iſt. Als ihm ein Freund

einige Stellen aus dem Phocion des Abts Mably vorlas, sagte er: Lacedämon war vortreflich für den Bürger eingerichtet, aber erbärmlich für den Menschen, der selbst denken und selbst handeln will.

Seine Bescheidenheit gieng so weit, daß man erst durch einen genauen Umgang seine Wissenschaft und seine Verdienste kennen lernte. Er verbat sogar, und noch in seinem letzten Briefe an den Herrn Weiße, ihn bei der Beurtheilung seiner Schriften in öffentlichen Tagebüchern zu nennen. In seinen Urtheilen war er äusserst behutsam, und selbst erklärte er sich nie ohne eine gewisse Furchtsamkeit. Auch gegen Freunde war er in manchen Dingen zurückhaltend: niemals sprach er gern von sich und von seinen Umständen; selbst viele seiner vertrautesten haben nicht den Ort seiner Herkunft, und seine Schicksale erfahren, gewiß wegen seiner Bescheidenheit, da er sich nicht für wichtig genug hielt, andere mit sich zu unterhalten.

Einsamkeit und Stille liebte Er mit Leidenschaft; nur seine ausgesuchtesten Freunde waren ihm willkommen. Mehr als einmal hat ihn das grosse Geräusch in einer Wohnung

nung, in einer Stadt aus einer in die andere getrieben. Uiberhaupt wie ich schon einmal gesagt habe, veränderte er gern seinen Aufenthalt, wenn sich seine Bekanntschaft an einem Orte zu sehr vermehrte: zuweilen ließ er sich doch durch seine Freunde und durch die Annehmlichkeiten des Orts locken, wieder in seinen vorigen Wohnsitz zu kommen.

Meinhard war nicht fähig, jemand zu hassen; aufgelegt aber, gegen jedermann behutsam zu seyn; blöde gegen Fremde, leutselig und gefällig gegen seine Freunde, und, dem Scheine nach, in seinen Meinungen sehr nachgebend. Das letzte war er nur äusserlich, und aus Furcht, andere zu beleidigen: in der That blieb er bei aller Höflichkeit, doch mehrentheils standhaft bei dem, was er zuerst behauptet hatte.

Er gehörte unter diejenigen, die schwer zu erforschen sind. Aeusserlich war er sich immer gleich, niemals zur Ausschweifung lustig, nie zur Betrübniß niedergeschlagen. Er hatte die Gabe, auch wenn er unaufgeräumt war, aufgeräumt zu scheinen, und, um nur nicht ein beschwerlicher Gesellschafter zu seyn, seine Schwermuth zu besiegen.

Für

Für die Religion brannte sein ganzer Eifer, und er bezeigte gegen alle, die einige Gleichgültigkeit äuserten, ein nicht geringes Mißtrauen. Dieß erfüllte ihn mit vielem Muth und Trost in seinen kränklichen Umständen. Ein gewisses Buch hat er bloß deswegen nicht übersetzen wollen, weil es auch nur einige von weiten anstößige Sätze in sich enthielt.

Er besaß eine auserordentliche und wohlverdaute Belesenheit besonders in dem Fache der schönen Wissenschaften, und einer gesunden Philosophie. Ich glaube, daß nicht leicht jemand auser ihm so viele Sprachen, mit einer solchen Richtigkeit und Zärtlichkeit gewußt hat. Hierzu hatte er ganz besondere Talente. Er verstand griechisch, lateinisch, französisch, italiänisch, englisch, spanisch, portugiesisch, dänisch, holländisch; und seine eigene Mutterſprache besaß er mit einer vollkommenen Feinheit und Genauigkeit. Die besten Schriftsteller aller Nationen zierten seine Bibliothek, und er studirte sie unablässig.

Seine deutsche Aussprache war nicht die, welche in seinem eigentlichen Vaterlande, in Frankey gewöhnlich ist; sie war aus den

beſten Mundarten zuſammengeſetzt. Sowohl ſeine als fremde Sprachen, redete und las er ſo, daß er die Stellen, welche vorzüglich in die Empfindung wirken ſollten, durch einen vorzüglichen Nachdruck bezeichnete; beſonders hatte er die Kunſt, Dichter zu leſen, vollkommen in ſeiner Gewalt. Deßwegen verwarf er auch im Griechiſchen die gewöhnlichen Accente, wodurch in den Poeten die Harmonie der Verſification und in den Proſaiſten der ſchöne volltönende Numerus ganz zerüttet wird.

Er ſchlug einen engliſchen, griechiſchen, oder andern Dichter auf und las ihn ſogleich, ohne ſich zu beſinnen, mit dem beſten deutſchen Ausdrucke her. Bei dem Herrn Zachariä hat er oft dieſe Probe mit der Luſiade des Camoens gemacht. Unter den neuen Sprachen liebte er am meiſten die italiäniſche, und die Dichter dieſer Nation, wegen der Harmonie und des Wohlklanges, der in ihren Werken herrſchet. Aus dieſer Urſache las er am liebſten diejenigen deutſchen Dichter, die den Wohlklang am ſorgfältigſten beobachten. Sein feines Ohr konnte ſich nie an die griechiſchen und lateiniſchen Versarten gewöhnen, die wir im

Deut-

Deutſchen nachahmen: ſo verwöhnt war es durch die Harmonie der Griechen und Römer.

Beſtändig las er viel, und für ſeine ſchwächliche Geſundheit nur allzuviel. Hatte er ſich einmal eine gewiſſe Beſchäftigung vorgeſetzt, ſo konnte er fleiſſig, und ohne Aufſchub fortarbeiten. Allein der Anfang koſtete ihm Mühe; und überhaupt war er viel zu beſcheiden und furchtſam, um ein original Werk zu unternehmen, wozu ihn ſeine Fähigkeiten allerdings berechtigten.

Vielleicht werden die Talente des Geiſtes nur deßwegen mehr gerühmt, als die Eigenſchaften des guten Herzens, weil jene von vielen, diſe aber nur von wenigen Vertrauten gekannt werden. Dieſe ſind faſt nur ein Beyſpiel für einige Zeitgenoſſen; jene dauern in ihren Produkten fort, und kommen gewiſſer auf die Nachwelt. Meinhard beſaß beide; der Leſer mag es entſcheiden, durch welche er ſich den Enkeln am meiſten empfehlen wird. Ich meines Orts perorire ſo:

Dieß iſt die Geſchichte eines Mannes, deſſen Geiſt man nach Jahrhunderten vielleicht noch kennen wird, wenn man ſein Herz längſt, mit meiner Schilderung vergeſſen hat.

Ver-

Vermischte Aufsätze.

Launen

an

meinen Satyr.

Ω θεωμενοι, κατερω προς γ'υμας ε'λευθερως.
Τ ἀληθη — —

Vorbericht.

Eine Laune (in wiefern eine Laune, so wie etwa eine Ode, eine eigene poetische Gattung seyn soll) ist eine freye Production unserer gegenwärtigen, ohne Zweifel zufälligen, Stimmung, worinnen wir, mit einer gewissen Naiveté, alles das herausversificiren, was wir eben gedacht haben,

und

und, worinn uns, während der angenehmen Arbeit des Versificirens, oft ein Zufall, und meistentheils die Association der Ideen leitet, noch mehreres hinzuzudenken und hinzuzuversificiren. Mehrere Launen können mit einander zu Einem Ganzen verbunden werden; und hiervon hat der Verfasser der folgenden Aufsätze eine Probe geben wollen. Man vermuthet, daß diese Dichtungsart Nachahmer finden wird *), denen man aber zu melden hat, daß dieselbige nicht so leicht ist, als sie scheinet und daß der Verfasser (welcher vielleicht dereinst eine ganze Sammlung seiner Launen, die er ehedem unter dem Titel Sermonen ankündigte, herausgeben dürfte) über einer einzigen derselben mehr Zeit und Federn verderbt hat, als etwa seine Nachfolger zu ganzen Schocken verbrauchen werden. Man begreift übrigens leicht, daß der gegenwärtige Versuch durch die individuellen Umstände des Dichters veranlaßt worden; und eben deßwegen möchte solcher den Namen der Launen am meisten verdienen. Zum

Schluß-

*) Sie hat deren schon gefunden. Wenigstens kündigt man uns aus Frankfurt Launen an meines Arzt an.

Schluſſe wollen wir noch anmerken, daß nicht eben jede Laune ſcherzhaft ſeyn müſſe, wie man denn ſchon in der Theorie der Künſte bewieſen hat, daß es, ſelbſt nach dem Redegebrauche der Britten, auch ernſthafte Laune gebe.

Erſte Laune.

Hör' Er mein Favorit, und alter guter Freund,
Er Präſident und Canzler meiner Laune,
Der Thoren Erb = und Buſemsfeind,
Herr Faun, Geliebteſter der Faune!
Nun eil ich fern von den Opfern der furchtbarn critiſchen Wuth,
Fern von der kleinen kriechenden Brut,
Nicht zwar des ganzen Stamms der Thoren,
(Denn dem wird überall Poſterität geboren,
Von Pol zu Pol blüht dieſes edle Haus,
Und ſtirbt ſelbſt in der Peſt nicht aus.
Auch trägt, vom Großſultan der Ohren,

Vom seelgen Vater Midas an,
Ein jeder frommer Ehemann
Zu seiner frommen Frau in seinen frommen
Lenden.
Dem Sohn des Gordius *) getreue Descen-
denten.)
Fern aber (Gott sey Dank!) von der Ge-
nossenschaft
Der Schreiber ohne Saft und Kraft,
Der kläglichen Scribenten,
Eil ich in die Heymath der Weisheit, und
unter den Thron,
Allwo Theresia, sammt ihrem großen Sohn,
Der Welt Gesetze giebt; als Admiral, der
Staaten
Europens grosse Flotte lenkt;
Und dann, Vollenderinn der königlichen
Thaten,
Auch an die deutsche Muse denkt;
Ihr Freystadt, Ruh und Preise schenkt,
Auf daß zu Habspurgs ewger Ehre,

The-

*) Midas war bekanntermassen ein Sohn des Gordius, und der Sohn so gut ein Narr als der Vater, welcher ihn gezeugt hatte. Wir brauchen diese Nomina propria nunmehr als Nomina appellativa.

Thereſens goldnes Seculum,
Und ihres groſſen Joſephs Ruhm,
Die Zeiten Ludewigs und Friedrichs übers
währe!
Wo Kauniz ſelbſt der erſte Steurmann
iſt,
Der in dem Kabinet, worinn er den tödten-
den Zwiſt
Der Könige nur kurz zuvor geſchlichtet.
Nun kurz hernach auch ſeinen Autor lieſt,
Und über den Autor ſo gut, als über die
Könige richtet;
Hin eil ich zur Metropolis
Europens und des Vaterlandes,
Und künftig des Geſchmacks, der Künſte,
des Verſtandes,
Um dort — (Wer nennt Sie mir Semira-
mis? —
Für Sie iſt Babylon, Ecbatanis, *)

*) Ecbatanis in Syrien iſt nicht mit Ecbatana in Meden zu verwechſeln, welches man den Einfältigen zum Beſten hat erinnern wollen Bey der Semiramis wird indeß manchem Leſer eine gewiſſe Ode eines ge-

Und ganz Aſſyrien zu wenig. —
Doch nenne man Sie ſo, dieweil Semiramis
Der Baktrianer tapfern König
Einſt überwand und ſchweigen hieß!)
Um dort, mit ſtaunendem Entzücken,
Zur Majeſtät Thereſens aufzublicken,
Um dort dem neuen Gott Apoll, Thereſens Sohn,
Dem anderen Deukalion,
Dem zweeten Schöpfer ſeiner Erden,
Am Altar des Geſchmacks, am neuen Helicon,
Ein minderer Subdiacon zu werden.
Dort, lieber Faun, bedarf ich Seiner nicht!
Dort iſt kein wimmelndes Otterngezücht
Der Schmierer, welche auszurotten
Wir Launen, Ernſt, Philoſophie und Spotten,
Bürleſken Witz, und männlichen Verſtand
Bisher vergebens angewandt.
Dort, wo kein Duns es wagen möchte,
Ein Attilla für unſre Muſen zu ſeyn,
Dort

gewiſſen Dichters von einer gewiſſen Zeit, auf welche Ode, auf welchen Dichter und auf welche Zeit man angeſpielt hat, beyfallen.

Dort sind der Thorheit alte Rechte
Nicht mehr verjährt, und unsre Spöttereyn
Und Ironieen sind überflüssig:
Dort, lieber Satyr, wär er müssig!
Bleib er nur immer wo er ist,
Und sey er mir zum letztenmal gegrüßt!

Zwote Laune.

Denn überhaupt, seitdem mein Klotz der guten Sache
Des besseren Geschmacks, und der Scribenten Rache,
Der einen zu früh, der andern zu spät,
Entrissen ist, und nun in höhern Sphären
Bey den Virgilen und Homeren,
In traulichen Gesprächen geht;
Seitdem ist mir der Scherz entwichen;
Mein heitres sonst, und fröhliches Gesicht
Ist trüb und lächelt nicht,

Und

Und ſcheine am letzterem Abend des mördri-
ſchen Jahres verblichen *)
Du ſelbſt, (jetzt dutzen wir uns!) mein lie-
ber alter Faun,
Weißt, ohne daß ich dir es ſage,
Wie du an Klotzes Todestage
Zum erſtenmal geweint, und traun!
Von deinem guten Humour zum ariſtopha-
niſchen Hader,
Von deiner lucianiſchen Ader,
Den größten Theil verweinet haſt.
Dermalen werden wir einander gar zur Laſt,
Und ſchlagen uns nur wechſelweiſe nieder;
Du tröſteſt mich nicht mehr; iſt tröſte dich
nicht wieder.
Geh alſo nur, weil du beſtändig klagſt;
Und ich beſtändig klage.
Setz weiter deinen Stab, zu wohnen, wo du
magſt,

Und

*) Klotz, ein verunglimpfter groſſer Mann, ſtarb am lezten December des Jahres 1771. Vier Wochen zuvor ſöhnte er ſich mit dem Verfaſſer der Launen wieder aus, gegen welchen er drey Jahre lang kaltſinnig geweſen war. Und drey Tage vor ſeinem Tode nahm er ſchriftlich den rührendſten Abſchied.

Und daß es dir, so Phöbus will, behage!
Such einen Jüngling aus, deß ungekränktes Herz
Für Fröh'ichkeit und Spott und Scherz
Und für die ganze Caravane
Der Ironicen vom Schnitt der Luciane,
Weit, wie ein Gasthaus, offen steht;
Der noch in grünen Auen geht,
Allwo für ihn die ganze Schöpfung blühet;
Der noch, fein röthlich, jugendlich,
Wie ehedessen du und ich,
Das alles, was er sieht, von schönen Seiten siehet;
Vom Amor und Silen, vom Comus ud Apoll,
Und allen Feen ausgefleuert,
So wie ein wackrer Jüngling soll,
Der jeden Tag holdseelgen Göttern feyert;
Den such, und lebe wohl!

Dritte Laune.

Um mich jedoch mit dir, wie sichs gebührt, zu letzen,

So dank ich dir für alles das Ergötzen,
Für jeden frohen Tag, und jede kom'sche Nacht
Für jede Stunde voll Behagen,
Die ich von dir zur Lehn getragen;
Für jede Luſt, die mir dein Scherz gemacht.
Denn in der That, ſo wie das ernſte Wachen
Den Kammerdiener Körper ſchwächt,
Und ſeine gnädge Frau, die Seele, radebrecht:
So iſt hingegen Scherz und Lachen
Für Kopf und Herz und Milz und Blut,
Wie der Salernitaner predigt,
Sehr heilſam und fürs Zwerchfell gut.
Man iſt geſund und friſch, und ſpüret Kraft und Muth,
Wenn man der Winde ſich entledigt.
Quatuor ex vento veniunt in ventre retento:
Spaſmus, hydrops, colica, vertigo; hoc res probat ipſa.
Du, lieber Doktor Faun, warſt einſt mein Medikus,
Wenn ich, ſo wie man manchmal muß,

Nach Standsgebühr, an einem Asthma leichte,
Und mich hierinn beständlich modisch zeigte.
(Denn wären wir Gelehrte, die wir sind,
Nicht unterweilen lahm, podagrisch, hektisch, blind,
Schmal an Gesicht und dürr an Waden,
Mit Stein, Hypochondrie, und ihren Symptomaten,
Wo nicht bereits und schon beladen,
Doch wenigstens von fern her in Traktaten;
So hielt man uns, Gott weiß, nicht für gelehrt;
Und schätzte kaum uns noch für werth,
In allerley Recensionen,
In dankenden Citationen,
In matten Dedikationen,
Biographieen, Chroniken,
In schlechten Epitaphien,
Kalendern und Journalen,
Für unsre Müh uns zu bezahlen.)
Da tröstete dein guter Genius,
Und heilte mich, an Kopf und Brust, und Fuß.

Von deinen herrlichen Recepten
Starb nie noch einer medice.
Wir glauben ſelbſt, daß auch die Gellerte,
Dafern ſie dich gebraucht, noch funfzig Jahre lebten.

Vierte Laune.

Nicht ſtolz, mein lieber Kaun, auf meinen groſſen Dank!
Denn dein Verdienſt um mich liegt immer noch im Zweifel;
Statt Weyhrauchs gabſt du mir nicht ſelten auch Geſtank,
Den Nachlaß aller verſchwindenden Teufel.
Du geiſtertеſt mir einſt den Hang zum Spotten ein;
Du ſporntеſt mich, ein Feind der Dunſerey zu ſeyn;
Du zwangeſt mich, daß ich dem Königreich der Thoren
Haß, ſonder Amneſtie, geſchworen,

Und

Und halfſt (noch dieſer Dank ſey dir!)
Durch deinen Witz und deinen Eneer,
Daß ich (doch ohne Ruhm!) noch keine Schlacht verlohren
(Denn freylich, dieſer Ruhm iſt weniger als Rauch:
Triumph zu holen von Pygmäen.
Mit ihren kläglichen Trophäen,
Schmückt ſich ein Kranich auch.)
Allein, ſo herrlich wir die Zwerglein überwunden,
So hatten wir den Sieg fürwahr nicht ohne Wunden,
Die uns die Herrn von Lilliput verſetzt.
Ein Volk, das alles Heilge hetzt,
Gott Stupors Altar zu vertreten,
Sein Glück und ſeinen groſſen Ruhm,
Sein dunſigtes Palladium,
Das bietet ganz Elyſium,
Den Schwager Acheron, Gevatter Cerberum,
Gott und den Teufel auf, den kühnen Feind zu tödten.
„ Es ſaut, und ruft, und ſchreyt, und bellt:
„ Ein Menſch, der uns für Thoren hält,
„ Der iſt ein Abſchaum dieſer Welt;

Iſt

„ Iſt immerdar ein Atheiſt geweſen;
„ Der glaubt nicht nur kein höchſtes Weſen,
„ Selbſt, was noch ſchlimmer iſt, den Satan glaubt er nicht;
(Denn die Konvenienz hält insgemein für Pflicht,
Den Teufel mehr, als Gott, zu ehren.—
Beweis der menſchlichen Chimären,
Allwo die Furcht mehr als die Liebe thut;
Beweis: der gute Gott iſt gut)
„ Glaubt nicht die nächtlichen Züge
„ Der ehrſamen Geſpenſterzahl,
„ Kein wildes Heer, das Omen künftiger Kriege,
„ Den fürchterlichen Rübezahl,
„ Die weiſſen Frauen nicht einmahl;
„ Den ſollte man viertheilen und verbrennen,
„ Und ſeinen Namen nur bey Günthers*) Namen nennen. "
— Das heißt: wer Cotin glaubt, der glaubt den Glauben nicht.

Und

*) Günther iſt der Name eines in der Provinz, wo der Verfaſſer ſchrieb, ſehr bekannten Miſſethäters.

Und ist kurzum ein Bösewicht.
Sieh Faun! dies ist die Frucht des dinten-
reichen Krieges,
Der uns Triumph und Wunden gewährt!
Sag: ist der Ruhm des jämmerlichen Sie-
ges
Der bleibenden Narben auch werth?
Wohl mir, der ich den Hang zur kleinen
eitlen Ehre,
Zu streiten, da, wo Siegen Schande wä-
re,
Und wo der Kranz, um den man ficht,
Bedistelt ist, und in den Scheitel sticht,
Nun endlich, endlich ganz verschwöre,
Verschwöre beym ernsterm Vater Apoll,
Und schwör: Ihr Dunse lebet wohl!

Fünfte Laune.

Demnach, Kraft dieses Briefs, entsagen
wir,
Ich und mein swiftisch Steckenthier
Den Rechten der Satyre;
Und hüten uns, bey unsrer Ehr,
Daß künftig uns kein Cotin mehr

Zur

Zur Spötterey verführe!
Um deſto ſicherer zu gehn,
(Zupft etwa, wie es kann geſchehn,
Der alte Adam uns die Ohren)
So ſag ich dir,
Mein liebes altes Steckenthier,
Vergeſſen wir,
Von dieſem Abend an, den ganzen Klubb der Thoren!
Ihr Dunſe, die ihr alle ſeyd,
Seyd ruhig Dunſ' in dieſer Zeit,
Und bleibt es bis in Ewigkeit
Auch ſey es euch, das Handwerk fortzutreiben,
So wie es immer euch behagt,
Zu reden, plaudern, ſchreyn und ſchreiben,
Was uns betrift, ununterſagt;
Ununterſaget euch, bey eurer Weiſe zu bleiben.
Wie, wenn der Tartarcham mit chamiſchen Geſchmack,
Sein Roaſt-horſe aufgezehret,
Er keinem Potentaten wehret,
Sich ſatt zu eſſen, wenn er mag:
So ſchreibt und ſchimpft auch ihr, mit euren guten Gaben,

Nach

Nachdem wir euch genug geschimpfet haben!

Sechste Laune.

Indessen und zu dieser Frist,
Weil du, wie schon berühret worden,
Schierkünftig uns nicht ferner brauchbar bist,
Ertheilt man dir, Herrn Satyr, und Konsorten
Den Segen Lucians zum Lohn,
Mit rühmlicher Dimission.
Auch übergiebt man dir das ganze Reich der Zwerge
Zu kührlicher Diskretion,
Freund Hereln aber dich, und unserm Gerstenberge.
Denn, stört einmal ein Koxkomb meine Ruh,
Und Herel schwiege selbst dazu;
Wer anders rächte mich, als Gerstenberg und du?

Siebente Laune.

Ihr aber, Freundinnen und Freunde,
Geschmack, Philosophie, Verstand,

Der

Der Muſen ſämmtliche Gemeinde,
Begleitet mich, und führt mich Hand in Hand,
Damit im ernſterm Domkapitel
Der Helikonſchen Kleriſey
Ich meiner präbendirten Titel,
Und meines Gehlers würdig ſey!
Und werth der neuen deutſchen Barden,
Des Denis und des Maſtalier,
Die mich im Dichterhayn erwarten,
Auf daß ich ſie im Dichterfeuer ſeh',
Und ihrer vaterländſchen Chöre,
Empor geſtimmtes Evoe
Zu Joſephs und Thereſens Ehre,
Nicht mehr von fern erſchallen höre!
Ob ich vielleicht dereinſt, wie Vater Boileau that,
(Für Ludwigs Ruhm ward er ein Apoſtat
Der kauſtiſchen Satyre)
Im feyerlichen Ton des bardiſchen Geſangs,
Von Denis angeflammt, erhabnre Saiten rühre,
Und Heldenlieder, und Dithyramben des Danks
Dem groſſen Cäſar jubilire.

Epistel

an den Herrn Oeser.

Herr Oeser!

Wißt Ihr was! Wir bleiben gute Freunde.
Heut aber zank ich doch mit Euch.
Kaum zeigtet Ihr Euch uns — und, als man meinte,
Sich satt an Euch zu sehen — weg waret Ihr sogleich!
Fast so erschien vor Zeiten manchmal ein Engel des Lichts:
Der Patriarche guckt — guckt wieder, und sieht nichts.
Doch die Vergleichung weiter zu treiben:
So dürfte zwischen Euch zween ein ziemlicher Unterschied bleiben,
Verschwindet der Engel, so ist er dahin,
Und allenfalls verfolget ihn
In einer Entfernung von hinten ein ambrosialischer Duft,

Und ſchwängert mit ſüſſen Gerüchen die Luft.
Ihr nun verſchwandet zwar auch, ſo ſchnell, wie der ſchnelleſte Geiſt,
Der je als Courier vom Zenith zum Nadir gereiſt,
Und nur hienieden die Pferde gewechſelt. — Allein
Der Nachlaß von Euch, roch, mit Erlaubniß, nicht fein.
Ihr kennet ja die löbliche Frau Fame;
Doch wißt Ihr wohl noch nicht, daß dieſe geſprächige Dame,
Auſſer den zwoen Trompeten von vorn und von hinten,
Die wir beim Ritter Hudibras finden,
Auch noch zwey and're Hörner hat:
Ins eine ſtößt ſie vor, ins and're nach der That;
Ins eine zu früh, ins and're zu ſpat.
Aus jenem kündigt ſie des Kaiſers groſſen Plan
Und ſeine künft'ge Siege an,
Begräbt den Haſſanbey in Helleſpont'ſchen Wellen,
Zwingt ohne Blut die Dardanellen,

Dethronisirt den Sultan ohne Scheu,
Und macht die armen Griechen frey;
Kömmt bald zurück, und treibt die Pohlen
zu Paaren;
Und wers nicht glaubt, der wird's erfahren.
Aus diesem aber meldete sie,
Kaum waret Ihr fort, Ihr wäret hie.
Nun seyd Ihr zum Unglück berühmt, und
jedermann
Gafft gern berühmte Leute an.
(So wie man ohngefähr den Vetter Pavian,
Den Isegrimm, das Murmelthier,
Die Kolibris, die weissen Raben
Nur siebt, um sie gesehn zu haben,
Und meistens blos, daß man sich rühmen
kann:
Auch ich sah das, was andre sah'n;
Denn in der That, die liebe Eigenliebe
Ist doch der Urtrieb aller Triebe.)
Daher ein Schwall von Leuten um mich her,
Die alle fragten: „ Wo ist er?
„ Ist er schon fort? — das thut mir leid!
„ Wie sieht er aus? Was trägt er für ein
„ Kleid?
„ Ist er schon alt? und viel Jahre?
„ Ist er beweibt? Hat er noch eigene Haare?

„ Was thut er jetzt? Wo iſt er hin?
„ Was hat er ſonſt vielleicht im Sinn?
„ Vergebens war er wohl nicht da?
„ Was muß das ſeyn? „ et cætera. —
Viel Ehre, wie vielleicht Ihr meint! —
Doch nur nicht ſtolz darauf, mein Freund!
Es iſt nicht alles Gold, was ſcheint.
Ich will Euch bald um dieſe Ehre bringen,
Und, wollt Ihr, oder nicht, zur tiefſten Demuth zwingen.
Wißt alſo, daß der Erſte, der da kam,
Und Eurentwegen mich in Unterſuchung nahm,
Ein Pinſler war, (denn Maler klingt zu ſchön,)
Der Luſt verrieth, ſich mit Euch abzuwägen,
Und, allem Anſehn nach, ſo mit Euch umzugehn,
Als wäret Ihr liebwertheſte Kollegen.
Kaum ſah ich ihn, ſo lag mirs ſchon im Ohre,
Als rief er aus: Anch'io son pittore!
Und ich betrog mich nicht; denn er erzählte mir,
Er hätte mehr gemalt, als Ihr,
Und noch dazu gleich ſtark in allen Klaſſen,

Das

Das müßtet Ihr wohl bleiben laſſen!
„ Zur Probe dieſe Landſchaft nur —
„ Hier ein hiſtoriſch Stück — und da ſind Poeſien —
„ Verſtehn ſie mich, das iſt Karrikatur —
„ Hier einige Kopien
„ Nach Holbein, Raphael und Denner —
Genug, genug, mein Herr, ich bin kein Kenner,
Und ihre Werke ſind zu ſchön!
Sie ſelbſt nur können ſich auf ihren Werth verſtehn.
Er gieng; und nach ihm trat ein Bakkalaur herein,
Der, für ſein glattes Kinn, in der Scienz der Weſen
Schien allbereits und ſchon nur zu gelehrt zu ſeyn.
Allein er hatte gar den Winkelmann geleſen,
Und ſprach ſo wunderſchön vom hohen Ideal,
Von Großheit, Ebenmaas und reizenden Konturen,
Von ſtiller Majeſtät der göttlichen Naturen,

Von manchem Meiſterſtück und manchem Bilderſaal,
Vom Klima Griechenlands, und griechiſchen Figuren,
Von Guido, Tintoret, Cagliari, Titian,
Als käm er friſch vom Vatikan
Aus Welſchland über Gena an.
„ Iſt Oeſer nicht mehr da?
„ Schon abgereiſt? — Ach, leider ja!
„ O weh mir! denn, ich wollt aus ſeinen Künſtleraugen
„ Gefühl von Grazie bis zur Begeiſtrung ſaugen;
„ Ich wollt„ — Hier unterbrach ich ihn geſchwind:
Mein Herr, da Sie ein Kenner ſind,
So ſehen ſie vielleicht auch unſre Gallerie?
„ Kunſtwerke hier? Was ſagen Sie? „ —
Kunſtwerke allerdings! Der Menſch erſtaunte ganz;
Lief hin und ſah den Todtentanz,
Schrieb dort in ſein Journal, was er geſehen, nieder,
Und kam zu meinem Glück nicht wieder.
Wer ſchellt? — Mamſell Klimenens Jungemagd —

Wir

Wir wollen hören, was sie sagt.
„ Zuerst ein Kompliment, und, wenn der fremde Mann,
„ Der, wie man spricht, so sauber malen kann,
„ Allhier noch anzutreffen wäre,
„ So bäten ihn Mamsell, er möchte ihr die Ehre —
Hier fiel ich ihr ins Wort:
Mein Kind, er ist schon wieder fort —
Was wollte denn Mamsell von ihm?
(Fragt ich, so halb mit Ungestüm,
Aus Gründen, die wir leichtlich fassen.)
„ Sie will — sie will sich — malen lassen „
Nun seh ich wohl das Näzel ein:
Ich sagt ihr einst, Herr Oeser malt ins Schöne,
Und dahin eben wünscht Klimene,
Wo möglich, noch gemalt zu seyn.
Denn in der That, von allen Gaben,
Die man an Mädchen lobt, und gerne pflegt zu haben,
Fehlt ihr der Schmuck des Angesichts allein —
Schon wieder jemand? Wer?
Ein guter dicker frommer Herr,
Der einst vom Augustinerorden,

Doch vom geſelligen, ein Eremit geworden,
Und hurtig vom Noviziat
Geſtiegen bis zum Priorat,
Der wacker ſeine Horas brüllt,
Und fleißig ſeinen Magen füllt,
Zur Rettung ſeiner Seele, gut
Quadrille ſpielt, und niemand Leides thut,
Und kurz ein braver Biedermann,
Der Lutheriſchen Wein ſo gut vertragen kann,
Jedoch in Zuchten und in Ehren,
Als wenn es Thränen Chriſti wären.
„ O mein! ich höre all's, es iſt ein Maler
hier,
„ Und zwar: ſo iſt er halt bei dir,
„ Herr Bruder, — Nein! Denn er iſt nim-
mer hier.
„ O mein! Da iſt es Schad dafür!
„ Da hab ich all's den heil'gen Nepomuk,
„ Sieh Brüderle, das iſt ein rares Stuck!
„ Ich habs aus Prag noch mitgenommen
„ Nur hats da einen Fleck bekommen.
„ Da wollt ich alls, für gute Wort und
Geld,
„ Der Maler hätt ſich hingeſtellt.
„ Und hätts ein wenig überſchmiert:
„ So wär es wieder renovirt! „

Jetzt

Jetzt stürmt ein Troß Stammbücher und Studenten
Herein, und fragt nach vielen Komplimenten
Kommiliton'schen Schnitts; (vielleicht nach mir! —
Beileibe nicht!) — „Ist Oeser wohl noch hier? „
Und so, von Mittag an zum Untergang der Sonne,
Empfand ich für die kurze Wonne
Von Eurem lieblichen Besuch
Den unbeliebten Nachgeruch.
Das alles habt Ihr mir nun nicht umsonst gethan!
Ich kündige deshalb Euch manche Bußen an.
Entweder sollet Ihr in zwanzig schlechte Schriften,
Jedoch mit freyer Wahl,
Vignetten ohne Zahl,
Als milde Gaben stiften.
Und wollt Ihr dieses nicht, so sollt Ihr alles das,
Was schlechtes Ihr allhier gesehn, kaspiren,

Und Geyſer mags hernach radiren,
Doch freylich nach verjüngtem Maaß.
Ich will indeß ganz züchtiglich
Auf meinem Moſer reiten,
Und Struv und Maſcov ſollen mich,
Nebſt Lünigen begleiten.
Zu guter Letzt vermelden wir,
Ich und mein kleines Steckenbier,
An Euch und Euren Pegaſus
Von beiden Seiten Gruß und Kuß.
Wir beiderſeits ſind im Vergleich
Mit eurem Muſengaul und Euch,
Zwar arm, und nur an Demuth reich,
Und ſchicken ſo uns zu Euch andern,
Wie Bileam zu Alexandern,
Und Bileams Prophetenſohn
Zum Bucephal in Macedon:
Doch lieben wir, bei unſrer Ehr
Euch ſo erſchrecklich und ſo ſehr,
Wie Menelaus die Helena,
Und Pater Schmier den Loyola;
Drum ſind wir auch mit Haut und Haar,
Bis an das letzte Jubeljahr,
Die Eurigen — uns ſoll der Ziegra hohlen! —
Und hiemit dem Apoll befohlen!

An

An den

Herrn Prof. Baldinger

in Namen seiner Zuhörer bey Uibernehmung des akademischen Rektorats.

Daß nur der Weise groß, zufrieden, reich, und frey,
Auch, wenn er will, ein Sultan, oder Dey,
Brod ihm Ambrosia, und Wasser Kapwein sey,
Ist zwar ein goldner Spruch, den aus Zenon'schen Hallen,
Nach ihrem Mittagsmahl, die weisen Knaben lallen;
Ist allenfalls auch eine Litaney,
Die Diogen, in Stolz und Lumpen eingehüllet,
Durch's Sprachror eines Schlauchs aus seinem Fasse brüllet,
Mit der selbst Epikur, bey Wasser und bey Brod,

Und

Und — bey Leontium, von fern uns andern droht;
Und die die wackern Herrn, die ihren Adam zwingen,
Seit langer Zeit uns ganz gelaßen singen.
Auch ist ein Trost, wie dieser uns,
Und jedem Stoicker, so trostreich, wie dem Duns,
Der, weil doch nun einmal im Himmel und auf Erden
Der Engel und der Mensch, durch Denken glücklich werden,
Sich, wenn er anders recht empfindt,
Weit weiser denkt, als alle Weise sind,
Und folglich auch — denn Fürst wär noch zu wenig —
Ganz schnell zum Kaiser oder König.
Nur scheint es als ob ein wenig Phantasie,
So von der stärkern Art, und ziemlich, wie man sie
In Waldheim sieht, dazu gehören dürfte,
Um Wasser, das ein Diogen,
Begnügsam, wie er war, aus seinen Händen schlürfte,
Für Trank aus Bechern anzusehn,

Um

Um, mit ein wenig Apathie,
Die quälende Maschinerie
Der Daumenschrauben zu betrachten!
Um sich, im Stier des Phalaris
So selig und so froh zu achten,
Als säße man im türkischen Paradies.
Wer einmal fühlen kann, daß Wasser Nektar wäre,
Und cynisch meint, geschimpft zu seyn, sey Ehre,
Ein Bett von Stroh sey weicher, als ein Thron,
Und Crates, wie er war, bebuckelt, ein Adon,
Und Dame Trulla schön, wie Nymphen, die sich baden,
Und schöner noch als alle Dreaden!
Auch sey, um sich mit ihr der Grillen zu entladen,
Zum Feenkabinet nichts besser, als ein Faß,
Was fehlt dem noch zum Kandidaten
Von Bedlam? Oder, was
Verhindert ihn, das Recht des Fühlens auszudehnen,
Und, wenn er mag, zu fühlen, und zu wähnen,

Er ſey von Butter oder Glas?
Uns andern iſts nicht leicht, zu mei-
nen,
Die Dinge müſſen ſo, wie wir es wollen, ſchei-
nen.
Der menſchlichen Natur ununterdrückter
Hang
Hat unſre Neigungen, wie ſichs gebührt,
entſchieden,
Und über uns, ſo wie wir ſind, hiernieden
Hat noch der Sinne mächtger Zwang,
Mit Gunſt der Herren Zenoniden,
So unumſchränkt und herriſch zu gebieten,
Daß wir einfältiglich, wie Bauer, oder
Kind,
Nie glauben froh zu ſeyn, es ſey dann,
daß wirs ſind.
Mag doch der Stoicker aus ſeiner Ta-
ſche ſpielen! —
Der Weiſe bleibt ein Menſch mit menſchlis
chen Gefühlen,
Und Meiſter Zeno hat, bey ſeinem Kopf und
Bauch,
Gefühl ſo gut, wie wir, und ſein Bedürf-
niß auch.
Ihm, uns dem Cyniker zugleich,

Spielt

Spiel mitten im Philoſophiren,
Und, wenn ſie noch ſo ſehr als Könige re-
gieren,
Natur und Neigung ihren Streich —
Und dann gehab dich wohl, ertraumtes
Königreich!
Ein jeder Trieb heiſcht ſeine Speiſe,
Und, wird der Hunger nicht geſtillt,
So hilft kein Grundſatz mehr und kein
phantaſtiſch Bild.
Don Silvio, auf ſeiner Feenreiſe,
Und ſelbſt Pedrill, der ſeinen Kuchen aß,
Iſt glücklicher, als Seneka, der Weiſe,
Beim letzten Aderlaß!
Dieß iſt das Loos, da wir hiernieden
wohnen,
Vermiſchte Luſt mit Schmerz, in Hütten und
auf Thronen,
Im Käfig Bajazeth, und im purpurnen Zelt
Sein Sieger Tamerlan, der Davus und
der Held
Wünſcht, weil ſein Schickſal ihm nicht,
wie er wünſcht, gefällt,
Zum wenigſten für ſich noch eine beßre Welt,
Und ſelbſt der eifrigſte von allen Zenoniden
Iſt nicht ſo ganz mit dem, was iſt, zufrieden.

Auch

Auch saget man, daß mancher Eremit
Noch immer denkt, er sey zufriedner einst gewesen,
Da er, als Kind, auf seinem Stecken ritt;
Als jetzt, da er, zu einem Rüstzeng auserlesen,
Als wenn er gerne thät und litt,
In einer Wüste thut und leidet,
Und züchtiglich auf seiner Tugend reitet.
Der wahre Weise spannt
Sein innigstes Bemühn auf Welt und Vaterland,
Verbannt sogar die eigennütz'gen Triebe,
So viel er nämlich kann, und sein Gesetz ist Liebe;
Thut Gutes außer sich, und ist
Vergnügt, wenn er die Welt beglücket
Und sich auch nicht dabey vergißt,
Den er zu nächst in dieser Welt erblicket.
Zuweilen lebet er zwar ein eigensinn'ger Mann,
Der immer nur den großen Plan
Des allgemeinen Wohls empfindet,
Nur dahin seine Kräfte lenkt,
Nicht an sich selbst und seine Ruhe denkt,

Und, wie man glauben kann, sich schlecht dabey befindet;
Was hilft ihm das? Ist er nicht auch ein Theil
Des großen All's, das sich um seinen Scheitel rundet?
Verkauft er so sein eignes Heil,
Daß andre die nichts thun, von seinen Thaten leben?
Und ist ihm seine Ruh für das Vergnügen feil,
Sie, die er dann entbehrt, den andern hinzugeben?
Gut, wenn er mag! — denn dies ist das Geschick.
Der Weisen freylich noch, und auch ihr ganzes Glück
Sag an, o weiser Arzt, und siehe,
Von deinem Schweiß, von aller deiner Mühe,
Was hast du für Gewinnst?
Und welches Glück belohnet dein Verdienst?
Zwar, wenn nach ihrem Tagewerk die Sonne
Dir, der du Weisheit denkst, ungern ihr Aug entzieht,

Dann früh dich denkend wieder ſieht,
So ſchwimmt dein Selbſtgefühl in Wonne,
Und deine ganze Bruſt
Iſt voll der honigſüßen Luſt
Den Morgen und die Nacht nicht mißgebraucht zu haben,
Doch, außerdem ſind auch noch andre Gaben,
Die, wie die Stoa ſagt, zwar nur der Pöbel liebt,
Die auch ſo leicht kein Glück dem Philoſophen giebt,
Und die man doch nicht ungern pflegt zu haben.
Hat Krantor Recht, den nie das Irrdiſche gerührt,
So ſind es freylich Kleinigkeiten,
Um die mir keinen Midas neiden,
Und deren Mangel doch von Ungelegenheiten
So etwas mit ſich führt.
Selbſt bey dem Weiſeſten von allen weiſen Leuten,
Die's, wenn ſie fehlen, mehr, als, wenn ſie da ſind, ſpürt;
Zum Beiſpiel, ſo ein Nichts von etlichen Talenten
In gutem Gold, und das in guten Händen,

Iſt eine Eigenſchaft, die auch den Krantor ziert,
Der ziemlich weiß, wie er ſie brauchen wollte,
Zum mindeſten, ſo gut es Midas wiſſen ſollte.
Und dieſes Gold, das der zuſammengreift,
Und hoch zu Pyramiden häuft,
Um reich und hungrig zu verderben,
Dies Gold, das Herzen lenkt, und durch die Mauern bricht,
Das hat der Philoſoph nur ſelten — oder nicht.
„ Er ſoll es alſo erben! „
So müßt' er freylich ein'ge Jahr,
Zuvor noch eh er Menſch und, und eh er Weiſe war,
Um eine reiche Frau für ſeinen Vater werden.
Doch, nächſt der Selbſtzufriedenheit,
Arzt, den wir lieben, haſt du Ehre,
Und noch in einer ſpätern Zeit
Spricht man von dir, und wünſcht: daß dieſer Mann noch wäre!
Haſt Freunde, die Dein Herz und Geiſt,
Der

Der zur Bewunderung, und das zur Liebe reißt;
Akuſtiker die viel ſich wißen,
Mit Lernbegier, zu deinen Füßen,
Von deinem Fleiß die Früchte zu genießen,
Und Schüler, die mit dem,
Was du ſie lehrſt (fürwahr nicht ein Syſtem
In leerem Hirn gebaut) an Krankenbetten,
So mit Beobachtung, ſo unerſchrocken ſtehn,
So gegenwärtig ſich, als wenn Galen
Und Aeſkulap, ſie ſelbſt belehret hätten.
Belohnung gnug für einen Mann, wie Du!
Doch nicht Erſatz genug fürs Opfer Deiner Ruh!
Der Duns im Winkel lauſcht, und ſieht Dir neidiſch zu,
Wenn Kenner, die ihn nie erhoben,
Nur Dich und Deine Werke loben,
Er nirſcht — und wird gewiß die ganze Heeresmacht
Der Pſeug'doktern ſchnell empören,
Und ſchnell iſt eine Rapſodie erdacht,
In welcher man Dir ziemlich albern ſagt,
Du ſollteſt das nicht ſeyn, was jene gerne wären,

Nun

Nun freuet sich die ganze Cheval'rie
Der Herrn von Aberwitz, und, weil die Sympathie
Sehr mächtig wirkt, so stimmt in ihre Melodie
Ein jeder Biedermann der lieber seine Seele
Im weiten Zwerchfell fühlt, als in der kleinen Höhle
Des Kopfs, wo sie nur für die Nachwelt schwitzt,
Und insgemein nicht sehr gemächlich sitzt.
Weil ferner, nach dem bittern Wahne
Der Rabner und der Luciane,
Der Stimmen Uebermacht in dieser besten Welt
Nicht allzuoft zur besten Seite fällt,
So hast du, wenn wir richtig zählen,
Gewiß von tausend Menschenseelen
Neunhundert etwa wider dich
Die nun und ihre Centurionen
Stehn wütend auf, und schrein in Cipper's rauhen Tone,
Und brüsten, wenn sie heisch sind, sich,
Als hätten sie das Lob des ganzen Publikum Hin-

Hinweggeſchwemmt mit ihren Meereswogen,
Und Dich in Lethens Fluß gelocken,
Und Dein Verdienſt, und Deinen Ruhm.
Um dieſem Schwall gemächlich auszuwei-
chen,
Und ſelbſt mit ihm freundſchaftlich fortzu-
ſchleichen,
Iſt Dir kein beßrer Rath, als folgender:
Sey dumm!
Doch, da es ſcheint, es ſey wohl eine Do-
ſe
Von Eigenſinn in manches Weiſen Kopf,
So möchte die Metamorphoſe
Des weiſen Manns in einen dummmen
Tropf
Nicht ſehr zu deiner Mine paßen.
Nicht minder wäre dir, vom Pöbel in den
Gaßen
Und dem am Schreibepult dich lobpreiſen
zu laſſen,
Die Ehre ſonders angenehm,
Auch pflegſt du ſie herzinniglich zu haßen;
Wir finden ſelbſt, ſie ſey dir unbequem.
Denn nur das Lob der Kaltſchmied, und
der Haller,
Das Lob von einer kleinen Zahl

(Kein weiser Mann verlangt den Beyfall aller)
Ist dir ein wahres Kordial.
Selbst, wenn mit ihrem Diadem Salane
Sehr weislich, wie uns dünkt, dein Haupt,
Daß du ihn Archon seyst, umlaubt,
Fröhnst du da wohl dem eiteln Wahne,
Groß wie ein kleiner Gott zu seyn?
Zwar den Senat des Helikons zu zieren,
Und seine Musen zu regieren,
Ist ziemlich viel, und Dir nicht klein,
Auch kennst du deine Pflicht — allein,
Dafern wir gut konjekturiren,
So ist es doch bey allem dem,
Ob Dich nicht wohl die Aemter minder zieren,
Als du zierst, ein wichtiges Problem.
Fürs Wohl des Musenstaates vom hohen Morgen
Bis in die Mitternacht zu sorgen,
Das heißt, als einen wicht'gen Dank
Für einen kleinen Ruhm, sechs ganzer Monden lang,
Dich selbst, dein Wollen, und dein Denken
Dem Bureau des Parnaßes schenken.

Nun ſag einmal, daß nur der Weiſe frey,
Und was er will, auch, wenn ers nicht iſt,
ſey.

Friderike

an einem Namenstage.

Ein wichtig Stück an einer ſchönen Dame,
Und faſt das Wichtigſte iſt ohne Streit
der Name,
Noch wichtiger, als Kopfputz und Friſur
Von Meiſter Beaumnot's Hand und a la
Pompadur.
Kein Putz und keine Roberonden
Verſchönern ſo Brüneten, oder Blonden
Ein büßchen ſelbſt, das man verſtohlen
zeigt,
Ein Lächeln, das auf Roſenwangen,
Wo Liebe wohnt, und Scherze ſich umfau-
gen,
Mit leiſen Zephirtritten ſchleicht,

Ein

Ein Busen', dem die Brust der stolzen Juno weicht,
Und eine Taille zum Gefallen,
Die Lilien sogar, Rubinen, und Korrallen,
Mit welchen wir, in nuce Dichtelein,
Der Damen Hals und Mund und Antlitz überstreun,
Der Hände Helfenbein,
Der Augen Feuerflammen,
Und aller andrer Reiz zusammen,
Wo man sich hängen muß, um ihm zu widerstehn,
Ist, mit Erlaubniß, kaum so schön,
Auch an der allerschönsten Dame,
Als ein süßtönender, anakreont'scher Name.
Denkt euch das schönste Weib, und nennt sie Ursula,
Gertruda, Barbara,
Brigitta, Ruth, Blandina,
Vantippelein, Sabina,
Und Hilda und Hertruda,
Und Hloka und Herfiudra,
Gaul, Geira, Radgrida,
Hod, Reginleist, Ranfrieda,
Und Maritorne — wetten wir,

Die Grazien und Amorn fliehn vor ihr!
Sanct Urſula ſey Heldin fürs Brevier,
Und Dame Trulla maz von Meiſter Hudibraßen
Sich lieben und beſingen laßen!
Uz würde ſie allein des Mannes wegen haßen!
Nun aber ſtellt euch nur
Ein Meiſterſtück der Frau Mama Natur
Im Geiſte vor, ein Jungferchen zum Mahlen,
Und ſo weit nur entfernt von hohen Idealen,
Als nöthig iſt, um etwas mehr, als ſchön,
Um reißend auszuſehn,
Ein Mädchen, das an Seel' und Leibe
Zwar keinem Götterkind und keinem Götterweibe
Vollkommen ähnlich iſt, doch in der That,
Und wahrlich nicht zu ſeinem Schaden,
Vom ganzen Nymphenvolk, und allen Dryaden,
Und jeder Göttinn etwas hat,
Der kleinen Hebe Reitz und Jugend,
Die Majeſtät der Dame Jupitrinn,
Und nur, ſo viel man ſoll, von ihrem Eigenſinn,

Dia-

Dianens Zucht und ſtrenge Tugend,
Doch ohne die Pedanterey,
Kurzum, das Frauenzimmer ſey
Der Donnerſchmidt in Konterfey,
So lange ſie noch ihre Manne treu,
Noch keuſch und züchtig war, und ohne Buhlerey;
Sie ſoll ſogar der Flügel rühren,
Und deßen Harmonie mit ihrer Stimme zieren;
Gebt ihr Geſchmack, Empfindung, Witz,
Und ihr Seele ſey der Huldgöttinnen Sitz,
Wie ihr Geſicht, und hell, wie jeder ihrer Blicke;
Damit ſie nun ganz, ganz vollkommen iſt,
Und reizender, als alles, was ihr wißt,
So nennt ſie Friderike!
Nun ſchaut mit allen euern Augen, und bekennt,
Ob ſie nicht ſchöner iſt, ſeit ihr ſie ſo genennt!
Wo halte wohl Gevatter Zevs die Sinnen!
Da er die älteſte der jungen Huldgöttinnen
Nicht Friderike nennen ließ!
Vielleicht, daß Juno ihm die Ehſtands Mine wieß,

Als er des Kindlein taufen ließ.
Zevs Dantin bebt, und kurz, wie Schans
dy zu Triſtanen,
So kam das Kind Aglaja zu dem Namen,
Der Vater wußte ſelbſt nicht, wie!
Wie aber nennen wir die zwote Cha-
ritine?
Thalia nicht, noch minder Euphroſyne;
Charlotte, Lottchen heiße ſie!
Die dritte? — Traun! daß wir ſie
nur nicht nennen,
Die wir in Baccharatia
(Geſchworen ſey's der heiligen Urſula!)
Nur zwo von dieſer Gattung kennen.

Epilog

geſprochen in Jena von Mada-me Abbt 1779.

Wer will, der [illegible] noch den letzten Ab-
ſchiedsgruß,

Und, wer nicht will, dem sag' ich, daß er muß!
Der Schönen, die nicht will, sag ich, daß sie geküsset,
Euch Philosophen, daß ihr nichts, als euren Unsinn wißet,
Dem jungen Herrn, daß er ein Pavpchen ist,
Und in Gedanken sich, wie seine Phillis, küßt.
Kurz, allen sag' ich ihre Lehren.
Wenn sie nicht meinen Abschied hören!
So höret also an! — Kein Gott machts allen Menschen recht,
Und, was der Junker lobt, darüber lacht sein Knecht:,
Daß doch sein Steckenpferd der bunte Junker reite,
Wenn er nur nicht verlangt, daß jeder ihn begleite!
Ein Ohr, daß sich beim Kannengießer spitzt,
Verdienet nicht, daß es am Menschenkopfe sitzt,
Und solche Mäulerchen, die bey Miß Sara lachen,
Sollt Jupiter zu Affenmäulern machen,
Nun stelle, Kritikus ist dir's gefällig, die
Die Logen, die du siehst und des Parterre für,
Und sage dann, ob's möglich ist, daß allen
Kaum unser Spiel und unser Scherz gefallen?

Ein bunt gemiſcht Parterr, wie Pohlens Publikum,
Halb wizig, und halb nicht, halb einſichtsvoll, halb dumm,
Ein luſtig Auditorium!
Und fertig doch, zu loben und zu tadeln?
Sprich, iſt ſein Tadel Schimpf, und kann ſein Lob uns adeln!
Nein, ſagt ein Freund, der auf den Nagel kennt,
Was unſer Publikum ſein, ſchön, und häßlich nennt,
Nein, ſagt er uns, dort könnt ihr nicht gefallen,
Und, wenn ihr auch gefällt, doch wenigſtens nicht allen.
Er lacht die Sara aus, weil es ihm ſchnackiſch deucht,
Daß man ein Lied von Tugend geigt;
Ein andrer gähnt, der bey dem Kruge lachet,
Weil ihn Miß Sara Samſon durſtig machet;
Ein dritter weint, weil ſeine Schöne weint;
(Vapeurs hat ſie vielleicht, ihr Freund,
Ein Thor iſt der, wer da nicht weint;)
Ein vierter lacht, weil ſeine Doris lacht,
Denkt, das muß ſpaßhaft ſeyn, was Doris luſtig macht,

Und in die Poſitur des Korydons gebracht t
Ein fünfter guke die Lichter an,
Und ruft dann endlich aus: Das Stuck hat einen feinen Plan!
Ein ſechſter ſpricht: Ey, das iſt ſchön;
Der Teufel ſelbſt kanns nicht verſtehn!
Noch einer ſpricht: das Ding hat Phantaſie:
Ich lobe mir Philoſophie!
Durch die erblick ich erſt, was nicht iſt, nicht geſchiehet!
Hier ſeh' ich nur, was jedes Auge ſiehet,
Was menſchlich iſt, und alle Tag' geſchiehet! —
So urtheilt jedermann nach eigener Manier,
Und wer dabey verliert, ihr Spieler, das ſeyd ihr! —
So ſprach ein Miſantrop, ein Momus, wird man ſagen;
Und man hat Recht. Denn nur ein Momus wird es wagen,
Der Welt die Wahrheit ſo zu ſagen! —
Wir ſind beſcheidener, zum Tadeln ſind wir ſtumm,
Und loben freundſchaftlich uns unſer Publikum,
Ihr, deren weiche Bruſt, zum Fühlen ausgebildet,

Der

Der Tugend Frost gesicht mit Grazien vergüldet,
Die ihr im Innersten der schönen Brust empfindt,
Was eine Karschinn schön, und Sappho reizend sind,
Euch, Männer von Geschmack, die ihr, bald Weisheit lehrt,
Und bald die tändelnde reizvolle Muse hört,
Euch, Jünglinge, zum Helikon geschaffen,
Die ihr des Pfeilgotts lose Waffen
Nur halbgefühlt, und wenn ihr sie gefühlt,
Mit seinen Pfeilen nur gespielt,
Und ihr, zum Ernst gebildete Matronen,
Auf deren Stirne doch noch Huldgöttinnen wohnen,
Ihr alle, die ihr wißt, was Witz, Vernunft, Geschmack
In einer schönen Brust vermag,
Euch, euch, zu danken, sey uns Pflicht,
Und unsern Dank faßt unser Busen nicht!
Denkt doch nur, alle Menschen spielen ihre Rollen,
Und spielen sie nie so, wie sie sie spielen sollen!

Prolog

zu Romeo und Julie

Die ihr den süßen Schmerz erwärmter Seelen fühlt,
Wenn tief in eurem Mark oft frommes Mitleid wühlt,
Aus welchem Wachs geformt, empfindungsvolle Busen,
Zur Tugend eingeweiht, und offen für die Musen,
Euch reizt das Possenspiel, das, wie der Pöbel spricht,
Und nur den Pöbel reizt, vom Karrn des Thespis nicht;
Wer, sonder Ueberdruß, Polichinellen höret,
Dem sag ich, daß sein Ohr der Menschheit Würd' entehret!
Der muß ein Skapin seyn, dem Skapins Sack gefällt!
Und nur dem Harlekin ist Harlekin ein Held!
Wenn aber Sophokles im prächtigen Kothurne,

Die Tugend, groß im Glück, noch größer an der Urne,
Mit ſtarken Zügen malt; wenn Sakſpears Muſe täuſcht,
Voltaire Wunder thut, Racine Thränen heiſcht
Dann weint der Menſchenfreund, der Redliche, der Weiſe,
Und jede Thräne fließt der Menſchlichkeit zum Preiſe.
Heut zeigt, mit Schwerdt und Gift, und aufgelöſtem Haar,
Sich euch die Schauſpielkunſt im tragiſchen Talar.
Wenn nicht mehr euer Ohr, vom Gallier bethöret,
Voll von des Britten Ton, die deutſche Muſe höret,
So höret Julien, hört, was Romeo ſpricht,
Und könnt, ihr Felſen ſeyn, ſo fühlt ſein Leiden nicht.
Könnt ihr der Menſchlichkeit noch eine Thräne zollen,
Sie wird auf Julien, und ihre Aſche rollen.
Weint dann ein ſchönes Aug' — o Beifall, der uns mehr,
Als zugeklatſchtes Lob der größten Menge wär.

Lied eines alten Croaten.

Wohl mir! ich bin ein alter Mann,
Bey mehr als achtzig schon,
Und habe manche That gethan,
Bin nie vorm Feind geflohn.
Ich war zu Peterwardein,
Heut ist es sechzig Jahr:
Da bracht ich fünf Arnauten ein,
Und einen Janitschar.
Gott tröst ihn! unser Prinz Eugen
Gab mir sechs Gulden, sprach:
Da hast du was! die laß ich sehn
Noch bis auf diesen Tag.
Am Rheinstrom giengs nichtminder scharf;
Da stand ich auf der Wacht,
Und wo der Feind die Bomben warf,
Hab, ich dazu gelacht.
Vor uns bestand der Franzmann nicht,
Der sonst die Deutschen schlug;
Der Preuße selbst, der tapfer sieht,
War uns nicht tapfer g'nug,

Als Vater Laudon gieng ins Feld,
Trug ich mein graues Haar
Ihm nach, und jeder war ein Held,
Mit welchem Laudon war.

Von Preußenbeute ſchwer, kam ich
Zu euch, ihr wißts, zurück,
Und theilte mit euch väterlich
Mein ganzes Kriegesglück.

Jetzt leb ich als ein Greis in Ruh,
Und lobe meinen Gott!
Ihr, meine Enkel, tragt mir zu
Kohl, Wein und Oel und Brod.

Und ſterb ich einſt, ſo wall' ich fort
Zu meinen Brüdern hin,
(längſt ſind ſie todt) und bitten dort
Für unſre Königinn.

Ihr Kinder ſeyd dem Kaiſer treu
Und fechtet für ſein Land:
So ſteht ihr einſt ſo froh, ſo frey,
Wie ich, am Grabes Rand.

Ha drey und dreißig ſtehen da
Croaten meines Bluts,
Zu ſterben für Thereſia,
Voll Freudigkeit und Muths.

Ein Klaglied und ein Frohlied, beyde zu ſingen für C. R. v. Gluck.

Klaglied.

Weine, meine Saite, weine!
Alles, alles um mich her
Iſt mir ſchwarz und leer,
Denn die liebe, engelreine
Marianna ſingt nicht mehr.
Weine! den in deinen Tönen
Herrſchet nicht mehr ihr Geſang,
Der die Herzen zwang,
Und den Vaterländſchen Söhnen
Tief zur warmen Seele drang.
Hier, an dieſem Saitenſpiele,
Sang ſie, meine Wonn und Zier,
Deutſches Lied mit mir,
Und die zärtlichſten Gefühle
Sangen herziglich aus ihr.
Ach! ſie iſt von mir gewichen,
Meine Liederköniginn,
Früh, zu früh dahin!
Kaum entknoſpet, ſchon verblichen,
Wie die Roſen ſchnell verblühn.
Liebſte Seele dir zu Ehren,
Sey ein jährlich Feſt geweiht,

Und zur Veilchenzeit *)
Werden, untermengt mit Zähren,
Veilchen auf dein Grab geſtreut.

Frohlied.

Todt wär ſie? — Sie lebt und geht
Mit Engeln Hand in Hand;
Des Ewgen naher Hauch durchweht
Ihr geiſtiges Gewand.
Todt wäre ſie? — Sie lebt und ſingt
Im hohen Jubelton
Ein Lied, das durch die Himmel dringt!
Vor ihres Gottes Thron.
„ Sieg über dich, o Höll, und Tod,
„ Zertreten unter mir,
„ Dir weih ich, Herr und Sieges Gott,
„ All, meine Palmen, dir!
„ Und bitt, Allergüt'ger! dich für die,
„ Die Wallenden zurück:
„ Nach ihrem Wallen führe ſie,
„ Gleich mir, zum Siegesglück.
„ Dann preiſen wir, gekrönte drey,
„ Mit Einem Munde dich,
„ Und feyern unſre Palmenweih
„ Mit Jubel ewiglich.

Riedel.

*) Maria Anna, Nichte und adoptirte Tochter des Ritters von Glück, ſtarb in der Veilchenzeit 1776

941

Ueber das

Publicum

Briefe

an einige Glieder

deſſelben

---

von

Friedrich Juſt Riedel.

Jena

bey Chriſtian Henrich Cuno 1768.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Dem Hochwürdigen und Reichs Freyhoch-
wohlgebohrnen Freyherrn

Herrn

Carl Wilhelm Joseph Adam

des Heil. Röm. Reichs Freyherrn von

Breidenbach

zu Bürresheim

Sr Churfürstl. Gnaden zu Maynz hochbetrautem
Geheimen Rathe und Statthalter zu Erfurt

meinem gnädigen Herrn

Hochwürdiger und Reichs-Freyhoch-
wohlgebohrner Herr Statthalter!

Gnädiger Herr!

Ew. Hochwürden und Gnaden auch Hoch-reichsfreyherrlichen Excellenz sey diese Schrift gewidmet, als ein Zeichen meiner unterthänigen Ehr-

furcht und einer Dankbarkeit, die keine Gränzen hat. Das Buch gehet zurück nach seinem Ursprunge; denn es ist in den glücklichen Tagen entstanden, die ich unter dem Schutze Ewr Excellenz dahin lebe.

Dies wenige, was ich bringe, lege ich zu der Menge der Opfer, die von allen rechtschaffenen Bürgern dem Schutzgotte unserer Musen, dem Wiederhersteller ihres Tempels geweiht werden. Von dieser Seite sind Hochdieselben, Gnädiger Herr, das Augenmerk von ganz Deutschland; und wenn auch der Fremdling an der Donau und an der Elbe den Wissen-

schaf

schaften Glück zu einem solchen Erhalter wünschet, was sollen wir da thun, die wir den Mäcen in der Nähe mit ehrfurchtsvollen Augen betrachten und durch die Würkungen seiner Gnade glücklich werden? Wir sollen schweigen; denn die stärksten Ausdrücke sind für unsere Empfindung zu schwach!

Durch den glänzenden Namen, welcher dieser Schrift vorgesetzt ist, wird sie für die wichtig werden, für die sie es weder durch den Inhalt, noch durch die Ausführung ist. Ich zittere aber für ihr Schicksal, wenn ich bedenke, daß der Erhabene Herr, dem sie geweiht ist, selbst die schärfsten Ein-

sichten besitzet, um über sie zu urtheilen. Ich empfehle sie Ewr Excellenz herablassenden Gnade und, wenn sie nicht ganz unwürdig derselben befunden wird, HochDero gnädigem Schutze,

Ew. Hochwürden und Gnaden

auch

Hochreichsfreyherrlichen Excellenz

Erfurt
am 24ten September
1762.

unterthäniger Diener
Friedrich Just Riedel.

Vorrede.

Ich schicke den ersten Theil von der Theorie der Künste in die Welt, um sie zu fragen, ob sie die zween folgenden lesen wollte. Noch habe ich nicht alle Stimmen

gesammelt; und bis dahin mag das Buch immer ein unvollendetes Werk bleiben.

Um unterdeßen nicht müßig zu seyn, schrieb ich diese Briefe, die zur Erläuterung, Verbeßerung und Ergänzung der allgemeinen Grundsätze der Critik im ersten Theile der Theorie dienen sollen. Vielleicht darf ich sie nicht einmahl Briefe nennen; es sind Abhandlungen, an deren Spitze ein: Mein Herr, stehet und zu welchen Herr **Bodmer** die erste Veranlaßung gab. Dieser Herr Bodmer ist nicht derjenige, welcher

cher zuerst den Geschmack aufrichtige Grundsätze bauete und die Gottschedische Schule zerstören half; nicht der Verfaßer der kritischen Abhandlungen und der Discurse der Mahler; sondern ein anderer, welcher im Jahre 1768 durch eine ungereimte Parodie des Atreus seinen schlechten politischen Schauspielen, und durch eine feuerspeyende Vorrede einigen vergeßenen Critiken der Schweizer von neuem Leser und Käufer verschaffen wollte. Die Verdienste des ersten zu ehren, ist mir eine Pflicht; aber auch sey es mir erlaubt, den Muthwillen

des letztern zuweilen durch einen neuen Muthwillen zu züchtigen, und mit ihm in seinem eigenen Tone zu reden. Will er es Rache nennen, so mag es seyn; ich nehme sie im Namen meiner Freunde, der Herren Klotz, Weiße, Schmid und anderer, denen er, ohne gegebene Veranlaßung von ihrer Seite, auf das ungesitteste begegnet.

Aus meinem Dübos hatte ich gelernet, daß der Werth einer Schrift durch die Stimme des Publicum zu entscheiden sey. Von allen Seiten tönte mir das Wort

Publi-

Publicum in die Ohren und ich hörte unſerm lieben deutſchem Publicum ſo viele wunderliche Dinge nachſagen, daß ich faſt noch wunderlichere Begriffe davon bekommen hätte. Der Eine lobt es, weil er glaubt, daß es ihn gelobt habe; der zweete tadelt es, weil es ihn nicht loben wollte; ein dritter weiß nicht, wo es iſt, und der vierte fängt an zu zweifeln, ob es auch ſey. Ich gieng aus, es zu ſuchen, und fand auf dem Wege noch allerhand Dinge, die ich nicht geſucht hatte.

Vorrede.

Es dünkte mir unbillig zu seyn, unser Publicum nach dem griechischen, römischen, oder brittischen zu beurtheilen. Bey solchen Vergleichungen müßen wir allemal verlieren, und wer berechtiget uns denn dazu, wenn der Geschmack mehrerer Nationen verschieden seyn kan, ohne daß die eine, oder die andere Unrecht hätte? Dieser Ausspruch war zu beweisen; und ich glaube den Beweis in den vier ersten Briefen geführt zu haben, zu welchen der fünfte ein Corollarium ist. Der sechste enthält einige Beyspiele aus der Geschichte der Sa-

tire

tire und Laune; und in den übrigen ist die Anwendung auf die Litteratur der Deutschen, ihre Critik, und ihr Publicum selbst. Zu den Männern, welchen diese Briefe gewidmet sind und die ich für das Publicum halte, was mich beurtheilen soll, rechne ich noch die Herren Leßing, Heyne, Dusch und andere, die ich deswegen, weil ich sie nicht nenne, von der Zahl meiner Richter nicht ausschließen will.

Vorrede.

Der Entfernung des Druckorts und der Unleserlichkeit meiner Handschrift sind die vielen Druckfehler zuzuschreiben, von welchen ich einige am Ende angezeigt habe.

Inhalt.

Inhalt.

Erſter Brief
an Herrn Weiße.

Höfliche Grobheiten für Herrn Bodmer S. 3 ff.

Ob die GeſchmacksRegeln unveränderlich ſind? S. 5 ff.

Verſchiedene Methoden, Geſetze für die Kunſt zu finden S. 7.

Ariſtoteliſche Methode S. 7.

Baumgartenſche S. 8.

Homiſche S. 8.

Auf welchem Wege man unveränderliche Regeln finden könne? S. 9.

Nicht auf dem Ariſtoteliſchen S. 9. ff.

Nicht auf dem Baumgartenſchen S. 12. ff.

(Beyläufige Vollmacht für die Aeſthetiker) S. 14.

Nicht auf dem Homiſchen S. 16.

Concluſion aus obigen Prämißen S. 17 f.

Inhalt.

Zweyter Brief

an Herrn Flögel.

Der Geſchmack iſt alſo veränderlich S. 22.

Nach der Verſchiedenheit der Nationen S. 23.

(Ideal einer Dichtkunſt für die Deutſchen) S. 26.

Nach der Verſchiedenheit der Zeiten S. 27.

Selbſt nach der Verſchiedenheit der Menſchen S. 29.

Etwas für einen gewißen Herrn Dtſch S. 31.

Beſchluß in forma. S. 32.

Dritter Brief

an Herrn Moſes Mendelsſohn.

Wer Herr Chriſtian Ziegra ſey S. 35.

Wer der Antikritikus ſey Eben daſelbſt.

Unterſuchung der Idee von der Schönheit S. 36. ff.

Die Schönheit iſt ſubjektiviſcher Natur S. 37 ff.

Faſt wie die Idee vom Guten und Böſen S. 39.

Ein jeder mag ſein Steckenpferd reiten S. 40.

Inhalt.

Dawider wird protestirt S. 41.

Und auf die Protestation geantwortet S. 42.

Der Verfaßer kömmt zu sich selbst und lenkt ein S. 45.

Er baut wieder, nachdem er eingerißen hat. S. 48.

Iam dic de tribus capellis. S. 50.

Allgemeiner Geschmack der Menschheit. S. 50 ff.

Besonderer Geschmack und besondere Regeln S. 52.

Unrichtiger Geschmack. S. 53.

Erbauliche Nutzanwendung S. 54 ff.

S. D. G. S. 60.

Vierter Brief

an Herrn Wieland.

Einige Stellen aus dem Idris und Don Sol:
vio, die der Verleger aber auch mit bezah:
len muß. S. 63 ff.

Widerlegung des Coeffeurs Beaumont S. 70 f.

Verschiedenheit des Geschmacks wegen des Un:
terschieds der Bedürfnisse S. 71.

Desgleichen in Absicht auf das sittliche Ideal S. 72.

Inhalt.

auf das Clima, S. 74.

auf die Mode, S. 75.

auf die Homogeneität, (ein Wort, welches der geneigte Leſer ſich nach Belieben erklären mag) S. 78.

auf den Endzweck S. 79.

Fragment über das Coſtume S. 80 ff.

Vademecum für gewiße Kunſtrichter S. 83.

Leben Sie wohl! S. 86.

Fünfter Brief

an Herrn Jacobi.

Laus autoris S. 89.

Tranſitus S. 91.

Von der Kunſt, ſich in fremde Ausſichten zu verſetzen Eben daſelbſt.

Der Dichter denkt ſich in fremde Länder S. 92.

in die erdichtete Welt S. 94.

(oft nur um zu ſpotten) S. 96.

Inhalt.

in würkliche Begebenheiten des Alterthums S. 97.
in fremde Sentimens Eben daſelbſt.
in die Nachwelt S. 99.
Ihr Kunſtrichter gehet hin und thuet desglei-
chen! S. 100 ff.

Sechſter Brief

an den Herrn GeheimenRath Kloß.

Beweiß, daß der Verfaſſer auch reimen könne S. 107.
GeſchichtsKlitterung der Satire. S. 108.
Sokratiſche Laune S. 111.
Diogenes Eben daſelbſt.
Ariſtipp S. 112.
Petronius S. 113.
Apulejus)
Lucian) S. 114.
Julian)
Doctor Rabelais S. 115.

Inhalt.

Cervantes	S. 116.
Freund Buttler	S. 117.
Decanus Swift	S. 118.
Steckenpferd Sterne	Eben daselbst.
Fielding	S. 119.
Hans Lafontäne	S. 120.
Voltäre	Eben daselbst.
Liscow, Rabener, Wieland, Möser, von Thümmel, Hermes	S. 121.
Moscherosch	S. 122.
Schupp, Seelsorger zu Hamburg,	S. 123.
Zwote Art der Satire	Eben daselbst.
Lucilius, Horaz, Persius.	Eben daselbst.
Juvenal	S. 124.
Boileau	Eben daselbst.
Regnier	S. 125.
Pope und Churchill	Eben daselbst.

Inhalt.

Rachel, Canitz, Haller, Löwen und die Epigrammatiſten, alle im Torſo S. 126.

Dritte Gattung der Satire. S. 127.

Homer Eben daſelbſt.

Taſſoni S. 128.

Boileau S. 129.

Pope, Zachariä, Duſch Eben daſelbſt.

Vierte Gattung der Satire Eben daſelbſt.

Kurze Defenſion des Inquiſiten Ariſtophanes S. 130.

Seitenblick auf den Menander S. 131.

Plautus und Terenz S. 132.

Moliere, Shakſpear u. ſ. w. S. 133.

Vertheidigung Hanswurſts, Groſvater Scapins und Vetter Falſtaffs S. 134.

Gellert, Schlegel, Weiße, Leßing, Löwen Eben daſ.

Inhalt.

Siebenter Brief

an den Herrn Hofrath Käſtner.

Aelteſter Zuſtand der deutſchen Dichtkunſt S. 139. ff.

Minneſinger . S. 145.

Meiſterſänger S. 147.

Eine ausgeſtrichene Stelle von den Kirchenliedern S. 148.

Opitz S. 149.

Gryphius, Riſt, Flemming, Tſcherning S. 150.

Hofmannswaldau Eben daſelbſt.

Mühlpfort, Lohenſtein S. 151.

Fruchtbringende Geſellſchaft und andere S. 153.

Weiſe, Talander, Menantes Eben daſelbſt.

Rachel, Logau, Wernicke, Caniz, Günther S. 154.

Morhof, Menke, Neumeiſter, Neukirch,

Pietſch,

Inhalt.

Pietsch, Richey, Wichmann, Brokes S. 155.

Beßer, König S. 156.

Bodmers erster Auftritt. S. 157.

desgleichen Gottscheds S. 158.

Husarenkrieg Gottscheds Hallbauers und Fabricius unter einander Eben daselbst.

Haller und Hagedorn S. 159.

Fernere Bemühungen der Schweizer Eben daselbst.

Bruch zwischen ihnen und Gottscheden S. 160.

Gelegenheiten dazu S. 161.

Belustigung des B. und W. S. 162.

Satiren von Rost und Liscow. S. 163.

Gottscheds Fall. S. 164.

Lange, Gleim und Uz S. 165.

Klop-

Inhalt.

Klopstock	Eben daselbst
Dichter, die zu keiner Sekte gehören	S. 166.
Wielands Genie wird gepriesen	S. 167.
Baumgartensche LitteraturSchule	S. 168.
Eine Lücke im Mscrpte	S. 169.
Und hiermit Gott befohlen!	S. 170

Achter Brief

an Herrn Nicolai.

Der Verfaßer lobt sich ein wenig	S. 173.
Quellen, aus welchen der Zustand der Litteratur zu bestimmen.	S. 174.
Meßcatalogus	S. 175.
das Mechanische der Buchhandlung	S. 176.

die

Inhalt.

die Journale — Eben daſelbſt.

Erzählung eines Chineſers von Deutſchland — S. 177.

Feyerlicher Beſchluß — 188.

Neunter Brief

an den Herrn Canonicus Gleim.

Eingangs Schwärmereyen — S. 191.

Text zu der Predigt — S. 192.

Die Predigt ſelbſt, in welcher vorgeſtellt werden die Kunſtrichter von der guten und von der böſen Seite. — S. 194.

Nutzanwendung, enthaltend das Ideal eines vollkommenen Kunſtrichters — S. 207.

Zehn-

Inhalt.

Zehenter Brief

an den Herrn GeheimenHofrath von Thümmel.

Betrachtungen über das Publicum,	S. 214.
wo es nicht iſt	S. 215.
und wo es iſt	Eben daſelbſt.
Corollaria	S. 225 ff.

Erſter

Erſter Brief

an den Herrn KreisSteuereinnehmer

Weiße.

Erſter Brief
an den Herrn KreisSteuereinnehmer
Weiße.

Freylich, mein theuerſter Freund, hat Sie der alte Vater Bodmer mit einer ſchönen Parodie auf Ihren Atreus beehret; und wenn er Sie dadurch nicht gebeſſert hat, ſo ſind Sie und wir alle ihm doch immer vielen Dank ſchuldig für das Vergnügen, das uns ſein kritiſcher Schwanengeſang und ſeine politiſche Schauſpiele verſchaffen. Noch einmahl vor ſeinem Ende ſtößt der Patriarch in die kriegeriſche Tuba, und überzeugt uns, wie durch ſeine Calliope, daß es ein gewiſſes Alter giebt, in welchen uns die Muſen und Grazien verlaſſen; ſelbſt Kritika verläßt ihn, die Göttin, der er nun ein halbes Jahrhundert hindurch gedient hat. Doch vielleicht hat er dieſen Ausritt auf Sie, auf Klotzen, auf Leſſingen, auf Nicolain,

colain, auf Uzen, auf Gerstenbergen und, der ich der geringste unter ihnen bin, auch auf mich nur deßwegen versuchet, um sein kritisch Jubelfest desto feyerlicher zu begehen; denn eben sind es funfzig Jahr, da er zuerst in das Publicum hervortrat und, welches wir auch merken wollen, weit jünger war, als wir, deren Jugend er jetzt verachtet. Mag doch ein Mann, der sein Ehejubiläum erlebt hat, sich immer freuen und an den Tag seiner Hochzeit gedenken! Und mag doch der Altvater Johann Jacob Bodmer sich an die Zeiten erinnern, da er der Kunstrichter nach der Mode war, und in die kritische Wuth zurücktaumeln! Gern gönn ich ihm seine Kurzweil und wünsche ihm Glück, daß die Grazie, von welcher ich einmahl gesprochen habe, für ihn Memento Mori ist, wie ein schönes Weib für St. Hilarion. Aber das soll er uns auch gönnen, daß wir von seinem Buche für die etliche Groschen, die es uns gekostet hat, die beste Nutzung ziehen und uns über die lustige Positur recht satt lachen, in der er sich noch in seinem siebzigsten Jahre vor der ehrbaren Welt gezeigt hat *). Doch nicht immer lachen wollen wir; in einer gewissen

*) Herr Bodmer hat große Lust noch einmal eine Lanze zu brechen, und wünscht sehr, daß Herr Weiße sich mit ihm einlassen soll. Schon vor fünf Jahren schickte er diesen über die scherzhaften und Amazonenlieder etliche erbauliche Pasquinaden zu, die er in die Zürcher freyen Urtheile hatte einrücken

gewißen ernſthaften Laune, die mich nur zu oft anwandelt, ſuche ich auch bey dem lächerlichen Buche etwas ernſthaftes zu denken; und auch in den Feldzügen des Herrn **Bodmers** bemühe ich mich, etwas zu finden, wobey ich philoſophiren kan. Wir werden ſehen!

„Wir ſollen glauben, ſagt der Vorredner zum „ſchweizeriſchen Archive, daß es Schönheiten gebe, „welche nur der Nation, und des Ortes, und der Zeiten, eben ſo veränderlich als die Laune und der Gefallen des Publicums ſind; die Geſetze der Schönheit „ſollen nicht gleich alt mit den Sachen ſeyn, ſie ſollen „die Geſetze unſerer Welt, unſerer Sprache, unſerer „Philoſophie ſeyn; die **jüngſten** Schönheiten, ſo wie „dieſe Kunſtlehrer ſelbſt die **jüngſten** Kunſtlehrer „ſind.„

rücken laßen. Und jetzt laufen noch in Berlin und Leipzig eine Anzahl politiſcher Schauſpiele von ihm nebſt einer Vorrede wider Hrn. **Weiße** herum, die keinen Verleger finden können. — Der gute alte Mann thut, als ob die ganze Schweitz mit ihm ziehe; glaubwürdige Nachrichten aber verſichern mich, daß er allein ſey und allein bleiben werde. Verſchiedene ſeiner ehemaligen **Buſems-Freunde** werden nur durch das Andenken der vorigen Freundſchaft abgehalten, daß ſie ſich nicht öffentlich wider ihn erklären.

Herr Schmid, wider den eigentlich dieſe Stelle gerichtet iſt, mag ſich ſelbſt vertheidigen; auch mir gefällt es nicht, daß er eine Dichtkunſt nach den neueſten Grundſätzen und nach angenommenen Urtheilen geſchrieben hat. Die neueſten Grundſätze ſind nicht immer die beſten; und bey der jetzigen Lage unſers Publici, welches durch Kunſtrichter von verſchiednen Stimmen zerrüttet wird, iſt es ſchwer zu entſcheiden, welche Urtheile eigentlich die angenommenen ſind. Allein den übrigen deutſchen Schriftſtellern thut der Archivar ſehr unrecht, wenn er ſie einer Meinung beſchuldiget, von welcher ſie würklich das Gegentheil lehren. Dies lehrt Herder, der immer die neuern Dichter neben die Alten hinſtellt und mit ihnen vergleicht; dies lehren die Verfaſſer der LitteraturBriefe, der beyden Bibliotheken zu Leipzig und Berlin: und Herr Klotz, oder wer es auch ſeyn mag, ſchreibt ausdrücklich: „Die „Regeln der Schönheit ſind unveränderlich, und „ihre Geſetze ſo alt, wie die Welt.„ *) Auch ich, wenn eine ſolche Geſellſchaft für mich nicht zu vornehm iſt, behauptete ſonſt, der gute Geſchmack könnte nicht beſſer beſchrieben werden, als wenn man ſagte, er ſey der Geſchmack der Alten und derjenigen unter den neuern, welche den alten am nächſten kommen. **) Nur heute bin ich ſo eigenſinnig, daß ich die Sache nicht für ſogar ausgemacht halte und es wage,

halb

*) deutſche Bibl. 1 St. S. 2.

**) Theorie 1 Th. S. 404.

halb ſcoptiſch einen Punkt zu unterſuchen, von welchem der Archivar glauben wird, daß er keiner Unterſuchung mehr bedürfte. Sind die Ideen der Schönheit würklich durchaus einerley? Ihre Geſetze ſo allgemein, wie die Regeln der Logik und wie die Geſetze der Bewegung? Der gute Geſchmack, iſt er immer eben derſelbe? Oder kan es vielleicht ſeyn, daß zwo Perſonen über die Schönheit einer einzigen Sache verſchiedentlich urtheilen und beyde Recht haben?

Durch einen Machtſpruch will ich die Sache nicht entſcheiden; vielleicht iſt es ein Vorurtheil, wenn ich den Gedanken nicht fortſchaffen kan, daß nicht alle Geſetze der Schönheit unveränderlich ſind. Welche ſollen es ſeyn?

Der erſte Geſetzgeber der Kunſt betrachtete ein einzelnes Werk, welches von ganz Griechenland mit Recht bewundert wurde. Er zergliederte den ganzen Bau, die Anlage, die Oekonomie des Stücks und endlich die einzelnen Glieder; jede Bemerkung, die er machte, wird ihm eine Regel, die vielleicht, vielleicht auch nicht, der Dichter im Sinne gehabt hatte und ſo entſtand ein Geſezbuch für die Epopäe und für das Drama, welches noch jetzt der Grund iſt, auf welchen die bewährteſten Kunſtlehrer ihre Gebäude aufführen. So haben Boſſü und Hedelin die Mechanik des Heldengedichts und des Theaters erklärt und ihre Regeln ſo deut-

lich gemacht, ſo gründlich erwieſen, daß man ein Pyrrho ſeyn muß, um an ihrer Gültigkeit und Allgemeinheit zu zweifeln.

Ein zweeter that noch mehr; was jene nur aus einzelnen Kunſtwerken geſchloßen, durch einzelne Beyſpiele erläutert hatten, das ſuchte er aus dem Weſen der Schönheit und aus den Begriffen der Kunſtwerke im allgemeinen zu demonſtriren, wie man es demonſtrirt, daß ein Schluß nicht vier Füße haben ſoll. Nun war man im Stande, den Horaz aus Definitionen zu beurtheilen; man lernte ſchöne Regeln von dem Reichthume, von der Größe, von der Wahrſcheinlichkeit, von der Lebhaftigkeit, von der Gewisheit, von dem ſinnlichen Leben der Erkenntniß, und aab der Einbildungskraft, dem Witze, dem Scharfſinne, der Dichtungskraft eine Menge von bündigen Geſetzen, alle ſo ſcharf erwieſen, wie die Theoreme des Euclides, und mit Exempeln erläutert, die man aus Geßners Theſaurus geborgt hatte.

Unterdeſſen hatten einige milzſüchtige Engelländer, denen es, die Wahrheit zu ſagen, nicht an Geſchmack fehlte, die aber viel zu brittiſch dachten, um demonſtrativiſch zu denken, die Werke der Alten und Neuern mit vieler Empfindung geleſen, und aus dem Eindrucke, den ein Gedanke in ihre Seele machte, auf ſeine Schönheit geſchloßen. Sie ſammelten ihre Bemerkungen und

ſo

ſo entſtanden neue Lehrbücher, die freylich ſo allgemein nicht waren, wie unſere Aeſthetiken, in welcher aber doch einige eigenſinnige Leute manches gefunden zu haben vorgeben, was ſie im Boſſü und d'Aubignac, im Breitinger und im Gottſched, im Baumgarten und im Meier vergeblich geſucht hatten.

Um der Sache ein Ende zu machen, will ich einmahl kürzer reden; es ſind dreyerley Wege, nach welchen man Regeln für die Kunſt feſtſetzen kan, der **Ariſtoteliſche**, der **Baumgartenſche** und der **Homiſche**. Der Griechiſche Kunſtlehrer nimmt ſeine Geſetze aus dem Werke des Meiſters; der Deutſche aus der Definition; und der Brittiſche aus der Empfindung. Auf welchem Wege werden wir nun diejenigen Regeln der Schönheit antreffen, die völlig allgemein, nothwendig, unveränderlich und ſo alt als die Welt ſind?

Gewis nicht auf dem **Ariſtoteliſchen**. — Wenn der Kunſtlehrer aus der Iliade die Regeln aufblättert, nach welchen Homer gedichtet hat, für wen ſollen dieſe Regeln Geſetze ſeyn? Für **Milton**, für **Klopſtok**, für **Camoens**, für **Voltaire**? Nicht alſo! Nur der iſt verbunden, nach homeriſchen Regeln zu denken, der uns eine neue Iliade, oder ein Gedicht nach den Regeln der Iliade verſpricht. Ein anderer, der Genug iſt, ſich eine neue Laufbahn zu eröfnen, wird dadurch auch ſein eigner Geſetzgeber und ſchüttelt die

Feßeln ohne Mühe ab, die ihm Ariſtoteles, Voſſii und Curtius anlegen möchten. Iſt ein Garten wohl tadelhaft, wohl minder ſchön, weil er nicht iſt, wie die hängenden Gärten der Semiramis? Ein Tempel weniger prächtig, weil der Riß dazu nicht von dem Tempel der Diana zu Epheſus aufgenommen iſt? Und ſolten wir ein Gedicht deswegen ausſtreichen, weil es nicht nach den Regeln des Stagiriten, das heiſt, nach dem Muſter der Iliade geformt iſt? Geſetze, die aus Einem Werke abgezogen ſind, gelten nur von dieſem Werke, oder von einem andern, deſſen Verfaßer ausdrücklich den Zweck hat, das erſte nachzubilden; und ein Kunſtrichter, der nach ſo einſeitigen Regeln allerley Werke beurtheilt, lehrt uns mehr die Kunſt den Homer nachzuahmen, als die Natur. Homers Gedichte werden immer ſchön bleiben; aber andern wollen wir dieſe Eigenſchaft deswegen nicht abſprechen, weil ſie nicht nach eben dem Plane gebildet ſind. Dieſer Weg, aus Einem Gedichte Regeln für die Gattung zu ſchöpfen, iſt noch mit drey andern Beſchwerlichkeiten verknüpft. Fürs erſte ſuchen dergleichen Regeln faſt immer zuſehr ins Detail und man macht oft etwas zu einem allgemeinen Geſetze, was nur eine beſondere Wendung des erſten iſt. Es iſt ſicher, daß in jeder Tragödie eine Peripetie ſeyn muß; wer ſagt mir aber, daß dieſe Peripetie nothwendig in einer Wiedererkänntniß gegründet ſeyn müſſe? Ariſtoteles ſagt es, wie er es in ſeinem Sophocles beobachtet hatte. Er hat recht: wenn ich ein Drama, wie So-

phocles machen will, das heiſt ein ſolches, in welchem eine Wiedererkänntniß ſtatt findet, ſo muß — dieſe Wiedererkänntniß ſtatt finden; und folglich wird die ganze Regel identiſch. Kan ich aber nun einen Dichter verdammen, der nur ein Trauerſpiel giebt, in welchem keine Wiedererkänntniß iſt? — Fürs zweyte wie leicht iſt es bey einigem Enthuſiasmus, den man für ſeinen Autor haben mag, einen Fehler für eine Schönheit anzuſehen und ihm ſelbſt eine Stelle unter den abſtrahirten Regeln einzuräumen? Wie mancher, der in gewißen Oden es wahrgenommen hat, daß der Verſtand aus einer Strophe in die andere fortgeſchreiten wird, denkt hernach, dies ſey eine nothwendige Schönheit einer horaziſchen Ode! So iſt es dem guten Homer gegangen! Zuweilen ſchlummerte der Altvater auch; aber die andächtige Nachwelt ſammelte ſeine Fehler, canoniſirte ſie und hob ſie, wie Reliquien, auf. Wenn er zuweilen, oder vielmehr oft, ſeine Gleichniße zu ſehr ausbildet, wenn ihn ſeine Phantaſie ganz vom Vergleichungs-Punkte hinweg und zu Schilderungen verführt, die ſchön ſind, aber hierher nicht gehören; ſo kommt noch einige tauſend Jahr nach ſeinem Tode ein Breitinger, weißt uns an, dieſe ausſchweifenden Gleichniße ſchön zu finden, und belehrt uns, um nur zu dichten wie Homer, mit ihm zu fehlen. Fürs dritte verhindern dergleichen abſtrahirte Regeln den Originalflug des Genies; der arme Dichter kriecht unter dem Joche fort, wird einge-

ſchränkt,

ſchränkt, durch den Gängelwagen des Stagiriten oder ſeines Urbilds geleitet, und iſt nie das, was er ſeyn konnte. Nie wird er Original und alle Ehre, die er erjagen kan, iſt die, gut nachgeahmt zu haben.

Ja Freund! wer glücklich dich copirt,
Iſt ein Original.

So hat, glaub ich, Herr Löwen einmahl epigrammatiſirt; und mit Recht warf man ihm die Falſchheit des Gedankens vor. Immer Copiſt muß ein Dichter ſeyn, der immer den Zuſchnitt eines andern bey dem ſeinigen vor Augen hat und welchem ein jeder Schritt ſeines Vorgängers eine Regel iſt. Eine nothwendige Folge, aus der Ueberredung, als wenn ſolche Regeln, die bloß aus der Praxis eines Meiſters beſtätiget ſind, allgemein wären! Wo finden wir denn nun die allgemeinen, die ewigen, die unveränderlichen Geſetze der Schönheit, alt wie die Welt und folglich noch ein bißgen älter als Vater Bodmer?

Nicht auf dem Baumgartenſchen Wege. Das wäre nun freylich eine vortrefliche Sache, wenn es angienge, Schönheit wie Wahrheit zu definiren, eine Ode, wie einen Sorites, die Epopäe, wie eine Diſputation zu behandeln und aus dem gegebenen Begriffe eines Kunſtwerks durch eine Reihe von unumſtößlichen Schlüßen die Regeln zu folgern, nach welchen die Theile zu entwerfen, zu ordnen und das Ganze

ge einzurichten iſt. Aber wo iſt dieſer allgemeine Begrif der Schönheit? Und woher eine vollſtändige Definition der Tragödie, des Luſtſpiels, der Epopäe, der Ode? Die Schönheit iſt würklich ein ἀρρητον welches mehr empfunden als gelehrt wird *). Da ſie bloß aus dem Eindruck zu beurtheilen iſt, den ein Gegenſtand auf unſere Sinne und in unſere Phantaſie macht, da dieſer Eindruck nach der verſchiedenen Receptivität des empfindenden Weſens verſchieden ſeyn kan; wer will mir dasjenige eigentlich beſtimmen, was an der Schönheit objektiviſch iſt? Denn dies müſte man beſtimmen, um ſie vollſtändig zu definiren. Einen Nominal-Begrif zu finden, dies iſt keine Kunſt; aber eine hervriſtiſche Idee, die mir das ganze Weſen der Schönheit vor Augen legt? eine Fundgrube, in welcher man alle Regeln für die Kunſt graben kan? Wer ſie finden wird, der ſoll meinetwegen die Phyllis allein haben. — Schwankend und unzulänglich ſind die meiſten Betrachtungen, welche unſere Aeſthetiker über die Beſtandtheile der Schönheit angeſtellt haben; und oft dreht ſich der definirende Kunſtlehrer in einem ewigen Cirkel herum und kommt immer in ſeine erſten Zuſtapfen zurück. So iſt es ihm in der Abhandlung über den ſogenannten äſthetiſchen Reichthum gegangen. Ein jeder Gegenſtand der ſchönen Erkänntniß ſoll einen objektiviſchen Reichthum haben — und wenn hat er dieſen? —

Wenn

*) quod dici, ſed non intelligi poteſt.

Wenn er in den äſthetiſchen Horizont gehöret; und der äſthetiſche Horizont iſt der Innbegrif aller Gegenſtände des ſchönen Denkens. Gut nun weiß ich alſo, was ich vorher wuſte, die unerhörte Wahrheit: Ein jeder Gegenſtand der ſchönen Erkänntniß muß ein Gegenſtand des ſchönen Denkens ſeyn. — Vielleicht aber iſt der Aeſthetiker dann glücklicher, wenn es darauf ankommt, von einer beſondern Gattung der Kunſt, wie von der Epopée, einen Begrif zu bilden und aus dieſem die Regeln derſelben herzuleiten; wenigſtens Herr Meier hat in dieſem Fache Verſuche angeſtellt, *) von welchen einige behaupten wollen, daß ſie nicht unglücklich gerathen ſind. Es ſey! nur bitte ich mir eine kleine Nachricht von der EntſtehungsArt dieſer Begriffe aus, woher und wie ſie wohl ohngefehr wären gebildet worden. Vielleicht ſind ſie ganz willkührlich gemacht, wie etwa die Gerſtenbergiſche Idee vom Liede in den ſchleswigiſchen Briefen, wie verſchiedene Träume des Herrn Herders, wie der Begrif des Herrn M. Schmids von der Epopée und wie faſt alle Definitionen, die ſich aus den vermiſchten Ausdünſtungen des Kunſtrichters und des Philoſophen zuſammen geballt haben. In dieſem Falle überlaße ich und cedire dem Kunſtlehrer ſeinen Begrif, nebſt allen Pertinenzſtücken und daraus folgenden Regeln und Befugniſſen, als ſein völliges Eigenthum, für ihn und für ſeine Erben; doch mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß er ſich

*) In ſeiner Beurtheilung der Gottſchediſchen Dichtkunſt.

ſich nicht erfreche, jemahls nach ſeinen ſelbſt erfunde-nen Regeln irgend ein Werk der Kunſt, welches ſchon vorhanden iſt, zu beurtheilen, oder zu verlangen, daß irgend ein Künſtler und Dichter ſo willkührlichen Ge-ſetzen in der Anlage und Ausbildung ſeiner Werke un-terworfen ſey. Dafür ſoll es dickberührtem Kunſtleh-rer hingegen verſtattet ſeyn, nach ſeinem eigenen Plane ſoviele und ſo mancherley Werke, als er ſelbſt will, zu verfertigen, durch ſeine Schüler, oder durch irgend eine deutſche Geſellſchaft verfertigen zu laßen, und die-ſen Produkten Namen zu geben, wie er es ſelbſt für gut hält. — Ernſthaft geſprochen, aus willkührlichen Begriffen folgen nur willkührliche Regeln, die nur für den eine Verbindlichkeit haben, der jene Begriffe als wahr annimmt. — Vielleicht aber ſind dieſe Defini-tionen, um nicht willkührlich zu ſeyn, allzuſklaviſch gebildet und bloß aus ſolchen Kunſtwerken, die ſchon vorhanden ſind, abſtrahirt; von dieſen gilt alles, was ich vorher von der ariſtoteliſchen Denkart in der Kunſt-theorie geſagt habe. Vielleicht endlich ſind ſie durch die natürliche Empfindung des Schönen und durch den guten Geſchmack ſelbſt geformt und realiſirt worden; dieſe möchten wohl vom größten Gewichte ſeyn; ich werde ſie genauer unterſuchen und dieſe Unterſuchung führt mich auf die Methode der Engelländer, in Wer-ken der Kunſt zu beobachten und Beobachtung in Theorie zu verwandeln.

Die homiſche Denkart (ſo nenne ich ſie vorzugsweiſe, weil der Lord Kayn unter den poetiſchen Beobachtern der vornehmſte iſt) hat vor allen andern ſehr viele Vorurtheile. Man ſtudirt mehr das menſchliche Herz mit ſeinen mannigfaltigen Wendungen und Abänderungen; man ſchlißt die Empfindung auf und verfolgt ihre Spur bis auf die innerſten Schlupfwinkel; man lernt derſelben ihr Verfahren ab und unſere Mühe wird durch eine Menge von Bemerkungen belohnet, die nicht für den Kritiker allein, die auch für den Künſtler ſelbſt reelle und charakteriſtiſche Regeln ſind. Aber auch allgemeine? Sollten ſie völlig allgemein ſeyn, ſo müſſen alle Menſchen einerley Empfindung haben, alle Eine Anſicht, Eine Denkart, und alle die Gegenſtände von Einer und eben derſelben Seite betrachten und von ihren Gegenſtänden einerley Eindrücke fühlen. Und dieſer Bedingung widerſpricht die Erfahrung gerade zu. Oft gefällt Einem dies, und mißfällt dem andern. Hat dieſer deswegen Unrecht? Oder jener? Oder können Sie nicht beyde Recht haben. Im Fache der Schönheit iſt es nicht wie im Fache der Wahrheit, wo unter zwo entgegengeſetzten Urtheilen nur Eines wahr, das andere falſch ſeyn muß. Für mich iſt das ſchön, was mir gefällt. Mißfällt es einem andern, ſo ſey es immer für ihn häßlich. Ich

laße

laße ihm ſeine Empfindung; er ſoll mir die meinige laßen. Mag doch einer immer auf ſeinem Steckenpferde ruhig durch alle Gaſſen forttraben, wenn er nur nicht verlangt, daß wir hinten auf ſitzen ſollen. — Es gehet dem geiſtigen Geſchmacke, wie der äußern Empfindung; wir wollen dem Engelländer ſein Roſtbeef und dem Franzoſen ſeine Suppe gönnen; ſie ſollen nur nicht verlangen, daß wir immer mit eßen. Bey ſeinem Roſtbeef lieſt der eine das verlohrne Paradies und ſpottet der Henriade, die der andere bey ſeinem Bouillon für zwanzig Miltons nicht vertauſchen würde. Wir wollen alſo immer poetiſche Skoptiker werden, und eine jede Beobachtung, die der Geſchmack erzeugt hat, ſo lange für einſeitig, für particulär halten, biß ſie durch die Einſtimmung des Publici zu verſchiedenen Zeiten und an verſchiedenen Orten iſt beſtätigt worden. Viele Stellen, die Home getadelt hat, werden von andern gelobt, die dafür manche Wendung aus dem Shakſpear hinwegwünſchen, aus welcher Home eine Regel macht.

So, dächt ich, irrte man doch wohl nicht, wenn man wenigſtens von vielen Regeln der Kunſt und beſonders der Poeſie ſagte, daß ſie nicht völlig allgemein

ſind; nicht allgemein in Rückſicht auf den empfindenden Menſchen und ſelbſt nicht allgemein in Anſehung ihrer eigenen Ausdehnung, weil, wie ſchon Herr Leßing bemerkt, eine jede derſelben ihre Ausnahme leidet, die der gute Geſchmack zu beſtimmen hat. Aber welche ſind nun allgemein? welche nicht? — Ueber dieſe Fragen iſt bey mir ein Ding entſtanden, welches ich gerne ein Syſtem hier nennen möchte. Ihnen mein theureſter Freund, mag ich es nicht vorplaudern; ich habe vielleicht Ihre Gedult ſchon ermüdet. Lieber will ich mich davon mit einem Paar Philoſophen beſprechen. Trotz allen Parodien und politiſchen Schauſpielen. Leben Sie wohl!

Zweeter Brief

an Herrn

Flögel.

Zweeter Brief
an Herrn
Flögel.

Nein! mein vortreflicher Freund! die Collectanea, von denen Sie mir schreiben, hätten Sie nicht verbrennen sollen. Mit Ihrer Erfindungskunst und mit Ihrer Geschichte des menschlichen Verstandes hatten Sie uns ein Recht gegeben, alles von Ihnen zu fordern, was nur noch in einem Felde zu erobern ist, in welchem schon so viele Eroberungen gemacht sind. Sie würden uns in einer Theorie den schönen Künste gleichsam den Commentar oder den Pendant zu Ihrer Geschichte des menschlichen Verstandes gegeben und die Geschichte des Geschmacks durch alle Nationen, durch alle Jahrhunderte fortgeführt haben; vielleicht wäre

meine LieblingsGrille von der Veränderlichkeit der Kunstregeln dadurch entweder erstickt worden, oder zur Reife gediehen. Laßen Sie mich immer ein wenig von diesen Träumereyen mit Ihnen plaudern! Die Sache gehört eben für Ihr Forum.

Die Bürgerlichen Gesetze, sagt Montesquieu, sollen nach dem Clima gebogen werden, nach dem Geist des Jahrhunderts, nach dem NationalCharakter und überhaupt nach den Umständen, unter welchen man sie giebt. Sollte es nicht mit den Gesetzen der Schönheit eine ähnliche Bewandniß haben? Ohne Zweifel, wenn es nur einmahl ausgemacht wäre, daß selbst der gute Geschmack veränderlich und nicht immer eben derselbe ist, oder, daß mehrere widersprechende Urtheile von der Schönheit und Häßlichkeit zugleich wahr seyn können. Ich will die Erfahrung fragen; was antwortet sie?

Gottsched schrieb eine kritische Dichtkunst für die Deutschen. Warum nur für die Deutschen, sagten einige, als wenn der deutsche Poet ein anderes Geschöpf wäre, als der Griechische. — Gottsched verstand die Critik und bey der neuen Ausgabe ließ er den Zusatz hinweg. Solte er es thun? So hätte würklich Marmontel keine Poetik für die Franzosen schreiben dürfen. Ich denke doch, ein jedes Volk hat Nationalquellen, aus welchen die Urtheile fließen, die von

ihm

ihm über das Schöne und Gute gefällt werden. Dort würde ich also suchen und aus diesen die nothwendigen Regeln für den Kunstrichter und für den Poeten hervorhohlen. Und so entsteht in mir ganz natürlich die Idee zu einer Dichtkunst für meine lieben Landsleute, die Deutschen.

Ganze Nationen widersprechen einander in den Urtheilen des Geschmacks und der Empfindung des Guten und Schönen. Die Römer wunderten sich, oder spotteten, wenn sie hörten, daß Epaminondes mit Fleiß die Musik gelernt, zierlich getanzt und künstlich auf der Flöte gespielt habe. Aber, setzt der Schriftsteller hinzu, diese Herren, die den Charakter der Griechen zu wenig kennen und alle andere nach sich beurtheilen, sollten wißen, daß nicht einerley allen gefällt und daß bey der Beurtheilung des Wohlstandes und ähnlicher Dinge viel auf die Gewohnheit und auf die hergebrachte Sitte ankömmt. Cimon konnte immer seine leibliche Schwester zur Frau haben; können wir es? Die Knabenliebe war in Griechenland nichts schändliches; bey uns auch? Eine Witbe von Stande durfte in Sparta auf das Theater treten und eine Rolle spielen; darf sie es jetzt?

Wie die Principien des Wohlstandes, so veränderlich sind auch die Urtheile in Sachen, die Schönheit betreffend. Wenn Buttler von Caldaunen, vom

Schwanze der Justiz und von andern Dingen spricht, die ich nicht nennen mag; so hat er wohl gethan, da es für Engelländer schrieb, die dergleichen natürliche Dinge nicht für schändlich halten. Da aber einer meiner Kunstrichter es tadelte, daß ich in einer deutschen Theorie dergleichen Beyspiele angeführt habe; so gab ich ihm recht und sogleich durchstrich ich in meinem Exemplare die getadelten Stellen. Der orientalische Dichter wagt kühne Bilder; seine Phantasie rollet dahin, schweift aus von einer Blume zur andern, von einem Gleichnisse auf das andere, verwegen in Erdichtungen, in Metaphern, in Tropen, in Figuren. Wohl ihm! er hat für seine Nation geschrieben. Wenn aber unsere Deutsch-Orientalisten eben das thun, wer soll sie lesen? Der Morgenländer kan nicht, der Deutsche will nicht; für sich allein also haben sie ihre Werke verfertigt. Vergleichen Sie die Musik der Italiäner und Franzosen, die Tänze der letztern und der Engelländer, nehmen sie immer auch einen guten drollichten Croaten-Tanz hinzu; (eine wahre Schule für den Künstler, der die halbnackende Natur studiren will) nun sagen Sie einmahl, welcher Geschmack der beste ist. „ Der Geschmack der Natur. „ — Gut! So verschieden also die Natur des Welschen, des Franzosen und des Croaten ist, so verschieden ist auch ihr Geschmack; und alle haben Recht, jeder nach seiner Art.

Religion, Gewohnheiten, Traditionen, Vorurtheile der Nationen, ihr Stolz, ihr Charakter, ihre Sprache, ihre RegierungsForm, ihre Kanntniße und hundert andere Punkte zusammengenommen müssen nothwendig, sobald sie in der Mischung erscheinen, ihre Urtheile auf eine ganz verschiedene und abstechende Art färben; Besonders die Sprache, die gewis auf das Gerippe der Gedanken mehrern Einfluß hat, als man insgemein glaubet. Nichts ist abentheuerlicher, als die Sprache der einen Nation nach dem Muster der andern zu formen. Modeklagen von den Mängeln der deutschen Mundart hören wir genug; aber wenige Patrioten finden sich, die den Dialekt der Deutschen aus sich selbst verbeßern wollen. Der eine schneidet sich einen Rock nach der Römischen Toga, der andere nach der Rüstung der griechischen Helden, der dritte nach dem Negligé' des Franzosen, der vierte nach dem Morningh gown oder Reading goad des Britten; der fünfte mischt alles durch einander und so entsteht ein buntes Ding, die wahrhafte Montur eines Polichinello, oder Don Faſtidio du Faſtidii. Laßt uns doch auf deutschen Wegen gehen! Wie mancher Edelgestein liegt noch im Kothe des Philanders von Sittewald, der Fruchtbringer, der Hans Sachsen, der Lohenstein-, und anderer, die wir nicht lesen, als um ihrer zu spotten? — Dafür haben wir freylich mit andern Herrlichkeiten unsern Sprachschatz bereichert, mit blauaugigten Dirnen, mit roſenwangigten Mädgen, mit hirſchfüßigen Läufern, mit erzſtirnigten Schlacht-

schützen, und andern griechisch-deutschlallenden Entbus mehr.

Nach solchen Ideen würde ich meinen Standort wählen, wenn ich das Geschick, oder die Muße hätte, eine Poetik der Deutschen zu schreiben. Der Charakter der Nation und ihre Denkart müste zum Grunde gelegt, mit dem Charakter anderer poetischen Völker verglichen und daraus die wahre Temperatur bestimmt werden, nach welcher die deutsche Muse deutsch singen muß. Ich untersuchte ferner nach Findeisen und Herder, die Natur unserer Sprache, ihren Einfluß auf die Gedanken selbst, auf ihre Ausbildung und Ordnung, nebst den Wegen, wie sie zu verbessern wären. Ich würde wie eine poetische Topik, die verschiedenen Felder der Mythologie in eine Landcharte bringen; die griechische, wieferne sie ὕλη für uns ist und nicht ist; die altdeutsche, bardische, skaldische; das System unserer Religion; unsere Vorurtheile von Zaubereyen, Gespenstern, Ahndungen, Wahrsagen: einige dieser Stücke geben uns ernsthafte, andere aber komische Maschinen. Die Geschichte der Deutschen lieferte mir Helden, die zu besingen, Scenen, die zu schildern wären; und nach dieser Anlage wanderte ich theils durch die allgemeinen Regeln der Poesie, theils durch ihre Gattungen fort und zeigte überall die Abänderungen, welche der Charakter der Deutschen in den angenommenen allgemeinen Regeln zu machen befiehlt, und die fernern Bestimmungen, welche er noch hinzu-

setzt.

seyt. So ein Werk, wie ich es im Sinne habe, wäre wohl nicht unrecht; aber ich entwerfe es und meine Kinder mögen es schreiben!

Auch der Geschmack verschiedener Zeiten ist veränderlich; nicht so sehr, als der Geschmack der Nation, aber doch immer veränderlich. Die Nachwelt gegen die Vorwelt ist immer billiger, als es nie eine Nation gegen die andere ist. Nur selten giebt sich ein Volk die Mühe, sich mit der Denkungsart des andern bekannt zu machen, sich in den Standort des andern zu versetzen und dann zu urtheilen. (Wir Deutsche sind noch immer in diesem Stücke gefälliger gegen unsere Nachbarn, als es diese gegen uns sind.) Hingegen die Nachwelt studirt sorgfältig die Religion, die Geschichte, die Sitten und die Gebräuche der Alten, und ist geneigt, fast immer, die Perraults ausgenommen, sehr billig, voll von Hochachtung zugleich und von Nachsicht, über die Alten zu richten. Sie betrachtet an ihren Werken mehr die allgemeinen Schönheiten, übersieht die einzelnen Fehler, oder schaft sie durch einen kritischen Aberglauben zu Tugenden um. Und doch begegnen uns noch immer in den Werken unserer Vorfahren Steine des Anstoßens; wir zucken die Achseln und sind wenigstens geneigt, sie zu entschuldigen. Perraults Parallelen, und wenn sie ohne allen Geschmack gemacht wären, enthalten doch einige Beweise, daß manches der Vorwelt gefallen und mit Recht gefallen

kan,

ken, was der Nachwelt misfällt und mit Recht misfällt. Aus diesem Grunde habe ich an einem andern Orte das Meinhardische Vorhaben den Homer zu übersetzen nicht gebilliget, wenn ich gleich weiß, daß die Deutschen so ekel und unbillig nicht sind wie die Franzosen und also auch den Homer mit seiner antiken Mine sehr geneigt aufnehmen würden, wie sie zum Beyspiel im Milton nicht die Hälfte von dem komischen finden, was unsere leichtsinnige Nachbarn darinn zu finden glauben *). Herr Klotz giebt meiner Meinung, nicht durch seinen Namen, denn Namen wollen wir hier nicht gelten laßen, sondern durch seine Erläuterungen ein beträchtliches Gewicht. **) „Ein groser Theil des Homerischen Schmucks bestehet in seinen Beywörtern. Diese, einmahl glücklich erfunden, sind dann die eigenthümliche Charakter eines Gottes, Volkes oder Helden und durch sein ganzes Gedicht werden sie diesen Gegenständen beygefügt. Aber eben diese Beywörter laßen sich nicht in unsere Sprache übersetzen, (denn man sage einmahl: wohlgestiefelt, schnellfüßig, silberfüßig, wie es einige versucht haben, und sehe, ob man nicht eben so lächerlich werden wird, als diese.) und nimmt man den allgemeinen Begrif, so wird doch das Bild ungemein geschwächt. Ferner, wer will es jetzt

*) Man vergleiche das 43te Stück der Braunschweigischen neuen Zeitungen vom Jahr 1768.

**) S. die Deutsche Bibl. 1 B. 111. St. S. 7.

jetzt wagen, die wirthschaftlichen Worte in unsere Sprache überzutragen? Unsere Sprache hat viele Worte, die nicht so edel sind, daß man sie in einem Gedicht, besonders in einem epischen, brauchen könnte. Das Wort Bratspieß würde eine ganze Seite der besten Hexameter verstellen. Will man diese Stelle weglassen, so liefert man uns nur den halben Homer.„ *)

Ich darf so gar noch behaupten, daß jeder Mensch, wie seinen eigenthümlichen Charakter, so auch seinen eigenthümlichen Geschmack hat; thut er Unrecht, wenn er ihm folget? Noch eher sind die Urtheile mehrerer Menschen über Wahrheit und Sittlichkeit mit einander zu vereinigen, als diejenigen, welche sie über das Erhabene und Schöne fällen. Wenn also der eine nach seiner Empfindung denkt, schreibt und urtheilt, so würde ein anderer, der jenem geradzu folgen wollte, sich Fesseln anlegen und sein eigenes Gefühl verläugnen. Dieser Unterschied in den Urtheilen der Menschen über das Schöne in der Natur und Kunst ist freylich nicht immer hervorstechend genug, um bemerkt zu werden, theils weil doch die meisten in den meisten Punkten mit einander übereinkommen, theils, weil man oft, aus Furcht ausgezischt zu werden, es nicht wagt, mit einer

*) Auch Homers Mahlereyen, die so sehr bewundert werden, schicken sich für unsere Denkungsart nicht. Eine Stelle aus Herrn Wielands comischen Erzählungen (S. 166. 167. der neuen Auflage) verdient bey dieser Gelegenheit gelesen zu werden.

einer Meinung öffentlich hervorzutreten, die der gemeinen Meinung widerspricht. Bey Leuten von einer besondern Laune wird die Verschiedenheit sehr sinnlich. Diese laßen sich mit ihren Gesinnungen ohne Zurückhaltung in ihrer wahren Gestalt sehen; ihr Humour ist ihnen lieb und auch wir sehen ihnen gerne zu, wenn sie ihr Steckenpferd reiten; was sie sagen, gefallt uns, und in jedem andern Munde wäre es vielleicht Unsinn gewesen. Laßt einmahl einen deutschen Superintendenten so predigen, wie Yorck, wenn anders Sterne diese Predigten jemahls gehalten hat! Laßt Oesern so mahlen, wie Hogarth! Zachariän singen, wie Butler! Rabenern so spotten, wie Churchill! — Eine artige Figur würden diese Männer in einer Laune machen, die ihnen freind ist, wenn sie es auch den Deutschen nicht wäre. Die Kreuzzüge des Philologen lese ich immer noch gern; ich weiß, es ist sein eigener Humour, den er für sich allein hat und für sich behalten mag ewiglich; ich studiere sie so gar und freue mich, wenn ich ihn endlich so verstehe, daß ich zur Noth sein Scholiast werden könnte. Wenn aber gewiße neuere Scribenten seine Posituren nachmachen, ohne die eigenthümliche Wendung seines Kopfs zu haben; dann sehe ich den wahrhaften Statthalter der Insel Barataria, der bey aller Mühe, die er sich giebt, den Statthalter zu machen, noch immer der alte Panßa bleibt. Laßt doch jedem sein Eigenthum! was in seinem Munde schön ist, wird häßlich, wenn es ein anderer

derer sagt und selbst ein Fehler kan bey ihm eine Schönheit werden.

„ Eine Schönheit? Um Vergebung, mein Herr „ Riedel! Ein würklicher Fehler wird nie eine Schön„ heit. „ *)

Und auch um Vergebung mein Herr **Dtsch**! Wenn ein Lehrling, mit seinem Pomey, oder Hederich in der Hand, alle Unsterblichen in sein sterbliches Lied bemühet, jedes HochzeitGedicht mit den Musen und dem Apoll anfängt, mit Venus und mit Amor fortsetzt und mit Hymen beschließt, den armen Jupiter zu einem Scherwentzel macht, der alles thun muß, was niemand vielleicht mit Anstand würde gethan haben — so sage ich, die Einwebung der alten Mythologie ist hier ein **Fehler.** **Wenn aber Ramler** das alte Göttersystem als eine Hülle braucht, neuere Begebenheiten darunter zu verbergen, als eine Farbe, bekannten Dingen einen neuen Anstrich zu geben, als eine poetische Hevristik — so sage ich, die Einwebung der alten Mythologie ist hier **Fehler** und **Schönheit.** Ramler fehlt allenfalls durch einen Anachronismus, aber ohne diesen Fehler würden wir die Hälfte seiner vortreflichen Gedichte haben entbehren müßen. Der Dichter hat seine eigene Denkungsart, die wir ihm laßen wollen; und wenn wir ihn tadeln, so trift unser Tadel weniger ihn, als seine

*) Hall. D. Bibl. 1 B. 1. St. S. 34.

seine Nachahmer, die Ramlerisch dichten wollen, ohne einen Ramlerischen Kopf zu haben.

Itzt wollen wir mit einander zusammenrechnen. Wenn der Geschmack die Regel der Schönheit ist, wenn ferner der Geschmack der Nation, der Zeiten, der Personen unendlich verschieden ist, ohne daß wir diejenigen mit Grunde tadeln können, die anders schmecken, als wir; so folgt nothwendig, daß selbst der gute Geschmack veränderlich und nicht immer eben derselbe ist, oder daß mehrere widersprechende Urtheile von der Schönheit und Häßlichkeit zugleich wahr seyn können. Die Sache scheint richtig zu seyn; aber noch habe ich sie nicht bis an die erste Quelle verfolget, aus welcher die Veränderlichkeit des Geschmacks entspringet. Ich will es wagen, über diese Materie zu philosophiren und, um Sie, mein Freund, nicht durch mein ewiges Geschwätz zu ermüden, mein Systemlein einem andern Philosophen zur Prüfung vorlegen. Ich bin u. s. w.

Dritter Brief

an den Herrn

Moſes Mendelsſohn.

Dritter Brief
an den Herrn
Moses Mendelssohn.

Ihnen, mein Theuerster Herr, gebührt das Richteramt über die folgende Abhandlung; Ihre Briefe und Ihre Rhapsodie geben Ihnen den besten Anspruch darauf. Von den besondern Ansprüchen mag ich nichts hinzusetzen, damit nicht wieder ein Ziegra *) komme und sage, „ich spräche von

*) Antikritikus der erste und Herausgeber der beliebten Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit. Antikritikus der zweete ist bekanntermaßen der Commentar über diese Blätter, die unter dem Namen der schwarzen Zeitung berühmt sind.

„ denen, welche den Ton im Reiche des deutschen Wi-
„ tzes angeben, immer mit dem Hute in der Hand un-
„ ter beständigen Verbeugungen; sie ließen mich aber
„ auch die Früchte meiner Ergebenheit einerndten und
„ meine Sachen würden wer weiß in wie vielen Zeitun-
„ gen und Journalen über alles erhoben. „ Bravo Herr Ziegra!

Freylich stört eine allzusorgfältige Zergliederung der Schönheit das Vergnügen, welches der Genuß uns gewähren kan. *) Wenn aber der Freund der Wahrheit in dieser Zergliederung nur Eine neue Aussicht erblickt, nur die geringste Entdeckung macht; so wird er für die Entbehrung des Vergnügens aus dem Genusse hinlänglich entschädiget und angefeuert, sich mehrmahlen auf eine geistige Art zu casteyen, um nur dadurch seine Wißbegierde zu befriedigen. Wir wollen also immer über das Wesen der Schönheit und ihre Regeln philosophiren; zu einer andern Zeit soll uns ihr Genuß vergnügen, der eine lebhaftere Wollust erzeuget, wenn er sparsamer und seltener empfunden wird.

Ist die Schönheit eine innere Eigenschaft der Dinge, die wir schön nennen, und kömmt sie den Gegenständen schon für sich betrachtet zu, wie die Vollkommenheit, ohne Rücksicht auf ein empfindendes Wesen? Mir däucht, diese Frage ist ziemlich einerley mit der,

ob

*) S. den ersten Brief über die Empfindung.

ob Süßigkeit und Bitterkeit Beschaffenheiten sind, die in dem Gegenstande vorausgesetzt werden und durch welche der Gegenstand süß und bitter seyn würde, auch ohne Beziehung auf irgend einen Geschmack, der ihn empfindet. Zwar ist in dem Gegenstande eine gewisse Beschaffenheit, durch welche er fähig wird, das Gefühl der Süßigkeit zu erregen; die Süßigkeit aber ist nicht in ihm, sondern in der Empfindung. „ Kalt, heiß, bitter, süße bedeutet die hervorgebrachten Empfindungen in unserer Seele, mit welchen die Gegenstände vielleicht keine Aehnlichkeit haben. Und eben so bedeutet die Schönheit, wie andere Namen der sinnlichen „ Ideen, eigentlich die Vorstellung eines Geistes. „ *)

Wenn ich sage, ein Gegenstand sey schön; so will ich in der That sagen: er gefällt mir. Allein da wir immer gewohnt sind, einen unvermerkten Schluß von unserer Empfindung auf die Empfindung anderer zu machen, so drücken wir unser **Wohlgefallen** allgemein aus, als wenn das, was uns gefällt, jedermann gefallen müße; das ist: wir nennen den Gegenstand, der uns gefällt, **schön**. Die Schönheit ist also keine innere Eigenschaft der Dinge; sie ist mehr eine Beschaffenheit unsers Gefühls und des Eindrucks, welchen die Sachen

*) Hutcheson in der Untersuchung unserer Begriffe von Schönheit und Tugend, S. 17. der deutschen Ausgabe.

in uns hervorbringen. Ihr Begrif darf nicht aus der Natur der Gegenstände abgesondert werden und eine vollständige Definition von der Schönheit ist so unmöglich, als von der Süßigkeit, Bitterkeit und ähnlichen unmittelbaren Ideen der Empfindung. Wenn wir sagen, das sey schön, was uns gefällt, so ist dies bloß ein Nominal-Begrif, in welchem das Wort und nicht die Sache erklärt wird. Und wenn wir behaupten, die Einförmigkeit in der Mannichfaltigkeit erschöpfe das Wesen des Schönen, so kan diese Idee, wenn sie richtig ist, nur für einen genetischen Begrif hingehen, der uns beschreibt, nicht was die Sache ist, sondern woher sie entstehet. Gegenstände, in welchen Einförmigkeit in der Mannichfaltigkeit empfunden wird, gefallen uns; sie bringen also die Idee der Schönheit in uns hervor, obgleich das Wesen derselben nicht in der Einförmigkeit und Mannichfaltigkeit bestehet. Die Idee der Schönheit ist von gleicher Art, wie die Begriffe, die wir von den Bewegungen unserer wollenden Kraft haben. Freude, Mitleiden, Angst, Furcht, Schrecken — lauter Beschaffenheiten, die wir empfinden, nicht aber im eigentlichen Verstande erklären können. Und wagen wir es, sie zu erklären, so erklären wir entweder blos das Wort durch gleichgeltende Ausdrücke, oder wir bestimmen ihre EntstehungsArt, ihre Ursachen, so gut wir können, und überlaßen das übrige der Empfindung.

Der Begrif des Guten und Bösen entstehet in uns fast auf eine gleiche Weise, wie der Begrif des

Schö-

Schönen und Häßlichen. Indem ſich Damon in einer lebhaften Phantaſie ein Bild von Phyllis abmahlet, das blaue Auge, die ſanfte ſittſame Mine, das ſchwarze Haar, den ſtrebenden Buſen, den Grazienmund, den regelmäßigen Wuchs, die melodiſche Stimme; fragen Sie ihn jetzt, ob Phyllis zu küßen, nicht etwas Gutes ſey? Allerdings etwas Gutes, wird er antworten; und nun fragen Sie ihn um die Urſachen, weswegen er einen Kuß von Phyllis gut nennet. Er wird Ihnen hundert Gründe, und noch hundert anführen und alle dieſe Gründe werden, wenn man ihrer Entſtehung nachſpürt, aus der Quelle herfließen: Ein Kuß von Phyllis iſt in Damons Meinung gut, weil ihn Damon will. Gut und Böſe ſind daher, nach ihren Urſprunge, Begriffe, die nur Beziehungsweiſe gedacht werden, in Rückſicht auf ein Subjekt, welchem etwas gut oder böſe ſeyn ſoll. Was ich will, das nenne ich mir gut; ein anderer verabſcheut es vielleicht und dann kan er es immer für ſich böſe nennen. Ein dritter iſt gleichgültig dabey, weil er, ohne den Gegenſtand zu verabſcheuen, doch keinen Trieb fühlt, ihn zu beſitzen.

Und eben ſo ſind unſere Urtheile über die Schönheit und Häßlichkeit beſchaffen. Damon nennt Phyllis ſchön, weil ſie ihm gefällt und um ſein Wohlgefallen zu rechtfertigen, wird er Ihnen eine Menge von Urſachen vorzählen, die ſich alle zuletzt in dem

Wohlgefallen vereinigen und an die er nicht würde gedacht haben, wenn nicht sein Geschmack die Sentenz von der Deduction gesprochen hätte. Wir sind also bis jetzt noch nicht berechtiget, eine Sache, die uns schön ist, überhaupt schön; die uns häßlich ist, überhaupt häßlich zu nennen; es sey denn, daß wir von der Uebereinstimmung fremder Empfindungen mit den unsrigen völlig überzeugt wären.

Wenn nun die Schönheit keine innere Eigenschaft der Gegenstände ist, die wir schön nennen, wenn sie diesen bloß in Rücksicht auf das Urtheil unserer Empfindung beygelegt wird; so folgt, daß Ein Gegenstand bald schön, bald häßlich seyn könne, nachdem er von verschiedenen Subjekten empfunden wird, so wie Pumpernickel für einen westphälischen Magen gut und für ein Hoffräulein böse ist. Hipparchia wird es, vielleicht weil sie befürchtete, wegen ihres drollichten Geschmacks ausgelacht zu werden, nicht gewagt haben, den mißgeschaffenen, dürren, gelben, gebrechlichen Crates gerade zu schön zu nennen; für sie war er es doch, und da sie sagte, daß er ihr gefiel, so sagte sie in der That, nur mit andern Worten, daß er für sie schön sey. Für ihre Eltern, für ihre Gespielinnen war er es nicht; und sie hatten Recht, ihn häßlich zu nennen, weil er ihnen nicht gefiel: aber hatte Hipparchia Unrecht? Wenn Crates auf sie einen solchen Ein-

druck

druck machte, wie Seladon auf Procris, wer kan es ihr verdenken, daß sie nach diesem Eindrucke sich zu seinen Vortheile erklärte? — Nun tadelt mir einmahl den Geschmack eines Tqvassouw, der seine Knonmqvaiha so liebenswürdig findet, wie Cephalus die Aurora. Freylich würde ich bey so hottentottischen Schönheiten mich nicht sehr gerührt finden, besonders by the flaccid beauty of her breasts, which descended to her navel. Und es wandelt mir ich weiß nicht was an, wenn ich mir ihren Brautputz, ihre hochzeitliche Kleidung vorstelle; She sprinkled her limbs with wood-ashes, and perfumed them with the dung of Stinkbisem. Her arms and legs were entwined with the shining entrails of an Heifer: from her neck there hung a pouch composed of the stomach of a kid: the wings of an ostrich overshadowed the flechy promontoryes behind u. s. w. Hebe dich weg von uns! würden wir ausrufen, wenn eine solche Braut sich uns nähern wollte. Aber der Geschmack ist verschieden, und wenn sie nur für den Tqvassouw schön war, was gehet es uns an?

„ Das heist, wird man sagen, die Sache über-
„ treiben. Wenn man etwas will, so ist man durch
„ seine Neigung noch nicht befugt, es gut zu nennen;
„ und eben so wenig können wir aus unserm Wohlgefal-
„ len einen Schluß auf die Schönheit des Gegenstandes
„ machen. Ich bin verbunden, bey einer jeden in mir
„ entstandenen Begierde mich selbst zu fragen: Durftest

„ du dies auch wollen? Ist es dir auch würklich gut?
„ Warum soll ich nicht auch, wenn mir etwas gefällt, es
„ untersuchen, ob es mir gefallen sollte und ob es würk-
„ lich schön ist? So wie Gesundheit, Tugend, Weis-
„ heit, Vergnügen, Zufriedenheit allgemeine Güter für
„ alle Menschen sind, Güter, die ihr Gutseyn in sich
„ haben; so muß es auch Gegenstände geben, die für
„ sich selbst betrachtet schön sind und von allen Men-
„ schen, die ihre Empfindung nicht unterdrücken, schön
„ gefunden und für das erkannt werden, was sie sind.„

Zuviel, zuviel auf einmahl! Viel wahres, aber auch etwas falsches. Wir wollen die Sache genauer untersuchen.

Man unterscheidet, und mit Recht, das anscheinende Gute von dem, was würklich gut ist. Gut nenne ich, was ich will. Habe ich Grund, es zu wollen, stimmt meine Begierde mit den Grundsätzen der Sittlichkeit überein; so ist es ein wahres Gut, da im Gegentheile oft etwas nur gut scheinet und in der That böse ist. Kan man nicht diese Begriffe auch auf die Schönheit übertragen? Fast alle Philosophen haben es gethan. „ Schön nennen wir, was uns gefällt.
„ Ist unser Wohlgefallen begründet, stimmt unsere
„ Empfindung mit den Grundsätzen des Geschmacks
„ überein; so ist die Sache würklich schön; sie ist
„ es nur dem Scheine nach, wenn uns etwas ge-

„ fällt,

„ fällt, was uns misfallen sollte, wenn unser Gefüht „ uns betrüget und die Schönheit vorspiegelt, wo kei„ ne ist. „ — Ich glaube nicht, daß dieser Unterschied völlig richtig ist. Das Gefallen kan keinen solchen Gesetzen unterworfen werden, wie das **Wollen**, weil dieses durch die Freyheit umgelenkt werden kan, jenes aber bloß Empfindung ist und für sich keine Moralität hat. Es ist strafbar, das Böse anstatt des Guten zu wählen; kan aber wohl der Herr Canonicus Ziegra bey dem hamburgischen Rathe verklagt werden, daß ihm alles das misfällt, was von dem beßern Theile des Publicum schön gefunden wird? Ein Gegenstand, den wir gut nennen, wird dadurch würklich gut, wenn er, verglichen mit uns, unsere Vollkommenheit befördert; hier ist also unsere Idee von der Güte nur der **Probierstein**, nicht aber der **Maasstab**. Hingegen in Sachen die Schönheit betreffend ist die Empfindung nicht nur die Richterin, sondern sie ist es auch selbst, welche macht, daß uns etwas gefällt und folglich schön ist. Ein jeder hat also das Recht, Dinge **schön** zu nennen, wenn sie **ihm** gefallen; häßlich, wenn sie **ihm** misfallen. Wird nun alle Schönheit nach dem **Scheine** gemeßen; was bekümmere ich mich darum, ob ein anderer eben die Erscheinungen hat, oder nicht hat, die ich habe? Auf diese Art wäre die Schönheit veränderlich und so wären es auch ihre Gesetze, so selbst die Regeln, nach welchen die Werke der Kunst zu beurtheilen sind. Es ist mit der Schönheit nicht, wie

mit

mit der Wahrheit. Wenn ich etwas mit Grunde wahr nennen will, so muß es würklich auch außer meiner Idee sich so verhalten, wie ich es mir vorstelle. Die Schönheit ist aber bloße Idee, bloßes Wohlgefallen in der Empfindung eines Objekts; so bald dieses da ist, so ist Schönheit da, mag doch das Objekt beschaffen seyn, wie es will.

„Welch eine Verwirrung! ruft hier der Dogmatiker aus. Durch einen so scheptischen Grundsatz könnte man alle Regeln aus der Welt hinaus zweifeln. „Jetzt kan ein Schönäich kommen und sagen: Mein „Herrmann gefällt mir; schön ist er also trotz allen „Kunstrichtern, Beobachtern und Liebhabern, die das „Gegentheil sagen. Und Bodmer wird jetzt im „Stande seyn, alle seine poetischen und prosaischen „Mißgeburten von der Syndfluth an bis auf seine „politischen Schauspiele zu vertheidigen, wenn er nur, „mit noch einem Paar Patriarchen am Fuße des Ber„ges Jura, sie schön findet. Das heist zu weit gehen „und die ganze Kunst des Dichters in ein Ohngefähr verwandeln, wo es ein bloßer Glücksfall ist, „wenn wir Leser antreffen, deren Empfindung mit „der unsrigen übereinstimmet.„

Ich will also wieder einlenken, wenn ich zu weit gegangen bin.

Das

Das Urtheil, welches ich über Schönheit und Häßlichkeit spreche, nachdem mir etwas gefällt, oder misfällt, ist mein Geschmack. Wenn ist dieser richtig, und wenn betrügt er mich?

„ **Richtig**, sagen einige, ist mein Geschmack, „ wenn er nur das für schön hält, was würklich schön „ ist, nur das für häßlich, was würklich häßlich ist. „ **Unrichtig** ist er, wenn er mich verführt, auf eine „ entgegengesetzte Art zu urtheilen, bey **Wielanden** „ zu gähnen und beym **Picander** zu lachen. „

So springen wir mit einander herum und kommen wieder auf das, was ich vorher widerleget habe. Denn wenn man nun bestimmen soll, was **würklich** schön ist, so bemüht man sich, das Schöne an den Gegenständen zu finden, welches doch bloß in unserer Idee und Empfindung sollte gesucht werden. In einer Aesthetik würde ich sagen: die Schönheit ist bloß subjektivischer Natur, nicht aber eine objektivische Beschaffenheit der Sache, die man schön nennet. Es ist zwar in der Sache selbst, die empfunden wird, allemahl etwas anzutreffen, welches das Gefühl in uns hervorbringt, durch welches wir auf eine sinnliche Art ergötzt werden. Allein dies ist nicht die Schönheit der Sache, sondern nur diejenige Seite derselben, aus deren Empfindung die Schönheit in unserer Idee entstehet.

ſtehet. Man ſchöpft auch einige Grundſätze der Schönheit aus der Natur der Gegenſtände ſelbſt, aus ihrer Proportion, aus dem Ebenmaße, der Ordnung, Regelmäßigkeit, Zweckmäßigkeit, Einförmigkeit, Mannigfaltigkeit und ſo weiter. Man demonſtrirt dieſe Regeln ſogar; allein noch keiner hat es demonſtrirt, daß Ordnung, Harmonie und Regelmäßigkeit uns nothwendig gefallen und folglich ſchön ſeyn müßen. Vielleicht könnten die Principien unſerer Empfindung anders gemiſcht, anders eingerichtet, vielleicht ſo geſtimmt ſeyn, daß gerade das Gegentheil, daß Unordnung, Disharmonie und Unregelmäßigkeit unſer Wohlgefallen erregte und von uns ſchön gefunden würde. Oft gefällt uns auch das Regelmäßige und Zweckmäßige nur deswegen, weil ſich das Vorherſehen eines gewißen Vortheils, einer Bequemlichkeit zum Beyſpiel, mit in das Gefühl miſchet; und dieſes intereßirte Wohlgefallen iſt nicht von der Art, daß es einen Probierſtein der Schönheit abgeben könnte. Dies iſt der Fall bey der Regelmäßigkeit in der Architektur und in der Kunſt einen Garten anzulegen. Oft gefällt uns auch ſelbſt das Unregelmäßige durch ſeine Neuheit und deswegen, weil die Menſchen immer geneigt ſind, das Sonderbare zu lieben. Und überdies glaube ich nicht, daß man immer völlig und mathematiſch beſtimmen kan, was eigentlich regelmäßig zu nennen ſey. Insgemein nennt man das regelmäßig, was wir gewohnt ſind, an allen Dingen, die uns von einer gewißen Art bekannt

ſind.

ſind, ordentlicher Weiſe anzutreffen; und die Ausnahmen machen alsdann das Unregelmäßige aus. Laßt uns alſo in das Land der Krüpfe und der Buckel hingehen; Krüpfe und Buckel ſind dort gewöhnlich, ſie ſind alſo dort regelmäßig; wie werden nun wir mit unſeren Ausnahmen von der Regel, mit unſern ebenen Hälſen und geraden Rücken von den Spöttern verlacht und von einigen gutherzigen Seelen bemitleidet werden! Was alſo an einem Orte regelmäßig iſt, das kan an einem andern unregelmäßig ſeyn; und ſo entſtünde uns wieder eine Regel der Schönheit, die nach den Umſtänden veränderlich iſt. Endlich kan auch die Schönheit in ihrem ganzen Umfange nicht nach dergleichen objektiviſchen Geſetzen ermeſſen werden. Ordnung, Proportion und dergleichen Ideen beſtimmen, wenn es hoch kömmt, einige Klaßen der äußerlichen Schönheit, die aus der Zuſammenſetzung einzelner Schönheiten entſtehet. Wo ſind aber nun die objektiviſchen Regeln für die Schönheit in einzelnen Empfindungen einzelner Farben und Töne, für die Beſchaffenheiten des körperlichen Geſchmacks, Gefühls und Geruchs und für das weit größere Feld der inneren Empfindungen?

Wenn wir lange genug eingeriſſen haben, ſo müſſen wir uns bemühen, ſo gut wir können, auch wieder zu bauen. Ich habe bewieſen, daß die Schönheit wenigſtens geradezu nicht objektiviſch iſt, nicht aus allgemeinen und objektiviſchen Regeln kan beurtheilt wer-

den.

den. — Soll sie also noch eigenen Gesetzen unterworfen seyn, so bleiben uns keine andern übrig, als die, welche sich blos auf unsere Empfindung und auf unsern Geschmack gründen. Wiefern sind nun diese veränderlich, wiefern sind sie allgemein?

Daß ein ruhender Körper durch einen hinlänglichen Stoß in Bewegung gesetzt wird, daß zween feste Theile vermittelst einer flüßigen Substanz aneinander hängen können, daß bey der acceleirten Bewegung die lebendigen Kräfte in einer zusammengesetzten Verhältniß ihrer Maße und der Quadrate der Geschwindigkeit sind — dies sind Gesetze der körperlichen Würkungen, die man vielleicht a priori nicht beweisen kan, die aber dennoch allgemein sind und durch untrügliche Erfahrungen außer allen Streit gesetzt werden. Wo ich nicht irre, sind unsere Seelen auch Substanzen, sie würken auf eine gewiße Art, wie es ihre Natur ihnen befiehlt, und sind zu einigen eigenthümlichen Handlungen, zum Denken, Wollen, Empfinden aufgelegt, wodurch sie sich von den Körpern unterscheiden. Diese Handlungen können nicht die bloße Folge eines Zufalls seyn; sie sind, so gut wie die Veränderungen in der sichtbaren Welt, ihren Gesetzen unterworfen, nach welchen sie auf eine gewiße Art entstehen, fortgesetzt werden und aufhören. Nur äußert sich zwischen den Gesetzen der körperlichen und der geistigen Handlungen eine merkwürdige Verschiedenheit. Die Gesetze der Bewegungen für die

Kör-

Körper sind alle nothwendig und durchgängig bestimmt, so daß ein Körper unter den erforderlichen Umständen gerade so, wie er sich bewegt, sich bewegen muß, nicht anders bewegen kan. Die Regeln der geistigen Handlungen aber leiden ihre Ausnahmen und durch Gewohnheit, Uebung, Selbstüberwindung und andere Umstände wird es möglich, daß die Seele selbst einigen Gesetzen ihrer geistigen Würkungen entgegen handeln kan. So sind zum Beyspiel die Regeln zu schließen in der That dergleichen Gesetze für die Würkungen unserer Seele, Gesetze, die mit der Seele gebohren werden und mit ihrem Wesen zusammengewachsen sind. Und doch ist es möglich, daß wir Trugschlüsse machen, die geradezu jenen Regeln entgegen sind. Wenn wir mehrmalen uns wider ein solches natürliches Gesetz zu handeln bestimmt haben, so entsteht daher eine Fertigkeit, es zu verletzen, und diese Fertigkeit wird nun selbst eine Regel unserer Thätigkeiten, aber eine falsche, eine unrichtige, eine solche, die selbst unserer Natur widerstreicht.

Dergleichen Gesetze, nach welchen die Handlungen unserer Seele erfolgen, giebt es für das **Wahre**, für das **Gute** und für das **Schöne**. Wir können annehmen, daß sie von der Natur, oder, um frömmer zu reden, von Gott selbst herrühren, der die Natur nach seinem Willen eingerichtet hat. Durch diesen Gedanken erhalten sie ihre Zuverlässigkeit und wir die Versicherung, daß wir uns, um nicht irre zu gehen, nur den natürli-

chen Richtungen unserer Kräfte überlaßen dürfen und den Gesetzen, welche ihren Würkungen vorgeschrieben sind.

Einige unter diesen Gesetzen sind völlig allgemein, weil sie aus der menschlichen Natur überhaupt fließen; andere aber beugen sich nach den Umständen und sind nur da einerley, wo einerley Umstände sind. Beyde Arten werden nicht sowohl a priori erkannt, als aus unserer Empfindung selbst, verglichen mit der Empfindung anderer, und aus einer gewissen Nothwendigkeit, die wir in unserm Busen fühlen können, aus der Stimme der Natur, die uns innerlich zuruft und gebietet, so und nicht anders zu denken, zu urtheilen, zu beachten. Unsere Einsichten reichen nicht hin, diese Gesetze aus dem Grundwesen der Seele abzuleiten; es ist genug, wenn wir nur erkennen, daß sie da sind. —

„ Iam dic de rebus capellis! rufen Sie mir zu. „ Die Regeln der Schönheit gründen sich auf Empfin„ dung und Geschmack. Welche sind nun veränderlich, welche sind allgemein?

Die Frage ist schon beantwortet. Es giebt erstlich einen allgemeinen Geschmack der Menschheit, welcher auf die natürlichen und allgemeinen Gesetze der gesitteten Handlungen sich gründet, denen alle Menschen

unterworfen sind, wenn sie gleich in der Anwendung derselben fehlen können. Die Regeln, welche durch diesen allgemeinen Geschmack festgesetzt werden, sind völlig allgemein, und ein Mensch, der ihnen widersprechen will, muß sich selbst betrügen und nie in seinen Busen gegriffen haben. So ist es in unserer Natur gegründet, daß wir beym Anblick verschiedener sinnlichen Gegenstände, die in einer gewißen Einförmigkeit so verbunden sind, daß sie gleichsam zusammenfließen, daß wir bey diesem Anblick ein sinnliches Wohlgefallen und Vergnügen empfinden; selbst der Amerikaner fühlt es, wenn er die ohne Ungestümm sich jagenden Meereswellen, oder die Wipfel seiner Bäume betrachtet, die ein sanfter Wind in einander weht. Von dieser Art sind auch die meisten moralischen Schönheiten, wiefern sie von unserm sittlichen Gefühl abhangen. Wo ist die stählerne Brust, die nicht bey der Geschichte einer unglücklichen Tugend zu schmelzen anfangt? Und wer ist mir Hurone genug, um nicht zu fühlen, daß unter sonst gleichen Umständen eine gute Handlung, die aus Wohlwollen verübt wird, schöner ist, als eine andere, die aus der Quelle des Eigennutzes herauslon? Alle Gesetze der Schönheit, die sich auf diesen allgemeinen Geschmack der menschlichen Natur gründen, sind selbst allgemein und so alt, als die Welt; man könnte die Schönheiten, welche durch sie bestimmt werden, allgemeine Schönheiten nennen.

Allein diese Gesetze reichen bey weitem nicht hin, alle Schönheiten in der Natur und in der Kunst zu beurtheilen. Ein jeder Mensch hat, außer der menschlichen Natur, noch andere Bestimmungen, den Menschen überhaupt zufällig, diesem Menschen aber vielleicht nothwendig; er lebt an einem gewißen Orte, zu einer gewißen Zeit, in einem gewißen Alter, in einem gewißen Stande, ist in gewißen Meinungen erzogen worden, hat gewiße Leidenschaften, Neigungen und Fertigkeiten; alle diese Dinge zusammengenommen bringen in seine Urtheile, auch in die, welche er über Schönheit und Häßlichkeit fället, eine gewiße Wendung, in welcher nur diejenigen mit ihm übereinstimmen, die in gleichen Umständen leben. Daher der besondere Geschmack, der nur für gewiße Klaßen von Menschen ein gültiger Richter ist. Daher besondere Regeln, die nur unter den Umständen allgemein sind, durch welche sie festgesetzt werden. Und daher also besondere Schönheiten, die vielleicht von jedem andern häßlich gefunden werden, der sich nicht in die Lage hineindenkt, in welcher sie Schönheiten sind. Diese Schönheiten sind veränderlich, so wie der Geschmack veränderlich ist, der über sie richten soll. Aus dem verschiedenen Geschmacke der Zeit, des Ortes, der Religion, des Alters, des Standes und des moralischen Charakters fließen freylich verschiedene Urtheile, in welchen die Menschen einander so widersprechen, daß jeder Recht hat, der nach den Umständen urtheilt, in welchen er sich befindet, wenn nur (und dies ist die einzige Einschränkung) sein Urtheil

theil dem allgemeinen Geschmacke der Menschheit nicht widerspricht.

Mit diesen besondern **Regeln der Schönheit** dürfen diejenigen nicht verwirrt werden, die sich auf Trugschlüße gründen, auf falsche Meinungen, auf Sektengeist, auf eine übertriebene Nachahmung und überhaupt diejenigen, welche das Wesentliche eines **unrichtigen Geschmacks** ausmachen. Das Vorurtheil, welches wir für einen Menschen haben, verblendet uns oft, daß wir seine Fehler selbst in Tugenden verwandeln und sie als ein würdiges Muster zur Nacheiferung uns vorstellen. Was wir mehrmahlen thun, wächst endlich zu einer Fertigkeit an; wir werden es also gewohnt, falsch zu urtheilen und unser Geschmack bekömmt nach und nach eine ganz verkehrte Richtung. Die Eigenliebe beredet uns hiernächst, daß alles das, was von uns selbst herrührt, gut, wahr und schön seyn müße; wir werden durch sie immer mehr in unserm Wahne bekräftiget und dieser wird endlich Herr über uns selbst, unterdrückt völlig die Stimme der Vernunft und des guten Geschmacks, und so entstehen in uns **neue Regeln** zu handeln, zu denken zu empfinden, zu begehen, die oft selbst dem allgemeinen Geschmacke der menschlichen Natur, ohne daß wir es auch nur wähnen, zuwider sind. Dies ist der Ursprung eines unrichtigen Geschmacks, welchen man durch die

Lehre von der Veränderlichkeit der Ideen der Schönheit auf keine Weise vertheidigen will.

Nach diesen Gedanken, die ich bisher vorgezeichnet habe, betrachte ich nun die Werke der Kunst und die Regeln, nach welchen sie zu beurtheilen sind. Ein jedes Kunstwerk enthält eine Mischung von allgemeinen und von besondern Schönheiten; von allgemeinen, weil der Verfaßer ein Mensch ist und für Menschen schreibt; von besondern, weil er ein Mensch in concreto ist und für Menschen in concreto schreibet, deren Denkungsart und Geschmack durch den Zusammenfluß verschiedener Umstände eine besondere Bildung und Farbe bekommen hat. Da sein Werk für seine Leser sinnlich seyn soll, so muß er den Weg in ihre Empfindung auf derjenigen Seite suchen, wo er sie offen findet, und folglich sich ihrer Schwäche, ihrer besondern Neigungen und anderer Umstände bedienen, sie zu seinem Vortheil einzunehmen und zu rühren. Manche Dinge wird er auf diese Art einweben, die nur für diejenigen einnehmend und schön sind, für welche er zunächst geschrieben hat, nicht aber für andere, die an einem andern Orte, zu einer andern Zeit seine Werke auch lesen möchten. Ist er deßwegen tadelhaft? So wenig als ein Redner, der mit deutschen Zuhörern deutsch redet. Aus diesem Gesichtspunkte sind die alten und die ausländischen Meister zu beurtheilen; jene nach ihrer Zeit, diese

nach

nach dem Orte, an welchem ſie ihre Werke verfertiget haben; und dieſe Anmerkung erſtreckt ſich auf alle Eigenſchaften, die entweder Beſtandtheile der künſtlichen Schönheit ſind, oder aus ihr fließen und mit ihr müßen verbunden werden, auf das Groſſe, Erhabene, Wahrſcheinliche, Rührende, Neue und Wunderbare, ſelbſt auf das Lächerliche und Belachenswerthe. Homer, welche elende Figur würde der alte Mann machen, wenn wir ihm alle beſondere Schönheiten ſeiner Zeit, ſeiner Nation, ſeiner Religion rauben und ihm nur diejenigen laßen wollten, die auch für uns, zu unſerer Zeit, unter unſerm Himmel noch Schönheiten ſind! Wir wollen die Kunſt bewundern, mit welcher er durch allgemeine Schönheiten, in die beſondern eingewebt, uns noch zu intereſſiren weiß; aber ihn nachahmen? Scenen aus Griechenland unter den deutſchen Himmel verpflanzen? Da ſey Gott für! Wenn aus dem ganzen Homer für uns etwas nachzuahmen iſt, ſo ſind es nicht ſeine Schilderungen, nicht ſeine Vergleichungen, ſelbſt ſeine Fabel iſt es nur einigermaßen: es iſt die Manier, mit welcher er den Griechen, erſt als Menſchen und dann vornehmlich als Griechen täuſchet und hinreißt. Dieſe Manier laßt uns durch den Kunſtgriff der Reduction übertragen auf unſere Sitten, auf unſere Denkart, auf das, was wir ſchön finden; dieſe einzige unter allen Arten der Nachahmung iſt männlich; die übrigen ſind bald jugendlich, bald kindiſch, bald ſclaviſch, bald noch etwas

ſchlimmeres; was ich nicht nennen mag. Die Schönheit der Alten iſt nicht allemahl Schönheit für uns; ſie zu verehren, iſt billig: aber immer ſie nachzubilden, ohne ſie keinen Schritt zu wagen, das heiſt ſein eigen Genie verleugnen und, um nur kein Perrault zu ſeyn, ein Mathanaſius werden.

Kein Werk der Kunſt hat jemahls das Glück gehabt, in allen Punkten allen zu gefallen. Die Urſache dieſer Verſchiedenheit der Geſinnungen iſt ſehr deutlich. Man muß einen überaus verderbten Geſchmack haben, um allgemeine Schönheiten nicht zu ſchmecken, die der Verfaßer angebracht hat. Aber man kan einen ſehr richtigen Geſchmack beſitzen, der ſich doch gegen gewiße Dinge ſträubet, die unſerer Denkart zuwider ſind, und die der Denkart des Verfaßers und ſeiner Zeit gemäß waren. Daher ſind die Stimmen mehrerer Kunſtrichter oft ſo getheilt, daß ſie alle einander widerſprechen und in vielen Fällen zugleich alle Recht haben. Mir iſt es ein wahres Gedankenfeſt, eine Erhohlung, wenn ich Muße habe, die Criticken zu leſen, zu prüfen, die der ältere Scaliger über den Homer gemacht hat. Ich finde, wenn ich ihn leſe, der Mann hat Recht; aber ich finde, wenn ich nun meinen Homer leſe, Homer hat auch Recht. Scaliger verſetzt den Griechen in einen falſchen Geſichtspunkt; er vergleicht ihn mit dem Römer und dann, nach römiſcher Denkart beurtheilt, muß jener verlieren. Aber nun kritiſire mir einmahl ein jüngerer Scaliger den Virgiel, nach

deut-

deutſchen Sitten, aus dem Cirkel der Oviriten, wo er ſeine Aeneide vorlas, herausgehoben; wie viel wird der Schwan von Mantua noch übrig behalten, was er in Leipzig ſingen könnte? Oder wie wenig? — So vergleiche ich die gegenſeitigen Urtheile der Franzoſen und Engelländer über die Henriade und über das verlohrne Paradies. Ueber dieſes hat mancher geſchmackvolle Marquis ſich krank, oder geſund gelacht; der Lord ſtudirt es und hebt es mit einer Ehrfurcht, die beynahe Aberglauben iſt, ſo auf, wie der türkiſche Pfaffe ſeinen Koran. Die Henriade hat, vielleicht bey mindern Verdienſten, ein ähnliches Schickſal. Der Deutſche läßt ſie durch Herrn Elias Caſpar Reichard überſetzen; der Engelländer verachtet ſie und einer der vornehmſten Kunſtrichter unter den Inſulanern verſpricht ihr kein langes Leben. Dagegen ſagt noch in dieſem Jahre ein gewiſſer d'Uſſieux: *) Virgile tiendrait à honneur d'aſſocier la Henriade à l'Enéide. — Et Mr. de Voltaire eſt peut-être le ſeul Poëte épique depuis Virgile, qui ait vu donner à ſon ouvrage les Eloges qu'il merite. — Widerſprechender könnten dieſe Urtheile gewis nicht ſeyn. Ein anderer Kunſtrichter würde Partie nehmen; ich aber nehme keine und laſſe jedem ſeinen Geſchmack. Beyde haben Recht; die

*) Eſſay ſur l'Etat actuel de la litterature françoiſe, (ein trocknes Werkgen.) S. 29 f. f.

Henriade iſt für den Franzoſen, Milton für den Engelländer und für die, deren Genie eine brittiſche Wendung hat. Ein jeder kan alſo dem andern das ſeinige laßen und das, was ihm gehört, für ſich behalten.

Darf ich nun noch fragen, ob einige Regeln der Kunſt und der Poeſie veränderlich ſind? Allerdings, der Archivar mag ſagen was er will, giebt es Schönheiten, die nur der Nation, des Ortes und der Zeiten ſind, nicht gleich alt mit den Sachen, und oft nur die Geſetze unſerer Welt, unſerer Sprache, unſerer Philoſophie — die jüngſten Schönheiten, wie wir, zu reden mit Herrn Johann Jacob Bodmer, die jüngſten Kunſtlehrer ſind. Man kan wohl, wenn man will, aus den veränderlichen Regeln der Kunſt höhere Grundſätze abſondern, die allgemein und nothwendig ſind. Man kan, zum Beyſpiel, dem Dichter, dem Mahler das Geſetz einſchärfen: Richtet euch nach dem Geſchmack eurer Zeit, eurer Nation, wiefern ſolcher nicht dem allgemeinen Geſchmacke der Menſchheit geradezu widerſpricht. Aber es iſt ein metaphyſiſcher Betrug, wenn man ſo unbeſtimmte Regeln für brauchbare Regeln der Schönheit verkaufen will. Lieber gleich das eingeſtanden, was nicht zu leugnen iſt, daß die Poeſie die Biegſamkeit eines Hofmanns hat, der

immer

immer eine Tinctur von dem annimmt, was um ihn herum iſt, und die Kunſt verſteht, ſich alle mögliche Geſtalten zu geben, nur keine ſolche, in welcher er lächerlich wird.

Wie ſind aber die veränderlichen Regeln der Kunſt von denen zu unterſcheiden, die keine Ausnahme leiden, die ewig, wie die Weſen der Dinge und älter als die Welt ſind? Theils durch das Gefühl einer innerlichen Nothwendigkeit, etwas für ſchön oder häßlich zu halten; theils durch das Urtheil des Publicum zu verſchiedenen Zeiten, an verſchiedenen Orten, unter verſchiedenen Umſtänden. Das erſte Merkmahl iſt vom Longin und das andere vom Dübos. „Durch das wahrhafte Hohe, ſagt jener, (und was er vom Erhabenen' ſaget, gilt auch vom Schönen) wird die Seele von Natur entzückt und eine Stelle kan unmöglich erhaben ſeyn, die ein Mann, der Geſchmack und Gelehrſamkeit hat, einigemahl anhöret, ohne durch dieſelbe gerührt zu werden.„ Wir bemühen uns zuweilen etwas zu tadeln, etwas häßlich zu finden; und wir fühlen trotz aller Bemühung, daß eine innere Stimme uns ſagt: dies iſt ſchön! In dieſem Falle können wir verſichert ſeyn, daß die Regel, welche aus einer ſolchen Empfindung gezogen wird, würklich allgemein iſt.

Geſetzt aber, daß unſer Urtheil uns ſelbſt nicht zuverläßig genug ſcheint, daß wir ſelbſt in uns ein Mis-

trauen

trauen ſetzen; gut! wir wollen alſo das Publicum zu Rathe ziehen, von welchen Dübos ſchon längſt uns verſichert hat, daß es von Werken der Kunſt beßer urtheilt, als alle Kunſtrichter. Unter dem Publicum (wenn ſein Urtheil völlig allgemeine Regeln feſtſetzen ſoll) verſtehe ich alle geſchmackvolle Leute von Anbeginn der Welt, oder der Schriftſteller an bis auf dieſe letzte betrübte Zeit und alle Zeiten, die noch folgen werden. Was dieſe einſtimmig, oder wenigſtens, wenn vielleicht einige noch von Partevlichkeit verführt worden, durch die Mehrheit der Stimmen für ſchön erklären, das iſt ſchön. Bey einer Uebereinſtimmung von tauſend empfindenden Seelen kan man tauſend gegen eins wetten, daß man nicht irren werde, wenn man eben ſo urtheilt wie ſie. Ich rede von Schönheit, nicht von Wahrheit; denn dieſe hat in gewißen Fallen weniger Macht über die Menſchen als jene.

Dies iſt der Grund, auf welchen ich in einigen folgenden Briefen an meine Freunde bauen werde. Ihnen, mein Theureſter Herr, unterwerfe ich meine pſychologiſchen Träume; und ich geſtehe es gern, daß ich bey Ihrem Urtheile nicht gleichgültig ſeyn kan. Ohne Verbeugungen, aber mit aufrichtiger Geſinnung bin ich u. ſ. w.

Vierter Brief

an den Herrn Canzleydirector

Wieland.

Vierter Brief

an den Herrn Canzleydirector

Wieland.

Sie können nicht glauben, mein theuerſter Freund, wie ſehr ich mich freue, daß nach Geßnern und Zimmermannen ich der dritte bin, der Ihren Idris gelesen hat. Ein Stück des vortreflichen Gedichts hatte vorher ſchon Herr Klotz in ſeiner deutſchen Bibliothek abdrucken laßen; allein mit Recht klagen die meiſten Leſer, daß dieſes Fragment für ſie zu dunkel ſey, weil es zu ſehr aus der Verwickelung der Begebenheiten herausgeriſſen iſt. Alle aber wünſchen mit Einem Munde, das Ganze zu ſehen und noch nie iſt wohl von dem feinern Theile des Publici ein Werk ſo begierig erwartet worden, als dieſer Idris, den ich jetzt in meinem Pulte habe. Nur noch ein einzigesmahl muß ich ihn durchleſen;

und

und dann mit der nächsten Post schicke ich die Handschrift an Herrn Weiße, der ihren Eingang in die gedruckte Welt befördern wird.

Was Zenidens Bild für Ihren Idris und für Den Sylvio die Gestalt seiner unbekannten Prinzeßin war; das ist für mich meine Grille von der Veränderlichkeit der Empfindung des Schönen und Häßlichen. Ueberall find ich sie, auch wenn ich sie nicht suche; sie laßt sich einholen, ohne daß ich ihr nachlaufe; immer verfolgt mich der Gedanke und beynahe:

il monte en croupe et galope avec moi.

Geschwind muß ich also eine Stelle aus dem Idris abschreiben, die mir so erwünscht ist, als wenn sie mir Fleis mir zu Gefallen gemacht wäre. Zerbin (im dritten Gesange) war unter Gnomen erzogen worden, ohne jemahls eine menschliche Gestalt als die seinige gesehen zu haben. Er mag selbst reden:

Hier war es, wo ich mir bewust zu seyn begann.
Hier wuchs ich, ohne zu erfahren,
Wer mir das Leben gab, vom Sauglingsalter an,
Von menschlicher Gestalt gesondert, unter Schaaren
Grotesker Gnomen auf, und war mit achtzehn Jahren
Von allen Höflingen des Königs Cormoran,

Der

Der Damen Urtheil nach, geziert mit allen Gaben,
Die ein VerjährungsRecht an ihrer Gnade haben.

Zerbin fand unter den GnomenMädgen vielen Beyfall, und der Vorzug, den er vor ihren misgeschaffenen Stutzern hatte, machte ihm mehr Herzen unterthänig,

Als je ein junger Herr, der aufs Erobern zog,
Auf Einen Blick erlegt zu haben log.

Allein GnomenLiebe konnte für ihn keine Reize haben;

Man kennt die Reizungen, womit Gnomiden prangen;
Zum mindsten waren sie, mein junges Herz zu fangen,
Sich einen Ueberfluß von Lieblichkeit bewußt;
Hier trohten mir zwo kupferfarbne Wangen,
Hier ein gespaltnes Kinn, dort eine breite Brust.
Für einen dritten war ihr Wettstreit eine Lust;
Doch mich, den unverletzt so viele Pfeile trafen,
Mich hinderten ganz andre Träum' am Schlafen.

Nämlich eine dunkle Ahndung sagte es ihm, daß es Geschöpfe gäbe, die ihm ähnlicher wären, als die, welche er um sich herum sah, und daß er gemacht sey, etwas beßers zu lieben, als Gnomiden.

Ein kleiner Zufall lehrte mich
Um diese Zeit mein Herz noch beßer kennen.

Der junge Gnom, mein Freund (das heißt, den ich
Genöthigt war, aus Mangel ſo zu nennen)
Fieng an, für ein Geſchöpf, das einem Aeffgen glich,
(Doch nur in meinem Aug') in voller Glut zu
brennen.
Denn in der GnomenWelt geſtand ihr ſelbſt der
Neid
Den Preiß der Liebenswürdigkeit.

Wir ſtritten oft, wenn er mit aller Schwärmerey
Der Leidenſchaft mir ſchwur, daß ihre AdlersNaſe
Der Thron des LiebesGottes ſey,
Und daß kein FrühlingsWind aus rundern Backen
blaſe;
Mir ſchien es, wenn ich ihn ſo reden hört', er raſe,
Ihm ſchien mein Urtheil Raſerey.
Wir ſahen uns nie, ohne uns zu zanken;
Doch mir erweckte dies beſondere Gedanken.

Wie, dacht ich, müßt ein Mädgen ſeyn,
Mir Aug und Herz zugleich zu rühren?
Kan dieſen Gnom die Häßlichkeit verführen?
Und ſeine Venus iſt ein Mißgeſchöpf? — doch nein!
So will es die Natur: ihr Trieb iſt allen Thieren
Gemein; ein jegliches nimmt ſeines Gleichen ein;
Der Pfau gefällt dem Pfau; die ungeſtalte Eule
Findt ihren Gatten ſchön, glaubt, daß er lieblich
heule.

Und wer unter allen hat nun Recht? Zerbin, der Gnome, der Pfau, oder die Eule? Alle, alle haben Recht, wenn nur jeder bey ſeiner Empfindung, bey ſeinem Geſchmacke ſich beruhigt und nicht das Urtheil eines andern deswegen verdammet, weil es dem ſeinigen widerſpricht. Sind dies nicht, mein Freund, eben die Gedanken, die Sie ſchon an einem andern Orte in einem Geſpräche zwiſchen Ich und Du vorgezeichnet haben? Ich muß die Stelle nur auch abſchreiben, wenn es gleich unſchicklich ſcheinen dürfte, daß ich Sie aus Ihren eigenen Büchern unterhalte.

„Es iſt ſchon längſt beobachtet worden, daß das Terentianiſche: tu ſi hic eſſes, aliter ſentias, wenn der gehörige Gebrauch davon gemacht würde, ein faſt allgemeines Mittel gegen alle die Widerſprüche, Irrungen und Zwiſtigkeiten wäre, die aus der Verſchiedenheit und dem Zuſammenſtoß der menſchlichen Meinungen und Leidenſchaften zu entſtehen pflegen.

Für einen bloßen Zuſchauer der menſchlichen Thorheiten, wenn es anders einen ſolchen giebt, kan nichts luſtigers ſeyn, als eine ganze wohl politirte Geſellſchaft von moraliſchen Egoiſten beyſammen zu ſehen, wovon immer der eine dem andern ſeine Perſonalität ſtreitig macht, und nichts geringers zu fordern ſcheint, als daß

alle andere in allen Sachen und zu allen Zeiten gerade ſo empfinden, denken, urtheilen, glauben, lieben, haßen, thun und laßen ſollen, wie er; welches in der That eben ſo viel ſagen will, daß ſie keine für ſich ſelbſt beſtehende Weſen, ſondern bloße accidentia und Beſtimmungen von ihm ſelbſt ſeyn ſollen.

Es iſt wahr, unter allen dieſen Egoiſten iſt keiner unverſchämt genug, dieſe Forderung geradezu zu machen; aber indem wir alle Meinungen, Urtheile, oder Neigungen unſerer Nebengeſchöpfe für thöricht, irrig und ausſchweifend erklären, ſobald ſie mit den unſrigen in einigem Widerſpruche ſtehen: was thun wir im Grunde anders, als daß wir ihnen unter der Hand zu verſtehen geben, daß ſie unrecht haben, ein Paar Augen, ein Gehirn und ein Herz für ſich haben zu wollen.

Warum gefällt Ihnen dies, mein Herr?

Ich kan Ihnen keine andere Urſache davon geben, als weil es mir gefällt.

Aber ich kan doch unmöglich begreifen, was Sie daran ſehen, das Ihnen ſo ſehr gefällt. Ich für meinen Theil —

Gut mein Herr! das beweißt nichts; als daß mir etwas gefallen kan, das Ihnen mißfällt. — —

Erhitzen Sie sich nicht, meine Herren, sagte ein Dritter, der diesem Streite zwischen **Ich** und **Du** zugehört hatte. Sie könnten noch einen halben Tag disputiren, ohne daß einer den andern bekehren würde — und wißen Sie wohl warum? — die Ursache ist ganz natürlich — weil Sie beyde Recht haben. Tu si hic estis, aliter sentias. „ *)

„ Der **Ich**, sagt Ihr Ulmischer Landsmann Abbt bey „ dieser Stelle, scheint die Sache ein bißgen zu weit zu „ treiben. Denn wenn der erste beste Anschein, den „ jeder von einer gewissen Sache bekömmt, hinreichend „ ist, ihre Güte in Absicht auf ihn zu entscheiden, wenn „ kein anderer weiter darüber urtheilen kan: so giebt es „ gar kein billiges Gesetz mehr, keine gerechte Forderung mehr an die Menschen. „

Wenn von Güte, wenn von Handlungen die Rede ist, welche den Gesetzen unterworfen sind; dann mag der Censor Recht haben. Aber der **Ich** hat auch

*) Abentheuer des Don Sylvio von Rosalva, 5tes Buch, 7tes Capitel, S. 351. f. f.

Recht, wenn er bloß solche Dinge versteht, die für den Richterstuhl des Geschmacks gehören. Sein Geschmack muß es entscheiden, was für ihn schön seyn soll; mag doch der Du anders urtheilen; was gehet das uns an, die wir weder Ich noch Du sind?

Warum verlachen wir nun den Schwarzen, der in eine schwarze Schönheit mit gepletschter Nase und aufgeworfenem Munde so verliebt ist, als wir andern in unsere rosenwangichten Mädgen? Nach der Verschiedenheit des Erdstrichs ist die Bildung der Menschen verschieden, und unsere Urtheile von der Schönheit richten sich immer nach dem, was unter uns gewöhnlich ist. Der Mohr schafft sich also in seiner Phantasie das Bild der vollkommensten Mohrin, wie etwa wir in der nackenden Venus die schönste Gestalt erblicken, die unter unserm Himmel gedacht werden kan. Der Gang, das äußerliche Betragen, der Anstand, die Gebräuche haben bey jeder Nation gleichfalls ihre einheimische Form; alles ausländische ist dieser Nation fremd und sie mus sehr demüthig seyn, sehr zur Nachahmerin geschaffen, um es zu bewundern. Wenn sie patriotisch denkt, so liebt sie ihre eigenen Sitten und diese sind der Entscheidungsgrund, nach welchen sie ausspricht, was für sie schön oder häßlich ist. Es sey, daß sich einige völlig allgemeine Regeln angeben laßen, nach welchen der Geschmack, wenn er richtig seyn soll, in dergleichen Punkten zu leiten ist; und vielleicht sehn wir in unsern theorienreichen

Zeiten

Zeiten noch eine Theorie der Complimente, der Dorneuſen und des Haarputzes. Die Regeln für die Eine Nation, mit Erlaubniß des Herrn Beaumont Coëffeur dans les quinze-vingts, ſind doch nicht immer für die andere gemacht; und es bleiben, nach allen Theorien, noch Fälle genug übrig, in welchen allein der Geſchmack entſcheiden muß, nicht der allgemeine, ſondern der Geſchmack der Zeit und der Nation. Will hier Ein Volk dem andern ſeinen Geſchmack aufdringen, ſo handelt es wie ein Kopf à la Cabriolet, der es nicht leiden will, daß ein anderer à la Meanpeau geputzt iſt. *)

Noch ſinnlicher iſt der Unterſchied bey ſolchen Dingen, die ganz, oder zum Theil für menſchliche Bedürfniße beſtimmt ſind; dergleichen ſind Kleidungen, Gebäude und Gärten. Kleidungen und Gebäude braucht der Italiäner, ſich abzukühlen; der Ruße, ſich zu erwärmen. Die Idee des Nutzens und des Endzwecks vermiſcht ſich in ſolchen Fällen mit der Idee der Schönheit und erzeugt eine Menge von Regeln, die für dieſe Nation eine Verbindlichkeit haben, für jene nicht haben. Setzt eine kühlende Grotte aus den römiſchen Weinbergen nach Archangel, und das Winterzimmer

*) Eine Stelle aus Schmollets Reiſen, die ſehr zu meinem Zwecke dient, iſt zu natürlich, als daß ich ſie abſchreiben könnte. Wer nicht ekel iſt, der mag ſie (S. 42 bis 45.) ſelbſt ſuchen.

eines Rußiſchen Gouverneurs nach Capua; wie lächerlich! werdet ihr ſagen. — Wäre es aber wohl beßer, wenn einige Grade vom Nordpol Paläſte nach italiäniſcher Bauart aufgeführt würden?

Mit dem ſittlichen Ideale und den moraliſchen Geſinnungen hat es eine ähnliche Bewandniß. Alle Urtheile der Menſchen über ſolche Punkte flieſſen aus ihrem nationalen Charakter und aus ihrer beſondern Denkart; ſie entfernen ſich alſo ſo weit von einander, als verſchieden die Miſchung der einzelnen Züge zur Bildung des ganzen Charakters iſt. Wer den Geiſt des Spaniers kennt, den wird es nicht befremdden, daß ein Don de L*** den Meuchelmord für erlaubter hält, als den Zweykampf; daß der Vater ſeinem erſten Sohne eine Frau, und den übrigen Beyſchläferinnen beſorgt; daß ein Edelmann mit Mantel und Degen ein Almoſen nicht heiſcht, ſondern als ein Darlehn bittet; daß ein arragoniſcher Bauer zugleich ſtolz, geitzig und faul ſeyn kan, und daß der ſpaniſche Stutzer ſeinen Galawamms noch immer nach dem Muſter ſeiner erlauchten Ahnen zuſchneiden läßt. Der Franzoſe iſt flatterhaft, eitel, eingebildet, immer mit ſich beſchäftiget, höflich mit einer Beredſamkeit, wobey er nichts denkt, mit Worten, die ihm nichts koſten, auf eine unerträgliche Art dienſtfertig, aufmerkſam auf Kleinigkeiten, bey wichtigen Dingen leichtſinnig, verliebt und fühlbar auf der Oberfläche und unempfindlich im

Grun-

Grunde, heute dies, morgen etwas anders. So viel ſich dieſer auf ſeinen König einbildet, ſo ſtolz iſt der Engelländer auf ſeine Freyheit. Dieſe, auch da wo er ſie ſich nur einbildet, iſt ſein Steckenpferd; ſie trägt ihn fort und belebet alle ſeine Handlungen. Daher ein gewißer Eigenſinn, der ſich durch nichts lenken läßt, was das Anſehen eines Befehls hat. Daher ein heimlicher, nicht ſelten öffentlicher Stolz, den ſich der Britte wegen eines wahren, oder angeblichen Vorzugs über andere nicht ſo frere Nationen anmaßet. Daher und aus der natürlichen Melancholie der Engelländer die ſonderbare, anfangs kaltſinnige Laune, die ſie vor allen andern Geſchlechtern der Menſchenkinder auszeichnet. Wenn nun ein Dichter, der für ſeine Nation ſchreibt, ſich ihr gleich ſtellt, Erhabenheit und Niederträchtigkeit, Sitten und Anſtand nach ihren Begriffen formt; darf ihn ein fremder Kunſtrichter tadeln, der aus ſeinem Vaterlande andere ſittliche Ideen, andere Gebräuche, andere Grundſätze mit gebracht hat? Mit nichten! Shakſpear ſoll immer der Lieblingspoet der Engelländer ſeyn und bleiben; Don Lopez de Vegas der Spanier; Corneille der Franzoſen; wir wollen keiner Nation ihr Eigenthum rauben, aber auch für uns das unſrige behalten und nicht geradezu ſolche Originale nachahmen, die für uns nicht gemacht ſind.

Die Urſachen von dieſer Verſchiedenheit des Geſchmacks und der Geſinnungen liegen theils in dem Cli-

ma, theils in der Mode, in dem Herkommen und in NationalVorurtheilen, theils in der Gewohnheit, andere nach der Gleichförmigkeit mit uns zu beurtheilen, und theils, wie ich schon berührt habe, in der Verschiedenheit des Endzwecks bey solchen Dingen, über die der Geschmack richten soll.

Ein heißes Clima giebt der Empfindung eine gewiße Trägheit, die aber in Heftigkeit übergehet, sobald sie geweckt wird. Ein gemäßigtes Clima bringt Geschwindigkeit in den Geist, wie in den Körper; und ein kälteres mildert dieselbe, mehr oder weniger, nachdem es weiter, oder näher vom Mittelpunkte absteht. Wenn ich das Clima nenne, so verstehe ich bloß den Abstand vom Aequator; noch andere Umstände tragen gleichfalls das ihrige bey zur Veränderung der Charaktere und der Denkarten. Dergleichen sind die Luft und die Theile, die in ihr schwimmen, angränzende Meere, Flüße, Sümpfe, Berge, Thäler, Wildniße, Wälder, die NahrungsMittel, die Lebensart und hundert unwichtigere Dinge, die in die Naturgeschichte der Menschheit gehören. Es ist, zum Beyspiel, gewiß, daß die Seele der Beyhülfe des Körpers im Denken und Empfinden nicht entrathen kan; die Beschaffenheit seiner Fibern und Nerven, des Nahrungssaftes und der Lebensgeister wird also auf alle Würkungen der Seele einen merklichen Einfluß äußern. Jetzt ge-

ben Sie einmahl einem Menſchen ein Jahrlang keine andere NahrungsMittel, als SchiffsZwieback, grobes Gemüße und dickes Bier; ich wette, ſeine Denkart wird bald den Speiſen, die er genießet, ſehr ähnlich werden. Kehren Sie die Diät um und ich hoffe, Sie werden entgegen geſetzte Würkungen ſpüren, wofern der Menſch, an welchem das Experiment gemacht wird, nicht ganz von der Natur verwahrloſet iſt. Wir andern alſo wollen es einem Menſchen, der grob ſpeißt, nicht verdenken, wenn er grob denkt; ſeine Seele kan ſich, in keiner andern Richtung, mit keiner andern Geſchwindigkeit bewegen, als nach welcher und mit welcher ſie geſtoßen wird.

Hätten wir ein Syſtem, eine Philoſophie der Mode, ſo würden wir ihre Herrſchaft in ihrem ganzen Umfange ausmeßen und es begreifen können, wie groß ihre Würkung auf unſern Geſchmack ſey. Oder vielmehr ſie ſelbſt iſt nichts anders, als unſer Geſchmack, wiefern er durch das Vorurtheil des Anſehens auf einen gewißen Punkt iſt gelenkt worden. Von Natur ſind wir geneigt, alles was über uns iſt, zu bewundern; und unſere Eigenliebe heißt uns es nachahmen, damit uns wieder andere bewundern ſollen, von welchen wir glauben, daß ſie unter uns ſind. Jeder Menſch hat in ſeinem LieblingsFache ein gewißes Ziel, welches er zu erreichen gedenket und er glaubt es dann

zu erreichen, wenn er eben das thut, was andere vor ihm gethan haben, von welchen er überzeugt iſt, daß ſie ihn übertreffen. Laßt mir nun dieſe OriginalGenies ſeyn, ſo werden ſie ſich überall neue Wege bahnen, ſich dadurch Vorzüge erwerben, die andere nicht haben; und dieſe werden jenen nachlaufen, um nur das zu werden, was die erſten ſind. Wenn in einem Lande die Moden ſelten verändert werden, oder wenn es die ſeinigen allemahl aus andern Ländern herhohlen muß; ſo iſt dies allemahl ein Beweis, daß es wenige OriginalsGenies hervorbringt. Wohl verſtanden, daß ich nicht allein von den Moden in der Kleidung und im äußerlichen Betragen rede; die Litteratur, der Krieg, das Regiment haben ſo gut ihre Moden als der Zuſchnitt unſerer Gewänder und der Tact unſerer Verbeugungen. Auch unter dem PygmäenGeſchlechte der ſüßen Herren, zu ihrer Ehre ſeys geſagt, giebt es OriginalKöpfe, die durch ihre, ſo Gott will, wichtige Erfindungen Geſetzgeber für andere werden, die ihnen am ſchöpferiſchen Geiſte nicht gleichkommen. Oder wenn jene es nicht ſind, ſo ſind es ihre CammerDiener, ihre Schneider, ihre Putzmacherinnen und die übrigen Miniſter der Königin Eitelkeit. *) Nicht beßer gehet es uns, die wir von andern, die weniger wißen als wir, Gelehrte genennt werden, oder uns ſelbſt ſo nennen. Wolf demonſtrirte ſich zum großen Manne; und tauſend öde Köpfe liefen ihm nach, um eben ſo

gros

*) S. Smollets Reiſen. S. 64. f. f.

groß zu werden, wie er. Klopſtok ward durch ein Bändgen Hexameter berühmt; ſeine Nachahmer ſchrieben Bände und wurden — nichts. Das ſchlimmſte iſt dies, daß insgemein das ſerumm pecus in den Moden bloß auf das äuſſerliche verfällt, wie ein Stutzer ſo ſchön zu ſeyn glaubt, als ein anderer, wenn er ſich, wie dieſer, à l'aile de pigeon friſiren läßt. So ſchuſſen Friederich und ſein groſſer Vater ein ganz neues Heer, zum Unglück gaben ſie ihren LandsKnechten kurze Röcke, und gleich glaubten andere, auch Preuſſiſche Krieger zu haben, wenn ſie die Kleidung ihrer Soldaten um ein Drittheil abkürzten. Auf dieſe Art entſtehen alle Moden; auf eine ähnliche Art gehen ſie unter. Ein Mann vom erſten Range ſchämt ſich, vermöge des Bewuſtſeyns ſeiner Gröſſe, das auch zu thun, was er von andern wahrnimmt, die er verſchiedene Stufen unter ſich erblicket. Sobald alſo die Mode, die er angehoben hat, unter den Pöbel verfällt, ſo iſt ſie für ihn zu niedrig und er ſchafft durch ſein verändertes Beyſpiel eine neue, die nicht viel länger dauren wird, als die erſte. Wenn nun aber eine Mode ſich ſolange erhalten ſollte, (und wir haben einige Falle, wo es geſchehen iſt) daß ſie ſelbſt mit der nationalen Denkart zuſammenflöſſe; dann wird ſie, wie das Herkommen in bürgerlichen Rechten, Kraft der Verjährung ſelbſt für den Geſchmack ein Geſetz, welches zwar in ColliſionsFällen den allgemeinen Regeln der Schönheit nachſtehen muß, aber doch außerdem immer ſeine Verbindlich-

keit

keit behält. Wir wollen von dieser Bemerkung selbst irrige Religionen nicht ausschliessen, die wir alle Moden aus der Nachahmung, mit Hinzufügung einer guten Dosis von Enthusiasmus, entstanden sind. Wir wollen also den chinesischen Dichter, der mit der Zeit eine Confuciade singen wird, nicht nach solchen Regeln kritisiren, die wir aus unserm Klopstok genommen haben; sondern erst die Denkart, die Gebräuche und die Religion seines Landes studiren und dann über ihn richten, aber behutsam; nicht gleich ihn verdammen, besonders da, wo wir argwohnen müssen, uns nicht genug in seinen Standort versetzt zu haben. Wie würde es uns däuchten, wenn ein Journalist in Peking nach chinesischen Gesetzen die Messiade beurtheilen wollte? Kehren Sie die Verhältniß um; so habe ich das, was ich will.

Ueberdies sind wir gewohnt, immer die Dinge nach einer gewissen Gleichförmigkeit mit demjenigen zu messen, was wir an uns selbst wahrnehmen; auch diese Eigenschaft des Menschen, die immer eine Schwachheit seyn mag, verändert den Geschmack und die Urtheile über das Schöne. Der Philosoph setzt die Philosophie, und gemeiniglich nicht die Philosophie überhaupt, sondern **seine eigene** zum Maasstabe der Gelehrsamkeit: so macht es der Philolog, der Geschichtskundige, der Dichter, der Litterator — und wer macht es nicht so? Wenn wir noch tiefer in unsere Natur schauen, so fin-

den

den wir dieſes Vorurtheil ſelbſt in unſern Ideen von der Gewiſſheit, von der Wahrſcheinlichkeit, von der Sittlichkeit und am meiſten von der Schönheit. Von dieſer abſtrahiren wir die meiſten Begriffe aus uns ſelbſt, oder aus dem, was um uns herum iſt; wie wollen wir dieſe einem andern aufnöthigen, der ſie aus ſich und aus dem nehmen kan, was um ihn her iſt. Einen weiſſen Menſchen hält der weiſſe Menſch aus eben der Urſache für ſchön, aus welcher der ſchwarze ihn häſſlich findet. Und unſere weiſſe Menſchinnen können in dem Auge eines Mohren nicht ſchön ſeyn, er müſte denn, welches ich nicht hoffen will, ſeine mohrriſche Natur gänzlich abgeleget haben. Abſtrahirte Geſetze dürfen auf nichts angewendet werden, als auf das, wovon man ſie abſtrahirt hat, oder auf etwas ähnliches, weil Dinge, die man mit einander vergleichen will, nothwendig homogen ſeyn müſſen. Wie fern alſo mehrere Menſchen heterogen ſind, ſofern ſind es auch ihre Urtheile über Schönheit und Häſſlichkeit, ohne daß der eine ſagen kan, er allein habe Recht.

Von den abſtechenden Meinungen, die nach verſchiedenen Umſtänden aus der Verſchiedenheit des Endzwecks gewiſſer Dinge entſtehen, habe ich ſchon geredet. Der Americaner mahlt ſein Geſicht mit bunten Farben, nicht um liebenswürdig, um ſeinen Feinden fürchterlich zu ſeyn. Die Schöne in Paris thut faſt eben das, nicht um fürchterlich um liebenswürdig zu werden.

den. Abscheulich ist jener im Auge der letztern; lächerlich vielleicht diese im Auge des erstern, und beyde für sich selbst schön genug. Jeder hat Recht, wenn er nur über sich urtheilet, und Unrecht, sobald er den andern tadeln will, weil er nicht ist, wie er selbst.

Wenn endet das Geschwätz? wird ein Kunstrichter fragen, der sich nicht besinnt, daß ein Schriftsteller gern lange von seinen LieblingsGrillen spricht, wie ein Verliebter mit seinem Mädgen, wenn gleich die Umstehenden gähnen. — Doch soll es gleich enden, wenn ich nur zuvor die Anwendung deselben auf die Dichtkunst und auf die Critik gezeigt habe.

Nicht die bekannte Lehre vom Costume will ich hier noch einmahl vertragen, wenn sie gleich in dieses Fach gehöret und aus der Verschiedenheit des Geschmacks erklärt werden muß. Ich merke nur an, daß das Gewöhnliche nicht nur in einzelnen Theilen des künstlichen Werks zu beobachten ist, in den Charakteren, Kleidungen, Sitten, Reden und Handlungen der Personen; sondern selbst auf gewisse Art im ganzen Bau, in der Anlage, im Styl und im Tone. Ein Autor, der schreibt, um von seinen Landsleuten gelesen werden, muß soviel Condescendenz haben, daß er ihrem Geschmacke, wenn er auch verderbt seyn sollte, wenigstens etwas nachgiebt, wenigstens einigermaßen seine

Leser

Lever in dem üblichen Ton ſtimmt. Wenn alſo die Nation das coloſſaliſche, das ungeheure, das wunderbare liebt, ſo ſoll er, wie Milton, hierinnen ſich ihr gleichſtellen und gerade das zur Grundlage ſeines Werks machen, woron er weiß, daß es die meiſten ſchmecken werden.

Erlaubt ſey es dagegen einem andern, einem Arioſt, in Betracht ſeiner Zeit und ſeiner Landsleute, das heroiſche und luſtige zu miſchen, poetiſche Erdichtungen mit Ammenmährgen, und ein ſo verwickeltes Ganzes zu ſchaffen, daß man beynahe eine Fee nöthig hat, um den Faden nicht zu verlieren. — Ich will ſelbſt Lohenſteinen ſeinen Schwulſt nicht ſo hoch anrechnen, als man insgemein zu thun pfleget, weil ich die Zeit kenne, in welcher er geſchrieben hat. Ampullen verlangte damahls der Leſer und Lexipedalia verbot der Schriftſteller bequemte ſich nach dem Geſchmacke der Zeit, flocht aber in eine Reihe von übertriebenen Metaphern und Gleichniſſen noch immer ſo viel gründliche Gedanken ein und oft ſo gut gelaut, daß wir darüber ſeinen Schwulſt leicht vergeſſen können. — Die groſſe Kunſt iſt freylich die, zugleich ſeinen Zeitgenoſſen zu gefallen und auch ein Schriftſteller für die Nachwelt zu werden. Verſchiedene Werke ſind für die Zeiten und für die Umſtände, unter welchen ſie erſchienen, ſehr gut gemacht; allein mit den Zeiten ändern ſich die Umſtände und dann will und kan ſie niemand mehr leſen. Wer lieſt jetzt

noch die Streitſchriften von der Wolfiſchen Philoſophie? Niemand, und bald wird auch niemand mehr Luſt haben, einen Blick auf die neologiſchen Wörterbücher, Aeſthetiken in einer Nuß, Vorſpiele, Bodmeriaden, Gniſſel, und andere gute, mittelmäſſige und elende Schriften zu werfen. Liſcow iſt ſchon faſt vergeſſen, weil die elenden Skribenten vergeſſen ſind, die er an den Pranger ſtellte und weil man ihn nicht verſtehen kan, ohne einen Sievers, Philippi, Rodigaſt und Manzel zu kennen, die man vielleicht nicht kennen will. Wenn aber ein Autor klug genug iſt, um durch allgemeine Schönheiten die unter die beſondern für ſeine Nation mit Weisheit hingeſtreuet werden, ſein Werk für alle Leſer und zu allen Zeiten intereſſant zu machen; dann kan er ſich auf den Beyfall der Nachwelt und gewis ſeyn, daß ſie ſeinen Nachlaß als ein Heiligthum bewahren wird. So Swift, der ſelbſt in ſeinen perſönlichen Satiren noch allgemein genug iſt, um auch von uns, die wir nicht ſeine Landsleute ſind, und von unſern Enkeln geleſen, verſtanden und bewundert zu werden. So Liſcow in ſeiner Schrift von der Vortreflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Skribenten, die eigentlich eine ganz beſondere Veranlaſſung hatte und nur durch die Wendung allgemein wurde. Und ſo Abbt in ſeinem Auto da Fe', einer Satire, die völlig untadelhaft ſeyn würde, wenn ſich ihr Verfaſſer hätte überwinden können, einige allzuperſönliche Züge und einige Anſpielungen auf heilige Dinge hinwegzulaſſen.

Für

Für den Kunſtrichter iſt die Beobachtung von der Veränderlichkeit des Geſchmacks faſt wichtiger noch, als für den Poeten, dem ohnehin, wenn er ein guter Poet iſt, ſein Genius die nöthige Biegſamkeit giebt, durch welche er ſich und ſein Werk nach den Umſtänden der Zeit und des Orts zu formen weiß. Aber das kritiſche Geſchlecht iſt insgemein ſteif, weniger fähig zu empfinden und ſo zu empfinden, daß es ſich in fremde Ausſichten verſetzt, als nach einigen wohlhergebrachten Regeln alles zu verdammen, was es für einen Fehler wider die Regel hält, da es doch oft nur eine Ausnahme iſt. Mit der Erlaubniß dieſer Herrn, verlange ich alſo, daß man nicht eher einen Dichter tadle, als bis man ſich völlig in ſeinen Standort hineingedacht hat, in die Umſtände, in welchen, in die Nation, für welche, in den Gegenſtand, von welchem er dichtet, daß man ihn nicht nach Regeln beurtheile, die aus dem Ariſtoteles, Scaliger, Boſſu, d'Aubignac etwa gezogen werden, ſondern nach ſolchen, die man theils aus der allgemeinen menſchlichen Natur, theils aus derjenigen Natur ſchöpft, die nach den Umſtänden veränderlich iſt; daß man nicht alles verwerfe, was uns nicht gefällt, und was vielleicht andern mit

Recht gefallen konnte; und endlich daß man nicht den Werth Eines Dichters durch oft gehäßige Vergleichungen mit andern auf eine niedrigere Stufe herabsetze. Dinge, die man vergleichen will, müßen homogen seyn; und zween Dichter sind es niemahls, wenn sie beyde viel Genie haben, es sey denn, daß der zweete geradezu es unternimmt, Copist des erßen zu werden. Vergleicht man sie aber, weil man vielleicht eine ganz geringe Aehnlichkeit zwischen beyden wahrnimmt, so muß allemahl derjenige gewinnen, von dem man es vorher wünschte, daß er gewinnen sollte; oder, wenn man noch sehr unparteyisch ist, derjenige, dessen Werk man als die Basis annimmt, das Gedicht des andern dagegen zu halten und seinen Werth abzuwägen. Scaliger wußte es nach seiner Prädilection für den Virgil gewiß vorher, daß dieser den Homer weit übertreffen müßte, noch ehe er die Parallele würklich gezogen hatte. Und wenn man dem Homer zur Rechten legt, den Virgil zur Linken, den Scaliger in die Mitten und so bey aufgeschlagenen Büchern seine Critiken prüft: dann findet man insgemein, was ich schon mehrmalen bemerkt habe, daß beyde Recht haben; Homer, nicht zu

seyn

seyn wie Virgil, und Virgil, nicht völlig zu seyn wie jener. Ich sehe es nicht gern, daß ein scharfsinniger Kunstrichter es noch vor kurzem durch sein Beyspiel erwiesen hat, wie sehr solche Parallelen verunglücken können, wenn sie nicht mit vieler Behutsamkeit fortgeführt werden. *)

Wie würde es Ihnen, mein Freund, gefallen, wenn ich Ihren Agathon mit dem Heliodor, die komischen Erzählungen mit Lafontaine, den Rosalva mit Dongvichotte, Idris mit dem Roland und den Masarion Gott weis mit was vergleichen wollte? In einzelnen Stellen mag es seyn; aber im ganzen, in der Anlage, in der Schreibart, im Tone — ums Himmels willen nicht! Und gleichwohl sind die Kunstrichter im Durchschnitte genommen zu nichts aufgelegter, als zu solchen Vergleichungen. So heißt es zum Beyspiel: „die Stellung „ist vom Cervantes und die Farbenmischung vom Fiel„ding„ — oder „der Verfaßer hat sich bald Fontä„nen, bald Corbillon, bald Marmonteln, bald einen „andern zu erreichen vorgesetzt„ woher, um Verge-

 bung,

*) Der Verfaßer der Fragmente über die deutsche Litteratur.

hung, dieſe Anekdoten? Und cui bono? Iſt es nicht vernünftiger, dieſen Autor allein zu betrachten und den Geiſt ſeines Werks zu erhaſchen *), als ihn mit Originalen zu vergleichen, an die er, um ſie nachzuahmen, vielleicht gedacht, vielleicht auch nicht gedacht hat?

Ich eile, an meinen Jacobi zu ſchreiben. Tausendmahl umarme ich Sie, mein theureſter Freund! Leben Sie wohl!

*) Saisir l'eſprit de l'ouvrage.

Fünfter Brief

an den Herrn Professor

Jacobi.

Fünfter Brief

an den Herrn Professor

Jacobi.

Den Augenblick liegen aufgeschlagen drey allerliebste Bücher vor mir, alle drey Geschenke von Ihnen, mein theuerster Jacobi; die Romanzen des Gongora und zween Bände Briefwechsel zwischen Ihnen und Ihrem Gleim. (laßen Sie mich immer sagen, daß er auch ein wenig der meinige ist) — Ich lese diese Schriften mit Vergnügen und eine jede Stelle, die ich auch schon vorher gelesen habe, hat heute neuen Reiz für mich. Aber doch ist es mir, wenn ich nun die Bücher wieder hinweglege, als wenn mir noch etwas fehlte und als wenn ich noch ein Werk von Ihnen verlangen sollte, welches Sie,

wo ich nicht irre, mir und den Herren Klotz und Meusel einmahl versprochen haben. Wo bleibt die Fortsetzung der Meinhardischen Versuche über die Italiäner? Sind Sie zu sehr mit Ihren Gresset und Chaulieu, zu sehr mit Gleim und Freundschaft und idealischen Mädgen beschäftiget, um unsere Hofnung zu erfüllen? Nein, mein Freund, das leide ich nicht; ich nehme sie bey Ihrem Worte und drohe, wenn sie es nicht halten, Sie bey Gleimen und allen Amorn und Amoretten zu verklagen. Ich wüste auch niemanden, der so gut für ein solches Unternehmen geschaffen wäre, als eben Sie. Eine tiefe Einsicht in beyde Sprachen, ein feines Ohr, fähig den Wohlklang des welschen Dialekts zu empfinden und in den unsrigen überzutragen, ein zartes Gefühl für die höheren Schönheiten der Poesie, ein richtiger Geschmack, und eine hinlängliche Känntniß der italiänischen Litteratur; dies sind ohngefehr die Eigenschaften, die man haben muß, um etwas anders als Bachenschwanz, um ein Meinhardi zu werden. Und wenn Sie auch Ihre Bescheidenheit und Ihr Mistrauen auf sich selbst abhalten sollte, zu glauben, daß Sie diese Talente besäßen; so getraute ich mir allenfalls, bey Ihnen selbst Bürge für Sie zu werden. Das Publicum würde mich freylich nicht dafür annehmen und mein eigenes Capital nicht für hinreichend zu einem solchen Vorstande erkennen. Allein eben dieses Publicum — wird sich selbst unterschreiben, sobald von Ihnen und von dem Werke die Rede ist, wozu ich sie gern bewegen möchte. In der That,

Ihre

Ihr Gongora und Ihre Anmerkungen über das Buch des Herrn Meinhards, die das beste Stück seines Denkmahls sind, geben Ihnen den ersten und vornehmsten Anspruch darauf. Besonders haben Sie durch einen vertrauten Umgang mit Ihrem Schriftsteller sich so sehr in seine Denkart und an seinen Standort gesetzt, daß alle Ihre Critiken, nicht fremd, sondern würklich einheimisch und für den Spanier national sind. Und diese Kunst, sich in fremde Aussichten zu versetzen, ist sie nicht die Haupteigenschaft des andern Meinhards, den wir hoffen? dem Kunstrichter so nothwendig, als dem Poeten?

Dem Poeten, damit im Ganzen und in einzelnen Zügen stets ihm alles auf eine geistige Art gegenwärtig sey, was zur Anlage seines Gedichts und zur Ausbildung desselben gehört, der Charakter seiner Personen, die Umstände der Zeit und des Ortes, die Beschaffenheit der Scene, die ganze Reihe der Begebenheiten, selbst äußerliche Verhältnisse, zum Beyspiel, die Leser, die er haben wird und haben kan.

Dem Kunstrichter, damit er völlig in eben dem Geiste lese, in welchem der Autor gedichtet hat; nicht diesem ein falsches Ideal unterschiebe; nicht ihn nach fremden Regeln beurtheile, die er nicht beobachten wollte, nicht durfte; damit er endlich nicht derjenigen Empfin-

pfindung folge, die er als deutſcher Kunſtrichter des achtzehendten Jahrhunderts hat, ſondern derjenigen, die er haben würde, wenn er unter ſolchen Umſtänden Kunſtrichter wäre, unter welchen der Dichter geſchrieben hat.

In fremde Länder, in die mythologiſche Welt, in andere Zeiten, in fremde Geſinnungen, Handlungen und Charaktere, ſelbſt in die Nachwelt zuweilen muß ſich der Dichter verſetzen, nachdem es die Materie befiehlt, die er bearbeitet. Der Leſer folgt ihm gern überall nach, wohin er ihn auch führen mag; nur ſind wir geneigt, überall aufzumerken, ob auch unſer Geleitsmann die rechte Straße weiß und ob er nicht zuweilen nach einheimiſchen Wegen zurückkehrt, da er verſprach, in fremden Gefilden zu wandeln. Gern ſchiffen wir mit Kleiſten über das Baltiſche Meer, nahe an dem Nordpole ein lappländiſches Lied zu ſingen; gern ſehen wir es, wenn Gerſtenbergs Mohr fühllos in der lybiſchen Wüſte harret,

daß der Sand
Die Ferſen ihm verzehrt; und ſeine Seufzer wecken
Die Tyger dieſes Hayns, die durch den Durſt entbrannt,
Weh ihm! ſein Blut von ferne lecken.

Und, noch lieber als in Reiſebeſchreibungen, erblicken wir die Beſchaffenheit des Landes, der Einwohner und

der

der Sitten von America in dem vortreflichen Liede, welches die Tänzerinnen der Almeria ihrer Prinzeßin singen, nach der Dollmetschung unsers Zacharia:

Singt, o Gespielen, singt ein würdig Lied
Der Kayſertochter, die ihr jetzt im Tanz
Umſchlieſen haltet! Montezumens Stolz,
Sein Ebenbild iſt ſie! ſingt ihr ein Lied!

Erheitre dich rings um ſie her, Natur!
Ihr Winde, die ihr von dem Andes haucht,
Weht ſanfter! ſenge nicht mit heißem Strahl,
O Sonne, ſie! Orangen, duftet ihr!
Almeria luſtwandelt in dem Haun.

Almeria, wie dunkles Ebenholz
Iſt dein Geſicht; die Wolle von dem Baum
Iſt nicht ſo kraus, als wie dein ſchwarzes Haar;
Dein Federſchurz iſt bunter als die Luft,
Wenn ſie bemahlet wird vom Morgenroth;
Iſt ſchöner, als des Regenbogens Glanz,
Der über Mexico ſich ſchimmernd wölbt.

Leih deine Sternenaugen, ihr zum Schmuck,
O königlicher Pfau! ihr, Colibri,
Reicht ihr die Federn von Azur und Gold.
Mit Purpurmuſcheln wollen wir dein Haar,
Almerie, erhöhn, und Perlenreihn
Dazwiſchen flechten; und ein Blumenbuſch,
Von Diamanten ſchmücke deine Stirn!

So soll der Jüngling, welcher aus dem Blut
Des groſsen Montezuma stammt, dich sehn.
Er, schön, und tapfer wie der Krieges Gott,
Trägt deine Feſseln, o Almeria!

Man sollte glauben, der Dichter wäre selbst in Mexico gewesen, der sich so in die Laune der americanischen Mädgen hineindenken kan. Fast ist es noch leichter, sich in die erdichtete Welt zu versetzen, als in eine würkliche, in welcher wir Fremdlinge sind und die wir vielleicht nicht gesehen haben; leichter in irgend eine Mythologie, mit welcher wir uns eher durch die Hülfe einiger Schriftsteller familiarisiren können, als über den Ocean in ein Land, das wir aus einigen ohne Geschmack beschriebenen Reisen nur halb kennen lernen. Die mythologischen Geschöpfe findet der Dichter schon völlig zu seinem Gebrauche zubereitet, vollkommen sinnlich, mit allen ihren Attributen, mit ihrer ganzen Geschichte. Würkliche Wesen aber sind noch roher Stoff, der erst, um gefällig zu seyn, für die Kunst zu verarbeiten ist. Ein weiser Poet wird also oft würkliche Begebenheiten durch eine Hindeutung auf die Fabel sinnlicher machen, und poetischer durch ein allegorisches Gewand, welches er ihnen umhängt; wie Ramler durch den Herkules seinen König bezeichnet und die Feinde seines Königes, durch den nemäischen Löwen, durch die Hydra, durch das kriechende Seethier, durch

die

die Stymphaliden und durch die theaſtischen Roße *) In dieſem Falle erwählt der Poet eigentlich einen mittlern Standort zwiſchen der Würklichkeit und der Erdichtung; eine Anhöhe, von welcher er beyde überſehen kan; und ſo bald er irgendwo Aehnlichkeit erblickt, ſo iſt er ſchlau genug, den Leſer bloß auf die Fabel zu weiſen, weil er ihm das Vergnügen machen will, die Vergleichung ſelbſt anzuſtellen und das übrige hinzuzudenken. Für den Beyfall aber, welchen der Dichter von uns zu gewarten hat, verlangen wir eine doppelte Wahrheit ſeiner Allegorie; Wahrheit der Fabel, das heißt, Beybehaltung aller der Beſtimmungen, welche die Mythologie den handelnden Weſen gegeben hat; und Wahrheit der Vergleichung, oder Uebereinſtimmung der Fabel mit der Geſchichte. Dieſe Forderungen ſchränken freylich den Künſtler ein; allein deſto mehr Lob verdient er, wenn er ſolche Schwierigkeiten glücklich überſtiegen hat **).

Mehr

*) Eine Allegorie, die als Allegorie in Rückſicht auf ihre Bedeutung gut iſt, an welcher aber doch die Kunſtrichter, vielleicht mit Recht, allerley getadelt haben! Es iſt nicht genug, daß manche Verſe eine **Bedeutung** haben; ſie ſollten auch für ſich betrachtet, ſchön ſeyn. Aus dieſer Urſache vielleicht iſt einem Recenſenten das **kriechende Seethier** unerträglich geweſen, wenn es gleich, wie jeder Zeitungsbeleſene Mann weiß, ſeine gute Bedeutung hat.

**) Kleinigkeiten kan immer der heutige Dichter verändern.

Mehr Freyheit ist einem solchen Dichter erlaubt, der sich in das Utopien der poetischen Welt hineindenkt, nur um zu spotten und zum Beyspiel, die Chronike des heidnischen Himmels auf eine travestirte Art uns vor zu erzählen. Mag er doch die ganze Fabel umschaffen, eine boßhafte Catastrophe hinzusetzen, wider das Costume sündigen, Minerven ein Mieder, oder Dianen einen Fächer geben! Wir sehen dergleichen Ungereimtheiten gern, weil sie es gerade sind, durch welche die alte Mythologie einen komischen Anstrich erhält, die in solchen Fällen nur gebraucht wird, um uns lachen zu machen, und die Grillen abzutreiben.

Noch

ändern, der kein Sklav, sondern ein Freygelaßener der alten Mythologie ist, welcher er nur aus Neigung zuweilen noch nachgeht. Es wäre lächerlich, Herrn Ramler zu tadeln, weil er das Elfenbein der Statüe, die den Pygmalion verliebt machte, in Marmor verwandelt hat. Ovid ist in solchen kleinen Umständen gewis kein Gesetzgeber; und wer weiß ob nicht Ovid geirrt hat, weil zu Pygmalions Zeiten die Torevtice noch nicht erfunden war und daher schwerlich eine so schöne Statüe aus Elfenbein gemacht werden konnte. Ich mache diese Anmerkung, weil ich weiß, daß man Herrn Ramler wegen einer so großen Kleinigkeit getadelt hat. Die Idee des Marmorsteins ist für uns überhaupt, ich weiß nicht warum erhabner und edler als die vom Elfenbein.

Noch größere Hinderniße übersteigt der Poet, der sich in würkliche Begebenheiten des Alterthums versetzt, an den Hof des Dionysius, zwischen den ernsthaften Dion, den weisen Plato und den weltklügeren Aristipp. Hier verlangt man nicht Schönheit, nicht dichterische Wahrheit allein; man will auch, daß die Charaktere und Handlungen der Personen mit denjenigen übereinstimmen, was uns die alten Schriftsteller von ihnen überliefert haben. Wielands Agathon könnte noch schöner seyn, als er ist; jezuweilen würde ich ihn doch mit Verdruß aus der Hand legen, wenn ich nicht fände, daß seine Männer würklich so geschildert sind, wie zum Theil die Geschichtschreiber der Philosophie sie geschildert haben, nicht Thomasius, nicht Genzken, nicht Stolle; sondern Laertius, Plutarch und andere, die uns Züge von ihnen vorlegen, in welchen man ihren ganzen Geist wieder findet, wenn man ihn nur suchen will. Ich wenigstens glaube in der sophistischen Declamation eines Hippias einen ausgearteten Schüler des weiseren Epicur zu hören, oder einen Carneades, der im Stande war, heute wider Tugend und Gerechtigkeit eben so witzig zu Felde zu ziehen, als er sie gestern vertheidiget hatte.

Wir haben in unsern Tagen persische und chinesische Briefe, wir haben Amazonenlieder und Gesänge eines preußischen Grenadiers bekommen; alle von Genies, die weder Persianer, noch Chineser, weder Ama-

zonen, noch Grenadiers waren. Hineindenken muſten ſie ſich alſo in fremde Geſinnungen, in einen fremden Charakter hinein, um ſich in dieſem immer mit Gleichförmigkeit zu erhalten und ſtandhaft in der angenommenen Rolle zu beharren. Eine Kunſt, die nicht der Poet, nicht der epiſche und dramatiſche Dichter allein, die auch der Geſchichtſchreiber verſtehen muß, wenn er unſterbliche Werke liefern will, pragmatiſch und nach dem Muſter der Alten geformt. Alle Perſonen, die in der Geſchichte einen Namen haben, handelten nach einem gewiſſen Syſtem, von welchem ihr eigenthümlicher Charakter die Baſis war. Dieſes Syſtem, verglichen mit den Umſtänden, iſt die Hypotheſe, aus welcher die Phänomena aller ihrer Handlungen zu erklären ſind. Setzt euch alſo in die Denkungsart des Mannes, von welchem ihr ſchreibet; ſo habt ihr den Schlüßel zu allen, was er gethan und nicht gethan hat, und das Hülfsmittel, von allen ſeinen Handlungen eine vernünftige und treffende Urſache zu erforſchen *).

Die

*) Vielleicht iſt hier die Urſache, weßwegen die Deutſchen über den Mangel an pragmatiſchen Geſchichtſchreibern klagen. Die meiſten ihrer Skribenten erkälten ſich durch eine trockne Lectüre, durch matte chronologiſche Unterſuchungen, und ihre Phantaſie iſt nicht feurig genug, um alle Scenen,

Die Menschen werden, im Grosen betrachtet, immer seyn, wie sie gestern und ehegestern waren. Ein Mann von reicher Phantasie kan sich daher das Vergnügen machen, zuweilen selbst in die Nachwelt sich zu phantasiren; vielleicht kan er Prophet werden, wenn er die Proportion richtig zu treffen weis: **Wie sich verhalten unsere Väter vor zwanzig Jahrhunderten zu uns: also auch wir gegen unsere Kinder nach zweytausend Jahren.** Wie, zum Beyspiel, wir über die Alten urtheilen, so wird die Nachwelt auch über uns richten. Unsere schlechten Schriftsteller müssen nothwendig den Weg alles Papires gehen; die vortreflichen bleiben allein übrig, wenn unsere Sprache übrig bleibet, und aus diesen wird also die Nachwelt es bestimmen können, wie weit es die Deutschen in Werken des Geschmacks gebracht haben. Ein Kunstrichter in Nova Zembla wird im Jahr nach Christi Geburt 3768 seinen einheimischen Schriftstellern ohngefehr folgende heilsame Lection geben: „Laßt uns schreiben, wie die Deutschen, erhaben und doch natürlich, „wie Klopstock; körnicht und philosophisch, wie Haller; rein, ohne matt zu werden, wie Hagedorn und „Dusch; blühend und reich, wie Wieland; melodisch, „wie Ramler; frölich, wie Utz und Gleim; sanft „und doch geistreich, wie Gellert und Weiße; nicht

nen, die zu beschreiben, alle Charaktere, die zu schildern sind, auf eine täuschende Weise herbeyzuschaffen.

„ wie unſere ** und ** und ** und wie ſie weiter hei-
„ ſen — Oder wollt ihr philoſophiren, ſo ſchreibt,
„ wie Moſes, wie Spalding, wie Abbt, Zimmer-
„ mann und Iſelin; nicht aber wie ** und ** und
„ ** und der ganze Troß unſerer Schulweiſen — „
dann werden vielleicht die ** und ** und ** aufſtehen,
ihre Stimme erheben und einen Antikritikus verfertı-
gen, oder verfertigen laßen, den ganz Novazembla,
die ** aufgenommen, belachen wird. — Ausſichten
in die Nachwelt zu ſchreiben, (habe ich ſchon anders
wo geſagt) dies würde für einen Mann von Laune
und Phantaſie eine vortrefliche Arbeit ſeyn; wer ſich
dieſer Eigenſchaften bewuſt iſt, den erinnere ich noch-
mahls daran; ich bin es nicht.

Wenn der Dichter die Arbeit übernehmen muß,
oft ſeine Seele, ſeine Empfindung in einen fremden
Ton zu ſtimmen, in fremde Geſichtspunkte ſich zu ver-
ſetzen; ſo ſoll es der Kunſtrichter nicht übel nehmen,
wenn ich von ihm ein gleiches verlange. Dieſer iſt
eigentlich nur ein Nachtreter des Poeten; er ſoll ſeine
Spur verfolgen, ihn aufheben, wo er gefallen iſt, ihn
hier und da zurecht weiſen; nicht aber voranlaufen
und geradezu fordern, daß der Dichter ihm folgen
ſoll. Nach wohlhergebrachtem Amtsgebrauch finden es
einige Kunſtrichter für gut, ſo bald ſie den Titel eines
Werks leſen, ſich ſelbſt zu fragen: wie würdeſt du dies

bearbei-

bearbeitet haben? Sie bilden ſich alſo einen Plan, ein eigenes Ideal und mit dieſem, nicht mit dem Plane des Schriftſtellers, vergleichen ſie ſein Werk. Und dieſer wird ohne Barmherzigkeit verdammt, wenn er eigenſinnig genug geweſen iſt, ſeiner eigenen Empfindung zu folgen, und nicht einer fremden, die er nicht einmahl vorher ſehen konnte *). Verdammt — aber eben ſo unbillig, als Hannibal von einem Reiſenden getadelt wird, weil er vor zweytauſend Jahren nicht eben den Weg über die Alpen genommen hat, der jetzt für dieſen gebähnt war.

Von den Scaligers und Perraults, die ohne Geſchmack leben und ohne Geſchmack tadeln, iſt hier die Rede nicht. Aber zu unſern Zeiten iſt keine Warnung an die Kunſtrichter vergeblich, da ſelbſt weiſe Männer, da ſelbſt ein Voltäre, ein Bar **) und, ungern ſage ich es, ſelbſt ein Home in dieſen Fehler verfallen ſind, blos aus ſolchen Gründen, die aus ihnen, aus ihrer Empfindung, aus ihren Zeiten hergenommen ſind, den Meiſter zu tadeln, der nicht für ſie gedichtet hat. Die Henriade iſt gegen den Lord Kärm von Meinharden ſelbſt vertheidiget worden; ich wünſchte, daß Horaz in

*) Selbſt mit dem planenvollen Abbt, wie ihn jemand genennt hat, kan man in dieſer Rückſicht nicht völlig zufrieden ſeyn.

**) Nicht ſelten in ſeinen Babioles.

Herrn Langen einen eben ſo geſchmackvollen Vorſprecher gefunden hätte.

Der Bogen iſt voll, mein lieber Jacobi! Ihre Antwort will ich nicht eher, als bis Sie mir ein Buch mitſchicken können, unter dem Titel: Verſuche über die Werke der italiäniſchen Dichter von Herrn Reinhardt, fortgeſetzt von Herrn Jacobi. Bis dahin leben Sie wohl!

Sechster Brief

an den Herrn GeheimenRath

Klotz.

Sechſter Brief

an den Herrn Geheimen Rath Klotz.

Ein Beſuch vom Apoll mit allen ſeinen Muſen wäre mir nicht ſo lieb geweſen, als mir der Ihrige war, Ihre Muſe mit dazu gerechnet, mein Theureſter Freund! Glauben Sie ja nicht, daß ich immer ſo vergnügt bin, als Sie mich in dieſen glücklichen acht Tagen geſehen haben. Verſcheucht wurde mein böſer Dämon durch Ihre Gegenwart; aber er lauſchte im Winkel, um mich zu überraſchen, ſobald Sie ſich in den Wagen geſetzt hatten und fortgefahren waren. Jetzt beſitzt er mich wieder wie vorher und ich kan ihn nur dadurch auf eine Zeitlang fortjagen, daß ich zuweilen mit Herrn Meuſel und Herel über die böſen Skribenten lache, zuweilen die Geſellſchaft

in dem Hause des Herrn B. besuche, in welcher wir so vergnügt waren, und wenn ich allein bin entweder an Sie und meine andern Freunde denke und schreibe, oder den Kunstrichtern diese kritischen Briefe hinwerfe, in welchen ich alles sage, was ich seit einigen Jahren nur zu denken gewagt habe. Bey diesen Briefen begnüge ich mich bloß mit dem Vergnügen, welches uns die Zeugung geistlicher Kinder verschaffet; übrigens gebe ich ihnen meinen väterlichen Segen und überlaße sie dem Schicksale, was sie verdienen.

Wenn ich nicht daran dächte, daß dieser Brief sollte gedruckt werden und daß dem Publicum mit PrivatAngelegenheiten der Schriftsteller wenig gedient ist; so würde ich mit Ihnen von nichts als von unserer Freundschaft reden, die uns ohngefehr seit einem Jahre (denn so lange ist es, wo ich nicht irre) meine Tage versüßt hat. Jetzt bereue ich erst die Zeit, die ich vor acht Jahren an einem Orte mit Ihnen ohne Sie zugebracht habe, ohne Sie anders als von Person und durch Ihre Schriften zu kennen; und ich ärgere mich, dasjenige sieben Jahre entbehrt zu haben, was ich erst seit Einem Jahre genieße.

Gern wollte ich, um Ihnen keinen leeren Brief zu schreiben, einen kleinen Amor mit einschließen, von der Art, wie Herr Gleim und unser Jacobi einander

sie

ſie zuſchicken. Aber Sie wiſſen es ſelbſt, wie wenig dieſer loſe Gott für mich gemacht iſt und wie ſehr er für meinem Schreibetiſche erſchrickt, wo er lauter Gegenſtände antrift, die für einen ſo leichtſinnigen Buben nicht gemacht ſind.

Vor mir, mit meinem Hutcheſon,
Mit Lamberts tiefen Organon,
Mit meinem lieben Mendelsſohn
Und Lock und Abbt und Jſelin
Muß jeder kleiner Amor fliehn,
Fliehn zu Jacobi, oder Gleim;
Und flöh er nicht zu dem, ſo flöh mich auch der Reim.

Aber ſtatt des Amors ſchicke ich Ihnen einen kleinen Satyr, zur Geſellſchaft des größern, der Sie immer begleitet. Ich kan ihn, ſeitdem ich eine philoſophiſche Bibliothek ſchreibe, nicht weiter brauchen; aber Sie wird er vielleicht mit ſeinen drollichten Sprüngen bey müßigen Stunden beluſtigen. Ein Tauſendkünſtler iſt er; geſchickt, ſich alle mögliche Geſtalten zu geben und zu ſeyn, wie man ihn haben will.

Oft hat ers **Bandeln** nachgemacht;
Oft **Schönaichs** Hermann ausgelacht;

Oft spielet er den Antikritikus,
Und (mit Erlaubniß) auch manchmahl den Kritikus,
Und oft den Metaphysicus.
Trotz Wagnern, kan er demonstriren;
Wie Hudemann, durch Trauerspiele rühren;
Trotz Bodmern antikritisiren;
Wie Schwarz, Virgile travestiren;
Und, wie der andre Schwarz in Xanten,
recensiren.

„Auch schlechte Verse schmieren?„ werden Sie sagen. Mag ich doch! Genug den Satyr sollen Sie behalten, Sie mögen wollen, oder nicht. Aber nicht ihn allein schicke ich; damit Sie ihn beßer kennen lernen, so sende ich Ihnen zugleich seine ganze Genealogie; an seine Anverwandten, die Sie ohnehin schon kennen, darf ich Sie nur wieder erinnern.

Seine Vorfahren waren anfangs wild und schwärmten in den Wäldern herum. Die ärgerliche Chronik der damaligen Zeiten beschuldiget sie, daß sie den Nymphen nachgegangen wären, woron aber meine Nachrichten nichts zuverläßiges melden. Das weiß ich, daß sie, ohngefehr im dreyßigsten Jahrhunderte der Welt, mit den Musen eine Bekanntschaft errichteten,

ten, die ſo vertraulich war, daß ſie das Vorurtheil widerlegte, als wären dieſe Frauenzimmer beſtändige Jungfern geblieben. Ihre Winkelehen waren ſehr fruchtbar und die meiſten von den erzeugten Kindern, die gerade Mittelding zwiſchen der Rauhigkeit ihrer Väter und der Artigkeit ihrer Mütter waren, geſellten ſich zu den MenſchenKindern, wandelten unter ihnen und verſpotteten ſie. Das letzte thaten ſie durch ihre Freunde, die ſie ſich, ſo ſehr ſie auch noch Bockfüßler waren, mit ihrer einſchmeichelnden Drollichkeit allemahl zu erwerben wuſten. Der Genius, welcher dem Sokrates immer gegenwärtig war und ihm ſeine Einfälle ins Ohr ſagte, war, wie ich gewis weiß, nichts anders, als ein kleiner Satyr, welchen ſein Vater, deßen Namen ich in meinen Papieren nicht finde, mit der Muſe Erato gezeugt hatte. Sokrates gewann ihn lieb, weil er ein guter Knabe war, leichtfertig ohne Boßheit, luſtig ohne Ausgelaßenheit, ſpöttiſch, um zu beßern nicht um zu beleidigen. Ein anderer von dieſem Geſchlechte, welchen Thalia gebohren hatte, verband ſich auf eine geiſtige Weiſe mit dem Ariſtophanes und lehrte dieſem das grobe komiſche, womit er uns manche Grille, und manchem ernſthafteren Manne Wehklagen abtreibet. Ein dritter, Calliopens Sohn, wagte es, den erhabenen Homer umzuſchaffen und ſeine Lever zu Scherz und Laune herab zuſtimmen. Es gelang ihm und Homer ſang, mit Erlaubniß aller Kunſtrichter die das Gegentheil ſagen, nach dem Ton-

ne des Achills den Krieg der Frösche mit den Mäu-
sen. Ein vierter, der Sohn der Euterpe, verbarg sich
lange, um die Welt ungesehen betrachten zu können,
bis es ihm endlich einfiel, sich mit einem Römer zu
verbrüdern. Er war es, welcher dem Lucilius die Ver-
se vorsagte, die dieser für seine eigene Arbeit ausgab;
und wenn diese Verse schlecht sind, so muß man be-
denken, daß es die UebungsStücke eines Satyrs wa-
ren, der jetzt erst anfieng, eine menschliche Sprache
zu reden.

Dies sind die vier Stammväter unsers ganzen
heutigen satyrischen Geschlechts, deren Abkömmlinge
sich durch alle poetische Welttheile verbreitet haben.
Diogenes, Aristipp, Petronius, Lucian, Apulejus,
Julian, Rabelais, Scarron, Cervantes, Buttler,
Swift, Fielding, Sterne, Voltäre, la Fontane und
von unsern Landsleuten Schupp, Moscherosch, Liscow,
Rabener und Wieland — dies sind die glücklichen
Sterblichen, mit welchen sich die Kinder und Kindes-
kinder des sokratischen Dämons verbrüderten, unter
welchen einige die erste Gestalt ihres Ahnherrn unver-
ändert behielten, andere aber sie unter verschiedenen
Mummereyen versteckten. Vom Satyr Lucilius wur-
den gezeugt Horaz, Persius, Juvenal, Regnier, Boi-
leau, Churchill, Rachel, Canz, Haller, und unter
seine Angehörigen rechnen sich auch Catull, Martial,
Owen, Wernike, Kästner und Lessing. Tasso, Pope,

Zacha-

Zacharia und Dusch kommen aus den Lenden des luſtigen Homeriſchen Genius. Und Menander, Plautus, Terentius, Moliere, Goldoni, Weiße und eine Menge anderer Namen ſind durch den Satyr des Ariſtophanes berühmt worden, deßen Nachkommen unter der Zucht dieſer Männer verfeinert und zur guten Lebensart gewöhnt worden.

Alle Catonen und ernſthafte Weiſe mit Bärten und ohne Bärte, die Zenonen, die Chryſippe, die Seneca und, mit Erlaubniß, auch die Baſedowe bitte ich um Vergebung, daß ich es gewagt habe, den cyniſchen Diogenes in die ſokratiſche Geſellſchaft zu bringen und ſeine hündiſche Laune als ein Erbſtück des weiſeſten unter allen Sterblichen zu betrachten. Wenn man viel Wiz haben muß, um die Menſchen auf eine ſolche Art an zubellen, wie Diogenes; ſo gehört zugleich viel Selbſtverleugnung dazu, in eine ſolche Lage ſich zu verſetzen, wo man gewis weiß, daß das erſte Gelächter nothwendig auf uns ſelbſt zurückfallen muß. Von beyden Seiten iſt mir Diogenes ein merkwürdiger Mann, wenn gleich ſein Satyr zuweilen auf dem Karren des Theſpis herum fuhr, wenn er gleich gute Sitten verwarf, um Tugend zu predigen, wenn gleich unter ſeinem zerriſſenen Mantel eine ehrgeizige Seele gewohnt und er den Hochmuth des Plato nur durch einen andern Hochmuth mit Füßen getreten hätte; oder mit andern Worten; wenn er gleich bey aller ſeiner Laune und Phi-

lo-

Diogenes noch ein Mensch war, mit einem menschlichen Herzen und mit menschlichen Fehlern.

Wer aber den Bettler nicht sehen mag, dem wird vielleicht der Philosoph nach der Mode, der Hofmann, der Kenner der feinen Welt, dem wird Aristipp unstreitig beßer gefallen, der Diogenes im seidenen Rocke, so wie Diogenes ein Aristippus im Schmutze war. Wenn verschiedene Wege nach einem Orte führen, so wählet sich ein jeder denjenigen, welcher für ihn nach seiner besondern Neigung und Denkungsart der bequemste ist und welchen ihm seine Umstände am ersten erlauben.

Der wehrt den Fliegen mit dem Stock; und jener mit dem Fächer;
Der trinkt sein Waßer aus der Hand, der Wein aus seinem Becher.

Diogenes war zu unbiegsam, zu wenig zum Zwange geschaffen, um seine Lebensart in die Falten des Hofs, der Mode und des willkührlichen Wohlstandes zu bringen. Aristipp war zu zärtlich gebildet, um auf dem Markte, oder in einer Halle zu übernachten und die Schimpfreden des niedrigen Pöbels und die Verachtung des Vornehmern zu ertragen. Beyde hatten vielleicht im Grunde ein gutes Herz, welches noch immer mit einer, oft selbst ausschweifenden, Ehrbegierde vergesellschaftet seyn kan. Diese trieb beyde, sich hervor-

zu-

zuthun, und jenes, ihre Mitbürger zu beſſern und Gutes zu ſtiften. Der eine wählt ſich zum Schauplatze den Hof des Dionyſius und der andere ſein Faß. Die Laune eines jeden Menſchen iſt ein Chamäleon, welches von den umliegenden Gegenſtänden eine Farbe annimmt; ſie wird alſo auf der Oberfläche eine Verſchiedenheit zeigen, da ſie doch im Grunde einerley iſt.

Dies iſt die Urſache, weßwegen launiſche Schriften vielleicht unter allen am ſchwerſten zu beurtheilen ſind. Humour iſt überhaupt thörichte Weisheit; und was uns andern oft der gröſte Fehler ſcheint, das iſt vielleicht in Rückſicht auf die Lage des Verfaßers zweckmäßig und bey ihm die gröſte Schönheit.

Man hat den **Petronius** wegen der ſchlüpfrigen Bilder und Erzählungen getadelt, die ſein Buch für die Jugend gefährlich machen. Ein billiger Richter wird dieſen Autor leicht entſchuldigen, der mitten in dem Getümmel der Höflinge eines einfältigen Claudius und eines viehiſchen Nero lebte, der ſelbſt eine Zeitlang der Aufſeher über die Luſtbarkeiten des Hofs war und der noch weit unreiner hätte geſchrieben haben, um ſeine Schilderungen den Originalen völlig ähnlich zu machen. Für uns mag immer ſein Buch allzu **unzüchtig** ſeyn; der unterſte Cammerjunker in Nerons Gefolge wird geurtheilt haben, daß es viel zu **züchtig** ſey.

Vergleichen Sie, mein Freund, drey Schriftſteller mit einander, die über ähnliche Sachen, oder in einer ähnlichen Laune geſchrieben haben; den Eſel des Apulejus mit dem Eſel von Lucian und die Geſpräche des leztern mit Julians Kayſern. Apulejus, erſt in den Geheimniſſen der abergläubiſchen Prieſter eingeweiht, dann Sachwalter zu Rom, gab ſeinen Schriften aus der heiligſeynſollenden Mythologie der heydniſchen Pfaffen und dem AdvocatenGeſchmacke der Römer, eine vermiſchte Tinktur, die durch den Mechanismus ſeines eigenen Korfs ziemlich originell ward. Daher ſeine Dämoniſchen Erzählungen vom ſokratiſchen Genius im Ernſte, und ſeine Hexenmährgen im Scherze; daher die Weitſchweifigkeit im Denken und im Schreiben; daher endlich auch einige Chicanerien im Schlieſſen, die ich für nichts anders als für AdvocatenStreiche annehmen kan. Ein plumper Scribent ſcheint er uns allemahl, wenn wir ihn mit dem Samoſatenſer vergleichen, der ſich frühzeitig gute Einſichten in die feinern Künſte erworben, ſtatt hieroglyphiſcher Mummereien die beſſern Werke des Alterthums und die Welt ſtudirt und dadurch ſeinen Geſchmack ausgebildet hatte. Eben die Fabel, welche dem Apulejus Stoff zu einem ziemlichen Bande gegeben hatte, erzählt Lucian auf einigen Blättern, weniger verwickelt, aber auch weniger ermüdend und mit mehrern Salze. Julian hat ihn unſtreitig gut nachgeahmt; allein Julian war nicht bloß Schriftſteller, der ſeine Kayſer von fern betrachtete; er war das ſelbſt, was jene geweſen waren; ein anderer hätte das Geſpräch nicht ſchreiben können, nicht ſchrei-

ben

ben dürfen. Er urtheilt also geradezu, wo sich Lucian hinter die Ironie würde versteckt haben; und streut hiernächst Erläuterungen und Lehren ein, die jener uns würde hinzudenken laßen. Ich zweifle, ob der Merkur in der Feder des Samosatensers den pathetischen Abschied würde genommen haben, mit welchem er sich dem Julian empfiehlt: Σοι δε δεδωκα τον πατερα Μιθραν ἐπιγωναι· συ δε αὐτου των ἐντολων ἐχου, πεισμα και ὁρμον ἀσφαλη ζωντι τε σεαυτῳ παρασκευαζων, και ἡνικα ἀν ἐντευθεν ἀπιεναι δεῃ, μετα της ἀγαθης ἐλπιδος, ἡγεμονα θεον εὐμενη καθιστας σεαυτῳ.

Immer einen kleinen Sprung, den kleinsten den ein Briefschreiber machen kan, vom Julian und Lucian herunter zum Rabelais. Wenigstens ist es gewis, daß kein Lucianischer Esel poßirlicher seyn kan, als der große Gargantua und Meister Janot von Braccamado. Wer anders zu den Zeiten des Rabelais durfte es wohl wagen die Pedanterey der Gelehrten, den Stolz der Herren vom Schlüssel und vom Degen, das lächerliche verschiedener Moden und andere Ungereimtheiten in ihrer wahren Gestalt zu zeigen, als der lustige Doctor Franz, der gern andere über sich lachen ließ, um desto sicherer über sie zu lachen? *) Scarron ist gewis weit unter ihm;

*) Sogar Fischorts deutsche Uebersetzung des Rabelais ist mit vieler Laune gemacht; nämlich Laune

ihm; seine schöne Frau und sein häßlicher Cörper waren zwey Dinge, die er sehr nöthig hatte, um andere zu belustigen, und in seinen Schriften ist er derjenige Scarron nicht, der wie eine MarionnetenCarrikatur auf dem Tische saß und mit Marquis umgeben war.*) So lange bis die Franzosen einen bessern bekommen, soll immer Rabelais ihr Cervantes seyn. Der Spanier ist regelmäßiger, weniger ausschweifend, correkter; seine Ironie ist feiner, gleichförmiger, witziger und sein Held wahrscheinlicher, als der abentheuerliche Gurgelstrosa. Dafür hat der Franzose mehr Feuer; seine Phantasie ist lebhafter und selbst in ihren Ausschweifungen erhebend, und die Drolligkeit seiner Schreibart hat eine Reize für den, welcher die Sprache versteht. Ich möchte ihn

mit

wie wir sie von Huldreich Ellopoeleon im Jahre 1617 verlangen können. Ich wünschte, daß der deutsche Uebersetzer des Hudibras diese affentheurliche, naupengeheurliche Geschichtklitterung gelesen und studirt hätte; der deutsche Buttler würde noch einmahl so komisch geredet haben, als er jetzt spricht.

*) Ein Urtheil, mit dem das französische Publicum übereinstimmt, welches seinen Rabelais noch immer liebt und Scarrons Werke fast vergessen hat. Ich will lieber die Briefe des Cyrano von Bergerac und seinen BouteillenRitt lesen, als den komischen Roman, welcher zu Scarrons Zeiten so sehr bewundert wurde.

mit Buttlern vergleichen, wenn ich doch einmahl vergleichen ſoll; Sie aber, mein Freund, wiſſen meine Prädilection für den Hudibras, die leicht bey einer Parallele dem Pantagruel ſchaden möchte. Sie wiſſen, wie lange ich ſchon an einer deutſchen Versart erkünſtelt habe, durch welche man denjenigen Ton ausdrücken könnte, den ich nicht anders als den Hudibraſtiſchen zu nennen weiß. Aber auch das wiſſen Sie, daß es mir nicht gelungen iſt; die Strophen, welche ich vor einiger Zeit Ihnen zuſchickte, ſind zu nichts nütze und ich bitte Sie, das Ding ganz zu unterdrücken. Vielleicht waren nur die drey Zeilen erträglich:

Indeß poſaunt der Pfaff ins Land
Und ſchlägt die Trommel mit der Hand
Auf ſeinem Canzelpult.

Aber auch hier iſt der Sinn des Originals nicht vollkommen übergetragen; und der Ton der Kriegslieder iſt nicht der, in welchen die Buttleriſche Muſe deutſch ſingen muß. Vielleicht wären zu dieſer Abſicht unſere Knittelverſe am meiſten geſchickt; allein der Deutſche iſt zu delicat und wer würde unter uns ein Werk leſen wollen, welches aus zwölftauſend Knittelverſen zuſammengeſetzt wäre. Caſtriren müßte man den Dichter ohnehin, damit der feinere Geſchmack und der Wohlſtand nicht beleidiget würde. Aber dann wäre unſer Ritter nicht Hudibras mehr, wenn man ihm z. B. das Pack von ſeinen Hintern nehmen wollte, welches er auf dem Rücken trug, oder ſeine Speiſekammer, die ich nicht nennen mag

und in welcher er ſo viele und mancherley Lebensmittel verbarg, daß es uns bey der Erzählung ganz ſchlimm wird.

Den unſterblichen Swift hat jemand den engliſchen Rabelais genennt; ein anderer hat es übel genommen; nun kan ein dritter kommen und den erſten vertheidigen. Freylich war der Dechant nicht der Luſtigmacher in Geiſtlichkeiten wie der Doctor; jener iſt reicher an mannichfaltigen Erfindungen, beiſſender in ſeinen Satiren, tiefer und eindringender, weniger poſſenhaft und überhaupt klaſſiſcher. Aber bey beyden iſt, im Großen betrachtet, einerley Wendung des Kopfs, die Dinge immer von der lächerlichen Seite zu betrachten, und eine Laune, für welche auch die unwichtigſten Dinge wichtig werden. Nur lacht Rabelais faſt immer ſelbſt; Swift aber ſteht kalt einfältig ernſthaft aus und läßt ſeine Leſer lachen.

Mein Steckenpferd darf ich nicht vergeſſen, wenn Sie gleich nicht völlig damit zufrieden ſind, meinen lieben Sterne. „Aber der Triſtram Shandy iſt ein „abentheuerliches Buch.„ — Gut! laſen Sie mir einmahl einen Menſchen alle ſeine Einfälle: ſeine Projekte, ſeine Gedanken, ſeine Wünſche, ſeine Luftſchlöſſer aus ſeiner Seele abſchreiben; zur Probe nur einige Wochen — und ſagen Sie dann, ob Sie nicht einen

neuen

nenen Tristram haben werden, nur freylich auf eine andere Art. Aus diesem Gesichtspunkte betrachte ich das Buch: es ist ein Beytrag zu einem Register über das menschliche Herz, und ich kenne Leute, die mehr Psychologie daraus wollen gelernt haben, als aus dicken Bänden, in welchen man die Empfindung vorher tödet, um sie hernach mit mehrerer Muße zu anatomiren. Ein jeder Humorist setzt bey dem Leser gewiße Stunden voraus, in welcher er muß gelesen werden, um zu gefallen. Swift selbst macht mich zu gewißen Zeiten ernsthaft; und Sternen nehme ich dann zur Hand, wenn ich so mürrisch bin, daß selbst Buttler mich nicht bis zum Lachen kühleln kan. Bin ich wieder aufgeheitert, so ist Fielding für mich ein vortreflicher Mann und ich finde in ihm oft die Räder von der Uhr, deren Zifferblat mir Sterne gewiesen hatte; oft ist es umgekehrt; oft ist der eine der Commentar über den andern, und oft sind sie nur dadurch verschieden, daß Sterne die kleinen Thorheiten, Fielding aber die größern abschildert, welche in das ganze Glück und Unglück des Menschen einen Einfluß haben. Der Romandichter vergrößert die Tugenden und der Satirikus die Laster der Menschen. Fielding erwählt den Mittelweg und giebt uns das menschliche Herz, so wie es ist, in seiner wahren Gestalt, mit allen seinen Mängeln, ohne das Gute zu verschweigen, was sich noch immer daran befindet. Pamela rührt mich, aber sie beßert mich nicht, weil ich fast die Unmöglichkeit

fühle, ſie zu erreichen. Ueber den Ritter von der traurigen Geſtalt lacht man: aber nur ſelten denkt man der Beziehung, welche die Satire auf uns haben kan, und mancher iſt ſelbſt Don-Quichotte, der Don-Quichotten verlacht. Aber Tom-Jones rührt, beluſtigt uns zuweilen und thut, weil wir ihn überall mit unſerm Gefühl begleiten können, eine weit dauerhaftere Würkung auf unſer Herz; er kan es beſſern.

Wenn die Franzoſen keinen Stern, keinen Richardſon haben, vielleicht nicht haben können, ſo wollen wir ihnen dafür ihren Lafontaine laſſen, mit dem der Engelländer keinen Landsmann vergleichen kan. Jenen nennt Laune ein bloßes Werk und Meiſterſtück der Natur, erfällt, ohne erfaſſen zu wollen. Er verbirgt Weisheit unter Einfalt, wird oft einfältig, wo er nur ſpielen will, und luſtig, wo er die einfältigſte Miene annimmt; er ſpottet, ohne es ſich vorgeſetzt zu haben, und ſatiriſirt, ohne zu beleidigen. Ihn nachahmen, ohne ſeine natürliche Laune zu haben, das heiſt mit einer menſchlichen Geſtalt und Stellung die Poſituren eines Affen am Gängelwagen nachmachen.

Wer Voltaires Candide noch nicht geleſen hat, der ſoll ihn leſen *), um ſich zu überzeugen, daß auch ein

*) Wenn gleich hundert Kunſtrichter hundert Fehler darinn gefunden haben, wenn er gleich voll von

ein Franzoſe eine Art von brutiſcher Laune haben kan. Hierzu ſeinen jungen Hurenen, ſeinem Bade und andere Produkte ſeines unerſchöpflichen Genies! Aechte Ironie, ſokratiſche Würze und attiſches Salz kan man einem Voltäre nicht abſprechen, ohne zu verrathen, daß man es ſelbſt nicht kennt. Seine Charaktere ſind gewis nicht unnatürlich, wenn man das übertriebene abzieht, welches der Satirikus hinzuzuſetzen befugt iſt.

Ob aber auch die Deutſchen Laune haben? dieſe Frage ſcheint ziemlich überflüſſig zu ſeyn, nachdem wir die Schriften der Liſcowe *) der Rabener, der Wie-

lande

von falſchen Schlüſſen iſt, die ein Logiker in die Form bringen und auf das bündigſte widerlegen kan, wenn er gleich Spöttereyen wider berühmte Lehrer und allerhand andere Auswüchſe des Genies enthält; das heiſt, wenn er gleich eine Schrift von Voltären iſt.

*) Liſcow verdient es nicht, daß er vergeſſen wird. Sein Leben iſt ſo ſonderbar, als ſeine Schriften. Die letzten könnten bey einer neuen Auflage noch mit einigen ungedruckten Stücken, z. E. einem Heldengedichte auf Sievers, dem auf der Canzel ein Unglück begegnet war, vermehret werden; und

lande, der Möſer, von Thümmel, Hermes und anderen bekommen haben. Allein ich getraue mir die Frage dennoch mit ja zu beantworten, geſetzt auch, dieſe unſterblichen Werke wären niemahls erſchienen. Der Deutſche hat wenige Laune im Charakter; dafür aber iſt er der biegſamſte Menſch und der gelenkigſte Nachahmer.

Vt lous eſt cerse, mollis cedensque ſequatur.

Leicht wird es ihm alſo, ſich in einem fremden Charakter zu ſehen und Humoriſt als Schriftſteller zu werden, wenn er es als Menſch auch nicht iſt. In einem Verzeichniß ſatiriſcher Schriften finde ich einige hundert Deutſche Skribenten, die faſt niemand mehr nennt, und unter dieſen manche, die nicht zu verachten ſind *). Hans Michael Moſcheroſch von Wilſtädt ſah wunderliche und wahrhaftige Geſichte, in welchen aller Welt Weſen, aller Menſchen Händel, mit ihren natürlichen Farben der Eitelkeit, Gewalt, Heucheley,

das erſte werde ich in einer beſondern Schrift erzählen, wenn ich zu den Nachrichten, die ich ſchon habe, noch einige wenige erhalten, die mir fehlen.

*) Das Buch heißt: Schreiben eines alten Freundes an ſeinen guten Freund, worinnen er ihm einen Vorrath zu ſeiner edirenden Bibliotheca ſatyrico moralis mittheilet. 1746.

cheley, Thorheit bekleidet, öffentlich auf die Schau geführt, als in einem Spiegel dargeſtellt und geſehen werden. Und Johann Balthaſar Schupp, welches wir wohl merken wollen, eifriger Seelſorger zu Hamburg ſchrieb Satiren, welche viele Kenntniß der damaligen Welt, ziemliche Belehrſamkeit und Erfahrung, einen guten Witz und oft eine ſehr urſprüngliche Laune verrathen. Von dieſen Materien rede ich weitläufiger in der Geſchichte der Laune, die ich Ihnen, mein Freund, vor einiger Zeit verſprochen habe.

Lucilius hob eine neue Epoche der Satire an.

Eſſe velut ſtrido quoties Lucilius ardens
Infremuit, rubet auditor, cui frigida mens eſt
Criminibus, tacita ſudant praecordia culpa.
Inde irae et lacrimae.

Mag ihn doch immer Horaz geſcholten haben: wir lieben ihn, ohne ihn ſehr zu kennen, weil ohne ihn vielleicht ſelbſt Horaz, als Satiricus, ein Unding wäre. Und den wollen wir nicht entbehren, den Mann mit dem philoſophiſchen Kopfe, mit dem ſanften Scherze und der ſokratiſchen Laune, der oft in einem ſchleichenden Tone uns unſre Wahrheiten wie im Vorbeygehen ſagt. Vielleicht läſen wir eben ſo gern den Perſius, wenn wir nur von allen den kleinen Anekdoten unterrichtet wären, auf die er anſpielt, und von Roms ärgerli-

gerischer Chronik, die er immer im Sinne zu haben scheint. Es ist zu bewundern, daß dieser Autor ohne einen solchen Commentar, wie der über die Duncias, auf die Nachwelt gekommen ist; denn persönliche Satiren pflegen sonst zu verschwinden und bald unterzugehen, so gros auch die Begierde war, mit welcher sie anfänglich gelesen wurden *). Mit einer solchen Erklärung aber würden wir ihn höher schätzen und vielleicht ihm eine Stelle neben unserm Horaz einräumen. Juvenal ist für mich kein Satiricus; er ist ein aufgebrachter Prediger, der sehr oft wider solche Laster schreyt, die für den bürgerlichen Richter, nicht für das Forum des Satiricus, gehören. Die Geisel der Satire sey eigentlich das Supplement der ordentlichen gesetzlichen Strafen; wo diese aufhören, dort fange jene an. Überhaupt wollen wir über Thoren uns nicht eben ärgern; wir wollen über sie lachen.

Wenn es gewis ist, was einige französische Kunstrichter uns versichern, so haben sie an ihrem Boileau, mehr als die Römer an allen ihren Satirenschreibern zusammengenommen. Ich vermiße an ihm die Philosophie und die feine Laune des einen, das Körnigte und Nachdrucksvolle des andern, und das Feuer des dritten.

*) Persius wurde anfangs fast verschlungen und fand so vielen Beyfall, ut editum librum continuo homines mirari et discere coeperint.

dritten. Was ihm übrig bleibt, ist die feine Versifikation, durch welche er Sentenze in Einen oder wenige Verse einschließt, denen die Nation in der Folge das Bürgerrecht unter ihren Sprüchwörtern ertheilt hat; und nächst der Versifikation der gute gesunde Menschenverstand in den Urtheilen, die er über die Gegenstände seiner Satiren, besonders die elenden Poeten, ergehen läßt. Regnier war vielleicht ein größerer satirischer Kopf als Boileau, nur der Mangel an kritischen Freunden und das noch unaufgeklärte Seculum hinderten ihn, ein größerer Schriftsteller zu werden.

In diesem Jahrhunderte haben wir unter unsern brittischen Nachbaren einen Dichter gesehen, dessen erste Versuche in der schildernden Dichtkunst nichts weniger als einen zweeten Horaz ankündigten, und der nach einiger Zeit mit so starken Schritten auf der horazischen Laufbahn fortei.e, daß er seinen Vorläufer einhohlte und, wie einige wollen, übertief. Es ist Pope, der unter allen Gattungen der Dichtkunst, in welchen er gearbeitet hat, gewis nächst der lehrenden, in dieser am meisten Pope ist; nicht so attisch, wie Horaz, aber philosophischer als dieser, tiefdenkender und ein beßerer Versifikateur. Churchill übertrife ihn nur an Galle und an Verwegenheit; und diese Eigenschaften können leicht das Gute, was er würklich hat, mit in die Vergeßenheit hinabschleppen.

Scha-

Schade für unsern Rachel, daß er nicht in diesen Zeiten zu leben bestimmt war, in welchen der Geschmack der Deutschen seine Bildung erhalten hat. Für unsern Regnier hat man ihn erkannt; er konnte mehr als Boileau werden, wenn er in bessere Tage gekommen wäre. Jetzt muß uns Caniz statt aller seyn: denn Haller satirisirt als Lehrdichter nur im Vorbeygehen und die Satire ist ihm das, was dem Satiricus die moralische Sentenz ist; Löwen ist in einem andern Fache glücklicher und scheint überhaupt seinen Satyr verabschiedet zu haben; und von jüngern Dichtern müßen wir es erst erwarten, ob sie durch beßere Werke die gute Meinung bestätigen werden, die wir durch das günstige Urtheil der Kunstrichter von ihnen zu faßen sind bewogen worden.

Wir wollen immer in diese satirische Legion auch die Epigrammatisten rechnen. Denn ihre meisten Einfälle sind beißend und non possunt, nisi pruriant, placere. Vielleicht können es hier die Deutschen am ersten mit den Ausländern, selbst vielleicht mit den Alten, annehmen. Die Anthologie enthält unter vielen vortreflichen Stücken auch viele mittelmäßige. Catull ist vielleicht der naivste Sinndichter; aber oft wird seine Naivetè Grobheit und er unternimmt es umsonst, sich durch den sophistischen Unterschied zwischen der Keuschheit des Dichters und des Gedichts zu vertheidigen.

digen. Ihm zu Ehren verbrannte Naugerius den Martial; in meinem Schranke stehen sie beyde neben einander und vertragen sich gut. Dagegen habe ich den Owen hinweggeworfen, in welchem man zu viel Wortspiele und schlechten Witz durchwaten muß, um etwas zu finden, was die Mühe belohnet. Wenn ich nun diese in die Eine Wagschale lege und noch das hinzu, was die Franzosen und Italiäner erträgliches haben; Dann in die andere unsern Logau, Wernicke, Kästner, Leßing, Ewald und verschiedene andere, so denke ich ein ziemliches Gleichgewicht zu erhalten.

Ich verlaße diese Gesellschaft; denn ich höre in Gedanken eine Stimme, die mir in einem feyerlichen Tone zuruft!

Δηριν ἀπειρεσιην, πολεμοκλονον ἐργον Ἀρηος
Ἐυχομενος μεροπεσσιν ἐς ὀυατα πασι βαλεσθαι,
Πως μυες ἐν βατραχοισιν ἀριστευσαντες ἐβησαν,
Γηγενεων ἀνδρων μιμουμενοι ἐργα γιγαντων.

Nämlich Homer, nachdem er den Zorn des Achilles, und Ulyßes Abentheure besungen hatte, ward ernsthafter Gesänge überdrüßig; er ließ also die Leyer zwar, wie sie vorher gestimmt war, sang aber, auf Anrathen des Satyrs, der sich zu ihm gesellte, statt erhabener Thaten, Kleinigkeiten und unwichtige Begebenheiten hinein: und so entstand die komische Epopäe. Ich weiß

nicht,

nicht, ob die Batrachomyomachie allegoriſch iſt; das weiß ich, daß ſie es in dem Verſtande, wie ſie Herrmann von der Hardt erklärt hat, gewis nicht iſt: ich ſehe das Gedicht für ein Spielwerk des Poeten an, welches er gemacht hat, da ſeine epiſche Muſe ausruhte und der kleine ſcherzende Satyr ihre Stelle vertrat. Was unterdeſſen von der Hardt über den Homer ſagt, *) das gilt mit beſerm Rechte vom Taſſoni. Das geraubte Siegel, welches den Streit zwiſchen den zwo kleinen italiäniſchen Republiken verurſachte, hat Smollet geſehen; es wird als ein Siegeszeichen und Palladium aufbewahrt. Ein Siegel und ein Eimer heißen beyde Secchia; dies gab dem Dichter anlaß zu ſeiner komiſchen Erfindung und ſein ganzes Stück ward allegoriſch. Der Pult hingegen von Boileau iſt wieder nur eine einfache Handlung, bloß mit Maſchinerien ver-

*) Cantat Homerus hoc nitidulo Carmine Graecorum bellum, *Myonenſes* inter et *Trachinios*. — Pro familiari veteris orbis alluſione, quae — ex nominum ſono — elegantes gigneret appellationes, Μυωνεῖς, Myonenſes a Poeta vocati μυες, mures; Τραχίνιοι nominati Βάτραχοι, ranae — vti quondam luſum in Eraſmum, qui barbariem arroſerat, *erasmus*. Eine feine Erklärung, die dem Homer, wenn ſie wahr wäre, gerade ſo viele Ehre machen würde, als ſie jetzt dem Geſchmacke ihres Erfinders macht!

verziert, und ohne fernere Bedeutung. Vielleicht aber war Deſpreaux zu etwas anders als zur ſcherzhaften Epopée geſchaffen. Seine Maſchinen ſind gezwungen, die ganze Ausführung ermüdend und der Scherz nicht ſelten ſteif. Verſchiedene Männer von Geſchmack haben mich verſichert, daß es ihnen unmöglich ſey, den Lutrin ganz zu leſen; mir geht es, im Vertrauen geſagt, beynahe eben nicht beſſer.

Pope iſt hier wieder Original, ſoviel man es ſeyn kan. Selbſt ſeine Maſchinen ſind neu, ſein Plan vortreflich, ſein Scherz trägt das Gepräge der guten Lebensart und iſt höflich, ohne matt zu werden. Zacharia und Dusch haben dieſen Weg unter uns betreten und nebſt der Anlage gröſſentheils auch die epiſche Maſchinerie beybehalten. Der eine hat ſein gebührendes Lob ſchon von andern erhalten; der zweete iſt vielleicht zu ſtrenge beurtheilt worden: und beyde haben durch mehrere Werke des Witzes ſich ſo viele Verdienſte um unſere Litteratur erworben, daß ihr Ruhm nicht eben auf einigen gelungenen oder mislungenen Scherzen beruhet.

Der dramatiſche Satyr unterſcheidet ſich noch auf verſchiedene Weiſe von den bisher beſchriebenen Geſchlechtern. Aus den Händen des Cratinus und Eupolis empfieng ihn Ariſtophanes, zog ihn groß und gab ihm

einige Sitten, ob er gleich noch immer Spuren ſeiner Ausgelaſſenheit zeigte. Mit Gunſt der Herren Cicero, Plutarch, Rapin, Brümoy und anderer, möchte ich doch wohl den Ariſtophanes wider die meiſten Vorwürfe vertheidigen, die man ihm zu machen pflegt.

Ich finde ſeine Schreibart den Sachen überaus angemeſſen, wenn ſie gleich Plutarch ſtrotzend und ſchwankend nennt. Madame Dacier, als Frauenzimmer, mochte behaupten, man könne ihn kaum ohne Beleidigung der Ehrbarkeit und Schamhaftigkeit überſetzen; konnte der heilige Chryſoſtomus ihn leſen, warum wir nicht? Daß ſeine Satiren perſönlich ſind, verdenke ich ihm deſto weniger, weil er in dieſem Punkte der damaligen Gewohnheit folgte. Sein

Βρεκεκεκεξ, κοαξ, κοαξ

vergebe ich ihm auch; was andere ſcurriliſch nennen, das dünkt mir das ſtarke komiſche zu ſeyn, und ſo bliebe mir nur allenfalls ſein Ausfall auf den Sokrates noch zu rechtfertigen übrig, den ich aber nicht rechtfertigen mag, ob ich gleich in den Wolken noch immer viele Züge finde, für die ich den Verfaßer küſſen möchte. Wenn zum Beyſpiel im zweeten Auftritte Strepſiades, nachdem er das ganze Syſtem von der Flohmuſik angehört hat, daraus den naiven Schluß ziehet:

Σαλπιγξ ὁ πρωκτος ἐστιν ἀρατων ἐμπιδων;

ferner

ferner einen Ausruf von der Glückſeeligkeit desjenigen hinzufügte, der dieſes Inſtrument finden würde und endlich alles auf ſeine eigene Umſtände anwendet; ſo möchte ich den Cato ſehen, den dieſe Stelle nicht zum Lachen bewegen könnte. Ariſtophanes iſt beiſſend, aber faſt immer auf eine luſtige Art; lächerliche Gegenſtände weiß er von der lächerlichſten Seite vorzuſtellen und, welches man faſt allein mit Grund an ihm tadeln möchte, oft ſolchen Dingen ein komiſches Anſehn zu leihen, die an ſich wichtig und ernſthaft ſind. Wenn ſeine Stücke nicht nach den Regeln des Hedelin gebildet ſind, ſo muß man bedenken, daß Ariſtophanes einige Jahre vor dieſem gelebt hat und alſo genöthigt war, der bloßen Natur zu folgen.

Die Zeugniſſe der Alten den **Menander** betreffend, wie ſie Clericus *) geſammelt hat, gehen mir wenig an; aus ſeinen Fragmenten zu urtheilen, war er correkter, moraliſcher, regelmäßiger, als Ariſtophanes, reicher an Sentenzen, vielleicht aber ärmer an Genie. Wenn Ariſtophanes ſeine Bemerkungen aus den Tiefen des menſchlichen Herzens heraushebt, ſo

gau-

*) Er hätte zu dem Schwalle von Schriftſtellern immer auch den Iuſtinus Martyr hinzuſetzen können, de Monarchia p. m. 81. 42.

gaukelt mir dafür Menander nach Antithesen, die oft seicht oben abgeschöpft, oft ganz falsch sind. Folgende Maxime fällt mir sogleich in die Augen, da ich das Buch aufschlage:

Πρωτος ἑυρων διατροφην πτωχῳ τεχνην,
Πολλους ἐποιησεν ἀθλιους. ἁπλων γαρ ἦν
Τον μη δυναμενον ζην ἀλυπως, ἀποδανειν.

Es ist also besser, wir sterben alle, weil wir doch einmahl Menschen sind, die niemals ohne alles Ungemach leben können.

Im ganzen Scaliger habe ich kein geschmackvolleres Urtheil gelesen, als das über den Plautus und über den Terenz. Man betrachtet ihre Werke entweder von der Seite der komischen Kunst, oder der Schreibart. Wir die wir das Genie eines Verfaßers in seinen Schriften ausgedrückt lesen wollen, werden allemal den Plautus bewundern, in der Anlage und Ausbildung seiner Fabel, in den Charakteren, selbst im Dialog; Terenz mus bey einer Vergleichung, die aus diesem Gesichtspunkte angestellt wird, nothwendig verlieren. Wenn wir aber Latein lernen wollen, so sind wir genöthigt, den ganzen Sprachschatz aus den alten Schriftstellern zusammen zu betteln, und dann ist der correkte Terenz freylich mehr werth, als Plau-

tus

tus mit ſeinem Salze, welches oft für uns unſchmackhaft iſt. Quantum propter animi voluptatem tribuerent Plauto priſci, tantum actas noſtra ob linguae cultum Terentio. Ille igitur illorum ſecunda fortuna commendatus, hic noſtra miſeria magnus factus eſt. Nam equidem Plautum vt Comicum, Terentium vt loquutorem admirabor. Quamquam ne Plauto quidem quicquam eſt, quod obiicias praeter antiquitatem. Sui namque temporis hominibus fabulas dedit ille. Terentius vero, ne abſcederet ab illa, quam affectauit, puritate, diſceſſit ab ea, quam praeſtare oportuit, comitate: vt rebus verba Plautus, hic res verbis accommodaſſe videatur.

Faſt möchte ich eine ähnliche Parallele ziehen zwiſchen **Moliere** und ſeinen Nachfolgern auf dem franzöſiſchen Theater, zwiſchen **Shakſpear** und ebenſen correktern engliſchen Dichtern. Mit Voltens Erlaubniß, ſelbſt Scapin mit ſeinem Sacke gefällt mir und ich wage es nicht, deswegen einen Poeten zu tadeln, der unter andern Abſichten auch die haben muß, populo vt placeret. Was der deutſche Hanswurſt auf eine ſo launiſche Art zur Vertheidigung ſeiner Peitſche und ſeines Steckenpferdes, des Grotteskomiſchen geſagt hat, zu einer Zeit, da ihn Gottſched aus den **Provinzen** Deutſchlands in die **Hauptſtadt** verwieſen und dafür ſeinen Afterbruder mit Bedienten-

Montur auf das Theater gebracht hatte; damit rechtfertige ich ſeinen Grosvater Scapin und ſeinen nahen Anverwandten Falſtaff, der ſich fürchtete, in der Themſe aufzuſchwellen und ein Berg von Menſchenfleiſch zu werden. Hanswurſt iſt gerade der Diogenes, der ſich närriſch ſtellt, um die Thorheiten anderer deſto lebhafter zu mahlen, wie ein kluger Vater die unanſtändigen Poſituren ſeines Kindes nachmacht, damit es wie im Spiegel ſich ſehe und beßere. „ Wollte Gott, daß Hanswurſt ſeine Perſon allein auf dem Theater vorſtellte! Aber wie viele groſe Aufzüge auf dem Schauplatze der Welt hat man nicht in allen Zeiten mit Hanswurſt, oder welches noch ein wenig ärger iſt, durch Hanswurſt, aufführen geſehen! „ — Warum ſoll nun der arme Harlekin nicht auf der Schaubühne erſcheinen, da er auf dem Theater der Welt eine ſo hervorſtechende Rolle ſpielet.

Wenn wird einmahl der deutſche Moliere, oder Goldoni aufſtehen? Oder wenn er aufſtehen ſollte, wie bald wird er durch unſere fehlerſuchende, allzudelicate und allzukritiſche Kritik wieder zu Boden gedrückt werden? Gellert, Schlegel, Leſſing, Weiße, Löwen,

Krü-

Krüger ſtehen nahe am Ende der Laufbahn; aber was ſind ihre wenigen Stücke gegen die Heere unſerer Nachbaren? Dagegen haben wir aber, dem Himmel ſey Dank, andere Schätze, deren keine Nation außer der unſrigen ſich rühmen kan, politiſche Schauſpiele und theatraliſche Schriften von Johann Jacob Bodmer. —

Hier haben Sie, mein Freund, die ganze Sippſchaft des kleinen Satyrs, den ich Ihnen überſende; fragen Sie ihn ſelbſt, zu welcher Linie er gehöret. Er iſt ein feiner geſchmeidiger Junge, nimmt allerley Geſtalten an, wie der Amor, deſſen Geſchichte Sie ſo unnachahmlich beſchrieben haben; macht bald eine ernſthafte Mine, als wenn er predigen wollte und niemand glaubt, daß es ſein Ernſt ſey; bald ſcherzt er ſanft, aber mit einem ſchalkhaften Lächeln; bald zeigt er ein Carricatur-Geſicht, wie der Oncle Toby; und bald dringt er ſich in die Gemeinde der Thoren, drückt die Augen zu, peitſcht mitten unter ſie und lacht, wenn einer ſchreyt, der ſich getroffen fühlt. Machen Sie nun aus ihm, was Sie wollen.

Sind Sie froh, daß ich mit meiner Rhapſodie von einem Briefe zu Ende bin? Vermuthlich haben Sie in Lauchſtedt angenehme Geſellſchaft; denn ſeit vierzehn Tagen habe ich keine Zeile von Ihnen geſehen. Vergeßen Sie mich nicht und leben Sie wohl!

Siebenter Brief

an den Herrn Hofrath

Käſtner.

Siebenter Brief

an den Herrn Hofrath

Kästner.

Wem anders als Ihnen könte ich die folgende Erzählung von den Schicksalen unserer Litteratur zueignen und von den Perioden des deutschen Geschmacks? Sie sind von den meisten Veränderungen und Begebenheiten selbst ein Augenzeuge gewesen; und da Sie sich weder auf die Seite der Whigs, noch der Torrys in der poetischen Republik gelenkt haben, so können Sie am besten beurtheilen, ob ich ein aufrichtiger Geschichtschreiber bin, oder nicht bin. Sie sind mir überdies in der Rechtfertigung eines Mannes zuvorgekommen, dessen wahre Verdienste man nicht verkennen

soll:

sollte; Gottscheds, welchen ins Gesicht zu lachen, seit zwanzig Jahren modisch gewesen ist. Wenn ein Klopffechter den andern abprügelt, so laufen insgemein dem Ueberwundenen die Jungen nach und zischen ihn aus. So gieng es dem Manne, der bey allen seinen Fehlern doch noch immer die Ehre hat, den Geschmack der Deutschen verfeinert und in ihnen einen Eifer für die schönen Wissenschaften erweckt zu haben. Doch ich will keinen Anachronismus begehen und lieber meine Geschichterklitterung ganz von oben anfangen.

Die Barden sangen erst in Ehrfurchtvollen Gründen;
Die Götter wohnten da verschlossen in den Rinden,
Die nie das Beil verwundt, das Jagdhorn nie erschreckt;
Das Wild gieng unbesorgt, so weit der Wald gestreckt
Der Erden hohlen Schooß in kraufe Schatten hüllte
Und ein verruchtes Herz mit Furcht und Schrecken füllte,
Wo heute Saat und Trift am ofnen Himmel steht,
Der Bauer mit dem Pflug, die Heerde weiden geht.
Sie sangen einen Held, der für die rohen Sitten
Und wilde Strengigkeit der Vorderwelt gestritten,

Der Höflichkeit und Pracht mit Abſcheu von ſich ſtieß,
Der Kunſt und Wiſſenſchaft den Weg zur Knechtſchaft hieß,
Sie ſangen das Revier, die Inſeln voller Wonne,
Wo der verblichne Geiſt in einer andern Sonne
Sich auf das neue regt, ſo daß der fahle Tod
Ein Weg zum Leben ſey, ein Ausgang aus der Noth,
Mit dieſem ſchmeichelnden, volliſchem Aberglauben
Den allerletzten Feind des Stachels zu berauben.
Denn wenn auch nach dem Tod ein Leben in uns wohnt,
Wer iſt ſo weibiſch feig, der dieſes Leben ſchont?
Wer darf nicht in den Tod mit feſten Schritten gehen?
Wer darf dem Scheuſal nicht frey unter Augen ſehen?
Sie haben Rom zuerſt vor Schreken bleich gemacht,
Wenn durch ein feurig Lied die Deutſchen aufgebracht
Der Waffen ſtrengen Sturm herunter fallen lieſſen,

Um

Um des Poeten Lob ihr Leben zu vergießen.
Der Inhalt ihres Lieds kan nicht erhabner seyn,
Ob auch der Ausdruck groß, das Maas der Sylben rein,
Bleibt ewig unbekannt. Die grauen Stunden haben
Den Dichter und Gesang in dunkle Nacht begraben.

Ich nenne diesen Zeitraum die dunkle Periode der deutschen Poesie. Man dichtete damahls für das Bedürfniß, nicht für das Vergnügen. Unsere Anherrn lebten in der Wildheit, oder zu reden mit dem Bürger von Genf, in dem glückseligen Stande der Natur; nur das hinweggerechnet, daß sie nicht Eicheln, sondern Brod aßen und Bier tranken. Die Geschichte ihrer Vorfahren muste mündlich auf sie fortgepflanzet werden; die Natur selbst gab ihnen den Kunstgriff, sie in Verse zu bringen, die man, so schlecht sie auch seyn mögen, immer eher als Prosa im Gedächtnisse behalten kan. Durch die tapfern Thaten ihrer Väter wurden sie zur Nachahmung angefeuert, und durch Gesänge suchte man sie, wider ihre Feinde zu erhitzen, den Patriotismus anzufachen und sie zur Handhabung ihrer Freyheit zu bewegen. Wenn die Thire selbst nicht ohne alle Gesetze leben, wie konnten es unsere Rousseauischen Menschen? Ihr Gesetzbuch war nicht geschrieben; es bestand vermuthlich aus wenigen Sittensprü-

ſprüchen, die ſie, ſo gut ſie konnten, verſificirt hatten und ihren Kindern vorſagten. Ihre Prieſter die Barden, beſorgten ihnen einen Catechiſmus in lieblichen Reimen von ihrer Art, deßen abergläubiſcher Inhalt mit ihrer ganzen Denkart nach und nach zuſammenſchmelzte und getreulich, wie die Mährgen der Ammen, auf ihre Nachkommen vererbt wurde.

Geſchichtspoeſie, Kriegspoeſie, Geſetzpoeſie und Poeſie der Religion; dies ſind alſo, ſoviel man vermuthen kan, die vier Gattungen der altdeutſchen Dichtkunſt. Nun mag Vater Bodmer weiter erzählen:

Die Mönche kamen drauf, der Barden ſchlimmres Blut,
Und erbten ihren Haß: Sie übten ihre Wuth
Nicht an der Stadt allein und an der Römer Ländern;
Daßelbe Schickſal ſollt auch den Geſchmack verändern;
Gelehrſamkeit und Witz und Künſte untergehn
Und bey der Tiranney der Aberglaube ſtehn.
Sie ſchloßen mit dem Leib auch die Vernunft in Banden;
Man glaubte deſtomehr, jeminder man verſtanden.

Nach

Nach ihrer Meinung war die Dummheit Frömmigkeit;
Sie herrschten viele Jahr in tiefer Dunkelheit.

Ueber diese Periode will ich gern hinwegspringen. Unsere Vorfahren, nicht zufrieden, daß unter ihnen keine Muse sang, erdrückten auch noch die Gelehrsamkeit in Italien und würgten die römischen Schwäne. Aber so will es das Schicksal der Litteratur, daß Nacht auf Tag folge, Unwissenheit auf Verstand und Wildheit auf feinere Sitten.

Nach langem sah man sich ein schwaches Licht entzünden;
Die Sprache fing sich an mit Regeln zu verbinden.
Man schloß den neuen Vers in mehre Silben ein;
Die durften aber kurz, lang, oder beydes seyn,
Falls sie nur den Accent recht auf den Abschnitt setzten,
Ob alle Worte sonst die Quantität verletzten.
Sie plagten sich nicht selbst mit selbstgesuchter Pein,
Worinn die Deutschen jetzt so schädlich sinnreich seyn.
Sie lehrten ihren Vers noch nicht auf Füßen gehen,

Und

Und wuſten auch kein Wort von Jamben und Tro-
chäen,
So wenig ſie Florenz zum Wohlklang nöthig acht.

Von Hohenſtaufens Haus, das Kron und Apfel
führte
Und auch Sicilien mit ſtarker Fauſt regierte,
Entſprang aus finſtrer Nacht der ungewohnte Stral
Und ſchimmerte von da durch Deutſchlands weiten
Saal.

Friedrich der Rothbart ſetzte die Dichtkunſt unter die ritterlichen Uebungen und ordnete eine Art von poetiſchen Turnieren an, in welchen die Sieger ihre Belohnung aus den Händen der vornehmſten Damen empfiengen. Ehrenvoll wird jetzt der Name eines Singers und die angeſtellten Spiele brachten den Trieb der Nacheiferung unter dem deutſchen Adel hervor, der ſichs nicht für eine Schande halten konte, nachzudichten, wenn Könige ihm vorſangen. Unter dem aufgeklärten Kayſer Friedrich dem zweeten ſcheint dieſe Singkunſt den höchſten Gipfel erreicht zu haben. Man nennt noch die Namen eines Heſſo von Ninach, Chunzo von Roſenberg, Hartmann von Ouwe, Eſchilbach, Kriſtan von Hamle, Gottfried von Strasburg, Walter von Briſach; und mitten unter ihnen ſtimmte Winsbecks Frau ihre Laute an,

Mit zärtlichem Affekt, worin der Geiſt noch glim-
met.

Wenn man im Stande iſt, die Sprache dieſer Dichter zu verſtehen, ſo wird man die Artigkeit ihrer Gedanken, die Feinheit in ihren Empfindungen und die Naivete ihres Ausdrucks bewundern. Wir wollen derwegen nicht eben den Zeitraum, in welchem ſie lebten, ein güldenes Alter nennen, ein ſolches erfordert zugleich eine vollkommen ausgebildete Sprache; wir betrachten ihre Gedichte nur als antike Stücke, die ſchon wegen ihres Alterthums ehrwürdig ſind und aus welchen wir noch immer etwas lernen können, wenn wir wollen. Wer wollte es dem neuern Dichter verbieten, einige veraltete, aber gute Wörter und eine Menge von artigen Wendungen aus den Minneſingern zu entlehnen und unſere jetzige Sprache damit zu bereichern? Wunnichlich, der Werltewunne, muoten und viele andere vergeſſene Wörter ſcheinen mir gewiſſe feine Schattirungen des Gefühls treffender auszudrücken, als diejenigen, welche wir an ihre Stelle geſetzt haben. Und was kan naiver und feiner gewendet ſeyn, als folgende Verſe:

Ich will mener Frowen muoten,
Daſs ſi mir genedig ſi.
Der vil reinen, der vil groten
Waer ich gerne nahe bi.
Was hilfet daſs ich kriege dar
Und krenke minen Lib.
Si nimt min alze kleine war,
Du mir iſt fur elly wip.

Mei-

Meinet mich min frowe als ich ſi meine,
So wird min gout rat.
Min dienest dunket ſie ze kleine;
Da ſez ich guoten Willen zer That.

Dieſe Zeit, in welcher die Deutſchen ſchon ſo fein empfanden und nach ihrer Art ſo glücklich dichteten, war vielleicht geſchickt, ihre goldene Periode zu werden; hätte nicht der Dämon des Krieges zu früh den ſanftern Genius verſcheucht und die wackern Ritter zu andern Beſchäftigungen aufgefordert, als zu den Spielen der Muſen. Kein Walther der Vogelweide, kein Freyherr von Wengen, kein Reimers von Zweter, kein Warners, kein Siegehere dichtete mehr; ihre Kinder fochten und überließen das Geſchäfte ihre Thaten zu ſingen einer elenden Gilde von Meiſterſängern, die ſchon Otto der zweete mit Freyheiten begnadiget hatte und welche aus der Poeſie, die vorher eine ritterliche Uebung war, ein ſchnödes Handwerk machten und ein Mittel, zur Ernährung ihres Magens täglich einige Pfennige zu erwerben. Ihr Geſchlecht ſoll ſich noch in Nürnberg erhalten haben, wo ehmals der berühmte Hans Sachſe

mit Dint und Pech beſudelt, Verſ' erdacht
Und manchen Schuh zu kurz und Fuß zu lang gemacht;

ein Mann, der übrigens, mit Erlaubniß unſerer jetzigen Dichter, viele unter dieſen an Gelehrſamkeit weit übertraf. Daß Deutſchland in ſeiner geſchmackloſen

Epoche Meiſterſänger gehabt hat, iſt nichts wunderbares; aber dies iſt ſeltſam, daß ſie Italien, das aufgeklärte Italien bis jetzt noch hat. Nichts anders als Meiſterſänger ſind die venetianiſchen Raconteurs, die con parole Schiette und mit der ganzen Beredſamkeit ihres Körpers öffentlich unglaubliche Dinge erzählen. Das

Ihr Leute höret an,
Was ſich hat zugetragen,

womit die Nürnbergiſchen Meiſter ihre Erzählungen anfangen, iſt gewis eben ſoviel werth, als die Captatio benevolentiæ der Venetianer:

Signor che ascolti una gran cosa,
Una cosa stupenda.

Einige Verdienſte kan man doch unſern deutſchen Brodſängern nicht abſprechen. Sie bewahrten der Nation wenigſtens das Andenken einer einheimiſchen Poeſie, die man vielleicht ohne ſie gänzlich vergeſſen hätte. Und ihrer Veranlaſſung haben wir ſelbſt unſere älteſten Kirchenlieder zu danken, von welchem ſogar einige aus der Zunft dieſer Leute ſich herſchreiben. Ich hatte hier einige Anmerkungen über die Beſchaffenheit dieſer Lieder gemacht, über ihre ſo nöthige Verbeſſerung, über die Bemühungen der Herren Weiße, Zollikofer und anderer, über die feine Manier, mit welcher man ihnen ihre Arbeit verdankt hat u. ſ. w. Allein —

— — — — —

Wenn

Wenn Opitz nicht selbst einer unserer gröſten Dichter wäre, so würde er schon als der Vater der deutschen Poesie das Andenken aller Jahrhunderte verdienen. Genährt von dem Geiste der Alten und durch ihre Werke entzückt, versuchte er es, ihnen im Deutschen nachzusingen und es gelang ihm. Sein feines Ohr sagte ihm, daß die Zeilen, welche man bis auf ihn Verse nennte, keine Verse, nur gereimte Reihen von Worten waren: es lehrte ihn die Verschiedenheit der Silben in Betracht ihrer Kürze und Länge, und den natürlichen*) Rhythmus, wodurch die Poesie auch im Aeuſerlichen Poesie wird, Wohlklang und Haltung bekömmt. Seine eigene Dichtergabe vereinigte sich mit seinem richtigen Geschmacke und beyde setzten ihn in den Stand, zu zeigen,

Daß nur ein Kopf der Sprache,
Die reiche Redensart und Nachdruck nicht gebrache,
Daß sie gelenkig ist, Verstellung leiden kan,
Nicht starr an Hals und Stirn.

Seine eigenen Gedichte müſsen noch immer gelesen werden. Sie sind voll Geist und Nachdruck; die Fehler, welche man ihnen vorwirft, sind Fehler der Zeit und der Sprache, und nicht des Dichters.

*) So natürlich, daß so gar Voſsius die wichtige Entdeckung von dem Takte seines Barbiers machen konnte, der ihn bald in Anapästen, bald in Dactylen kämmte.

Es iſt das Talent des groſen Genies, ſich von ſich ſelbſt und durch ſich ſelbſt zu erwecken; es brennt, ſobald es Luft findet und entzündet dann andere, die, ohne öde Köpfe zu ſeyn, doch in eine niedrigere Klaſſe gehören. Opitz, der keinen deutſchen Vorgänger gehabt hatte, fochte durch ſein glänzendes Beyſpiel verſchiedene mittlere Genies an, ihm auf der Laufbahn nachzurennen: ſie thaten es mit ungleichem Glücke.

Der ältere Gryphius hätte bey einer beſſern Känntniß des Theaters ein deutſcher Ariſtophanes werden können; jetzt iſt er faſt nur ein Theſpis, ohnaeachtet ſeines muntern Kopfs, und ſeiner weitläuftaen Gelehrſamkeit. Der jüngere hält keine Vergleichung mit ihm aus und, einige Sinngedichte ausgenommen, ſind ſeine poetiſchen Wälder unerträglich und ermüdend.

Riſt, Flemming, Tſchernung und andere waren, wenn es hochkömmt, mittelmäſige Genies und eben deswegen für Ausſchweifungen ſicher. Einige erträgliche Einfälle, die zuweilen ſo ziemlich in den Reimpaaren, geben ihnen noch keinen Anſpruch auf den ehrwürdigen Dichter-Namen. Man muß ein groſes Genie und einen richtigen Geſchmack haben, um ein guter Dichter zu werden: gebt einem Menſchen jenes allein ohne dieſen, ſo ſchweift er aus und wird ohngefehr mehr, oder weniger, als Hofmannswaldau war.

Dieſer war gewiß kein ſchlechter Kopf; ſelbſt in ſeinen Heroiden ſtehen Verſe, die ein ehrlicher Mann

wohl

wohl möchte gemacht haben. Seine Proſe iſt männlich und ſtark und man darf einige Stellen aus ſeinem ſterbenden Sokrates kühnlich mit dem Phädon des Herrn Moſes vergleichen. Sein Fehler war der Fehler der Seneka, der Plinius und der griechiſchen Sophiſten zu den Zeiten des fallenden Roms. Wie dieſe ihre Vorgänger, ſo ſuchte er, Opitzen zu übertreffen; er überſpannte ſeine Phantaſie, erhitzt durch einige Italiäniſche Dichter und übertraf ihn glücklich durch Bombaſt und Schwulſt. Der geiſtarme **Mühlpfort** lief ihm nach; aber **Lohenſtein** hat ihn noch überhohlt.

Bewundrer fehlten nicht; der hochgefärbte Schein
Nahm bald das junge Volk von leichten Sinnen ein;
Den Lohenſtein zuerſt, der von dem Neid beſeſſen
Den Kranz ihm von dem Haupt zu reiſſen ſich vermeßen,
Und in der Eiferſucht, zu ſeiner eignen Schand,
(Verluſt war rühmlicher) unglücklich überwand.

Es giebt Philoſophen, die ſichs zur Ehre rechnen, von allem dem, was man insgemein glaubt, nichts zu glauben. Es giebt Dichter, die dadurch erſt ihren Cranz zu verdienen gedenken, daß ſie niemals ſo reden, wie man insgemein ſpricht. Dies war Lohenſteins Fall;

he cou'd not ope
His Mouth, but out there flew a Trope.

— — — — — —

But, when he pleas'd to shew't, his Speech
In Lostiness of Sound was rich;
A babylonish Dialect,
Which learned Pedants much affect;
It was a party-colour'd Dress
Of patch'd and py-ball'd Languages.

Deutliche Gedanken durch gesuchte Metaphern zu verdunkeln, niemals eigentlich zu reden und einheimische Bilder mit indianischen Farben und Schmuck aus der neuen Welt unkenntlich zu machen; dies waren die Kunstgriffe seiner Poesie. Die Gottschede haben ihn dafür gezüchtiget: es war aber einmahl auch Zeit, seinem Genie Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und es ist geschehen. Unterdeßen war er zu seiner Zeit ein gefährlicher Mann; sein Beyspiel war desto ansteckender, je glänzender es war, und er verführte das junge Dichtervolk, die edle Einfalt zu verlaßen und mit einer unbändigen Phantasie nach Galimathias zu gaukeln.

In diese Periode gehören einige Gesellschaften, die die Verbeßerung unserer Sprache und Poesie zur Absicht hatten; die fruchtbringende Gesellschaft, durch

Caspar von Teutleben gestiftet: Filipps von Zesen teutschgesinnte Genoßenschaft: Harsdörfers gekrönter Blumenorden an der Pegnitz: und Rists Schwanengesellschaft an der Elbe. Die lächerlichen Grillen dieser deutschübenden Gemeinden haben ihre guten Würkungen in Vergessenheit gebracht; durch sie wurde doch immer die feinere Litteratur ausgebreitet und selbst an den Höfen und in den Palästen fieng man von neuem an, die Musen zu liebkosen und ihre Günstlinge zu ehren.

Weise, der das Genie unter das Joch der Methode zwang, that mehr Schaden, als zwanzig Lohensteine; nicht durch sein Beyspiel: denn es giebt Stunden, wo man einige von seinen Schriften noch wohl zur Noth lesen mag; sondern durch seine Lehren. Die Muse flieht, sobald sie ihre Leser nach einer Chrie stimmen soll; und wer zu seiner Dichterey eine Weisische Topik und locos communes nöthig hat, der soll ein Gelegenheitssänger werden, ein Dichter wird er nicht. — Nach Weisen haben die Talander, die Menantes, die Uhsen ähnliche poetische und rhetorische Gängelwagen verfertiget, gut und nützlich zu gebrauchen für Kinder, die nicht gehen können; der Mann geht allein.

Es giebt zwischen den Lohensteinischen Klippen und den Weisischen Sümpfen einen Mittelweg, der

gerade nach dem Tempel des Geschmacks führt durch blumigte Wiesen, wo man noch hin und wieder die Fußtritte der Virgile und Horaze wahrnehmen kan. Hier wandelten, Hand in Hand jeder mit seiner Muse, Rachel, von Logau, Wernike, Canitz und Günther, sahen über sich die jungen Lohensteine Junonen suchen und Wolken umarmen, und hörten zur Linken in der Tiefe Frösche singen und die Schüler des Rectors zu Zittau liebliche Oden, durch Antecedens und Consequens dispenirt, herlallen. Ohne Anführer giengen sie mit starken Schritten auf der Laufbahn fort und strauchelten nur zuweilen, doch ohne zu fallen. Wenn Rachels Leyer einige Mißtöne hören läßt, so müssen wir bedenken, daß er keinen hinlänglich aufgeklärten Freund hatte, der ihm ein Corrige sodes! hätte zurufen können. Was kan Logau dafür, daß kein Kamler und Lessing seine Gedichte feilte, ehe sie gedruckt wurden? Wernike sagte sein eigener Geschmack, ohne Bouteux und Home, daß Postel ein Stümper sey; und sein Genie dictirte ihm auser den Epigrammen, die ihn zu unsern Martial machen, das vortrefliche Heldengedicht auf den hochmetaphorisch einherbrausenden Stolpo. Canitz und Günther — beyde würden mehr gewesen seyn, als sie waren, der erste mit Günthers Genie und der letzte mit Canitzens Weltkänntniß und poetischen Sitten. Günther war zu sehr Student, um nicht zuweilen einen Strich mit Bierr *) zu machen;

*) in seiner Ode auf den Prinz Eugen.

chen; und Lanizens saufter Buien entbrannte nur selten zu dem Enthusiasmus, der das Eigenthum eines Dichters der ersten Größe ist. Dafür ist er correkter, als jener und seine Gedichte, verglichen mit den Günstherischen, locken uns den Wunsch ab, daß er mehr, und Günther weniger möchte geschrieben haben. Sie beyde, nebst Opitzen und einem Paar anderen dürften wohl bey der Nachwelt eine Periode unserer Dichtkunst von beynahe hundert Jahren charakterisiren. Denn die Morhofe, die Menke, Neumeister, Neukirche, Amthore, Pietsche, Richeye, und ohne Zweifel auch die Brockse, Beßer und Könige wird man nächstens vergessen.

Morhof war eher zum Polyhister als zum Dichter geschaffen. Philander von der Linde konnte nur im Jahre 1721. einiges Aufsehen machen. Neumeister wird noch gesungen, nicht aber gelesen. Neukirchs Lobredner sind gestorben, oder vergessen. Von Amthoren spricht niemand mehr. Unter allen Versen, die Pietsch gemacht hat, sind etwa funfzig, die ein deutscher Stobäus aufbehalten möchte. Richey und Weichmann sollen noch in Hamburg einige Verehrer haben. Brockes verdiente wegen seiner Andacht und seines edlen Herzens auf die Nachwelt zu kommen; aber diese Eigenschaften verewigen einen Dichter so wenig, als die ekeln immer mit einförmigen Betrachtungen bekrönten Schilderungen von Dingen, die

men täglich ſelbſt ſehen kan. Beßer hat manchmal gute Einfälle; aber

Adparent rari nantes in gurgite vaſto.

Und Königs Heldengedicht auf eine Comödie von Heldenthaten iſt für die Nachwelt zu wenig intereſſant und zu ſchwach.

Die Namen dieſer Männer ſollen unſere Enkel doch noch nennen, wenn ſie auch ihre Werke nicht leſen; ſie ſollen ſie als Lichter in der Finſternis und als Vorboten betrachten, durch welche die große Revolution des deutſchen Geſchmacks im achtzehenten Jahrhunderte angekündiget wurde.

Wenn unſere Litteratur in dieſen Zeiten ſo ſehr geſtiegen iſt, daß wir nicht hoch über uns ſehen dürfen, um unſere Nachbarn, um ſelbſt die Alten zu erblicken; ſo darf ich behaupten, daß die Schweizer, Gottſched und die Berliner an dieſer glücklichen Umbildung des Geſchmacks gleichen Antheil haben. Die Schweizer legten den Grund; Gottſched breitete den Geſchmack aus und erweckte das Genie in ſeinen Schülern, wenn er gleich ſelbſt keines hatte, wie ein Wetzſtein,

Reddere qui valet ſcutum ferrum exſors ipſe ſecandi,

Die Berliner traten zwiſchen beyde Parteyen, verbeſ-

ſern

ten die eine durch die andere, polirten und verfeiner: ten den Geſchmack.

Schon im Jahr 1721. ſchrieb Bodmer ſeine Discurſe der Mahler zur Nachahmung des engliſchen Zuſchauers; ein Buch, welches ich allemahl lieber leſen will, als ſeine Syndfluth und ſeine politiſchen Schau: ſpiele. Dieſes Wochenblat enthält, auſer moraliſchen Betrachtungen, zugleich verſchiedene kritiſche Aufſatze von einer Gattung, die man bisher in Deutſchland noch nicht gekannt hatte. Bodmer war damahls drey und zwanzig Jahr alt, und ſeine Kritik war alſo die jüngſte, ſo wie er der jüngſte Kunſtrichter war. Bey ei: nem mittelmäſigen Feuer beſaß er doch Patriotiſmus genug, um den Geſchmack der Deutſchen umſchaffen zu wollen; und wenn dieſes nicht anders als durch eine gewiſe Gährung in der litterariſchen Republik bewürkt werden kan, ſo müſen wir es Bodmern allerdings verdanken, daß er dazu das erſte Ferment hergegeben hat. Er iſt der erſte Kunſtrichter Deutſchlands im eigentlichen Verſtande; wer Gottſcheden dafür hält, der irrt ſich.

Als Bodmer ſich ſchon auch auſer der Eidge: noſenſchaft einen Namen gemacht hatte, fieng Gott: ſched in Leipzig zuerſt mit Uebungs-Stücken an. Man kan einen hohen Sinn haben, ohne ein groſer Geiſt

zu seyn; den ersten hatte Gottsched ohne Widerrede. Wolfs Beyspiel, der durch die Umgießung der Philosophie berühmt wurde, lockte den Magister in Leipzig, etwas ähnliches in einem andern Fache zu versuchen und das für die schönen Wißenschaften zu werden, was Wolf für die speculativischen schon war. Bodmers Kritiken zeigten ihm den Weg, den er betreten muste.

Einige Husarenkriege zwischen Gottsched, Hallbauern und Fabricius hat man in unsern Tagen gänzlich vergessen. Sie hatten das Ende der römischen Triumvirate, bey welchen nicht allemahl der größere Held am Ende die Oberhand erhielt. Hallbauer gieng zu früh in das theologische Feld über; doch ist die Redekunst, die er vorher schrieb, nach seinen Zeiten gut und auch in den unsrigen nicht ganz zu verachten. Fabricius und Gottsched wechselten Pasquille, in welchen sogar die Wäschermädgen nicht verschwiegen wurden. Der erste räumte das Feld, gieng von Leipzig nach Jena und überließ seinem Feinde den Wahlplatz.

Dieser erwarb sich sehr bald ein dictatormäßiges Ansehen, zu welchem seine reine deutsche Schreibart, die an sich nicht zu verachten ist, vielleicht das wenigste beytrug. Er war fein genug, die Schweizer zu liebkosen, die seinen Bemühungen zur Wiederherstellung des guten Geschmacks von fern her zujauchzten.

Man

Man lobte ſich wechſelsweiſe und jede Partey trug das ihrige zum Ruhme der andern bey. Dazu ſtiftete er eine Geſellſchaft zur Verbeſſerung der deutſchen Sprache, und verſammelte dadurch um ſich herum eine Menge von gelehrten Leuten und guten Köpfen. Er ſelbſt ſchrieb eine Poeſie und Redekunſt und veranſtaltete die kritiſchen Beyträge, in welchen man über vielen mittelmäßigen Aufſätzen die guten nicht vergeßen ſollte.

Zu dieſer Zeit ſtunden zween Dichter auf, erweckt durch ihr eigen Genie, und lehrten die Deutſchen, was die deutſche Muſe vermag. Es gereicht Gottſcheden zur Ehre, daß er wenigſtens im Anfange Hallers unſterbliche Gedichte rühmte; zur Schande, daß er ſich unterſtand, Hagedornen mit Stoppen, beynahe zum Vortheil des letztern, zu vergleichen.

Bodmer und Breitinger waren unterdeſſen auch nicht müßig geweſen. Im Jahre 1727. erſchien ihre Anklage des verderbten Geſchmacks und dieſe kleine Schrift, in welcher der Hamburgiſche Patriot und die vernünftigen Tadlerinnen ziemlich derb beurtheilt werden, legte ohne Zweifel den Grund zu dem groſen Kriege zwiſchen ihnen und dem Kunſtrichter in Leipzig, obgleich die Fehde erſt nach verſchiedenen Jahren ausbrach. Im Jahre 1728. machten die Schweizer eine Abhandlung von dem Gebrauche der Einbildungskraft

zur

zur Verbeßerung des Geſchmacks bekannt; auf dieſe folgten 1732. die Charaktere der deutſchen Gedichte und 1736. der Briefwechſel von der Natur des poetiſchen Geſchmacks. Nach ſolchen Vorläufern erſchienen ihre größere Werke; die kritiſche Dichtkunſt, und die Abhandlungen von dem Wunderbaren, von den poetiſchen Beinählden und von der Natur der Gleichniße *). Man kan ihnen das Lob nicht abſprechen, das gethan zu haben, was Muratori applicare con accuratezza gl'insegnamenti universali a i lavori particolari, e andare minuta mente osservando il tutto e le parti per iscoprirci le proporzioni la novità e l'altre virtu della materia et del artifizio nennet. Aber eben dieſe Scheiſten zündeten auch das Feuer an, welches für unparteiiſche Zuſchauer ein wahres Luſtfeyer und der Gründung unſeres Geſchmacks in allen Rückſichten vortheilhaft war.

Bodmer und Gottſched beſtrebten ſich beyde, ein kritiſches Monopolium zu erhalten und da ihre Stimmen nicht ſelten getheilt waren, ſo konnten ſie unmöglich friedfertige Mitregenten bleiben. Zuerſt folgte auf die vorige Freundſchaft ein gewiſſer Kaltſinn; man nennte einander nicht mehr, und der eine that, als wenn er den andern nie gekannt hätte. Auf den Kaltſinn kamen Sticheleyen, halbverdeckte Anzapfungen und auf dieſe der völlige Krieg.

Bod-

*) S. die Halliſchen Bemühungen, drittes Stück S. 217.

Bodmer hatte den Milton überſetzt und prieß ihn, ohne Gottſcheden ſehr um Erlaubniß zu fragen, öffentlich an. Dieſer mochte es nicht vertragen, daß die Deutſchen an einem Dichter Geſchmack finden ſollten, der gerade ſein Antipode war. Sein Geſchäft war alſo, das verlohrne Paradieß zu verſchreyen und Miltonen zu der Klaße der Lohenſteine zu erniedrigen. Halb gelung es ihm und er kritiſirte würklich vielen ehrlichen Leute den Milton aus den Händen, biß endlich Bodmer zur Vertheidigung ſeines LieblingsAutors die Abhandlung vom Wunderbaren ſchrieb, in welcher er zwar vornehmlich nur Voltairen und Magny zu widerlegen vorgab, aber in der That Gottſcheden meinte. Nun erhob dieſer ſeine Stimme laut, that in den kritiſchen Beyträgen einen Ausfall auf die Bodmeriſche Schrift und Breitingers Dichtkunſt muſte bey dieſer Gelegenheit auch mit an den Tanz.

Gottſcheds damaliger Freund, der verdienſtvolle Arzt **Triller** gab Gelegenheit zu einer neuen Schlacht. Seine Fabeln wurden von dem Verfaßer der zürchiſchen Dichtkunſt nicht ſchön gefunden; er ſetzte eine heftige VertheidigungsSchrift auf, die Herr **Erneſti** unterdrücken half, von welcher aber eine Abſchrift in die Hände der Schweizer kam, die der wohlgelahrte Herr Erlenbach mit erbaulichen Noten herausgab. Zugleich wagte ſein BuſemsFreund Eſſinger einen Ausritt auf Gottſcheden und ließ der kritiſchen Dichtkunſt dieſes

Mannes nicht viele Ehre. Die Schweizer machten also den Anfang, mit Satiren zu ſtreiten; Gottſched, der bisher immer ernſthaft geſprochen hatte, wurde durch ihre höniſchen Angriffe berechtiget, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und er fand bald eine Gelegenheit, die ihm ſehr willkommen war.

Gottſched war groß in ſeinen Schülern. Er erweckte in dieſen einen dichteriſchen Geiſt, den er ſelbſt nicht hatte; er führte ſie auf die Lectüre der Alten, die er ſelbſt nicht leſen konnte, und ſeinem Eifer haben wir es zu danken, daß viele junge Genies anfingen, ſich zu fühlen und die Laufbahn anzutreten, zu welcher ſie beſtimmt waren. Einige unter dieſen vereinigten ſich mit Herrn Schwabe, Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes zu ſchreiben, in welchen man den Ausländern zeigen wollte, was der deutſche Witz vermöchte. Wenn dieſe Monatsſchrift viele platte Aufſätze enthält, ſo weiß man ja, daß es die Uebungsſtücke junger Dichter waren; aber zur Schadloshaltung findet man darinnen noch immer verſchiedene Abhandlungen und Gedichte, die eine beſſere Stelle verdienten und welche zu leſen man begierig ſeyn muß, ſobald man ihre Verfaßer kennt, einen Gellert, Schlegel, Zernitz und Sie, mein Theureſter Herr — denn jetzt, nachdem die antigottſchediſche Wuth unſerer Kunſtrichter mit dem Tode des Mannes erloſchen iſt, kan man es ſagen

daß

daß es eben keine Schande für einen ehrlichen Mann ist, an den Beluſtigungen gearbeitet zu haben. — Dieſe Schrift war zugleich von Gottſcheden, der freye Hände darinn hatte, zum Kampfplatze wider die Schweizer bestimmt. Er ſelbſt machte den ſogenannten Dichterkrieg, ein proſaiſches Gedicht, in welchem einige gute Einfälle ſind; aber infelix operis ſumma. Sein Zögling Pitſchel ſchrieb Anmerkungen über das Ergänzungs-Stück der Trilleriſchen Vorrede, die ſchlecht ſind und von welchen man glauben ſollte, daß ſie würklich, wie der Verfaßer vorgiebt, in einer Krankheit entſtanden wären. Er ſchrieb ſie, und ſtarb.

Nun hatten die Zürcher Gelegenheit, ihren Witz zu üben. Sie brüteten die Satiren haufenweiſe aus und ſetzten den Leipziger Beluſtigungen ihre Sammlung kritiſcher und geiſtvoller Schriften entgegen, in welcher ſie, wie in ihren Satiren, alles angreiffen, was nicht mit ihnen war, Tros Rutulusue fuat.

Der Sieg zwiſchen beyden Parteyen wäre noch immer zweifelhaft geblieben, wenn ſich nicht verſchiedene zufällige Umſtände zu Gottſcheds Falle vereiniget hätten. Roſt und Liſcow, ein Paar vortrefliche Köpfe, ſtunden unvermuthet wider ihn auf, der eine griff ihn mit einer lachenden Mine an und der andere ſo ernſthaft, als er noch niemahls geſprochen hatte. Das

Vorspiel machte Gottscheden in Leipzig lächerlich; und die Vorrede zum deutschen Longin erinnerte ihn, daß er ein Mensch wäre, wie alle Menschen und Dingen sich unterzogen hätte, für die seine Schultern zu schwach wären. Deutschland wurde durch seinen Swift aufmerksam gemacht, und war schon ziemlich geneigt, Gottscheden für einen Oldmixon zu erklären.

Das schlimmste für ihn war, daß bald darauf ihn selbst der größte Theil seiner Bundesgenossen verließ. Die guten Köpfe aus seiner Schule sahen die schwache Seite ihres Meisters; sie sagten ihm ab, vereinigten sich unter sich selbst und ihnen haben wir die Bremischen Beyträge zu danken; eine Sammlung von reiferen Aufsätzen, durch welche unser Geschmack seine beste Hülfe bekam.

Jetzt sahe sich Gottsched von allen Seiten verlaßen und von allen Seiten angegriffen; sein Vorurtheil für sich selbst erlaubte ihm nicht, nachzugeben und diese Unbiegsamkeit vollendete den Fall seines Ruhms. Mit Unrecht war er vorher gelobt worden; mit Unrecht wurde er nun gescholten; der Name eines Gottschedianers ward ein Schimpfwort und es gehörte zum Modetone einen Mann zu verspotten, der doch immer die Deutschen so weit gebracht hatte, daß sie ihn mit Geschmack verspotten konnten. Er unterdeßen war in sei-

ner

ner Einbildung glücklich und ſtark genug, das zu verachten, was er nicht hindern konnte. Er fuhr fort für unſere Litteratur mit wahrem Patriotiſmus zu arbeiten; ſeine deutſche Sprachkunſt beweiſt es; mit allen ihren Fehlern die beſte, die wir noch haben.

Weder Gottſcheden noch den Schweizern haben wir einige vortrefliche Dichter zu danken, die ſchon in dieſer Periode ſich berühmt machten. **Lange** ſang einige völlig horaziſche Lieder und hauchte ſeiner Gattin mit der Liebe zu ihm die Liebe zur Dichtkunſt ein. **Gleim** ward unſer Anakreon, oder, wenn dies Herr Herder nicht leiden will, für uns das, was Anakreon für die Griechen war. **Und Uz**, von dem wir vor kurzen ungern erfahren muſten, daß er ſeine Leyer verabſchiedet hat, war ſchon damahls ein Lieblingsdichter ſeiner Nation.

Dies war die Verfaſſung unſerer Litteratur, als ein unerwartetes Phänomenon aller Augen auf ſich zog und eine neue Epoche machte. **Klopſtock** erſchien mit den erſten Geſängen ſeiner Meſſiade und verurſachte ein

bellum omnium aduerſus omnes, ein Gewühl, wo alle durch einander und wider einander liefen, um ſich auf die eine, oder auf die andere Seite zu ſtellen. Die Schweizer betrachteten den neuen Dichter, als ihr Geſchöpf; und er war es nicht. Gottſcheds Partengänger feindeten ihn an; und er antwortete nicht. Andere ſchrieben lange Apologien für ihn; und er laß ſie nicht; er dichtete fort. Klopſtok hatte die Ehre, wenn es anders eine Ehre iſt, ſelbſt Bodmern zum Nachahmer zu haben, der die Welt mit ſeinen Syndfluthen überſchwemmte. Die mittelmäßigſten Köpfe überhüpften ganz hurtig den Pfad des guten Geſchmacks und giengen den Augenblick von einem Abwege nach dem andern, von dem wäßerichten Weſen zu dem ätheriſchen. Rauhe Hexametriſch ſeyn ſollende Nimrodiaden und ähnliche Lieder durchſchnarrten den deutſchen Parnaß und die verſcheuchten Muſen konnten nur noch bey einigen Mittelmäßigkeitern, die weder Whigs noch Torrys waren, ihre Zuflucht finden. Da ſangen, den Rangſtreit bey Seite geſetzt, die Zachariä, die Dusche, die Cramer, die Gemminge, die Huber, die Ramler, die Schlegel, die Käſtner (ich mus Sie in einem Briefe an Sie

ſelbſt nennen) die Leſinge, die Kleiſte, die Gellerte, die Lichtwehre, die Withofe ihre Lieder, die der Jüngling jetzt auswendig lernt, um ſie als Mann ſeinen Söhnen und Töchtern vorzuſagen.

Ein Genie erwachte zu dieſer Zeit, mit welchem wir allen Ausländern Trotz bieten können; ein Jüngling, der im ſiebzehenten Jahre Gedichte ſchrieb, die man kaum von einem Manne hätte erwarten ſollen, und von welchem wir in unſern Tagen, da er ein Mann iſt, Werke bekommen haben, die man dem feurigſten Jünglinge kaum zutrauen ſollte; ſo voll ſind ſie von Früchten einer blühenden Phantaſie und eines unerſchöpflichen Witzes. Kaum kan man es glauben, daß die Natur der Dinge, die Sympathien, der Cyrus, die Briefe der Verſtorbenen und dann die comiſchen Erzählungen, Agathon, Don Sylvio, Muſarion und Idris Einen Verfaßer haben. Ich ſchmeichele mir, daß mein Name wenigſtens mit dem erſten Buchſtaben auf die Nachwelt kommen wird, da mein Freund es für gut befunden hat, ihn ſeinem Idris vorzuſetzen; auf klaßiſche Werke, wenn ich ſie ſchreiben könnte, würde ich mir weniger einbilden.

Noch bis in das Jahr 1755. nennte man die beyden Partenen der Schweizer und der Gottschedianer; man fragte auch wohl einen angehenden Dichter, zu welcher Sekte er sich gerechnet wißen wolle, um nach seiner Antwort das Lob, oder den Tadel zu bestimmen, der ihm gebührte. Auf einmahl trat eine neue Partey ins Mittel, schlug auf beyden Seiten um sich herum; verdrängte die bisherigen Rotten und sprach das Recht allein. — Mit Unrecht vielleicht nennt man sie Baumgartenianer. Es sey, daß sie Baumgartens Philosophie adoptirt und seine notiones directrices zur Grundlage ihres kritischen Systems gemacht haben! den feinen Geschmack, den ihre Arbeiten verrathen, konnte ihnen Baumgarten nicht geben, er, der bloß Philosoph war und der selbst Gesners Thesaurus aufschlagen mußte, um Beyspiele zu seinen Theorien zu finden. — Ich wandere über seine Aesthetik hinweg, weil ich schon in dem ersten dieser Briefe meine aufrichtige Meinung davon gesagt habe. Gewis nicht ihr, sondern den guten Köpfen der baumgartenschen Schüler, und ihrer Belesenheit in den Werken des Geschmacks ist das Verdienst zuzuschreiben, was man den Nicolaischen Briefen, der Bibliothek der schönen Wißenschaften und den Lite-

teraturbriefen nicht absprechen kan. Antikritiker gab es damahls genug: es gieng ihnen auch, wie den jetzigen: man zischte sie aus und ihr Geschrey nahm ein trauriges Ende. Die Verfaßer der Litteraturbriefe machten, daß Gottsched mit Bodmern vergeßen wurde; sie allein führten den Scepter und die übrigen Kunstrichter wurden entweder verlacht, oder sie beteten ganz andächtig die Aussprüche nach, welche ihre Befehlshaber dictirten.

In unsern Tagen ist ein neuer Krieg entstanden, der — — — — — — — — ich bin zu friedfertig, um das drucken zu laßen, was ich über diese Materie niedergeschrieben habe. Daß die berlinischen Kunstrichter mit Männern von vielen Verdienſten zuweilen unbillig umgegangen sind, wer will das leugnen? Cramer, Dusch, Wieland und andere sind schon wider sie von andern Kunstrichtern vertheidigt worden; das Publicum und die Nachwelt würde sie ohnehin vertheidigt haben. — Das Gute, was aus allen diesen Kriegen entstehen wird, ist vielleicht das, was man am wenigsten vermuthet — eine völli-

völlige Anarchie. Vielleicht ſind auch die Deutſchen von Natur allzu phlegmatiſch, um ohne Veranlaßung tüchtige Werke zu liefern; kritiſche Kriege ſind alſo die Inſtrumente, ihre Genies aufzuwecken, und wenn nun der Endzweck erreicht iſt, ſo wirft man das Inſtrument hinweg.

Und hiermit Gott befohlen! Urtheilen Sie nun, mein Herr, über dieſe Skizze von einer Geſchichte der Critik und Dichtkunſt unter den Deutſchen. Ich menge mich unter die Zuſchauer und verlange weiter kein Lob, als das Lob der Aufrichtigkeit, welches mir aber von manchem Kunſtrichter mit bittern Salzen dürfte gewürzt werden. Ich bin u. ſ. w.

Achter Brief

an Herrn

Nicolai

in Berlin.

Achter Brief

an Herrn

Nicolai

in Berlin.

Es iſt wahr, was Sie mir ſchreiben: unter allen Arten von gelehrten Arbeiten iſt das Recenſiren die undankbarſte. Der Geiſt wird dadurch wenig genährt, und am Ende hat man für alle ſeine Mühe nichts als Undank und Feindſchaft zu erwarten. Ich habe es nur einmal im Kleinen verſucht, einigen Winkelſchriftſtellern, die bey aller ihrer Wenigkeit glaubten, ſie wären etwas, die Wahrheit zu ſagen, und meine Aufrichtigkeit wurde ſchlecht belohnet. Ohne mich zu rühmen, darf ich doch wünſchen, daß alle meine Collegen von Schriftſtellern mein Phlegma beſäßen. Beleidiget mich jemand, ſo habe ich die Gabe zu lachen, und

belehrt

belehrt er mich, diejenige, mich zu beſſern. Bey dieſer Geſinnung bin ich ſo ziemlich glücklich, ſo ſehr, als ein Autor es ſeyn kan.

Aber es giebt noch eine Gattung von Recenſionen, die immer eine angenehme Arbeit für ihre Verfaßer und belehrend für das Publicum ſind, ſolche die nicht Ein Werk allein betreffen; die aus einem Werke verglichen mit andern allgemeine Ausſichten hinbreiten, den ganzen Zuſtand einer Wiſſenſchaft abſchildern, ihre Gränzen beſtimmen und die Lücken anzeigen, welche hier, welche da noch zu füllen ſind. Wie wäre es, wenn man auf dieſe Art die ganze Verfaßung unſerer Litteratur recenſirte und die Polhöhe beſtimmte, wohin ſie geſtiegen iſt; ſie ganz als ein Originalwerk betrachtete, welches aus den Verſuchen unſerer beſten Köpfe, wie aus einzelnen Capiteln und Paragraphen, zuſammengeſetzt iſt und ſo die Frage beantwortete: Wie weit ſind die Deutſchen gekommen? Ich wage es nicht, dieſes zu thun; Sie vielleicht, mein Herr, thun es in der neuen Auflage Ihrer Briefe; aber doch iſt es einem ehrlichen Biedermanne erlaubt, ſeine Stimme auch hinzugeben und es freymüthig zu ſagen, was er für Blicke in die Welt ſchickt und wie er ſeine Zeitgenoßen und ihre Bemühungen aus ſeinem Winkel heraus betrachtet.

Auſſer der eigenen Lectüre, ſind noch drey Quellen, aus welchen man Urtheile über den Geſchmack unſerer

serer Nation und den Zustand ihrer Litteratur schöpfen kan: der Meßcatalogus, das Mechanische der Buchhandlung und die Journale.

Es war eine Zeit, wo die sogenannten Vernünftigen Gedanken, die Einleitungen, die Entwürfe, die Commentationes methodo scientifica conscriptae, die Elementa, die Systemata und andere philosophischen Schriften den größten Theil des Catalogus anfüllten. Es folgten darauf die Abhandlungen vom Dünger, von der Brache, von Getraide, von der Viehzucht, und neben diesem her trabten vermischte Gedichte, poetische Nebenstunden, komische Heldengedichte, Patriarchaden, Satiren, Wochenschriften, Männer, Frauen, Menschen und Thiere. Diese wurden durch eine Menge von Schriftstellern in der Einsamkeit theils abgelöst, theils verdränget; einige Empfindungen schlichen ihnen nach. Aus der Einsamkeit gieng man in die glänzendste unter allen Gesellschaften, in die Feenwelt; und da man sich ganz erschöpft sahe; so that man das, was man immer gethan hatte; man übersezte. — Sobald ich im Meßcatalogus allzuviele Titel aus Einem und demselben Fache, in einerley Gattung erblicke, so schließe ich — gerade das Gegentheil, von dem was man vermuthen sollte — ich schließe, daß dieses Fach in seiner Abnahme ist; so wie eine Courtisane, die allzuviele Anbeter auf einmahl hat, bald keine mehr haben wird.

Der

Der Buchhändler kan den Geſchmack ſeiner Zeitgenoßen mit vieler Richtigkeit beſtimmen; noch genauer den Geſchmack des Ortes, an welchem er lebet. Hier verlangt der gröſte Theil der Käufer witzige Schriften in Taſchenformate; dort Compendia; an einem dritten Orte Abhandlungen über ökonomiſche Dinge; an einem vierten etwas anders. Zu gewißen Zeiten waren Uhſens, Hübners, Menantes, Picanders Schriften wichtige VerlagsArtickel; jetzt haben ſie ihre tödliche Periode erreichet und es iſt ihnen eben ſo gegangen, wie es den Compendien unſerer Philoſophen noch gehen wird.

Um den Modegeſchmack feſt zuſetzen, darf man endlich nur anmerken, welche Bücher am erſten und liebſten von den modiſchen Kunſtrichtern beurtheilt werden und von welchen ſie das meiſte Gute und das meiſte Böſe ſagen. Wenn, zum Beyſpiel, in unſern Tagen ein neuer Dichter aufſteht, ſo verſammlen ſich alle Journaliſten um ihn herum und predigen ſein Lob, nachdem ſie glauben, daß er es verdienet habe; oder wenn er mittelmäßig iſt, ſo lauert ihm in jedem Winkel Deutſchlandes ein allzeitfertiger Kunſtrichter auf den Dienſt. Wenn aber ein wackerer Profeſſor eine lateiniſche Logik, oder Metaphyſik ſchreibt, ſo ſchweigt man ſtill, als wüſte man es nicht, oder man ſpringt ſo ſchnell darüber hinweg, daß ich den ehrlichen Mann bedauern muß, der für ſeine Mühe ſo ſchlecht belohnet wird.

Wenn

Wenn nun ein reisender Chineser, der mit seinen zwey Augen ganz Deutschland übersehen hätte, bey seiner Zurückkunft nach Peking seine Landsleute mit einer Schilderung der deutschen Litteratur, so wie sie jetzt ist, beschenken wollte; wie müste diese ohngefehr ausfallen, um getroffen zu seyn? — Der Chineser mag selbst reden:

„Die Deutschen haben noch nie die Empfindung so fleissig studirt, und fast nie so wenig empfunden, als jetzt. Sie wisen vollkommen, was die Lust sey und woher sie entstehe; dabey vergeßen sie aber, sie zu geniessen.„

„Sie wisen auf das genaueste, die Regeln der Kunstwerke euch vorzusagen; sie erklären, was Peripetie, Catastrophe, Thesis, Lysis und Analysis sey: sie verstehen alles, was zu einer Epopäe gehöret; aber sie machen keine.„

„In der That wünschen sie zwar, daß alle die Lücken in ihrer Litteratur noch möchten ergänzt werden; täglich hört man Klagen über obwaltende Mängel und Gebete zum Apollo um neue Dichter; so bald aber endlich einmahl einer erscheint, so wetteifern die Kunstrichter, wer ihn für seine Kühnheit am besten zu züchtigen vermag. Er tritt also, wenn er klug ist, von der Scene ab und kommt nicht wieder.„

„ Ueberhaupt ſind unter den Deutſchen mehr Regeln, als Genies, mehr Critik, als Kunſt. In Einer Meſſe ſtanden vor kurzem vier neue Theoriſten auf; kein einziger neuer Dichter. Die Journaliſten füttern ihre Landsleute, die ſich um ſie herum ſtellen, mit Cruiken, die begierig verſchlungen werden, weil ſie leichter zu verdauen ſind, als die Gerichte, welche das Genie zubereitet hat. „

„ Nächſtdem haben ſie eine beſondere Gewohnheit, von den Werken der Mahlerey und der Bildhauerkunſt zu ſprechen, ohne etwas davon zu verſtehen. Ein Paar unter ihnen, ſie nennen ſie Hagedorn und Winkelmann, hatten ſich durch geſchmackvolle Bemerkungen über Kunſtſachen einen großen Namen gemacht; ſogleich lief ihnen jedermann nach, ohne zu wiſſen, wohin der Weg gehen würde. Man bewies ſogar ſchon aus der Metaphyſik und aus den Categorien, wie und was,

quis? quid? vbi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando?

man mahlen ſollte, und alle Schulen ertönten vom Helldunkel, vom Colorit, von Compoſitionen, Gruppen, Skizzen und Carricaturen. „

„ Ein jeder modiſcher Schriftſteller muß wenigſtens 23 bis 24. Künſtler Namen auswendig wiſſen;

aus

aus jedem Buchstaben des deutschen Alphabets einen. Mit einem Angelo, Bibiena, Coypel, Dürer, Elzheimer, Fresnoy, Guido, Holbein, Julius, Kranach, Lucas von Leyden, Mengs, Natter, Pouſſin, Quaini, Raphael, Solimene, Titian, Vandyck, Will und Zucchero kan ein wackerer Schriftſteller, der von allen dieſen Dingen nichts weiß, doch immer ſein Glück machen; dieſes Recept pflegte einer meiner deutſchen Freunde das göldene A. B. C. zu nennen.„

„Unter den Kunſtlehrern demonſtriren einige ganz trotzig in die Empfindung ihrer Landesleute hinein, was ihnen gefallen und nicht gefallen müße. Andere machen, ohne zu demonſtriren, ihre Empfindung zur einzigen Richtſchnur, fremde Empfindungen zu beurtheilen und allgemeine Regeln feſtzuſetzen. Wenige andere ſuchen ihren Geſchmack durch die Lectüre, und durch den Geſchmack anderer erſt zu verbeſſern, ehe ſie es unternehmen, Geſetzgeber zu ſeyn. Die letzten ſind insgemein die beſcheidenſten unter allen.„

„Die Critik — — —*)

„Die Poeſie der Deutſchen ſcheint in Abnahme zu ſeyn; ihre guten Genies haben faſt alle die Leyer

*) Das Urtheil meines Chineſers über unſere Critik behalte ich hier zurück, weil ich davon im folgenden Briefe Gebrauch machen werde.

verabſchiedet, und ſeit geraumer Zeit iſt, einen einzigen ausgenommen, kein neuer Dichter von Beträchtlichkeit erſchienen. Vielleicht ſind ſie aber ſelbſt Schuld daran. Denn die Natur thut nichts durch einen Sprung, und gleichwohl verlangen die Deutſchen, daß ein Dichter gleich bey ſeinem erſten Hervortritte ein Mann ſey. Ob ſie auch ſeine Uebungs-Stücke nicht leſen wollten, ſo könnten ſie ihm doch gros günſtig erlauben, daß er ſie drucken läßt, wenn ſie wüßten, wie ſehr ein junges Genie, dadurch daß es ſich gedruckt ſieht, aufgemuntert wird, ſich immer mehr zu vervollkommnen.„

„Sie nennen ein Heldengedicht von Klopſtocken, einem ihrer größten Poeten; es iſt noch nicht vollendet und für den Chineſer völlig unverſtändlich.„

„Vielleicht aber werden die Deutſchen ein vollkommenes Heldengedicht nie haben, nie haben können. Weil ſie den Begrif der Epopäe aus dem Homer ſchöpfen, ſo erfordern ſie zu einem ſolchen Werke allemahl etwas Wunderbares, welches durch die Einwürkung übernatürlicher Kräfte, die ſie Maſchinen nennen, erhalten wird. Woher nun den Stoff des Gedichts und woher die Maſchinen? Nicht aus der neuern Zeit; denn Wunderwerke ſind nicht mehr Mode und ſelbſt der Dichter hat nicht das Recht, Dinge einzuführen, die dem gemeinen Glauben ſo ſehr entgegen ſind.

Nichts

Nicht aus den alten deutschen Geschichten; denn die Wunder dieser Zeiten und die altbardischen Gottheiten kennt das lesende Publicum zu wenig; und eine jede andere Mythologie wäre an diesem Orte unschicklich. Nicht von den Ausländern; selbst nicht aus dem Religions-System der Griechen; denn mit diesem verbindet ein Mann, der den Lucian und Wieland gelesen hat, so viele lächerliche Ideen, daß die griechischen Götter keine ernsthafte Würkung mehr thun können. Das ganze Ding ist für unsere Zeiten zu unwarscheinlich, als daß es der Dichter in einem großen ernsthaften Werke gebrauchen dürfte. Nicht aus der christlichen Religion; denn diese ist theils nicht sinnlich genug, und theils ist die christliche Mythologie deswegen nicht für den Dichter gemacht, weil dieser Gottheiten bedarf, die schon satisam charakterisirt sind, wo jede ihre eigenthümlichen Beschaffenheiten und Handlungen hat. Wo ist aber der individuelle charakteristische Unterschied unter den Engeln, den der Dichter schon voraussetzen könnte? Soll ihn der Poet erst selbst erschaffen, so muß er allemahl von den Homeren übertroffen werden, deren Mythologie schon ganz fertig vor ihnen lag. Nicht endlich aus der Allegorie; denn die Personen in der Epopäe müßen handeln, und allegorische Wesen als handelnd vorgestellt, mit würklichen Wesen gemischt, sind in einem ernsthaften Werke unerträglich.„

„Außerdem liest man zuweilen noch Nachrichten von andern Epopäen der Deutschen, von einem Her-

mann, Nimrod, Lucifer, einer Sündfluth; allein diese Gedichte selbst werden nicht mehr gelesen.„

„Sie klagen auch über den Mangel an einem guten Theater und an den Werken, die für daßelbe verfertiget werden. Vielleicht fehlt es ihnen an einheimischen Charakteren, weil die deutschen Laster und die deutschen Tugenden einander auf der Oberfläche allzu ähnlich sehen. Vielleicht studiren ihre Poeten mehr die Ausländer, als ihre eigene Nation und bilden sich also Schilderungen, wozu man die Originale jenseit des Meers suchen muß. Da sie überdies wenige reelle Belohnung zu hoffen haben, so können sie durch nichts aufgemuntert werden, als durch den Beyfall der Zuschauer; und der Geschmack des Pöbels auf dem Parterre und des Pöbels in den Logen ist an den meisten Orten so schlecht, daß der Beyfall der Menge für den guten Dichter eine wahre Demüthigung ist. In mancher Stadt keimt auch vielleicht ein großes dramatisches Genie; allein es kan sich nicht fühlen, weil zum Unglück in dieser Stadt kein Theater ist, oder wenigstens sich nicht ausbilden. Für die Tragödie fehlt manchem Dichter die Größe des Geistes, durch welche hohe Gesinnungen erzeugt werden könnten, die bey aller Erhabenheit nicht in das Abentheuerliche fallen; und dem Publico oft die Receptivität, das Große, das Erhabene und Pathetische zu empfinden. Mit diesen Umständen vereiniget sich das Vorurtheil für die Ausländer, welches unter den Zuschauern und unter

den Schauspielern herrschet. Die Deutschen haben zween grose dramatische Dichter Weißen und Leßingen; aber statt ihrer vortreflichen Stücke spielt man zu Leipzig den Goldoni; ein vornehmer Mann versicherte mir, und schlug dabey auf die Dose, das Corneilleus schlechtestes Stück beßer wäre, als der Romeo und Julie, und wohl eher habe ich süße Herren und Damen gesehen, die bey Miß Sara Sampson von ganzen Herzen gelacht haben.„

„Zu lehrenden Gedichten scheinen die Deutschen ein vorzügliches Geschick zu haben; und hier finden sie auch das weiteste Feld vor sich und eine Aussicht, die immer weiter wird, je mehr man fortschreitet. Sie haben Haller, Hagedorne, Dusche, Wielande, Uze, Withofe; Poeten, die alle in ihrer Art vortreflich sind.„

„Wenn ihre Odendichter so fortfliegen, wie sie angefangen haben, so werden sie bald sich in den Wolken verliehren. Dädalus Ramler, der ihnen die Fittiche gab, wird es nicht thun; aber wie mancher junge Icarus will ihn überfliegen, schmelzt an der Sonne und stürzt in die See! — Einige aus diesem Poetenvolke glauben von Ramlern den Gebrauch der griechischen Mythologie gelernt zu haben, und nun werden die Götter auf Göttinnen gehäufet, auf daß eine Ode daraus werde, und oft in einem solchen Anputze

zur Schau gestellt, in welchem sie selbst sich nicht wieder erkennen würden. Ein anderer hat gehört, man müße die Alten nachahmen; geschwind mißt er den Tact einer horazischen Ode ab, und hüpft dem Lateiner so steif nach, wie der bürgerliche Edelmann seinem Tanzmeister. Ein dritter sieht, daß Ramler zuweilen den Gedanken am Ende der einen Strophe abbricht, um ihn in der folgenden fortzuführen; flugs ordnet er also seine wenigen Ideen, schiebt immer von jeder die eine Hälfte nach der andern heraus und schiebt solange, biß in jeder Strophe zwey halbe Gedanken stehen, in keiner ein ganzer. Ein vierter will alle andere übertreffen, will neu, will originell denken, hascht also nach dem ungewöhnlichen in der Idee und im Ausdruck und wird allenfalls ein Meteor, welches der Pöbel angafft, wie Wunder und Zeichen; der Verständige gehet vorbey.„

„Die ernsthafte deutsche Nation ist gerade diejenige, welche am meisten tändelt. Ihre Dichter singen von Wein, ohne zu trinken, von Liebe, ohne zu lieben; nur Uz, Gleim, Jacobi und Gerstenberg tändeln mit Anstande: denn sie haben den Grazien geopfert.„

„Einen Dichter haben die Deutschen, auf welchen sie mit Recht stolz sind. Als Jüngling sang er aus dem Himmel ätherische Lieder herab, in welchen auch

seine

seine strengsten Kunstrichter das große Genie immer erkannt haben; als Mann stieg er zur Erde hernieder und spottete in komischen Gedichten mit attischer Feinheit und ächter sokratischer Laune.„

„Die andern Spötter haben geschwiegen und es scheint, daß unter den Deutschen der Stoff zur Satire durch Rabenern bereits erschöpft ist; ihre Thorheit ist, wie ihre Weisheit, weder groß, noch mannigfaltig genug, um viele Luciane zu ernähren.„

„Nachdem sie das Vorurtheil abgelegt hatten, welches ein Mann mit Namen Gottsched vertheidigte, daß sie mit ihrer Litteratur allen Ausländern Trotz bieten könnten, so sind sie in den entgegengesetzten Fehler verfallen, in ein Mistrauen gegen sich selbst, welches sie erniedriget und macht, daß sie alles Fremde für besser und vollkommener halten, als das einheimische. Sie vergleichen ihre Dichter mit den Alten, mit den Ausländern, und bekennen die Vortreflichkeit der letztern auf Unkosten ihrer Landsleute. Dadurch wird das Genie zu einer gewißen Furchtsamkeit gewöhnet, welche es von großen und kühnen Unternehmungen zurückhält. Wenn die Jugend einbildischer ist, als das Alter und dieses furchtsamer als jene; so muß der deutsche Genius gewiß schon in seinen abnehmenden Jahren seyn, und bald werden vielleicht die Tage kommen, von welchen es heißt: sie gefallen uns nicht.„

„ Wenigstens laßen die heutigen Prosaisten so etwas vermuthen, einige Kunstrichter nicht ausgeschloßen, die durch öfters Klagen über das kraftlose, unkörnigte, unpoetische Wesen der deutschen Sprache andere zu ihrer Verbeßerung auffordern.„

„ Oder Verschlimmerung? — Die Deutschen hatten bisher gute prosaische Skribenten gehabt, die auch ihre Gedanken ganz menschlich auszudrücken suchten. Moßheim, Sulzer, Gellert, Rabener, Spalding, Iselin, Zimmermann, Wieland, Cramer, Winkelmann, Moses und einige andere haben doch eine Sprache geredet, deren sie sich nicht zu schämen haben und die man schön findet, wenn sie gleich ganz deutlich ist und nichts übermenschliches an sich hat. Aber hinweg mit diesen Schriftstellern, die so plan, so deutlich schreiben — so wäßericht — beynahe wie Cicero! Wir wollen, sagten einige, eine neue Sprache für uns allein erfinden; Hieroglyphen, deren hohen geheimen Sinn ein Ungeweihter zu faßen nicht vermag; eine Sprache voll von Anspielungen auf den Talmud und Koran, deßo vortreflicher, je schwerer sie zu erklären sind, voll von einem schwerfaßlichen Witze, wo von bey jedem Gedanken der Leser zwanzigmal mehr brauchet, um ihn zu verstehen, als der Verfaßer, um ihn zu erfinden; voll von neuen ungewöhnlichen Wendungen, die noch in keines Menschen Ohr kommen sind; und voll endlich von Fremdlingen, denen wir Kraft unsers gedruck-

ten

ten Briefs das Bürgerrecht ertheilen. Sie sprachen es und gleich — „ wurden die Balsamdüfte vom äthe„ rischen Tische der Alten, mit einigen Vapeurs der „ Gallier und dem Brodem der brittischen Laune ver„ mischt, zu einer Wolke. „ — Sie hatten ihre Nachahmer; aber Seneca hatte die seinigen auch und Ciceros majestätische Sprache wurde fast über den schimmernden Antitheſen der römischen ** und ** vergeßen. Damahls war das göldene Alter der Lateiner vorbey; ihre Litteratur war im Abnehmen und ihrem gänzlichem Falle nahe. — Wo sind nun wohl die Deutschen? „

„ Wenn das göldene Alter für ihre Sprache dahin ist, so ist es vielleicht für die übrigen Künste noch zu erwarten, wofern nicht die künftigen **Winkelmanne, Mengse** und **Wille** ferner expatriiren, wie die bisherigen gethan haben. Fast sind nun die Augspurgischen und Nürnbergischen Tändelarbeiten, so wie ihre Haupt- und Staats-Actionen, gänzlich verdrängt; die Kunst hat sich über das handwerksmäßige erhoben und wird ihren höchsten Gipfel erreichen, sobald die würklichen Genies an mehrern Orten, wie es an einigen bereits geschiehet, solche Belohnungen, oder Aufmunterungen zu erwarten haben, daß sie nicht genöthiget sind, mit ihrem Pinsel, oder Grabstichel nach Tagewerken zu arbeiten. „

„ Die **Philosophie** der Deutschen ist der Hut, welcher immer eine andere Form bekömmt; vor drey-

hundert

hundert Jahren noch völlig scholastisch; dann γνῶσις aristotelisch; dann ramistisch; dann zwischen allen ein Mittelding; dann cartesianisch; dann bald thomasisch, buddeisch, rüdigerisch, bald etwas anders; ferner wolfisch und demonstrativisch; wieder ein wenig eklektisch, und endlich so süß, so tändelnd, so säuselnd, wie ein kleiner loser Zephyr, der von Blume zu Blume hüpft und auf keiner lange verweilet. In den Schulen der Deutschen sind noch einige demonstrativische Köpfe; allein da viele unter diesen sehr unwissend und pedantisch sind, so werden sie von der feinern Welt alle mit einander vermenget und zusammen ausgezischt. Einige wenige eigensinnige Männer, die Moses, Flögel, Iselin, Abbte wagen es, in der Mitte zu gehen; aber da sie sich zu keiner Partey halten wollen, so verderben sie es mit allen. Außerdem ist es merkwürdig, daß viele unter den deutschen Philosophen sich eine Ehre und ein Verdienst machen, von allem dem, was man insgemein glaubet, nichts zu glauben. — „

Der Chineser könnte noch vieles erzählen; allein vielleicht ist dieses wenige schon zu beleidigend für unsern Geschmack. Man muß es ihm vergeben; er ist ein Fremdling und kennt unsere Tugenden nicht so gut, als wir selbst.

Der Bogen ist voll und nun kan ich diesen chinesischen Brief auf das feyerlichste beschließen. Ich bin u. s. w.

Neun-

Neunter Brief

an den Herrn Canonicus

Gleim.

Neunter Brief
an den Herrn Canonicus
Gleim.

So eben ſtreiche ich ein halb Dutzend ſchlechte Verſe wieder aus, die ich ſo hingereimt hatte, weil ich auch einmahl den Einfall bekam, an einen Poeten poetiſch zu ſchreiben. Lieber, mein theureſter Freund, will ich es Ihnen in Proſe ſagen, wie ſehr ich Sie liebe, verehre und hochſchätze, wie heilig ich Ihre vortreflichen Briefe bewahre, und wie entzückt ich noch täglich an den Tag zurückdenke, da ich Gleimen zum erſtenmahl ſah und küßte. Sie wiſſen es noch, mit welchen Augen ich damals Ihr Geſicht, Ihre ganze Mine verſchlang, um nur das liebenswürdigſte Bild Anakreons nie wieder zu vergeſſen. Noch jetzt ſteht es da, vor mir, mit den blauen

Augen, in denen der Himmel sich aufthut, mit dem Grazien-Munde, mit dem sanften Lächeln, das meine ganze Seele dahin zog; umarmen wollte ich es, an meine Brust drücken, seinen Athem in mich ziehen; aber es verschwand.

Schelten Sie mich immer einen Schwärmer; ich bin es nur, wenn ich den Geliebten, den Freund mir gedenke, und dann waze ich es, stolz auf einen Enthusiasmus zu seyn, der wenigstens zunächst unter den poetischen eine Stelle verdient. Aber bald werden Sie mich wieder kaltsinnig, unfühlbar, ernsthaft und mitsüchtig sehen. Denn ich rede mit ihnen in diesem Briefe von dem kaltsinnigsten, unfühlbarsten, ernsthaftesten und mitsüchtigsten Volke unter der Sonnen — von den Kunstrichtern.

Einer Ihrer Lieblings-Schriftsteller giebt mir den Text zu der folgenden Predigt, welcher also lautet: *) „Einem grosen Manne kleine Fehler abzulauren: nur höckerigte Auszüge seiner Gedanken zu geben: ihn wie durch ein Vorurtheil seines Namens zu preisen; freilich das sind leichte und rühmliche Verrichtungen, die aber nichts helfen, und öfters schaden. Was kan es einem Leser helfen, daß er durch solch einen regelmäßigen, oder krüppelhaften Auszug durchwischet? der Geist

*) Ueber Abbts Schriften, S. 18.

Geist des Autors ist weg aus diesem Gewyre! Was kan es helfen, daß ich meinem Autor ein Paar eigene Gedanken anflicke und sie ihm wie Hecker aufbürde? Muß es nicht äußerst schaden, das Auge eines Lehrlings daran zu gewöhnen, daß es zuerst Fehler sucht; sein Gefühl für die Schönheiten zu verhärten, und seine Seele damit zu verstümmeln, daß er tadelt, statt nachzueifern? Muß es nicht schaden, wenn wir, geleitet vom Vorurtheile des Namens, alle Gedanken in guten Büchern für göttlich, und gute Gedanken in mittelmäßigen Büchern für schlecht halten? — Und siehe! dies sind die Vortheile unserer Gelehrsamkeit aus Journälen! Wir laufen durch Auszüge hin: sehen viel, und nichts ganz, und erwerben uns ein Compendium des Verstandes. Wir lesen Urtheile, die uns entweder irre führen, oder doch gemeiniglich leer laßen; so wie der Schein des Mondes leuchtet, aber nicht erwärmet. Wir lernen Fehler finden, statt Schönheiten zu kosten, und erreichen es also, gelehrt scheinen zu können, ohne selbst ein Sohn der Weisheit zu seyn. In der That, so wie in der bürgerlichen Welt der artige Umgang, sich von nichts unterhalten zu können, das wirkliche Commercium menschlicher Geister und Herzen merklich geschwächt hat: so geben sich unsere Kunstrichter Seelen auch alle Mühe, durch ihre Gelehrsamkeit und Scharfsinn die süßen Augenblicke uns zu rauben, da wir den Geist des andern sehen, und uns nach ihm bilden.„

Ich will nicht enthusiastisch für, oder wider die Kunstrichter urtheilen; sondern unpartheyisch, als wenn mich keiner unter ihnen gelobt, keiner getadelt hätte, den Nutzen ihrer Critiken gegen den Schaden abwägen, welche dadurch gestiftet wird.

Es ist die Rede von öffentlichen Critiken, nicht von solchen, die der Freund seinem Freunde macht. Kunstrichter der letztern Gattung sind von je her gewesen und sie sind desto nothwendiger, je leichter ein Vater aus allzugroßer Zärtlichkeit gegen seine Kinder ihre Fehler übersieht. Aber Herolde, die es in die Welt hineinschreyen, ti quis pauperiem secisse dicatur, die öffentlich schelten und öffentlich loben und über lebende Skribenten richten; diese sind eine Art von neuerlich entstandenen Geschöpfen, die die Alten noch nicht gekannt haben.

Das Amt eines solchen Kunstrichters hat zwo Seiten; wir wollen es zu erst von der guten betrachten.

Es ist nicht zu läugnen, daß wir die wichtigsten Untersuchungen, die besten Aussichten, durch welche in unsern Tagen das Gebiete der Litteratur erweitert worden, unsern Kunstrichtern zu danken haben. Während der Lesung eines Buchs entstehen in unserer Seele eine Menge Gedanken, die wir vorher noch nicht gehabt ha-

haben, die aber faſt immer ſo ſchnell wieder verſchwinden, als ſie entſtanden ſind. Weiß der Kunſtrichter dieſe zu erhaſchen, feſtzuhalten und ſeinen Leſern in den Kopf zu ſpielen; ſo kan es nicht fehlen, ſeine Recenſion muß SamenKörner und Pflanzen enthalten, die das Genie groß ziehen kan, daß ſie tauſendfältige Früchte tragen. Wie viel denkt ein aufmerkſamer Mann bey Klopſtoks Meßias! Oder bey Shakſpears Tragödien! welche Blicke thut er da in das menſchliche Herz! Er zeige ſeinen Leſern die Dinge, die er geſehen hat und die nicht jedermann ſieht! Vielleicht entdecken dieſe eben das, vielleicht mehr, vielleicht etwas anders; in allen Fällen iſt der Fingerzeig, den ihnen der Kunſtrichter gegeben hat, ein nützlicher Wegweiſer, der ſie zu Betrachtungen führt, die nun ihnen eigen ſind, nachdem ſie ihr Gepräge darauf geſchlagen haben.

Deßwegen wird auch die Theorie der Kunſt ungemein durch eine vernünftige Critik befördert. Faſt nur aus einzelnen Anmerkungen iſt das unſterbliche Homeriſche Werk zuſammengewachſen; nun ſammle mir jemand alle gute Beobachtungen unſerer deutſchen Kunſtrichter über einheimiſche Werke; er ordne, vergleiche, beurtheile und vermehre ſie mit ſeinen eigenen, und dann werden wir deutſche Grundſätze der ſchönen Wiſſenſchaften bekommen. Die gründlichen Urtheile aus allen guten, oft widrigen, Journalen zuſammen geſetzt,

aus den Litteraturbriefen, den drey jetzlebenden Bibliotheken, den Fragmenten und wie sie weiter heißen; — wäre das nicht ein feines Magazin, aus welchem ein denkender Kopf die Materialien zu einem neuem Gebäude herhohlen könnte? Die Herren Herder und Schmid haben uns Proben einer solchen Arbeit gegeben; dieser mit einer größern Kanntniß der Litteratur, und jener mit einem größern philosophischem Geiste.

Wer spricht mir den Journalen das Lob ab, daß dadurch der gute Geschmack hergestellt und erhalten, und die seichten Urtheile über das Gute und Schöne erdrückt werden? Selbst Gottscheds Neuestes aus der anmuthigen Gelehrsamkeit hat an verschiedenen Orten, wo sonst ein pöbelhafter Witz von der Canzel an bis an den Nachttisch, herrschte, gute Dienste gethan. Vielmehr thaten die Litteraturbriefe; und der Bibliothek der schönen Wissenschaften, die selbst in Wien mit Beyfall gelesen wird, hat man, so wie den Bemühungen des Herrn von Sonnenfels, das Aufkommen verschiedener guten Köpfe in den dortigen Gegenden zu verdanken. Ein Journal ist dazu gemacht, in mehrere Hände zu kommen, als andere Schriften; der Jüngling, der oft nicht die Gelegenheit hat, viele Bücher selbst zu lesen, urtheilt dem Kunstrichter nach, formt seinen Geschmack nach dem Geschmacke seines Anagnosten, (denn der Journalist ist ein Anagnost, der uns aus jedem Buche das Beste und das schlechteste vorliest) und wird weise, wenn dieser weise war.

Zu

Zu unterdrücken die ſchlechten Schriftſteller und hervorzuziehen die guten, die ohne eine ſolche Verhülfe vielleicht unbekannt geblieben wären: eine neue Pflicht des Kunſtrichters und, wenn er ſie erfüllet, ein neues Verdienſt! Er iſt der Cenſor, der jedem ſeinen gebührenden Rang anweiſt, den Duns von dem Throne herabjagt, auf welchen er ſich eigenmächtig geſetzt hat, und zu dem genieshandelten und unterdrückten Genie ſagt: ſteige herauf! Er belehrt den anfangenden Autor, zeigt ihm ſeine Beſtimmung und das Fach, für welches er gemacht iſt, prägt ihm Behutſamkeit ein, macht ihn demüthig, wenn er zu ſtolz, und kühn, wenn er zu furchtſam war, feuert ihn zu fernern Arbeiten an und muntert ihn auf, dereinſt Werke zu liefern, die ihn überleben können.

Selbſt der Geſchmack des Leſers wird durch das Urtheil des Kunſtrichters noch mehr befeſtiget. Oft leſe ich in der Stille und urtheile in der Stille; meine Sentenz ſcheint mir zu verwegen, ich wage es nicht, ſie öffentlich zu ſagen; nicht einmahl, ihr für mich allein völlig zu trauen. Jetzt tritt der Kritikus auf, ſagt eben das, was ich gedacht habe und beſtätigt mich dadurch in meiner Meinung; oder er ſagt das Gegentheil und veranlaßt mich, dieſe genauer zu prüfen, um endlich zu einer Art von Gewißheit zu gelangen. Lange hatte ich heimlich mir ſelbſt zugemurmelt, daß Lohenſtein der verächtliche Mann nicht ſey, für den

ihn die Gottschedische Schule erhalten hat, daß Wielands Shakspear und Duschens Pope allerdings in Deutschland Nutzen schaffen können, daß Voltärens Henriade und verschiedene französische Trauerspiele nicht das Lob verdienen, womit man sie überschüttet; bis in Ewigkeit würde ich es gemurmelt, nur halb geglaubt, nie laut gesagt haben, wenn ich nicht hörte, daß Abbt, Klotz, Home, Lessing eben so urtheilten, als ich.

Ueberhaupt erleichtern die Journale allemahl die Bekanntschaft mit der Litteratur. In ihnen übersehen wir, wie mit Einem Blicke, den ganzen Zuwachs, welchen sie von Zeit zu Zeit erhält; wir familiarisiren uns mit den Namen der besten Schriftsteller und lernen selbst ihr Genie einigermaßen und wenigstens so kennen, wie das Gesicht eines Menschen aus seinem Porträt, oder wie den Gang eines Frauenzimmers, die man von fern sieht. Wir hören auf, Fremdlinge in unserm Vaterlande zu seyn, wie es unsere Väter waren, die oft den unbekanntesten griechischen Scholiasten besser kannten, als ihren eigenen Landsmann; wir werden bekannter mit unsern einheimischen Produkten und wißen nunmehr, was die Deutschen geleistet haben, und was sie leisten könnten.

Sogar die Kriege der Kunstrichter unter einander sind eine nützliche Gährung, durch welche mancher Vor-

theil

theil gewürkt wird. Das zuſchauende Publicum ſieht endlich, auf welcher Seite das Uebergewicht iſt und entdeckt ohne Mühe die kritiſchen Kunſtgriffe, mit welchen man es bisher hintergangen hat. Dann ſpringt plötzlich zwiſchen beyden Streitern ein dritter hervor, verdrängt beyde, und fängt an zu regieren, ſo lange bis er wieder auf eine ähnliche Weiſe geſtürzt wird. Der zweete wird immer ſich hüten, daß er nicht in die Fehler des erſtern verfalle; der dritte vermeidet die Verſehen des zweeten, und ſo wird immer der vorhergehende durch den nachfolgenden verbeſſert, biß endlich der Geſchmack der Nation durch dieſe fortdaurenden Bemühungen ſeine Feſtigkeit erhält.

Freylich durch magere Auszüge wird das Publicum nicht genährt, nicht gebeſſert. Wer dieſe zu verfertigen im Stande iſt, der ſey ein Regiſtermacher biß an ſein Ende; Kunſtrichter iſt er nicht. Und wer ſie leſen kan, dem empfehle ich die Bände der unſchuldigen Nachrichten, die deutſchen Acta eruditorum und viele der heutigen franzöſiſchen Journale, wo er bey dem Extrait premier geruhig einſchlafen und bey dem Extrait second u. ſ. w. ſich wieder munter leſen kan. Bloß die Gedanken des Verfaßers, ohne eigenes Urtheil, abzuzeichnen, und ſie nach Gutbefinden mit einander zu verknüpfen; das heißt einen Körper das Fleiſch nehmen und die Knochen mit Drat zuſammen heften. Das Neue, das Wichtige, das Eigne, das vorzüg-

die Schöne, das Falsche und Häßliche, das Unbestimmte anzuzeigen, auf die Lücken zu deuten, die der Verfaßer gelaßen hat, die Auswüchse abzusondern; dies ist eigentlich das Geschäft eines Journalisten, der mit dem Kopfe und nicht mit der Hand kritisirt.

„Aber wo finden wir den? Und wenn wir ihn gefunden hätten, wird seine Arbeit auch alle die herrlichen Früchte hervorbringen, die man von ihr rühmet? Und wenn sie diese hervorbrächte, wird nicht der Nutzen weit durch den Schaden überwogen, der nothwendig aus öffentlichen Critiken über lebende Schriftsteller entstehen muß?"

Ich will aufrichtig seyn, das Bild des Kunstrichters herumdrehen, ihn von der schlimmen Seite betrachten und nichts von dem Schaden verschweigen, der auch durch gute Critiken gestiftet wird; denn von schlechten ist ohnehin die Rede nicht.

Und wenn der Kunstrichter sich heiser ruft und hypochondrisch schreibt, wird er wohl jemals das Ungeziefer des Helicons vertilgen, die Brut der elenden Skribenten völlig ausrotten, oder ihre Schriften den Lesern aus den Händen recensiren? Herr Ziegra schreibt seine Wansbeckische Zeitung schon seit vielen Jahren und verkauft gewis so viel Exemplarien davon, als

Herr

Herr Nicolai von der allgemeinen Bibliothek. Bandel läßt seinen stummgewesenen Advocaten immer fortplaudern. Westermann singt ununterbrochen Sonnaten ab; Wilke schreibt Einen Beytrag über den andern; und von dem Antikritikus habe ich bereits das sechste Stück — nicht gelesen — sondern gesehen. Was hilft nun alle Critik? Solange es elende Leser giebt, muß es auch elende Schriftsteller geben; und wenn wir kein Mittel wißen, die ersten hinwegzuschaffen, so sind hundert Kunstrichter nicht hinreichend, Einen einzigen bösen Skribenten völlig zu erdrücken.

Dafür erheben sie manchen Autor, der es nicht verdient; junge Genies schlagen sie oft zur Ungebühr nieder und oft machen sie selbst ältere furchtsam und tödten in ihnen den Muth, der zu Original-Werken erforderlich ist. Ich kenne Knaben, deren erste Werke noch nicht an das Mittelmäßige reichten; sie wurden dennoch in eine sehr hohe Cloße der schriftstellerischen Rangordnung gesetzt, weil sie das Glück hatten, mit denen in Verbindung zu stehen, die Lob und Tadel nach Gefallen ertheilen. Stolz auf ein Lob, welches ihnen nicht gebührte, und voll von Zutrauen auf ihre Kräfte, versäumten sie es, ihren folgenden Werken die gehörige Vollkommenheit zu geben und fielen dadurch desto tiefer, je mehr sie vorher waren erhöhet worden. Ich kenne Jünglinge, die auch auf die Spitze des Parnaßus hinauf klimmen wollten; der Kunstrichter

richter stieß sie zu unbarmherzig hinab in die Tiefe, und sie verzweifelten. Durch die allzustrenge Critik wurden sie zu sehr gedemüthiget; alle Zuversicht, alles Zutrauen zu sich selbst war verschwunden; sie wagten es nicht, wiederzukommen in ein Publicum, wo man sie so schlecht begrüßt hatte: erstickt lagen nun die besten Talente da und verlohren war der Bürger, der künftig dem litterarischen Staate zur Ehre gereicht hätte. Ich kenne Männer, denen man, in einem heftigen, bittern und unhöflichen Tone, die Feile angepriesen hatte: sie nahmen sie und feilten, und feilten mit jedem Fehler zwo Schönheiten aus ihren Gedichten heraus, die nun zwar so correkt wurden, daß sie selbst die strengsten Tadler mit Verbeugungen bewillkommten; aber dahin war der holdselige Reiz, der auch bey minderer Regelmäßigkeit, mehr anziehendes hat, als eine untadelhafte Schönheit ohne Leben, ohne Grazie.

Durch allzuvieles Kritisiren wird überhaupt die Ausübung gehemmt; man unterdrückt das Gefühl der Schönheit, lehrt nur nach Fehlern haschen, und was thut der Lehrling lieber? Kritisiren ist immer leichter als selbst machen; Fehler suchen gemächlicher als verdeckte Schönheiten entziffern: man thut also das, wobey man seine Rechnung am besten findet; halb gelesen, nichts empfunden, alles getadelt, flugs ist der Kunstrichter fertig. Manchen vortreflichen Kopf reißt der Strom mit sich fort und wenn er denn nicht außerordentlich

arbeit-

arbeitsam ist, so wird er durch die kritischen Bemühungen an der Ausfertigung eigener Original-Werke verhindert, die dann noch leben würden, wenn alle Journale vergessen sind.

Dies ist der Schaden der Critik auf Seiten der Schriftsteller; größer noch ist er auf Seiten der Leser.

Es giebt Menschen, die keinen eigenen Kopf, keinen eigenen Geschmack, kein eigenes Urtheil und keine eigene Gelehrsamkeit zu haben scheinen; ihr Kopf, ihr Geschmack, ihr Urtheil und ihre Gelehrsamkeit — alles gehört den Journalisten zu, von welchen sie es empfangen haben. Sie denken, wie diese, sie empfinden, sie richten wie diese; ihre ganze Kenntniß ist eine Kenntniß der periodischen Schriften und der Urtheile, die in diesen gefällt werden.

„ Was halten Sie von Abbts Buch über das Ver-
„ dienst? „

„ Es macht eine neue Epoche in der Philosophie;
„ die Schreibart ist vortreflich, und der gute schlich-
„ te Menschenverstand, welcher in dem Buche
„ herrscht, macht es eigentlich zu einer Schrift
„ für den Bürger. „

„ Wie gefällt Ihnen Wielands Uebersetzung vom Shak-
„ spear? „

„ Sie

„ Sie ist steif und geschmacklos und dieser große engli-
„ sche Dichter wird dadurch völlig entstellet. „

„ Wie der deutsche Pope von Dusch? „

„ Er wimmelt von Schnitzern und Pope ist in der
„ wäßerigten Prose nicht mehr zu erkennen. „

„ Vermuthlich besitzen Sie diese Bücher selbst? „

„ Um Vergebung! Ich habe sie nur recensirt gelesen —

Aehnliche Gespräche habe ich mehrmahls gehört, *) und ich glaube, daß unter tausend Lesern eines Journals richtig allemahl neun hundert sind, die auf eine solche Art blindlings dem Kunstrichter nachtrappen und ihm nach über Bücher urtheilen, die sie in den meisten Fällen nicht einmahl gesehen haben. Sie geben sich durch ihre Belesenheit in den kritischen Schriften das Ansehen einer weitläuftigen Känntniß und mancher ehrliche Mann, der dann nur über ein Buch urtheilt, wenn

*) Auch ähnliche Critiken gelesen — Ein neuerer Kunstrichter, der noch zu sehr taumelt, um den Namen eines philosophischen Kopfs zu verdienen, wirft einen verächtlichen Seitenblick auf den Don Sylvio von Rosalva, den er nicht gesehen hat, weil er ihn Don Antonio nennet — So strafte die Critik ihren untergeschobenen Sohn durch sein eigenes Gedächtniß.

wenn er es geleſen und geprüft hat, muß ſtill im Winkel ſitzen und ſich von der groſſen Weisheit dieſer Vielwiſſer überſchreyen laſſen. Wird nun nicht eben das Inſtitut, welches zur Ausbreitung der wahren Gelehrſamkeit dienen ſollte, ein Mittel ihre Aufkunft zu verhindern? Der junge Menſch will ſich von dem Kunſtrichter gute Bücher empfehlen laſſen, und über der Empfehlung, vergiſt er das Buch ſelbſt.

Und wie nun, wenn ihn ſein Wegweiſer verführt? So irrt er ihm alſo nach, ſchimpft Wielanden, weil ihn der Kunſtrichter geſchimpft hat, und lobt alle die mittelmäßigen Köpfe, die dieſer herausſtrich. — Auf dieſe Art kan ein Journal durch das Anſehen, in welchem es bey dem nachlallendem Theile des Publicum ſtehet, eben ſo wohl, als es den guten Geſchmack befördern ſollte, eine falſche Mode machen; nicht durch die Urtheile allein, auch durch den Ton, in welchem dieſe abgefaßet werden. Die bunte Schreibart, die man ſeit einiger Zeit für ſchön gehalten hat, wurde durch einige aber mäßige Auswüchſe des Styls in den Litteratur Briefen veranlaſſet; durch einige Fehler, die hernach die Verfaſſer ſelbſt mißbilligten, die aber andere für Schönheiten verſchlangen, verdauten und, mit ihren eigenen Zuſätzen vermehrt, wieder von ſich gaben. Und ſo entſtand, wie ſelbſt ein Kunſtrichter bemerkt hat, ein Ungeheuer von Styl.

A Babylonish Dialect,
Which learned Pedants much affect

So

So ist keine Mode des Geschmacks so abentheuerlich, die nicht einen Obergelehrten zum Urheber und eine Menge Untergelehrte zu gefälligen Dienern hätte!

Kein Lustspiel kan lustiger seyn, als die Verwirrung, welche durch kritische Kriege unter den Haufen der Nachlispler gebracht wird. Der Eine nimmt Partey, ficht für den Altar und für den Heerd, ehe er noch weiß, wovon die Rede ist, und zankt sich mit dem zweeten, der eben so unwissend ist, als der erste. Ein dritter wankt, und da er in der Bestürzung nicht weiß, wohin er sich wenden soll, so läßt er sich durch den ersten Haufen, der ihm aufstößt, mit fortschleppen — „Wohin Herr Sancho?„ — daß weiß Gott und mein Esel!

Die Verwirrung wird noch vermehrt durch die geheimen Verbindungen unserer Schriftsteller und Kunstrichter unter einander. Fürs erste die guten Köpfe auf der Einen, und die elenden Schriftsteller auf der andern Seite im beständigen Kriege; denn Rotten unter den letztern, und entgegen gesetzte Schulen unter den ersten: ein Krieg aller wider alle: komm Hobbes und richte dein Reich auf! — Ich würde mehr hinzusetzen, wenn ich nicht zu einer gefährlichen Zeit schriebe, wo das litteralische Publicum in Deutschland beynah in einer solchen Gährung ist, als das bürgerliche vor hundert Jahren in Engelland,

When

When civil Dudgeon first grew high,
And Men fell out they knew not why;
When hard Words, Jealousies and Fears,
Set Folks together by the Ears.

Nicht selbst will ich den Schluß aus allen diesen Prämissen ziehen, um den Werth unserer Critik zu bestimmen. Vielleicht ist sie ein entbehrliches Gut; vielleicht ein nothwendiges Uebel: mag sie doch seyn, was sie will! Weil wir einmahl Kunstrichter haben, so träume ich mir ein Ideal vor, von dem besten unter allen möglichen Kunstrichtern, dem billigsten, einsichtsvollsten und würdigsten, der nur zu denken ist; — wenn die Natur nie eine mediceische Venus, oder ein Kind wie Coypels Amor hervorbringen wird, kan man sie anklagen, daß sie uns einen Kunstrichter versagt, der nur ein Geschöpf der Einbildungskraft ist?

Dieser Kunstrichter ist, fast wie Thomasens Politicus, ein Mensch ohne Freunde, ohne Feinde und ohne Verbindungen, unbekannt, ohne Amt, entfernt von der Welt und sitzend in einem Winkel, aus welchem er geruhig umherschauen kan.

Kein System hat ihn gefeßelt; alle fremde Ideen legt er ab, oder prägt sie zu eigener Münze um. Um alles hinwegzuschaffen, was an die Vorurtheile gränzt, vergißt er auf einige Zeit sein Vaterland, die Gesinnungen

nungen seiner Nation und alle Meinungen, die ihm der Lehrmeister angeklebet hat.

V

Er ist selbst kein Schriftsteller; er will es nicht seyn. Unparteyisch ist er, auch gegen sich selbst, nicht steif beharrend auf seinen Urtheilen, nicht eigensinnig im Lesen und Schmecken.

Gebildet hat er seinen Geschmack durch das Studium der Alten, der Ausländer und der besten unter seinen Landsleuten, ohne für eine Partey eingenommen zu seyn. Er stellt alle neben einander, um aus allen zu lernen; aber er paralleliſirt sie nicht, um die Alten auf Unkosten der Neuern, oder umgekehrt, zu erheben.

Patriotisch für sein Vaterland kan er immer seyn; er soll es seyn! Er liebt seine Landsleute, straft sie brüderlich, wo sie irren, und winkt ihnen freundschaftlich, wenn sie auf dem rechten Wege sind. Ihre Literatur kennt er von der starken und von der schwachen Seite; historisch: er weiß, was sie gethan und nicht gethan haben; philosophisch: er weiß, was sie thun könnten.

Er

Er iſt ein geduldiger Mann, hat Enthuſiasmus zu leſen, Phlegma mit Bedacht zu leſen, Scharfſinn zu prüfen und Phantaſie, ſich in die Stelle des Verfaſſers zu ſetzen, um ſeinen ganzen Geiſt zu erhaſchen.

Er iſt ein beſcheidener Mann, der ſeine Urtheile problematiſch vorträgt, keinem Leſer ſie aufdringt, und nicht jedem die Peitſche vorhält, wer anders zu urtheilen ſich unterwindet.

Er iſt ein ſtandhafter und freymüthiger Mann, der die Warheit mit Anſtand ſagt, und es vorherweiß, daß er durch Wahrheiten beleidigen wird.

Er ſagt ſie, bald mit der ernſthaften Mine eines Mentors, bald in einer ſokratiſchen Laune dahin, iſt froh, daß er ſie geſagt hat, und ſeine Zufriedenheit hängt ſo ſehr von ihm ſelbſt ab, daß er nie mit ſich oder mit andern unzufrieden iſt, wenn es andere mit ihm ſind.

Er vereiniget ſich mit Männern, die ihm ähnlich ſind, und dieſe zuſammen ſchreiben ein Journal — welches in Ewigkeit nicht wird geſchrieben werden.

Dieſer Traum beſchließe den Brief an meinen Gleim! Ich wünſche ſeine Erfüllung, und hoffe ſie nicht. Leben Sie wohl, mein theuerſter Freund, und denken Sie zuweilen an Ihren u. ſ. w.

Zehnter Brief

an den Herrn Geheimen-Hofrath

von Thümmel.

Zehnter Brief
an den Herrn GeheimenHofrath
von Thümmel.

Entweder Herr Harles, oder Herr Feder hat mein Stillschweigen bey Ihnen entschuldiget. Ich wartete auf den Abdruck dieſes gedruckten Briefs, um einen geſchriebenen beyzulegen: da ſind ſie nun beyde mit einander!

Sie, gnädiger Herr, ſind ein Hofmann, der zu keiner gelehrten Partey gehöret; ein Zuſchauer des Gewühls auf dem Theater, wo Gladiatoren, Kunſtrichter und wilde Thiere kämpfen; ein Ehrenmitglied des Publicum, welches Sie ganz überſehen und welches ſtolz darauf ſeyn muß, daß Sie ſich zuweilen unter den Haufen der Schriftſteller herab begeben, die es bewundert:

Ihnen also sey diese Rhapsodie, die Sie am besten beurtheilen können, diese Betrachtung über unser Publicum gewidmet, von welchem ich fragen darf: Ist es? und Wo?

Vom Monzambano an bis auf Mosern *) zankt man sich über die politische Verfassung Deutschlandes, für die man noch immer keinen festen Namen gefunden haben will. Nicht anders ist unser litterarisches Publicum, ein monstrum horrendum, und leider! wenigstens zuweilen, cui lumen ademtum.

Ge-

*) Als ein Bürger meines Vaterlandes gebe ich meine Stimme für diesen vortreflichen Mann wider diejenigen, welche „es nicht untersuchen wollen, „wie weit Vielschreiberey, veränderte Situationen „und halbverstandne ReligionsSätze ihn hätten „bringen können.„ — Ich will es auch nicht untersuchen, wie weit das Urtheil Eines Kunstrichters den andern bringen kan; nur darf ich wünschen, daß man nicht das NationalInteresse und den Enthusiasmus für einen gewißen Monarchen zur Richtschnur mache, das Verdienst eines Schriftstellers zu beurtheilen.

Gesammelte Stimmen machen eigentlich das Publicum aus; Stimmen verschiedener Instrumente, die in Ein Concert zusammenfliessen; Urtheile verschiedener Köpfe, die nach Einer Direction hinlaufen. Wir haben also nicht Ein Publicum; sondern (darf ich so reden?) so viele Publica, als es Urtheile mehrerer Areopagiten giebt, die einander widersprechen. Das Eine fällt eine richtige Sentenz, wenn es jedem wiederfahren läßt, was er mit seinen Thaten verdient hat. Das andere urtheilt unrichtig, wenn es den Schuldigen losspricht und den Unschuldigen verdammt.

Wo ist nun dasjenige Publicum, deßen Ausspruch gelten und von welchem man behaupten kan, daß es den Werth der Schriftsteller und ihre Rangordnung bestimme?

Ist es in einer Stadt, in einem Lande? in Berlin, in Leipzig, in Copenhagen, oder in Zürch?

Nichtsweniger! Wir haben keine gemeinschaftliche Hauptstadt; keinen Mittelpunkt, in welchem der Kern unserer guten Köpfe versammelt wäre, auf deßen End-

urtheil die Peripherie lauerte; Deutschland ist ein weites in mehrere Provinzen zertheiltes Reich, die für sich bestehen, ihr eigenes Interesse haben, welches oft dem Interesse des Ganzen zuwider ist: da ist kein Residenz-Ort für die Gesetzgeber des Geschmacks; kein Reichstag aus Deputirten aller Landstände zusammengesetzt; sondern überall Anarchie.

Wenn der Berliner den Enthusiasmus für seinen König selbst in die Werke der Musen einfließen läßt; wenn der Schweizer Bürger-Lieder singt, denen er den Geist der Freyheit einhaucht; wenn der Däne über den Gräbern der Skalden Beschwörungen murmelt, wie die Frau von Endor, und ein Ding heraufbannet, welches aussieht wie Samuel und nicht Samuel ist: dann lesen die Berliner, die Schweizer, die Dänen, und ihre Urtheile durchkreuzen sich. Wer hat nun recht?

Ablöschen wollen wir also die Tinctur, welche der Geschmack eines jeden durch den besondern National-Geist erhält; und dann in ganz Deutschland herumwandern und die zerstreuten Glieder des Publicum aus allen Landen zusammensuchen.

Vermuthlich werden es die Kunſtrichter ſeyn, von den berliniſchen, halliſchen und leipzigern an biß auf den jenaiſchen freyen Beurtheiler und den hamburgiſchen Nachrichter? da ſey Gott für! Nie können ihre Stimmen die Stimme des Publicum ſeyn, ſo lange ſie mehr ihrem Eigenſinne, als ihrer Empfindung folgen, ſo lange ſie weniger die Dollmetſcher einer freyen Nation, als die Herolde ihrer eigenen Verdienſte ſind. Die Urtheile der guten Kunſtrichter, zuweilen ſelbſt der elenden, treffen nicht ſelten mit den Urtheilen des Publicum zuſammen; aber das Forum iſt noch immer verſchieden. Was für arme Schriftſteller wären Quinault, Wieland, Duſch, Cramer, Löwen, Michaelis *) und andere, wenn das Publicum nicht anders urtheilte, als die Kunſtrichter, ſelbſt diejenigen, die ſein trotzig austhun, als wenn ſie Sonderlinge wären und gar nicht zu der übrigen kritiſchen Nation gehörten? Und du armer Tod Adams, den ein Gleim verſificirt, aus welchem der Gallier und der Britte es lernten, daß auch ein Deutſcher ein Original ſeyn könnte, der noch im Jahr 1767 von den Franzoſen nachgeahmt

*) Siehe die neue Auflage der Fragmente über die neuere deutſche Litteratur.

wird, wo iſt deine Schönheit, wenn ſie auf der Beſtimmung der Kunſtrichter beruhen ſoll?

So ſind es vielleicht die Autoren ſelbſt, deren geſammelte Stimmen das Publicum ausmachen? Auch dieſe nicht; wenigſtens ſoll keiner in demjenigen Fache ein Votum haben, wo er ſelbſt Autor iſt. Die Eigenliebe iſt ein Dame, die uns alle andere Schönheiten verächtlich, oder gleichgültig macht. Wir lieben uns ſelbſt, mit unſerer Familie und unſern Kindern, und ſehen die Kinder unſerer Nachbarn entweder ganz kaltſinnig vor dem Fenſter vorübergehen, oder wir bemerken allerhand Unarten an ihnen, die wir an den unſrigen weder ſehen, noch ſehen wollen. Schweigen ſollen wir alſo von unſern Mitgenoſſen; und wenn wir ja reden wollen, ſo gelten unſere Urtheile — nichts.

Noch bleiben die Leſer übrig, und dieſe müßen das Publicum vorſtellen, dafern wir eines haben ſollen. Aber ums Himmels willen nicht alle! Nicht der Gelehrte von Profeſſion, der wegen eines gelehrten Endzwecks lieſt, der ein Buch durchgeht, um Ein

Wort

Wort zu finden, oder mitten unter Bänden schwitzt, um Collectanea zu sammeln! Nicht der Jüngling, der zum Lesen geht, wie zum Balle, um sich zu zerstreuen, und die lange Weile fortzuschaffen! Nicht die Dame am Nachttisch mit ihren Vapeurs, die sie in Ermangelung eines Cicibeo durch Gleimen will verjagen lassen! Nicht der süße Herr, der aus sechs Büchern sechs Brocken sammelt, die er in allen Gesellschaften hinwirft, um gelehrt zu scheinen, und wieder aufhebt, um einen Vorrath für die Zukunft zu haben. — Es giebt noch in Deutschland von Wien an bis nach Hamburg eine Menge geschmackvoller Männer und Männinnen, die da lesen, ihren Geist zu nähren, die sich den fühlenden Busen voll lesen und dann urtheilen, ohne urtheilen zu wollen. Diese sind unser liebstes Publicum und eigentlich diejenigen, auf deren Beyfall, wenn ich ein Dichter wäre, ich am meisten stolz seyn würde; stolzer als auf das schülerhafte Lob der Journale und auf die Menge der Editionen. Ein Hofmann, der sich dem Getümmel entreißt, um zurückzukehren in die Gesellschaft der Wielande, der Uze, der Gleime; eine Matrone, die ihren Kindern den Gellert vorsagt, bis sie ihn auswendig können; ein geschmackvoller Mann

außer

auſer dem gelehrten Stande, der es mir geſteht, daß er bey Romeo und Julie geweint hat: — lauter brave Leute, die keine Kunſtrichter ſind, auf deren Sentiment ich aber mehr baue, als auf die Decrete der kritiſchen Parlaments Herrn: „Wir haben geleſen — „Wir urtheilen — wir glauben — wir rathen dem „Verfaßer — und das von Rechtswegen! „

Man ſpielt mit dem Worte Publicum, wie mit einem Zahlpfennige; und faſt möchte ich durch die Beſtimmung des verſchiedenen Sinnes, welchen man dieſem Ausdrucke giebt, einen kleinen Beytrag zu einem deutſchen Wörterbuche liefern.

„Das Publicum hat ſehr günſtig von mir geurtheilt„ das iſt verdollmetſchet: Einige meiner guten Freunde, die Journale ſchreiben, haben es der Welt, der ſie mein Buch anlobten, auf eine verblümte Art geſagt, daß ſie meine Freunde ſind.

„Das Publicum hat meine Schrift gut aufgenommen.„ — Das heißt: mein Verleger hat ſie verkauft, für Geld, oder für Waare; und er glaubt, auch noch die zwoote Auflage verkaufen zu können, die ich jetzt veranſtaltet habe.

„Die

„ Dieſes Buch iſt von dem Publicum längſt verlacht worden. „ — weil es nämlich in den Augen einiger Kunſtrichter ein Stein des Anſtoßens war.

„ Es ſind dies nicht die Urtheile einzelner „ Perſonen, ſondern die Urtheile des Publicum „ von ganz Deutſchland „ — das iſt zu überſetzen: die Kunſtrichter, welche hier urtheilen, wohnen nicht alle in Einem Hauſe, in Einer Stadt; aber ihre Geiſter ſind immer getreulich bey einander.

„ Ich übergebe hiermit dem Publicum dieſe „ Briefe. „ — Nämlich alle Perſonen, die einen Gulden zuviel haben und ihn für dieſes Buch dahin geben wollen, ſollen mein Publicum ſeyn.

In dieſem Tone mag ich nicht fortfahren; man hat es mir ohnehin vorgeworfen, daß ich zur Unzeit luſtig wäre *); was kan ich dafür, wenn ich muß? Bey gewißen Gegenſtänden kan man nicht ernſthaft ſeyn.

Dies weiß ich nun, daß aus den harmoniſchen Stimmen geſchmackvoller Leſer die Stimme des Publicums

*) S. die Vorrede zu der Theorie, verglichen mit der D. Bibl. der ſch. W.

blicums zusammentönet. Aber wer berechnet mir die Mehrheit der Stimmen? Kan ich mich auf diese verlaßen? Und wie soll ich daraus die gute oder schlechte Beschaffenheit eines Buchs erkennen?

Glücklich wären wir, wenn wir eine Urne hätten, in welche nur geschmackvolle Leser ihre ὀξυκα werfen dürften: zählen könnten wir dann diese, und daraus wenigstens mit einer moralischen Gewisheit den Werth der Schriftsteller bestimmen. — Aber Verwirrung herrscht durch unser Vaterland; es giebt verschiedene Tribunale von zusammenlaufender Gerichtsbarkeit; jeder schenkt seine Stimme, wohin er will — der Kluge votirt unterdeßen in der Stille und sein Votum wird oft überschrieen und gilt — nichts.

Bey allgemeinen Schriftstellern, die für die ganze Nation schreiben, für den Greiß, den Mann und den Jüngling, für die Matrone und die Demoiselle, für den Gelehrten und für den Bürger, ist die Sache leichter zu entscheiden. Leset Gellerts Fabeln dem Baron vor; er wird sagen: sie sind schön. Im Winkel steht sein Diener und denkt: mein Herr hat Recht; ein Urtheil, welches er oft sagt und selten denkt! Gebt sie der gnädigen Frau und dem Cammermädgen, dem Capitain und seinem Fourier, dem Prediger und dem Bauer: sie sind für alle gemacht, und alle werden sie

schön

schön finden, wenn sie nicht ganz von der ungütigen Natur verwahrloßt sind. — Hier habe ich meine Gewährleister, wenn ich sage: dieses Buch ist von dem Publicum gekostet, geschmeckt und gelobt worden; es ist also gut und, wenigstens für unsere Zeiten, Klassisch.

Aber schwerer ist es, das Urtheil des Publicum über eine solche Schrift zu erfahren, die nur für einige Leser gemacht ist; über Sympathien, Messiaden, Lehrgedichte von der Natur der Dinge, allegorische Oden, theoretische Schriften und Rhapsodien über die Empfindung. Die Stimmen müssen allemahl nothwendig getheilt seyn, wenn der Autor nicht allen allerley ist. Und wer soll da entscheiden?

Nicht die Mehrheit der Stimmen: denn man kan immer voraussetzen, daß die klügere Partey die kleinste ist. — Nicht derjenige Theil, welcher am meißen schreyt, man ist auch schon bey den Zänkereyen des Pöbels geneigt, derjenigen Partey günstig zu seyn, die die gelassenste ist. — Nicht endlich allemahl der gelehrteste Haufen: denn selten ist eine sehr weitläufige Gelehrsamkeit mit dem guten Geschmacke vergesellschaftet.

Ein solcher Autor, der nicht für alle schreibt, hat also sein eigen Publicum für sich, zusammen gesetzt aus

unpar-

nepartewischen Richtern, die ihn vernünftig beurtheilen können und wollen. Ein empfindungsvoller Busen, der aufschwillt bey den Sympathien; eine klopfende Brust bey der Episode der Cidli; ein feuriges Auge, aus welchem die Phantasie blitzt bey der Natur der Dinge: sehet da bessere Richter ohne Kunst, als alle Kunstrichter. Eine Menge wackerer Leute vom Berge Jura an biß an das baltische Meer sind ein Publicum, welches einen Autor schon für seine Mühe belohnen kan, wenn es will: und Ein Journalist, welcher dagegen schreyt, kann nur aus den Ohren solcher, die alles glauben, was er ihnen versagt, die Stimme dieses Publicum hinwegschreyen.

„ Aber das Publicum urtheilt oft heute so, morgen anders; wie soll man sich nun auf sein Urtheil „ verlaßen? „

Das wird die Zeit lehren! So wie wir immer die neueste Mode für die schönste halten; wie die Demoiselle bey dem Bilde der Grosmama lacht, die noch die Fontange trug: so blendet uns oft in Werken der Kunst das Email, welches zu unsern Zeiten gewöhnlich ist, und da jedermann es schön findet, so fällt es uns nicht einmahl ein, das Gegentheil zu meinen. Da steht nun der arme Alte, wie einer der seiner Schönheit beraubt ist; wir aber gaffen einander an und rufen uns wechselsweise das Euge! belle! zu. — Die Nachwelt sieht

uns von fern; ſie iſt unbeſtechbar und entſcheidet unſern Werth, beſtimmt das Korn und das Schrot unſers Jahrhunderts beſſer und aufrichtiger, als die Paradeins unſerer Zeiten. Vor ihrem Tribunal alſo ſollen ſich dereinſt noch unſere Schriftſteller verſammeln und ihr Urtheil zum Leben, oder zum Tode erwarten. Ganz elende Schriften können ſchon wir hinwegfichten; aber von ſolchen, über deren Vortreflichkeit, oder Mittelmäßigkeit die Vorwelt ſich zankt, muß die Nachwelt das Recht ſprechen.

Ich weiß es, daß Leſing, Klopſtok, Wieland, Gleim, Rabener ante Scribenten ſind; aber wie ſoll ich es einem andern beweiſen, der nicht in meine Bruſt ſchauen und in der ſeinigen nicht fühlen kan? Hier verläßt mich meine Logik und Aeſthetik: gehe hin, ſage ich, und koſte und wenn du nichts ſchmeckeſt, was kan ich dafür!

Nicht die Menge der Auflagen und der Käufer, nicht das Lob der Journale, nicht die Größe des Soldes, welchen der Autor empfängt, nicht die Anzahl der Zuhörer, die ſeine Schrift verlangt haben, nicht ſein Titel, ſelbſt nicht ſein Ruhm können den Werth ſeiner Schrift beſtimmen.

„ Unsere Schriften (sagt ein seynwollender elender Scribent im Namen seiner lieben Brüder) „ mögen beschaffen seyn, wie sie wollen, so finden sie doch „ allemahl einen Verleger, Käufer und Leser:

Ils trouvent pourtant, quoiqu'on en puisse dire,
Un Marchand pour les vendre et des fots pour les lire.

„ Man frage nur die Buchhändler, ob nicht die „ Postillen, Romane, Briefsteller, poetische Handbücher und Trichter, Reimregister, Notariatkünste, Complimentier-Büchlein, der Eulenspiegel und dergleichen „ schöne und nützliche Werke den besten Abgang haben? „ Wie begierig sind nicht Happels und Menantes Schriften gekauft worden? Und Uhsens wohl informirter „ Redner ist wenigstens neunmahl aufgelegt. „

Wie viele Leser finden sich nicht noch zu unsern Zeiten für gewiße pragmatische Geschichtsschreiber in Quarto, für die Statistiken der vereinigten Niederlande und selbst für die Gedichte des seeligen Herrn Archidiaconus Zimmermanns! Klotz hat seine meisten Schriften an die Buchhändler verschenkt; aber Donatius in Lübeck ist so grosmüthig, mehrere Thaler für die Bogen des Antikritikus zu bezahlen. Wer ist mehr in Journalen getadelt worden, als Wieland, und wer

ist

iſt ein beſſerer Scribent, als er? Wer hat mehr auf Verlangen ſeiner Zuhörer geſchrieben, als ** und wer ſchreibt ſchlechter, wäſſerichter, weitſchweifiger, und auf eine ſo unerträgliche Art deutlich, als eben er?

Wer alſo nicht ſelbſt empfinden kan, dem ſoll man es auch nicht beweiſen, daß ein Autor gut, oder elend iſt; man kan es nicht. Wer die muſicaliſche Poeſie in Rammlers Ino nicht hört, dem ſage ich, mit Liſcow, daß ſeine Ohren nicht werth ſind, an einem Menſchen Kopfe zu ſtehen.

Für die Anmerkungen, die ich noch über unſer deutſches Publicum insbeſondere gemacht hatte, iſt eine andere Stelle beſtimmt. Denn ich vermuthe, daß Sie kein Freund von langen und von hypochondriſchen Briefen ſind. Ich bin u. ſ. w.

---

gedruckt mit Hellers Schriften.

Folgende Druckfehler beliebe der geneigte Leſer zu verbeſſern, oder nicht zu verbeſſern, nachdem er es für gut befindet.

S. 3. — politiſche — lies — politiſchen. S. 4. — kritiſch — lies — kritiſches. In der Note — dieſen — lies — dieſem. S. 5. — lächerlichen — lies — lächerlichſtem. S. 7. — ſcoptiſch — lies — ſceptiſch — wird ihm eine Regel — lies — ward u. ſ. w. S. 9. — in welcher — lies — in welchen. S. 11. der nur ein Trauerſpiel — lies — der mir u. ſ. w. S. 13. hervitſtiſche — lies — hervitſtiſche. S. 16. Vorurtheile — lies — Vortheile — ſchliſt — lies — ſchließt. — müßen alle Menſchen — lies — müßten. S. 17. Skoptiker — lies — Skeptiker. S. 18. Syſtem hier — lies — Syſtemlein. S. 25. Reading goad — lies — riding coat. S. 30. York — lies — Yorik. S. 43. die Schönheit — lies — da u. ſ. w. — daß ihm — lies — weil ihm. S. 53. zu begehen — lies — zu begehren. S. 78. wir alle — lies — wie alle. S. 80. geleſen werden — lies — geleſen zu werden. S. 85. Corbillon — lies — Crebillon. S. 106. die uns ohngefehr — lies — die nun u. ſ. w. S. 110. Taſſo — lies — Taſſoni. S. 111. gewöhnt werden — lies — gewöhnt worden. S. 115. Fiſchorts — lies — Fiſcharts. S. 121 berühmte Lehrer — lies — Lehren. S. 122. erhalten — lies — erhalte. S. 123. Eſſe — lies — Eſe. S. 128. Smollet — lies — Groſley. S. 154. nach Stelpo ein Punctum. S. 156. lies:

Acutum
Reddere quae ferrum valet exſors ipſa ſecandi.